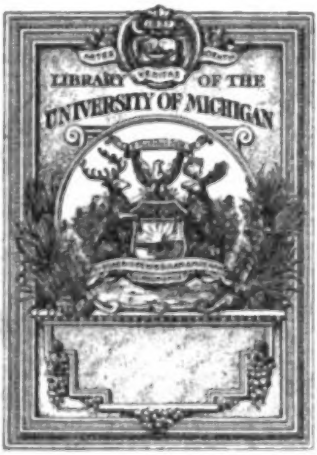

FROM THE LIBRARY OF

Professor Karl Heinrich Rau

OF THE UNIVERSITY OF HEIDELBERG

PRESENTED TO THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
BY

Mr. Philo Parsons

OF DETROIT

1871

Digitized by Google

AE
27
.B862
1822

Digitized by Google

Digitized by Google

PARSONS LIBRARY
University of
MICHIGAN

Real-Encyclopädie

oder

Conversations-Lexicon.

Fünfte Original-Auflage.

(Dritter Abdruck.)

Fünfter Band.

I bis L.

Nachricht für die Herren Buchbinder.

Die Titel sind so zu falzen, daß der Schmutztitel vor und nicht nach dem Haupttitel zu stehen komme. — Nach dem letzteren folgt bei jedem Bande das Königl. Würtemb. Privilegium. Wegen des frischen und engen Drucks ist beim Binden alle Vorsicht anzuwenden, daß solcher nicht abschwärze.

Digitized by Google

Anzeige.

Von der fünften Original-Auflage dieses Werks sind fünf verschiedene Ausgaben veranstaltet, und zwar in folgender Art und zu den dabei bemerkten Pränumerations-Preisen, zu welchen es bei dem Herausgeber selbst und in allen Buchhandlungen in Deutschland zu erhalten ist.

No. 1. F. Druckp. in ord. 8. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 12 Thl. 12 gr. (Fl. 22. 30 Xr.)

No. 2. F. Schreibp. in ord. 8. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 18 Thl. 18 gr. (Fl. 33. 45 Xr.)

No. 3. Weiß Med. Druckp. in Med. F. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 22 Thl. (Fl. 39. 36 Xr.)

No. 4. supra-fein Berliner Med. Druckp. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 28 Thl. (Fl. 50. 24 Xr.)

No. 5. supra-fein engl. Vel. Pap. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 45 Thl. (Fl. 81.)

Man beliebe noch zu bemerken:

1) daß einzelne Theile nur zur Ergänzung abgelassen werden, und außerdem das Werk nur im Ganzen verkauft wird;

2) daß Privat-Personen, welche sich direct an den Verleger nach Leipzig wenden und sechs Expl. zusammen nehmen, das siebente frei erhalten, oder ⅐tel des Betrags in Abzug bringen können;

3) daß für die Besitzer der vier ersten Auflagen das Neue dieser fünften in besonderen Supplementen gesammelt worden, die in vier Abtheilungen (jede von 30 Bogen) ausgegeben sind. Alle vier Abtheilungen dieser Supplemente (124 Bogen zusammen), die nicht getrennt werden, kosten im Pränumerationspreise auf Druckpapier 2 Thlr. 16 Gr. (4 Fl. 48 Xr.) und auf Schreibp. 3 Thlr. 8 Gr. (6 Fl.)

Digitized by Google

10045

Allgemeine deutsche

Real-Encyclopädie

für

die gebildeten Stände.

(Conversations-Lexicon.)

In zehn Bänden.

Fünfter Band.

J bis L.

Fünfte Original-Auflage.

(Dritter Abdruck.)

Wie sie der Verfasser schrieb,
Nicht wie sie der Diebstahl druckte,
Dessen Müh' ist, daß er richte
Andrer Mühe stets zu Grunde.
Calderon.

Mit Königl. Würtembergischen Privilegien.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1822.

Digitized by Google

Königl. Würtembergiſches Privilegium gegen den Nachdruck und den Verkauf eines Nachdrucks dieſer Neuen Auflage.

Se. Königl. Majeſtät der König Wilhelm von Würtemberg haben dem Buchhändler Friedrich Arnold Brockhaus in Altenburg das Privilegium zu verwilligen geruht: daß innerhalb des Zeitraums von Sechs Jahren, von dem untergeſetzten Tage an, die von ihm zu veranſtaltende vierte verbeſſerte Auflage des in ſeinem Verlage herauskommenden Converſations-Lexicons oder encyclopädiſchen Handwörterbuchs für gebildete Stände, ſo wie jede weitere Auflage dieſes Werks, welche er entweder unverändert nach jener vierten oder mit neuen Zuſätzen und Veränderungen innerhalb des bemerkten Zeitraums herausgeben wird, in den Königlich Würtembergiſchen Staaten nicht nachgedruckt und etwa davon im Auslande veranſtaltete Nachdrücke im Königreich Würtemberg nicht verkauft werden dürfen. Alle diejenigen, welche dieſem Privilegium zuwider handeln würden, ſollen mit den in der Königl. General-Verordnung vom 25ſten Februar 1815,

Digitized by Google

betreffend die Privilegien gegen den Büchernachdruck, gegen die Uebertreter solcher Privilegien bestimmten Strafen belegt, und zu dem daselbst bestimmten Schadenersatz angehalten werden.

Gegeben Stuttgart im Königlichen Ober-Censur-Collegium, den 14ten Januar 1817.

(L. S.) v. Menoth.

Jäger.

Digitized by Google

Kritik und Antikritik über das Conversations-Lexicon.

I. Kritik desselben.

(Aus den Wiener Jahrbüchern der Literatur zwölfter Band, oder vierter von 1820.)

Es kann nicht der Zweck dieser Anzeige sein, in eine genauere Entwickelung eines Werks einzugehen, welches aus zehntausend Artikeln besteht. Vielmehr wird es genügen, durch eine Betrachtung im Allgemeinen die Pflicht der Anerkennung zu erfüllen, welche man einer so wichtigen Erscheinung im Gebiete europäischer Literatur schuldig ist. Ueber die Geschichte seiner Entstehung werden wir aus dem Vorberichte zum letzten Bande das Nöthige zur Kenntniß des Lesers bringen, in so weit dieses die Vollendung der Anzeige erfordert.

Die Frage, ob ein Werk dieser Art Zeitbedürfniß sein könne, welche wohl anfangs von Einigen angeregt worden, ist durch diese fünfte Ausgabe selbst widerlegt: auch bei der größten Geschicklichkeit des Buchhändlers in Verbreitung seines Verlags, welche hier allerdings in Erwägung zu ziehen kommt, ist doch eine so sehr ins Ungewöhnliche gehende Vervielfältigung des Conversations Lexicons, das nun ohne Einrechnung des Nachdrucks in 40,000 Exemplaren im Publico vorhanden ist, nur durch ein wirklich bestehendes Bedürfniß nach einem Buche ähnlicher Art denkbar. Wenn aber auch diese materielle Widerlegung eines unstatthaften Einwurfs gegen die Unternehmung nicht so leicht aufzufinden wäre, so spricht die Sache schon an und für sich klar genug, und die beiden Herausgeber haben es nicht versäumt, hierüber das Nöthige zur Sprache zu bringen. Das gesellige Leben unserer Tage hat einen Charakter angenommen, welchem gemäß dasjenige, was sonst den Kreis der Kenntnisse so genannter gebildeter Zirkel ausmachte, nicht mehr genügt. Die Erfahrungen der Gegenwart zwingen, so zu sagen, Jeden in die Vergangenheit zurück zu blicken, und beide einander vergleichend gegenüber zu stellen. Eine nicht oberflächliche Kenntniß der Geschichte, der uns fremdesten und entferntesten, so wie der einheimischen und nächsten, und die auf solche Kenntniß begründeten Ansichten über Verfassungen, Volkscharakter und Regierungsverhältnisse sind gewöhnliche Gegenstände des Gesprächs geworden. Die Wissenschaften haben, zwar nicht zu ihrem Frommen, einen Charakter angenommen, der sie in die kleinsten Eigenheiten des Lebens einzugehen verleitet, und damit auch das Mitsprechen der eigentlich nicht Eingeweihten veranlaßt. Insbesondere hat sich die Philosophie fast jedes Gegenstandes und auch solcher Kenntnisse bemächtigt, die sonst rein auf einfache Erfahrung gestützt waren und dadurch hinlänglich gesichert schienen. Die Auffassung der schönen Kunst jeder Art hat aufgehört von einem blos reinen Natur-

gefühle für das Schöne auszugehen, sondern ist entweder auf geläuterte Einsicht begründet, oder geht von einem dumpfen Bewußtsein bestehender Regeln aus, in welches die Seelen der meisten heutigen Kunstfreunde, wie in eine Gattung Vorhölle unentwickelter Gefühle, durch das kritische Geschrei von mehr als zwanzig Jahren gebannt worden. Für jeden Fall will man sich Rechenschaft von dem, was man empfindet oder zu empfinden glaubt, geben können, und sucht nach den Gründen. Auch Chemie und Botanik, ja selbst die Arzneiwissenschaft sind Gegenstände der geselligen Unterhaltung geworden, und wenn man auch die mathematischen Wissenschaften scheuet und von der Physik nur die Experimente liebt, will man doch nicht darin ganz unerfahren scheinen. Geognostische Kenntnisse vermeint fast Jeder haben zu sollen, so wie so Mancher von Kriegswissenschaft mehr als Viele zu verstehen glaubt, die vom Fache sind, aber nur durch ein Mißverstehen ihrer selbst dahin gelangten. Ueber Religion endlich reden sowohl diejenigen, welche nichts von ihr verstehen, aber sie zum Gegenstande eines heftigen Streites gemacht haben, als jene, welche lieber nicht davon sprächen, sondern sie nur in ihrem Herzen stille bewahrten; denn sie werden von Gegnern aller Art dazu gezwungen. Im Ganzen ist der Stand der Geselligkeit unserer Zeit als ein vielfach bewegter, in endlosen Streit zersplitterter zu betrachten, der sein eigentliches Leben nicht aus dem unversiegbaren Schatze in Gott begründeter Gefühle, sondern aus der Aufhäufung täglich profaner werdender Kenntnisse zu erneuern sucht, und sich daher rein auf Erkenntniß begründen will. Ein Zustand der Verirrung, welcher nur aus der großen Ausbreitung mit rühmlichem Eifer gepflegter Wissenschaften in begreiflicher Einseitigkeit hervor ging, und obgleich schon den Keim seiner Auflösung in sich tragend, dennoch für jetzt ausgedehnt genug besteht und beinahe die Kunst Alles zu wissen von Jedem zu verlangen scheint. Bei solcher Lage der Dinge ist ein Buch, in welchem man sich über das Wissenswürdigste Raths erholen kann, eine wahre Unentbehrlichkeit.

Ueber das Conversations-Lexicon, oder, wie das Buch jetzt heißt, die Real-Encyclopädie (welche sich jene Aufgabe eines Berichts über das Wissenswürdigste machte), ist es nicht leicht mit größerer Anerkennung ihres Werthes zu urtheilen, als Herr Brockhaus in der Ankündigung dieser fünften Ausgabe selbst that. Er sagt nämlich: „daß keine Nation ein Werk aufweisen könne, welches diesem in umsichtiger encyclopädischer Behandlung der wichtigsten Gegenstände, die den gebildeten Menschen auf dem jetzigen Standpuncte der Cultur ansprechen, in Reichthum, Mannigfaltigkeit und Umfassung der abgehandelten Gegenstände, in Brauchbarkeit fürs Leben, in Interesse für beide Geschlechter und alle Stände und Lebensverhältnisse gleich komme.“ — Auf alle Fälle heißt dieß ungenirt vor Freunden gesprochen, und wenn auch ohne Anmaßung, doch wahrhaft unbedenklich. Wir gestehen indeß gern, daß wir gleichfalls unbedenklich im Ganzen diesem Urtheile beistimmen. Ein Werk, wie das vorliegende, wo über alle Zweige der Wissenschaften, über die Kunst in ihrer weitesten Ausdehnung, über Geschichte und die ihr verwandten oder untergeordneten Kenntnisse in ihrem vollen Umfange, endlich über so viele Gegenstände des gesellschaftlichen Verkehrs, die keinem Einzelnen in ihrer Ausbreitung hinreichend bekannt sein können, in nicht zu ausführ-

licher, doch auf die Tiefe der Sache eindringender Bericht erstattet wird, der gleichwohl alles gelehrten Ansehens entäußert, nur als einfache schlichte Darstellung erscheint, um für Jeden, der auf Bildung im Allgemeinen Anspruch machen kann, brauchbar zu sein und ihm die Stelle eines berathenden Freundes zu vertreten, ein solches Unternehmen darf sich ausgezeichnetes Verdienst beilegen. Wie manche Encyclopädien, historische Dictionnaires u. dergl. auch das Ausland aufzuweisen hat, ein Werk dieser Art wird nur in Deutschland zu Stande kommen können; auch möchte es selbst hier in solchem Umfange nur der Thätigkeit des Herrn Brockhaus zu vollenden möglich geworden sein.

Je wärmer wir aber diese Verdienste anerkennen, desto mehr müssen wir beklagen, daß die Herausgeber nicht dahin gestrebt haben, in den Abtheilungen des Werks, welche Religion und Politik betreffen, dasselbe rein von Parteilichkeit zu halten. Indem das Conversations-Lexicon eine allgemeine Encyclopädie zu sein anspricht, hat es nicht blos dies Wort auf die Verbreitung über alle Gegenstände des Wissens zu beziehen, sondern auch den Umfang seines Gebrauchs für jeden Gebildeten zu berücksichtigen. Es hätte daher nicht angriffsweise gegen die katholische Ansicht des Christenthums auftreten, sondern diese rein historisch aufstellen, und, wie man dies mit Recht verlangen kann, Alles, was katholischen Cultus u. dergl. betrifft, von Katholiken bearbeitet liefern sollen, die natürlich darüber bessere Rechenschaft gegeben haben würden, als vielleicht etwa ein gelehrter, doch vom Eifer für seine Sache entzündeter Prediger, der überall Aberglauben oder gar Götzendienst zu sehen geneigt ist. Diese feindselige, dem Conversations Lexicon nicht zustehende Gesinnung verbreitet sich oft über die Referate von Gegenständen, die gar nicht in Berührung mit dem Katholicismus stehen, und sucht sich auf alle Weise, nicht zur Ehre des Werkes, Luft zu machen. So, um nur ein Beispiel anzuführen, finden wir in dem Artikel Barbaresken bemerkt, daß diese schmählichen Raubstaaten nach dem Muster des Maltheser-Ordens gebildet worden seien, und lesen Malta als den Sitz christlicher Seeräuberei bezeichnet. Hat es wirklich je ein christliches Institut gegeben, welches auf Raub begründet war? und ist es möglich, einen in seiner Entstehung wie im Fortgang seiner Geschichte ehrwürdigen Orden auf eine verkehrtere Weise zu verunglimpfen? Eben so sind einige Darstellungen der Hauptansichten des Christenthums, wenn auch mit reinem Gemüthe niedergeschrieben, dennoch dem Katholiken, der hierüber andere Ansichten und Ueberzeugungen gewann, anstößig. Dieß kann aber bei der Verschiedenheit der zwischen Reformirten und Katholiken bestehenden Ansichten weder getadelt werden, noch war es zu beseitigen; da das Werk in protestantischen Landen gegründet und größtentheils von protestantischen Gelehrten bearbeitet worden ist. Leider kann, der vorhandenen Religionsspaltung wegen, kein das Ganze menschlicher Erkenntniß umfassendes Werk in Deutschland erscheinen, welches wahrhaft allgemein ansprechend wäre und einer unbeschränkten Zustimmung aller Gebildeten versichert sein dürfte. Nur kann man Mäßigung, welche die Reformirten seit einiger Zeit ganz beseitigt zu haben scheinen, mit Recht verlangen, und dürfte in jeder Hinsicht dieselbe bei einem Werke, wie das Conversations-Lexicon, voraussetzen, in welchem man Beiträge nicht von

streitsüchtigen Theologen, sondern von ruhig denkenden Gelehrten erwartet. In Gegenständen der Politik gibt das Conversations-Lexicon Manches, was in der Meinung der Menschen wenigstens noch im Streite liegt und blos historisch hätte vorgetragen werden sollen, als Gegenstand einer unbezweifelten Lehre, die es mit befremdender Sicherheit vorträgt. Es sucht sich in den diesfälligen Referaten innerhalb solcher Schranken zu halten, daß man es nicht förmlich eines Widerstandes gegen gesetzlich bestehende Anordnungen zeihen könne; doch strebt es indirekt eine Opposition zu bilden und nimmt nicht selten einen Ton an, welcher wohl einem niederländischen Parteiblatte, nicht aber einem gelehrten Werke zukömmt. Als in dieser Hinsicht bemerkenswerth wollen wir nur den Artikel demagogische Umtriebe in Deutschland anführen, in welchem, bei anscheinender Ruhe in Darstellung und einer wohl nur zum Spaße des Verfassers gewählten kühlen Nüchternheit des Ausdrucks, die für Unparteilichkeit gelten soll, die Regierungen und ihre Maßregeln mit knabenhafter Keckheit verhöhnt werden. Wir enthalten uns, mehr über diese böse Seite eines sonst trefflichen Werkes anzuführen, um so mehr, da eine genauere Würdigung der Einzelnheiten außer den Grenzen dieser Anzeige liegt. Nicht immer die Meinung ist es, welche ein Werk oder einen Mann entstellt; denn die Geschichte zeigt uns in vielen Epochen gänzliche Geschiedenheit der Meinungen der Zeitgenossen bei eben so unbezweifelter Rechtlichkeit der Streitenden. Es ist aber die mit der Art, wie der Streit geführt wird, kund werdende tiefere Grundlage des Gemüths, welche ein niemals irriges Urtheil zu begründen pflegt. Ueber Gegenstände so wichtiger Art, wie das Verhältniß der Völker zu den Regierungen, soll man sich im Angesichte einer ehrwürdigen Nation, wie die deutsche, vor Allem in angemessener Reinheit der Gefühle äußern, und sich nirgends Verdrehungen erlauben oder in Nachahmung französischer Revolutionsdialektik auf eine niederere Stufe herabsteigen, als auf welcher man sich seiner Natur nach befindet. Dies ist die Weise, in welcher Voß gegen Stolberg schreibt, oder in der die Isis die selbst gewählten Gegner anfeindet, welche aber früher unter uns nicht für einheimisch galt.

Bei dem großen Inhalts-Reichthume des Conversations-Lexicons wird man indeß nur selten auf solche Artikel stoßen, welche eine gerechte Rüge verdienen. Die große Anzahl meistens anerkannter Gelehrten, welche an dem Werke gearbeitet (es sind ihrer beinahe hundert mit ihren Chiffern in der Vorrede zum letzten Bande namhaft gemacht, mehrere wollten nicht genannt sein), hat demselben im Ganzen den Charakter echter Wissenschaftlichkeit bei der möglichst größten Verständlichkeit aufgeprägt. Dies große Verdienst populärer Klarheit entbehren selbst die Ausarbeitungen über Medicin und Staatswissenschaft nicht, obgleich der Gegenstand widerstrebend scheint. Eben so sind die Philosophie und die ihr verwandten Wissenschaften, in so fern dies von einem Lexicon verlangt werden kann, in umfassender Ausführlichkeit, und mit kaum zu erwartender Uebereinstimmung der einzelnen Artikel vorgetragen und hinlänglich anregend, um zu weitern Studien einzuladen. Den Hauptstamm des Ganzen bildet die Geschichte in ihrer weitesten Ausdehnung; sie ist in allen ihren Abtheilungen mit der größten Sorgfalt behandelt und bis zu den Biographien merkwürdiger Männer und Frauen herab geführt. Hier indeß

werden, wie auch die beiden Herausgeber selbst bemerken, immer Berichtigungen nöthig bleiben, da besonders für die neueste Zeit selten ächte Quellen über die nähern Lebensumstände Einzelner benutzt werden können. So bedarf z. B. die Biographie Voltaire's einiger Aenderungen; sie scheint mit zu großer Sorglosigkeit, auch in Hinsicht des Urtheils, einer französischen Arbeit nachgeschrieben, da zuletzt geklagt wird, daß jetzt die Ultra's ein so großes Geschrei gegen Voltaire erheben. Mit eigentlicher Leidenschaftlichkeit ist in diesen Biographien, wenn wir nicht irren, gegen Niemanden, als gegen Adolf Müllner verfahren. Die Art, wie hier an diesem Schriftsteller für frühere Unbilden Rache genommen worden, indem außer anderem Schimpfe ein eigner schmähender Zusatz zu seiner Biographie im Anhange geliefert wird, ist des Conversations-Lexicons unwürdig. Wir wollen damit nicht sagen, daß nicht Herr Adolf Müllner dies und Mehreres für wahre Ungezogenheiten und für die trockne Arroganz seiner Kritik verdient habe; allein aller Tadel, der im Conversations-Lexicon Platz erhält, soll nur in Folge in sich geschlossener Ueberzeugung erscheinen und nicht mit Rache oder anderer Leidenschaft in Verbindung auftreten.

Wir haben bereits oben bemerkt, daß Herr Brockhaus selbst das Vorzügliche seines Conversations-Lexicons auf eine Art gewürdigt, welche zu überbieten schwer ist; er hat mit gleicher Sorgfalt dem Tadel zu begegnen gesucht, in so fern dieser sein Werk, als in Einzelnheiten unvollendet, treffen könnte. Ueber die Entstehung und Fortbildung des Lexicons gibt er und Herr Hain, der sich als Mitredacteur unterzeichnet, im zehnten Bande einen sehr interessanten Bericht: Die erste Idee zu dem Werke wurde im Jahre 1796 von dem verstorbenen Dr. Löbel gefaßt, der damit ein Lexicon begründen wollte, in der Art von Hübners Zeitungslexicon; doch nach der indeß viel höher gestiegenen Bildung des Zeitalters angemessen erweitert. Er starb nach Herausgabe einiger Bände, und als Herr Brockhaus im Jahre 1807 das Verlagsrecht an sich kaufte, waren in der Zeit von elf Jahren erst fünf Bände zu 36 bis 40 Bogen vollendet, welchen innerhalb zwei Jahren der sechste und letzte und zwei Supplementbände folgten. 1812 erschien der erste Band der zweiten Auflage, von Herrn Brockhaus noch allein redigirt; mit dem zweiten aber begann die Mitredaction des Herrn Dr. Ludwig Hain, dessen Kenntnissen und unermüdlicher Thätigkeit das Werk, bei mit dem ersten Redacteur gemeinschaftlich neu entworfenem Plane, seine ungemein vervollkommnete Gestalt dankt. Die Gegenstände der ersten Auflage, größtentheils auf Geographie, Geschichte, Mythologie, Naturlehre und schöne Künste, und zwar auf sehr geringes Bedürfniß halb gebildeter Leser beschränkt, wurden nach höheren Ansichten und in größerem Umfange neu bearbeitet, der Geschichte die Biographie beigefügt; Politik und Diplomatik, die neueste Zeitgeschichte, Staatswirthschaft, Religionsphilosophie, alte und neue Literatur, Archäologie, Anthropologie und populäre Medizin, Mathematik, Natur-, Handels- und Kriegswissenschaft und Jurisprudenz in eigenen Artikeln zur Bearbeitung ausgezeichnet. Die Zahl der Bände wurde bald auf zehn festgesetzt, welche indeß bei größter Benutzung des Raumes von sechs und dreißig nach und nach auf sechzig und mehr Bogen anwuchsen. In sechs Jahren erschienen nach diesem erweiterten Plane drei neue Auflagen, und immer waren beim

neuen Drucke für die früheren Supplementbände nöthig geworden. Herr Brockhaus, als der eine Redacteur, hatte bei dieser verbesserten Gestalt des ursprünglichen Conversations-Lexicons die Bestimmung der aufzunehmenden Artikel, wählte die Mitarbeiter, vertheilte die Arbeiten unter sie, gab die Quellen und Materialien dafür an, deren Herbeischaffung er besorgte, und deutete die nach seiner Ansicht aufzufassenden Gesichtspuncte an. Er behielt die gesammte europäische Literatur im Auge, durchging die in- und ausländischen Zeitschriften, nahm die von den Mitarbeitern eingehenden Artikel in Empfang und conferirte über ihre Aufnahme mit Hrn. Hain. Eigenen Ausarbeitungen unterzog er sich nur selten, und zwar allein im Fache der neuesten Zeit- und Literär-Geschichte und Biographie. In Letzterer übernahm er bei der vierten und letzten Ausgabe die letzte Redaction. — Die eigentliche Redaction der Artikel hatte Herr Dr. Ludwig Hain. Er hatte in das Ganze eine gewisse Harmonie zu bringen, die Lücken der Artikel anzugeben, die Verweisungen anzuordnen, und die gleichbezeichnenden auszumerzen. Wo sich nach gedruckten Hülfsmitteln Artikel verfassen ließen, bearbeitete er sie größtentheils selbst; es rühren mehrere Tausende von ihm her. Die Beiträge fremder Mitarbeiter, nachdem er darüber mit Hrn. Brockhaus im Allgemeinen conferirt hatte, überarbeitete er, wenn es erforderlich war, nach Styl und Inhalt. Bei neuen Drucken und Auflagen bemerkte er die in Verbindung stehenden Artikel. — Es werden hierauf in der Vorrede die Encyclopädien und Werke des Auslands bezeichnet, die bei dem Conversations-Lexicon benutzt wurden, die Mitarbeiter, in so fern dieselben nicht ungenannt bleiben wollten, werden namentlich aufgeführt; jedoch bemerkt, daß sie keiner literarischen Verantwortlichkeit hinsichtlich ihrer Beiträge unterliegen könnten, weil durch die häufigen Redactionen und Revisionen der einzelnen Artikel bei neuen Drucken und Auflagen so viele Umgestaltungen mit fast allen Artikeln vorgenommen worden seien, daß es nicht mehr auszumitteln sein würde, welches der ursprüngliche Antheil gewesen, den die ersten Verfasser an ihnen hatten. Ferner werden die Special-Redactoren mit Dank genannt, und eines jeden einzelner Wirkungskreis bezeichnet.

Bei der eigentlich ungeheuern Arbeit, welcher sich beide Redactoren zu unterziehen hatten, ist es mehr verlangt, als menschliche Kraft vermag, wenn man gleiche Vollendung in allen Zweigen der behandelten Wissenschaften und Künste anspräche. In der Theorie der schönen Künste zum Beispiel ist sehr viel geleistet; dennoch aber wird, um etwas anzuführen, das romantische wie das historische Schauspiel noch einer tieferen Begründung bedürfen; auch in Hinsicht der abstracteren Philosophie wird Mehreres nachzutragen sein, was noch als zum Kreise des allgemeinen Ideen-Umtausches gerechnet werden darf. Wir sind indeß weit entfernt, derlei kleine Unvollkommenheiten einem Werke zuzurechnen, dessen Aufgabe unendlich ist, und, wie die Herausgeber bemerken, nie eigentlich realisirt werden kann. Sie selbst erklären sich mit Recht dahin, daß sie eine so große Aufgabe ohne Fehl und Irrthum zu vollenden für unmöglich halten, auch wenn nicht der Umstand wäre, daß fast täglich Veränderungen in allen Staats- und politischen Verhältnissen, in der Literatur und dem Gesammtgebiete der Wissenschaften eintreten, und oft plötzliches Interesse für früher unbeachtete Gegenstände entstehe. Als noch mangelhaft in dieser fünften

Ausgabe bemerken sie insbesondere die Arbeiten über Naturwissenschaft, Archäologie und Rechtskunde, und entschuldigen den Mangel eines Gesammtrepertoriums mit der Unmöglichkeit bei der Kürze der Zeit und dem Andrange so vieler Arbeit das schwierige Geschäft der Ausarbeitung eines allgemeinen Repertoriums zu Stande zu bringen.

Die Herausgeber suchen ferner die raschen Vermehrungen und Verbesserungen der Artikel in den spätern Ausgaben durch die ihnen obliegende Pflicht der möglichsten Vervollkommnung des noch im Entstehen begriffen gewesenen Werks zu rechtfertigen, wozu sie um so unbedenklicher schreiten konnten, da für die Besitzer der frühern unvollkommneren Ausgaben jederzeit durch Supplementbände in sehr niedrigen Preisen gesorgt ward. Sie haben hier unstreitig das einzig mögliche Verfahren befolgt; doch glauben wir, daß, was die Zukunft betrifft, für den Eigenthümer des Verlags sowohl als für das Publicum besser gesorgt sein dürfte, wenn jetzt bei ruhigerer Muße allmählich an einer Ausgabe der letzten Hand gearbeitet würde, über welche man dann in langer Zeit nicht mehr hinaus schritte. Es muß endlich die Zeit kommen, wo bei der Ueberfülle der ins Publicum gegangenen Exemplare die Käufer sich nicht mehr so wie bisher zu neuen Auflagen hinzu drängen; die Neuigkeiten des Tages sind überdies einem Werke nicht unentbehrlich, welches leicht mit Uebergehung zufälliger Modificationen des bürgerlichen Lebens, dessen Eigenheiten und naturgemäße Umwandlungen in ihrer Grundtiefe zu erfassen und für alle Zeiten gleich geltend aufzustellen vermag. Auf diese Art behandelt, und dadurch über Leidenschaftlichkeiten und Parteiungen der Gegenwart, deren sie nicht mehr, wie insbesondere in dieser fünften Ausgabe geschah, mit zu williger Hingebung anheim fiele, weit erhaben, wäre die Real-Encyclopädie ein Werk für die nächste Zukunft, wie für die entfernteste, der sie als ein echtes und höchst sprechendes Bild der Culturstufe, der Wissenschaftlichkeit und Kunstbildung unserer Zeit ewig merkwürdig bleiben müßte. Immer noch Conversations-Lexicon, wäre diese Encyclopädie zugleich ein der Nachwelt eröffneter Schatz der Geistesthätigkeit unseres Jahrhunderts.

Was die äußere Ausstattung des Werks in dieser fünften Ausgabe betrifft, so haben wir schon oben unter dem Titel die verschiedenen Auflagen bemerkt. Sie ist ohne Zweifel wegen des durchgängig besseren Papiers jener aller früheren Auflagen vorzuziehen. Der Zweck der möglichst zu erreichenden Wohlfeilheit entschuldiget den sehr gedrängten Druck mit der beinahe kleinsten Schrift. Wir glauben indeß, daß die Bände und ihre Zahl nicht mehr so compendiös sind, um als eine Handbibliothek gelten zu können, über welche sie weit hinaus schreiten. Ueberdies wird das Conversations-Lexicon nie blos zum Nachschlagen, sondern sehr oft als nützliche und erfreuliche Lectüre zur wiederholten Durchlesung einzelner Einzelnen zusagender Arbeiten benutzt werden, welches jetzt eine Augen verderbende Unternehmung ist. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß eine künftige Auflage, wenn nicht in Quart, doch wenigstens in großem Lexiconformate mit Garmondlettern gedruckt erschiene, um das Lesen zu erleichtern.

Die gewöhnlichen Einwendungen, welche man gegen Real-Lexicons zu machen pflegt, auf das Conversations-Lexicon anzuwenden, würde außer seinem Platze sein. Es ist nicht ein Hülfsmittel, die Un-

tung. Wenn es manchmal einer verdienten Unwissenheit Einzelner den Schein des Wissens im bürgerlichen Leben geben mag, darf ihm dieses um so eher verziehen werden, da es zugleich den nur auf andere Zweige der Erkenntniß Beschränkten, doch an sich Gebildeten unterstützt. Indem es beide, auch den, der blos glänzen will, wirklich belehrt, befördert es den freiern Ideenumtausch sowohl der geselligen Cirkel als des geistigen Lebens überhaupt und darf sich den Zeitgenossen gegenüber allerdings ein großes Verdienst zueignen. Bei dem wichtigen Berufe, dem es mit Aufbietung aller Kräfte sehr schätzbarer Gelehrten folgte, sollte es sich aber innerhalb der Grenzen des Anstandes und der gewissenhaftesten Schonung ehrwürdiger Verhältnisse auch in solchen Dingen halten, welche, Gegenstand getheilter Gesinnungen der Zeitgenossen, erst von der Zukunft ihre Vermittlung erwarten. Es hat hierin auf keinen Fall die rechte Bahn gefunden, welche von leidenschaftlicher Schmähung und dem trüben Beginnen eines seiner nicht mächtigen Gemüths weit entfernt, in einer ruhigen klaren Mitte liegt. Dies ist die wahre Stelle, welche verständige Männer der Zeit suchen, die keineswegs in die Gegenwart einzugreifen sich scheuen, aber ein von innerem Vorwurfe freies Gemüth sich bewahren wollen, und überzeugt sind, daß alles Gute, was dieser Welt eigen geworden, nur durch parteilose Würdigung aller Verhältnisse bei edler Schonung des Bestehenden, durch ernste Berücksichtigung der Vergangenheit, aus welcher die Institute der Gegenwart hervorgingen, ins Dasein getreten ist.

(Die Antikritik wird dem sechsten Bande dieses Werks vorgesetzt.)

J.

J, der neunte Buchstabe des deutschen Abc und unter den Selbstlautern der mittelste.

Jason, ein Sohn des Äson, Königs von Jolkos und der Polymede (nach Andern Polymete, Alcimede, Polyphemе u. a.), gehörte zu den Heroen des alten Griechenlands, und that sich vorzüglich durch die Unternehmung des Argonautenzuges hervor. Früher schon wohnte er der calydonischen Jagd bei. Sein Lehrer war der Centaur Chiron, der Erzieher fast aller damaligen griechischen Helden. Sein Vater legte die Regierung von Jolkos nieder, noch ehe Jason volljährig war. Daher regierte sein Oheim Pelias als Vormund das Land. Die Veranlassung zu Jasons berühmtem Zuge nach Kolchis erzählt die Mythe gewöhnlich folgendermaßen. Pelias ließ einst zu einem feierlichen Opfer des Neptun alle seine Verwandten, also auch den Jason, einladen. Als dieser auf seinem Wege nach Jolkos an den Fluß Evenus (Enipeus, Anaurus) kam, fand er die Juno in der Gestalt einer alten Frau, welche ihn bat, sie über den Fluß zu tragen. Jason that dieß, ließ aber seinen einen Schuh im Schlamme stecken. So kam er zum Pelias, der sich darüber entsetzte, weil ein Orakelspruch ihm geweissagt hatte, daß derjenige ihm Thron und Leben rauben würde, der zu dem Opfer ohne Schuhe käme. Pelias fragte den Jason, was er wol mit demjenigen machen würde, der ihm von dem Orakel als sein Mörder verkündigt worden wäre? Auf Eingebung der Juno antwortete Jason, er würde ihn nach Kolchis schicken, um das goldene Vließ wieder zu holen. Diesen Auftrag erhielt nun Jason vom Pelias. Die Veranlassung zu diesem Zuge wird auch noch auf andere Weise erzählt. Als Jason zwanzig Jahr alt war, befragte er das Orakel, wie er sich den Besitz seines rechtmäßigen Erbes wieder verschaffen könnte? Das Orakel befahl ihm, in der Kleidung eines Magnesiers, mit einer Leopardenhaut um die Schultern und mit zwei Lanzen bewaffnet, nach Jolkos an den Hof des Pelias zu gehen. Dieß geschah; doch kam Jason nur mit einem Schuhe bei dem Pelias an, da er den andern auf die angezeigte Weise verloren hatte. Alles verwunderte sich über diesen Aufzug, und Pelias, der ihn nicht kannte, erkundigte sich nach seiner Herkunft. Jason antwortete dreist, daß er Äsons Sohn, und in der Höhle des Chiron erzogen worden sei; hierauf ließ er sich die Wohnung seines Vaters zeigen. Nun kamen seine Verwandten, Pheres, Neleus, Admetus, Amythron, Akastus und Melampus zu ihm, mit denen er fünf Tage das Fest des Wiedersehens feierte. Dann gingen sie zusammen zum Pelias und verlangten die Abtretung des Reichs. Pelias wagte nicht, ihn abzuweisen und antwortete, daß er bereit sei, dasselbe ihm zu überlassen, wenn er zuvor eine rühmliche That ausgeführt, und das goldene Vließ wieder nach Thessalien zurückgebracht haben würde, wie der Schatten des Phrixus und das Orakel befohlen hätten, da sein eigenes hohes Alter ihm nicht erlaube, selbst diese Unternehmung auszuführen. Auf der Fahrt dahin zeugte Jason mit der Hypsipyle auf Lemnos den Euneus und Nebrophonos (Deipylus). Von der Medea (s. d. Art.) unterstützt, erreichte er den Zweck

seiner Reise glücklich, und kehrte mit ihr, als seiner Gemahlin, nach langem Herumirren endlich so glücklich in die väterliche Heimath zurück. Hier rächte er die Ermordung seiner Eltern und seines Bruders durch den Tod des Pelias. Dennoch war es ihm nicht möglich, zu dem Throne von Iolkos zu gelangen, sondern er mußte ihn dem Akastus, dem Sohne des Pelias überlassen und sich mit seiner Gemahlin nach Korinth flüchten. Hier lebten beide zehn Jahre in der glücklichsten Ehe, bis endlich Jason, der Medea überdrüssig, sich in Glauce, die Tochter des korinthischen Königs Kreon, verliebte, sie heirathete und seine Gemahlin und Kinder verstieß. Aber jene rächte sich schrecklich an der verhaßten Nebenbuhlerin und floh, als Jason sie dafür bestrafen wollte, auf ihrem Drachenwagen zum Könige von Athen, Ägeus, nachdem sie ihre mit Jason erzeugten Kinder, Mermeros und Pheretos, getödtet hatte. Hierauf soll sich Jason aus Verzweiflung selbst getödtet haben.

Ibarra (Joachim) königlich spanischer Hofbuchdrucker, ward zu Saragossa geboren und starb am 23. Nov. 1785 im sechzigsten Jahre seines Alters. Es gelang ihm, die Buchdruckerkunst auf eine Stufe der Vollkommenheit zu erheben, von welcher man bis dahin in Spanien noch keinen Begriff gehabt hatte. Aus seinen Pressen gingen die Prachtausgaben der Bibel, des Mozarabischen Missals, der Geschichte Spaniens von Mariana, des Don Quixote und der spanischen Uebersetzung des Sallust hervor. Letztere, welche 1772 in einem Foliobande erschien, ist vom Infanten Don Gabriel verfertigt, und sehr selten geworden, da der Prinz die ganze Auflage an seine Freunde verschenkte. Ibarra war der Erfinder einer Dinte, welche er, ohne ihrer Schwärze zu schaden, nach Gefallen im Augenblicke verdicken oder verdünnen konnte. Auch war er der Erste, der in Spanien die Kunst einführte, die Druckbogen nach dem Abdrucke zu glätten, um die Unebenheiten aus denselben zu verwischen und ihnen ein gefälligeres Ansehn zu geben. Da er sein Vaterland nie verlassen hatte, so war er auch Erfinder fast aller seiner Geheimnisse.

Iberien war 1) ehemals eine sehr fruchtbare Landschaft im nordöstlichen Asien, die aus einer großen, von allen Seiten mit Gebirgen umschlossenen Ebene bestand, und einen Theil des jetzigen Georgiens ausmachte. In den ältern Zeiten gehörte dieß Land wahrscheinlich zur persischen Monarchie, wenigstens scheint dieß aus dem Namen des Flusses Cyrus zu erhellen. Alexander und seine Nachfolger kamen nicht hierher. Die Iberier blieben also von dieser Zeit an wahrscheinlich unabhängig, bis sie durch die Kriege des Pompejus und Trajan unter römische Oberherrschaft kamen, unter welcher sie bis nach Kaiser Julian blieben. Dann geriethen sie wieder unter persische Hoheit, welche sie aber mit Widerwillen duldeten, da die Perser ihnen an der Ausübung der christlichen Religion sehr hinderlich waren, 2) hieß auch ganz Spanien Iberien und der Hauptfluß Iberus (Ebro), so wie die Iberi als ein Stammvolk Spaniens betrachtet wurden. Ueberhaupt glaubt man, daß diese spanischen Iberier von den asiatischen Iberiern abstammen, die auf dem sogenannten zweiten Völkerzuge nach Spanien wanderten.

Ibycus (Ibykus), ein berühmter griechischer Lyriker und Zeitgenosse des Anakreon, nach der gewöhnlichen Angabe aus Rhegium, lebte im dritten Jahre der sechs und funfzigsten Olympiade, oder 552 vor Christus. Er begab sich nach Samos, zu der Zeit, als Polykrates über diese Insel herrschte, und brachte daselbst sein Leben zu. Auf einer Reise, erzählt man, wurde er von Räubern überfallen. Da er keine

Rettung sah, so drohte er ihnen, die Kraniche, die so eben über ihren Köpfen wegflogen, würden seine Rächer sein. Und diese Drohung ließen die Götter in Erfüllung gehen. Denn als diese Räuber nachher zu Korinth einen Zug Kraniche in der Luft erblickten, sagte einer zu dem andern lachend: Siehe da die Rächer des Ibycus! Dieß hörte einer der umstehenden und zeigte es der Obrigkeit an. Diese ließ die Räuber gefangen nehmen und, nachdem sie den Mord des Ibycus eingestanden hatten, hinrichten. Nach Suidas soll Ibycus sieben Bücher lyrischer Gedichte im dorischen Dialecte geschrieben, und das musikalische Instrument, Sambuca, nebst einer Gattung Gedichte, worin er sein Leben besang, und die nach ihm ibycinische Lieder genannt wurden, erfunden haben. Uebrigens dürfte es keinem unserer Leser unbekannt sein, daß jenes Schicksal des Ibycus zu Schillers bekannter Ballade, die Kraniche des Ibycus, Veranlassung und Inhalt gegeben hat.

Icarus, s. Dädalus.

Ich, nennt Jeder sich selbst und was unmittelbar zu seiner Person gehört, vorzüglich aber sein geistiges Selbst, oder seine Seele, die mit ihren eigenthümlichen Aeußerungen und Wirkungen, als Gegenstand des innern Sinnes, vom Körper, als Gegenstand des äußern Sinnes (der in so fern zum Nichtich gehört) verschieden, aber mit demselben auf die innigste Weise verbunden ist. Dieses Ich wird auch, in sofern es in seinen individuellen Aeußerungen und Erscheinungen (d. i. in den bestimmten Zuständen des Vorstellens, Fühlens und Begehrens) betrachtet wird, von den Philosophen das empirische Ich genannt, indem man es von dem s. g. transscendentalen (nicht durch einzelne Anschauung erkennbarem) Ich unterscheiden wollte, d. i. von der Seele als reinem und beharrlichem Subjecte der Gedanken, mit Hinwegdenkung aller besondern Zustände und Aeußerungen derselben betrachtet, welches transscendentale Ich selbst nur der abstrahirte Begriff eines Subjects ist. Die Kantische Schule betrachtet die Vorstellung Ich als Product und Gegenstand der reinen Thätigkeit des Bewußtseins, oder als das Bewußtsein des Bewußtseins, das sich selbst in seiner Thätigkeit festhält. Fichte suchte jene Vorstellung noch höher zu steigern, und über das Bewußtsein hinauszugehen, indem er die Behauptung umkehrte, und das Bewußtsein als Product des Ichs, das Ich selbst aber (welches er nun in so fern das absolute oder reine nannte), als das Subject betrachtete, welches das Bewußtsein hervorbringe, und construire. Das reine Ich (man könnte es das Fichtische Ich nennen) lehrte er, sei absolute Thätigkeit, welche sich selbst setzt (daher der erste Grundsatz seiner Philosophie: Ich bin Ich, A = A), und sich ein Nichtich (Object) entgegen setzt. Nach dieser Vorstellungsweise ist das Ich selbst kein Gegenstand des Bewußtseins (d. h. es kömmt nie als etwas Wirkliches zum Bewußtsein), sondern der letzte Grund des Bewußtseins, von welchem alle einzelne empirische Handlungsweise ausgehe, ja von dem selbst das empirische Ich nur Accidenz, und Alles, was außer dem Ich ist, Product sein soll. T.

Icon (Ikon) heißt im Griechischen ein Bild. Daher Iconismus, ein nach dem Leben gefertigtes Ebenbild. Iconolatrie, Anbetung der Bilder. Iconoklasten, Bilderstürmer (s. d. Art.). Iconomachie, Bilderstreit, Bilderkrieg. Iconographie, die Beschreibung alter Bildsäulen, Brustbilder, Hausgötzen, mosaischer Arbeiten und alter Gemählde mit Wasserfarben. Man rühmt Michel

Angelo und Urſinus als die Wiederherſteller dieſer Wiſſenſchaft, welche darauf von Johann Angelus Canini und Bernhard von Montfaucon noch mehr ausgebildet worden iſt. Canini gab ſeine Iconographie 1669 zu Rom in einem Quartbande heraus, und von Montfaucon beſitzen wir ſeine Antiquités expliquées. Iconologie, Bilderlehre (ſ. d. Art.).

Ida, in der alten Geographie 1) das berühmte Gebirge in der Landſchaft Troas, an deſſen Fuße die Stadt Troja lag, und deſſen Abhang bis an das Meer eine Ebene bildete, auf welcher die Belagerung der Stadt Troja vorging. Das Gebirge ſelbſt hatte mehrere Zweige. Sein ſüdlicher Theil hieß Gargarus, und eine der höchſten Spitzen deſſelben Cotyllus. Auf dem Ida befand ſich ein Tempel der Cybele, welche daher die idäiſche Mutter (Idaea mater) genannt wurde. Hier entſchied Paris den Streit der drei Göttinnen und ſprach der Venus den Preis der Schönheit zu. Von hier ſollte auch Ganymed entführt worden ſein. Ueberhaupt iſt der Ida der Schauplatz vieler griechiſchen Mythen. Uebrigens wuchſen beſonders viel Fichten auf demſelben, weßwegen auch das idäiſche Pech ſehr berühmt war. 2) Ein Berg auf der Inſel Creta, eigentlich nur der mittlere und höchſte Gipfel des Gebirges, welches von Weſten nach Oſten die Inſel durchſchneidet, und deſſen weſtlicher Theil Leuci (albi montes), deſſen öſtlicher hingegen Dicte genannt wurde. Dieſer höchſte Gipfel des Gebirges, der vorzugsweiſe Ida genannt wurde, und jetzt Pſitoriti heißt, hat an ſeinem Fuße einen Umfang von 600 Stadien (22 Lieues, oder 1700 Toiſen). Oben endigt ſich dieſer Gipfel in zwei Felſenſpitzen, die faſt immer mit Schnee und Eis bedeckt ſind. Er gewährt ſeiner Höhe wegen eine ſehr weite Ausſicht über die ganze Inſel und iſt mit Fichten- Ahorn- und Cedernwäldern eingefaßt, ſonſt aber eben nicht ſehr fruchtbar. Unter den wenigen Gewächſen, die auf dieſem Berge wachſen, iſt die Tragacantha (Bocksdorn) bekannt. Mehrere reiche Quellen entſpringen auf demſelben, welche die benachbarten Felſen befruchten. Auf demſelben zeigen ſich die Höhlen, in welchen die erſten Anbauer von Creta gewohnt haben. Auch ſoll auf demſelben die Erfindung des Eiſens gemacht worden ſein. Vor allen aber war das Gebirge Ida berühmt als Jupiters Geburtsort. (S. d. Art. Creta.)

Idalium war ein berühmter und von den Dichtern oft genannter Ort auf der Inſel Cypern. Neben demſelben war auf einem Berge ein Tempel und Hain der Venus, welche davon den Namen Venus Idalia führte.

Ideal, Idealiſch. Mit dieſem Ausdruck bezeichnet man in der Aeſthetik Etwas, das einer Idee gemäß gebildet iſt, im Gegenſatz mit dem, was bloß die Wirklichkeit zum Vorbild hat. Im Allgemeinen heißt Ideal Urbild, ein Gegenſtand höchſter Vollkommenheit, wie wir ihn durch Ideen denken und durch Einbildungskraft veranſchaulichen; idealiſch das, was ſich über die Wirklichkeit erhebt, und nur ein Gegenſtand der Einbildungskraft iſt. Es giebt zwei Arten äſthetiſcher Nachbildung, die blos individuelle und die idealiſche. Jede derſelben hat ihren eigenthümlichen Charakter. In jener erſcheinen die Geſtalten im Charakter der wirklichen oder gemeinen Natur, mit allen individuellen Mängeln, Beſchränkungen und Gebrechen derſelben, in dieſer als Weſen einer höhern Natur, welche nur das Weſentliche darſtellt, und alle zufälligen Züge, Mängel und Beſchränkungen der individuellen Bildung vermeidet. Die Einbil-

bungskraft gelangt zu solchen Kunstidealen durch Abstraction von den Anschauungen individueller Bildungen. Indem die Einbildungskraft die blos individuellen und zufälligen Merkmale von den wesentlichen absondert, und nur diese darstellt, entstehen Idealbildungen einer besondern Art; sondert sie das Eigenthümliche dieser Art aufs neue von dem Wesentlichen und Allgemeinen ab, so entstehen Idealbildungen einer höhern Art, und fährt sie mit dieser Absonderung besonderer Bestimmungen immer weiter fort, so gelangt sie endlich zu einem höchsten, allgemeinen Ideale, das als das reine, keiner weitern Absonderung und Verallgemeinerung fähige Idealbild der ganzen Gattung zu betrachten ist. Durch diese Fähigkeit erschafft der Mensch Bildungen, die über die wirklichen Bildungen der Natur erhaben sind. Darum sind sie aber noch nicht über die Natur selbst erhaben, denn wir verstehen unter Natur nicht blos die wirklichen Erscheinungen in der Sinnenwelt, sondern auch die denselben zum Grunde liegenden Gesetze und Urbilder. Diesen gemäß bildet die Einbildungskraft ihre Ideale, die also ebenfalls natürlich sind; nur in höherm Sinne als das Wirkliche. Den Naturgesetzen nach sind sie blos möglich, durch die Einbildungskraft werden sie wirklich. Die Einbildungskraft überfliegt die Schranken des Wirklichen, bildet nach diesen Gesetzen des Möglichen eine idealische Welt, und bevölkert sie mit Wesen, die vollkommener und schöner sind als die Bewohner der sichtbaren Schöpfung. Den Stoff zu diesen Dichtungen nimmt sie aus der Wirklichkeit, verarbeitet ihn aber nach Ideen der Vernunft, und vereint die Züge des Vollkommenen, Großen und Schönen, die sich in der Wirklichkeit nur einzeln und zerstreut finden, zu einem Ideale des Vollkommenen, Großen und Schönen. Man glaube indeß nicht, alles Ideale, als solches, sei auch schön, im gewöhnlichen Sinne; denn es kann auch ein Ideal des Häßlichen, des Schrecklichen, des Bösen geben. Das Ideal geht lediglich auf Vollkommenheit, mag sich diese nun im Guten oder Bösen, im Erhabenen oder Niedrigen, im Schönen (Anmuthigen) oder Häßlichen zeigen; die Einbildungskraft schafft durch dieselbe Operation einen Homerischen Olymp und eine Dantesche Hölle, einen Gott und einen Teufel, einen Hain der Liebesgöttin und ein dunkles Reich, wo der Tod mit seinen Schrecknissen hauset, eine Madonna und eine Carricatur. Deßhalb sind die Ausdrücke schönes Ideal, ideale Schönheit und Ideal der Schönheit, die häufig ohne Unterschied für einander gebraucht werden, nichts weniger als gleichbedeutend. Das Ideal der Schönheit ist das vollkommen Schöne, das schöne Ideal die allgemeinste Darstellung der in der Idee irgend einer Wesengattung begründeten Idee der Schönheit, die ideale Schönheit eine solche, wo die Schönheit eines Gegenstandes durch das Idealisiren erhöht erscheint. Gewissermaßen entgegengesetzt dem Ideal ist das Charakteristische, welches begründet wird durch das Abweichende einer Bildung von der reinen Gattungsform. Jede dieser Abweichungen ist eine besondere Bestimmung, folglich eine Beschränkung des Ideals der Gestalt auf besondere Verhältnisse ihrer Formen zu einander und zum Ganzen. Indem aber das Ideal durch jede Abweichung von der Gattungsform in seiner ursprünglichen Reinheit Etwas einbüßt, gewinnt es dadurch auf der andern Seite eben so viel Charakter wieder, und befriedigt auf diese Weise den, neben dem Idealschönen, auch bestimmte Bedeutung und Individualität fordernden Kunstsinn, der nicht blos Schönheit sondern auch Wahrheit verlangt. Diese Kunstwahrheit wird bewirkt durch den Ausdruck des Charakteristischen. Hieraus geht von

selbst hervor, daß Wahrheit und Charakteristik weder der ganz vollständige, noch auch der höchste Zweck der Kunst sei; sondern daß zu ihr noch die Idealität der Form und die Schönheit der Darstellung hinzukommen müsse. In keinem Falle darf die Wahrheit der Schönheit aufgeopfert werden. Es muß also zwischen beide ein vermittelndes Princip treten, daß die Wahrheit sich nicht anders als schön darstellen könne. Dieses vermittelnde Princip ist das Ideal. Indem dieses alles blos Individuelle und Zufällige hinwegräumt, und nur das Wesentliche in sich aufnimmt, fällt auch zugleich Alles weg, was der Schönheit widerstreben könnte. So war es in der Plastik der Griechen, als deren Princip und zugleich allgemeinen Charakter ihrer Werke man idealische Individualität (oder schöne Darstellung des Ideals unter charakteristischen Bedingungen) annehmen muß. — Man unterscheidet aber überhaupt zwei Arten von Idealen. Durch Beziehung einer Idee auf Begriffe entstehen Ideale der Vernunft, durch Beziehung einer Idee auf Anschauungen, Ideale der Einbildungskraft, auch vorzugsweise Ideale genannt. Von letzteren war vorhin die Rede. Nach seiner Eintheilung in speculative und praktische Vernunft stellte Kant zwei Ideale der Vernunft auf, das Ideal der reinen Vernunft, worunter er die Vorstellung eines Wesens aller Wesen begreift, und das Ideal der praktischen Vernunft, d. i. das höchste Gut, die Vorstellung eines Wesens, welches den moralisch vollkommensten Willen mit der höchsten Glückseligkeit in sich vereinigt, und die Ursache aller Glückseligkeit in der Welt ist, sofern sie mit der Sittlichkeit in genauem Verhältnisse steht. dd.

Ideal-Geld, Begriff-Geld, ist diejenige Gattung von Geld oder Vermögensmesser, der kein sinnlicher Stoff, sondern ein bloser Begriff zum Grunde liegt, vermittelst welcher also der Werth der Güter nicht körperlich gemessen, sondern blos ideal ausgesprochen wird. Da Geld keinen andern Zweck hat, als die Abstufungen des verglichenen Werths der Güter und des aus ihm hervorgehenden Preises derselben gegen einander abzuwägen, dieser Zweck aber schon dann erreicht werden kann, wenn man sich den allergeringsten Vermögenstheil blos denkt, diesen Gedanken durch irgend eine willkührliche Benennung ausdrückt und das Verhältniß dieses kleinsten Vermögenstheils zu andern größern Werthen durch die Vervielfältigung (Multiplication) jener Benennung bezeichnet, so ist es klar, daß körperliche Gegenstände, sinnliche Stoffe, zum allgemeinen Werthmesser nicht unumgänglich nothwendig sind, sondern daß auch schon blose Begriffe dazu gebraucht werden können. Eines solchen idealen Maßstabes zur Vergleichung der Werthe unter einander bedienen sich die Neger in Angola, Loanga und verschiedenen andern Staaten auf der Goldküste von Afrika und nennen denselben Makute. Alle Dinge werden dort nach solchen Makuten geschätzt; wenn die Bewohner dieser Provinzen mit einander handeln, so bedingen sie jede Waare auf so und so viel Makuten und vergüten sich alsdann diesen Werth in Waaren, welche ebenfalls nach Makuten geschätzt sind. Diese Makuten sind weder Münzen, noch überhaupt wirkliche vorhandene Dinge, sondern blos ein eingebildeter Begriff von einer Größe, wodurch man sich einen Maßstab von allen Waaren und Gütern verschafft hat. (S. Geld.) K. M.

Ideal-Münze (Begriff-Münze). Man versteht darunter das reine Tausch- oder Werth-Ausgleichungsmittel, mit andern Worten, diejenige Anweisung auf in den Tauschverkehr kommende

Güter, welche blos als solche Anweisung einen Gebrauchswerth hat, die Münze also, welche an und für sich, und abgesehen von ihrer Eigenschaft als Werth-Ausgleichungsmittel, kein Gegenstand des Verkehrs, keine Waare sein kann, ein Tauschmittel, das, sobald es die Eigenschaft, eine Anweisung auf Waaren zu sein, verliert, nicht mehr in die Categorie der Genußmittel oder Güter gehört. — Der sinnliche Stoff, woraus eine Münze gebildet ist, mag sein, welcher er will, hat derselbe nur entweder gar keinen oder einen so unbedeutenden Tauschwerth, daß er gar nicht in Betracht kommen kann, so gehört die Münze stets zur Classe der Ideal-Münze und nicht zu derjenigen der Real- oder Ideal-Real-Münze. — Eine Hauptgattung der bei den gebildeten Völkern gebräuchlichen Ideal-Münzen ist die Papier-Ideal-Münze, d. h. diejenige Anweisung auf in den Verkehr kommende Güter, deren sinnlicher Stoff in einem blosen Blättchen Papier besteht. Aber nicht jede Papier-Münze ist Papier-Ideal-Münze, letzteres ist sie vielmehr nur in den Fällen, wo das Blättchen Papier, was den sinnlichen Stoff derselben bildet, eine unmittelbare Anweisung auf die in den Verkehr kommenden Güter enthält. Ist hingegen das Blättchen Papier blos eine mittelbare Anweisung auf diese Güter, dergestalt, das dasselbe nicht anders als vermittelst eines bestimmten Genußmittels, worauf es die besondere Anweisung enthält, den Dienst der Münze zu verrichten vermag, wie dieß z. B. bei den von einer Zettelbank ausgegebenen Noten der Fall ist, so ist die Münze keine Papier-Ideal-, sondern eine Papier-Real-, oder Papier-Ideal-Real-Münze. — Der Charakter der Ideal-Münze ist lediglich darin zu suchen, daß ihr eine Idee zum Grund liegt, auf der allein ihre Geltung beruht, während allen übrigen Arten von Münzen ein Körper, welcher zugleich Tauschwerth besitzt, folglich ein wirkliches Genußmittel ist, zum Grunde liegt und entweder allein, wie bei der Real-Münze, oder wenigstens zum Theil, wie bei der Ideal-Real-Münze, zur Bürgschaft ihrer Geltung dient. Diese Idee aber ist keine andere als der Glaube, daß die Behörde, sie sei übrigens eine öffentliche oder Privatbehörde, welche die Münze ausgegeben hat, dieselbe als allgemeines Werth-Ausgleichungsmittel im Verkehre werde gelten lassen wollen und können. Hierdurch wird der Name, womit diese Gattung von Münzen bezeichnet worden, vollkommen gerechtfertigt. Die Bürger eines Staats sind mit einander vereint zu gemeinsamer Vertheidigung und zu gemeinsamer Freiheit. So wie sie hierüber einig geworden sind, können sie unstreitig auch übereinkommen wegen Einführung einer Ideal-Münze, deren Tauschwerth blos auf der freien Uebereinkunft beruht, und keineswegs auf der Beschaffenheit irgend eines Stoffs. Die Regierung, in sich vereinigend den Gesammtwillen, wird erhalten können, daß kein Bürger sich weigert, ein bestimmtes Gepräge, gleichviel, von welcher Art der Stoff sein mag, den es trägt, ob Papier, Pergament, Leder oder was sonst, anzunehmen nach einem bestimmten Maßstabe und dafür hinzugeben, was er in Ueberfluß besitzt, weil die Regierung ihm Bürge ist, daß er dafür im Verkehre werde erhalten können, was er bedarf. — Wir verdanken die Erfindung der Ideal-Münze und namentlich der Papier-Ideal-Münze nicht, wie die Meisten glauben, der Politik neuerer Zeiten. In China und Persien hat man sich derselben bereits im 13ten Jahrhundert zu der Zeit, als dort die Mongolen als Eroberer herrschten, bedient. Es kommen davon bis in das 15te Jahrhundert Nachrichten vor. Man

verfertigte das Papier dazu aus Baumrinde, die wie Blätter von Papier zugerichtet wurde. Es gab große und kleine Stücke, runde, länglicht-viereckige von schwarzer Farbe: jeder zur Verfertigung desselben bestallte Staatsbeamte setzte sein Zeichen drauf, und zuletzt fügte noch der vom Kaiser ernannte Vorsteher einen Stempel mit rothem Zinober hinzu, wodurch es eigentlich erst Werth und Geltung erhielt. Baumwollenpapier, mit dem Namen des Regenten bezeichnet, war umlaufende Landesmünze, worin die Unterthanen ihre Abgaben entrichteten und die Besoldeten ihren Gehalt empfingen. Abgenutzte Papiermünze konnte zur Umtauschung gegen neue eingereicht werden. Das Regalrecht, welches hierbei der Kaiser ausübte, wurde gegen Eingriffe durch Todesstrafe geschützt. — Da die Geltung einer jeden vom Staate ausgegebenen Ideal-Münze lediglich auf dem Credite des Staats, oder mit andern Worten, auf dem Zutrauen beruht, welches man in seinen guten Willen und in seine Macht setzt, geleistetes Versprechen zu halten und übernommene Verbindlichkeiten zu erfüllen, so kann sie als Münze in der Regel auch nur in diesem Staate umlaufen. Denn, wie mächtig und ehrlich immerhin eine Regierung sein mag, so kann sie doch nie dafür bürgen, daß die Ideal-Münze, welche sie in Umlauf setzt, im Auslande gleich der Real-Münze werde angenommen werden, welche Bürgschaft sie bis auf einen gewissen Punkt in Ansehung des inländischen Münzumlaufs allerdings zu übernehmen im Stande ist. Es sind daher die Grenzen des Staats gewöhnlich die Grenzen des Umlaufs seiner Idealmünze als allgemeines Werthausgleichungsmittel. Dieß hindert jedoch nicht, daß die Idealmünze als Waare selbst im Auslande einen Tauschwerth besitzen kann. Wie nämlich jede Waare auch in dem Lande, wo sie gar nicht gebraucht wird, doch einen Handelsgegenstand ausmachen, wie sie dort angekauft werden kann, um mit Vortheil wieder verkauft zu werden, so kann auch die Ideal-Münze, wiewol sie im Auslande nicht als Münze in Umlauf zu treten vermag, doch als Handelsgegenstand im Verkehre vorkommen. (S. Münze.) K M.

Ideal-Real-Münze, Begriff-Sach-Münze. Nur in seltenen Fällen sehen wir die Münze als reine Ideal- oder als reine Real-Münze den Dienst der Werthausgleichung verrichten. Gewöhnlich erscheint dieselbe zum Theil als Ideal-, zum Theil als Realmünze. Die Münzen dieser Art lassen sich am besten durch den Ausdruck Ideal-Real-Münzen bezeichnen. Zur Classe dieser Münzen sind daher alle diejenigen zu zählen, deren sinnlicher Stoff zwar einen eigenthümlichen aber geringern Tauschwerth besitzt als die Güter, worauf die Münze eine Anweisung nicht blos verspricht, sondern wirklich enthält. Fast jedes Land, wo geringhaltige Metallmünzen umlaufen, liefert uns Beispiele von Ideal-Real-Münzen. So konnte man in Preußen vor der neuern Kriegsepoche mit sechszehn preuß. Groschen im gewöhnlichen Verkehre dieselben Ausgleichungen vornehmen, wie mit einem Courant-Gulden, ungeachtet der Metallwerth des letztern den des erstern bei weitem überstieg; es verrichteten also damals die Groschen zum Theil den Dienst der Real-, zum Theil den der Ideal-Münze, jenen in Ansehung des in ihnen enthaltenen edelen Metalls, und diesen in Ansehung des Unterschiedes, welcher Statt fand zwischen dem Tauschwerthe des Metalls und dem Tauschwerthe der Genußmittel, welche vermittelst derselben ausgeglichen werden konnten, daher waren die preußischen Groschen zu jener Zeit mit Recht zur Classe der Ideal-Real-Münzen zu zählen. Es können

übrigens dieselben Güter, welche den Werth der Real-Münzen zu verbürgen im Stande sind, auch bei der Ideal-Real-Münze zum Grunde gelegt werden, und welche sinnliche Stoffe sich vorzugsweise zu jener eignen, eignen sich vorzugsweise auch zu dieser, wie z. B. die edelen Metalle. Wie aber der Werth der Ideal-Münze einzig und allein auf dem Credite der Behörde beruht, welche sie ausgegeben hat, so beruht auch der Werth der Ideal-Real-Münze, wenn gleich nur zum Theil, auf diesem Credit, darum ist von dem Sinken der Nationalkraft stets das Sinken des Werths der von einer Regierung ausgegebenen Ideal-Real-Münze eine unmittelbare und nothwendige Folge. Einen Beleg hierzu liefert uns die neueste Geschichte des preußischen Staats; als nämlich nach der unglücklichen Schlacht von Jena die Nationalkraft dieses Staats gesunken war, sahen wir auch den Credit und den Werth seiner Ideal-Real-Münze plötzlich herabsinken. (S. Münze, Real-Münze, Ideal-Münze.) KM.

Idealisiren heißt: wirkliche Gegenstände mittelst der Einbildungskraft so behandeln, daß dieselben Vernunftideen gemäß erscheinen; das Wirkliche als Ideales darstellen. Wie die Einbildungskraft dabei verfahre, ist im Artikel Ideal gezeigt worden, aus welchem zugleich hervorgeht, von welcher Wichtigkeit dieses Verfahren in den Darstellungen der schönen Kunst sei; denn man kann gewissermaßen behaupten, daß alle schöne Kunst, in so fern sie der blosen Nachahmung der Natur-Wirklichkeit entgegen gesetzt ist, darauf beruhe. Um dieß noch genauer zu entwickeln, sei hier eine Stelle Cicero's angeführt, die so merkwürdig ist, daß sie zum Text einer vollständigen Theorie dieses Gegenstandes dienen könnte. „Als Phidias, sagt Cicero, die Statue der Minerva oder des Jupiter verfertigte, schränkte er sich nicht blos auf die Betrachtung eines Modelles ein, um es nachzuahmen wie es ist, sondern in seinem Innern wohnte ein anderes Urbild höherer Natur, dessen Schönheit seine Blicke fesselte, und seine Erfindung wie seine Ausführung leitete." Wenn Cicero hier sagt, Phidias habe sich nicht blos auf die Betrachtung eines Modelles eingeschränkt (non contemplabatur aliquem, e quo similitudinem duceret), so versteht er darunter nicht, daß er überhaupt kein Modell gebraucht habe. Was er eigentlich sagen will, erklärt sich durch das Wort *aliquem*; d. h. es war nicht der oder jener, den er nachahmte, seine Nachahmung hing sich nicht an die genaue Aehnlichkeit eines Individuums, seine Absicht war nicht die sklavische Nachbildung des Modelles, das er vor Augen hatte. Und sobald der Künstler nicht den Zweck hat, die getreue Abbildung eines gegebenen Individuums zu liefern, sondern durch die Formen der Gestalt die Idee einer Schönheit auszudrücken, von der die Natur ihm kein Ganzes in einem Modelle darzustellen vermöchte, muß er sich wol der genauen Nachahmuug des Modelles enthalten. Seine Einbildungskraft selbst muß dann, durch das ihr eigene Vermögen Gestalten zu bilden, das Modell dazu hervorbringen. Und dieß that Phidias. Das Urbild des Schönen, das der Künstler in seinem Innern trägt, wird, wie Cicero sagt, der Lenker seiner Kunst und seiner Hand, und dadurch wird der Künstler ein Schöpfer, in so weit es der Mensch zu sein vermag. Durch das Verfahren der dichtenden oder bildenden Einbildungskraft erscheint der dargestellte Gegenstand einmal als ein nichtwirklicher (blos möglicher), und dann als einer, der alle Wirklichkeit übertrifft. Nun stehen das Werk des Künstlers und das Werk der Natur nicht mehr in demselben Gebiet, und erlauben auch nicht mehr denselben Maßstab. Welche

Reiz- und Heilmittel, welche in gleichem Falle sonst überall heilsam sind. Dann wird dieser Ausdruck auch zur Bezeichnung gewisser einem Individuum eigenthümlichen und von der Regel abweichenden Arten geistiger Neigung und Abneigung, oder einer besondern geistigen Reizbarkeit gebraucht, und man sagt in beiden Fällen z. B. eine Idiosynkrasie gegen Etwas haben. T.

Idiotikon nennt man ein Wörterbuch, welches nur die in einer gewissen Gegend, Provinz, Landschaft eigenthumlichen Wörter, Redensarten und Sprecharten, (Idiotismen, Spracheigenheiten, von Idioma, Mundart, Dialect, Sprechart) enthält. Wir Deutsche haben ein schweizerisches von Stalder, ein schwäbisches von Schmid, ein baierisches und oberpfälzisches von Zaupser, ein österreichisches von Höfer, ein hennebergisches von Reinwald, ein hamburgisches von Richey, ein bremisches von Tilling, ein holsteinisches von Schütze, ein westphälisches von Strodtmann, ein plattdeutsches von Dähnert, ein preußisches von Hennig, ein lief- und ästhländisches von Hupel, und können das abelungische Wörterbuch als ein obersächsisches Idiotikon betrachten. Fulda gab einen Versuch einer allgemeinen deutschen Idiotikensammlung heraus, und es wäre zu wünschen, daß wir mehr als einen Versuch besäßen, weil wir dann erst den Reichthum unsers Sprachschatzes ganz würdigen könnten. Daß auch für die Schriftsprache Vieles daraus zu benutzen wäre, ist kein Zweifel, und Campe hat sich durch die hierauf gelenkte Aufmerksamkeit ein wahres Verdienst erworben. dd.

Idiotismus ist eine Eigenheit im Ausdrucke, welche nur in dieser oder jener Sprache Statt findet. Die Idiotismen machen einen Hauptgegenstand desjenigen aus, was wir die Conversationssprache, oder die Sprache des gewöhnlichen Lebens nennen. Da sich das menschliche Gemüt in den tausendfachen Nüancen seiner Aeußerung nach allen Seiten hinwendet, und allenthalben die zweckmäßigsten Bilder zur Versinnlichung und Darstellung seiner Ideen sucht und findet: so ergibt sich daraus, daß gerade die Conversationssprache den schwierigsten Theil jeder Sprache ausmacht, und daher auch, besonders in den fremden Sprachen, das aufmerksamste Studium erfordert. Da übrigens die Gesetze der alten Sprachen so gut wie abgeschlossen sind, und wir besonders der Conversationssprache der Griechen und Römer, als für uns fast gar nicht vorhanden, keine Aufmerksamkeit zu schenken brauchen: so erhellt ferner daraus, daß das Studium der neuern Sprachen, in sofern wir hier, außer der ernsten Sprache des Denkens und Philosophirens auch noch die Umgangssprache des täglichen Lebens zu lernen haben, unendlich schwieriger sein müsse, als das Erlernen der alten Sprachen. Pq.

Idolatrie (griech.) Bilderdienst, Götzendienst, s. d. Art. Götze.

Idomeneus war der Sohn des Deukalion und ein Enkel des Minos, Königs von Creta. Er soll sehr schön und einer der Liebhaber der Helena gewesen sein; doch blieb er Menelaus Freund und besuchte ihn oft in Lacedämon. In Begleitung des Meriones führte er auch die Creter mit achtzig Schiffen nach Troja, und zeichnete sich daselbst durch seine Tapferkeit aus. Bei den Leichenspielen des Patroklus veruneinigte er sich mit dem Ajax Oileus, weil dieser den Eumelus, er selbst aber den Diomedes für den ersten unter den Wettfahrern hielt. Achilles hieß sie beide schweigen und Diomedes warf sogar dem Idomeneus Blödigkeit der Augen wegen seiner Jahre vor, woraus erhellt, daß er damals schon sehr alt gewesen sein müsse. Nach der

Eroberung Troja's schiffte er sich in Begleitung des Nestor unter allen Griechen zuerst ein, und ward unterwegs von einem heftigen Sturme überfallen. Um diesem zu entgehen, that er das unbesonnene Gelübde, dem Neptun, wenn ihn dieser glücklich nach Hause führen würde, die Person zu opfern, die ihm daselbst zuerst begegnen würde. Der Sturm legte sich und er langte glücklich im Hafen an; aber sein übereiltes Gelübde gereute ihn bald, denn die erste Person, welche ihm aufstieß, war sein einziger Sohn, der von der Ankunft des Vaters gehört hatte, und ihn zuerst bewillkommen wollte. Nichts destoweniger opferte ihn Idomeneus wirklich. Seine Unterthanen, welche fürchteten, daß die Götter wegen dieser auf ihrem Lande lastenden Blutschuld zürnen würden, empörten sich, und verjagten ihn von der Insel. Er ging nach Italien, und baute daselbst die Stadt Salent, wo er die weisen Gesetze des Minos einführte, und nach seinem Tode vergöttert wurde. Nach andern Schriftstellern war es Leucus, der den Idomeneus aus Creta vertrieb, welcher sich darauf nach Colophon begab, daselbst starb und auf dem Berge Cercaphus begraben wurde. Wieder andere sagten, Idomeneus sei in Creta gestorben, bei Gnossus begraben und göttlich verehrt worden.

Idria, eine kleine, aber wegen ihrer außerordentlichen ergiebigen Quecksilbergruben berühmte Stadt in Innerkrain (östreich. Königreich Illyrien), mit dreihundert einzelnen, an den Bergen gebauten Häusern, mit 3500 Einwohnern. Eine Stunde davon, nördlich von der Stadt, liegt der Flecken Unter-Idria.

Iduna, Idunna, s. d. Art. Nordische Mythologie.

Idylle, εἰδύλλιον ein kleines Bild, eine kleine Schilderung, (dann überhaupt ein kleines Gedicht) ist die allgemeine Benennung von Gedichten, welche den Menschen in derjenigen Einfachheit und Unverdorbenheit schildern, in welchen man glaubt, daß er vor Entstehung der bürgerlichen Verhältnisse und des, aus denselben hervorgehenden, Verderbnisses gelebt habe. Wenn wir einmal genöthiget sind, einen ersten, ursprünglichen Zustand der Menschen anzunehmen; so drängt sich uns der Gedanke auf, daß dieß der Hirtenstand gewesen sein müsse: denn Viehzucht und Ackerbau sind die ersten Beschäftigungen der Menschen gewesen, und ohne Widerspruch älter, als jede andere Beschäftigung und bürgerliche Vereinbarung. Da nun die frühesten Anklänge der Dichtkunst auch in dem ersten Ursprunge des Menschengeschlechts gesucht werden müssen; so folgt, daß nicht allein aus diesem Grunde, sondern auch, weil die Natur dieses Standes nothwendig die Veranlassung der Dichtkunst geben mußte, der erste Ursprung jeglicher Poesie in dem Hirtenleben zu finden ist: die Betrachtung der Natur, deren Wunder jeden Augenblick vor den Blicken des Hirten offen dalagen, mußte den poetischen Funken in seinem Innern entzünden und ihn zum Dichter machen. Noch heutiges Tages soll auf der Insel Minorka eine Art poetischen Wettstreits unter den Bauern der Insel vorhanden sein, bei welchem einer derselben aus dem Stegreife Verse absingt, auf welche ein anderer antwortet, wobei er ihn zu besiegen, oder doch lächerlich zu machen sucht. Die eigentliche Idylle, als besonderes Produkt der Dichtkunst, zeigt sich jedoch erst im Gegensatze der bürgerlichen Verdorbenheit, als Schilderung der verloren gegangenen Unschuld und Unbefangenheit, Naivetät und Wahrheit, und wird durch die Sehnsucht des Menschen nach einem bessern Zustande und nach der Wiedervereinigung mit der Natur hauptsächlich veranlaßt. Zu dieser Schilderung bedient man sich daher auch gern und vorzüglich der

Personen, Scenen und Vorfälle aus dem Landleben, weil dieses der Natur noch am nächsten ist, obgleich man jene Schilderung nicht auf dasselbe beschränken darf (deßhalb sind auch die Namen bukolisches Gedicht, Hirtengedicht und Schäfergedicht für diese Dichtungsart zu beschränken): und namentlich gab das harmlose Hirtenleben der alten Völker mit dem Ideal eines goldenen Zeitalters oder einer Unschuldswelt, wo der Mensch im friedlichen Genusse seiner selbst und der Natur wenig bedürfend lebte, zu solchen Schilderungen reichen Stoff. Da diese Schilderungen theils erzählend, theils unmittelbar darstellend sein können, so gibt es epische und dramatische Idyllen. Episch sind die bekannten Hirtenromane alter und neuerer Dichter, ferner Voßens Luise, Göthe's Herrmann und Dorothea ꝛc., in beschränkterer Form der größte Theil der Idyllen des Theokrit, und seiner Nachahmer Virgilius und Calpurnius; dramatisch, Guarini's Pastor Fido (der allerdings ein mit romantischer Beimischung versehenes Hirtengedicht genannt werden kann). Geßners Evander und verschiedene andere Stücke der neuern, wozu auch noch die Satyrdramen der Griechen gerechnet werden können. Die Idylle versetzt uns, wie schon oben gesagt, in den einfachen, natürlichen Zustand des Menschenlebens, und der Inhalt muß, sowohl in Absicht auf die Materie, als auf die Form und den Vortrag, den Charakter dieses Zustandes genau darstellen. Man muß darin eine Welt erkennen, in welcher die Natur allein Gesetze gibt. Durch kein bürgerliches Herkommen, durch keine willkührliche Regeln des Wohlstandes eingeschränkt, müssen die Menschen in derselben sich den Eindrücken der Natur hingeben. Sie kennen keine Bedürfnisse, als diejenigen, welche die Natur auferlegt, und keine Güter, als die Gaben, welche sie ertheilt. Ihre Hauptleidenschaft ist Liebe, aber eine Liebe ohne Zwang, ohne Verstellung, und ohne Platonische Veredelung. Ihre Künste sind Leibesübungen, Gesang und Tanz; ihr Reichthum ist schönes und fruchtbares Vieh; ihre Geräthschaft ein Hirtenstab, eine Flöte und ein Becher. Es gibt auch allegorische Idyllen, zu welcher Gattung die erste und zehnte Ekloge des Virgil, die Idyllen der Madame Deshouliers, auch gewissermaßen Popens Messias gehört. Der größte Idyllendichter der Alten war Theokrit, der auch die einfachsten Verhältnisse des Stadtlebens in seinen Idyllen schildert. Pope hat nicht ohne Erfolg in vier Idyllen den Virgil nachgeahmt; und Geßner wurde von einigen ältern Critikern für ein Muster der Idyllendichter, welches selbst den Theokrit übertroffen habe, ausgegeben. Seit der Mahler Müller, Voß, Göthe u. A. in dem Gebiete der Idylle aufgetreten sind, hat sich Geßners Ruhm vermindert. Uebrigens ist keine Dichtungsart so gemißbraucht worden, wie diese, um die faden Galanterien der Mode hinter den Schein der Natur zu verstecken. Vorzüglich gilt dieß von den französischen Schäfergedichten, und ihren Nachahmungen. Pq.

Iserten, s. Yverdün.

Iffland, (August Wilhelm) der deutsche Roscius, ward am 19ten April 1759 zu Hannover geboren. Als der Sohn angesehener bemittelter Eltern erhielt er bei einer sorgfältigen Erziehung einen sehr zweckmäßigen Unterricht, welchen letztern er aber, seinem eigenen Geständnisse zufolge, nicht so nützte, wie es seine Talente gestattet hätten. Früh hatten ihn schon die Besuche dramatischer Vorstellungen dergestalt für die Schauspielkunst eingenommen, daß er durch die Liebe zu derselben von allen andern Gegenständen abgezogen und in seinem achtzehnten Jahre zu dem Entschluß gebracht wurde, selbst Schauspieler

zu werden. Dem zufolge verließ er ohne Vorwissen seiner Eltern Hannover, betrat in Gotha zuerst das Theater, und ging darauf, als diese Bühne nach Ekhofs Tode, der sein Freund und Vorbild ward, aufgelöst wurde, 1779 nach Mannheim, von wo er im Jahre 1796 nach Berlin zur Direktion des königlichen Nationaltheaters berufen wurde. Hier ernannte ihn der jetzige König von Preußen im J. 1811. zum Generaldirektor aller königlichen Schauspiele und zum Ritter des rothen Adlerordens dritter Classe. Deutschland verlor ihn den 22sten Sept. 1814. Seine Selbstbiographie befindet sich im ersten Bande seiner Werke. — Als Schauspieler gehört Iffland zu den merkwürdigsten Erscheinungen, durch welche die neuere Kunst verherrlicht worden ist. Wir glauben, daß ihn bisher noch Niemand an wahrhafter Consequenz und strengem, innerm Zusammenhange, den unerlaßlichen Criterien jeder Kunst, also auch der Schauspielkunst, erreicht, noch weniger übertroffen habe. Wenn eine jahrelang geübte und ausgeübte Critik, wenn ein Scharfblick, wie ihn nur immer das redlichste und beharrlichste Studium der Schauspielkunst zu verleihen vermag, in Ifflands Spiele jene unzusammenhängenden Lücken, jene sich niemals bewußten Eingebungen des Moments, welche das Spiel gewöhnlicher Mechaniker zu charakterisiren pflegen, nicht wahrnehmen konnte, wenn man im Gegentheil jedem einzelnen Theile seiner Darstellungen das klarste Bewußtsein und die uneingeschränkteste Beherrschung des Stoffs ansah, und wenn endlich jede seiner Darstellungen ein streng in sich zusammenhängendes, nie unterbrochenes Ganze ausmachte; so sind wir genöthigt, Ifflanden, im umfassendsten Sinne des Worts, einen wahrhaften Künstler zu nennen. Zu tragischen Darstellungen war, wenigstens in der letzten Zeit seines Lebens, sein Aeußeres wenig geeignet. Wallenstein und Wilhelm Tell konnten daher nirgends allgemein gefallen. Im Franz Moor ist man an eine grelle Darstellung gewöhnt, und seine tiefer gefaßte und wahrhaft poetische Darstellung dieser Rolle (wie er selbst in seinem theatral. Taschenbuche sie schildert) ging daher für Viele verloren. Einzig aber und allgemein anerkannt war sein König Lear. Im Ganzen ist es jedoch wahr, daß sich Ifflands künstlerischer Charakter mehr für porträtirende, besonnene und treue Sittendarstellung als für solche eignete, in welchen Gefühl und Phantasie mit schöpferischer Energie hervortreten. Seine komischen, bloß reflectirenden Darstellungen, in welchen das Menschliche sich nur in der Ironie spiegelt, traten mit einer, jedes Herz und jeden Sinn erfreuenden Glorie hervor, und hier ist es, wo wir in Vereinigung mit dem ganzen deutschen Publicum, dem Künstler die Palme zugestehen müssen. Hier nennen wir zuerst seinen Bittermann als eine Darstellung, die durch ihre unendliche Fülle komischer Kraft, so wie durch die Ironie und stete Beherrschung des Gegenstandes, den Kritiker sowohl, als den blos genießenden Zuschauer, in das freudigste Entzücken, in ein erquickendes Lachen versetzte. Derselbe Humor, dieselbe den Gegenstand durchaus beherrschende Ironie, dieselbe streng logisch und wahrhaft künstlerisch zusammenhängende Einheit, welche sich in seiner Darstellung des Bittermann offenbaren, finden wir in allen seinen andern Charakterrollen, z. B. in der Darstellung des Juden von Cumberland, in welcher Iffland, außer dem logischen Zusammenhange und der freien, komischen Ironie, noch überdem ein solches Studium der Natur (des Vorbildes jeglicher Kunst und jeglicher kunstreichen Bestrebung) offenbart, daß wir bei gehöriger Würdigung eines so vollkommenen Kunstaufwandes mit Bewunderung für einen Künstler

erfüllt werden müssen, der sich durch redliches, wahrhaft künstlerisches Studium der Natur zu einer solchen Vollkommenheit empor gehoben hatte. Gleiches lieferte er im Abbé de l'Epée, im Valberg, Lorenz Stark, Amtmann in den Jägern und in der Aussteuer u. a. m. Ein summarisches Urtheil über Ifflands Künstlerthum dürfte in folgendem Ausspruche enthalten sein. Seine hervorragende Reflexion, im Gegensatze mit der Entbehrung der eigentlichen Tiefe des Gefühls, machte ihn fähiger zur Hervorbringung porträtirter, schon vorhandener Individualitäten, als zur freien Schöpfung wahrhaft künstlerischer Gebilde; davon zeugen sein Hausvater und ähnliche Darstellungen. Hier, wo es ihm, seinem Grundsatze zufolge, blos darum zu thun war, das einmal Gegebene idealisch zu porträtiren, ohne etwas Selbstgeschaffenes hervorzubringen, hier löste er diese Aufgabe freilich mit einem so vollendeten Künstlerthume, wie es sich die Theorie kaum zu erdenken vermag. Nur da, wo ihm das gegebene Schema in der Wirklichkeit nicht zu imponiren vermochte, wie z. B. im Juden, Bittermann und in den übrigen eigentlichen komischen Rollen, schien er wahrhaft künstlerisch und frei von den Fesseln der gegebenen Individualität, schaffen zu können. Hier wurden die disparatesten Einzelnheiten, wie er sie, z. B. zu seiner Darstellung des Juden an Juden selbst beobachtet haben mochte, zu einem höchst vollkommen in sich zusammenhängenden Ganzen verarbeitet. Und so stand Iffland mit seiner bewundernswürdigen Besonnenheit in der Darstellung, mit seinem Scharfsinn in Auffassung der Charaktere in der Wirklichkeit, mit seinem Genie, das theilweis Gegebene zu einem zusammenhängenden Ganzen umzuschaffen, und mit seiner beispiellosen Routine in der äußern Mechanik der Darstellung als der Einzige unter den bisherigen Schauspielern dar, dem es gelungen war, die von so vielen Hunderten seiner Vorgänger und noch lebenden Mitschauspieler zu einer blosen Körperarbeit herabgewürdigte Schauspielkunst zu einer wahren Kunst, d. h. zu einem Bestreben emporzuheben, wo alles Zufällige verschwinden und jeder Moment das Erzeugniß vorhergegangener besonnener Reflexion sein muß. (Böttiger hat eine Entwickelung des Ifflandschen Spiels geschrieben 1796). So viel von Iffland als Schauspieler. Als dramatischer Schriftsteller entwickelte er denselben Charakter. So wie ihn hier der Mangel an Tiefe des Gemüths zu den eigentlich höhern, poetisch-freien Produktionen unfähig machte, so wurde er auch durch eben diesen Mangel außer Stand gesetzt, dramatische Werke von eigentlich poetischem Gehalte zu liefern. Daher eine oberflächliche Sentimentalität, die sich ohne tiefere Sehnsucht in dem Kreise wirklicher, alltäglicher Betriebe zeigt, die Grundlage fast aller seiner Stücke ist, bei denen sich die Ironie und die komische Kraft nicht activ als gebietende Leiterin, sondern höchst passiv als untergeordnete Dienerin, zu zeigen pflegt. Die Jäger, (vielleicht auch die Hagestolzen, und einige Partieen des Herbsttags) machen hiervon zum Theil, als ein in der idyllischen Darstellung roher, ungekünstelter Natur fast vollendetes Stück, eine Ausnahme. Nicht minder sind einige wahrhaft komische Charaktere seiner Stücke sehr verdienstlich, und würden, wenn sie in einem rein komisch gehaltenenen Ganzen ständen, des höchsten Effects fähig sein. Dahin gehören der Amtmann Riemen, Constant in Selbstbeherrschung und einige andere. Im Ganzen findet man jetzt seine Stücke gedehnt und macht ihnen den Vorwurf einer, wegen allzulangen und häufigen Moralisirens schleppenden Handlung, eines etwas holprigen Dialogs und allzugroßer Familienähn-

lichkeit. In seinen theoretischen Abhandlungen und Aufsätzen, welche man größtentheils in seinen Theaterkalendern findet, hat Iffland ergreifende Blicke in das Wesen der Menschendarstellung gethan, und dem sich bildenden Schauspieler fruchtbare Winke gegeben. Nur möchte man ihnen mehr Ordnung und äußere Form wünschen. Endlich bleibt uns noch übrig, von Iffland als Schauspieldirektor zu reden. Was zuerst die ökonomische Führung des berliner Theaters anbetrifft, so mag nicht geläugnet werden, daß er sich um diesen Zweig der Verwaltung desselben ein großes Verdienst erworben habe: das Zutrauen des Königs ist eine Folge der Anerkennung dieses Verdienstes gewesen. In Betreff seiner künstlerischen Leitung der Vorstellungen, und der Anwendung, die er von den Talenten seiner Schauspieler machte, ist er von der einen Partei fast eben so unbedingt getadelt, als von der andern unbedingt gelobt worden. Die Wahrheit mag wol hier, wie überall, in der Mitte liegen. Pq.

Ignaz von Loyola, s. Jesuiten.

Ikonographie, Ikonismus, Ikonolatrie, Ikonomachie, s. Icon.

Ikonoklasten, s. Bilderstürmer.

Ikonologie, s. Bilderlehre.

Iliade, Ilias, s. Homer.

Ilithyia, Eileithyia war bei den Griechen diejenige Göttin, welche den Gebärenden Beistand leistete. Der Name, welchen Einige fälschlich aus den morgenländischen Sprachen ableiten, scheint rein griechisch zu sein, und die Kommende zu bedeuten. In dem ersehnten Augenblicke erscheint nämlich die erflehte Geburtsgöttin auf dreimaliges Rufen, und die Gebärende ist gerettet. Pausanias sagt, unweit der Capelle des Serapis zu Athen sei der Ilithyia ein Tempel erbaut gewesen, welche, von den Hyperboreern kommend, der kreisenden Latona in Delos Hülfe geleistet habe. Dagegen glaubten die Cretenser, Ilithyia sei in der Gegend von Knosus zu Amnisus geboren, und eine Tochter der Here, (Juno). Es gibt also eine doppelte Ilithyia, die man wohl von einander unterscheiden muß. Der griechischen Sage nach hatte Here, die Vorsteherin und Beschützerin der Ehe, zwei Töchter, Hebe, welche die reine Jungfrau, und Ilithyia, welche die Gebärerin bedeutete. Daher sendet oder verweigert Here den Beistand ihrer Tochter Ilithyia; ja sie selbst stellt sich oft als die ans Licht bringende, helfende (Lucina) dar, wie aus der Stelle beim Terenz: Juno Lucina, fer opem, erhellt. Die zweite Göttin dieses Namens war eine Gottheit, welche in Kleinasien als Symbol der gebärenden und allnährenden Kraft in der Natur betrachtet wurde, und sich von Medien aus über die asiatischen Küsten des schwarzen Meers herab nach Kleinasien verbreitet hatte. Das Sinnbild dieser Göttin war am Himmel der Mond, auf der Erde die Kuh. In Scythien ward sie die Stiergöttin, die taurische, in Kleinasien hingegen, verbunden mit dem Dienste der phrygischen Cybele, die große Mutter mit den vielen Brüsten. Ihr Hauptsitz war zu Ephesus, und, sie selbst, mit dem spätern Dienste der Kinder der Latona verschmolzen, ward nachmals die Artemis der Griechen und die Diana der Römer. Uebrigens scheinen anfangs nur zwei Ilithyien gewesen zu sein, wie es zwei Grazien und zwei Horen gab. Die eine war günstig, die andere ungünstig; die erste hieß die Lösende, oder auch die Sänftigende. In der Folge vermehrte sich wahrscheinlich ihre Anzahl auf drei, und es gab dann zwei gute Ilithyien. Alle drei zusammen-

genommen nannte man späterhin Genetyllides oder Geburtsgöttinnen.

Ilium heißen in der alten Geographie zwei Städte, welche wohl von einander zu unterscheiden sind. 1) Neu-Ilium, jetzt noch unter dem alten Namen Troja, oder unter dem neuen von Trojahi bekannt, war eine Stadt in der Landschaft Troas am Hellespont, und lag nahe am Ausflusse desselben in das ägäische Meer. Alexander der Große ertheilte ihr ansehnliche Privilegien. 2) Alt-Ilium, oder das eigentliche, durch zehnjährige Belagerung berühmte Troja, welches mehr landeinwärts lag, und von Ilus, einem Sohne des Tros, Ilium genannt wurde. S. Troja.

Illuminatenorden (der Orden der Illuminaten, d. i. die geheime Gesellschaft der Erleuchteten,) wurde im J. 1776 von Adam Weishaupt, damaligem Professor des canonischen Rechts zu Ingolstadt, gestiftet, wobei ihm als Zweck die höhere Ausbildung der Menschheit zu reiner Sittlichkeit und einem dieser allseitig gemäßen Leben dunkel vorschwebte. Diese Gesellschaft verbreitete sich zuerst von Ingolstadt aus über München und Eichstädt, vorzüglich in dem katholischen Deutschland; dann auch in einigen Gegenden des protestantischen, und zählte zur Zeit ihrer Blüthe mehr als zweitausend Mitglieder; unter diesen Männer von den größten und anerkanntesten Verdiensten. Nachdem aber im J. 1785 die baierische Regierung mehrere Mitglieder entdeckt, und ohne gesetzmäßige Form hart bestraft, auch den Orden, als dem Wohle des Staats gefährlich, aufgehoben, und dessen Fortdauer hart verpönt hatte, erlosch derselbe völlig; wenigstens hat man seitdem von seiner Fortdauer keine Spuren nachgewiesen. Von der Veranlassung zur Stiftung dieses Ordens führen wir folgendes an. Schon auf der Universität hatte sich Weishaupt mit schriftlichen Versuchen über einen zu stiftenden Orden beschäftigt; als Ideal schwebte ihm der Freimauerverein vor, von dessen Einrichtung, Zusammenhang, Klugheit, Behutsamkeit in der Auswahl der Mitglieder, und unaufhörlicher Prüfung derselben er sich die übertriebensten Vorstellungen machte. Inzwischen war er zu Ende des J. 1773 nach Ingolstadt auf den Lehrstuhl des geistlichen Rechts berufen worden, welchem die Jesuiten seit 19 Jahren vorgestanden hatten. Diese boten Alles auf, ihn von dort zu entfernen. Weishaupt, der sich nach einer Schutzwehr gegen ihre Anfeindungen umsah, glaubte, daß geheime Verbindungen überhaupt das wirksamste Mittel gegen unverdienten Druck gewährten. Seine bereits beschlossene Aufnahme in eine Freimaurerloge, wo er Sicherheit zu finden hoffte, wurde Anfangs durch äußere Umstände verzögert, und endlich ganz von ihm aufgegeben, als ein Emissär einer auf Alchymie arbeitenden Loge in Ingolstadt erschien, um die fähigsten der dortigen Studenten dafür zu werben. Dieß zu verhindern, beschloß er die Gründung eines eigenen Ordens, dessen Geist er in einer Stelle Abbts (in dem Buche vom Verdienste,) ausgedrückt fand. Noch bestimmter drückt sich Weishaupt später darüber also aus: „Selbstdenkende Menschen aus allen Welttheilen, von allen Ständen und allen Religionen, und unbeschadet ihrer Denkfreiheit, trotz aller so verschiedenen Meinungen und Leidenschaften, durch ein gegebenes höheres Interesse in ein einziges Band dauerhaft zu vereinigen, sie dafür glühend und auf den Grad empfänglich zu machen, daß sie in der größten Entfernung als gegenwärtig, in der Unterordnung als Gleiche, daß viele wie ein Einziger handeln und begehren, und aus eigenem Antriebe, aus wahrer Ueberzeugung von selbst thun, was kein öffent-

cher Zwang, seit Welt und Menschen sind, bewirken konnte:" dieß i die Absicht, die ihm bei seinem Orden vorgeschwebt habe. So ar denn unstreitig Beförderung der Weisheit und Tugend, mora- sche Ausbildung des Menschen, und um diese zu erreichen, zugleich icherung vor äußern Bedrückungen aller Art, das ins Auge gefaßte iel; und in diesem Geiste entwarf Weishaupt die Statuten für die rdensglieder, die er, bevor er auf den Namen Illuminaten verfiel, Perfectibilisten nannte. Am ersten Mai 1776 ward der Orden egründet, und als die ersten Mitglieder wurden diejenigen aufgenom- en, die durch diese Anstalt gerettet werden sollten. Das Ritual- ystem, das Lehrgebäude und die Gradfolge bestand aus fol- enden Theilen: Erste Klasse, Pflanzschule, a) Vorbereitungs- ufsatz, b) Novität, c) Minervalis, d) Illuminatus minor, e) Ein- eihung eines Magistratus. Zweite Klasse, Freimaurerei d. i. damaliges Logenwesen) 1) symbolische: a) Ritualbuch der ehrlinge, der Gesellen und der Meister; b) Constitutionsbuch; 2) chottische: a) Illuminatus major, oder schottischer Noviz; b) Illuminatus dirigens, oder der schottische Ritter. Dritte Klasse Mysterien, 1) kleine, a) Presbyter oder der Priestergrad; b) Princeps oder der Regentengrad; 2) große Mysterien, a) Magus, b) Rex. Zur Charakteristik des Geistes dieser Verfassung, die nie voll- ständig ausgearbeitet wurde, dient Weishaupts eigene Erklärung, daß ihm dabei die Verfassung der Jesuiten Vorbild gewesen. Was dort zu iesen Zwecken angewandt worden, sollte hier zu guten angewandt wer- en. Weishaupt foderte, was bei dem Mangel an Zwangsmitteln nd der Lage der Mitglieder nicht durchzusetzen war, blinden Gehor- am der Untergebenen gegen die Obern; eine Art von katholischer Beichte wurde eingeführt; die Mitglieder sollten sich bemühen, allent- alben angesehene und in Connexionen stehende Männer an sich zu zie- en, und in alle öffentliche Angelegenheiten Einfluß zu gewinnen; sie ollten in den Besitz aller öffentlichen Stellen und Aemter zu kommen uchen, sie sollten nicht nur über ihre eigenen Fortschritte in der Mo- al und Aufklärung monatlich Bericht erstatten, sondern auch über hre Nebenmitglieder Beobachtungen einsenden. Der moralische Scha- en, den diese Grundsätze nach sich ziehen mußten, leuchtet ein. Auch hne öffentliche Verfolgung konnten gute und rechtliche Männer nicht ange in einer solchen Form vereinigt bleiben; dazu aber kam noch, aß viele unfähige und unwürdige Menschen aufgenommen, und daß elbst von denen, die guten Willen hatten, nur wenige Weishaupts Plan zu fassen vermochten. Dennoch, sagt ein billiger und gründli- er Beurtheiler, waren die Illuminaten besser als ihr Orden. — Doch mögen einige geschichtliche Hauptmomente hier Platz finden. Nachdem der Orden einige Jahre bestanden hatte, beschloß man, ihn mit den Freimaurern in Verbindung zu bringen. Weishaupt wollte war die Kenntniß der Maurerei den höhern Graden seines Ordens vorbehalten, willigte jedoch ein, daß alle Areopagiten die drei ersten Maurergrade erhalten sollten. Im Jahre 1780 ward Knigge ge- wonnen. Dieser, im wahren Eifer für die Sache, und den Orden für gut und ausgebildet haltend, nahm, dem ihm ertheilten Auftrage ge- mäß, viele vornehme, gelehrte und rechtschaffene Männer zu Minerva- len auf, und ertheilte ihnen das gleiche Recht der Aufnahme. Als er aber, um sie vollständig zu belehren und zu befriedigen, von Weis- haupt nachdrücklich die Darlegung des ganzen Systems foderte, er- hielt er von diesem das Geständniß, daß bis jetzt nur die untere

Klasse, die Pflanzschule, in einigen katholischen Provinzen errichtet sei, und zugleich die Auffoderung, nach seinen Materialien die höhern Grade auszuarbeiten. Knigge erklärte sich bereit dazu. Bei einer persönlichen Zusammenkunft vereinigte man sich über die Art und Weise, und bevollmächtigte zugleich Knigge, den bevorstehenden Convent der Freimaurer zu Wilhelmsbad zu einer Vereinigung beider Orden zu benutzen. Knigge's Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg. Er gewann unter andern Bode, der, nachdem er sich genau von Allem unterrichten, und bis zum Illuminatus dirigens hatte befördern lassen, förmlich versprach: treu und eifrig für den Orden zu wirken, demselben die Oberhand in dem neuen Systeme der Freimaurerlogen zu verschaffen u. s. w. Doch ehe noch Bode seine Versprechen erfüllen konnte, eilte der Orden seinem Ende entgegen. Knigge und Weishaupt, von verschiedenen Ansichten geleitet, entzweiten sich, und ersterer sagte sich endlich am 1sten Julius 1784 von aller fernern Theilnahme los. So in seinem Innern zum Untergange reif, mußte der Orden den äußern Verfolgungen unterliegen. Schon 1783 hatten sich Stürme gegen ihn erhoben, und am 24sten Juni 1784 erschien ein churfürstl. baierischer Befehl, der alle geheimen Verbrüderungen aufhob. Obwol die Illuminaten, so wie die Freimaurer, gehorchten, so erschienen dennoch heimliche Denunciationen, zu deren Beweis die Angegriffenen umsonst auffoderten. Ein zweites Verbot erfolgte am 2ten März 1785, von Pater Frank und Kreitemeyer nomine Serenissimi erlassen. Zugleich fing man an, ohne je ein Beispiel des Ungehorsams beweisen zu können, einige der rechtschaffensten Mitglieder des Ordens zu bestrafen. Weishaupt wurde seines Amtes entsetzt. Er fand bei dem Herzoge Ernst von Gotha Aufnahme. Nun erst wurden die aus dem Orden getretenen Utschneider, Cossandey und Grünberger, die schon lange die heimlichen Angeber gewesen, vor eine geheime Commission gerufen, um alles, was sie vom Orden wüßten, schriftlich anzuzeigen, und ohne weitere Gewähr eidlich zu erhärten. Doch noch vor ihrer Beeidigung machten Kreitemeyer und Dumhof nomine Serenissimi das dritte Verbot bekannt. Trotz der darin versprochenen Verzeihung dauerte die Verfolgung fort. Viele würdige Männer wurden abgesetzt, verwiesen, eingesperrt. Bei dem Prozesse ging man jedoch mit Schonung und billiger Rücksicht auf die Verhältnisse der Personen zu Werke. Aus dem Gesagten geht hervor, daß die Aufhebung dieses Ordens, der einen wahren Staat im Staate bildete, durchaus rechtmäßig war; aber nicht die Art, wie man dabei verfuhr. Was von dem Einflusse der Illuminaten auf die französische Revolution gesagt worden ist, sind leere Träumereien.

Illusion (Täuschung). Dieser Ausdruck hat, ob er gleich von dem lateinischen illudere, d. i. täuschen, betrügen, berücken, verspotten, (auch vereiteln, fruchtlos machen, z. B. ein Gesetz, dessen Buchstaben man umgeht) herkömmt, in dem gesellschaftlichen Leben und in dem Gebiete der schönen Künste eine günstigere Bedeutung erhalten, und bezeichnet eine Täuschung, der man sich gern, ja mit Bewußtsein hingibt, im Gegensatze des Betruges (fraus), den man vermeidet und der das Schöne nur erheuchelt, wenn die Illusion es erhöht. Illusion ist nämlich eine solche, größtentheils durch Kunst erzeugte Täuschung, welche auf dem Sinnenscheine beruht, der, ausgebildet durch die anschauende Einbildungskraft, den Verstand bestimmt, das Sinnlichdargestellte für wirklich anzusehen. Sie ist nicht dann ästhetisch, wenn sie Zweck für sich ist, d. h. diese Verwechse-

lung des Scheinbaren mit dem Wirklichen selbst zur Absicht hat, oder wenn sie eine blos materielle Wirkung bestrebt; sondern wenn sie als Mittel dient, das Schöne darzustellen und das in sich Vollendete zu verkörpern. Im erstern Falle würde sie in einen Betrug ausarten, dessen Gegenstand durch Aufdeckung des Scheins sein Interesse verliert, oder Mißfallen und Abscheu erregt, (wie z. B. gemalte Statüen): denn ein Gegenstand muß ein höheres Interesse an sich tragen, wofern er nicht durch Aufhebung jenes Scheins in Nichts verschwinden soll. Die Täuschung aber, welche die Producte der schönen Künste hervorbringen sollen, ist eine solche, welche man (d. i. der Gebildete) freiwillig, ja mit dem Bewußtsein, daß die angeschauten Gegenstände nicht wirklich sind, fortsetzen und erneuern kann, wobei man also den Schein festhält, indem die Phantasie den gegebenen oder nur angedeuteten Gegenstand bis zur Anschaulichkeit des Wirklichen ausbildet. So sagt Kant: Kleider, deren Farbe vortheilhaft zum Gesichte absticht, bewirken Illusion; Schminke dagegen ist Betrug. Durch die erstere wird man verleitet, durch den zweiten geäfft, und Betrug der Sinne (s. dies. Art.) findet Statt, wenn, sobald man weiß, wie es mit dem Gegenstande beschaffen ist, auch der Schein sogleich aufhört. Doch laufen in diesen Beispielen die Gränzen hart zusammen. — Unter allen schönen Künsten ist die Illusion vorzüglich denjenigen, welche sichtbar darstellen (darstellende Künste im engsten Sinne) eigen und natürlich, mithin den sogenannten bildenden Künsten, (unter diesen aber vorzüglich der Malerei) und den mimischen, z. B. der Schauspielerkunst. Wer dieses angenehme und unterhaltende Spiel des Gemüths mit dem Sinnenscheine hervorbringen will, muß sehr genau den Ursprung desselben, oder die Art und Weise kennen, wie sich die Gegenstände unsern Sinnen zeigen, namentlich, was die bildenden Künste anlangt, wie die sichtbaren Gegenstände sich dem Auge darstellen, und muß der ihm gegebenen Kunstmittel schon in gewissem Grade mächtig sein, um denselben durch seine Kunst hervorzubringen. Der Zeichner muß daher die Wirkungen des Lichtes und Schattens kennen, und wissen wie die sichtbaren Gegenstände nach ihrer Vorderseite einzeln, oder in der Ferne, perspectivisch, erscheinen, (z. B. wie sich das Innere eines Tempels perspectivisch zeigt,) und diesen Anblick durch Anordnung der Gegenstände auf der Fläche täuschend hervorzubringen im Stande sein. In der Tonkunst hat die Illusion einen sehr beschränkten Wirkungskreis: da sie das Hörbare in größerer Vollkommenheit als die Wirklichkeit zeigt, und alle sogenannte Malerei der Töne unter ihrer Würde ist. Auch auf die Poesie wird dieser Begriff übergetragen, und man redet von einer poetischen Illusion, wenn die (selbst nicht durch die Mimik dargestellten) poetischen Gegenstände dem Leser des Gedichts oder dessen Zuhörer mit einer solchen Anschaulichkeit vor die Einbildungskraft treten, daß das Gemüth sich ganz denselben hingibt, und unter ihnen, wie in einer besondern Welt, verweilt, ja daß sie dem Gemüthe gleichsam wirklich werden.

Illyrier, Illyrien und illyrische Provinzen. Die Illyrier, ein stammverwandtes Volk der alten Thracier, (vermischt mit Griechen, Phöniciern, Siciliern und Celten) verbreiteten sich auf dem ganzen Küstenlande an der Ostseite des adriatischen Meers, den hierzu gehörigen Inseln und dem westlichen Macedonien bis Epirus; doch Philipp König von Macedonien nahm ihnen den ganzen District von Macedonien bis an den Fluß Drinius (jetzt Drino) ab,

und nun wurde Illyrien (Illyricum, Illyrica) in Illyrica graeca und barbara eingetheilt. Das erstere (das heutige Albanien) wurde ganz Macedonien einverleibt, und machte von dort an einen integrirenden Theil jenes Staates aus. In demselben waren Dyrrhachium (Durazzo), vormals Epidamnus genannt, wo sich die Römer gewöhnlich nach Griechenland einschifften, und Apollonia, als eine ansehnliche griechische Handelsstadt und Akademie, Hauptplätze. Das letztere erstreckte sich vom Flusse Arsia (jetzt Arsa) in Istrien bis an den Drinius und ward in Japydia, Liburnia und Dalmatia eingetheilt. An Japydia's Küste bildete das Meer einen großen Busen (Sinus Flanaticus, jetzt Golfo di Carnara), in welchem die absyrtischen Inseln (jetzt Osero und Cherso) lagen; Flanona (Fiona), Metulum (Mettling) und Segnia (Zeng) waren die Städte darin. Liburnia, der mittlere Theil von Illyrien, dessen Bewohner als gute Seeleute bekannt und Erfinder der leichten Schiffe (naves Liburnicae) waren, enthielt die Städte Jadera, (Zara Vecchia) und Scardonna (jetzt eben so); vor seiner Küste lag die Insel Issa (la Grossa) bei welcher Cn. Octavius von Cäsars Admiral Vatinius geschlagen wurde. Dalmatia, s. dies. Art. (zuweilen auch Delmatia), so genannt von den Dalmaten, einem illyrischen Völkerasste, begriff, als Provinz von Illyrien, die Städte Sicum (Sebenigo), Tragurium (Trau), wegen seines Marmors berühmt, Salona, Narona (Narenta), Dalmium oder Delminium (wahrscheinlich Almissa), Diocleä, woher der Kaiser Diocletianus, Epidaurus (Ragusa Vecchia), Rhizinium (Rhizano), Scodra (die Residenz des Königs Gentius, welcher die Römer bekriegte, jetzt Scutari) Olcynium (Dolcigno) und Lissus (Alessio); nahe dem Lande lagen die Inseln Tauris (Zuri), Pharus oder Pharia (Lessina) und Bua, die ein römisches Staatsgefängniß war. Diese Provinz erhielt einen glänzenden Namen in der Geschichte der römischen Kaiser, deren mehrere in ihr geboren worden sind. Seeräuberei war ein Haupterwerbszweig der kriegliebenden Illyrier, deren Könige daher mit den Römern schon früh in Streitigkeiten verwickelt wurden, die zu Befehdungen führten, und endlich die Unterjochung der Illyrier zur Folge hatten. Das wilde Volk suchte zwar von Zeit zu Zeit die Fesseln abzuschütteln, allein von Cäsar geschlagen, und von Augustus, Germanicus und Tiber gänzlich entkräftet, wurde ihr Land endlich eine römische Provinz, behauptete aber auch als solche stets einen bedeutenden Rang im großen Staate. Der Name selbst, dem im vierten Jahrhunderte das Beiwort magnum zugegeben wurde, umfaßte von dort an fast alle gegen Morgen gelegenen römischen Provinzen. Bei der Theilung des römischen Reichs kam Illyrien zu dem abendländischen Kaiserthume, bei dessen Verfall (476) es an die morgenländischen Kaiser fiel. In der Mitte des sechsten Jahrhunderts ließen slavische Colonisten aus Rußland und Polen sich dort nieder, denen es bald gelang, sich von der schwachen byzantinischen Regierung unabhängig zu machen. So entstanden die kleinen Königreiche Dalmatien und Kroatien. Zwar unterwarfen die Kaiser im Jahre 1020 sich diese Provinzen wieder, allein 20 Jahre darauf errangen sie ihre Unabhängigkeit aufs neue. Venetianer und Ungarn machten (1090) sich ebenfalls zu Herren kleiner Ländertheile Illyriens. Im Jahre 1170 entstand dort das Königreich Rascian, aus welchem 200 Jahre später Bosnien sich bildete. Dalmatien unterwarf sich dem herrlich constituirten Venedig, aber 1270 ward es größtentheils ein Raub der Ungarn, die bis an das schwarze Meer vorgedrungen waren. Doch

sowohl diese, als Venetianer, verloren beinahe Alles davon an die Türken, denn nur ein kleiner Theil von Dalmatien verblieb Venedig, und Ungarn nur Slavonien und ein Theil von Kroatien. So blieb nur noch das Andenken an das alte Illyrien in den Annalen der Geschichte. Der Friede von Campo Formio (17. Okt. 1797) brachte endlich das venetianische Dalmatien nebst seinen Inseln bis Cattaro unter Oesterreichs Herrschaft, dagegen die Republik Frankreich den Rest sich zueignete. Zwölf Jahre später aber kam der Augenblick, wo das alte Illyricum aufs neue in die Gegenwart eintrat. „Der Kreis von Villach, Krain, das ehemahlige österreichische Istrien, Fiume und Triest, die Länder, welche unter dem Namen Litorale bekannt sind, und Alles, was uns auf dem rechten Saveufer überlassen ist, Dalmatien, nebst seinen Inseln, sollen künftig den Namen illyrische Provinzen führen." Also dekretirte der damalige Kaiser der Franzosen an jenem verhängnißvollen 14ten Oktober 1809, welcher die Verbindung zwischen dem Hause Habsburg und der Familie Bonaparte vorbereitete. Die Art, wie Napoleon diesen neuen Staat behandelte, schien darauf hinzudeuten, daß er demselben eine künftige Selbstständigkeit zugedacht habe. Er ward nämlich unter die provisorische Verwaltung eines Staatsraths gestellt, und seine innern Hülfsquellen, wie seine Einwohner, wurden als erobertes Gut in Requisition gesetzt. Funfzehn Monate hatte dieses Interim gedauert, während dessen Illyrien noch einen Arealzuwachs von 31 Q. Meilen durch einen Theil des, am 3ten März 1810, von Baiern abgetretenen italienischen Tyrols erhalten hatte, als am 15ten April 1811 ein kaiserlich französisches Dekret erschien, das in 271 Paragraphen die Organisation der illyrischen Provinzen, besonders in militärischer und finanzieller Hinsicht definitiv reguliren sollte, wodurch diese aber keineswegs wirklich mit Frankreich vereinigt wurden. Die gesammten Provinzen standen von jenem Tage an unter einem Generalgouvernement, das aus einem Generalgouverneur, der zugleich Befehlshaber der Land- und Seemacht sein sollte, einem Generalintendanten der Finanzen und einem Justizcommissär, dem die Aufsicht über die Gerichtshöfe und die Sicherheitspolizei aufgetragen war, bestehen sollte. Dem Generalgouverneur stand im Rathe der Provinzen der Vorsitz zu; ein kleiner Rath, der aus dem Generalintendanten, dem Justizcommissär und zwei Richtern des Appellationshofes zu Laybach zusammengesetzt war, ward dem Gouverneur beigegeben, hatte jedoch nur eine berathende Stimme. Das Territorium selbst wurde in sechs Civil- und eine Militärprovinz eingetheilt; jene waren Krain, Kärnthen, Istrien, Civilkroatien, Dalmatien und Ragusa, in 20 Distrikten; die letztere bestand aus dem durch die sechs kroatischen Regimenter gebildeten Gebiete. Der Administration jeder Civilprovinz stand ein Intendant vor; statt der Unterpräfecten waren Subdelegirte angestellt. Die Functionen der Maires waren dieselben wie in Frankreich. Die Gemeinden sollten vor der Hand ihre Einkünfte behalten; beliefe sich ihr Budjet unter 10,000 Franken Einkünfte, so sollte es vom Generalintendanten, beliefe es sich darüber, vom französischen Kaiser selbst im Staatsrathe regulirt werden. Handelskammern sollten zu Triest, Ragusa und Fiume errichtet und deren Deputirte in das Generalkammerconseil berufen werden. Die Bischöfe, die Cathedral-Collegiatkapitel sollten, wie alle geistliche Institute und Einrichtungen des Lehrstandes, mit Ausnahme der aufgehobenen Zehnten, fortdauern. Die illyrischen Provinzen trugen

im Durchschnitte 10 Mill. 43,000 Franken ein, und erforderten eine Ausgabe von 6 Mill. 600,000 Franken; der reine Ertrag war ausdrücklich zu den Kriegs- und Kriegsadministrationskosten angewiesen. Das Areal betrug gegen 900 Q. M., die Bevölkerung, im J. 1812, 1 Mill. 531,000 Menschen, (nämlich: Kreis von Villach 180 Q. M. mit 130,000 Einw., Krain 233 Q. M. mit 432,000 Einw., Istrien mit Triest 55 Q. M. mit 124,000 Einw., Kroatien diesseits der Save 80 Q. M. mit 200,000 Einw., Dalmatien und die dazu gehörigen Inseln 318 Q. M. mit 329,000 Einw. und Ragusa mit seinem Gebiete 22 Q. M. mit 60,000 Einw.) Diese Gebiete, abgesehen von den in ihnen befindlichen bedeutenden Handelsstädten und Seehäfen, welche der Seemacht eines Reichs, wie das französische werden sollte, unentbehrlich waren, boten große innere Hülfsquellen dar. Auch die Einwohner paßten gut in Napoleon's Plan, durch das Schwert sich zum Alleinherrn zu machen, denn sie sind größtentheils von roher, kriegerischer und wilder Natur. Seit 1815 ist Illyrien ein östreichisches Königreich, und nebst dem davon getrennten Königr. Dalmatien (S. d. A.) der Grundpfeiler von Oestreichs Seemacht. Es zählt auf 910 Q. M. 1,172,700 Einw. Die Hauptstadt ist Laibach. I.

Iman (Imam) ist eine von denjenigen Personen der türkischen Ulema (Geistlichkeit), welche in den Moscheen den Gottesdienst verrichten. Sie beten, lesen den Koran vor, predigen, leisten den Kranken Beistand, sprechen den Segen bei Vermählungen und sind überhaupt die eigentlichen Priester der Türken. In ihrer Tracht sind sie von den Personen weltlichen Standes blos durch den Tulbend verschieden, der bei ihnen etwas höher, als gewöhnlich, geformt ist. Sie erhalten ihre Besoldung aus den Moscheen, bei welchen sie angestellt sind, und stehen bei dem Volke in großem Ansehn. Der türkische Kaiser selbst führt als geistliches Oberhaupt der Muselmänner diesen Namen.

Imaus, bei den Alten ein Gebirge in Nordasien, welches die Nordgränze Indiens machte. Nach demselben wurden die Scythen in westliche (intra Imaum) und östliche (extra Imaum) eingetheilt.

Imbert (Barthelemi), Mitglied der Akademie zu Nimes, seiner Vaterstadt, ward im Jahre 1747 geboren. Er versuchte sich in der Dichtkunst und Literatur nicht ohne Beifall; auch würde sein Gedicht: Le jugement de Pâris, welches sich durch angenehme Einzelnheiten, frische und lebendige Darstellung und durch eine sehr glückliche Diction auszeichnet, einen noch größern Beifall erhalten haben, wenn es dem Verfasser gefallen hätte, die Handlung desselben mehr zusammenzudrängen, die Reden zu verkürzen und den Styl noch mehr auszubilden. Seine Fables (in einem Bande,) sind mit Scharfsinn erfunden und mit Nettigkeit vorgetragen: dasselbe läßt sich von seinen Contes sagen. Seine übrigen Werke sind, Historiettes, Gedichte und Prosa, 1781; les Egaremens de l'amour, ein angenehm geschriebener Roman, der 1770 erschien und 1793 wieder aufgelegt wurde; Choix d'anciens fabliaux, 1788, (in zwei Duodezbänden,) in welchem es dem Verfasser gelungen ist, die Darstellung der Vorzeit mit Glück, und ohne Aufopferung der natürlichen Einfachheit nachzuahmen; le Lord anglais, Lustspiel, welches nur einen geringen Beifall erhielt; le Jaloux sans le savoir, Lustspiel; le Jaloux malgré lui, Lustspiel; und das Trauerspiel: Marie de Brabant. Imbert zeigte sich im Tragischen ohne Kraft und gezwungen, im Lustspiel

mehr verständig als komisch. Doch erhielten seine Stücke einigen Beifall, weil man mehrere gut durchgeführte Scenen, eine lobenswerthe Diction und sehr glückliche Verse in denselben mit Dank erkannte. Sein Betragen war angenehm, und seine starke Constitution versprach ein langes Leben, welches ihm jedoch noch in der Blüthe seiner Jahre (23sten Aug. 1790) von einem hitzigen Fieber entrissen wurde.

Immatriculation, Eintragung in die Matrikel, s. diesen Artikel.

Immediatstände, Immediatstifter, in der vormaligen Reichsverfassung solche Stände und Stifter, welche unmittelbar unter Kaiser und Reich standen. s. d. Art. Mediatisirte Fürsten.

Immensurabel, Immensurabilität, s. d. Art. Incommensurabel.

Immunität, von dem lateinischen immunis, bedeutet die Freiheit von Abgaben, besonders die Steuerfreiheit.

Impanation, s. Transsubstantiation.

Imperativ, s. Categorien, und Kant.

Impfen, (medicin.) anstatt einimpfen, wird uneigentlich gebraucht von der Einpflanzung einer Krankheit von einem Geschöpfe auf das andere. Daher sagt man: die Blattern, u. s. w. impfen. S. Inoculation. In der Pflanzen- und Gartenkunde ist impfen gleichbedeutend mit pfropfen (s. Pfropfen und Oculiren.)

Imperator hieß bei den Römern überhaupt der oberste Befehlshaber einer Armee, und Imperium der militärische Oberbefehl. Eigentlich war aber Imperator ein Titel, der in verschiedenen Zeiten verschiedene Bedeutungen hatte. So führten zuerst die Consuln den Titel Imperator, ehe sie Consuln genannt wurden: nachher wurde es ein Titel, welchen die Soldaten und der Senat ihren Feldherren nach einem großen erfochtenen Siege beilegten, und welchen diese so lange behielten, bis sie triumphirt hatten. Späterhin wurde niemand mehr mit dem Titel Imperator beehrt, als wer wenigstens zehntausend Feinde geschlagen hatte. Nach dem Untergange der republikanischen Verfassung ward Imperator der vornehmste Titel der Kaiser, um dadurch ihre höchste Gewalt anzuzeigen. Besonders bedienten sich Augustus Nachfolger desselben, und er war mit dem Titel Rex gleichbedeutend. In noch spätern Zeiten erhielt er ganz die Bedeutung, die wir mit dem Worte Kaiser verbinden. Aber auch triumphirenden Generalen wurde dieser Titel noch beigelegt, und in diesem Falle hatte er die alte Bedeutung. Die Kaiser scheinen ihn vornehmlich deßwegen bekommen zu haben, weil alle Feldherren als unter ihnen stehend betrachtet wurden. Zu den Zeiten der Republik setzte man diesen Titel hinter den Namen, z. B. Cicero imperator, als Titel der Kaiser stand er jedoch vor dem Namen. Imperator war bei den Einwohnern von Präneste auch ein Beiname des Jupiter, dessen Bildsäule von T. Quinctius, als dieser Präneste eroberte, mit nach Rom genommen, und im Tempel des capitolinischen Jupiter aufgestellt wurde.

Impost, eine Abgabe, welche auf eingeführte Waaren gelegt wird, daher der Ausdruck impostirte Waaren.

Imprägnation, heißt eigentlich Schwängerung, und wird in der Chemie von der Vereinigung gewisser Substanzen gebraucht, wenn sie sich bei der Auflösung verschlucken, hauptsächlich von der Auflösung der Salze und Gasarten in Wasser und andern Flüssigkeiten. Wenn man daher sagt, eine gewisse Quantität Wasser wird von einer großen Quantität Salz imprägnirt, so ist es eben so viel, als: die des Salzes wird von der des Wassers bei der Auflösung verschluckt. M. L.

Improvisatoren, Improvisatorie heißen in Italien die Dichter, welche aus dem Stegreif über jedes ihnen aufgegebene Thema ein Gedicht zugleich verfertigen und declamiren, (improvisiren) oder, mit einem Instrumente sich accompagnirend, singen. Bei den wilden Völkern, wo die Phantasie stärker, lebhafter und ungezähmter ist, findet sich die Gabe des Improvisirens ziemlich allgemein, besonders durch Musik angeregt, und aus mehreren Stellen der Alten läßt sich schließen, daß die ältesten griechischen Dichter eben auch nichts anders als Improvisatoren waren. In Neu-Europa scheint das Talent des Improvisirens ein natürliches Erzeugniß des italienischen Bodens zu sein; doch auch Spanien, und besonders Valencia, entbehrt die beredten Zeugen einer poetischen Nationalität nicht. Nachdem die improvisirte Dichtkunst zugleich mit der provençalischen im 12ten Jahrhunderte in Italien eingewandert war, scheint auch Petrarca diese Kunst ausgeübt zu haben: wenigstens ist von ihm bekannt, daß er die schöne Sitte der improvisirenden Dichter, die Sitte, den Gesang mit der Laute zu begleiten, in Italien eingeführt hat. Seit Wiederherstellung der Wissenschaften gab es in Italien Personen beiderlei Geschlechts, welche Gedichte, selbst von bedeutendem Umfang aus dem Stegreif componirten. Zuerst bediente man sich hierzu der lateinischen Sprache, welche bis zu Ende des 15. Jahrhunderts die Sprache der Gelehrten war. Besonders leidenschaftlich war die Liebe zur improvisirten Poesie unter Leo X., und an den Höfen zu Urbino, Ferrara, Mantua, Mailand und Neapel. Einer der ältesten dieser Improvisatoren war Serafino d'Aquila, geb. 1466, gest. 1500, ein jetzt längst vergessener Dichter, der aber bei seinem Leben mit Petrarca an Ruhm wetteiferte. Doch übertraf ihn der gleichzeitige Bernardo Accolti, der Einzige von Arezzo (l'unico Aretino) zubenannt. Wenn es hieß, der Einzige recitire seine Verse an einem öffentlichen Orte, so kam Alles in Bewegung, die Läden wurden geschlossen, die Geschäfte verschoben, und Gelehrte und Ungelehrte strömten ihm zu. Fast nicht mindern Ruhm hatte der florentinische Improvisator Cristoforo, der Erhabenste (Altissimo) zubenannt. Unter den Improvisatoren gegen Ende des 15ten und zu Anfange des 16ten Jahrhunderts waren Nicolo Leoniceno, Mario Filelfo, Pamfilo Sassi, Hippolito von Ferrara, Giovanni Battista Strozzi, Pero, Nicolo Franciotti, Cesare da Fano. Drei Improvisatoren jener Zeit waren blind, Cristoforo Sordi, Aurelio Brandolini und sein Bruder Rafael. Es scheint, die griechischen Gelehrten, welche zu Anfang des 16ten Jahrhunderts von Konstantinopel nach Italien flüchteten, verbreiteten daselbst mit dem Geschmack an ihrer Sprache und Literatur auch ihre Gebräuche. In verschiedenen Städten Italiens führte man jene Symposien ein, bei denen zu den Freuden der Tafel die Freuden des Geistes sich gesellten. Leo X. liebte sie sehr, und versammelte die Gelehrten gern an seine Tafel. Unter ihnen war Andrea Marone, ein großer Improvisator, Liebling von ihm. Die gleichzeitigen Schrift-

steller erzählen Wunder von seinem Talent. Hadrian VI., der die Dichter als eine Art von Abgöttern ansah, vertrieb ihn vom Vatikan, wo Leo ihm seine Wohnung angewiesen hatte, Clemens VII, aber rief ihn zurück. Ein anderer Improvisator, Namens Querno, machte bei Leo eine Art von Bouffon. Bei Tafel erhielt er, der den Wein nicht wenig liebte, aus des Pabstes eigenem Glase zu trinken, unter der Bedingung, daß er auf jeden aufgegebenen Gegenstand wenigstens zwei lateinische Verse machen sollte; waren diese schlecht, so erhielt er wenigstens die Hälfte Wasser unter seinen Wein. Spottweise nannte Leo ihn den Erz-Poeten (Archipoeta). Beide dieser Improvisatoren nahmen ein trauriges, Querno sogar ein schreckliches Ende. Nach Leo's Tode hörte man auf, in lateinischer Sprache zu improvisiren, denn alle guten Köpfe schreiben jetzt in der lingua volgare, und die Improvisatoren folgten nach. Es läßt sich erwarten, daß sie dadurch um vieles zahlreicher wurden. Billig enthalten wir uns, die ganze Liste derselben anzuführen; nur einige der berühmtesten machen wir namhaft. Der erste ist Silvio Antoniano, 1540 zu Rom im niedern Stande geboren, durch seine Talente aber zur Würde eines Kardinals erhoben. Er war ein gelehrter Kenner der alten Sprachen, und in allen Wissenschaften wohl bewandert. Wegen seines Talents zu improvisiren, nannte man ihn Poetino. Einst hatte er an einen schönem Frühlingsabend auf dem Lande, mitten in einer sehr zahlreichen Gesellschaft, in einem Lustwäldchen zu improvisiren angefangen, als eine Nachtigall, gleichsam von seinem Gesange herbeigezogen, sich auf einen nahen Baum setzte, und wie von einer schönen Eifersucht ergriffen, mit ganz besonderer Lebhaftigkeit zu schlagen anhub. Das Erstaunen der Zuhörer bei diesem unerwarteten Wettkampfe gab den Versen des Dichters neuen Reiz, und dieser, von dem eigenen Umstand selbst begeistert, verließ den vorher behandelten Gegenstand, wandte sich an die Nachtigall, und pries die Schönheit ihrer Stimme und die Anmuth ihres Gesangs in so rührenden und harmonischen Versen, daß alle Zuhörer bis zu Thränen gerührt wurden. Der berühmteste aller Improvisatoren aber war der Ritter Perfetti, 1680 zu Siena geboren, und 1747 zu Rom gestorben. Wir besitzen von Fabroni eine Biographie dieses Dichters, und von seinen improvisirten Gedichten sind 1748 zwei Bände erschienen. Gewöhnlich begann er mit einer, den Umständen angemessenen Anrufung, und kam dann auf den Gegenstand. Sein Vortrag war klar, über jeden Gegenstand wußte er eigenthümlichen Schmuck zu verbreiten; und da er ein unglaubliches Gedächtniß besaß, so drängte er am Ende den Inhalt seines ganzen Vortrags in wenige Verse zusammen. Er hatte dabei das Ansehn eines Begeisterten, und war gewöhnlich am Ende vor Erschöpfung bewegungslos und halbtodt. Er recitirte seine Verse singend, um Zeit zum Ueberdenken zu gewinnen, und das Maß besser zu halten, und ließ sich auch wol von einer Guitarre begleiten. Sein liebstes Versmaß war die Oktave. Der glorreichste Tag seines Lebens war der, an welchem er (unter Benedict XIII.) durch Verwendung der Prinzessin Violanta von Baiern, auf dem Kapitol die Lorbeerkrone empfing, eine Ehre, die damals um so schmeichelhafter war, da sie durch Verschwendung noch nicht an Werth verloren hatte, denn nur Petrarca und Tasso waren bis dahin dieser Ehre würdig geachtet worden. Das römische Bürgerrecht, und das Recht, die Lorbeerkrone in seinem Wappen beizufügen, waren neue Auszeichnungen für ihn. Metastasio zeigte ebenfalls von früher

Jugend an ein seltenes Talent zu improvisiren, allein die Ausübung dieses Talents war bei ihm eine gewaltsame Anstrengung der Natur. Hatte er ein Zeitlang improvisirt, dann fühlte er alle seine Kräfte erschöpft, man mußte ihn zu Bette bringen und durch Reizmittel wieder beleben; seine Kräfte aber kehrten unter 24 Stunden nie zurück. Die Aerzte kündigten ihm deßhalb an, er müsse, wenn er sein Leben erhalten wolle, einer so gefährlichen Kunst entsagen. Uebrigens hat es auch an Frauen nicht gemangelt, welche dieses Talent in einem hohen Grade ausgebildet hatten. Quadrio gedenkt dreier Improvisatricen mit Ruhm, der Cecilia Micheli von Venedig, der Giovanna de Santi, und einer Nonne Barbara von Correggio. Keine von allen indeß hat mehr Ruf erhalten, als unter Pius VI. die berühmte Maddalena Morelli Fernandez, unter den Arkadiern Corilla Olimpica genannt, die im Toskanischen lebte, und die Bewunderung aller Reisenden erregte. Sie war zu Pistoja geboren, wo ihr Talent, das sie durch vielfaches Studium sorgfältig ausbildete, sich frühzeitig entwickelte. Der Beifall, der ihr in Italien zurauschte, bewog den Kaiser Franz I., sie nach Wien zu berufen, wo sie mit Auszeichnung empfangen, und mit Gnaden überhäuft entlassen wurde. Die Kaiserin Katharina berief sie nach Petersburg; die Furcht vor dem strengen Klima hielt sie aber ab, dahin zu gehen. Die Akademie der Arkadier nahm sie zu ihrem Mitgliede auf, und im Jahre 1776 ward sie zu Rom öffentlich gekrönt und von dem römischen Senate zu einer Nobile cittadina ernannt. „Der Pabst" erzählt Archenholz, „gab seine Einwilligung dazu; Corilla wurde gekrönt, ausgepfiffen, vom Gassenpöbel beschimpft, vom Dichterpöbel besungen, und von Fürsten beschenkt. Sie verließ schleunig Rom, und lebte nachher zu Florenz" (wo sie den 8ten Nov. 1800 starb). Billigere Beurtheiler, als Archenholz, erinnern sich, daß Bosheit und Neid den Ritter Perfetti nicht glimpflicher behandelten, und daß selbst Petrarca in seinen Briefen sich über den Neid und die Verfolgungen beklagte, die ihm der römische Lorbeer zugezogen. Neuere Improvisatricen sind die Vandettini von Modena, die Fantastici zu Florenz, die Mazzei, geb. Lanti, welche Letztere vielleicht alle durch die Ergiebigkeit ihrer Phantasie, durch den Reichthum und die Reinheit ihres Ausdrucks, durch den Wohlklang und die Regelmäßigkeit ihrer Verse übertrifft. Sie versuchte sich selbst in der Tragödie, in welcher ganz neulich ein römischer Improvisator Bewundernswürdiges geleistet hat. 1764 starb zu Verona der berühmte Improvisator Zucco, der an dem Abbé Laurenzi einen würdigen Zögling und Nachfolger hinterließ. Auch der Advocat Bernardi in Rom war als Improvisator sehr berühmt. Großen Ruf unter den Improvisatoren unserer Zeit hat Francesco Gianni, welcher, ein eifriger Republikaner, die Belagerung von Genua und die Schlacht von Marengo besang, dann sich nach Paris begab, wo ein Gedicht auf die Schlacht von Austerlitz ihm eine Pension verschaffte, und von dessen Siegreifgesängen eine Sammlung 1795 im Publikum erschienen ist. Wenn auch diese den Erwartungen, welche ein berühmter Dichtername erregt, nicht entsprechen sollten, so ist dieß eine gewöhnliche Erscheinung; denn von jeher erscheinen die gedruckten Werke der bewundertsten Improvisatoren nicht über dem Mittelmäßigen. Perfetti war deßwegen klug genug, nie zuzugeben, daß etwas von ihm gedruckt werde; und wahrscheinlich hätten wir auch von Metastasio nicht solche reizende Gedichte, hätte er nicht dem Improvisiren ent-

sagen müssen. Die Grund ergibt sich von selbst. Der Gegner dieser Art von poetischen Ergötzungen mögen deßhalb in ihrem strengen Urtheile nicht ganz Unrecht haben, ohne daß deßhalb die Bewunderer der Improvisatoren an Geschmack und Einsicht verdächtig gemacht werden könnten. Die wirkliche oder anscheinende Begeisterung des Dichters, sein lebhaftes Gefühl, seine treffende Action und Mimik, die Begleitung eines Instruments, und überhaupt das ganze erhöhte Wirken einer lebendigen Gegenwart können die mächtigsten Wirkungen nicht verfehlen, und lassen der Krittelei keine Zeit, sich zu äußern. Mit Recht sagt daher Bouterweck in seiner Gesch. der ital. Poesie: „Unter den poetischen Merkwürdigkeiten des heutigen Italien ist die Kunst der Improvisatoren von mehr Bedeutung, als die meisten gedruckten Sammlungen neuerer ital. Gedichte. Ihre Kunst beweiset, mit welcher Biegsamkeit und Kraft eine italienische Phantasie, wenn sie einmal in Bewegung ist, Bilder und Worte in poetische Verhältnisse zusammenträgt. Daraus erklärt sich, wie es einem Italiener, auch bei einer nur mäßigen Cultur des Geistes, möglich ist, durch ein Bändchen nicht schlechter Verse, die Zahl der vielen, die er vor sich findet, zu vermehren, wenn er die Poesie seiner Vorfahren auch nur mit dem Gedächtnisse aufgefaßt hat. Der erkünstelte und doch glückliche Enthusiasmus der heutigen Improvisatoren ist das lebendige Denkmal der guten Zeit des italienischen Geistes.“ Freilich je mehr Geist und poetischer Enthusiasmus den Improvisator beseelt, desto vorzüglicher wird ihm sein Werk gelingen, nach den gewöhnlichen herumziehenden Improvisatoren, wie z. B. in Rom auf dem Platze von Termini ihre Künste täglich zeigen, darf man nicht alle beurtheilen. Auffallend ist es, daß fast alle Improvisatoren in Toscana oder Venedig, hauptsächlich aber zu Siena und Verona geboren sind, und daß eben daselbst dieses Talent des Improvisirens sich ununterbrochen fortgepflanzt hat. Unsere Karschin würde in Italien gewiß eine sehr bewunderte Improvisatrice geworden sein. Theodor Körner soll dieses Talent ebenfalls in gewissem Grade besessen haben.

Imputation, s. Zurechnung.

Inachus, der Stammvater des ältesten Königsgeschlechts von Argolis, welches 382 Jahre regierte. Als Juno und Neptun um den Besitz von Argos stritten, sprach es Inachus als Schiedsrichter der Juno zu. Besonders berühmt ward er durch seine Tochter Io.

Inca, s. Peru.

Inceſt, (Incestus) s. Blutschande.

Inchbald, (Mrs. Elisabeth) eine bekannte englische Schauspielerin, Verfasserin vieler, auf den Bühnen Englands beliebten Theaterstücke, und Herausgeberin dreier der wichtigsten Sammlungen englischer Schauspiele und Farcen, die sie mit kritischen und biographischen Anmerkungen und Einleitungen versehen. Sie ist 1756 geboren, und verließ 1789 die Bühne, um sich blos literarischen Arbeiten zu widmen.

Inclination heißt überhaupt die Neigung; in der Mathematik die Richtung einer Linie nach einem gewissen Puncte (nach dem Sinne der alten Mathematiker, namentlich Apollonius und Pappus). Die Astronomie bedient sich dieses Worts für die Winkel, welche die Planeten- und Cometenbahnen mit der Erdbahn (Ekliptik, gewöhnlich Sonnenbahn genannt) machen. Ein solcher Winkel ist desto kleiner, je weniger der Planet oder Comet von der Ekliptik abweicht. Nach den neuesten Beobachtungen von la Lande und Bode ist der Winkel dieser Ab-

weichung bei Merkur 7°; für Venus 3°, 23′, 20″; bei Mars 1°, 51′; bei Pallas ungefähr 30°, bei Ceres 10°, 47″; bei Jupiter 1°, 19′, 10″; bei Saturn 2°, 30′, 20″; bei Uranus 0° 43′, 45″. Genauere Bestimmungen für Ceres und Pallas, so wie für Juno und Vesta sind von der Zukunft zu erwarten. Die Cometen weichen unter verschiedenen oft sehr großen Winkeln von der Ekliptik ab, da sie den ganzen Himmel durchkreuzen. Die Inclination der Bahn des Mondes ist, je nachdem die Sonne auf ihn wirkt, verschieden, hält sich aber zwischen 5°, 1′ und 5°, 17′. M. L.

Incommensurabel, unmeßbar, nennt man in der Mathematik eine Größe, welche von keiner andern zur Einheit genommenen Größe gemessen werden kann. Von der Art sind z. B. alle Quadratwurzeln, welche nicht ganze Zahlen sind, als die Q. W. von 12 ist = 3, 4641... und so ins Unendliche fort. Diese Eigenschaft der Größen heißt daher Incommensurabilität. M. L.

Incubus, s. Alp.

Incunabeln (aus dem Lateinischen, das Wiegenzeug, daher der erste Anfang einer Sache) heißen diejenigen ersten oder Urdrücke von Büchern, welche von der Erfindung der Buchdruckerkunst an, bis ungefähr 1536 (nach Panzer) gedruckt worden sind.

Independenten, s. Anglicanische Kirche.

Index. Ueberhaupt Register, Nachweiser. In der Mathematik besonders Stellenzeiger; so wird der Ausdruck bei den Logarithmen für die Kennziffer, bei den Reihen für die Gliederstelle u. s. w. gebraucht.

Indicativ (Indicativus nämlich modus) heißt diejenige Form (modus) eines Zeitworts, durch welche eine Handlung oder ein Zustand als wirklich und direct ausgesprochen, ein Prädicat einem Subjecte als wirklich und ihm unmittelbar zugehörig beigelegt oder abgesprochen wird; z. B. er ist, dahingegen der Conjunctiv etwas als zufällig und möglich, oder unbestimmt und unmittelbar (inderect) anzeigt, z. B. er sei. Inwiefern das Nothwendige als eine Art des Wirklichen, nämlich als das Unbedingtwirkliche angesehen werden kann, kann der Indicativ auch das Nothwendige ausdrücken; z. B. 2 mal 2 ist 4. Der Indicativ, oder die bestimmt anzeigende Form des Zeitworts, stellt sich, wie alle modi verschieden in den Sprachen dar, und ist gewöhnlich in der Endung zu erkennen, bezeichnet auch gewöhnlich zugleich Person, Zahl und Geschlecht.

Indien, indische Kolonien. Wir wollen diese merkwürdige Erdgegend, welche im Art. Hindostan in geographischer und statistischer Hinsicht beschrieben ward, hier auch in Hinsicht auf den Welthandel historisch betrachten, und eine Uebersicht der von den Europäern in Indien gegründeten Kolonien und Handlungsniederlassungen geben. Die kostbaren Schätze, welche dieses reiche Land besitzt, besonders die Gewürze desselben, lockten schon in den frühesten Zeiten den gewinnlustigen und betriebsamen Kaufmann. Die Europäer aber erhielten bis zu Ende des 15ten Jahrhunderts die köstlichsten Waaren Indiens nur aus der zweiten Hand, theils über Aegypten, wohin sie auf dem arabischen Meerbusen kamen, theils auf einem langen Karavanenwege durch das innere Asien. Dieser Handel war in den Händen der Venetianer und Genueser, welche die europäischen Märkte mit asiatischen Waaren versahen, und dadurch reich und mächtig wurden. Die Umschiffung des

Vorgebirges der guten Hoffnung, welche (1498) nach marchem mißlungenen Versuchen, einen Seeweg zu Indiens Reichthümern zu finden, gelang, führte die Portugiesen in kurzer Zeit zum Besitze eines Reichs in Asien. Wenige Jahre, nachdem Vasco da Gama (s. d. Art. Gama) an der Küste von Indien gelandet war, waren sich schon die begünstigtsten Kaufleute auf der ganzen Küste, hatten trotz der geschäftigen Eifersucht der Muhamedaner, in deren Händen bisher der gewinnvolle Handel mit indischen Waaren gewesen war, einige Niederlassungen gegründet, und mit mehreren einheimischen Fürsten Handelsbündnisse geschlossen, in welchen dieselben den König von Portugal für ihren Oberherrn erkannten. Franz von Almeida, der erste portugiesische Vicekönig in Indien (von 1505 bis 1509) erhöhte den Ruhm seines Volkes in den indischen Meeren; überall, wo seine Schiffe landeten, gründete er Handelsniederlassungen, und nahm selbst Ceylon schon 1506 in Besitz. Sein größerer Nachfolger in der Verwaltung, Alphons von Albuquerque, (von 1510 bis 1515) befestigte das stolze Gebäude der portugiesischen Herrschaft in den indischen Meeren. Er legte Festungen an zur Beschützung der Handelsniederlassungen, zu deren Mittelpuncte er Goa machte; er eroberte das wichtige Malacca, wo sich die Handelsschiffe von Japan, Sina, den Molukken, den Philippinen, von Bengalen, Persien, Arabien und Afrika sammelten; und der Schrecken, welchen diese Eroberung verbreitete, bewog die mächtigsten Fürsten der jenseitigen indischen Halbinsel, das Bündniß der Portugiesen zu suchen; er nahm bald darauf die Molukken, und mit ihnen den reichen Gewürzhandel, und beschloß seine Laufbahn mit der Eroberung von Ormuz, der reichsten und wichtigsten Handelsstadt im persischen Meerbusen, deren Besitz er durch eine starke Festung sicherte. Bald nach seinem Tode herrschten die Portugiesen vom arabischen bis zum persischen Meere; fast alle Häfen und Inseln an den Küsten von Persien und Indien waren in kurzer Zeit in ihrer Gewalt; sie besaßen die ganze malabarische Küste bis zum Vorgebirge Comorin, hatten Niederlassungen auf der Küste Coromandel und am bengalischen Meerbusen, die Insel Ceylon war ihnen zinsbar; selbst in Sina hatten sie Faktoreien, und die Häfen von Japan; wohin ein Sturm ihnen den Weg wies, waren ihren Handelsschiffen geöffnet. Zu dieser Höhe war ihre Macht um das Jahr 1542 gestiegen, und sechzig Jahre lang übten sie ihren gewinnvollen Handel ohne mächtige Nebenbuhler. Auf allen europäischen und asiatischen Märkten bestimmten sie den Preis der Waaren. Kein fremdes Handelsschiff konnte in den indischen Häfen eine Ladung einnehmen, ehe nicht die portugiesischen Schiffe befrachtet waren; kein Schiff konnte sicher in den indischen Gewässern fahren, ohne portugiesische Pässe, und selbst diejenigen, welche mit Erlaubniß der Portugiesen Handel trieben, durften doch nicht mit Zimmet, Ingwer, Pfeffer, Stahl, Eisen, Blei und Waffen handeln, weil diese Waaren Gegenstände ihres Alleinhandels waren. Der Mittelpunct ihrer Herrschaft war Goa, wo der Statthalter des Königs von Portugal, unter dem Namen eines Vicekönigs oder Gouverneurs seinen Sitz hatte. Durch kühne, oft empörende Gewaltstreiche sicherten sie ihre Herrschaft in Asien. Sie beschossen die mächtigsten Städte auf den indischen Küsten, verbrannten die Schiffe ihrer Feinde in den eigenen Häfen derselben, wiegelten die abhängigen einheimischen Fürsten gegen ihren Oberherrn auf, um die innere Zwietracht zur Erhöhung ihrer Macht zu benutzen, und keinem Für-

sten gewährten sie Frieden oder Bündniß, der nicht dem Könige von Portugal huldigte und seine Abhängigkeit durch die Erlaubniß, eine Festung in seiner Hauptstadt zu bauen, sicherte. Selbst in den Küstenländern, wo sie nur handelten und nicht zugleich geboten, sondern die Eingebornen ihren einheimischen Fürsten allein unterworfen blieben, herrschten sie doch mittelbar durch den Schrecken ihres Namens. Portugal verdankte diese Herrschaft der Kraft einzelner vorleuchtender Männer, die in der schönsten Zeit seines Ruhmes mit heroischer Begeisterung zu jenem fernen Schauplatze eilten. Der Hang zu ritterlichen Abenteuern, der nach der Bezwingung der Mauren keinen Gegenstand mehr in der Heimath fand, hoffte und suchte dort volle Befriedigung. Aber die Nachfolger der Helden, welche die Handelsgröße ihres Volks gegründet hatten, waren nicht mit gleicher Kraft gerüstet; Habgier und Plünderungssucht wurden bald die einzigen Beweggründe, welche zu Unternehmungen antrieben; die Ehre des portugiesischen Namens, dem jene Männer, selbst wenn sie Gewaltschläge fallen ließen, Achtung zu erhalten wußten, ward immer mehr verdunkelt; der empörende Mißbrauch der Gewalt reizte den Widerstand der Eingebornen, welche früher durch die Herrschsucht der listigen Fremdlinge gegen einander bewaffnet, jetzt beim Anblicke der gemeinsamen Gefahr desto fester sich verbanden. Als nun auch auf dem Throne von Portugal dem kräftigen Johann II., und dem großherzigen Emanuel, schwache Fürsten folgten, als unter dem Jesuitenzöglinge, dem fanatischen Sebastian, das Reich seinem Verfalle immer mehr entgegensank, verfiel auch das stolze Gebäude in Asien, das der Väter Tapferkeit und Klugheit gegründet hatte. Die Vereinigung Portugals mit Spanien (1580) entschied den Sturz der portugiesischen Handelsmacht in Indien. Die spanischen Könige vernachläßigten die asiatischen Niederlassungen. Raub, Plünderung und Ungehorsam nahmen überhand; einige Befehlshaber in Indien machten sich unabhängig, andere gingen zu den indischen Fürsten über, andere wurden Seeräuber. Die Portugiesen wurden von Holländern und Engländern wie Spanier behandelt. Die Niederlande hatten bisher die indischen Waaren, mit deren Vertrieb sie sich beschäftigten, von dem großen Handelsmarkte Lissabon abgeholt. Philipp der II. aber, unwillig gegen die Abgefallenen, verbot den niederländischen Schiffen den Hafen der portugiesischen Hauptstadt, und zwang dadurch das betriebsame Volk, von der Quelle zu holen, was sie vorher aus der zweiten Hand empfangen hatten. Sie waren eben mit den vergeblichen Versuchen beschäftigt, einen neuen Weg nach Indien durch die nördlichen Meere zu finden, um ihren Feinden auszuweichen, als Cornelius Houtman, ein Niederländer, der mehrmals auf portugiesischen Schiffen Handelsreisen nach Indien gemacht hatte, ihnen seine Dienste anbot. Er ward im J. 1595 mit vier Schiffen nach Indien gesandt, um die Küsten, die Bewohner derselben, und die Handelsverhältnisse jedes Orts zu erforschen, und kehrte mit günstigen Hoffnungen zurück; denn schon auf dieser ersten Reise waren Handelsbündnisse mit den Fürsten auf der Insel Java geschlossen. Die Gesellschaft der Kaufleute, welche diese Unternehmung beförderte, sandte darauf den Admiral van Steck mit dem Auftrag ab, auf jener Insel, (die von dem Mittelpunkte der portugiesischen Handelsmacht entfernt, aber den Gewürzinseln nahe genug lag, um einen Schleichhandel zu begünstigen, und nicht weniger gut gelegen war zur Anknüpfung eines Handelsverkehrs mit Sina und Japan,) holländische Comtoire anzulegen

und mit den einheimischen Fürsten Verträge zu schließen. Der Haß, welchen die Eingebornen auf die, zuweilen auch hier landenden Portugiesen geworfen hatten, unterstützte ihn nicht wenig bei der Ausführung dieses Unternehmens. Es traten nun, durch so glückliche Erfolge ermuntert, mehrere kleine Gesellschaften in Holland zusammen, die den indischen Handel zum Gegenstand ihrer Unternehmungen machten; aber es zeigte sich bald, daß der zu starke Zudrang die Handelsmärkte in Indien, wie in Europa, überfüllte. Um diesen Nachtheil aufzuheben, und den eifersüchtigen Portugiesen einen kräftigern Widerstand entgegensetzen zu können, als Einzelne zu leisten vermochten, wurden die kleinen Handelsgesellschaften 1602 in eine große ostindische Gesellschaft vereinigt, welche das Recht erhielt, Krieg und Frieden mit den Fürsten Asiens zu schließen, Festungen zu bauen, Besatzungen zu unterhalten und einen Gouverneur zu wählen. Als nun auf Java und auf andern Punkten befestigte Comptoire angelegt, und mit mehreren Fürsten von Bengalen Handelsbündnisse geschlossen wurden, begann der lange Kampf mit den eifersüchtigen Nebenbuhlern. Hatten die Portugiesen den Vortheil einer genauern Kenntniß der indischen Meere, so konnten dagegen die Niederlande auf eine kräftigere Unterstützung aus Europa rechnen, da Philipp II. und seine Nachfolger die Niederlassungen in Asien oft ohne Hülfe ließen. Als aber Zeit und Erfahrung jenen Vortheil auch den Holländern gaben, und sie damit auch noch den Vorzug einer stärkern und besser bedienten Seemacht verbanden, ward den Portugiesen ein Platz nach dem andern entrissen. Im J. 1621 räumten diese ihren siegreichen Nebenbuhlern die Molukken, 1633 Japan, 1641 Malacca, 1658 Ceylon, 1660 Celebes, (wo die Portugiesen nach dem Verluste der Molukken sich festgesetzt hatten, um sich durch Schleichhandel noch einigen Antheil an dem Gewürzhandel zu verschaffen,) und seit 1663 fielen auch die wichtigsten Plätze auf der Malabarküste, wo sich die portugiesische Handelsmacht am längsten behauptet hatte, in die Gewalt der Holländer. Zu gleicher Zeit, als die Portugiesen mit den Holländern kämpften, traten auch die Engländer gegen sie in die Schranken. Schon im J. 1600 gab die Königin Elisabeth den Kaufleuten in London ein ausschließendes Vorrecht zum Handel nach Indien auf funfzehn Jahre, und im folgenden Jahre liefen die ersten vier Handelsschiffe der ostindischen Compagnie von Lancaster nach den Molukken aus. Der reiche Gewinn dieser ersten Handelsreise reizte die verbundenen Kaufleute, Alles aufzubieten, um die Hindernisse zu besiegen, welche Portugiesen und Niederländer neuen Ansiedelungen auf den indischen Küsten in den Weg legten, und es gelang ihnen bald, auf Java, Amboina und Banda Niederlassungen und Festungen anzulegen, und den Gewürzhandel mit den Niederländern zu theilen. Zwar ward ihnen dieser Vortheil bald wieder durch die Holländer entrissen, welche sich durch einen Gewaltstreich im alleinigen Besitze der Molukken sicherten, dagegen aber waren die Engländer desto glücklicher in ihren Niederlassungen auf den Küsten von Malabar und Coromandel, und schlugen die Angriffe der stärkern Portugiesen immer gleich ab. Wichtiger noch war der Vortheil, den sie im J. 1623 errangen, als sie, von den Persern gerufen, diesen die Portugiesen aus Ormuz vertreiben halfen; denn außer dem Antheile an der reichen Beute der eroberten Waarenlager, erhielten sie eine Niederlassung am Eingange des persischen Meerbusens (Benderabassi), und gelangten zu dem Handel mit Seide, morgenländischen

Teppichen, Goldstoffen und andern persischen Waaren. So erhob sich seit der Mitte des 17ten Jahrhunderts auf den Trümmern des portugiesischen Asiens die Handelsmacht der Holländer und Britten. Aber den freudigen Begrüssungen, womit die Eingebornen, als sie der Herrschaft der verhaßten Portugiesen los wurden, die Holländer empfingen, folgten bald Unruh und neue Trauer. Sie sahen, daß sie das harte Joch der Portugiesen mit einem härteren vertauscht hatten, daß Habsucht und Kaufmannsgeiz unter den neuen Gebietern dieselben Wirkungen hervorbrachten, die ihrer Ruhe und Freiheit seit der Ankunft der ersten Europäer so verderblich gewesen waren. Auch die Holländer waren, wie die Portugiesen, fast immer im Kriege mit den Eingebornen auf den Inseln und auf dem festen Lande, wo sie Niederlassungen gegründet hatten. So ward gleich nach der Vertreibung der Portugiesen von den Gewürzinseln durch Gewalt erzwungen, daß die Gewürznelkenbäume auf allen Inseln, außer auf Amboina, ausgerottet wurden; auf Banda wurden alle Bewohner vertilgt, weil sie nicht Sclaven werden wollten, und die ganze Insel wurde unter Weiße vertheilt, welche von den benachbarten Eilanden Sclaven zum Anbau ihres Bodens zogen. Das prächtige Batavia auf der Nordküste von Java ward seit 1619 der Sitz der holländischen Regierung von Indien, und die Hauptniederlage des asiatischen Handels der ostindischen Gesellschaft; von hier aus herrschte der Generalstatthalter, gleich einem Könige, während der fünfjährigen Dauer seiner Amtsgewalt, über die inländischen Fürsten. Bis auf die neuesten Zeiten, wo das ganze europäische Colonialsystem erschüttert ward, und fast alle Handelsniederlassungen in Asien in die Gewalt der meerbeherrschenden Britten fielen, blieben die Holländer, ungeachtet häufiger Kämpfe mit den Eingebornen, im Besitze ihrer Ansiedelungen, unter welchen Surate auf der Nordküste der vorderindischen Halbinsel, das Commandement Malabar, wo Cochin die Hauptfestung, das Gouvernement Coromandel mit der Festung Negapatnam, die Niederlassung Chinsura in der Direction Bengalen, das Gouvernement Malacca, die äußerste holländische Besitzung auf der südlichen Spitze der Halbinsel diesseit des Ganges; Celebes, das einzige Gebiet, wo sie nach der Entwaffnung und Unterwerfung der eingebornen Fürsten förmlich herrschten, Java, die Molukken, die südliche Küste von Borneo (die späteste Niederlassung), die wichtigsten waren. Ehe wir zu den englischen Kolonien in Indien zurückkehren, müssen wir einen Blick auf die übrigen Handelsniederlassungen werfen, welche gleichfalls im 17ten Jahrhunderte gegründet wurden: die Ansiedelungen der Dänen und Franzosen. Ein holländischer Factor, Boschower, der von dem Könige von Ceylon als hohen Gunstbeweis den Titel eines Prinzen erhalten hatte, ward nach seiner Rückkehr in die Heimath kalt aufgenommen, und bot unmuthig dem Könige Christian dem IV. seine Dienste zur Anlegung einer Niederlassung auf Ceylon an. Es ward sogleich, im J. 1618, eine ostindische Gesellschaft in Kopenhagen gebildet, und Boschower reisete mit sechs Schiffen, von welchen die Hälfte dem Könige, die andere jener Gesellschaft gehörte, nach Indien ab. Er starb unterweges. Der dänische Seemann, der die Schiffe führte, fand eine schlechte Aufnahme in Ceylon, als er ohne Boschower ankam, und wandte sich alsbald nach Coromandel, der nächsten Küste des indischen festen Landes. Der inländische Fürst von Kanjore bewilligte ihm, gegen eine jährliche Abgabe, einen fruchtbaren Land-

strich, wo sogleich der Grund zu der Stadt Tranquebar gelegt, und bald darauf zur Beschützung der neuen Niederlassung die Festung Dansburg erbaut ward. Die übrigen Europäer, welche sich in Indien niedergelassen hatten, legten den Dänen anfangs keine Schwierigkeiten in den Weg, und diese betrieben einen ziemlich bedeutenden Handel. Als aber die Holländer immer mächtiger und übermüthiger wurden, schlossen sie die neuen Nebenbuhler bald von allen Märkten aus. Die Angelegenheiten der dänischen Gesellschaft verfielen; sie trat der Regierung ihre Niederlassungen ab, und ward im J. 1634 völlig aufgelöset. Seit 1643 hörte die Schifffahrt der Dänen nach Indien ganz auf. Im Jahr 1670 aber errichtete Christian V. eine neue Handelsgesellschaft, welcher er durch Ausrüstung von Schiffen ein so bedeutendes Geschenk machte, daß fast die Hälfte des zusammengeschossenen Kapitals von seiner Freigebigkeit herrührte. Sie erhielt überdieß das Recht, Krieg und Frieden zu beschließen. Die neue Gesellschaft ward bald in neue Kriege mit den eifersüchtigen Holländern und dem, von diesen aufgehetzten, Fürsten von Kanjore verwickelt. Ohnmächtig dauerte sie fort bis 1729, wo sie nicht mehr im Stande war, ihr kleines Gebiet länger zu behaupten, und aufgehoben wurde. Zwei Jahre nachher ward sie von Christian dem VI. zum dritten Male erneuert. Sie erhielt einen Freibrief auf vierzig Jahre, und den ausschließenden Handel vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis nach Sina. Die Gesellschaft hatte so glücklichen Fortgang, daß ihr Freibrief, als derselbe abgelaufen war, auf 20 Jahre erneuert ward, aber mit einer Einschränkung, welche das Recht des Alleinhandels der Gesellschaft nahm, und jedem dänischen Unterthan den indischen Handel gegen eine gewisse Abgabe an die Gesellschaft freigab. Während dieser Zeit waren mehrere wichtige Niederlassungen und Besitzungen auf den Küsten Malabar und Coromandel, in Bengalen, in Behar, in Drissa, an der Malaccastraße erworben, und diese Ansiedelungen waren in Hinsicht auf die Belebung der Schifffahrt und des Handels der Dänen so wichtig geworden, daß der König im J. 1770 der Gesellschaft alle Niederlassungen in Indien für 170,999 Thaler abkaufte, und die Beamten derselben in seine Dienste nahm. Der Handel nach Indien und nach Sina ward seitdem allen dänischen Unterthanen freigegeben. — Schon waren die ostindischen Gesellschaften in England und Holland aufgeblüht, und die Franzosen hatten, einzelne mißlungene Unternehmungen abgerechnet, noch keinen unmittelbaren Handelsverkehr mit Indien angeknüpft. Endlich aber ward der französische Handelsminister Colbert so laut aufgefodert, den Unternehmungsgeist der Nation zu begünstigen, daß er sich im J. 1665 entschloß, eine ostindische Handelsgesellschaft zu gründen, und ihr auf 60 Jahre alle Freiheiten und Rechte zu verleihen, welche die englische und holländische Gesellschaft genossen. Die verbundenen Kaufleute mußten ein Kapital von 15 Millionen Livres zusammenbringen. Die Insel Madagascar, die am Eingange des indischen Meeres und der afrikanischen Küste nahe, zum Handel nach Afrika, Persien, Arabien und Indien gut gelegen war, wurde zum Mittelpunkte der neuen Niederlassungen gewählt. Aber schon in fünf Jahren war die Handelsgesellschaft durch schlechte Verwaltung, durch Veruntreuung ihrer Beamten, in solchen Verfall gerathen, daß sie ihre Niederlassungen der Regierung abtrat. Es ward nicht besser, und zwei Jahre später wurden alle Franzosen, die noch auf Madagascar zurückgeblieben waren, ermordet. Indeß ward statt Surate

in Guzerat, wo die Franzosen anfangs die Niederlage ihrer Waaren hatten, der damals unbedeutende Flecken Pondichery gewählt, welcher sich bald zu einer ansehnlichen Stadt erhob. Während des ganzen 17ten Jahrhunderts aber konnte der französische Handel nach Indien sich nicht heben. Die Mängel des Verwaltungssystems, Kriegsunfälle, unkluges Eingreifen der Regierung, hinderten das Gedeihen aller Niederlassungen, so daß manche kaum gegründete Ansiedelung schnell wieder aufgegeben werden mußte. Endlich überließ die ostindische Gesellschaft den uneingeschränkten Genuß ihrer, seit 1714 wieder erneuerten Vorrechte den Schiffsausrüstern von St. Malo. Erst unter der Staatsverwaltung des Cardinals Fleury kam Ordnung und Thätigkeit in diese Handelsunternehmungen, als die Brüder Orri und Fülvy die Leitung derselben übernahmen. Pondichery hob sich bald aus seinem Verfalle, und das seit 1720 von den Franzosen in Besitz genommene, als Station der Indienfahrer trefflich gelegene, Isle de France blühte durch des erfahrenen Bourdonnaye's (s. d. Art.) Vorkehrungen seit 1735 in kurzer Zeit herrlich auf. Eben so gedieh unter des verdienstvollen Dupleix (s. dies. Art.) Leitung die Colonie Chandernagor am Ganges. Auf allen östlichen Meeren, wo gewinnvoller Handel zu erwarten war, segelten französische Schiffe. In dem Seekriege zwischen Frankreich und England, von 1745 bis 1747, behaupteten sich die Franzosen auf das tapferste in Indien, ungeachtet sie aus Europa wenig Unterstützung erhielten; aber am höchsten stieg gleich nach dem Frieden von 1748 ihre Macht durch ihren glücklichen Einfluß auf die Kriege der indischen Fürsten. Sie erwarben ansehnliche Besitzungen an den Küsten von Golconda, Orissa und Coromandel, die aber freilich zu weit aus einander lagen, als daß sie sich hätten unterstützen können. Während des neuen Krieges mit England (von 1755 bis 1763) gingen nach und nach alle Theile des französischen Reichs in Indien verloren. Der Friede gab ihnen nur Pondichery und Mahé zurück, und erlaubte ihnen drei kleine Faktoreien in Bengalen mit schwachen Besatzungen. Der Friede von 1783 vergrößerte das französische Gebiet nur um Pondichery, und dieses, das sie mit allen außereuropäischen Niederlassungen im Revolutionskriege verloren haben, hat ihnen der im März 1814 geschlossene pariser Friede wiedergegeben. Die Britten sind nun, nachdem alle ihre Nebenbuhler theils gefallen, theils erschöpft sind, die herrschende Handelsmacht in Indien. Auf dem Grunde, welcher im 17ten Jahrhunderte, wie oben erwähnt worden ist, dazu gelegt ward, erhob sich der stolze Bau ihrer Herrschaft, seit im Jahre 1702 die Fonds aller kleinen Handelsgesellschaften, welche sich kurz vorher gebildet hatten, mit der ostindischen Compagnie waren vereinigt worden. Die Geschichte derselben s. in d. Art. Englisches Reich in Ostindien.

Indifferentismus nennt man diejenige Denkungsart, welche in Rücksicht auf die Wahl zwischen mehreren verschiedenartigen Gegenständen der Beurtheilung, des Glaubens oder der Neigung unentschieden bleibt, und den Werth dieser Gegenstände dahingestellt seyn läßt, weil sie für keinen derselben ein überwiegendes Interesse hat, oder überhaupt nicht Kenntniß davon nimmt. Ob nun wol diese Denkungsart ein Beweis von Unkunde oder Kälte und Gleichgültigkeit gegen die Dinge ist, auf die sie sich bezieht, so verträgt sie sich doch so gut mit der Parteigängerei, daß man einen desto entschiedenern Indifferentismus verräth, je weniger man sich bedenkt, die Rollen zu

wechseln. So gibt es Indifferentisten in der Politik, in der Philosophie, in der Religion und Moral, denen es gar nichts kostet, von einem System zum andern überzuspringen. Weil sie sich im Grunde aus keinem etwas machen, in keins eingedrungen, für keins erwärmt sind, ist es ihnen einerlei, zu welchem sie sich bekennen, und sie werden daher allemal die Farbe desjenigen Systems annehmen, bei dem sie sich eben die meisten Vortheile versprechen. Freilich kann bei dem Indifferentismus der Parteigängerei von Wahrheitsliebe und Consequenz des Charakters nicht die Rede seyn, und wenn es auch Rücksichten der Klugheit gibt, welche die Behauptung einer friedlichen Neutralität, die überhaupt keine Partei ergreift, auf dem Felde der Politik und Schulphilosophie rechtfertigen mögen; so verräth es doch, selbst abgesehen von den unreinen Bewegungsgründen jenes Rollenwechsels, immer Ungewissenhaftigkeit, sich ohne Ueberzeugung, bald für diese, bald für jene Partei zu erklären. — Kein gebildeter Mensch wird sich den Mangel an allem Interesse für die Sache des Rechts und der Wahrheit, die immer nur Eine ist, verzeihen; ja in Sachen des religiösen Glaubens und der moralischen Ueberzeugung kann man ohne strafbare Gleichgültigkeit gegen das Heiligste weder ganz indifferent, noch irgend neutral bleiben, denn hier gilt der alte Spruch: wer nicht mit mir ist, der ist wider mich. Jener vornehme Indifferentismus, welcher es unter der Würde hält, in die Wissenschaften einzugehen, deren Anbau das Verdienst eines geringern Standes ist, verdient mindestens den Vorwurf der Inhumanität, und die veränderte Denkart der höheren Stände hat ihn auch genöthiget, sich hinter der Firma der Bequemlichkeit zu verbergen, unter der er, mit Verzichtleistung auf jeden Genuß und Ruhm, den die Theilnahme an den großen Angelegenheiten der Menschheit verschafft, Duldung genießt. Den Indifferentismus der Unkunde in dem, was allen Menschen wichtig ist, muß man, wo er von Indolenz und Unfähigkeit des Geistes, über den Kreis der sinnlichen Erfahrung hinauszugehen, herrührt, bemitleiden. Nahe steht ihm der physische Indifferentismus oder die Unempfindlichkeit gegen sinnliche Lust und Unlust, die entweder ein Zeichen der äußersten Roheit und Abstumpfung, oder, wie die Apathie der Stoiker und Asceten, ein gekünstelter, die Gränzen der Menschlichkeit überschreitender Heroismus ist. Aber gar nicht verwechseln darf man mit jenen Aeußerungen des moralischen Indifferentismus die Unparteilichkeit des Geschichtschreibers, welcher, um treu und unbefangen zu bleiben, der eigenen Meinung oder Neigung keinen Einfluß auf seine historischen Darstellungen verstattet; die Behutsamkeit und Selbstständigkeit des Eklektikers, der, überzeugt, daß die Wahrheit in der Mitte liege, sich für keine vorhandene Partei erklärt, und das Beste, wo er es findet, anerkennt; — die, freilich an den religiösen Indifferentismus streifende, Liberalität des Synkretisten, welche die Abweichungen der verschiedenen Religionen von einander für außerwesentlich und unschädlich erklärt; endlich des sogenannten Latitudinariers, der sich überzeugt hält, man könne Gott in jeder Religion wohlgefallen, und es sey ihm gleichviel, wie er geehrt werde, wenn man nur die Absicht habe, ihn zu ehren. Kirchlicher Indifferentismus ist diese in unsern Tagen beliebte und nur zu weit getriebene Liberalität allerdings, und die traurigen Symptome der Lauigkeit gegen die Religion selbst, die sich damit eingeschlichen hat, nöthigen zu der Annahme, daß es doch

besser sei, sich für eine bestimmte Religionspartei zu erklären und ihr mit ganzer Seele anzuhängen, als alle gleich gut zu finden und dabei selbst weder kalt noch warm zu sein. Ueberdieß geht der Indifferentismus in Ansehung kirchlicher Eigenheiten nur zu leicht in den eigentlich religiösen, oder in den entschiedenen Unglauben über, der sich für keine Religion interessirt, weil er sie alle für gleich ungegründet und chimärisch hält; und daß dieser weder für den, der sich ihm ergibt, noch für die um ihn Lebenden, wohlthuend sein kann, bedarf keines Beweises. Am bedauernswürdigsten aber ist der totale Indifferentismus, wo man sich überhaupt für nichts mehr interessirt, nichts mehr liebt oder haßt, und an Geist und Herz ausgebrannt und erschlafft ist. Denn mit dem warmen Interesse für oder wider irgend etwas, stirbt auch das Leben und die Thatkraft selbst ab, und wie weit man auch immer jener jetzt eben modischen Gesinnung, die sich bald Unparteilichkeit und Toleranz, bald Mäßigung und Gleichmuth, bald Erhabenheit über alles Thun und Treiben der Menschen nennen läßt, Einfluß verstatten mag; um nicht der traurigsten Leere preisgegeben zu sein, und in den Abgrund eines geistigen Todes zu versinken, wird man immer wenigstens Eins haben müssen, was man liebt, das Gute; und Eins, was man haßt, das Böse.

Indigenat. Unter Indigenat, — auch Incolat — versteht man das Eingeborensein in irgend einem bestimmten Lande in Beziehung auf die daraus entspringenden Rechtsverhältnisse und Verbindlichkeiten. So haben z. B. in den meisten Staaten die Eingebornen das Recht, entweder ausschließlich, oder doch vorzugsweise vor Fremden zu Aemtern ꝛc. berufen zu werden. Je volksmäßiger die Verfassungen sind, um so mehr Vorrechte vor Fremden (Indigenats- oder Incolatsrecht) pflegen in dem Indigenat zu liegen. Ein Beispiel ist England. Als Beispiel besonderer, in dem Indigenate liegender Verbindlichkeiten führen wir die Soldatenpflichtigkeit an für das Land, in welchem man geboren ist. Da aber in den meisten Ländern, außer durch Geburt, auch auf andere gesetzlich bestimmte Weisen alle oder doch ein und die andern Rechte des Eingeborenseins erworben werden können, so hat man den Indigenat in natürlichen oder wahren, und einen bloß gesetzlich erworbenen, in einen vollständigen, und in einen weniger vollständigen eingetheilt.

Indigo, die bekannte Färberpflanze, ist ein strauchartiges, einige Fuß hohes Gewächs, mit gefiederten Blättern, welche aus sechs bis acht Paar eirunden, bläulich angelaufenen Blättchen zusammengesetzt sind. Ihre kleinen Blumen haben meistens eine aus Roth und Gelb gemischte Farbe, und hinterlassen dünne und knotige Schoten, welche von außen schwarz aussehen, und schwarzen, schwarzgrünen oder auch anders gefärbten Saamen enthalten. Jedoch gibt es hierin mancherlei Abweichungen. Die Pflanze heißt bei den Arabern Nil (mit dem Artikel, Annil), bei den Botanikern aber Indigofera tinctoria, und wird besonders in Ostindien, aber auch in Afrika und Amerika gefunden. In Deutschland ist sie selbst in Gewächshäusern äußerst mühsam zu erhalten. Man schneidet die Pflanze, wenn sie acht bis zwölf Wochen alt ist, und ehe noch die Blüthen hervorkommen, mit einer Sichel ab, und dieß wird mehreremale wiederholt, bis sie ein Alter von zwei bis drei Jahren erreicht hat. Das abgeschnittene Kraut wird in Bündel gebunden, in große Kübel gelegt, mit Steinen oder Gewicht belegt, und dann mit Wasser begossen. Nach sechszehn bis achtzehn Stunden kommt es in Gährung, braust

auf, und wenn es ausgegohren hat, wird das grüngefärbte Wasser in andere Gefäße abgezapft, und mit Stöcken oder Schaufeln so lange umgerührt, bis sich ein blauer Satz scheidet, und das Wasser wie goldgelb geworden ist. Dieß Wasser wird, wenn sich jener Satz völlig zu Boden gesenkt hat, durch Hähne abgelassen; der Satz selbst in leinene Beutel gebracht und mit klarem Wasser ausgespült. Nachdem man ihn alsdann hat ablaufen, in hölzernen Kasten hart werden und in der Sonne völlig trocknen lassen, wird er in Stücken zerbrochen, und zum Verkauf eingepackt. Es gibt viele Indigoarten, und auch noch andere Verfahrungsweisen, ihn zu fertigen, die jedoch in der Hauptsache alle mit einander übereinstimmen. Die Güte des Indigo's ist ebenfalls sehr verschieden: der beste ist schwarzblau, spielt, wenn man ihn auf dem Nagel reibt, ins Kupferfarbene und ist sehr leicht. Ostindien liefert die schönste Art. Uebrigens glauben Einige, daß der Indigo, als Färbestoff schon länger als zweitausend Jahre in Gebrauch gewesen ist, obgleich das Indicum, welches beim Plinius vorkömmt, von Andern nur für eine Malerfarbe gehalten wird. Bestimmt wird des Indigo's zuerst in einer Urkunde vom Jahre 1194 gedacht: aber auch dieß hält man noch für eine Malerfarbe, weil ein späterer Schriftsteller, Giovanni Ventura Rosetti, welcher 1548 von der Färbekunst geschrieben hat, unsern jetzigen Indigo noch nicht kannte. Er wurde in der Mitte des 16ten Jahrhunderts durch die Holländer aus Ostindien nach Europa gebracht, aber erst zu Anfange des 17ten Jahrhunderts allgemein bekannt. In Mailand soll jetzt aus nordkarolinischen Pflanzen ein Indigo gezogen werden, der diesen an Farbe und Vortrefflichkeit weit übertrifft. Unter den übrigen Surrogaten nimmt wol der Waid den ersten Rang ein.

Indirekte Abgaben. Man begreift darunter gewöhnlich diejenigen Abgaben, welche von den Steuerpflichtigen nicht geradezu und unmittelbar, sondern vielmehr mittelbar bezahlt werden, richtiger aber sind darunter solche Abgaben zu verstehen, welche den werthschaffenden (productiven) Kräften oder dem daraus zu ziehenden Einkommen nicht geradezu aufgelegt werden, welche also die verschiedenen Gattungen des reinen Einkommens, nämlich die Grundrente, den Arbeitslohn und die Kapitalrente, nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar treffen; vorzugsweise gehört dahin die Consumtions-Steuer. (S. d. Art.) K. M.

Indische Literatur. Ungekannt Jahrtausende bis geraume Zeit nach dem babylonischen Exil der Israeliten, unbedürftig in sich beschlossen, umwuchert von der Segensfülle einer ihre Elemente in reichster Mannichfaltigkeit entwickelnden Natur, ein vom Brautkuß des Himmels und der Erde angeglühtes Leben, ein Land vom Umfang Europas, wo die Gräser zu Palmen sich dehnen, berauschende Blüthendüfte wehen, lag Hindostan, die Wurzel und Wiege des Orients, für alle Länder. Noch lag Europa im tiefsten Schlummer der Unbildung, als Hindostan, ein frischer Götterstaat, alle Blüthen und Früchte der Kunst und Wissenschaft, als Ertrag des gottmenschlichen Geistes, in stäter folgerechter Gesammtentwickelung zu Einem großen Garten in blühendem Styl gediehen genoß. Seine Weltansicht wird uns, soweit dieß die vorgesteckten Gränzen gestatten, im folgenden Artikel beschäftigen. Hier sind nur vorbereitend allgemeine Umrisse von einer uralten, durch immer neue Entdeckungen und Mittheilungen staunenswürdig vermehrten Literatur zu geben. Oder wär' es etwa nicht

staunenswürdig, mehrere Jahrtausende vor Christo dort schon die sinnigstzarten phantasiereichsten Gedichte zu finden, und wenn doch die Literatur überall nun die Fata Morgana eines bereits früher vorhandenen und gelebten Seins ist, dem gemäß nun gar eine, über 9000 Jahr alte, plastisch in einen zwei Meilen langen Fels gehauene Mythologie, ein Werk, dagegen selbst Aegyptens Pyramiden noch jung erscheinen? Zeigen aber nicht auch die tiefen astronomischen, noch lange nicht genug gewürdigten Kenntnisse, in so früher, nach den gewöhnlichen Begriffen von Geschichte, vorgeschichtlicher Zeit, nebst andern wahrhaften Thaten und Thatsachen des heiligen Weltgeistes, wie dem Alphabet, der Sprache, der religiösen Ueberlieferung in Bild und Schrift, überhaupt auf eine von Gott geleitete Entwickelung des Menschengeistes hin, welche in ihren zauberischsten, holdseligen Zügen alles hochmüthigen Wissensdünkels, am meisten aber der beschränkten Naseweisheit so mancher Alterthumsspürer und Geschichtenklitterer spottet? Aber so muß es auch sein. Das Urleben der Menschen ist ein Sein und Schauen in Gott, Religion (In-Gott-Gelassenheit) und Gottesdienst, Priesterkönige sind seine Siegelbewahrer und Pfleger. Erst als nun die selige Einheit zerfiel, das Leben unterzugehen drohte und festgehalten werden sollte, da entstand Literatur; anfangs noch immer eine heilige, eine Theologie, dann aber, als die Lebensverrichtungen sich immer mehr sonderten und ausschieden, auch eine profane engere, als Stammgeschichte und Naturwissenschaft bis zur geschriebenen Poesie hinab, welche als Sängerschule, worin die Wortsprache Kunstwerk wird, natürlich zum Mythus zurückgeht. Diese allgemeine Eintheilung in heilige und profane Literatur werden wir auch hier, schon der leichtern Uebersicht wegen, beibehalten; ihre einzelnen Momente werden sich gelegentlich selbst hervorheben. Zuvörderst aber wollen wir kurz von dem Schreibmaterial und dem Schreiben der Hindus etwas beibringen. Papier ist ihnen nicht unbekannt, obwol es theils nicht aus Baumwolle, sondern aus der Rinde einer andern Staude, deren Fasern sorgfältig ausgesondert werden, theils eine spätere, wol erst nach dem Eindringen der Mogolen gemachte Erfindung ist. In Ermangelung dieses groben Papiers schreibt man mit Weißstift auf schwarze Tafeln. Das gewöhnlichste Material jedoch sind die Blätter der Fächerpalme, Olles (foliа?) genannt, die ungefähr drei Finger breit, zwei Fuß lang, sieben bis acht Zeilen fassen, und weil sie dicker, fester und steifer als doppeltes Papier sind, auf beiden Seiten eingeritzt werden können. Dies geschieht mit einem wol sechszolligen Eisengriffel, dessen oberes Ende, um die Blätter ganz abzuglätten, scharf ist. Das Blatt ruht auf dem Mittelfinger der linken Hand, und wird vom Daumen und Zeigefinger fest gehalten. Die rechte Hand gleitet nicht über das Blatt hin, sondern, nachdem ein Wort oder zwei geschrieben sind, drückt der Schreibende im letzten Buchstaben den Griffel etwas tiefer hinein und schiebt so das Blatt von der Rechten zur Linken, um so die Schrift allmählig zu vollenden. Darin sind die Hindus so geübt, daß sie wol im Gehen schreiben. Da diese eingeritzten Schriftzüge natürlich sehr fein sind, so wird das Blatt mit frischem Kuhmist eingerieben, so daß nur die feinsten Theilchen desselben auf den Zeilen haften, dann wird es mit Schwarz überzogen. Auf Papier wird nicht mit Federn, sondern mit Calam (calamus), Schilfrohr geschrieben, welches wie unsere Federn geschnitten wird, aber stärker ist. Aus mehrern Palmblättern ein Buch zu machen, wird durch ein an beiden Blätterenden

gestochenes kleines Loch eine dünne Schnur gezogen. Dann werden oben und unten zwei Bretchen von der Größe der Blätter gelegt, diese wieder an beiden Enden durchbohrt, und dadurch wie durch die Blätter zugleich Holz- oder Eisenstiftchen gesteckt. An den Stiftchen wird eine lange Schnur befestigt und damit das Buch mehrmal umwunden. — 1. Heilige Literatur. Sie umfaßt noch die Einheit des Lebens, als Sein und Schauen, ohne sorgfältige Abmarkungen und Einhegungen, nach welchen ein System des Wissens eine Art Zwiebelgewächs ist. Man befaßt sie unter dem allgemeinen Namen Sastra, Shastra, Schaster, Sistra, Shasta, (die verschiedenen Formen dieses Worts sind unstreitig mundartliche Verschiedenheiten) d. h. heilige von Gott eingegebene Verordnungen, von einem Wort, welches eben anordnen, befehlen heißt. Sie dürfen nur von den drei ersten, oder wiedergeborenen Kasten gelesen werden. Wie durchgängig im Alterthume der Priester, als Bewahrer der Religion, für die Religion schreibt, und sein Buch wie die ganze Schule, diese wie der Gott heißt, so leitet auch der Hindu seine heiligen Schriften, als religiöse Urkunden, als Gottes Wort, eben von Gott ab, von Wischnu, dem metamorphosirten Vyasa, und die Bücher selbst heißen Vedas, oder Vedams. Beide Wörter, Vyasa und Veda gehören einer Wortfamilie an, deren Glieder Wissen, Witz, Sitte, Gesetz u. a. sind, deren Wurzel und Grundbedeutung Licht und Feuer ist. Vyasa fand aber Gottes Wort schon vor, und war mithin nur Sammler der Vedas, die er nun auf vier zurückbrachte, genannt Ritsch, Jajush, Saman und Atharvana. Die erstern sind metrische, die zweiten prosaische, die dritten für Gesang bestimmte Gebete. Die letztern sind Gebete bei Reinigungen, Sühnungen und Verwünschungen, und also wesentlich von den andern verschieden, weßhalb auch einige an der Aechtheit gezweifelt haben. Diese Vedas sind eigentlich als Grundtext anzusehen, welcher, wie wir nachher sehen werden, mehrere Auslegungen veranlaßt hat, welche aber eben auch für heilig geachtet werden, wie vom Juden der Talmud. Jeder Veda besteht aus zwei Theilen, den Mantras oder Gebeten, und Brahmanas oder Geboten. Die vollständige Sammlung der Hymnen, Gebete und Anrufungen in einem Veda heißt Sanhita. Die Gebote aber schärfen Religionspflichten, ethische Grundsätze und theologische Lehren ein. Die Gränzen beider Abtheilungen verlaufen natürlich oft in einander, weil sie beide in Andacht gebunden liegen. Die eigentliche indische Theologie ist in den Stücken enthalten, welche Upanishada's Eröffnungen (dasselbe Wort, wie das plattd. open, das griechische ope, Loch) zeigt, oder Auslegungen sind von Geheimnissen. Diese hat Anquetil du Perron unter dem verstümmelten Namen Upurkhat in lateinischer Uebersetzung aus einer persischen herausgegeben. Die Vedas sind Sanskrit mit Devanagari (s. Art. indische Sprachen). Oberst Polier, der lange in Indien gelebt hat, hat dem brittischen Museum eine vollständige Abschrift der Vedas in eilf Bänden überreicht, wovon aber nichts weiter verlautbart worden ist. Eine zweite Klasse heiliger Bücher sind die Upavedas, vier Theile (Ayush, Gandharva, Dhanusch, und Sthapatya), Abhandlungen über Chirurgie, Arzneikunde, Musik, Tanzkunst, Kriegskunst, Baukunst und viele mechanische Künste. Die dritte Klasse bilden die Anga's oder Vedanga's, welche in sechs Theilen (Sicsha, Calpa, Vyacarana, Chhandes, Jyotish und Niructi Sprach-

kunde und Grammatik, Proſodie, Dichtkunſt, Aſtronomie, Ritual und ſchwere Worte der Vedas behandeln. Die vierte Klaſſe endlich machen die Upanga's aus. Sie zerfallen aber wieder in drei Abtheilungen: die Puranas, Dherma-ſhastras und Derſanas. Die Puranas, an der Zahl achtzehn, mit eben ſo viel Upapuranas, Ergänzungen und Erläuterungen, ſind im Ganzen genommen mythiſch-philoſophiſchen Inhalts, nämlich kosmogoniſch, theogoniſch, chronogoniſch. Ein weiterer Legenden-Kreis, der nothwendig zuweilen die größern Welt- und Zeitverhältniſſe verengert, durchaus aber nicht mit dem vornehmen Wiſſens- und Aufklärungsdünkel vieler Europäer abgefertigt werden darf, wovor Beſcheidenheit ſowol, als wirklich tieferer Geiſt beſonders deutſcher Ausbeute warnt. Wir wollen nun die Puranas anführen a) Kalika Purana, Geſchichte der Göttin Kalika Parwadi, Bhavani, Gemahlin Schiwas. b) Abhiatma Ramayana, ein Bruchſtück des Brahmanda Purana, Geſchichte des Ramatſchandra. c) Brahma Vaivartika Purana, Urſprung der Götter und Geſchichte des Ganeſa, Kriſchna, Durga. d) Pedma Purana, Lob der Lotos (pedma) und Geſchichte der Laekſhmi, Gemahlin des Wiſchnu, in 55,000 Schloken oder Stanzen. e) Agrú Purana, gleichſam der Abriß alles indiſchen Wiſſens in 15,500 Schloken. f) Wiſchnu Purana in 23,000 Schloken. g) Siva Purana in 24,000 Schloken. h) Linga Purana in 11,000 Schloken. i) Skanda Purana, vom Gott Skanda, Sohn Schivas und der Bhavani. k) Haritalika und Savriti Bata betreffen religiöſe Gebräuche. l) Ontkal Khanda und Kaſi Khanda, jenes Beſchreibung von Orixa und den religiöſen Gebräuchen des alten Wiſchnudienſtes zu Jaguernat, hier Purſatim; dies Geſchichte der Stadt Kaſi oder Varanaſi, jetzt Benares, Hauptſitz der Schiwaniten. m) Nuradeya Purana, Geſchichte des Nareda als Gottes der Muſik, in 25,000 Schloken. n) Markandeya Purana. o) Bhawiſia Purana. p) Vayu Purana, Geſchichte des Windgottes Vayu. q) Matſya Purana, Geſchichte Wiſchnus, als Fiſches der erſten Ueberſchwemmung, in 14,000 Schloken. r) Naraſingha Purana, Wiſchnu als Menſchlöwe. s) Bhagavata Purgna, Werk des Vyaſa, Geſchichte des Kriſchna, oder vielmehr Wiſchnu in 12 Büchern, 18,000 Schloken, welches franzöſiſch und deutſch herausgegeben worden. t) Ramayana, Geſchichte des Ramatſchandra, Königs von Ajodhia der ſiebenten großen Verkörperung Wiſchnus, ein Werk Valmikis. u) Mahabharata, Krieg der Pandus und Kurus, Linien der Nachkommen des altindiſchen Königs Bharata, in 18 Büchern, und mehr als 100,000 Schloken. Eine größere Epiſode daraus, Bhagavat Gita haben Wilkins, Parraud, Proben Herder, Schlegel über die Indier und Geſch. d. a. u. n. Lit. 1, 183. (wo es Handbuch der indiſchen Myſtik genannt wird) und Fr. Majer gegeben. — Zu den Dherma Shaſtras, als der zweiten Abtheilung der Upangas, gehören vorzüglich die Munava Dharmaſaſtra, oder die Verordnungen des Menu, engl. von W. Jones, deutſch von Hüttner, ein vollſtändiges Sittenbuch und Sittengemälde, dichteriſche Lehre von Gott und den Geiſtern, der Entſtehung der Welt und des Menſchen (Schlegels Geſch. d. a. u. n. Lit. 1, 171. f.). Die Derſanas endlich, dritte Upangasabtheilung, ſind philoſophiſche Werke und haben drei Klaſſen: Nyaya (womit das gr. Νοῦς verwandt, der

Verstand, Geist) welche den Sinn einzelner Vedastücke erläutern, und wieder zwei Theile haben, Gautamas und Cadanas Werk; Sankhya, zwiefach, mit und ohne Iswara, und Sankhya, erstere auch Patanjala genannt; Mimansa endlich, welches wiederum dem Dwapajana, genannt Vyasa oder Sammler, beigelegt wird. Theile von diesen Dersanas hat Dow herausgegeben. Indem wir nun übergehen zur 2. Profanliteratur, so kann hier natürlich von einer Aufzählung der Werke die Rede nicht sein, da diese unendlich sind, auch nach Wilkins Versicherung. Wir berühren nur einiges Vorzügliche. Grammatik anlangend, so wird Mugdhabodha, oder die Schönheit des Wissens von Goswami, genannt Vopadeva, für die beste samskritische Sprachlehre gehalten. Eine andere von Kalapa heißt Katantra Vriti, wozu Katantra Vriti Tika ein etymologischer Kommentar ist. Solche Kommentare sind ferner Dourga Singha, Tritatschandrasa. Eine andere Grammatik mit dem Titel Sankhipta Sara ist von Radjah Djoumoura Randi, welche Gopi Tchandra commentirt hat. Das beste Wörterbuch des Amarasinha ward schon oben angeführt; aber außer diesem stehen noch siebenzehn andre in großem Ansehn. — Die indische Poesie hat durchaus eine elegische Innigkeit und Lieblichkeit, ganz dem von dem ältesten Dichter Valmiki angegebenen Ursprung derselben gemäß, als seine rhythmische Klage über die freveliche Ermordung eines Jünglings, der mit seiner Geliebten glücklich in einer schönen Wildniß lebte, und nun von der Geliebten in herzzerschneidenden Klagen bedauert ward. Wir lernten Valmiki schon oben als Dichter des vollständigen epischen Gedichts Ramayana kennen, welchem nur Vyasas Mahabharat an die Seite gesetzt wird. Ein anderer Dichter ist Djana Radjah, der die Begegnung Arjovus mit Shiwa geschrieben. Ein dritter Bhattu Bana, schrieb Kadambari. Bhartri Hera Pandita schrieb ein populäres Epos Bhatti. Djaga Deva die Gita Govinda, einen Hymnus auf Govinda (übersetzt von Jones, Dalberg, Fr. Majer; Schlegels Gesch. der a. u. n. Liter. I, 178 f.). Besonders häufig sind, wie der tiefgelehrte und geschmackvolle Jones berichtet, die Dramen, Nataks bei den Indiern genannt. Unter den Dramatikern aber wird als Stern der ersten Größe genannt Kalidas, Dichter am Hofe Vikramadityas beinahe 900 Jahr vor Christo. Man hat ihn den indischen Shakspeare genannt. Sein vorzüglichstes Drama ist Sakontala, oder der Schicksalsring, welches Jones englisch, Forster deutsch uns geschenkt haben, und wovon Herder in der zweiten Ausgabe sagt: „Mit Blumenketten sind darin alle Scenen gebunden; jede entspringt aus der Sache selbst, wie ein schönes Gewächs, natürlich. Eine Menge erhabener sowol als zarter Vorstellungen finden sich hier, die man bei einem Griechen vergebens suchen würde. Denn der indische Welt- und Menschengeist hat sie selbst der Gegend, dem Dichter, der Nation eingehaucht.“ Von demselben Dichter ist Koumava Samblava, Geburt des Kumara, des Götterarztes; Durvasi Vikrama, Urvasis Heldenmuth in 5 Acten; Megha Duta, die Bothschaftswolke, herausgegeben von Wilkins. Andere Schauspiele sind Ketriabali, das Perlenhalsband, von Ilersadeva; Prabodha Tchandra Dudaya oder der aufgehende Mond der Wissenschaft in 6 Acten, von Krichna Misra; Hasiarnava, das Spottmeer, ein satir. Drama in Sanskrit, und Prakrit von Djayadeswara

Bhaltatcharia; Maha Nataka, das große Schauſpiel, auch in Sanskrit, und Prakrit, von Madhuſadana Miſra. Von ungenannten Verfaſſern ſind Murari, in 7 Acten; Mudra Rakyaſa und Malati und Malheva, Drama in 10 Acten. Durch die Engländer, welche in Calcutta eine orientaliſche Druckerei angelegt, mehrt ſich der Schatz auch der poetiſchen Literatur nicht wenig. Uebrigens haben auch die Indier zwei Arten von Füßen (padam, oder charanam) in Verſen, nämlich die kurzen, genannt ganam, welche in die einfachen ganam und in upaganam zerfallen. Von den erſtern gibt es acht, welche zuſammen majabaſanarayala heißen, und folgende ſind: maganam (unſer Moloß) baganam (Daktylus), iaganam (Amphibrachys), ſaganam (Anapäſt); naganam (Dribrachys), raganam (Kretikus), yaganam (Palimbacchius) und laganam (Bacchius). Die upaganams, mit dem Wort yarahanagamanala bezeichnet, ſind gaganam (Spondeus), haganam (Trochäus), vaganam (Jambus), nalam (Proceleusmatikus), galam (Pyrrhichius), malagu (vierter Epitrit), nagam (vierter Päon); latam (ſinkender Joniker). Ferner kennen die Indier einen zweifachen Reim. Der eine fällt auf den erſten Buchſtaben, oder die erſte Sylbe des Verſes und heißt yety oder vadi; z. B. Ki in Kirti und Kirtana iſt der Reim. Der andere fällt auf den zweiten Buchſtaben oder die zweite Sylbe im Anfang, und heißt praſam. z. B. pa in Capagny und Dipantram. Dies ſind alſo Aſſonanzen. Von Verſen ſind bereits die Schloken, eine Art Stanzen oder Strophen, erwähnt worden. Aber ſie haben auch noch andere Versarten (padyams), wie die cawdapadyam. Es gibt fünf Schriftſteller über die Proſodie, die nichts weniger als leicht iſt. — Die Philoſophie anlangend, wird für das älteſte Sectenhaupt Capila gehalten, und dieſer von Brahmas Enkel ſorgfältig zwar unterſchieden, uns dünkt aber mit Unrecht, da er, als Erfinder der Zahlenphiloſophie an das Muſenroß (caballus), an Wiſchnu-Kabiler, an die Kabala, an den Abgrund der Wiſſenſchaft (kapl kiani), an den großen Büßer Kapila, an das heilige Roßopfer Aswamediagon, an das allwiſſende Pferd Orchisrawa und mehrere dergleichen mythiſche Momente erinnernd, unſtreitig auch eine mythiſche Perſon und der die Wiſſenſchaft erfindende Gott iſt. Ihm zunächſt wird geſetzt Gotama. Aber es hat mit ihm dieſelbe Bewandtniß, da bekanntlich auch der indiſche Mondſtier ſo heißt, von gau, ghoi, Kuh, plattd. Koh, und dieſer mit Kadmus, Somana Kodom, dem ſiameſiſchen Religionsſtifter, Lehrer und Schriftſteller, ſo wie mit dem Worte Akademie in eine gar leichte Ideenverbindung tritt, und die damit angeſpielte Idee vom Gott als Erfinder der Wiſſenſchaft im geſammten Alterthum keinen Widerſpruch finden möchte. Es iſt hier der Ort nicht, daſſelbe auch in Canada näher nachzuweiſen, welcher mit ihm übereinſtimmig angegeben wird. Ihre Philoſophie hieß nyaya (ſ. oben), eine Art Logik, wo auch eine Syllogismenlehre vorkommt, welche, nach einer perſiſchen Angabe des Mohſani Fani, ſogar der Ariſtoteliſchen Methode zum Grunde liegen ſoll. Dieſem zweiten Nyayaſyſtem folgt als drittes das Mimanſa (welches wiederum an den Affen- und Schlangengott erinnert) von Vyaſa erfunden (ſ. oben) und bearbeitet von ſeinem Schüler Jaimini (der richtende Todtengott Yama hatte auch einen Schreiber). Vedanta, Endzweck der Vedas, hieß Vyaſas Lehre, welche die Abhängigkeit der Materie vom Geiſte

behauptete. Buddhas Schüler (auch hier wieder der Morgenstier, wie oben) dagegen gelten für Materialisten. Und so hätten wir denn die drei Systeme des Vedanta, Nyaya und Mimansa als Idealrealismus, oder Pantheismus in höchster edler Bedeutung, mit seinen beiden einander fordernden Seiten Idealismus und Realismus schon mythisch vorgebildet und ausgesprochen. Unstreitig sind die Sankhyas, Jainas und andere Secten zu einem oder dem andern System gehörige spätere Anhänger. Indeß ist hier der Ort nicht dies näher zu erörtern. Wir nennen nur einige philosophische Werke. Dahin gehören Gangheswara, Fatwa Schirtamani, ein Traktat von der Metaphysik; Pratikhya Tippani, ein Commentar über die sichtbaren Gegenstände, von Gadadhera, welcher auch über moralische Ereignisse und moralische Kraft geschrieben; Gouna Bhasia, oder über die Qualitäten; Anumaka Didhiti, oder Abh. über das Gedächtniß von Siromini Battatcharia; Smriti Tatwa, Auszug der Gesetze, zusammengetragen von Ragunandala Bhattatcharia, übers. von Raspe; Hitopadesa, freundlicher Unterricht, ein indisches Fabelbuch, herausgegeb. von Wilkins, in schmuckloser Einfalt und Klarheit der Erzählung (Schlegel a. O. 179), auch Fabeln des Pilpai genannt. — Schon aus diesen allgemeinen Umrissen ergiebt sich, daß die indische Literatur ein großes Naturgewächs sei, und, wie dieß, eigends von der Natur bedachte Urvolk auch von Seiten der Wissenschaft einzig dasteht, alle Richtungen des Menschengeistes andeutend, ja sich in ihnen bewegend, gleichsam die Höhemesser der Menschheit. Vergl. A. W. v. Schlegel's Indische Bibliothek. Bonn 1820. H. 1. Wa.

Indische Mythologie und Religion. Uns bestätigt immer mehr und mehr das Alterthum in der Ansicht, daß Religion ein Gemeingut und Erbe des Menschen sei, daß sie daher, als das Eine, der innerste, tiefste Quell- und Lebenspunkt des Geistes, das Gebundensein und Sich wieder binden an Gott, wie es das Wort Religion ursprünglich bedeutet, eben der Grundzug aller Völker ist. Wie Strahlen zu ihrem Mittelpunkte convergiren demnach alle zu Gott. Ausdruck dieser Convergenz sind die Sprachen. Die Sprachen aber, als das mannichfach gegliederte ewige göttliche Wort; das vom Anbeginn in Gott war, und ohne welches nichts geschaffen, sind mithin als Ueberlieferungen des Mythus in Schrift und Bild, in Anschauung und Begriff gegenseitig sich fordernde und ergänzende Dollmetscher der Religion. Aber das ewige tiefe Wort selbst ist die Liebe, dieser Drang, dieß Sehnen des ursprünglich göttlichen Geistes, sich zu schauen, sich wieder zu erblicken und wieder zu gebären in all seiner, leider durch tiefe Selbstschuld hienieden verwirkten Größe und Herrlichkeit. Der Mythus jedes Volks ist eben dieß Ringen; aber das Ringen einer begeisterten Jugendkraft, welches durch die Fülle endlicher Anschauungen sich zurückringt zu dem Ewigen, mehr oder minder glücklich zwar, aber doch immer so, daß auch das Verfehlte liebend von einem andern angestrebt und erreicht wird, so daß Ein Licht über allen leuchtet, nur nach den Gegenständen in verschiedenen Farben gebrochen. Darum nun, weil es das Ewige ist, wonach der Mythus ringt, fällt er in keine, oder in alle Zeit — im Paradies schlägt keine Uhr, sagt Herder; — er ist gleichsam das Ursein der Menschen und Völker, und ruht, wie der Himmel über der Erde, so über ihrer Geschichte, mit seinen Lichtern und Lüften alle lockend, alle durchwohnend, wie sie ja selbst nur Ausflüsse des ewigen Geistes der Liebe, und mithin

ihm verwandt sind. Es gilt also, in welcherlei Mythologie es sei, diese Berührungspunkte mit andern und allen auszumitteln aus Sprache und Bild. Am nöthigsten aber ist dieß, wo, wie hier bei den Indiern, alle Knospenaugen und Blüthen der Menschheit wie an einer wärmern Sonne gezeitigt aufzubrechen, und, wie ihres Landes Gewürze, alles durchdüften zu wollen Hoffnung machen. In der That blicken auch bei den Indiern die Momente aller Traditionen aus so hellen Augen uns an, daß wir eben darum ihnen das Prädikat eines Urvolks nicht versagen können. Diese hier freilich nur angedeutete Ansicht ist nicht etwa Frucht einer Vorliebe kindisches Gelüstes für dieses Volk. Wir wissen gar wohl das Spiegelbild und Bilderleben von dem wahren Leben zu unterscheiden, die Erfüllung von der Verheißung; denn wol wissen Christen: das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit (Joh. 1, 14.), wissen, daß jene Urüberlieferungen nur vorbothisch dämmerndes Morgenroth vor der Sonne, nur der Schatten sind von dem, was zukünftig war, der Körper selbst aber in Christo ist (Kol. 2, 17.). Ehe wir nun aber das Wesentliche der indischen Natur- und Geistesansicht kurz hervorzuheben suchen, muß noch Einiges berührt werden. Zuvörderst nämlich ist die indische Ueberlieferung, oder Offenbarung, wie man dieß nennen will, ein Naturalismus, eine Naturphilosophie, worin zwar das Element der Abstraktion keineswegs ausgeschlossen, aber immer doch das von der Natureinheit niedergehaltene ist. Denn sowol jene angestrebte Gottesruh und Seligkeit, die große Untertauchung, das Versinken in die Gottheit, wie es die heiligen Bücher nennen, welche als die höchste Vollendung dort gilt, ist Tod, Erstorbenheit, als die Wege, die dazu führen, wie Seluk und Maschguli, Ertödtung sind. Laout, die letzte göttliche Welt, wo keiner ist, der Ich sagt, das sich reiner Freude wissen, ist die Welt des Vergessens (Lethe) des Verborgensein (latere). Das Kiani, die Wiedervereinigung mit Bram durch Erkennen, Kennen, Wissen, dieß von Büßenden angestrebte Ideal, verlangt ebenfalls wissenlose Hingebung; denn rein, heißt es in den heil. Büchern, ist das Herz, das keinen Willen hat. Dieser Anfang und Ende alles Seins hält also die Freiheit nieder, und ist in einer Nothwendigkeit des Seins gebannt. Zweitens: Jede Tradition ist als ein Vers aus der Weltbibel abzusehen, und eine so einzig reiche, wie die indische, läßt um so eher erwarten, daß ihre Urkunden eine Geschichte und somit eine Um- und Ausbildung haben müssen. Wir deuteten bereits oben bei Gelegenheit der indischen philosophischen Systeme darauf hin: und was Holwell (über Hindostan und Bengalen, übersetzt von Kleuker, Leipzig 1778.) nach Braminenaussage darüber beibringt, bestätigt dieß. Grundtext, wie wir es nannten, sind die vier Vedas; Commentar dazu die von Bramanen geschriebenen sechs Anga's; zweite Auslegung, wodurch die Religionsschriften 18 Bücher wurden, die Augutorrah Bhade Schusta genannt, worin Fabeln und Allegorien und ein zusammengesetzter Ritus eingeführt wurden, in acht eigenen Büchern, den vier Upavedas und den vier Upangas, welche die 18 Puranas, Nyaya, Mimausa und Dherma-shastra begriffen (s. den Art. Indische Literatur). So waren die Vedas die Bibel, die Puranams der Mythus, die historische Poesie, Dherma Shastra die Ethik, die andern beiden die orthodoxe Philosophie. Diese Paraphrasen führten eine Spaltung herbei,

und somit neue Religionsschriften, nach Görres wahrscheinlich die Balischriften, die Bücher des Buddha, auf Malabar und Coromandel. Auch diesen, von den orthodoxen Bramen am Ganges verworfenen Büchern sind sechs philosophische Systeme zugeordnet, Jogachara, Sandhanta, Vaibaschica, Madyjamica, Digambara und Charvae. Wiewol nun, nach dieser Uebersicht, eine Verschiedenheit zu Tage gefördert ward, und eine bunte und immer buntere Fabelwelt emporstieg, so blieben doch immer die Grund- und Hauptzüge dieselben, immer sprachen Brahmaismus und Buddhaismus im Wesentlichen dasselbe aus. Dem gemäß nun ist die indische Lehre Pantheismus, wenn man nämlich darunter die Lehre versteht, nach welcher Eines in Allem und Alles in Einem, Gott in Welt und Welt in Gott ist, die Natur eine Selbstoffenbarung der göttlichen Intelligenz. Alles also ist die ewige Wandelung (Metamorphose) Gottes. Diese Grundlehre spricht sich auf die mannichfaltigste Weise überall in den indischen Religionsschriften aus; denn nichts anderes ist, und nirgends anders ruht die Alimentation der Welten, d. i. der Wechseleinfluß der Welten auf einander und ihr Centrallicht, ihr in ewiger Zeugung und Ernährung begriffen sein; auf nichts anderm die Lehre von dem Weltall als großem Houmopfer von den Seelen der Verstorbenen vollbracht; auf nichts anderm die Metempsychose, die Wanderung des Menschen nach dem Tode. So reihen sich dieser Idee an, und einverleiben sich ihr alle Dinge im Himmel und auf Erden, und alles wird durch sie hindurchgetrieben. Aus ihr folgt leicht die Lehre vom Fall der Geister, ursprünglicher Lichtwelten, und ihrer nöthigen Rückkehr in die Centralsonne der Lichtwelten. Darum werden in dem Kinde der Aeltern Sünden für tilgbar oder getilgt geachtet, der Sohn ist eine Wiedergeburt des Vaters, und die schlafende, stumme Natur ist Versöhnerin der empörten Riesengeister, wie hinwiederum die Geister Erlöser der Natur aus ihren starren dunkeln Bewußtlosigkeitsbanden. Darum ist Anfang wie Ende und alles eine Geschichte nie endender Vergeistigung und Verkörperung, mithin ein Kampf des Guten und Bösen, des Lichts und der Finsterniß, in Allen nur ein Wesen und Alle das Eine. So ist denn der indische Mythus ein von Potenz zu Potenz fortgehendes Schaffen und Construiren der göttlichen Menschnatur, und jene immer neuen Namen in den Reihen sind Exponenten der Idee des Menschengeistes auf verschiedenen Stufen. Eine Monas greift natürlich immer durch, aber eine Monas entwickelt in Dyas, Trias, oder Tetraktysa. (Zweiheit, Dreiheit, Vierheit). Eben so nothwendig ist sie hiemit Zeitschöpfung so gut, als Welt- und Götterschöpfung, und eine ist immer gleich der andern, auflösbar in der andern. Rein und vortrefflich wird jene heilige Uridee Gottes, das alle durchwohnende Wesen in seiner Reinheit, Ewigkeit, Geistigkeit, Seligkeit ausgesprochen, und Brahm, Atma (die athmende Seele), Pramatma genannt. Es ruht vor der Schöpfung schweigsam versunken in sich. Sein erstes Wort, das es ausspricht, ist das heilige Oum (omnis, Gesammtheit), das Schöpferwort, darum zugleich auch Schöpfername, von Brahm aus-, in ihn eingehend und in ihm vernichtet; der Logos, das Kalmeh (die große Zeit). Als Ganzes umfaßt es natürlich die Principe als Gegensätze, indem es zwei Figuren bildet, Aou und m, erstere, wie aus Brahms Maschgu! (Nachdenken) hervorging Urwasser, letztere Urfeuer, beide das Mannweib, im persischen Mythus Lichtwasser, Arduisur. Im Wasser war die Welt zuerst verborgen, das Wasser in

Atma, und empfing die Frucht des Feuers. Es war Anbeheh, das uferlose, bay- oder buchtlose Centralwasser über dem Paradiese, woraus alles hervorging, das ewig Gestaltbare und Gestaltete. Die absolute Identität von Oum, Urwasser, Brahm! Neben jenen zwei Figuren aber hat Oum auch vier Buchstaben a, ao, m, eine Dreieinheit, weil in der Mitte Zweieinheit ist. Nim Matrai, der in eine Linie ausgezogene Punkt, ist der vierte Name, aber immer wieder Urwasser, der persische Mithras, Momph und Nim, wie in Nama Sabazius, wieder Wort, Name, Logos. Nun wird Oum und Urwasser das Weib, die Geschlechtsverschiedenheit vereint sich, sich mit dem Weibe begattend. Das Weib ist Maja, die natürliche Neigung und Sehnsucht, sich zu ergießen und alles wieder in sich einzusaugen, Gottes ewiger Wille, ewige Liebe, ewiger Ent- und Auswickelungsdrang, Liebe zur Kreatur, also zum Endlichen, mithin Abfall, also Trugbilder hervorbringend, welche das wahre Wesen umnebelt, als solche Audia (die Welt der Unwissenheit, des Nichtwissens), und ihre Welt Brahm tschekr (gleichsam der zechende, schäkernde, zeckende Erd- oder Welt-Gott). So sind aus dem Kalmeh die drei Personen hervorgegangen: Brahma Schöpfer, Wischnu Erhalter, Schiwa Zerstörer, Anfang, Dauer und Ende. Die drei Personen und Zeiten, in Schiwa wieder aufgenommen, zerstört, verzehrt, als Geschichte, als gewordenes Unendliches, gleichsam verendlichtes, Sterbliches, heißen darum die Trimurti (Dreisterblichkeit), mithin nicht absolut, und unter Bramatma, dem Absoluten. Der Brahm ist Ahankar, Selbstheit, Ichheit geworden, so von dem göttlichen Weibe, als seiner Gattin, eben gefesselt, durch Liebe abgefallen; durch hingebende zeugende Liebe aber, wieder in den Schooß der Einheit zurückkehrend; Liebe also das einende Weltenband, die Hingebung an das All, die in Bewußtlosigkeit entschlummerte Schuldfreiheit und Entsündigung durch Wandern in Thierkleider. Der Tod, oder die Zerstörung in Schiwa, das Ende ist aber eben darum auch wieder, weil zugleich Auf- und Zurücknahme, Rückwanderung in das uranfängliche Leben hinauf, Laout (s. oben) genannt. Die Stufenfolge, oder die Momente dieses Rückwanderungsprocesses sind also: Ich, Ich in Atma, Ichatma und Bramatma, alle vefassend. In diesen vier Welten (Weltgöttern) sind jene vier Buchstaben wieder dargestellt. Nun also dem gemäß vier Welten. Eigentlich sind es drei, Tod- Wach- und Schlafwelt; weil aber nach dem Constructionsschema in Oum (s. oben) die Schlafwelt eine doppelte ist, eine Traum- und ruhige Schlafwelt, so kommt die Tetras wieder heraus. Die Todeswelt heißt Laout, oder auch Teria (die dritte als Wiedergeburt zum Ersten; diesem doch gleich). Ihr ist verwandt die Schlafwelt Sakhepat, wo Erd- und Sonnenmensch im Sonnenstrahl, Wissendes und Gewußtes Eins, die Geister der alten verlornen Unschuld wieder nahe sind. Ihr untergeordnet ist die Traumwelt Sapen, die Gestalt- und Bilderschaffende (sopor, sopio, enfweben für einschläfern in den Nibel, befwefet eingeschläfert, beschwüppt in Westf. ohnmächtig), auch Malkout die Königwelt, wo der König (die Idee) herrscht. Die Wachwelt heißt Djagrat, oder Dschagrat (vergl. oben Brahm tschekr und die verwandten Worte Zucker, das phalatja — arab. tschikkrude Trunkenheit). In ihr geht Djiw atma (der göttliche Seelenathem oder Hauch in den groben Körper Boutatma, und sie ist die Welt des Menschenichs, wie Sapen die Welt der Dewtas (Götter). Doch

herrscht Djiwatma durch alle, in den höhern Welten schaffend, in der menschlichen aber das Geschaffene nur erkennend. Schein- und Traumbilder aber sind die Bilder der Menschenwachwelt, die Erzeugnisse aus ihm sind Gegenstände außer ihm. Der Körper der Sakhepat ist daher aoudia (s. oben) nahe dem Laout, wo das Höchste, die All-Ichheit erreicht ist, Freiheit von allem Willen, In Gott Gelassenheit, Wiedergeburt zum höchsten-ersten-Ursein. Diesen vier Welten parallel laufen auch die vier Weltalter (weil Theogonie auch Chronogonie ist). Die in und durch jene Welten herabgegangene Menschengeistespotenz heißt Pradjapat, (Verlangen nach der Figur der Welt) noch nicht herabgefallen Haranguerbehah. Eben so laufen diesen Momenten des Daseins Haranguerbehahs wieder parallel die drei Goons (erzeugte Kinder) Qualitäten Radi (Radjouguen, Ragia) Sat (Satgoun, Satjagam, Sittogun), und Tam. Erstere ist = Erschaffen, Brama; zweite = Erhalten, Wischnu; dritte = Zerstören, Schiwa. Ragia (Recke, Riese, rage) Leidenschaft; Sati Wahrheit und Freiheit, wie Tod und Lüge zugleich, beide Goons die Geistigkeit des Menschen befassend; Tam endlich (verwandt mit dumm, engl. dim und a.) ist Finsterniß des unbewußten Naturlebens, was der Mensch, als Körper, theilt. Haranguerbehah entspringt aus allen dreien als Tropfen; wie Schiwa, in einen Thautropfen verwandelt, die Welt wieder geschaffen, und er als Thautropfen, zur Perle geworden, grünt und blüht, wird auch Haranguerbehah ein gerade stehender Baum, auch wieder identisch mit Atma, Djiwatma, Schiwa, und mit dem Urweibe Maia-Parkerat, welche die große Snbstanz Mehtat, das Weltei Motta schuf, welches auch der erste Verstand ist. So ist immer Späteres schon im Frühern, und Früheres schon im Spätern enthalten, alles aber identisch. — Da es uns galt, den Angel der indischen Religionslehre zu fassen, so mußten in den Momenten der Auseinandersetzung, die auch als Schema der Construktion und Probe dienten, die Elemente einer durchgeführten Schöpfungs- und Geistesgeschichte in einander spielen, und wir konnten, ohne die Gegenständlichkeit zu verletzen, kosmogonische, chronogonische und theogonische Momente nicht trennen. Dieß, wenn es überhaupt möglich wäre, ist nicht dieses Orts, und weiter Forschende müssen zu Kanne, Görres und Wagner verwiesen werden, welche die frühern Materialien zuerst eigenthümlich auf philologischem und philosophischem Wege bearbeitet und mehr verbunden als geschieden haben. Friedr. Schlegels Werk über die Weisheit der Indier muß als seicht und mißverständig vor jenen die Segel streichen. Wir kommen aber hier nochmals auf die Grundidee der Metamorphose oder Wandelung zurück, um, was wir oben sagten, daß nämlich auch in der im Fortgange der Zeit künstlicher ausgebildeten Mythologie dieselbe nicht untergegangen, an den Avataras nachzuweisen; denn natürlich muß das Ganze auch in dem Einzelnen sich wiederfinden und rückspiegeln. Dadurch, daß die Avataras Wischnus Evolutionen vorzugsweise sind, und daß sie mit Erd- und Zeitperioden auch die Menschengeschichte evolviren, bestätigen sie das bisher Gesagte und sind überhaupt, als ein höchst reicher Cyklus von Mythen, anziehend. Freilich kann auch hier mehr angedeutet, als angeführt werden. Wischnu nämlich, der zweite in der Gottheit, der Erhalter, hat zur Gattin Laekschmi, Siri Rama, Sitta, sämmtlich wieder identische Götterverbindungen. Offen-

barungen der einen Gottheit. Als Erhalter der Welt, ging er viele Avataras ein (Vaterwerdungen, Zeugungen, Wandelungen). Diese Verwandelungen füllen die indischen Jugs aus, in einem gegebenen Kreislauf, einer Zeitverbindung (Joch, jungo gehören als verwandte Worte dahin) zu bewirkende Wiedervereinigung (innerin) mit Gott. Die Jugs sind aber Jahr- und Präcessionsberechnung in vier Perioden Kali-Krita-Dwapar- und Tritaiug. Ihre Zahlen sind unbekannte Zeitgrößen für benannte: Jahr, Monat, Woche, Tag, Stunde, Minuten, und 1000 sind die Theile Eines = 360, so daß eine Reihe Naturzahlen in arithmetischer Progression 365 1/4 Tag bezeichnen und die Jugs vier Jahrquadranten nach zwei Sonnenwenden und Nachtgleichen sind. Mit 360, der Summe der 4 Jugs, wird in die vier Jugzahlen selbst (1440. 1080. 720. 360.) dividirt. Die 5 Schalttage und der Embolismus von 1/4 Tag 6 Stunden wurden als störend geschieden, die Epakten aber selbst aus 5 × 72 = 360 gefunden. Sie waren eben auch aus dem 72sten (Tages) Theil jedes der 360 zusammengesetzt = 20 (Minuten) also aus 360 × 20 = 72,000 (Minuten der 5 Schalttage und Kaldämmerungensumme). Diese 20 Minuten waren wieder Produkt aus Division mit 72 in 1440 (Kritajuggrundzahl). 1440 waren theils Minuten des Tags, theils die persische Schaltperiode, gefunden aus 12 × 120 = 1440. 1440 waren aber auch die Embolismenstunden von 2 × 120 = 240 Jahren, und verdoppelt 2880 (Kritadämmerungensumme). 6 × 120 = 4320 Stunden sind die Grundzahl der Kal- und Mahajugsumme. Die Grundzahl 432, wenn 20mal genommen, gibt 8640, die Zahl der Jahresstunden. Diese Jahrrechnung ward mit dem Calcul der Umwälzung der Ekliptik vereint, und auch hier werden durch Theilung, Verdoppelung des Ganzen, Reduktionen des Menschlichen auf Göttliches und umgekehrt, alle Verhältnisse erschöpft und 24,000 Jahr als Zahl der Präcessionsperiode herausgebracht. Welches alles hier nicht weiter erörtert werden kann. (S. Kanne's Chronik mit A. Wagners angehängter Uebersicht des mythischen Systems). In diesen vier Jugs nun verlaufen jene Avatars. Man zählt ihrer zehen, obwol andere mehr angeben, welche aber doch untergeordnet sind. Sie sind folgende: 1) Matya-avatara, die Verwandlung in den Fisch, den täuschenden Maja-Fisch, bei den Banianen auch Ceeris genannt. Dem Mythus lag dieß nahe; denn Wasser war ihm der Durchgang und die Metamorphose des Lebens und Todes, im Wasser endet und gebiert sich alles wieder. Brama nämlich war eines Tags entschlafen. Der Riese Hajagriwa (der empörte, abtrünnige Menschengeist als schreibende, Gesetzgebende Elster) hatte die vier Vedas (das Weltgesetz von Brama gegeben) geraubt, verschlungen und sich in das Weltmeer verborgen. Wischnu rettete sie wieder in Gestalt eines Fisches, und vernichtete so das Reich des Argen. Denn jede Wandlung hat eine Weltrettung aus der Macht des Bösen zu Zweck und Folge. 2) Kurma-avatara, Wandelung in eine Schildkröte. Auf der Schildkröte, wie auf dem Elephanten ruht nach dem Mythus das Weltall, und die Weltleier ward vom Elephanten, wie von der Schildkröte benannt. Im Riesenkrieg, um den Unsterblichkeitstrank, den Trank des ewigen Lebens (Amrita, Amreida, Amortam) zu bereiten, wird der (Luftgott-) Affe Wali herbeigerufen, den Sprachen- und Weltberg Mandar, der auch dem Goldberg Meru identisch ist, im Milchmeer, zu bewegen. Die Unendlichkeits- oder Ewigkeitsschlange, Addiseschen, Sega, Sexen,

wird als Seil um den Berg gebraucht; aber der Berg droht zu versinken. Da unterstützt ihn Wischnu als Schildkröte. 3) Varaha-avatara, die Wandelung in einen Eber. Der Riese Hiranyakshana, (Erdriese) hatte die Erde wie ein Tau aufgerollt und in den Patalas, sieben unterirdischen Welten, verborgen. Wischnu wühlt als Eber mit dem Feuerzahn — denn der Zahn des Ebers, Elephanten, Drachen, Stiers und der Ziege hieß das verkörpernde Feuerprincip, und Feuer und Wasser bringen kämpfend das Feste hervor, bauen die Erde, das irdische Lebenshaus; im Namen Varaha liegt auch schon, wegen der Verwandschaft mit Bora, Born das Wasser angedeutet — die Erde auf, und baut also nach der Ueberschwemmung das Haus des irdischen Leibes. 4) Narasingha-avatara, Wandelung in Menschlöwen. Hier tritt Wischnu in einem Riesenkampfe gegen Hiranyakasha, (auch Eruniakassiaben) aus Schiwas unendlicher Feuersäule, hinter welche sich der vom Vater verfolgte Sohn des Riesen flüchtete, als Menschlöwe — wieder der erste Mensch im Mythus — hervor, und rettet ihn. Es ist wieder der erdbildende Wasser- und Feuerkampf, wie der Name der Wandelung, narasingha, und des Festes dieser Verkörperung Nerio-sengh zeigt; denn nar ist indisch Wasser, narayana die Bewegung im Wasser, Seng, Zenga, sengen, führen die Idee des Feuers mit sich. 5) Vamana-avatara, Wandelung in den Bramen- oder Lingamzwerg. Als Zwerg sucht Wischnu den Riesen Bali auf, der den Göttern viel Leids thut, und bittet ihn um 3 seiner Füße Landes, daselbst zu opfern. Als es der Riese versprochen, nimmt Wischnu sogleich seine Gottgestalt an, bedeckt mit einer Fußstapfe die ganze Erde, mit der andern den gesammten Raum zwischen Himmel und Erde und endlich des Riesen Kopf, der in die Patalas getreten wird. Vamana, Vamen, Vama, noch im lat. Wort *pum*-ilio, der Lingam- und Daumenzwerg (die Idee der zeugend-erkennenden Hand ist noch in der grönländischen Sage, daß das Weib aus des Mannes Daumen entstanden) ist wieder der gesunkene, kleingewordene, gefallene Gottmensch, der das Haus des Leibes baut, wie Brama Ren (nain). 6) Parasurama-avatara, die Wandelung in den Gott Parasu Rama. Nach des Affengotts Hanumam Erscheinung in der Welt lebten Braman und Bramani, vermählten sich, und Wischnu verspricht ihnen, daß sie dreimal nach einander einen Sohn bekommen, nach der mythischen Idee wiedergeboren werden sollten, in drei Menschenpaaren. Das erste Paar ist Jamdagni mit Reneka, ihr Sohn ist eben Wischnu Parasurama in der sechsten Verkörperung. Nämlich Jamdagni, als Braman in erster Wiedergeburt, als Priester und Gelehrter, vermählt sich mit der Tochter des Königs (also der zweiten Kaste) von Ajodja dem Lande der geistigen Finsterniß, der Nachtriesen, und die Seele der Bramani wandert mithin in diese Gemahlin Reneka. Reneka wird auf ihre Schwester eifersüchtig, und gebiert Prasurama, der also Sohn eines Bramen und einer Königstochter war, gegen die Gesetze, und Verfolger der Ketteri. Anfangs noch gut und rein, konnte Reneka Wasser in einem Tuche schöpfen, ohne daß es durchrann; aber durch irdisches Streben verunreinigt, verlor sie diese Gabe und gebar die feindliche Maritale. Reneka nämlich und ihre Mutter wünschen beide einen Sohn; Jamdagni gibt jeder einen Reißkuchen, die leibverdunkelnde, sterblichmachende Speise, denn Brot und Speise heißen das körperliche, sinnliche Leben. Reneka ißt den

für die Ketteri bestimmten Kuchen, und umgekehrt. So gebären sie: und Reneka zwar Prasurama, der ein Brame mit kriegerischem Ketterigeiste ist. Also wird Gutes in Böses gepflanzt und das Gute sträubt sich und bekämpft das Böse. Mithin ist der Wechsel des Guten und Bösen als wechselnde Bramen- und Ketterisherrschaft dargestellt, und ein Steigen und Fallen. Aber die Seelen von Prasurama's Aeltern wandern fort in die Körper des Doseruth und der Kuzilah, die Prasurama unter den Ketteris erschlagen hat, und diese gebären Rama. Daher 7) Rama-avatara. Ihnen war von Wischnu verheißen, daß er ihr Ketterigeschlecht einst noch heben werde. So tritt Prasurama auch gegen Rama auf; aber seine Verkörperung endet in Ramas höherer Erscheinung, seines Pfeiles Kraft ging in Ramas Pfeil über. Rama wird, als Fortsetzung von Prasurama, eben auch durch einen Reißkuchen geboren, um gegen den frevelkühnen Ravan, den bösen Riesen, zu kriegen. Doseruth gibt Kuzilah den Kuchen, diese theilt ihn mit der geliebtesten Gemahlin des Raja, Kaikai und Fumitra, und die Frucht sind vier Kinder: Rama, Bharaden, Lekeman und Satterghan. Lekeman blieb Ramas treuester Gefährte. Ramawischnu erkämpft sich im Feldzug auf Lanka (Ceylon) mit ihm und Hanumans Hülfe die schöne Sitta von Ravana und seinem Bruder Kumbakarna, dem Becherriesen, in welchen letztern doch das Böse in Gutes sich wandelte, indem er dem Bruder zum Frieden mit Rama räth, und als immer Schlafender die Versöhnung der Geister durch den Naturschlummer bedeutet. Sitta, das Sünde in die Welt bringende Weib, vermittelt aber auch wieder als Natur des Geistes Wiederversöhnung mit Gott. Ramas Schicksale beschreibt das berühmte Gedicht Ramayana. 8) Krishna-avatara, der Gipfel der Erscheinungen Wischnus, beschrieben im Bhagavata und Mahabharat. In ihr erst endet er, vereinigt mit Rama, stirbt sterbend allem Endlichen ab, das durch die verführende Schlange in die Natur gekommen, und hat im Drachen vielfach das Böse vernichtet. Krisna entspringt aus der Nachkommenschaft Jajats, des Ragia, durch dessen Empörung im ersten Alter das Uebel in die Welt gekommen war. Sein Vater Basdajo war Sohn eines Kaufmanns und Heerdenbesitzers, seine Mutter Devagi, Tochter eines Königs aus dem Stamm Jadus, des ältesten Sohns von Jajat. Umgekehrt sind seine Blutsfreunde, die fünf Pandus, denen er die weltliche Herrschaft wieder erkämpfen hilft, von einem königlichen Vater Pand und einer Mutter Kundi, die eben jenes Kaufmanns Tochter, also Schwester des Schäfers Basdajo hieß. Auch in dieser achten Verkörperung ist immer noch die alte Natur, die sich sträubt, dem vollendeten Geistesleben ihre Besonderheit hinzugeben. Balarama verläßt ihn im Krieg der Paudus gegen die Koros, um jenen den Sieg zu verkümmern. Darum ging auch, als Krischnu die Feinde besiegt, aus des sterbenden Balaramas Munde die weiße Winterschlange; denn Folge der Sünde war die Körperlichkeit, und Kälte das Princip der Leibwerdung. Krischna selbst zeigt sich als Ramas Fortsetzung, indem er der Mutter als Kind vom Schooße sprang. Er wandert, weil von seinem Großvater Ragio Kansa verfolgt, schon als Neugeborner, da sein Leben gerettet werden soll, von der Schlange Adiseschen, Sega, Sickenasy getragen über den Todesstrom (der Wiedergeburt) Jamuna. Die Schlange ist hier von ihm, wie von Rama, getrennt. Aber in demselben Stro-

me iſt ſie das feindliche Weſen, verpeſtet ſein Waſſer mit ihrem Gifte, und wird von ihm bekämpft. Nun heißt ſie auch nicht mehr, wie vorher, ſondern Kali, Kalinag, Kaliga (die ſchwarze). Und Kriſchna ſelbſt heißt ſchwarz, wie er abgebildet wird. So beginnt und endet das Böſe in ihm; in Praſurama iſt Miſchung des Böſen und Guten, in Rama völlige Scheidung, in Kriſchna Vollendung deſſen, was die Scheidung vorbereitet hatte. Alſo wird nun alles Vorbereitete und Verheißene in ihm erfüllt. Dem Drachen im Jamuna war voraus geſagt, daß Krisna der Menſch ihm einſt den Kopf zertreten würde, und mit einem Fuß auf der Schlange Haupte ſtehend wird er abgebildet. Der Erretter und Errettete ſind hier getrennt, aber beide ſind Menſch und alle Erlöſung iſt Selbſterlöſung durch den letzten, weil durch den erſten die Sünde in die Welt gekommen. So ſagt denn Kriſhna zur Schlange, nachdem er ſie im Jamuna beſiegt: weil du mit einem Gott gekämpft haſt, ſoll deine Kraft doppelt werden, und Garudha (der Vogel, durch welchen Wiſchnus Gemahlin Kadru, die ſchwarze Böſe, in Beſitz des göttlichen Tranks kommen will, eine Art Geieradler, worauf Brahma reitend vorgeſtellt wird,) dich nicht ferner vertreiben können. Wie nahe berühren ſich hier indiſcher und hebräiſcher Mythus! Kriſhna ſetzt ſich auf dieſelbe Stelle, wo Rama die weiße Schlange aus dem Munde gegangen war, und es geht der Spruch in Erfüllung, daß ſie ihn in die Ferſen ſtechen würde. Denn, trotz Durwaſas Warnung, ſeiner Fußſohlen zu wahren, ſtreckt er ſich unter den Baum; Jura, unter Kriſhnas Fußſohlen den Widerſchein vom göttlichen Malzeichen gewahrend, hält es für ein Wildpret und ſchießt ihn mit dem tödtlichen Pfeil, der aus dem Stück Eiſen war, das durch die Ruchloſigkeit von Kriſhnas Hirten in die Welt gekommen war und ihnen allen den Tod gebracht hatte. Pfeil und Schlange ſind aber in den Sprachen Eins. Der Jäger war eine Wiedergeburt von Balis Sohne, Bali aber die Schlange Sega ſelbſt, ſein Sohn Angud (anguis) deſſen Wiedergeburt Kriſhnas Mörder wurde, iſt, nach ſeiner Abkunft aus dem nördlichen Bären, Jäger, und erinnert durch ſeinen Namen Jura an das Schlangenland Tanaiour, wo einer der drei Götterkönige herrſcht, welche Chimaira (Ziege, Schlange, Löwe) zuſammen waren. Schon als Schweſter Putna des Kanſa, um als Amme den Säugling Kriſhna mit vergifteten Brüſten zu tödten beſtimmt, iſt ſie die feindliche Schlange Pytho, die faulende, ſtinkende. Schlangen- und Todesgöttinnen ſind ſeine acht Gemahlinnen, Kukmani, Jamty, Suthama, Kalenda, Sitta, Bremate, Mirbhirda, Lackmi. Der ganze höchſt reiche Mythus ſchließt damit, daß Kriſhna nach Dewarka geht, mit einer über die Stadt geworfenen handvoll Staubes ſie vernichtet, und nach dem Schneegebirg Heimatſiel dem Himmelsberge der Harmonie, des Meru kalter Seite geht. Wir haben hiemit nur einige Momente deſſelben angerührt, weil es der Ort verbietet, ihn in ſeiner ganzen Fülle, als Kampf und Sieg über das Böſe in den wunderbarlichſt romantiſchen Verflechtungen zu verfolgen, und müſſen daher über das Nähere an die genannten Quellen, wie an Waldäus, Polier, Majer u. a. verweiſen. 9) Buddha-avatara, die Wandlung in Buddha, Stifter der chineſiſchen Lehre des Fo. Nicht darf man etwa glauben, daß hier die Secte das Einzelne geſchaffen habe, ſondern umgekehrt hat das Einzelne, einem Ganzen angehörige, nur von ihm los-

getrennte und geschiedene die Secte geschaffen, und so sind und bleiben die Elemente des Buddhaismus schon in der Lehre der Vedas gegeben, nur mehr entwickelt. 10) Kallenki-avatara, die Erscheinung als das Roß, das weiße Himmelsroß. Jede Schöpfung und Weltperiode hat natürlich den Zweck, aus der Entwickelung des Einzelnen (Folge des Abfalls vom Ganzen) das Ganze, aus der Sünde das Gute, die Tugend wieder herzustellen, Wiedergeburt des in Laster Untergegangenen. Im Mythus ist der erste Gottmensch auch Stier, Kuh, Roß und das Stierroß Dherma spielt im Indischen besonders eine wichtige Rolle. Mit ihm, dem Tugendhaften beginnt die neue Zeit, und Menu der Mondstier hat sich, als einzig Gerechter, in die neue Welt aus der alten Fluth gerettet. Dhermas Leben geht durch die vier Zeitalter bis ans Ende, und er verliert in jedem ein Bein. Wir stehen jetzt im vierten Alter, in der neunten Verkörperung Wischnus. Nämlich die Zahl 36,000, als chaldäisches Sar, oder Herrscherperiode, ist in sämmtlichen Weltaltern so vielmal enthalten, als die Chaldäer Herrscherperioden haben, nämlich zehnmal, im ersten vier-, im zweiten drei-, im dritten zwei- und im vierten einmal, also = 10. Dieß ist im Mythus vom Stier Dherma angedeutet. Das Roß aber ist mit ihm identisch. Als Roß Kallenki wird Wischnu erscheinen, die Erde durchtreten und alles erneuern. — Dieß wäre denn die Religionslehre der Hindus. Man begreift wohl, daß von dieser Ansicht aus, welche die Identität im All mittelst Sprache in Ueberlieferung und Symbol sucht und findet, das Ganze eine tiefsinnige, unendlich reich gegliederte Idee ist, welche in der That auch die Keime aller Speculation in sich beschließt; und lächerlich werden daher alle Absprüche darüber, als über Unsinn, Ungeheuerlichkeit, wüstes Phantasiren u. s. w., wobei man nicht umhin kann, sich der Worte des tiefgelehrten und geistreichen Kanne, der zuerst in Deutschland auf eigenem Wege das Verständniß derselben eröffnete, zu erinnern: „nur daß die göttliche Begebenheit einen hohen idealen Sinn gehabt und ihn verloren hat, und dann von der Sage die bloßen äußern Gestalten zu einem Mythus zusammengereihet sind, nur dieß hat jenen Unsinn hervorgebracht, der schon dadurch, daß er ein so großer war, hätte auf die Vermuthung bringen sollen, daß er wol einen großen Sinn gehabt haben müsse. Es wäre ja doch Methode auch in dieser Raserei, weil in jedem Irrthum, der es ursprünglich ist, doch das Streben nach Wahrheit am Tage liegt, das man hier aber deßwegen nicht findet, weil der Irrthum hier nicht die Wahrheit gesucht, sondern sie verloren hat.“ Nachdem wir nun die philosophische Seite des Mythus besonders betrachtet, wollen wir auch noch etwas über die poetische oder historische, welche freilich ursprünglich nicht davon getrennt werden darf, bemerken. Daß bei einem so reich ausgestatteten, wie von einer phantastischen Zauberwelt umfangenen Volke alles Gestalt und Leben annahm, ließ sich erwarten. Merkwürdig aber ist, daß die Ideen der Sexualität, der Zeugung immer hindurchgehen, wie durch die Welt selbst, aber immer doch auch ethisirt, weil Erkennen und Zeugen analog sind. Daher die Verehrung des Lingam bei den Schiwaniten, des Joni bei den Wischnuiten. Lingam ist die männliche Natur, welche meist in einer silbernen Kapsel getragen wird, und Symbol der Zeugung ist. Lingam ist mit dem lateinischen lignum verwandt, weil Holz der erste Stoff, oder Materie (Hyle) der Dinge war. Seine Verehrung wird historisch davon abgeleitet, daß Schiwa sieben Büßern durch seine Wollust anstößig

geworden war, und durch ihren Fluch das Männliche verloren hatte, weil aber später Strafe und Vergehen für unverhältnißmäßig erkannt wurden, die Büßer zu dem, was sie vorher verflucht, zu beten beschlossen. Er wird in Tempeln, an Heerstraßen ꝛc. verehrt. Joni ist das Weibliche mit dem Männlichen, in der Figur A, welches auch mit Kuhmist an die Stirn geschrieben wird. Seine Verwandtschaft mit dem griechischen Worte, welches zeugen bedeutet, wozu auch das deutsche Kind gehört, ist unverkennbar. — Ferner: wie das Auge, so war auch die Blume im Mythus Symbol des Erkennens und Wiedererzeugens; ja Blume und Auge, nämlich als Dreieck, waren vereint in der Blume, welche Lotos heißt. Lotos ist der Sprache nach die Blume des Verborgenseins, der Nacht, des Schweigens, also die verborgene, welches auf Bewußtlosigkeit, gegenüber der Selbstbeschauung führt. Naturgeschichtlich ist es die nymphaea Nilufer Linn., indischauch Padma, Nalina, Aravinda, Maholpala, Camala, Cuseshaya, Sahasrapatra, Sarasa, Pancaruha, Tamarasa, Sarasiruha, Rajiva, Visaprasuna, Pushcara, Ambhanika, Satrapa genannt. Ihr Saame ist häufig, klein und rund; sie ist entweder blau, oder roth; die Blüthen der ersten sind schön blau, wenn aber ganz aufgeschlossen, etwas verwässerter, minder duftig, als die rothe, rosenfarbene, immer aber von sehr feinem Geruch. Die Blätter sind Wurzelblätter, tief, wellenförmig gezahnt, auf einer Seite dunkelpurpurn gegittert, auf der andern grün und sanft, die Petalen sehr weich, lang und röhrenförmig. Es giöt auch eine Varietät mit beiderseits purpurnen Blättern, dunkelkarmoisinen Blüthen, innerlich reichgefärbten Kelchblättern und breiten Antheren, gefurcht, über funfzehn Petalen, minder spitz und breiter als die blaue, mit wenig Geruch. Die Lotosverehrung ist noch jetzt in Hindostan, Tibet und Nepaul eben so andächtig als sonst. Es werden Tempel damit ausgeschmückt, wie Gottheiten; denn ein neugeborner Gott schwimmt sogar in einer Lotos auf dem Wasser. Und eben weil sie eine Wasserblume, das Wasser aber Schöpfungsvehikel ist, wird sie von dem die Zeugung so tief fassenden Indier verehrt. Auch den Aegyptern ist sie heilig. Dieß Symbol der Blume in seiner Idee sich näher zu rücken, erinnerte man sich an das Gewächs Kaldeir auf Isle de France, Vaquois genannt oder Büffons arbre indécent, aus dessen Stamme dem männlichen Phallus ganz ähnliche Wurzeln wachsen, die sich in die Länge dehnen, um in die Erde zu schlagen und sich anzuwurzeln; an Tamara, die Lilie, die Palme, den Lorbeer, die Kusha, auch Darbha und Pavitra genannt, die Narcisse. — Die großen Götter Indiens waren also Brahma, Wischnu, Schiwa, oder Eswara, auch Iswara, welcher Ardhanari, Mannweib ist, und eben den Lingam zum Symbol hat. Die Möglichkeit, wie die entwickelte Wirklichkeit des Dualismus ist hier gegeben, wie sie in andern Lehren, z. B. der persischen durch Ormuz und Ahriman, das gute und böse, Licht- und Finsternißprincip ausgesprochen wird. Aber, wie alles in Indien in glühenderm Leben aufgeht und Gestalt gewinnt, so haben auch Mond und Sonne und Sterne ihre Götter. Natürlich, denn wie die Gottheit sich verkörpernd alle Stufen der Natur durchwandelt und Fleisch wird, also sind auch alle Sternwelten freigeborne Geister und Götter, dem Urlicht, der Centralsonne der Geister, dem persischen Lichtwasser Arduisur, entfremdet und besondert, oder schieblich geworden, und aus dem Lichtwasser sind in Sternenströmen

(vars) die Milchstraße ausgeronnen. Feuer-, Stern- oder Sonnendienst also sind ein alter Cultus. Aber auch das Wasser in der oben angegebenen Idee. Darum ist Ganga (der Fluß Ganges) den Indiern heilig, nach dem Mythus entsprungen aus dem Schweiß der Gemahlin Schiwa's, Parvadi, oder nach einem andern aus dem Wasser, worin das Weltei schwimmt. So hat auch die Erde ihre Göttin, Prithivi, die Luft ihren Gott Indra, Dewandra, einen der acht von Wischnu in seiner Eberverwandelung als Erdhüter Gesetzten, welche sind Indra, Aghni (Feuer). Padurbati (Richter der Unterwelt). Nirurdi (König der Unterwelt), Baruna (Wasser), Maril (Wind), Cubera (Reichthum), und Eswara, der im Osten Indra, im Süden Aghni ist. Die Zahl der Deutas (Götter) ist aber unendlich groß und wird von manchen zu 333 Millionen angegeben. So die neun Planeten Surya, oder Aditya, Sonne, Sonntag; Ciandra oder Soma, Mond, Montag; Ciova oder Mangalen, Mars, Dienstag; Budha, Merkur, Mittwoch; Bruhaspadi, oder Viasa, Jupiter, Donnerstag; Shukra, Uschena, oder Velly, Venus, Freitag; Ciani, Manda, Saturn, Sonnabend. Rahu oder Ragu, und Kedu oder Quedu, blos in Zeiten der Verfinsterung sichtbar. Von den kleinern Göttern oder Dämonen wollen wir nur bemerken die Ginarers, Genien der musikalischen Instrumente, welche nach der Sprachverwandtschaft schon an die Leier erinnern und die Ganduwers oder Gandharvas, Lufttonkünstler, die auf dem Nordberge Haimakutha, (dem kalten, dunkeln, nach der Sprache) singen, die Geister singender Sterne. Dieß sind gute. Die bösen heißen Asura, oder Asors, an deren Spitze Moisasur und Rhadun steht, und treten meist in scheußlicher Riesengestalt auf. Sie bewohnen die Patala. Nämlich das Weltall wird in funfzehn Bereiche, oder Bezirke eingetheilt, sieben obere, Swerga-Surgs, und sieben untere, Patala genannt. Die Surgs sind Bhurlok, Bhoverlok, Surlok, Mehrlok, Janlok, Taplok, Sutlok. Die Patala sind Tallok, Behallok, Sutallok, Mehantallok, Ruhpatallok, Patallok, finstere Wohnungen von acht Karfunkeln auf den acht Schlangenhäuptern erhellt. In der Mitte zwischen beiden war Mirtlok, welches an Mitgard, die Mittelstadt des isländischen Mythus, Mesoa der Griechen und an Delphi, den Erdnabel, so wie an die Behauptung der Braminen erinnert, daß das Aequinoctium die Mitte der Welt sei, und in ihm die Sonne keinen Schatten mache. — Folgerecht jener oben angegebenen durchgreifenden Idee der Metamorphose ist auch der Cultus der Indier. Das Streben des Menschen, nachdem er abwärts gegangen in die Leiblichkeit und gefallen, muß nothwendig sein wieder aufzusteigen zu der lichten Geistigkeit, zur Verklärung. Dem gemäß bestehen die äußern Gebräuche im Besuchen der Pagoden, in Waschungen und Reinigungen, Büßungen und Abtödtungen, guten Werken, Opfern u. s. w. Pagoden gibt es von hohem Alterthum und riesigen Ideen, majestätischem Anblick, und geschmackvollem Bau. Sie haben immer eine bestimmte Form. Das Eingangsthor ist immer aus einer ungeheuern Pyramide gehauen, welche allmählich nach oben sich verengt und in einen halben Mond ausläuft. Die Pyramide ist nach Osten gerichtet. In großen Pagoden ist immer ein großer Hof und an dessen Ende ein dem ersten entsprechendes Thor, nur daß die Pyramide nicht so hoch ist. Dem Thore gegenüber, in der Mitte des zweiten Hofs,

steht auf einem Fußgestell, oder auch in einer Wandvertiefung unter vier Säulen eine liegende Kuh, zuweilen ein Lingam, Hanuman, Schlange, oder sonst ein verehrlicher Gegenstand. Sahstangam heißt der Brauch des Niederfallens auf die Stirn, Namaskaram das Falten und Erheben der Hände zur Stirn. Das Gebäude selbst ist in zwei, oder auch drei Theile getheilt, deren einer groß, der andere kleiner ist, letzterer für den Opferer. Alles ist aus Ziegel- oder Bruchsteinen. Auf Koromandel sind prächtigere Tempel, als in Bengalen; auf Malabar ist die Bauart eine andere. Die berühmtesten Pagoden sind auf Elefanta und Salsette, zu Illura und Jaguernat; Wischnutempel zu Tirupadi, Schirangam, Kangiwaram, Schiwatempel zu Tirunamaly, Tirvatur und Schalembron, Kandschipuram, Ramonathampuram, Ramischwaram und Kaschi. Die Pagode auf Elefanta oder Kalpuri wird für die älteste gehalten, und führt den erstern Namen von einem aus schwarzem Stein gehauenen Elephanten am Fuß eines Bergs, an der Seite von Bombay. Es hängen dort mehrere Pagoden zusammen; die jetzt zum Viehtränken gebrauchten Cisternen waren ehemals für Reinigung bestimmt. Die zu Illura im heutigen Hyderabad ist ein hufeisenförmiges, zwei Stunden langes Gebirg, wo eine Reihe Pagoden und Tempel ausgehauen sind, eine Art indischen Pantheons. Alle Gottheiten haben hier ihre größern oder kleinern Tempel, und einige in Menge. Zwei der größern sind der Trimurti geweiht. Die Hufeisenform deutete auf das Paradies- und Zeitroß. Es ist eine kolossale Hieroglyphe, wie denn auch die Pyramiden beweisen, daß die älteste Welt noch alles für Idee und Religion that. Jagrenats oder Krishnas drei Pagoden zu Jagrenat, deren Thürme vom Meere aus acht bis zehn Stunden weit gesehen werden, und wozu man durch eine Menge kleiner Pagoden mit geheiligten Wäldchen und Teichen gelangt, sind von einer ungeheuer dicken schwarzsteinernen viereckten Mauer umgeben. Des Gottes Bild steht in der höchsten. Sie hat durch Wallfahrten große Einkünfte. — Zu den, jeder Handlung des Kultus vorangehenden Waschungen ist jedes Wasser gut, nur daß es fließend sei, vor allen aber der Ganges. Darum sind auch bei allen Pagoden, wenn sie nicht an Strömen liegen, Teiche. Die Abwaschungen geschehen auch durch Kuhmisteinreibungen; zuvor werden Stellen aus den Vedas, Vedangas ꝛc. gelesen. Auch die Götter werden mit Wasser, wie mit Milch abgewaschen, mit Butter und wohlriechenden Oelen gesalbt. — Bußen sind entweder die beschauliche, wo man alle Sinne abtödten muß, um sich ganz dem Anschaun des Göttlichen hinzugeben und mit Gott zu vereinigen; oder auch die sühnende. Die Büßenden bilden gewissermaßen Mönchsorden, und Fakirs, Joguis, Atits, Vairagis, Tapis bis zu den Vanaprashtas und Sanyasi hinauf, sind die Ausdrücke und lebenden Bilder der Buße. — Gute Werke bestehen in Weih- und andern Geschenken an Festen und bei feierlichen Gelegenheiten. — Opfer sind vorzüglich folgende. Das Jaga oder Jagum, der Sonne und den neun Planeten gewidmet, ist ein Brandopfer, um ein heiliges Feuer zu bekommen, womit die Scheiterhaufen entseelter Braminen angezündet werden können, um sie weiteren Büßungen nach dem Tode zu überheben und unmittelbar aus der Asche in Bramas Herrlichkeit zu versetzen. Es fordert große Anstalten. Hundert gelehrte Braminen suchen einen Platz, der durch Gebete und Weihwasser geweiht

werden muß. Dort wird in der Mitte ein großes Zelt errichtet, umher mehrere kleine. Im großen ist ein viereckiger Heerd (Kunda), aus dessen Mitte sich eine hölzerne Säule erhebt, mit einem oben befestigten Seile, dessen beide Enden an den Seiten herabhangen. Umher liegen neun besondere heilige Holzarten, wovon auch die Priester ein Stück in der Hand halten. Dann wird Arasuholz gerieben, bis sich Feuer fängt, hierauf ein fehlloser Bock oder Widder in den Kreis geführt, über ihn gebetet, und ihm allerlei Kraftworte ins Ohr geflüstert, dann wird er erstickt. Seine Leber wird herausgenommen, mit Milch gewaschen, mit Butter bestrichen, an der Sonne und am Feuer gebraten, er selbst aber verbrannt. Die Leber wird unter die Braminen vertheilt und gegessen. Der Oberpriester trägt von dem heiligen Feuer mit sich nach Hause. — Homa oder Homam ist ein Opfer, welches Agni, dem Feuergott, gebracht wird. Es heißt vorzugsweise Dewajagna, (das göttliche Opfer) und wird bei allen wichtigen Vorhaben gebracht. Ein gereinigter weißgekleideter Bramin setzt sich auf einen Schemel, sagt einige Schleken her. Vor ihm liegt eine Schelle, eine brennende Fackel und ein Gefäß mit flüssiger Butter oder Kokosnußöl, zu den Seiten große Bananablätter, worauf die zu opfernden Sachen um den Heerd herum liegen, z. B. Adlerholz, Kampferstauden-, roth Sandel-, Muskaten-Gupalholz ꝛc. Dieß wird angezündet, darüber geschellt, Butter ins Feuer gegossen, dann Reis, Blumen ꝛc. ins Feuer geworfen, und unter Gebeten, die immer mit Oum anfangen, verbrannt. — Manuszajagana (Menschenopfer) ist eigentlich dramatisirter Kultus der Bhavani, als der geschaukelten, in der Luft aufgehenkten Göttin, wie dergleichen auch Bacchus und Erigone zu Ehren in Griechenland geschah; so daß Bhavani gleich Here- und Luftgöttin ist. Es werden da mehrere Hähne getödtet und rauchend von Blut in die Luft geworfen. Dann wird einem frommen Menschen ein Eisenhaken durch den Rücken gezogen, woran er aufgehenkt schwebt, und unter Getrommel, Jauchzen und Seligpreisungen herumgetragen wird. — Pidrajagna ist ein Sühnopfer für Verstorbene. — Bhudajagna ist ein Opfer, das den bösen Geistern gebracht wird. — Adithipugia ist ein Freundesbundesopfer, wobei in dem Hofe des Hauses das Bild der gemeinschaftlichen Gottheit aufgestellt, unter Gebeten von beiden Freunden mit Blumen bestreut wird, und dem Fremden die Füße gewaschen werden. — Arkja ist ein Blumenopfer für glücklichen Kreislauf der Seelen. — So viel gnüge als Umriß des großen Religionsgebäudes der Indier! Man halte dabei jene oben angegebene Grundidee fest, vergesse aber nicht, daß, wenn sich alle Völker in diese Ideen theilen und sie mannichfaltig individualisiren und ausbilden, dennoch alles nur Ahnungen, ja mit Platon zu reden, Erinnerungen an ein göttliches Leben sind, welches, wie Uranfang, so Ende der Menschenbildung sein muß, zu dessen Verwirklichung im ewigen Ab und Auf die Menschheit hinstrebt. Rückt man aber das Christenthum, wie seine welthistorische Bedeutung verlangt, in die Mitte der Weltgeschichte, damit es vor- und rückwärts leuchtender Punkt werde, so wird alle Vorzeit einmal das Traum- und Nachtwandler- ja das Bilderleben, welches in Christo selbst seine Wirklichkeit und Wesenheit lebendig ausgesprochen und historisch erfüllt anerkennen muß, andrerseits aber in der Kampfschule dieser Welt das Reich des Guten und des Lichts, das Himmelreich in seiner allumfassenden Seligkeit, als ein Reich der Liebe zu errichten, den Zweck und die Verheißung hat.

Wa.

Indische Sprachen. Wäre die hohe allseitige religiöse Bildung der Inder, das hohe Alter und die unendliche Tiefe ihrer Ueberlieferung, nicht schon Beweis dafür, daß Indien wahrhaft Medyama, Medhya-Dehsa, ein Land der Mitte sei, und das Volk ein Urvolk, dessen Gemüths- und Geisteszüge ein so durchaus gediegenes Ganzes machen, daß die übrigen Völker des Erdballs gleichsam sich in dieselben getheilt, und das dort Gesammte sich einzeln angeeignet, so könnte dieß vielleicht schon aus der Uebersicht des dortigen Sprachgebiets klärer werden, welches noch gar viel Studien erfordern wird. Denn wiewol schon im Jahr 1644 der Missionär Heinrich Roth, und von 1699 an der Jesuit Hanzleben sich damit beschäftigten, so ist doch erst ungefähr seit dreißig Jahren die Kunde derselben durch P. Paolino, W. Jones, Wilkins, Forster, Carey, Marshmann, Wilson, Colebrooke, Ward, Marsden und andere bis auf Franz Bopp herauf, weiter gediehen. Es läßt sich schon aus der welthistorischen Bedeutung Indiens ermessen, daß es auch in dieser Hinsicht große Anziehungskräfte gehabt, und, wie es die Grundzüge aller Völkergeschichte enthält, also auch wiederum viel fremde Volksthümlichkeit sich angeeignet haben müsse, nachdem es sie gleichsam ausgeboren. Nach einer indischen Abhandlung der Rhetorik bei Colebrooke gibt es vier Hauptsprachen: Sanskrit, Prakrit, Paisachi oder Apadhransa, und Mágabhi oder Misra. Da jene Doppelbenennungen sich auf eine doppelte Stelle jener Abhandlung gründen, so hält Colebrooke, Apadhransa für gleich Magadhi, und wiederum Paisachi, und Misra für eine, so daß eigentlich nur Sanskrit, Prakrit und Magadhi als drei Hauptsprachen gewesen wären. Damit scheint aber, wie schon engländische Kritiker bemerkt haben, jener angeführten Stelle ihr Recht nicht zu widerfahren, weil so Apadhransa, als Misra doch eine Art Mischsprache und Rothwelsch, auch nach seiner Erklärung gewesen sein müssen, mithin doch verschieden. Wir wollen sie demnach hier in der aufgestellten Ordnung einzeln durchgehen. 1. Das Sanskrit ist gleichsam der alle umspannende und durchwohnende Sprachhimmel, die heilige Braminen- und Buchsprache, darum auch Gronthon genannt von Grandha, Buch. Es ist eine wunderbar gebaute, höchst reiche, jetzt todte, wahrscheinlich aber früher ebenfalls gesprochene Sprache. Ihr Alphabet heißt Deva-Nagary, Götterschrift, weil sie ihren Ursprung von den Göttern haben soll, deren Sprache sie auch ist, und besteht aus 50 Buchstaben. Sie hat dreifaches Geschlecht, einen Dualis, wie die Griechen, Abwandlungen nach Vokal- oder Konsonantendungen zählbar, sieben Fälle, statt der Fürwörter Nachwörter, einen Reichthum an Partikeln. Ihre Blüthezeit war am Hofe des Raja Vicramaditya zu Benares, im letzten Jahrhunderte vor Christi Geburt, wo der berühmte Dichter Kalidas lebte, der Dichter der Sakontala, oder des Schicksalsrings, und Megha Duta oder der Sendwolke, der Bothschaftswolke. In ihr sind auch die uralten heiligen Bücher, die Vedas geschrieben. Der Vater der sanskritischen Sprachlehre ist Pánini, der schon in den indischen Theogonien vorkommt, und dem allgemein die Sutras, oder die grammatischen kurzen Sätze zugeschrieben werden; obwol er sich selbst auf Vorgänger wie Samkyn, Gargyn, Cayapa, Galava, Cacatayana und andere beruft. Aber sein System ist sehr kunstreich. Sein Werk ward durch einen ebenfalls uralten Weisen Catugayana in seinen Varticas berichtiget; erläutert von Patanjali, einer mythischen Person in Schlangengestalt, in einem Werke Mahabhashia, welches wiederum Nachträge von Caiyata

und einem Ungenannten in dem Werke betitelt Casica Vritti erfuhr. Dieß letztere Werk wird vorzüglich geachtet, und erzeugte dennoch wieder den Kommentar Padamanjari von Haradatta Misra. Eine zweite Sprachlehre ist Ramachandra's Pracriyacaumudi. Neuere haben Wilkins und Colebrooke gegeben. Ein Realwörterbuch des Sanskrit ist Amara cosha d. i. Schatz des Amara Singa, der ebenfalls vor Anfang der christlichen Zeitrechnung lebte. Ergänzungen lieferte Medinicar in seinem Werke Medini. Viswapracasa von Maheswara ist ein zweites Wörterbuch; ein drittes Haravali von Purushottama. Es giebt überhaupt viele, wie von Ilelagudhu, Vachespati das Dharanicosha, Bhattoji's Siddhanta caumudi, Praeriga caumudi. Eine Druckerpresse auch für Sanskrit ist 1808 zu Calcutta angelegt worden, und so wird es jetzt, wie auf unsern Universitäten andere Sprachen, getrieben. William Jones, dieser ehrwürdige, gelehrte Präsident zu Calcutta, welchem die Pflege der morgenländischen Literatur so viel verdankt, verstand auch Sanskrit trefflich. Man kann es die Grundsprache nennen, indem es auch für alle europäischen Sprachen die Ur- und Grundlaute in sich enthält, und dieß nicht nur etwa in gar leicht an der Oberfläche zu schöpfenden und zu erkennenden Klangähnlichkeiten, sondern tiefer eingehend, so daß mittelst ihrer besonders jene große Sprachgenossenschaft und Verwandtschaft sich offenbart, kraft welcher alle Sprachen ein großes Geistesgewächs bilden. Eine Thatsache, welche die Richtigkeit unserer ältesten Ueberlieferung vom Thurmbau zu Babel, andrerseits aber auch die Religion als das menschliche Gemeinerbe erweiset! 2. Das Prakrit begreift, als gemeine Sprache, die gebräuchlichen Mundarten in Schrift und Umgangsverkehr. Ihrer werden von Colebrooke zehn genannt, zu welchen aber auch noch das Penjabi und Brija Bhasha gehört. Sie wurden in den fruchtbaren Provinzen Hindostan und Dekan oder Vorderindien gesprochen von den a) Sareswata, einem Volke an den Ufern des Flusses dieses Namens, der durch Penjab fließt. Es ist eine vorzüglich gangbare Mundart in Dramen und Gedichten. b) Canyacubjas, deren Hauptstadt Canjoe war. Es soll das jetzige Hindi oder Hindevi sein, nur daß es jetzt mit persischen und arabischen Wörtern untermengt ist. Diese beiden Mundarten werden übrigens mit Davanagari geschrieben. c) Gaura, oder Bengalen, von der Hauptstadt Gaur. Dieß ist noch die bengalische Mundart, die aber nur in den östlichen Theilen am meisten gesprochen werden soll. Es sind viele sanskritische Gedichte darin übersetzt; gelehrte Hindus sprechen es fast ausschließlich, aller wissenschaftliche Unterricht wird darin ertheilt. Die Schriftzeichen derselben sind nur um der Bequemlichkeit willen entstelltes Devanagari. d) Maithyla oder Tirhutiya ist die in Mithila, ein Circar (Kreis) Tirhut und einigen andern angränzenden, aber von den Flüssen Cusi und Gandhac und Nepalgebirgen begränzten, Pflegen bräuchliche Mundart. Dichterisch ist sie nicht ausgebildet e) Utcala, oder Odradesa (Orissa). Ihre Mundart heißt Uriga und hat ebenfalls sanskritische Wörter. Die bisher genannten fünf Mundarten sind also die Sprachen der fünf Gaur oder Nordindostans. Die fünf folgenden heißen die der fünf Dravirs oder Volksstämme. Sie sind 1) Dravida, die südlichste Spitze Dekans, wo Tamul gesprochen wird, welches die Europäer auch malabarisch nennen, obwol jenes mehr östliche, dieses

westliche Mundart ist, jenes von Cap Komorin unter dem östlichen Ghat nordwärts bis Pulicata, dieses von Cap Komorin bis Goaz beide berühren sich im Gap bei Coimbettore. In Tamul ist zu Madras, Tranquebar und Tanjore das Evangelium von christlichen Missionen gepredigt worden. Ziegenbalg übersetzte die Bibel darin. Der Name Tamla, wie ihn die Innländer aussprechen, soll auf den Fluß Tamraparni deuten. g) Maharashtra, oder Mahratta, die am Nordstreif des Plateaus von Dekan ostwärts bis zum Hochlande von Omercuntuk gesprochene. Myru, wie dieß zwischen dem Nerbudda und Krischnaflüssen gelegene Land auch ehemals hieß, war der Mittelpunkt der Dravirs, dessen Hauptstadt Dwara Summadra 1326 zerstört ward. Es wird mit Devanagari geschrieben und hat ebenfalls viel sanskritische Wörter. Grammatik und Wörterbuch gab Carey heraus 1809. h) Carnata, oder Carnara, verstümmelt Canara in der Mitte des Plateaus von Mysore, also in der Mitte von Dekan. Es wird noch in den Bergaegenden gesprochen, ist aber von andern Mundarten auf der östlichen Küste verdrängt worden. i) Tailanga, Telingah oder Tilanga, auch das Andray, Volkssprache im N. O. der Peninsula zwischen dem Krischnafluß und Godavery bis in die nördlichen Circars, südwärts reichend bis Pulicate. Es soll viel aus Sanskrit und ein eigenes Alphabet haben, heißt auch Calanga. k) Gurjara, oder Guzerat, Gezira, Halbinsel in W. ist die letzte Mundart des Prakrit. Ein Wörterbuch davon gab Drummond. 3. Das Paisachi oder Apadhranfa, wahrscheinlich die Gebirgsvölkersprache, bei dramatischen Dichtern die Sprache der Dämonen, ein mit Sanskrit gemischtes Wälsch, daher auch wol Spottsprache. 4. Das Magadhi oder Misra, vermuthlich das Pali und Magadhi auf der Insel Ceylon, von den Buddhapriestern gebraucht. Misra heißt es auch, weil es mit Sanskritwörtern untermischt ist. Darunter werden aber die eingewanderten Sprachen überhaupt verstanden, welche durch Eroberer der Indus- und Gangesländer dort eingeführt zurückblieben, vorzüglich die der indochinesischen Völker, wie sie Dr. Leyden nennt. Dieser glaubte hier viele Originalsprachen gefunden zu haben, welche wol eine gemeinsame Grundlage, nach Vater die chinesische, haben mögen. Es ist ein vielspaltiges Sprachsystem, wie der Boden des Landes, der von acht bis neun Stromthälern durchschnitten wird. Allen liegt ein einsylbiger Bau zum Grunde, und die verschiedene Betonung unterscheidet, wie bei den Chinesen, die Bedeutungen. Die der Insulaner sind vielsylbig, die des Festlandes einsylbig. Zunächst an Bengalen verliert sich das Einsylbige, nach Osten wächst es, und herrscht ausschließlich in Cochinchina und Tunkin. Man gibt sie in folgender Ordnung an. 1) Vielsylbige a) Malayu. b) Jawa. c) Bugis. d) Bima. e) Batta. f) Gala oder Tagala. 2) Einsylbige. g) Rukheng. h) Barma. i) Mon. k) Thay. l) Khohmen. m) Law. n) Aman. — Das Sanskritische in der Malayensprache bemerkte zuerst W. Jones, obwol sie nicht die einzige Grundlage ist, sondern eben ein fremdes Princip mit aufgenommen hat. In ihr sind die aus dem alten sanskritischen Epos Mahabhurat genommenen Erzählungen von den Pandus geschrieben. Eine Sprachlehre und Wörterbuch davon gab W. Marsden. Ein anderes Wörterbuch ist das von James Howson. Das Jawanische gleicht dem Malayischen sehr. Mundarten davon schienen dem Dr. Leyden das Pali oder Bali, welches wol eine den zwischen den Ost- und Westgrenzen vorhandenen Landessprachen ge-

aber um so größer, und drückt sich um so bestimmter aus, je weiter sich die Dinge von dem Unorganischen entfernen, und je höher und regsamer ihr animalisches Leben ist. Unter allen Dingen, die wir erkennen, ist die Individualität des Menschen die größte. Was aber die Individualität des Menschen insbesondere anlangt, so ist sie eine geistig sinnliche, somit einestheils frei, anderntheils körperlich bedingt. Dieß ist der Grund, warum man den Grund der Individualität eines einzelnen Menschen nicht erschöpfend bestimmen kann, um so weniger, je dunkler der Zusammenhang des Physischen und Ethischen ist. Aber so viel ist doch gewiß, daß mit Erweiterung der Cultur, welche auf Freiheit beruht, auch die Individualität der Menschen um so bedeutender wird; weßhalb vielleicht unter zwei gebildeten Menschen größere Verschiedenheit ist, als unter zwei uncultivirten Völkerschaften, und Kinder nur äußerlich und gering im Anfang ihres Lebens verschieden erscheinen. Die Individualität des Menschen entwickelt sich sonach durch Eindrücke und selbstthätige Regung der Kraft; denn kein Einzelwesen ist absolut selbstständig, sondern steht mit dem Ganzen in lebendiger, organischer Verbindung, aber in ihm selbst ist gleichsam der Keim der Individualität enthalten, die der Mensch zu einer freien, festen (Charakter) der Idee der Menschheit gemäßen zu erheben strebt. Zu sagen, daß der Anfangspunkt des jedem Menschen eigenthümlichen Lebens, weil wir uns von einem ursprünglichen Unterschiede der Seelen keinen bestimmten Begriff machen können, im Nervensysteme, dessen Bildung der Bildung aller übrigen Theile des Körpers vorhergehe, gelegen sei (wie Meckel in seinem deutschen Archiv für die Physiologie B. 1. Heft 1. lehrt), erklärt nicht nur nicht die unermeßliche Verschiedenheit der Individualitäten der menschlichen Natur und die besondere Beschaffenheit ihres Grundes, wie Schulze in seiner physischen Anthropologie sagt, sondern ist auch einseitig, da es nur die physische Seite der menschlichen Natur und die sinnliche des Geistes angeht. — Die Entgegensetzung oder vielmehr Unterscheidung des Idealen und des Individuellen kommt vorzüglich in der philosophischen Kunstlehre vor. Die Idee, heißt es hier, soll sich in der Kunst durch das Individuelle darstellen, mithin soll das Individuelle ideal erscheinen. Da aber der schaffende Geist des Künstlers, in welchem die Phantasie nach Ideen bildet, zwischen die Wirklichkeit und die unsichtbare Welt der Ideen gestellt zu sein scheint; so macht man von dem Standpunkte der den Künstler betrachtenden Reflexion gewöhnlich die Anforderung an ihn, er solle idealisiren und individualisiren, und er scheint das eine oder andere auch wirklich zu thun, je nachdem er die innern selbstthätigen Gedanken seines Geistes in neue, originelle Formen der Sinnenwelt gießt und dieselben ausdrücket, oder mehr von außen, und durch Beobachtung der Natur und Wirklichkeit angeregt, die gegebenen Formen zur Vollkommenheit der Idee zu erheben sucht. (S. d. Art. Ideal, idealisiren.) Beides sind verschiedene Richtungen, welche die Phantasie, die Vermittlerin des Irdischen und Ueberirdischen, des Sichtbaren und Uebersinnlichen nimmt, indem sie den Erfahrungen höhern Reiz, Vollendung und innere Bedeutsamkeit, dem Geistigen Form und sinnliche Anschaulichkeit, kurz den Körpern Geist, den Geistern Körper gibt. Auch finden wir Werke, deren Bedeutsamkeit auf das Individuelle beschränkt ist, worin das Charakteristische im vorzüglichen Sinn besteht. Aber der wahre Künstlergeist geht weder von dem Individuellen noch

vom Idealen aus, sondern er faßt beide ungetrennt in Eins verbunden.

T.

Indolenz. Empfindungslosigkeit, Unempfindlichkeit, Gefühllosigkeit, Gleichgültigkeit, Trägheit. Dieß sind die verschiedenen Worte und Begriffe, durch welche man die Indolenz zu erklären sucht. Wir wollen sehen, wie sie zusammenhängen. Der Mensch ist bestimmt, theils in die Außenwelt zu wirken, theils von außen Eindrücke zu empfangen, und sich in Wechselwirkung des Schaffens und Empfangens zu einem eigenthümlichen Wesen zu bilden. In dieser Wechselwirkung besteht das eigentliche Leben des Menschen. Die Fähigkeit des lebendigen Wesens von außen Eindrücke zu empfangen, ist das Empfindungsvermögen; sie kommt jedem Menschen zu, mithin gibt es keine absolute Empfindungslosigkeit oder Unempfindlichkeit; aber sie hat verschiedene, wiewol unbestimmbare Grade, und wir nennen daher den Mangel eines regsamen Empfindungsvermögens, oder vielmehr eine große Schwäche desselben, Empfindungslosigkeit, Unempfindlichkeit — Indolenz — Diese Schwäche ist natürlich, dann ist sie mehr physischen Ursprungs, und liegt insofern vorzüglich in einem geringen Grade der Lebenskraft und Nervenreizbarkeit, besonders der Sinnenthätigkeit, oder sie ist erworben, durch Abstumpfung der Empfindungsthätigkeit, welche durch übermäßige Anstrengung entsteht. Letztere ist mehr psychischen Ursprungs. Auch ist sie bald ausdauernd, bald nur vorübergehend. Ferner kann sie in Hinsicht der einwirkenden Gegenstände stets nur partikulär seyn, so lange der Mensch lebt; — je geringer aber der Kreis der auf den Menschen Eindruck machenden Gegenstände ist, desto größer die Indolenz. Ueber den Unterschied der Empfindung und des Gefühls, siehe den Art. Gefühl. Mit Beziehung auf diese Unterscheidung können wir, was von der Empfindung gilt, gewissermaßen auch auf das Gefühl anwenden. Gefühllosigkeit, d. i. Unfähigkeit in eine innere Bewegung gesetzt zu werden, ist ebenfalls nur relativ und partikulär. Gewöhnlich entspringt sie aus einem allzumächtigen Uebergewichte des Verstandes, welcher ruhig und kalt die Gegenstände so weit zergliedert, daß er den Eindruck derselben verliert, oder durch einseitige Richtung des Handelns auf eine beschränkte Sphäre; so z. B. ist der Canzleidirector Löwe, in Kotzebues Epigramm, im höchsten Grade indolent. Da nun, wer ein schwaches Gefühlsvermögen hat, weder von den Gefühlen der Lust noch Unlust (denn dieß sind die Hauptarten des Gefühls), leicht, schnell oder stark bewegt wird, dieser Zustand aber in Beziehung auf besondere einwirkende Gegenstände Gleichgültigkeit genannt wird, so sehen wir, wie Indolenz mit Gleichgültigkeit, die ebenfalls nur relativ und partikulär seyn kann, verbunden ist. In wie fern nun ein hoher Grad der geistigen Lebensthätigkeit auch nothwendig mit einem hohen Grade von Energie und Regsamkeit im Handeln, und ein niederer Grad dagegen von Trägheit und Unentschlossenheit begleitet ist, ferner lebhafte Empfindungen und Gefühle, als das Produkt der Einwirkung auch eine lebhafte Rückwirkung in die Außenwelt, ein geringer Grad der Einwirkung dagegen auch eine schwächere Rückwirkung, ein unkräftigeres Wirken in die Außenwelt zu erzeugen pflegen, so wird Indolenz auch Trägheit genannt, und steht mit ihr in genauer Verbindung. Besonders zeigt sich die Indolenz dann, wenn man bei Gegenständen ungerührt bleibt, welche leicht jedes menschliche Herz we-

gen ihrer Beziehung auf die gegenſeitigen Verhältniſſe der Menſchen ergreifen müſſen, namentlich Gegenſtände, welche ſonſt ein Mitgefühl zu erwecken pflegen; z. B. der Tod geliebter Verwandten. Hier findet aber oft große Täuſchung Statt, indem das wahre Gefühl oft weniger raſch im Ausdruck, aber deſto tiefer und anhaltender iſt.

Indoſſiren, Indoſſement. Indoſſiren heißt einen Wechſel, entweder zum Eincaſſiren oder auch als Eigenthum, an einen Andern übertragen, und iſt mithin gleichbedeutend mit Giriren (ſ. d.) Es geſchieht, indem der Inhaber des Wechſels auf die Rückſeite deſſelben die Worte ſchreibt: Für mich an die Ordre N. N. — Der Uebertragende heißt Indoſſant, der Andere Indoſſat oder Indoſſatar.

Induction (in der Logik) der Schluß von dem Beſondern auf das Allgemeine. Die ordentlichen Schlüſſe pflegen ſonſt alle vom Allgemeinen auf das Beſondere zu gehen, und gebraucht zu werden, wo die Univerſalerkenntniß früher vorhanden iſt, als die Specialerkenntniß; ſie geben logiſche Gewißheit, dagegen jene nur empiriſche Wahrſcheinlichkeit gewähren. Unter Specialkenntniß wird nämlich Alles verſtanden, was unter einem allgemeinen Begriffe enthalten iſt, es mögen nun ſubordinirte Begriffe oder Fälle (Reſpectus) ſein, welche unter dem allgemeinen Begriffe gedacht, oder worauf derſelbe bezogen werden kann. Wenn nun in dem, was unter einem Begriffe (Subjecte) enthalten, der Grund anzutreffen iſt, warum man ein Prädicat mit dieſem Subjecte zu verbinden die Befugniß hat, ſo nennt man dieß eine Induction. Dasjenige, was unter einem allgemeinen Begriffe enthalten iſt, ſchließt entweder noch immer allgemeine Begriffe in ſich, oder es ſind einzelne Fälle. Im erſtern Falle geht dann der Schluß zwar vom Allgemeinen aus, aber auf Etwas, das noch allgemeiner iſt. Wenn z. B. die Aufgabe wäre: Welche Regierungsform die beſte ſei u. dergl.; ſo iſt dieſe Aufgabe etwas Allgemeines, die Univerſalerkenntniß, auf welche zu ſchließen aufgegeben wird. Bei dem erſten Anblick dieſer Frage iſt es uns gleich natürlich, an einen oder mehrere Fälle zu denken, in welchen das Prädicat von dem Subjecte könne geſagt werden. Wollten wir nun aber einen ſolchen Fall beweiſen, ſo würde es nicht hinlänglich ſein, einen Satz aus den möglichen Fällen anzunehmen und ihn direct zu beweiſen, geſetzt auch, daß dieſes Verfahren anwendbar wäre. Denn man will ja überdieß noch wiſſen, ob unter allen Fällen keiner weiter Statt finde, und ob dieſer Fall der einzige ſei. Folglich muß die Specialerkenntniß vollzählig ſein. Da nun die ſubordinirten Glieder immer noch allgemeine Begriffe ſind, wie z. B. die Species der Regierungsform, nämlich Monarchie, Democratie, Ariſtocratie u. ſ. w.; ſo geht eine ſolche Induction freilich vom Allgemeinen aus, endigt ſich aber in einem noch Allgemeinern, und kann mithin mit Recht a priori heißen. Sind es jedoch einzelne exiſtirende Dinge, oder Fälle, die die Specialerkenntniß ausmachen; ſo heißt es eine inductio a posteriori. Dieſe wird auch von Einigen inductio primaria genannt. Eine Induction iſt ferner entweder vollſtändig oder unvollſtändig, je nachdem man darthun kann, daß die ganze Sphäre des Hauptbegriffs, woraus geſchloſſen werden ſoll, erſchöpft, und kein Fall überſehen worden iſt, oder nicht. Bei der vollſtändigen Induction kommt es nicht darauf an, ob, wie mehrentheils geglaubt worden iſt, man ein und daſſelbe Prädicat gerade bei allen untergeordneten Begriffen wahrgenommen hat. Dieß kann freilich geſchehen ſein. Iſt aber auch das Gegentheil vor

Digitized by Google

handen; so bleibt die Induction um nichts destoweniger vollständig, vorausgesetzt, daß nur alle Fälle, in welchen die allgemeine Idee vorkommen kann, aufgesucht worden sind. Die inductio primaria, welche selten vollständig sein kann, gibt bloß empirische Erkenntnisse, die nur auf comparative Allgemeinheit Anspruch machen können. Auch die Mathematik muß hier und da zu den Beweisen durch Induction ihre Zuflucht nehmen.

Indulgenz, Nachsicht, Verstattung, ferner: Erlaß einer Strafe, Begnadigung, wird auch von dem Ablaß in der römisch-katholischen Kirche gebraucht; daher Indulgenzbriefe. (S. Ablaß.)

Indult ist, in kirchlichem Sinne, mit Indulgenz und Ablaß gleichbedeutend. In der Jurisprudenz bedeutet es die Frist, die Jemanden zur Erfüllung einer Verbindlichkeit verstattet, dann auch insbesondere die Urkunde, die von der competenten Behörde einem Schuldner auf sein Ansuchen unter gewissen dazu qualificirten Umständen ausgestellt wird, um ihn auf eine darin angegebene Zeit vor den Verfolgungen seiner Gläubiger zu schützen, ein Anstandsbrief, Moratorium. (S. letzteres.)

Industrie, Industrielle Produktion, (in der Staatswirthschaft) ist diejenige Kraftäußerung, welche ein Urprodukt, rohes Produkt, in eine andere Gestalt umwandelt, wodurch jenes Produkt entweder überhaupt erst zu einem Genußmittel wird, oder wenigstens die Eigenschaft eines andern, neuen, Genußmittels erhält. Ob die Neuheit der Gestalt in der Veränderung des einzelnen Urstoffs, oder in der Zusammensetzung mehrerer Urstoffs-Theile bestehe, ist in dieser Hinsicht gleichgültig, und hat auf den Begriff der industriellen Produktion durchaus keinen Einfluß, ihr Wesen beruht lediglich darauf, daß die Genießbarkeit überhaupt oder diese Gattung von Genießbarkeit ausschließlich aus der neuen Form hervorgeht. Hieraus ergiebt sich, daß darunter begriffen sind: 1. Künste, 2. Fabriken und Manufakturen, 3. Gewerbe und Handwerke. Die staatswirthschaftliche Schule der Physiokraten (S. d. Art.) spricht den Künsten, Fabriken und Gewerben die Eigenschaft der Produktivität gänzlich ab, jedoch mit Unrecht, denn in der Nationalökonomie heißt produziren nichts anders als: einen Werth schaffen, (S. Produktion) die industrielle Produktion aber schafft wirklich neue Werthe, indem sie theils Urstoffe, welche in ihrer rohen Gestalt nicht genießbar waren, durch Verwandlung der Urgestalt in eine Form zum Genuß bringt, theils selbst die Erzeugung von dergleichen Urstoff bewirkt, welche außerdem nothwendig unterblieben wäre. — Die Staatsverwaltung kann auf vielfache Weise die industrielle Produktion befördern, z. B. durch Herbeiziehung geschickter Ausländer, durch Belohnungen und Auszeichnungen, durch Unterrichtsanstalten, öffentliche Ausstellungen, zweckmäßige Einrichtung des Zunft- und Innungswesens u. s. w. Fast in allen Ländern hat die industrielle Produktion weit häufiger die Sorge der Regierungen auf sich gezogen als die Urproduktion. Der Grund hiervon ist folgender. Das durch die industrielle Produktivkraft verwandelte und veredelte Urprodukt spricht die sinnliche Genuß-Empfänglichkeit am nächsten an; nur in dieser Gestalt und Form kann es jene Empfänglichkeit befriedigen und die Bequemlichkeiten des genußreichen Lebens gewähren; natürlich hält sich daher der Sinnenmensch zunächst an diese Produkte, und heftet sich an deren Vermehrung und Veredelung, unbekümmert um den Urstoff, aus dem dieselben doch allein hervorgehen können. Dieß war Colberts Ansicht, dieß die Ansicht der meisten Regierungen; wenige derselben haben sich

daher mit der Beförderung des Landbaus nach weisen Grundsätzen, fast alle, oft selbst auf unmittelbare Staats-Unkosten, und auf Kosten der Urproduktion mit der Fabrikation beschäftigt. K. M.

Ines de Castro. Der Infant Pedro, Sohn Alfonso's IV. Königs von Portugal, hatte nach dem Tode seiner Gemahlin Constantia (1344), sich mit seiner Geliebten Ines (Agnes) de Castro, die von castilischem Königsstamme entsprossen war, von welchem auch Pedro von mütterlicher Seite abstammte, heimlich verbunden. Als er nun alle Vorschläge zu einer neuen Vermählung standhaft verwarf, durchschaute der Argwohn das Geheimniß, und die Neider der schönen Ines befürchteten, es möchten ihr Bruder und ihre Verwandten des einstigen Königs ausschließende Gunst gewinnen. Der alte König ward von den hinterlistigen Rathgebern, Diego Lopez Pacheco, Pedro Coelho und Alvaro Gonsalvez leicht eingenommen. Sie theilten ihm ihren Argwohn über jenes Verhältniß mit, und erweckten in ihm die Besorgniß, daß diese Verbindung seinem unmündigen Enkel, Ferdinand, (dem Sohne Pedro's von seiner verstorbenen Gemahlin Constantia) leicht nachtheilig werden könnte. Alfonso fragte seinen Sohn, ob er mit Ines vermählt sei. Pedro wagte es nicht, seinem Vater die Wahrheit zu gestehen; noch weniger konnte er des Königs Befehl gehorchen, seiner Geliebten zu entsagen und sich mit einer Andern zu vermählen. Alfonso pflog von neuem Rath mit seinen Günstlingen, und es ward beschlossen, die unglückliche Ines zu tödten. Die Königin Beatrix, des Infanten Mutter, welche von dem grausamen Entschlusse Kunde erhielt, warnte ihren Sohn. Pedro aber, den Wink seiner Mutter und selbst die Warnung des Erzbischofs von Braga verschmähend, meinte, man habe nur, um ihn zu schrecken, das drohende Gerücht erfunden. Alfonso trug indeß den harten Entschluß mit sich herum, und als sich Pedro einst entfernt hatte, um einige Tage der Jagd zu leben, eilte der König nach Coimbra, wo Ines mit ihren Kindern im Kloster der heiligen Klara wohnte. Erschrocken vernahm die Unglückliche Alfonso's Ankunft; aber sich fassend, trat sie vor ihn hin, warf sich mit ihren Kindern zu seinen Füßen, und bat mit Thränen um Gnade und Erbarmung. Alfonso, gerührt durch diesen Anblick, hatte nicht den Muth die grausame That zu vollführen. Als er sich aber entfernt hatte, gelang es seinen bösen Rathgebern leicht, den erhaltenen Eindruck wieder auszulöschen, und er gab ihnen Erlaubniß, den beschlossenen Mord zu vollziehen. Dieser erfolgte noch in derselben Stunde; Ines erlag unter den Dolchen ihrer Feinde. Ihr Leichnam ward in jenem Kloster (1355) begraben. Pedro war außer sich, als er die schreckliche Botschaft empfing. Er empörte sich wider seinen Vater, und es würden blutige Auftritte erfolgt sein, wenn es nicht der Königin und dem Erzbischof von Braga gelungen wäre, Vater und Sohn zu versöhnen. Pedro erhielt manche Vorrechte, wogegen er eidlich versprochen haben soll, sich an den Mördern seiner Geliebten nicht zu rächen. Zwei Jahre darauf starb König Alfonso; noch vor seinem Tode gingen, auf seinen Rath, jene drei Männer, auf welchen die schwere Blutschuld lastete, aus dem Reiche, um in Castilien ihre Sicherheit zu suchen. Hier herrschte damals Peter der Grausame, vor dessen furchtbarer Strenge einige edle Castilier nach Portugal entflohen waren. Er ließ dem Könige von Portugal den Antrag machen, diese Flüchtlinge gegen die Mörder der unglücklichen Ines auszuwechseln. Pedro ließ die Castilier greifen und ausliefern, und erhielt dagegen Pedro Coelho und Alvaro

Gonsalvez, indem der dritte Mörder, Pacheco, noch Zeit gehabt hatte, nach Arragon zu entfliehen. Der König ließ die Mörder vor seinen Augen peinigen, um ihre Mitschuldigen zu erforschen, dann Beiden das Herz aus dem Leibe reißen, die Körper verbrennen und ihre Asche in die Lüfte streuen (1360). Zwei Jahre später berief er die Ersten seines Reichs nach Cataneda, und erklärte durch einen feierlichen Eid auf das Evangelium, er habe nach dem Tode seiner Gemahlin Constantia, kraft päpstlicher Erlaubniß, sich mit Ines de Castro zu Braganza trauen lassen, und zwar in Gegenwart des Erzbischofs von Guarda und eines seiner Hofbeamten, Stephan Lobato. Darauf ging Pedro nach Coimbra. Der Erzbischof und Lobato mußten des Königs Wort bekräftigen, und es ward die päpstliche Urkunde, worauf der König sich bezogen, öffentlich verkündet. Der König ließ den Leichnam seiner geliebten Ines aus dem Grabe heben, und mit dem königlichen Gewande und einer Krone geschmückt auf einen Thron setzen, dem alle Großen des Reichs sich nahen mußten, um den Saum des Gewandes zu küssen, und der Königin nach dem Tode die Huldigung zu leisten, die sie im Leben nicht hatte empfangen sollen. Darauf ward die Leiche auf einem Trauerwagen nach Alcobaza geführt. Der König, die Bischöfe, die Großen und Ritter des Reichs begleiteten den Zug zu Fuß, und der ganze, 17 Meilen lange Weg von Coimbra bis Alcobaza, war von vielen Tausenden, die brennende Fackeln hielten, auf beiden Seiten besetzt. In Alcobaza ward ihr ein prächtiges Grabmal von weißem Marmor errichtet, auf welchem ihr Bild mit der Königskrone auf dem Haupte zu sehen war. — Die Geschichte der unglücklichen Ines hat mehrern Dichtern verschiedener Völker Stoff zu Trauerspielen gegeben (unter den Deutschen dem Grafen Soden); am schönsten aber hat die Muse der portugiesischen Dichtkunst selbst sie durch den Mund des göttlichen Camoens verewigt, in dessen berühmter Lusiade die Geschichte ihrer Liebe eine der herrlichsten Episoden bildet. K.

Infamie (aus dem Lateinischen) Ehrlosigkeit, Verlust der bürgerlichen Ehre, oder derjenigen, welche Jemand als Staatsbürger genießt. Diese kann in einer rechtlichen Verfassung nur durch gesetzwidrige, den Bürger wahrhaft entehrende Handlungen verloren gehen, und als Folge dieses Verlustes muß sie den Verlust der Staatsämter und Würden, die Unfähigkeit ein vollgültiges Zeugniß abzulegen, nothwendig nach sich ziehen. Hier und da geht mit der bürgerlichen Ehre auch die Lehnsfähigkeit, ein Theil des Erbrechts, in gewissen Fällen auch Standesrechte, das Recht gewisse Gewerbe zu treiben, ja selbst das Recht eines ehrlichen Begräbnisses u. s. w. verloren. Infam, ehrlos, insbesondere der bürgerlichen Ehre verlustig. Infamia notatus wird von demjenigen gesagt, der wegen gesetzwidriger Handlungen für ehrlos erklärt ist. Cum infamia relegirt werden, heißt so viel, als mit Schimpf und Schande, oder mit Verlust der Ehre, von hohen Schulen verwiesen werden. Infamation, das Ehrlosmachen. Infamiren, unehrlich machen, für ehrlos erklären; auch verläumden, verlästern, verschreien.

Infant (aus dem Lateinischen; wörtlich das Kind), ist der Titel, den in Portugal und Spanien vorzugsweise die Prinzen des königlichen Hauses, mit Ausnahme der Kronprinzen, erhalten. Sämmtlichen Prinzessinnen wird an gedachten Höfen der Titel Infantin beigelegt.

Infantado (Herzog von), Grand von Spanien der ersten Classe, ward unter den Augen seiner Mutter, einer Fürstin von

Salm-Salm, in Frankreich erzogen. Im Kriege 1793 warb er in Catalonien ein Regiment auf seine Kosten. Der Prinz von Asturien schloß sich näher an ihn an, weil der Herzog sich von dem Günstling des Königs, Godoi, entfernt hielt. Dieser wirkte daher 1805 einen Befehl aus, nach welchem der Herzog Madrid verlassen mußte. Hierauf trat er 1807 mit dem Prinzen (S. d. A. Ferdinand VII.) in engere Verbindung, und ward von ihm zum Generalcapitän von Neu-Castilien bestimmt. Dieß verwickelte ihn in den Prozeß vom Escurial, wo der Generalprocurator des Königs auf die Todesstrafe gegen den Herzog und Escoiquiz antrug, die man aber bei den Gesinnungen des Volks und bei der Verwendung des französischen Gesandten, Beauharnois, nicht auszusprechen wagte. Im J. 1808 begleitete der Herzog den König Ferdinand VII. nach Bayonne, wo er umsonst für die Erhaltung der Dynastie der Bourbons auf dem spanischen Throne thätig war. Er unterzeichnete zwar am 7. July 1808 die Constitution, welche Buonaparte in Bayonne für Spanien bestimmt hatte, und trat als Oberster in die Garden des Königs Joseph; allein bald legte er seine Stellen nieder, und foderte die Nation auf, die Waffen gegen Frankreich zu ergreifen, weßhalb ihn Buonaparte den 12. Nov. 1808 als einen Verräther ächtete. Das folgende Jahr befehligte er ein spanisches Armeecorps, ward aber von Sebastiani zweimal geschlagen. Ungeachtet seiner Tapferkeit, verlor er das Vertrauen der obersten Junta, die ihm das Commando nahm, ihn auch in der Folge nicht wieder anstellte. Er ging daher nach London, wo er, nachdem ihn die Cortes 1811 zum Präsidenten des Regentschaftsrathes von Spanien und Indien ernannt hatten, eine außerordentliche Sendung an den Prinz Regenten übernahm. Im Juni 1812 kam er nach Cadix zurück. Von hier begab er sich im J. 1813, als die Franzosen abgezogen waren, nach Madrid, mußte aber bald nachher, auf Befehl der Junta, diese Stadt verlassen, weil er zu den Häuptern derjenigen Partei gehörte, die man Serviles nannte. Allein Ferdinand VII. berief den Herzog zu sich, ernannte ihn zum Präsidenten des Raths von Castilien, und behandelte ihn mit vorzüglicher Gunst. Nach der Wiederherstellung der Constitution im März 1820 legte er seine Stellen nieder und zog sich auf sein Landgut bei Madrid zurück.

Infel, s. Inful.

Inferien, (inferiae) Todtenopfer, welche den unterirdischen Gottheiten für die Seele des Verstorbenen gebracht wurden. Aus ihnen mögen wol die Exequien in der christlichen Kirche entstanden sein.

Infinitesimalrechnung oder **Analysis des Unendlichen** (**Fluxionenrechnung** der Engländer, Théorie des fonctions analytiques der Franzosen) begreift denjenigen Theil der reinen Mathematik, welcher die Lehre von den veränderlichen Größen (Theorie der ursprünglichen und abgeleiteten Functionen) enthält. Es werden die Aenderungen, sogenannte **Differenzen** dieser Größen, hier aber als unendlich klein, oder als verschwindend, in Vergleich mit andern endlichen Größen, gedacht. Der Theil der Infinitesimalrechnung, welcher diese unendlich kleinen Aenderungen (das **Differenzial** einer endlichen Größe, welche auf eine bestimmte analytische Weise von einer andern hinwiederum abhängig, oder als **Function** derselben gegeben ist,) finden lehrt, wird **Differenzialrechnung** genannt. Wenn eine Größe um ein gewisses Increment wächst, so muß offenbar auch diese andere von ihr abhängige und durch sie gegebene wachsen. Dieses Wachsthum, oder sogenannte **Differenz**, kann in jedem Falle mit Hülfe der **Analysis des Endlichen** gefunden werden, und man

hat in dieser Differenzreihe nur die spätern, als unendlich kleiner gegen das erste, verschwindenden Glieder zu unterdrücken, um die Differenz in das sogenannte Differenzial zu verwandeln. Wenigstens stellt die ältere Analysis das Verfahren unter diesem Gesichtspunkte dar; dagegen gelangen die neuesten Geometer, besonders Lagrange (in der berühmten Théorie des fonctions analytiques) von ganz andern Ansichten ausgehend, auf einem weit leichteren Wege zum Ziele. Dagegen lehrt nun umgekehrt die Integralrechnung aus dem gegebenen Differenzial die veränderliche Größe selbst oder das Integral, und aus der gegebenen Differenzialgleichung die Gleichung zwischen den veränderlichen selbst, aus der jene entstanden war, zu finden, oder zu integriren. Die Infinitesimalrechnung findet überall bei Vergleichung von ungleichartigen Größen ihre Anwendung, wo die eine nicht geradezu als Maaß der andern angesehen werden, sondern nur näherungsweise, bis auf eine unendlich kleine Größe, oder bis zu einer gewissen hin, (weswegen die Differenzialrechnung auch wol als die Lehre von den Gränzverhältnissen erklärt wird) als der andern gleich, oder als in ihr enthalten, gedacht werden kann; wie z. B. in der Geometrie bei Vergleichung des Kreises mit der geraden Linie, überhaupt der krummen Linien mit den geraden, der krummen Flächen mit den ebenen Flächen u. s. w., in der Mechanik bei Bestimmung der Geschwindigkeit der Bewegung, u. a. m.

Influenza, (von influentia, der Einfluß) eigentlich jede epidemische Krankheit, die von allgemeinen äußern Einflüssen (s. dies. Art.) der Witterung herrührt. Insbesondere hat man oft eine eigene catarrhalisch-rheumatische Krankheit so benennt, die im Frühling oder im Herbste ganze Länderstriche durchwandert, und zuweilen leicht, zuweilen mit gefährlichen Zufällen verbunden ist. So hat man z. B. mehrmals ein von Osten nach Westen, oder vom Norden nach dem Süden, aus dem östlichen Rußland nach Polen, Preußen, Deutschland, bis Frankreich und Holland wanderndes Catarrhalfieber mit Brustzufällen und Nervenzufällen, mit diesem Namen belegt. Im Jahre 1800 herrschte eine solche Influenza, die auch 1782 bemerkt worden war. Sie erstreckte sich von Rußland aus, auf dem schon bemerkten Striche, bis Deutschland. Die Krankheit befiel Jeden unvermuthet, und war gleich anfänglich mit mehr oder weniger heftigem Schnupfen und einem gewöhnlich sehr angreifenden Husten, mit drükkenden Kopfschmerzen, Leibesverstopfung und Fieber begleitet. Bei Einigen erschien blutiger Auswurf, bei Andern litt der Magen zugleich. In Königsberg war die Krankheit (1782) so allgemein, daß die Geschäfte bei den Collegien darunter litten, und von der Garnison die Wachen nicht hinlänglich besetzt werden konnten. Auch diejenigen, welche sonst den Catarrhen nicht unterworfen waren, wurden diesmal damit befallen; dahingegen diejenigen, deren Brust schon etwas schwächlich war, theils heftig erkrankten, theils mehrere Rückfälle erlitten, theils auch wol in Lungenentzündungen verfielen. Bei Andern erschienen nach ihrer eigenthümlichen Disposition auch noch andere Zufälle, z. B. Hämorrhoiden, Durchfälle, Augenentzündungen, Brustkrämpfe, Gliederschmerzen, besonders ein eigenes schmerzhaftes Ziehen in den Gliedern. Der Influenza 1800 war noch das schnelle Sinken der Kräfte eigenthümlich. Innerhalb zwei bis drei Tagen, wenn auch das Fieber nicht gar zu heftig gewesen war, fanden sich die Kranken so kraftlos, daß sie beim Aufsteigen aus dem Bette mit Schwindel befallen wurden, und sich ohne Hülfe nicht auf den Füßen erhalten konnten.

Inful (lat. infula) hieß bei den alten Römern der breite, weißwollene Hauptschmuck, in welchem Priester, Vestalinnen, Supplicanten, ja selbst Opferthiere erschienen, weil man die Verhüllung des Kopfes für ein Zeichen der Demuth ansah. Zu einem Zeichen der Würde brauchten späterhin die kaiserlichen Statthalter diese Kopfbedeckung, und als solches wurde sie auch im 7ten Jahrhunderte von den Bischöfen der katholischen Christenheit angenommen, welche noch jetzt die Bischofsmütze, die man bei großen Feierlichkeiten auf ihrem Haupte, sonst aber immer abgebildet auf ihrem Wappen erblickt, Inful nennen. Sie besteht aus zwei großen, oberwärts spitzulaufenden Blättern, eins vorn, das andere hinten, so daß sie in der Mitte hohl ist. Die Blätter sind von Blech oder Pappe, mit weißem Seidenzeuge überzogen, und das vordere sieht man mit einem Kreuze geziert. Infuliren, zum Bischof erklären, und mit der Inful schmücken, ist ein Vorrecht des Papstes, der damit auch bisweilen die Aebte ausgezeichneter Klöster beehrt, die daher infulirte Aebte heißen. E.

Infusions-Thierchen, oder Infusions-Würmer, heißen alle diejenigen in den Flüssigkeiten sich erzeugenden Geschöpfe, welche dem bloßen Auge unsichtbar sind, und nur mit dem Microscop gesehen werden können. Eigentlich müßte man, da das Wort Infusion einen Aufguß oder die Aufgießung bedeutet, nur solchen Würmern diesen Namen beilegen, welche sich erzeugen, wenn man Wasser oder andere Flüssigkeiten auf animalische oder vegetabilische Körper gießt und eine Zeitlang stehen läßt. Die Infusions-Würmchen machen die fünfte und letzte Ordnung in der Classe der Würmer aus, und beschließen zugleich das ganze Thierreich. In neuern Zeiten hat sich die Anzahl derselben sehr vermehrt, ob uns gleich ihre eigentliche Entstehung, Ausbildung und Lebensart noch ganz unenthüllt ist. Alle stehende Gewässer, mancherlei thierische und vegetabilische Säfte, die Saamenflüssigkeit der Menschen und Thiere, der Schleim der Gedärme u. s. w. sind von diesen Thierchen belebt. Viele scheinen nur durchsichtige belebte Bläschen zu sein; an andern erblickt dagegen das bewaffnete Auge Anhängsel, welche Schwänzen gleichen. Meistens bewegen sich diese Thierchen sehr lebhaft und nach allerlei Richtungen. Auch scheinen sie Empfindungen zu haben; denn sie fliehen, wenn ihnen etwas Widriges aufstößt, und ziehen sich, wenn die Flüssigkeit, in der sie leben, auszutrocknen anfängt, nach feuchten Stellen. Viele sterben sogleich, wenn sie ins Trockne kommen, ohne wieder aufzuleben, andere dagegen können Jahre lang eingetrocknet liegen, und leben darnach wieder auf, wenn sie befeuchtet werden; ja, man behauptet sogar, daß manchen die Hitze des siedenden Wassers, so wie die stärkste Kälte nichts schade. Einige dieser Würmer entstehen durch Theilung; andere pflanzen sich durch Eier oder lebendige Jungen fort. Es sind davon bis jetzt etwa funfzehn Geschlechter bekannt, die beinahe an zweihundert Gattungen enthalten. Die wichtigsten davon heißen: die Schildpolypen, Afterpolypen, Haarpolypen, Beutelwürmer, Flaschenwürmer, Aalwürmer ꝛc.

Ingenhouß (Johann), Physicus, Mitglied der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in London, und kaiserlicher Leibarzt, ward 1730 zu Breda in Holland geboren, und begab sich 1767 nach England, wo er einen großen Theil seines Lebens zubrachte, und mehrere Werke in englischer Sprache herausgab. Nachdem er hier die Pocken-

Impfung des Sutton hatte kennen lernen, ging er 1768 nach Wien, wo er mehrere kaiserliche Prinzen und Prinzessinnen impfte, und dafür eine jährliche Pension von sechshundert Gulden nebst dem Titel eines kaiserlichen Leibarztes erhielt. Er kehrte darauf nach England zurück, und starb daselbst nahe bei London am 7ten September 1799. Man hat diesem Arzte mehrere sehr nützliche chemische, physische, physiologische und medicinische Entdeckungen zu verdanken, welche in den Schriften desselben aufbewahrt sind.

Ingenieurkunst (Kriegsbaukunst), ein wichtiger Theil der Kriegskunst, welcher darin besteht, daß man durch zweckmäßige, künstlich erhöhete Benutzung des Terrains, bei übrigens gleichen, oder selbst geringern Streitkräften, das besetzte Terrain auf längere Zeit gegen den Feind zu vertheidigen und zu behaupten vermag. Dieses Uebergewicht wird erhalten durch Verschanzung, d. i. durch Deckung der Menschen und des Geschützes gegen das feindliche Feuer vermittelst aufgeworfener Erdmassen, (der sogenannten Brustwehren) oder auch vermittelst bombenfester Gewölbe, (der Casematten oder casemattirter Batterien) durch ein den Feind dominirendes und zugleich rasirendes Feuer, (indem man die hochgelegenen Punkte des Terrains besetzt) durch ein mehrfaches, sich kreuzendes Feuer, besonders an den vorspringenden, dem Angriffe des Feindes am meisten ausgesetzten Punkten (welches dadurch möglich wird, daß man nicht in einer geraden, sondern in einer gebrochenen, einen und zwei auswärts gehende Winkel bildenden Linie Truppen und Geschütz aufstellt, in welchem Falle dann jede Linie der Verschanzung wieder durch eine andere flankirende Linie, die so viel als möglich einen rechten Winkel mit jener bilden muß, vertheidigt wird); ferner durch natürliche oder künstliche Hindernisse, um den Feind bei seinem Anariffe länger unter dem Feuer aufzuhalten, wie durch Gräben, Pallisaden, Sturmpfähle, spanische Reuter, Hecken, Verhaue, Wolfsgruben, Eggen, Fußangeln u. s. w., durch Minen, und endlich durch mehrere geräumige und zweckmäßig gelegene Ausgänge, um den durch obige Mittel abgeschlagenen Feind schnell verfolgen zu können. Auf einer weisen Vereinigung aller dieser Vertheidigungsmittel, auf der Verbindung eines starken Profils (d. i. gehöriger Höhe und Dicke der Brustwehr, und Tiefe und Breite des vor ihr liegendern Grabens, welcher die Erde zu jener hergibt), mit einem guten Grundriß (dem äußern Umriß der Verschanzung), beruhet dann die Befestigungskunst, welche, nach ihrem verschiedenen Zwecke, (je nachdem man nur das Terrain, welches ein Posten, ein einzelnes Corps, oder eine ganze Armee auf einige Zeit besetzt hält, gegen die Angriffe, oder je nachdem man einen ganzen Landesstrich gegen die Einfälle des Feindes vertheidigen will), in die Feldbefestigungs- oder Verschanzungskunst (fortification passagère) und in die Royalbefestigungskunst (fortification royale) eingetheilt wird. Die letztere unterscheidet sich von der erstern bloß durch die größere Dauerhaftigkeit und Festigkeit, welche sie haben muß, um den lange fortgesetzten und mit Muße wiederholten Angriffen des Feindes sowol, als der Zeit, zu trotzen, also durch ein viel stärkeres Profil und durch Vervielfältigung der Vertheidigungslinien, von denen die innern immer die äußern dominiren müssen. Aber es ist nicht genug, daß die Verschanzung oder Festung gut angelegt ist, sie muß auch durch zweckmäßige Stellung und Anordnung des Geschützes, der Mannschaft, schnelle Wiederherstel-

lung des eben entstandenen Schadens und durch alle übrigen Hülfsmittel geschickt vertheidigt werden. Die Ingenieurkunst lehrt ferner die Art, Verschanzungen und Festungen anzugreifen und zu bezwingen, und verfährt dabei theils nach ähnlichen, theils nach entgegengesetzten Regeln, weil es darauf ankommt, zugleich die Befestigung des Feindes zu zerstören, und während der Zeit den angreifenden Theil vor den Hindernissen und Vernichtungsmitteln, welche der Belagerte anwenden kann, zu schützen. Jede Belagerung und jede Vertheidigung irgend eines befestigten Platzes muß durch einen Ingenieur-Officier geleitet werden. Außerdem gehören zur Ingenieurkunst noch eine Menge von Hülfswissenschaften, als: eine allgemeine Kenntniß des Geschützes, und vorzüglich seiner Wirkungen, Pontonierwissenschaft, so wie alle Kriegswissenschaften überhaupt: ferner Geodäsie und Architektur, und insbesondere auch die Meßkunst; daher auch nicht bloß der der Kriegsbaukunst Beflissene, sondern auch jeder Feld- oder Landmesser Ingenieur genannt wird. L.

Inhalt ist der Begriff dessen, was in einem wirklichen oder gedachten Gegenstande enthalten ist, und wird dem Umfange oder der Form entgegengesetzt, z. B. der Inhalt eines Maaßes, eines Buchs, eines Briefs, eines Gedankens ꝛc. In der Mathematik ist Inhalt der Verhältnißbegriff, wenn eine Größe durch eine andere ausgedrückt wird. So bestimmt man den Inhalt einer Zahl nach einer andern als Einheit, einer Länge nach Ruthen, Fuß, Zoll ꝛc., den Inhalt einer Fläche nach Quadraten, den eines Körpers nach Würfeln, den der Zeit nach Jahren, Monaten, Tagen, Stunden ꝛc. M. L.

Injurie, eine Ehren-Kränkung. Da alle Bürger der Gesellschaft mit einander in Friedenszustande leben, so darf keiner den andern an seinem Besitzthum oder Ehre schädigen. Der Begriff einer Ehrenkränkung ist aber verschieden. Nach Englischen Gesetzen findet eine solche nur dann statt, wenn der Angeklagte den andern etwas beschuldigt, was durch die Gesetze verboten ist, z. B. er sei ein Dieb, — ein Ehebrecher. Eine Beschuldigung wegen etwas, was nicht durch die Gesetze verboten — z. B. er sei ein Säufer, ist noch keine Ehrenkränkung. In andern Gesetzgebungen wird der Begriff der Injurien aber weiter ausgedehnt. Ist die Injurie schriftlich oder gedruckt gemacht worden, so gehört sie zu den Vergehen der Presse. S. den Artikel Preß-Vergehn.

Innocenz. Unter den Päpsten, welche diesen Namen geführt haben, sind die wichtigsten gewesen: 1. Innocenz III., vorher Lotharius, geboren 1161 zu Anagni. Er studirte zu Paris, ward in seiner Vaterstadt Chorherr, dann Cardinal und bestieg 1198 den päpstlichen Stuhl. Keiner seiner Vorgänger hatte die Herrschsucht so weit getrieben wie er. Willkührlich entsetzte er Könige und verschenkte ihre Reiche. Die deutschen Kaiser betrachtete er als Lehnsleute. Seine canonischen Rechtserfindungen hinsichtlich der Translation der Bischöfe und der s. g. evangelischen Denunciation, so wie das unter ihm üblich gewordene Interdict beweisen, wie schlau und gewandt er die geistlichen Waffen zu schärfen verstand. Im J. 1215 hielt er die vierte allgemeine Lateransynode, in welcher die öffentliche Glaubenslehre ganz bestimmt mit dem Artikel von der Brodtverwandlung vermehrt, auch jedem Christen bei Strafe der Excommunication geboten wurde, jährlich wenigstens einmal zu beichten und zu Ostern zu communiciren. Unter ihm entstanden die Orden

der Franziscaner, Dominicaner u. s. w. Er starb 1216. Seine Schriften sind erschienen Göln, 1552 und 1575, Fol. 2. Innocenz IV., vorher Sinibald. Er hatte zu Bologna die Rechte studirt, ward Cardinal und 1243 Papst. Auch er war ein stolzer und rachsüchtiger Priester, der Kaiser Friedrich II. und dessen Söhne Conrad und Manfred wüthend verfolgte, und vor Kummer, seine Kriegsvölker von letzterm geschlagen zu sehn, 1254 starb. Von ihm empfingen die Cardinäle den rothen Huth, zum Erinnerungszeichen an ihre Pflicht, den päpstlichen Stuhl mit ihrem Blute zu vertheidigen. Auch er hat viele Schriften und Briefe hinterlassen. 3. Innocenz XI., vorher Benedict Odescalchi, geboren 1611 zu Como, zum Papst erwählt 1676. Er war von strengen Grundsätzen und suchte den Nepotismus und andre Misbräuche des Mönchswesens abzuschaffen. Dem Hause Oesterreich ergeben, schoß er demselben gegen die Türken Geld vor. Auf einer allgemeinen Kirchenversammlung 1682 konnte er nicht verhindern, daß die vier gegen das päpstliche Ansehn gerichteten Sätze angenommen wurden. Er starb 1689.

Innung, s. Gilde.

Ino, eine Tochter des Cadmus und der Harmonia, zweite Gattin des Athamas, zog sich den Zorn der Juno dadurch zu, daß sie den jungen Bacchus, den Sohn der Semele, säugte. Da sie nachher ihre Stiefkinder, Phrixus und Helle, ermorden lassen wollte, diese aber, durch eine Erscheinung ihrer rechten Mutter im Traume gewarnt, sich durch die Flucht retteten, fand Juno um somehr Ursache, ihren Haß gegen Ino zu befriedigen. Sie machte Athamas, den Gemahl derselben, rasend. Dieser zerschmetterte seinen ältesten mit Ino erzeugten Sohn, Learchus, an einem Felsen. Ino floh mit ihrem jüngsten Sohne Melicertes, und stürzte sich mit ihm ins Meer. Des Knaben Leichnam ward von einem Delphin ans Ufer getragen, wo ihn der König Sisyphus begraben ließ, und ihm zu Ehren die berühmten isthmischen Spiele (s. d. Art.) anstellte, da, auf Bitten der Venus, Ino und Melicertes unter die Meergötter versetzt wurden. Ino ward unter dem Namen Leucothea verehrt. Nach einer andern Erzählung soll der Körper des Melicertes anfangs unbegraben gelegen, und eine fürchterliche Pest verursacht haben, worauf alsdann vom Orakel befohlen worden, den Körper mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten zu beerdigen, und ihm zu Ehren Spiele anzustellen.

Inoculation der Blattern, die willkürliche Erregung der gewöhnlichen Kinder-Blatterkrankheit durch Einbringung einer kleinen Quantität von Blattermaterie in die Haut eines Menschen oder Thieres. Die Inoculation geschieht auf verschiedene Weise. Man entblößt die Haut von dem Oberhäutchen, entweder mittelst eines kleinen Zugpflästerchens, oder durch Abschaben mit dem Messer, oder man macht einen kleinen oberflächlichen Einschnitt in die Haut mit der Lanzette, oder sticht mit der Impfnadel in schiefer Richtung unter das Oberhäutchen bis auf die untere Haut. Dann wird das Blattergift entweder mit einem damit getränktem Faden, oder noch besser mit einer damit bestrichenen Impfnadel, oder, noch frisch und flüssig, unmittelbar aus einer geöffneten Blatterpustel in die wunde Stelle aufgetragen. Der Unterschied zwischen der Ansteckung und der Impfung der Blattern liegt darin, daß bei der letztern die Krankheit milder und gutartiger wird, als bei der erstern. Der Grund davon ist nach Hufeland der, daß bei der Impfung die örtliche

Blatterkrankheit der allgemeinen vorangeht, mithin das Gift in der Impfwunde vorher verarbeitet, gemildert, und erst alsdann den Säften mitgetheilt wird; ein anderer Grund davon liegt in dem Umstande, daß durch den vorhergehenden Reiz der Entzündung und Eiterung in der Impfwunde, eine Ableitung von den innern Theilen nach der Haut, und überhaupt eine Tendenz der Säfte nach der Oberfläche des Körpers erregt und befördert wird. Ueber die Einführung der Inoculation der Blattern in Europa, s. den Art. Blattern, so wie über die Impfung der Kuhpocken die Art. Jenner und Kuhpocken. Inoculation der Bäume, s. Oculiren und Pfropfen. H.

Inquisition. Die nächste Veranlassung zur Gründung der Glaubensgerichte gab die Sekte der Albigenser, deren Verfolgung im 12ten und 13ten Jahrhunderte das südliche Frankreich zu einem Schauplatze blutiger Unruhen machte. (S. d. Art. Albigenser) Papst Innocenz III., welcher im Jahre 1199 den römischen Stuhl bestieg, faßte den schlau ersonnenen, von seinen nächsten Nachfolgern vollends ausgeführten Entwurf, durch diese Anstalten die abtrünnigen Glieder der Kirche auszurotten, und sich derselben zur Erweiterung der päpstlichen Gewalt zum Nachtheile der bischöflichen zu bedienen. Diese Gerichte, durch den Namen der heiligen Inquisition, oder des heiligen Amtes (sanctum officium) ausgezeichnet, sollten unmittelbar unter dem römischen Stuhle stehen, und die Ketzer und Anhänger irriger Glaubenslehren aufsuchen, über deren Güter, Ehre und Leben ihr furchtbarer Ausspruch unwiderruflich entscheiden konnte. Das Verfahren derselben war ganz abweichend von dem, welches die bürgerlichen Gerichte befolgten. Angeber wurden von der Inquisition nicht nur verschwiegen, sondern auch belohnt. Der Beschuldigte mußte sein eigener Ankläger werden; der Verdächtige ward heimlich ergriffen und ins Gefängniß geführt. Man fand keine bequemern Werkzeuge zu Glaubensrichtern, als die Bettelmönche. Vorzüglich waren es die beiden, zu Anfange des 13ten Jahrhunderts gestifteten, Orden der Franziskaner und Dominikaner, deren sich die Päpste bedienten, die Ketzer zu vertilgen und das Betragen der Landesbischöfe auszukundschaften. Papst Gregor IX. vollendete um das Jahr 1233 den Entwurf seiner Vorfahren, und als es gelungen war, den ketzerrichtenden Mönchen, die ganz von dem Papste abhängig waren, einen unbeschränkteren Wirkungskreis zu geben, und die Theilnahme der weltlichen Obrigkeiten nur scheinbar zu machen, wurde die Inquisition nach und nach in mehrern Landschaften Italiens, und in einigen Gegenden von Frankreich eingeführt; hier mehr, dort minder beschränkt in der Ausübung ihrer Gewalt. Selbst jenseits der Pyrenäen fanden die Glaubensgerichte um die Mitte des 13ten Jahrhunderts schon Eingang; aber standhaft ward, besonders in Castilien und Leon, dem Eindringen der neuen Richter gewehrt, und hier behaupteten die Bischöfe ihr Recht, in Religionsangelegenheiten allein zu richten. Während aber in andern Ländern Europa's diese Gerichte sich nie recht festsetzen konnten, und theils ganz in Verfall geriethen, wie in Frankreich, theils, wie in Venedig, der strengsten Aufsicht der Staatsgewalt untergeordnet wurden, bildete sich in Spanien am Ende des 15ten Jahrhunderts eine Anstalt, die unter allen andern Glaubensgerichten des Mittelalters, von welchen sie sich jedoch durch Zweck und Einrichtung auffallend unterschied, am merkwürdigsten geworden ist. Jenes glückliche Herrscherpaar, der schlaue Ferdinand von Aragon und die kluge Isabella von Castilien, hatte um

jene Zeit schon manche gelungene Versuche gemacht, die Gewalt des Lehnadels zu brechen und die Unbeschränktheit der königlichen Macht vorzubereiten. Auch die Inquisition sollte ein Mittel werden, ihre Entwürfe auszuführen. Es gab damals drei Glaubensparteien in Spanien: Christen, Juden und Mohamedaner. Die Mauren behaupteten noch den letzten Ueberrest ihrer Herrschaft, das Königreich Granada, das jedoch von Ferdinands und Isabella's Rüstungen schon bedroht ward. In den vornehmsten Städten Spaniens hatten die Juden ihre Synagogen, und bildeten eine ganz abgesonderte Volksklasse. Der Handel war größtentheils in ihren Händen, sie waren die Pächter der Könige und der Großen, und erlitten keinen Druck: ein Kopfgeld von 30 Dineros abgerechnet, welches sie seit dem Jahre 1302 an die Geistlichkeit bezahlen mußten. Der Reichthum, den sie durch ihre Betriebsamkeit erworben hatten, erweckte ihnen großen Neid und Haß, welche von unverständigen Priestern genährt wurden. Die Predigten eines fanatischen Mönchs, Fernan Martinez Runnez, der die Verfolgung der Juden als ein gutes Werk pries, waren die Hauptveranlassung, daß sich in den Jahren 1391 und 1392 der Pöbel mehrerer Städte gegen dieses unglückliche Volk, plündernd, raubend und mordend zusammenrottete. Viele Juden ließen sich taufen, um ihr Leben zu retten. Die Abkömmlinge dieser Unglücklichen, welchen Furcht und Gewalt das Bekenntniß des neuen Glaubens entrissen hatte, waren ungefähr hundert Jahre später die ersten Gegenstände des ketzerspähenden Eifers. Im Jahre 1477, als mehrere unruhige Große im südlichen Spanien bezwungen waren, ging die Königin Isabella mit dem Cardinal Pedro Gonzalez de Mendoza nach Sevilla; damals machte dieser Geistliche, als Erzbischof von Sevilla, den ersten Versuch, ein Glaubensgericht einzuführen. Auf seinen Befehl wurden viele öffentliche und geheime Bestrafungen verhängt, und unter manchen Dingen wollte man auch ausgespäht haben, daß viele Bewohner Sevilla's von jüdischer Abkunft in ihren Häusern heimlich nach den Gesetzen und Gebräuchen ihrer Väter lebten. Der Cardinal bestellte viele Geistliche, um diese Leute heimlich im Glauben zu unterrichten und die Heuchler zu treuen Anhängern der Kirche zu machen. Es gelang den Lehrern, heimlich manche zurück zu führen; viele aber, die bei ihren Meinungen beharreten, wurden verurtheilt und bestraft. Nach allen diesen heimlichen Vorspielen trat man endlich öffentlich mit dem Entwurfe hervor, die Inquisition über das ganze Land auszudehnen, und Mendoza war es, der diesen den Königen (so nannte man Ferdinand und Isabella) vorlegte. Sie genehmigten die Errichtung einer Anstalt, welche zugleich dem Verfolgungsgeiste des Zeitalters dienen und als Werkzeug der Staatsgewalt wirksam benutzt werden konnte. Man wollte durch diese, ganz vom Hofe abhängige Anstalt die öffentlichen und heimlichen Juden und Mohamedaner (und manche christliche Große gehörten zur Partei der Mohamedaner, der beständigen Verbündeten der Unzufriedenen) unterdrücken, den königlichen Schatz, dem alle Güter der Verurtheilten zufielen, bereichern, und die Macht der Großen und der Geistlichkeit beschränken. — Zwei große Schwierigkeiten mußten überwunden werden, ehe die Inquisition in Castilien fest gegründet war. Die Einwilligung der Stände war nöthig, und der Einwilligung der Päpste mußte man Werth beizulegen scheinen. Auf dem Reichstage zu Toledo im Jahre 1480 war das neue Gericht die wichtigste Angelegenheit, die der Cardinal betrieb. Als die obern Verwaltungsbehörden, der hohe Rath von Castilien, der Staatsrath, der Finanzrath

und der Rath von Aragon, von den Ständen bestätigt waren, erklärte der Cardinal, es sei schicklich und nöthig, auch ein beständiges Gericht zu bestellen, das sich mit Glaubensangelegenheiten und mit Verwaltung der geistlichen Polizei beschäftigte. Alles Widerspruchs ungeachtet, ward beschlossen, ein Glaubensgericht unter dem Namen General-Inquisition (general inquisicion suprema) zu gründen. Gleich nach dem Reichstage ward das neue Gericht in Sevilla (1481) eröffnet. Thomas de Torquemada, Prior des Dominikanerklosters zu Segovia und Beichtvater des Cardinals Mendoza, war schon im Jahre 1478 von Ferdinand und Isabella zum ersten Glaubensrichter ernannt worden. Er hatte 200 Inquisitionsbediente, und eine Schutzwache von 50 Reitern; dennoch quälte ihn stets die Furcht vor Vergiftung. Das Dominikanerkloster zu Sevilla ward bald zu eng für die zahlreichen Gefangenen, so daß der König dem Gerichte das Schloß in der Vorstadt Triana einräumen mußte. In dem ersten Auto da Fe (Glaubenshandlung) wurden sieben abgefallene Christen verbrannt; größer noch war die Zahl der Büßenden. Ueber 17000 gaben sich, wie spanische Geschichtschreiber erzählen, selber bei der Inquisition an, über 2000 wurden in den ersten Jahren zum Scheiterhaufen verurtheilt; noch mehrere flüchteten in die Nachbarländer. Viele Juden flohen nach Portugal, Afrika und andern Gegenden. Als die neue Anstalt durch die Einwilligung der Stände bestätigt war, bemühte man sich nachdrücklicher um des Papstes Genehmigung. Seit der ersten Gründung der spanischen Inquisition widersetzte sich der Papst der Verwandlung eines geistlichen Gerichts in ein weltliches, und that mehrere Schritte, welche die Absicht ausdrückten, solche Neuerung nicht zu dulden. Er hatte den Erzbischof von Toledo, Mendoza's eifrigen Gegner, kurz nach der Einsetzung des neuen Inquisitors berechtiget, ein feierliches Gericht zu halten über einen Lehrer in Salamanca, der ketzerischer Meinungen beschuldigt ward, und den General-Inquisitor mehrmal nach Rom gefodert; aber Torquemada folgte dem Rufe nicht, sondern sandte einen Freund, seine Vertheidigung zu führen. Der Streit zwischen dem Papste und dem spanischen Hofe ward bis zum Jahre 1483 heftig geführt, als endlich Sixtus IV. nachgeben und Torquemada als General-Inquisitor von Castilien und Leon bestätigen mußte. Zugleich ward diesem durch die päpstliche Bulle gestattet, Untergerichte in Glaubenssachen nach eigenem Gutdünken zu bestellen, die vorher vom Papste angeordneten Richter abzusetzen und das alte Verfahren in Glaubensuntersuchungen nach der neuen Vorschrift einzurichten. Eine spätere Bulle unterwarf Aragon, Valencia und auch Sicilien, Ferdinands Erbe, dem castilianischen Groß-Inquisitor und so ward die Inquisition das erste Gericht, dessen Sprengel sich über beide spanische Reiche, Castilien und Aragon, ausdehnte: denn auch die aragonischen Stände mußten auf der Versammlung zu Tarragona 1484 schwören, die Inquisition zu schützen. Aber die Einführung des neuen Gerichts erweckte Gährungen und Aufstand in mehreren Gegenden. Empört durch die Härte der Glaubensrichter, vielleicht auch aufgereizt von den eifersüchtigen Bischöfen, verweigerten mehrere Städte den Inquisitoren den Eintritt, und mancher von ihnen mußte es mit dem Leben büßen. Der heftigste Aufstand war zu Zaragoza (Saragossa). Aber das freisinnige Volk unterlag, und die Könige waren nun unbeschränkte Richter in Glaubenssachen: die Ehre, das Vermögen und das Leben jedes Unterthanen waren ihrer Willkür unterworfen. Sie ernannten den Groß-Inquisitor und von ihnen, oder doch unter ihrem unmittelbaren Einflusse, wurden

die Beisitzer, selbst die weltlichen gewählt, worunter zwei aus dem hohen Rathe von Castilien waren. So ward das Gericht ganz abhängig von dem Hofe, und ein kräftiges Werkzeug, die willkürliche Königsgewalt auf den Trümmern der alten Landesfreiheiten zu gründen, die mächtige Geistlichkeit, die sonst nur des römischen Stuhls Richtergewalt anerkennen wollte, zu unterwerfen, den kühnen Adel und die Vorrechte der Stände zu unterdrücken. Die eingezogenen Güter der Verurtheilten fielen dem Könige zu, und wenn sie auch der Inquisition geschenkt wurden, so stand es doch in seiner Gewalt, darüber zu verfügen. Ferdinand und Isabella brauchten zwar einen Theil dieser Güter zur Stiftung von Klöstern oder Spitälern; dessen ungeachtet wurden der Kirche durch die Inquisition viele Reichthümer entzogen, und daß diese Anstalt auch ein Mittel werden mußte, der durch Krieg erschöpften königlichen Kasse neue Zuflüsse zu verschaffen, beweiset eine Verordnung, die Torquemada im Jahre 1487 ausfertigte, denn schon damals war die Kasse der Inquisition mit so vielen königlichen Anweisungen belastet, daß die Beamten der Anstalt nicht einmal ihre Besoldungen daraus erhalten konnten. — Die erste von Torquemada entworfene Verordnung, nach welcher dieses Gericht zum Dienste Gottes und ihrer Hoheiten gehalten werden sollte, ist vom Jahre 1484. Es finden sich darin unter andern folgende Bestimmungen, aus welchen erhellt, wie politisch wirksam diese Anstalt sein mußte. In jeder Gemeinde sollte der Groß-Inquisitor eine Gnadenzeit von 30 bis 40 Tagen verkünden, binnen welcher die Ketzer oder Abgefallenen sich der Inquisition angeben müßten. Reuige Ketzer und Abgefallene, wenn gleich begnadigt, waren von Rechtswegen ehrlos, und sollten darum keine öffentlichen Aemter verwalten, nicht Pächter, Sachwalter, Aerzte, Apotheker, Spezereihändler werden können, nicht Gold, Silber und Edelsteine tragen, nicht reiten und Waffen führen lebenslänglich, bei Strafe des Rückfalls in die Ketzerei; und um sie fühlen zu lassen, wie schwer ihr Verbrechen gewesen, mußten sie einen Theil ihres Vermögens als Hülfsgelder zum Kriege gegen die Mauren abgeben. Wer nach der bestimmten Zeit sie nicht abgab, hatte seine Güter unwiderruflich verloren. Auch Abwesende und Verstorbene, obgleich seit 30 bis 40 Jahren todt, konnten verurtheilt werden, wenn hinlängliche Zeugen da waren. Die Gebeine verurtheilter Todten wurden aus ihrer Ruhestätte herausgerissen und ihre Güter für die königliche Kammer eingezogen. Torquemada starb im Jahre 1498, und ward im Dominikanerkloster zu Avila begraben, welches, aus eingezogenen Ketzergütern gestiftet, im eigentlichen Sinne ein Denkmal seiner grausamen Wirksamkeit war. Zwei Jahre vorher hatte er, vom Podagra geplagt, sein Amt niedergelegt. Nach einer andern Erzählung aber trat Torquemada nicht so ruhig vom Schauplatze. Er war besorgt, sagt man, daß Ferdinand und Isabella, bei dem Geldmangel, worein die Maurerkriege sie gestürzt, sich endlich durch die großen, ihnen dargebotenen Summen würden bewegen lassen, die Inquisition einzuschränken, und beunruhigt von dieser Besorgniß, ging er, mit einem Kruzifixe unter dem Mantel, ins königliche Schloß. „Ich kenne eure Gedanken," sprach er dreist zu den Königen. „Sehet hier das Bild des Gekreuzigten, den der gottlose Judas seinen Feinden für 30 Silberlinge verkauft hat. Wenn ihr die That lobet, so verkauft ihn theurer. Ich lege mein Amt nieder und bin nun frei von aller Verantwortung: Ihr aber sollt Rechenschaft geben vor Gott." Darauf ließ er das Kreuz zurück, und ging aus der Burg. — Anfangs war der Gerichtssprengel der Inquisition nicht ge-

nau bestimmt; in der Instruction vom Jahre 1484 aber wurden, um festere Ordnung zu gründen, in verschiedenen Landschaften Spaniens Inquisitionsgerichte gestiftet, die dem General-Inquisitor untergeordnet waren. In spätern Zeiten war das höchste Glaubensgericht zu Madrid. Der Groß-Inquisitor hatte den Vorsitz. Von den 6 bis 7 Räthen, die er auf des Königs Vorschlag wählte, mußte, nach einer Verordnung Philipps III., Einer Dominikaner sein. Ihm standen zur Seite ein Fiscal, ein paar Secretäre, ein Einnehmer, zwei Referenten, und mehrere sogenannte Offiziale, die der Präsident mit des Königs Vorwissen ernannte. Täglich versammelte sich der Inquisitionsrath, nur an Festtagen nicht, im königlichen Palaste; an den letzten drei Tagen in der Woche wohnten zwei Mitglieder des Raths von Castilien der Versammlung bei. Einige Beisitzer mußten über das Verhältniß theologischer Meinungen und Sätze zu dem kirchlichen Lehrbegriffe entscheiden, und hießen Calificadores. Die übrigen waren Rechtsgelehrte, welche bloß eine berathende Stimme hatten. Der Ausspruch der Inquisitoren allein entschied. Dem Fiscal lag es ob, die Zeugenaussagen zu untersuchen, die Verbrecher anzugeben, um Verhaftung derselben anzuhalten, und wenn sie zur Haft gebracht waren, sie anzuklagen. Er war zugegen bei der Abhörung der Zeugen, bei der Tortur, und bei der Versammlung, wo die Stimmen der Richter abgelegt wurden. Die Schreiber hatten, außer der Führung des Protocolls, den Auftrag, die Angeber, Zeugen und Angeklagten, während der gerichtlichen Verhandlung, zu beobachten, und auf die leisesten Bewegungen derselben, wodurch sich irgend das Innere verriethe, spähend zu merken. Die Officiale waren Personen, welche das Gericht aussandte, Angeklagte zu verhaften. Ueber die eingezogenen Güter führte die Aufsicht ein sogenannter Sequestrador, der dem Gerichte Bürgschaft leisten mußte. Der Einnehmer empfing das Geld, welches aus den verfallenen Gütern gelöset ward, und zahlte die Besoldungen und Anweisungen aus, die von der Kasse bestritten werden mußten. Man rechnete in Spanien über zwanzigtausend Gehülfen der Inquisition, Familiares genannt, welche als Aufseher und Ausspäher dienten. Solche Stellen wurden selbst von Personen aus den vornehmsten Geschlechtern gesucht, weil bedeutende bürgerliche Vorrechte und reicher Ablaß damit verbunden waren. Sobald ein Angeber aufgetreten war, und der Fiscal die Gewalt des Gerichts aufgerufen hatte, ward Befehl ertheilt, den Angeklagten zu verhaften. In einer Verordnung vom Jahre 1732 wird es allen Gläubigen zur Pflicht gemacht, der Inquisition Meldung zu thun, wenn sie wissen, daß irgend Jemand, er sei lebend oder verstorben, gegenwärtig oder abwesend, sich gegen die Glaubensgesetze vergangen habe, daß Jemand das Gesetz Moses beobachte, oder beobachtet, ja nur gelobt habe, daß irgend Jemand der Secte Luthers folge oder gefolgt sei, daß Jemand mit dem Teufel einen ausdrücklichen oder stillschweigenden Bund geschlossen, daß Dieser oder Jener ketzerische Bücher, oder den Koran, oder Bibeln in spanischer Sprache besitze, daß Jemand endlich Ketzer verhehlt, aufgenommen oder begünstigt habe. Erschien der Angeklagte nicht auf die dritte Vorladung, so traf ihn die Strafe des Bannes. Der Verhaftete war von dem Augenblicke an, wo er der Gewalt des Gerichts überliefert ward, abgeschnitten von der Welt. Die Gefängnisse, heilige Häuser (casas santas) genannt, bestanden aus gewölbten Gängen, jeder in mehrere kleine

viereckige Zellen getheilt, die gewölbt, etwa zehn Fuß hoch, und in zwei Reihen über einander angelegt waren. In die obern Zellen fiel durch eine gegitterte Oeffnung ein schwacher Lichtstrahl; die untern waren kleiner und finster. Jeder Kerker hatte zwei Thuren. An der innern mit Eisen überzogenen, befand sich ein Gitter, durch welches dem Gefangenen Nahrung gereicht ward. Die andere Thür wurde früh morgens geöffnet, um den Kerker zu lüften. Dem Gefangenen wurde kein Besuch von Freunden oder Verwandten gegönnt, kein Andachtsbuch verwilligt; er mußte in dem finstern Gewölbe ruhig und schweigend sitzen, und wenn seine Empfindung in einem Tone der Klage, oder des Unmuths, ja selbst in einem frommen Gesange laut ward, ermahnte ihn der immer wachsam Kerkermeister zur Stille. Gewöhnlich ward nur ein Gefangener in jede Zelle gesperrt, wenn nicht etwa die Absicht, Entdeckungen zu machen, eine Ausnahme von dieser Regel veranlaßte. In dem ersten Verhöre ward dem Angeklagten das Bekenntniß seiner Schuld abgefodert. Gestand er das Verbrechen, dessen er beschuldigt war, so hatte er sich selber das Urtheil gesprochen, und seine Güter waren verloren. Leugnete er die Beschuldigung gegen die Aussagen der Zeugen, so ward er dennoch als Ueberwiesener verdammt. Der Sachwalter, den man ihm gestattete, durfte sich nicht anders, als in Gegenwart der Inquisitoren mit ihm besprechen. Der Angeklagte ward weder seinen Ankläger, noch den Zeugen vor Gericht gegenübergestellt; beide wurden ihm nicht genannt, und man unterwarf ihn der Tortur, um ihn zu einem befriedigenden Bekenntnisse, oder zur Entdeckung von Umständen, welche durch die Zeugenaussagen nicht völlig aufgeklärt waren, zu zwingen. Der Angeklagte, welcher durch Bekenntniß und Reue dem Tode entging, mußte seinen Irrthum abschwören, und das Versprechen leisten, sich allen Strafen und Bußungen zu unterwerfen, welche das Gericht ihm auflegen wollte. Gefängniß auf Lebenszeit, Geißelungen, Einziehung der Güter, waren die Strafen, die der Reuige erdulden mußte. Er ward mit seinen Kindern und Kindeskindern für ehrlos geachtet. Eine gewöhnliche Strafe für Büßende war's, den Sanbenito, (das safranfarbige Bußkleid, mit einem Kreuze auf der Brust und auf dem Rücken bezeichnet, und mit Teufelslarven bemalt,) zu tragen. Gegen einen Angeklagten, der so glücklich war zu entfliehen, ehe die Diener des Glaubensgerichts ihn verhaften konnten, ward verfahren wie gegen einen hartnäckigen Ketzer. Auf allen öffentlichen Plätzen wurden Vorladungen gegen ihn angeheftet, und erschien er nicht binnen der bestimmten Frist, so ward er, wenn die Zeugenaussagen die Anklage bewiesen, der weltlichen Obrigkeit übergeben, die ihn im Bildnisse verbrannte. Wenn Verstorbene, die schon über vierzig Jahre im Grabe lagen, verurtheilt wurden, so blieb zwar ihren Kindern der Besitz geerbter Güter, aber dennoch wurden die Unschuldigen ehrlos, und unfähig zur Verwaltung der öffentlichen Aemter. War dem Angeklagten das Todesurtheil gesprochen, so wurde das feierliche Auto da Fe angeordnet. Gewöhnlich ward es an einem Sonntage zwischen dem Dreieinigkeitsfeste und der Adventszeit gehalten. Bei Tagesanbruch rief der dumpfe Ton der großen Glocke der Domkirche die Gläubigen zu dem schrecklichen Schauspiele. Die Vornehmsten selbst drängten sich, ihre Dienste als Begleiter der Verurtheilten anzubieten, und oft sah man Grandes als Familiares der Inquisition. Barfuß, mit dem scheußlichen Sanbenito angethan, und einer

spitzigen Mütze (coroza) auf dem Kopfe, erschienen die Verurtheilten. Die Dominikaner, mit der Fahne der Inquisition, eröffneten den Zug. Voran gingen die Reuigen, welchen nur Buße aufgelegt war, und nach dem Kreuze, das hinter diesen getragen ward, folgten die unglücklichen, zum Tode Verurtheilten. Die Bildnisse der Entflohenen, und die Gebeine verurtheilter Todten, in schwarzen mit Flammen und höllischen Sinnbildern bemalten Särgen liegend, erschienen auch in dem furchtbaren Zuge, den Priester und Mönche schlossen. Durch die Hauptstraßen der Stadt ging es zu der Kirche, wo nach einer feierlichen Predigt das Urtheil verkündiget ward. Die Beschuldigten standen, während man das Verdammungsurtheil vorlas, mit einer ausgelöschten Wachskerze in der Hand vor einem Kruzifixe. Darauf gab ein Diener des Glaubensgerichts jedem Verurtheilten mit der Hand einen Schlag auf die Brust, zum Zeichen, daß die Inquisition keine Gewalt mehr über ihn habe. Ein Beamter der weltlichen Obrigkeit übernahm nun die Verurtheilten, ließ ihnen sogleich Fesseln anlegen, und sie bald nachher zum Richtplatze führen. Wer auf die Frage, in welchem Glauben er sterben wollte, den katholischen nannte, ward vorher erdrosselt; die übrigen aber wurden lebendig auf den Scheiterhaufen geführt. Die Autos da Fe waren Feierlichkeiten, zu welchen das Volk, wie zu einem Siegesaufzuge, schaulustig hinströmte. Selbst Könige hielten es für eine verdienstliche Handlung, mit ihrem ganzen Hofe diesen Schauspielen beizuwohnen, und die Qualen der Schlachtopfer anzusehen. So verfuhr die Inquisition in der Zeit ihrer furchtbarsten Wirksamkeit. Die Spanier empfanden die Beschränkungen, welche für ihre persönliche Freiheit aus dieser Anstalt hervor gingen, schon in frühern Zeiten so tief, daß eines der Hauptgesuche der Mißvergnügten unter Carls des Ersten Regierung war, der König möchte dafür sorgen, daß die Inquisition ihr Amt mit Gerechtigkeit verwalte. Aber die wichtigen Folgen, welche das Glaubensgericht im Laufe der folgenden Jahrhunderte auf den Staat und auf den sittlichen Charakter der Spanier gehabt hat, ließen sich damals noch nicht ahnen. Das edle geistvolle Volk ward durch die finstere Gewalt der Glaubensrichter mehr, als durch irgend eine andere Waffe der Herrscherwillkür, gebeugt, und die gehemmte Geistesthätigkeit wirkte seit der Entdeckung von Amerika mit andern verderblichen Ursachen zusammen, den alten Kunstfleiß des Landes zu lähmen, die herrlichsten Kräfte des Staats zu ersticken, und die Fortschritte zu höherer Menschenbildung auf lange Zeit hinaus aufzuhalten. Die ursprüngliche Verfassung der Inquisition wurde zwar selbst in neuern Zeiten, wo fast in allen übrigen Ländern Europa's der Verfolgungsgeist gefesselt war, nur wenig geändert; dessen ungeachtet nahm die Furchtbarkeit des finstern Gerichts allmälig ab. Selten sah man im verflossenen Jahrhunderte das schreckliche Schauspiel eines Auto da Fe, und sehr oft züchtigte die Inquisition nur solche Menschen, die überall ein Gegenstand der strafenden Polizei sein würden. Während dieses Zeitraums wurde die Macht des Gerichts sehr beschränkt. Schon im J. 1762 ward der Groß-Inquisitor, weil er gegen des Königs ausdrücklichen Willen eine Bulle, welche ein französisches Buch verdammte, bekannt gemacht hatte, in ein Kloster 13 Meilen von Madrid, verwiesen. Eine Verordnung der Regierung gebot, daß die Inquisition ohne des Königs Einwilligung keine Befehle erlassen sollte, daß der Groß-Inquisitor, wenn er Bullen ertheilte, durch welche Bücher verboten würden, sich nach

den Landesgesetzen richten, und das Verbot nur kraft der Gewalt, die ihm sein Amt gab, nicht aber mit Anführung der Bulle bekannt machen sollte, und daß die Glaubensrichter vor dem Verbote eines Buches erst den Verfasser vorladen sollten, um seine Vertheidigung zu hören. Unter der Verwaltung des einsichtsvollen Aranda ward im J. 1770 die Richtergewalt der Inquisition blos auf hartnäckige Ketzerei und Abfall vom Glauben beschränkt, und dem Gerichte verboten, einen Unterthan des Königs zu verhaften, ehe nicht jede Beschuldigung völlig erwiesen wäre. Eine spätere Verfügung schützte einen Theil der Staatsbürger gegen die Neckerei des heiligen Amts, als im J. 1784 bestimmt ward, daß die Inquisition, wenn sie einem Grande, einem Minister, einem Offizier, kurz einem angesehenen Beamten, den Prozeß gemacht hatte, dem Könige die Acten zur Durchsicht vorlegen sollte. Ueberblickt man die merkwürdigsten Aeußerungen der Thätigkeit des Inquisitionsgerichts im 18ten Jahrhunderte, so findet man, daß diese Anstalt, ungeachtet der beschränkenden Aufsicht, welche eine verständigere Politik oft ausübte, immer noch ein Werkzeug blieb, das unter begünstigenden Umständen empörende Wirkungen hervorbringen konnte. Wenn das Gericht im J. 1714 einige Mönche wegen verbrecherischen Wandels dem Tode überlieferte, wenn 1784 und 1804 einige Personen, die Liebestränke bereitet oder gewahrsagt hatten, zur Einsperrung und Büßung verurtheilt wurden, oder Manchem wegen unbedachtsamer Aeußerungen Widerruf und Kirchenstrafe auferlegt ward, so konnte Niemand Grund zu Besorgniß haben; aber lebhafter mußte diese erwachen, und der Abscheu gegen die verderbliche Anstalt lauter sich regen, als im J. 1763 in einem Auto da Fe zu Clerena einige hartnäckige Ketzer den Flammen übergeben wurden, oder wenn selbst noch im J. 1777, als kaum die Geistesfreiheit einen Sieg gewonnen zu haben schien, die Inquisition gegen einen Mann, dem man nichts, als Unvorsichtigkeit, vorwerfen konnte, gegen den berühmten Olavides, mit allen ihren Schrecknissen sich bewaffnete, oder wenn noch im J. 1780 ein armes Weib in Sevilla, als der Zauberei überwiesen, von dem Glaubensgerichte verurtheilt und lebendig verbrannt ward. Ja es blieb, bei aller Beschränkung seiner Gewalt, bei aller Milde des Gerichts, zu dessen Oberbeamten unter den letzten Regierungen gewöhnlich nur Männer von Einsicht und gemäßigter Gesinnung gewählt wurden; es blieb doch der verderbliche Geist der Anstalt, und das empörende gerichtliche Verfahren, und so war die Inquisition bis zu dem Augenblicke, wo sie durch die Verordnung des französischen Kaisers vom 4ten Dezember 1808 aufgehoben ward, ein mächtiges Hinderniß des Gedankenverkehrs und der höhern Geistesbildung. Bis in die neuesten Zeiten machte die Inquisition jährlich ein Verzeichniß verbotener Bücher bekannt, in welchem nebst den Ausgeburten des unsinnigsten Aberglaubens, oder schmutziger Schamlosigkeit, gegen welche sie ihr Amt mit allem Rechte ausübte, auch treffliche und unschuldige Schriften mit dem Verdammungsfluche belegt wurden. Alle Schritte, welche einsichtsvolle Männer unter den beiden letzten Regierungen wagten, um das veraltete Werkzeug einer finstern Politik zu zerstören, waren ohne Zusammenhang und daher ohne eingreifende Wirkung, und jene Männer erlagen zum Theil unter den Ränken, wodurch ein allmächtiger Günstling, die Geistlichkeit und die Inquisition ihren gemeinsamen Vortheil zu sichern wußten. Selbst der, im J. 1806 entschiedene Prozeß gegen zwei

gebildete wackere Männer, die Domherren Antonio und Geronimo Cuesta (s. den Aufsatz vom Prof. Hasse in der Zeitschrift Pallas, 7. St., Jahrg. 1809), welchen die Rachsucht ihres unwürdigen, von dem Fürsten de la Paz beschützten, Bischofs Verderben geschworen hatte, dieses letzte Lebenszeichen des furchtbaren Gerichts verrieth deutlich, daß Ränkesucht, wenn sie mit der geheimen Wirksamkeit der Inquisition sich verbündete, auch in den neuesten Zeiten noch einen verderblichen Einfluß in Spanien haben könnte, und die Entscheidung des Königs, welcher die Angeklagten für unschuldig, und das Verfahren der Inquisition für gesetzwidrig erklärte, war ziemlich schonend gegen die ungerechten Glaubensrichter, ja bestätigte sogar die herrschende Meinung, welche diejenigen, die in die Gewalt der Inquisition gefallen waren, mit dem Verluste bürgerlicher Achtung bestrafte. — Ferdinand VII., hatte die, während des französischen Zwischenreichs aufgehobne Inquisition wieder hergestellt; allein nach der Annahme der Constitution der Cortes ward sie im J. 1820 gänzlich abgeschafft. — In Portugal ward die Inquisition im J. 1557 nach langem Widerspruche eingeführt. Das oberste Glaubensgericht hatte seinen Sitz zu Lissabon; die Untergerichte in andern Städten des Reichs waren demselben unterworfen. Der Groß-Inquisitor ward vom Könige ernannt und vom Papste bestätigt. Johann von Braganza wollte nach der Befreiung des Landes von der spanischen Herrschaft auch die Inquisition unterdrücken. Aber es gelang ihm nur, dem Glaubensgerichte die Befugniß zu nehmen, die Güter der Verurtheilten an sich zu reißen. Nach seinem Tode ward er dafür von der Inquisition in den Bann gethan, und seine Gemahlin mußte gestatten, daß man dem Leichname die Lossprechung gab. So wie die Spanier die Inquisition mit nach Amerika nahmen, so brachten die Portugiesen sie nach Indien, wo sie ihren Sitz in Goa hatte, wie unverträglich diese Anstalt auch mit den Einrichtungen einer Handelsniederlassung sein mochte. Im 18ten Jahrhunderte ward die Gewalt der Inquisition in Portugal durch die Verordnung beschränkt, daß der Ankläger des Gerichtshofs dem Beschuldigten die Anklagepunkte und die Namen der Zeugen zuvor mittheilen, daß der Angeklagte die Freiheit haben sollte, einen Sachwalter zu wählen, und sich mit demselben zu besprechen, und daß kein Urtheilsspruch der Inquisition ohne Bestätigung des königlichen Raths vollzogen werden sollte. Der jetzige König von Portugal hat die Inquisition nicht nur in diesem Reiche sondern auch in Brasilien und Ostindien abgeschafft, und alle Acten derselben in Goa verbrennen lassen. Die von Pius VII. wiederhergestellte Inquisition zu Rom ist ein Zuchtgericht über die Geistlichen, doch den Katholiken nicht gefährlich. R.

Insecten (Zifer) machen die fünfte Classe des Thierreichs aus, und haben ihren lateinischen Namen daher, weil ihr Körper, mit einigen Ausnahmen, gleichsam eingekerbt oder eingeschnitten (daher auch Kerbthiere, Einschnittler) und in drei Haupttheile, Kopf, Bruststück und Hinterleib abgetheilt ist. Bei vielen Insecten, zumal bei den Wespen, gehen diese Einschnitte so tief, daß besonders der Hinterleib gleichsam nur durch einen Faden mit dem Bruststücke verbunden ist. Bei andern, vorzüglich bei ungeflügelten Insecten, sieht man diese Einschnitte nicht so deutlich; bei wenigen, z. B. bei dem Floh, gar nicht. Die Zahl der Insecten ist vielleicht noch größer, als die der Pflanzen. Unterscheidungsmerkmale, die allen Insecten ohne Ausnahme zukommen, sind

der weißlichte, kalte Saft in ihrem Körper, der, wie es scheint, die Stelle des Bluts vertritt; die zwei Fühlhörner am Kopfe, und die eingelenkten hornartigen Bewegungswerkzeuge oder Beine, von denen kein Insect weniger als sechs hat. Die Fühlhörner, welche bei mehrern sogar den Geschlechts-Unterschied zeigen, scheinen bloß Werkzeuge des Gefühls zu sein, obgleich sie von einigen Naturforschern für die Organe des Geschmacks und Geruchs, von andern gar eines uns noch völlig unbekannten Sinnes gehalten worden sind. Die Augen der Insecten sind in Rücksicht ihres Baues doppelter Art. Die eine stellt Halbkugeln vor, die im Verhältniß zum Körper oft ungeheuer groß, bei manchen einfach, bei den mehrsten oft aus einigen tausend Lagen zusammengesetzt sind, dergleichen man in dem Auge einer Stubenfliege 8000, in dem Auge eines Schmetterlings aber an 1700 gezählt haben will. Die andere Art von Augen, welche man Nebenaugen oder Ocellen nennt, sind einfach, klein, und in Rücksicht ihres Standortes und ihrer Lage verschieden. Die ersten scheinen mehr für die Ferne, die letztern mehr für die Nähe gemacht zu sein. Bei den meisten Insecten (den Krebsen ausgenommen) stehen die Augen unbeweglich fest; dagegen ist der Kopf desto beweglicher. Der Mund ist bei ihnen verschiedenartiger, als bei allen andern Thieren gebildet. Bei einigen sind es zangenförmige Kinnladen, die sich seitwärts bewegen; andere haben einen zugespitzten hornartigen Rüssel; mehrere, z. B. die Schmetterlinge, eine Art von sehr langer Zunge, die sie wie eine Spiralfeder zusammenrollen und ausstrecken können. Bei den Fliegen und einigen andern Insecten besteht der Mund aus einem fleischichten Schlürfrüssel, welcher am Ende zwei Lippen hat, und sich ausdehnen und zurückziehen läßt. Gehör- und Geruchs-Werkzeuge hat man bisher an keinem Insecte entdecken können, und manche Naturforscher haben daher diesen Thieren beide Sinne gänzlich absprechen wollen. Wie will man jedoch das Vermögen nennen, vermöge welches der Aaskäfer (Todtengräber), die Schmeißfliegen und andere Insecten stark ausdünstende Körper in beträchtlicher Entfernung wittern können? Wenn es ferner wahr ist, daß der Laut, den einige Insecten, z. B. das Hauskäferchen, zur Zeit der Paarung hören lassen, dazu dient, den Gatten anzulocken: so werden wir berechtigt, denselben auch den Sinn des Gehörs beizulegen. Die äußere Hülle der Insecten besteht aus härtern Theilen, welche oft noch mit einer besondern Decke von Haaren, Federn, Schuppen oder einer Art Panzer, wie die Flügeldecken bei den Käfern, überzogen, und mit den prächtigsten Farben geziert sind. — Diese Art der Bedeckung war ihnen bei dem Mangel an Knochen und andern festen Theilen im Innern des Körpers durchaus nöthig. Das Herz der Insecten besteht in einem längs des Körpers liegenden Canale, der mit Knoten und Klappen versehen ist, aus welchem aber keine Adern entspringen; weßhalb die Ernährung dieser Thiere auf eine ganz eigene Art geschehen muß. Lungen findet man in keinem Insecte, statt deren aber unzählige Luftröhren, die auf eine bewundernswürdige Weise gebaut sind. Ein wirkliches Athmen nimmt man an den Heuschrecken und einigen andern Insecten wahr. Muskeln fand man in der Weidenraupe über 4000. Hieraus läßt sich die im Verhältniß mit ihrem kleinen Körper so beträchtliche Summe von Kraft erklären, die man bei manchen Insecten wahrnimmt. Verhältnißmäßig finden sich im Meere und in der Erde weniger Insecten, als auf der Oberfläche derselben; doch leben sie überall, und alle vegetabilische oder thierische Theile dienen ihnen zur Nahrung. Die meisten Insecten sind im Larvenzustande große

Fresser. Eine Raupe verzehrt z. B. den Tag über wol sechs bis acht mal so viel, als sie wiegt; der aus ihr sich bildende Schmetterling genießt dagegen sehr wenig; ja, die Hälfte, deren Leben so flüchtig ist, scheinen gar nichts zu genießen. Man zweifelt, daß die Entstehung auch nur eines einzigen Insects durch Fäulniß oder Gährung geschehe. Merkwürdig ist es, daß bei vielen Insecten, zumal männlichen Geschlechts, der Tod auf das Geschäft der Zeugung unmittelbar folgt, und daß durch Verzögerung desselben ihr Leben verlängert wird. Es gibt auch Geschlechtslose unter ihnen. Nur wenige, z. B. die Schmeißfliege, bringen lebendige Junge hervor; die größere Zahl legt Eier. Bei einigen, wie bei der Blattlaus, wirkt die Befruchtung bis ins neunte Glied; bei andern wachsen die Eier noch, nachdem sie schon gelegt sind, und einige wenige gebären Junge, die nachher nicht mehr wachsen. Nur die ungeflügelten Insecten, und auch diese nicht einmal alle, erhalten gleich nach ihrer Entwickelung aus dem Ei ihre vollkommene Gestalt, und wachsen noch als vollkommene Insecten; alle übrigen aber sind einer zweimaligen Verwandlung unterworfen, ehe sie vollkommene Insecten werden. Wenn sie aus dem Ei gekommen sind, werden sie Larven genannt: als solche haben sie keinen Geschlechtsunterschied, und pflanzen sich auch nicht fort. Aus der Larve wird das Insect zur Puppe oder Nymphe, von denen einige fressen und sich bewegen, andere aber wie im Schlafe liegen und ganz ohne Nahrung leben. Daraus entsteht nun endlich das vollkommene Insect. Einige leben dann wenige Stunden, andere, wie Spinnen und Krebse, einige Jahre; die meisten aber kaum ein Jahr, Linné hat diese ganze Klasse in 7 Ordnungen eingetheilt. I. Insecten mit zwei häutigen, zusammengefalteten Flügeln, über welchen zwei hornartige Decken liegen. Käfer. Coleoptera. II. Mit vier kreuzweis zusammengelegten, gerade ausgestreckten, meist zur Hälfte harten oder pergamentartigen Flügeln. Halbflügler. Hemiptera. III. Mit vier bestäubten, oder eigentlich geschuppten Flügeln. Schuppenflügler, Schmetterlinge. Lepidoptera. IV. Mit vier durchsichtigen netzförmigen Flügeln. Nervenflügler. Neuroptera. V. Mit vier durchsichtigen geäderten Flügeln. Hauptflügler. Hymenoptera. VI. Mit zwei unbedeckten Flügeln. Zweiflügler. Diptera. VII. Ungeflügelte. Aptera. Die Insectenkunde wird Insectologie, oder Entomologie genannt.

Insel (Eiland) bedeutet ein allenthalben von Wasser umgebenes Land; Halbinsel, ein Land, welches nur theilweise von Wasser umflossen ist. Inseln im Winde heißen bei den Spaniern alle die kleinen Antillen in Westindien, die von Portorico gegen Süden bis nach Trinidad liegen. Sie führen diesen Namen, weil sie dem hier herrschenden Ostwinde unmittelbar und zunächst ausgesetzt sind. Inseln unter dem Winde sind diejenigen mittelamerikanischen Inseln, welche über der Nordküste Südamerika's und auf der Südseite des mexicanischen Meerbusens, längs der Terra firma liegen. Zu den Inseln unter dem Winde werden insbesondere St. Domingo, Portorico und Cuba gerechnet. Die Engländer und Franzosen zählen schon die Inseln von Martinique weiter nordwestlich bis Portorico zu den Inseln unter dem Winde. Sie haben ihren Namen daher, weil sie dem Ostwinde gar nicht ausgesetzt sind.

Inseln der Seligen (insulae beatorum, νησοι μακαρων), oder das Elysium Homers, waren in den Mythen der frühesten griechischen Religion die glücklichen Inseln, welche man sich westwärts im

Ocean an der Lichtseite dachte, und wo die Günstlinge Jupiters, dem Tode entrückt, in Freude und Wonne lebten. Nach dem Hesiodus waren sie besonders der Aufenthaltsort des vierten Geschlechts der Heroen. In den frühesten Mythologien werden überhaupt die Inseln der Seligen, die sogenannten elisäischen Gefilde und die Unterwelt sehr häufig mit einander verwechselt.

Insolvenz, s. Falliment.

Inspiration, Eingebung, nennt die christliche Dogmatik denjenigen Einfluß des göttlichen Geistes auf die Seelen der biblischen Schriftsteller und Apostel Jesu, der sie im Lehren und Schreiben fähig machte, die Religionswahrheiten, welche Gott durch sie den Menschen verkündigen wollte, vollkommen richtig, deutlich und erbaulich vorzutragen. Daß von himmlischen Dingen, deren Erkenntniß über das Gebiet der sinnlichen Erfahrung hinausreicht, von Gott und seinem Verhältnisse zur Welt nur der, den Gott selbst darüber belehrt habe, Kunde geben könne, war der allgemeine Glaube des Alterthums. (S. den Art. Offenbarung.) Wie die Poesie der Reflexion, mußte der Begriff der Inspiration dem Begriffe der philosophischen Vernunfterkenntniß vorangehen. Von Gott begeistert, seiner unmittelbaren Belehrung gewürdigt, erschienen daher den Heiden und Juden die Verkündiger religiöser Wahrheiten, die heiligen Dichter und Lehrer; sie wußten und sagten, was sonst in keines Menschen Sinn kam, Gott mußte es ihnen also eingegeben haben. Das Sinnbild, mit dem die Sprachen des Alterthums diese Eingebung bezeichnen, ist der Anhauch (der Geist) Gottes, Ruach, Pneuma, Spiritus, daher Inspiration. Nur diesem Geiste konnte auch die Ausrüstung der ersten Lehrer des Christenthums, dessen Verkündigung an inspirationsgläubige Völker erging, beigemessen werden; und diese Lehrer nannten die Schriftsteller des alten Testaments und sich selbst Inspirirte, heilige Menschen Gottes, die, getrieben und unterstützt von dem heil. Geiste, den Jesus ihnen zum Beistande verheißen, sprächen und schrieben. Die Entstehung der biblischen Schriften auf göttliche Eingebung zurückzuführen, und sie wegen dieses Ursprungs als Gottes Wort zu achten, wurde daher ein Hauptgrundsatz des christlichen Glaubens. Die protestantischen Kirchen haben ihn als die Bürgschaft der Göttlichkeit des Christenthums beibehalten, aber die seit dem 4ten Jahrhundert ausgebildete und in der katholischen Kirche gültige Meinung von einer fortwährenden Inspiration, die den Kirchenversammlungen und Päpsten zu Theil werde, und ihren Entscheidungen das Ansehn göttlicher Aussprüche und den Charakter der Untrüglichkeit gebe, nicht angenommen. Da der Protestantismus die Bibel als einzige Erkenntnißquelle der Religion betrachtet, und der Autorität ihrer Aussprüche Alles unterwirft, so mußte seit der Reformation der Begriff der Inspiration natürlich ein Gegenstand genauerer Untersuchungen werden. Der Dogmatismus der älteren protestantischen Theologen hat ihn näher zu bestimmen, und die philosophische Critik der neuern mannichfaltig zu modificiren gesucht. Jene dachten sich die Verfasser der Bibel im strengsten Sinne als Instrumente des heiligen Geistes, denen er nicht nur den Inhalt, sondern auch die Form ihrer Schriften wörtlich eingegeben habe. Diese fanden, daß die heiligen Schriftsteller, als Augen- und Ohrenzeugen, und auf dem natürlichen Wege der mündlichen Mittheilung und Ueberlieferung Vieles erfahren haben konnten, was wir in ihren Büchern lesen, und waren größtentheils nur darüber uneinig, ob der Beistand, den ihnen der heilige Geist bei Abfassung

derselben leistete, in der Bewahrung vor jedem Irrthume beim Niederschreiben des ihnen schon Bekannten, oder in einer ungewöhnlichen Erhöhung ihrer eigenen Geisteskräfte bestanden habe. Weil aber die letztere Meinung endlich darauf hinauslief, daß schon jede Einwirkung der Gottheit auf die geistige Natur des Menschen, durch die ein Fortschritt in der Erkenntniß möglich würde, Inspiration zu nennen, jeder grobe sich unerwartet aufdringende Gedanke, jedes Aufflammen des Genies, jede Exaltation des Gefühls für das Gute und Wahre, ja der Zustand der Begeisterung überhaupt als ein Anhauch Gottes zu betrachten, und folglich, was man in diesem Zustande spricht und schreibt, Gottes Wort zu nennen wäre; so schien, um die classischen Profanschriftsteller, die in diesem Sinne allerdings auch Inspirirte heißen können, nicht den heiligen Schriftstellern gleichsetzen zu müssen, und um die Bibel, als ein Werk des heiligen Geistes, mit göttlicher Autorität ausgerüstet, von den Werken des menschlichen Geistes gehörig zu unterscheiden, eine nach den gegenwärtigen Fortschritten der Bibelerklärung modificirte Rückkehr zu dem älteren, engeren Begriffe der Inspiration nothwendig. Wenn wir daher den Exegeten auch zugestehen müssen, daß die biblischen Bücher, was Einkleidung und Darstellung betrifft, der Individualität ihrer Verfasser angehören, und in Rücksicht des historischen Inhalts, so weit ihn die positive Religionslehre nicht in Anspruch nimmt, wie andere Geschichtsbücher der historischen Critik unterliegen, so bleiben wir doch mit den gründlichsten Dogmatikern unserer Zeit dabei, die in der Bibel enthaltene Religionswahrheit als ein über jeden Verdacht des Irrthums und jeden Vergleich mit menschlichen Geisteswerken erhabenes, wahrhaft göttliches Wort zu betrachten, ohne über die Art und Weise der Mittheilung desselben an die heiligen Schriftsteller mehr bestimmen zu wollen, als diese selbst thun und die Natur der Sache lehrt. Die Autorität der heiligen Schrift, die wir bei diesem Glauben für uns haben, fehlt aber jenen allzunüchternen Critikern, die eine nicht natürlich erklärbare Einwirkung des göttlichen Geistes auf menschliche Seelen für unmöglich halten, eben sowol, als auch den Schwächern, die sich fortwährender göttlicher Eingebungen rühmten. Dergleichen eingebildete Inspirirte gab es zu allen Zeiten unter den Christen, besonders unter den Secten, die sich zum Mysticismus neigten. Gichtel, Jac. Böhme und Swedenborg sind unter den Inspirirten der neuern Zeit vor andern bekannt, und nicht nur die Camisarden und die Jansenistischen Convulsionairs in Frankreich gaben vor, himmlische Eingebungen empfangen zu haben; auch die Quäker, Methodisten und andere exaltirte Secten in England und Nordamerika glauben noch jetzt die begeisterten Reden, die sich im Moment der Extase in ihren Versammlungen hören lassen, der göttlichen Inspiration zu verdanken. Ueberreste von den Camisarden, jenen ursprünglich reformirten Schwärmern im südlichen Frankreich, die um 1700 durch die Gewalt der Waffen unterdrückt wurden, flüchteten nach England, und traten, da sie dort keinen Beifall fanden, 1710 in Deutschland auf, wo sie sich unter dem Namen der Neu-Inspirirten oder neuen Propheten bekannt machten, auch in Berlin, Halle und einigen Städten am Rhein Anhang gewannen, und ihren Hauptsitz endlich in Berleburg aufschlugen. Hier gaben sie seit 1739 unter ihrem Oberhaupte, dem Hofsattler zu Marienborn, Joh. Friedr. Roch, ihr Tagebuch heraus, bis der Tod dieses Mannes auch ihre Zerstreuung nach sich zog. Eigen war ihnen besonders die Meinung, daß nun auf die Re-

ligionsverfassungen Gottes des Vaters (das Judenthum) und Gottes des Sohnes (das Christenthum) auch eine Religionsverfassung des heiligen Geistes folgen, und in ihr die Gabe der Weissagung allgemein verbreitet sein werde. In wiefern aber von fortwährenden Wirkungen des heiligen Geistes in der christlichen Kirche die Rede sein könne, haben wir in dem Art. heiliger Geist näher erklärt. E.

Innsbruck (Insbrugg), Hauptstadt von Tyrol, am Inn, über welchen hier eine schöne Brücke führt. Die Stadt ist klein, hat aber ansehnliche Vorstädte, schöne Kirchen, 574 Häuser und 10,000 Einwohner. Sie ist der Sitz des Landes-Hauptmanns und des (österreichischen) Landesguberniums über Tyrol, und der Versammlungsort der 1816 erneuerten Landschaft. Kaiser Leopold I. errichtete hier 1672 eine Universität, welche 1782 in ein Lyceum verwandelt, 1792 wieder hergestellt, im J. 1810 jedoch abermals aufgehoben und in ein Lyceum verwandelt wurde. Mit demselben ist ein General-Seminarium für Tyrol verbunden; auch befindet sich hier ein Damenstift. Die Handschuh-, Seidenzeug-, Bänder- und Cattun-Fabriken, so wie die Glasarbeiten, sind nicht unbedeutend. Berühmt sind die Kunstdenkmäler in der silbernen Capelle der Hofkirche, die Sammlungen in der Hofburg, im Schlosse Ambras (jetzt in Wien) ꝛc. (Vgl. Welser.)

Instanz heißt so viel als Beispiel und bedeutet einen wirklichen, oder nur erdachten Fall oder Umstand, welcher zum Beleg, noch gewöhnlicher zur Widerlegung irgend eines allgemeinen Satzes angeführt wird. Instanz in juristischer Hinsicht bedeutet Gerichtsstand. Nach den meisten Gerichtsverfassungen ist nämlich der competente Gerichtsstand eines Unterthanen, d. i. das Gericht, unter welchem er entweder in Hinsicht seiner Person, oder in Hinsicht der in Streit befangenen Sache steht, mehrfach: ein unterer und ein oberer, dergestalt, daß die Erkenntnisse und Urthel des erstern den Verbesserungen und Abänderungen des letztern unterworfen sind, sobald eine von beiden Parteien, durch die erste Entscheidung sich in ihren Rechten verletzt achtend, auf die Entscheidung des höhern Richters provocirt. Für die meisten Personen und Sachen gibt es drei, auch wol vier solcher einander stufenweise vorgesetzter Gerichtsstände, z. B. in den königl. sächsischen Ländern die Stadt- oder Dorfgerichte, das Amt, in dessen Bezirk erstere liegen, die Hofgerichte, und zuletzt als vierter und letzter Gerichtsstand, die Landesregierung in Verbindung mit dem Appellationsgerichte. Jeder einzelne Gerichtsstand wird in dieser subsecutiven Verbindung Instanz genannt, woher sich denn eine erste, zweite, dritte und vierte Instanz ergibt. Manche Personen und Sachen haben aber weniger Instanzen, indem sie, aus einem ihnen besonders ertheilten Vorrechte, diejenige Instanz, welcher andere als der zweiten oder vielleicht gar als der dritten unterworfen sind, unmittelbar als die erste anerkennen. Ein Jeder hat das Recht zu fodern, daß er zunächst vor seiner ersten und untersten Instanz belangt werde, und daß, wenn deren Entscheidung einer oder der andern Partei nicht hinlänglich in den Rechten begründet scheint, die Sache dann in ununterbrochener Stufenfolge von der untern Instanz an die zunächst höhere gebracht werde. Jedoch haben manche Personen das Vorzugsrecht, den Beklagten unmittelbar vor seiner höchsten Instanz zu belangen; z. B. personae miserabiles, besonders bedrängte und hülfsbedürftige Personen, um ihnen den processualischen Aufwand der Kosten und Zeit möglichst zu ersparen. Dm.

Instinct, ein natürlicher, Thieren und Menschen angeborner Trieb, welcher sie zum Begehren oder Vermeiden einer Sache und zu gewissen Handlungen antreibt. Der Instinct ist angeboren, denn er wird nicht erst durch Gewohnheit oder Nachahmung angenommen, sondern äußert sich sogleich mit dem Daseyn eines Thieres und des Menschen. So z. B. läuft die nur eben aus dem Ei gekrochene Ente dem Wasser zu, das junge Huhn fürchtet sich vor demselben; beide thun es aus einem angebornen Triebe. Das neugebohrne Kind sucht ohne Anweisung die Brust der Mutter, und weiß seine Nahrung aus derselben ohne Belehrung zu ziehen. Der Instinct ist natürlicher Trieb; er hängt nämlich nicht von Verstand und Vernunft, oder von Begriffen und Ideen ab, sondern von der, jedem Thiergeschlechte eigenthümlichen Organisation und Natur, aus welcher ein dunkles Gefühl entspringt, welches das Geschöpf antreibt, gewisse Dinge zu begehren, andere zu fliehen, und diesem gemäß zu handeln. Dieses dunkle Gefühl dessen, was zur Erhaltung des Lebens des Individuums und Geschlechts nothwendig ist, entsteht wahrscheinlich aus einer Einwirkung der eigenthümlichen Mischung der organischen Stoffe und der Organisation auf die Nerven des Gemeingefühls; denn es gibt Instincte, welche allen thierischen Geschöpfen gemein sind, (z. B. der Selbsterhaltung, der Nahrung, des Geschlechtstriebes,) andere, welche nur besondern Thierarten eigen sind, (z. B. den Wasservögeln der Trieb und die Geschicklichkeit im Wasser zu schwimmen, bei vielen Thieren der besondere Trieb, ihre Wohnungen, jede Art wieder anders zu bauen;) andere Triebe scheinen zu gewissen Zeiten zu schlafen, zu andern Zeiten wieder zu erwachen (z. B. bei den Zugvögeln, der Trieb zu Versammlungen und Wanderungen, der Trieb zur Brutzeit Nester von besonderer Bauart zu bauen). Der Instinct vertritt bei den Thieren die Stelle der Vernunft. Zu welchen künstlichen Verrichtungen sie dadurch angetrieben werden, sehen wir an den Wohnungen der Biber, der Bienen u. a. m. (S. den Art. Kunsttrieb.) Bei den Menschen ist der Instinct durch die Vernunft theils ganz verdrängt, theils geschwächt. Natürlich, daß das dunkle Gefühl von der klaren Vernunft überstrahlt wird. — Es entstehen aber auch ungewöhnliche Instincte, z. B. in Krankheiten, wo die Mischung der organischen Bestandtheile, folglich auch das Gemeingefühl verändert wird. Hier kann auch beim Menschen ein Instinct deutlicher, als im gesunden Zustande hervortreten. Es ist dann, als wenn die Seele ein dunkles Gefühl von dem außerordentlichen Bedürfnisse des Körpers erlangte. So zeigt sich z. B. in Fiebern ein größeres Verlangen nach Flüssigkeiten, zumal nach säuerlichen, bei großer Schwäche, Durst nach Wein; bei Kindern, die viel Säure im Magen haben, hat man zuweilen einen besondern Trieb zu erdigen Mitteln, Kreide, Thon u. dergl. bemerkt; bei Kranken zeigt sich zuweilen mitten in der Krankheit ein plötzlicher Appetit zu irgend Etwas, und gemeiniglich ist dieß ein Instinct, welcher ein inneres, der Krankheit angemessenes Bedürfniß verkündigt, dessen Befriedigung öfters nicht nur unschädlich, sondern sogar heilsam ist.

Institut kann man jede zu einem bestimmten Zwecke errichtete Anstalt (z. B. den Staat, die Kirche, die Polizei, die Armenversorgung u. s. w.) nennen. Seit kurzem aber hat man bei diesem Worte zunächst an eine Erziehungs- oder Unterrichtsanstalt gedacht, und wo sich diese auf die Bildung für einen gewissen Stand, eine gewisse Menschenklasse (Blindeninstitut, Taubstummeninstitut) oder

ne gewisse Kunst beschränkt, diesen Zweck beigefügt, z. B. Militär-, Handlungs-, Hebammen-, Forst-, Singinstitute; unter dem Ausdruck Institut ohne Beisatz aber gewöhnlich Erziehungsanstalten, in denen Kinder für eine gewisse Vergütung verpflegt, erzogen und unterrichtet werden (Pensionen), verstanden. Sie sollen die Vorzüge des öffentlichen Unterrichts mit den Vortheilen der häuslichen Erziehung vereinigen, und je mehr sie dem ungezwungenen, vertraulichen Verhältnisse der Familie gleichkommen, ohne darum in der Stätigkeit und dem Wetteifer des Lehrens und Lernens zurückzubleiben, desto mehr erfüllen sie ihre Bestimmung. Das Alterthum scheint solche Anstalten nicht gekannt zu haben; denn was der Staat in Sparta für die öffentliche Erziehung angeordnet hatte, war allgemeine Nationalangelegenheit, und sollte die Familie über dem Staate vergessen machen. An den im Mittelalter entstandenen Kloster- und Stiftsschulen aber, die, um künftige Kleriker und Staatsmänner zu bilden, und die bessern Köpfe der Nation von Kindheit an für die Zwecke der Kirche zu erziehen, für gewisse Schenkungen der Eltern Kinder aufnahmen, war in der Regel weniger die Erziehung als der Unterricht zu loben, und auch dieser den Zeitbedürfnissen gemäß dürftig und einseitig. Als die erste freiere Erziehungsanstalt verdient die von dem utrechter Canonicus Geirt Grote (Gerhardus magnus) um 1376 zu Deventer gestiftete pädagogische Brüderschaft der Hieronymianer genannt zu werden, in welcher er Erwachsene und Kinder beider Geschlechter und aller Stände zum Arbeiten, Lehren und Lernen vereinigte. Ihre Verfassung glich den Chorhäusern der Herrnhuter, und nach ihrem Muster bildeten sich damals die weiblichen Erziehungsanstalten der Beguinen. Anderer Art war die nicht klösterliche Erziehungsanstalt, die Wolf von Gemmingen um 1520 zu Gemmingen im Kraichgau für Söhne des Adels stiftete, eine Vorläuferin unserer Ritterakademien. Aber als eine Rückkehr zur mönchischen Erziehungsweise sind die gegen Ende des 16ten Jahrhunderts entstandenen Jesuitencollegien zu betrachten, die durch ihre wissenschaftliche Tendenz und kluge Disciplin zwar allgemeinen Beifall fanden, und sich in den katholischen Ländern der Erziehung der Knaben fast allein zu bemächtigen, aber eben diese Gelegenheit, auf die Völker zu wirken, nur zu sehr für ihren hierarchisch-politischen Hauptzweck zu benutzen wußten. Daneben hatten die Klosterpensionen für Knaben und Mädchen immer fortgedauert, und in protestantischen Ländern mußten sich Eltern, die ihre Söhne außer dem Hause erziehen lassen wollten, an die wenigen Fürsten- und säcularisirten Klosterschulen halten. Da aber sowol diese als jene von ihrer altfränkischen Form und düstern Mönchsdisciplin noch immer nicht lassen mochten, und zu weit hinter den Foderungen des sich regenden Zeitgeistes zurückblieben, so wagten es endlich die Pädagogen des 18ten Jahrhunderts, die unterdrückten Rechte der Jugend geltend zu machen. Die Frankischen Stiftungen zu Halle und die Kinderanstalten der Brüdergemeinde, die immer noch zu früh eine ascetische Frömmigkeit erzwingen wollten, machen den Uebergang von jener alten Prügelzucht zur freien Erziehung der Philantropen. Basedow und seine Freunde glaubten Locke's und Rousseau's Ideen einer naturgemäßen, liberalen Erziehung zum Weltbürgersinne nicht leichter realisiren, und die Regeneration der entarteten Menschheit, nach welcher tausend Stimmen verlangten, nicht besser bewerkstelligen zu können, als wenn

sie Erziehungsinstitute errichteten, die, unabhängig von Staat und Kirche, ein freies Feld zu Ausführung der pädagogischen Theorien und Weltverbesserungsplane des Tages darböten. Das 1774 zu Dessau eröffnete Philanthropin wurde mit einem Enthusiasmus aufgenommen, der seine elektrischen Funken in alle Gegenden verbreitete, und bald mehreren Anstalten dieser Art ihr Dasein gab. Die Erziehungsinstitute des edlen von Salis zu Marschlins, Bahrdts zu Heidesheim, Campe's und Trapp's zu Trittow, Salzmann's zu Schnepfenthal, Feder's, Spazier's, Olivier's und Tillichs Pensionen zu Dessau, fanden ein empfängliches Publikum, und nach der Meinung ihrer Bewunderer konnte man darin nicht weniger, als Alles lernen und ein vollkommener Mensch werden. Denn daß das Ideal einer guten Erziehung in solchen Anstalten, wo die Jugend von den sachverständigsten Männern Schritt vor Schritt, nach dem Faden der schönsten Theorie, herangezogen und planmäßig ausgebildet werde, besser als unter den Störungen und Unvollkommenheiten des Familienlebens zur Ausführung kommen müsse, hielten Viele für ausgemacht. Wenn aber auch der äußere Glanz dieser Institute in Rücksicht ihres heitern Tones und der liberalen Behandlung, wodurch sie den Muth und Frohsinn der Jugend belebten, so wie in Rücksicht ihrer gymnastischen Uebungen und der rühmlichen Sorgfalt, die sie auf Gesundheit und Körperbildung ihrer Zöglinge wendeten, die Probe hielt; so konnten ihre Lectionspläne, in denen nicht leicht eine Wissenschaft vermißt ward, ihre Alles erleichternden und versüßenden Lehrmethoden, ihre Kinderfeste, Meritentafeln, goldenen und schwarzen Nägel, Ehr- und Schandbücher, Verdienstorden und Strafzettel doch nicht verhüten, daß nicht mancher als oberflächlicher Halbwisser und anmaßender Schwätzer aus ihnen hervorgehende Jüngling die Gründlichkeit ihres Unterrichts und den Ernst ihrer Disciplin verdächtig machte. Mehrere jener Institute gingen daher eben so schnell, als sie begonnen hatten, wieder unter; mehrere kamen in andere Hände, und nur das Salzmannsche besteht durch seine gute ökonomische Verwaltung, und durch den Ruhm, seine schönen Versprechungen wenigstens in Rücksicht der körperlichen und moralischen, wenn auch minder im Betreff der intellectuellen Bildung seiner Zöglinge, seit 30 Jahren gehalten zu haben, noch bis diesen Tag. An Instituten, die mit ihm wetteiferten, hat es übrigens in dieser Periode nicht gefehlt. Das Christianische bei Kopenhagen (jetzt unter anderer Firma), das kürzlich eingegangene Hundeikersche zu Vechelde bei Braunschweig, und neuerdings das von Carl Lang in Tharand bei Dresden gegründete, 1816 nach Wackerbarthsruh versetzte Erziehungsinstitut wurden vor andern berühmt, und fast in jeder größern Stadt fanden sich Unternehmer, die Pensionen mit Sammelschulen zu verbinden, und aus den wohlfeilsten Candidaten und Studenten das nöthige Lehrerpersonale herzustellen wußten. Denn nur zu oft lag eine schlecht verhüllte Finanzspeculation solchen Unternehmungen zum Grunde, und mancher Hauslehrer trat, blos um heirathen zu können, als Institutsdirector auf. Besonders fiel die weibliche Jugend, weil die Frau Directorin etwa Französisch verstand und Gouvernante gewesen war, oft in solche Hände, und das Erziehungsinstitut der edlen Carolina Rudolphi, das von Hamburg nach Heidelberg wanderte, gehört, wie die dem Adel allein zugänglichen, und wegen ihrer Fonds unter Aufsicht des Staats stehenden Fräuleinstifte, nur unter die ehren-

ollen Ausnahmen von den Mädchenpensionen gewöhnlichen Schlages, denen die weibliche Jugend öfter verdorben als erzogen wurde. überhaupt bedarf diese noch mehr, als die männliche, der Familienerziehung, und wie unentbehrlich auch Mädcheninstitute, in denen an Alles, was in feinen Zirkeln gefällt und geltend macht, lernen kann, der modischen Eitelkeit scheinen mögen, so ist dennoch der Sinn für die kleinen Sorgen und unschuldigen Freuden der Häuslichkeit, den nur eine redliche Mutter einflößen kann, der künftigen Gattin und Mutter noch unentbehrlicher. Dergleichen Institute sollten daher nur als Rettungsanstalten für solche Töchter bestehen, für die es einst kein Haus und keine Mutter mehr gibt. Aber leider wird die Institutserziehung immer ein Bedürfniß für Söhne und Töchter solcher Eltern bleiben, die ohnehin unvermögend den nöthigen Unterricht nicht zu ertheilen, theils an ihrem Wohnorte keine gute Lehranstalt finden, theils die nahe Verbindung mit unerfahrenen Hauslehrern scheuen, theils im Bewußtsein ihrer eigenen Unfähigkeit zum Erziehen, oder aus Liebe zur Bequemlichkeit, oder wegen ehelicher Mißverhältnisse, es für dienlicher achten, ihre Kinder außer dem Hause zu erziehen, und wohlhabend genug sind, die meist beträchtlichen Kosten der Pension zu bestreiten. Zu wünschen wäre aber, daß die Erziehungsinstitute allenthalben unter Aufsicht höherer Schulbehörden gesetzt würden, um unwürdige Unternehmer und Lehrer abzuhalten, und die wirkliche Ausführung der gewöhnlich sehr viel versprechenden Pläne zu verbürgen. Anders verhält es sich jedoch mit Pestalozzi's Unternehmen, dessen Institut zu Yverdün, als eine Experimentalanstalt zur Ausbildung und Bewährung seiner neuen Methode, und als eine vortreffliche Uebungsschule für Lehrer, ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden ist. Neben ihm verdienen Fellenbergs Institut zu Hofwyl, die von Pestalozzi's Jüngern in Nordamerika, Neapel, Petersburg und in mehreren Städten Deutschlands errichteten Filialinstitute, und das unter königlicher Autorität stehende Normalinstitut zu Karlene in Preußisch-Litthauen, als wetteifernde Musteranstalten genannt zu werden. Und wenn auch ein Zögling und Lehrer des Instituts zu Yverdün, der als Verfasser einiger gelungener Lehrbücher bekannte Joseph Schmid, die Erziehungsinstitute überhaupt für eine Schande der Menschheit erklärte; so gibt es doch noch zu viele Rücksichten und Umstände, die sein übereiltes Urtheil mildern, als daß wir für den Untergang dieser, wenn sie mit Geist und Erfahrung begonnen, mit Besonnenheit, Uneigennützigkeit und wahrem Vatersinne geleitet werden, immer wohlthätigen Anstalten stimmen möchten. Denn für die Resultate der Erziehung sind nicht die Theorien, Pläne und Methoden das Wesentliche, sondern der Sinn und die Tüchtigkeit der Personen, die dieß Alles handhaben. Vgl. d. A. Pestalozzi und Fellenberg. E.

Institut (National-). Unter diesem Namen war die große gelehrte Anstalt, welche nach den ersten Revolutions-Stürmen, in denen alle wissenschaftlichen und Kunst-Akademien des königlichen Frankreichs untergegangen waren, neu gebildet wurde, und alle früheren einzelnen Akademien durch ein großes Ganze ersetzen sollte, am berühmtesten. Es entstand dasselbe durch ein Dekret vom 3ten Brümaire des Jahres 4, aus der ehemaligen Académie française, der Académie des sciences und der Académie des belles lettres et inscriptions. Gleich anfangs ward als seine Bestimmung angegeben, Künste und Wissenschaften durch ununterbrochene Nachforschungen, durch Bekanntmachung neuer Entdeckungen, so wie durch Correspondenz mit

den vornehmsten Gelehrten aller Länder zu vervollkommnen, und hauptsächlich solche Wissenschaften und literarische Beschäftigungen zu betreiben, die auf den allgemeinen Nutzen und den Ruhm der Nation abzwecken. Seine Organisation ward gleich anfangs so bestimmt, wie sie nachmals in der Hauptsache geblieben ist. Das Institut sollte nämlich aus einer Anzahl zu Paris wohnhafter Mitglieder, und einer gleichen Anzahl Associés in den verschiedenen Theilen der Republik bestehen, auch sollte außerdem jede Classe sich acht auswärtige Gelehrte zugesellen können. Anfänglich ward das Institut in drei Classen, jede mit mehreren Sectionen getheilt, von denen die erste die physikalischen und mathematischen, die zweite die moralischen und historischen Wissenschaften, die dritte endlich die Literatur und die schönen Künste in ganzer Ausdehnung begreifen sollte; die Zahl der wirklichen Mitglieder ward ohne die Associés auf 144 bestimmt. Seine endliche Organisation erhielt jedoch das Nationalinstitut durch ein Arrêté vom 3ten Pluviose des Jahres 11 (23. Januar 1803). Hierdurch ward dasselbe in vier Classen getheilt: 1) die Classe der physikalischen und mathematischen Wissenschaften; 2) die Classe der französischen Sprache und Literatur; 3) die Classe der Geschichte und alten Literatur, und 4) die Classe der schönen Künste. Die erstere ward wiederum in mehrere Sectionen getheilt; nämlich die mathematischen Wissenschaften in die Sectionen der Geometrie, der Mechanik und der Astronomie, wozu noch eine Section der Geographie und Schifffahrtskunde kam; die physikalischen Wissenschaften in die Sectionen der Chemie, der Mineralogie, der Botanik, der Landwirthschaft und Thierarzeneikunst, der Anatomie und Zoologie, so wie der Medicin und Chirurgie. Die zweite und dritte Classe erhielten keine Sectionen, wohl aber die vierte, die in die Sectionen der Malerei, der Bildhauerkunst, der Architectur, der Kupferstecherkunst und der Musik zerfiel. Die erste Classe, aus 64 Mitgliedern bestehend, hatte zwei beständige Secretäre, den einen für die mathematischen, den zweiten für die physikalischen Wissenschaften, die sie mit Bestätigung der Regierung aus ihrer Mitte ernannte, und die zwar Mitglieder der Classe waren, aber zu keiner Section gezählt wurden; sechs ihrer Mitglieder kannte sie unter den übrigen Classen des Instituts, nebst acht auswärtigen Associés und hundert einheimischen und fremden Correspondenten ernennen. Die zweite Classe bestand aus 40 Mitgliedern, und war hauptsächlich mit der Verfertigung eines allgemeinen Wörterbuchs der französischen Sprache beauftragt. Sie untersuchte in Rücksicht der Sprache, die wichtigsten Werke der Literatur, der Geschichte und der Wissenschaften, und mußte wenigstens einmal im Jahre eine Sammlung ihrer kritischen Bemerkungen bekannt machen; auch sie ernannte mit Bestätigung der Regierung eins ihrer Mitglieder zum beständigen Secretär, und konnte zwölf ihrer Mitglieder aus denen der übrigen Classen des Instituts ernennen. Die dritte Classe bestand gleichfalls aus 40 Mitgliedern und aus acht fremden Associés; sie beschäftigte sich mit den gelehrten Sprachen, mit Antiquitäten und Monumenten, mit der Geschichte und allen moralischen und politischen Wissenschaften in ihrem Verhältnisse zur Geschichte. Hauptsächlich sollte sie sich bemühen, die französische Literatur mit den Werken der griechischen, lateinischen und orientalischen Classiker, die noch nicht übersetzt sind, zu bereichern, und sich mit der Fortsetzung der diplomatischen Sammlungen beschäftigen. Sie ernannte gleichfalls mit Bestätigung der Regierung aus ihrer Mitte einen be-

ständigen Secretär, konnte neun ihrer Mitglieder aus denen der übrigen Classen, und 60 einheimische und fremde Correspondenten ernennen. Die vierte Classe endlich bestand aus 28 Mitgliedern und acht fremden Associés, und ernannte eben so aus ihrer Mitte und mit Bestätigung der Regierung einen beständigen Secretär, der zu keiner Section gehörte. Sie konnte sechs ihrer Mitglieder aus denen der übrigen Classen ernennen, und 36 einheimische und fremde Correspondenten wählen. — Die associirten Mitglieder der Classen hatten nur in dem, was wissenschaftliche Gegenstände betraf, eine deliberative Stimme, gehörten aber in ihrer Classe zu keiner Section und erhielten auch keinen Gehalt. Die Ernennung zu den erledigten Plätzen geschah übrigens durch jede Classe, mit Bestätigung der Regierung. Die Mitglieder jeder der vier Classen hatten das Recht, wechselseitig bei den besondern Sitzungen einer jeden Classe zugegen zu sein, und darin auf Verlangen Vorlesungen zu halten. Viermal im Jahre vereinigten sich die verschiedenen Classen in allgemeinen Sitzungen, um sich wechselseitig Rechenschaft von ihren Arbeiten abzulegen; auch ernannten sie gemeinschaftlich einen Bibliothekar und einen Unterbibliothekar, so wie die Agenten, die dem gesammten Institute angehörten. Jede Classe legte der Regierung die besondern Statuten und Ordnungen über ihre innere Polizei vor; auch hielt eine jede jährlich eine öffentliche Sitzung, wobei die drei andern zugegen waren. Die allgemeine Verwaltung wurde durch eine Verwaltungscommission besorgt, die aus fünf Mitgliedern des Instituts, nämlich zweien der ersten, und einem jeder der übrigen Classen, von denen sie zugleich ernannt wurden, bestand. Diese Commission ließ in den allgemeinen Sitzungen des Instituts alles das reguliren, was sich auf die Verwaltung, die allgemeinen Ausgaben und die Vertheilung der Fonds unter die einzelnen Classen bezog. Jede Classe regulirte alsdann wiederum für sich die Verwendung der, zu ihren besonderen Ausgaben, bestimmten Fonds, so wie Alles, was den Druck und die Bekanntmachung ihrer Memoires betraf. Die wirklichen Mitglieder und die beständigen Secretärs der Classen wurden von der Regierung besoldet, die dem Institute eine jährliche, in dem Budjet des Ministers des Innern begriffene, Summe für seine Ausgaben anwies. Alle Jahre wurden von jeder der vier Classen Preise ausgetheilt, auch war dem Institute der Ausspruch über die Zuerkennung der großen, durch die Decrete vom 24sten Fructidor des J. 12 und vom 28sten November 1809 angeordneten zehnjährigen Preise überlassen. In dem letzten Jahre des kaiserlichen Frankreichs nahm das Nationalinstitut den Namen eines kaiserlichen Instituts an. Nach der Restauration der Bourbons ist es wieder in seine ersten Bestandtheile der drei im Anfang dieses Art. genannten Akademien zerlegt worden. Ausgeschlossen wurden außer den s. g. Regiciden auch mehrere Mitglieder, die sich vormals der Revolution zu geneigt gezeigt hatten. CZ.

Institutionen, s. Corpus juris und römisches Recht.

Instrument (überhaupt ein jedes Werkzeug), in der juristischen Sprache eine formlich aufgenommene Urkunde (z. B. Notariats-Instrument, Friedens-Instrument); — in der Musik, und vorzugsweise, ein Ton- oder Klangwerkzeug, musikal. Instrument. Sie theilen sich in Blas- und Saiteninstrumente. S. diese und d. Art. Instrumentalmusik.

Instrumentale Arithmetik. Sie zeigt den Gebrauch mechanischer Hülfsmittel bei gewissen Rechnungsoperationen. Der Abacus der Römer, das Reihen knöcherner Kügelchen auf Drathsaiten bei den

Chinesen, die Neperschen Rechenstäbchen, Pascals Rechenmaschine, desgleichen die von l'Epine und Boitissendeau und das Rechnungswerkzeug des Prof. Polemus zu Padua, gehören hierher.

Instrumentalmusik ist diejenige Musik, welche blos von musikalischen Instrumenten ausgeübt, und deßhalb von der Vokalmusik, welche aus den Tönen der menschlichen Stimme entsteht, unterschieden wird. Daß alle Instrumentalmusik ursprünglich eine Nachahmung des menschlichen Gesanges sei, kann, wo nicht historisch, doch wenigstens physiologisch und philosophisch erwiesen werden. Denn die Töne der menschlichen Kehle klangen dem Ohre zu lieblich, als daß der Mensch nicht hätte auf die Erfindung kommen sollen, diese Töne auch durch den Klang todter Körper hervorzubringen. Somit entstand wahrscheinlich unter allen musikalischen Instrumenten die Flöte am ersten, weil es sehr natürlich war, daß Leute, welche im Freien lebten, zufällig ein gehöhltes Rohr an den Mund setzten, und eben so zufällig durch Einblasen des Athems einen Ton aus demselben hervorlockten. Die Entstehung der Saiteninstrumente, als bei weitem complicirterer Körper, fällt wahrscheinlich in spätere Zeit. Die Instrumentalmusik der Griechen beschränkte sich auf wenige Instrumente, unter denen die Flöte, die Zither und die Posaune, welche Instrumente den unsrigen gleiches Namens nicht ganz glichen, die vornehmsten waren. Bei den Neuern hatte die Instrumentalmusik ebenfalls einen geringen Ursprung; sie war anfangs nur auf sehr wenige Instrumente beschränkt. Es leuchtet von selbst ein, daß man sich derjenigen Instrumente, auf welchen man eine Melodie spielen konnte, zuerst bediente; denn man hatte oder mußte ja den Zweck haben, diejenige Melodie, welche bereits mit Hülfe der menschlichen Stimme erfunden war, nun auch auf diesen Instrumenten nachzuahmen. So entstand der Gebrauch der Geige, als eines Hauptinstruments. Warum die Flöte, als ein weit älteres Instrument, gewissermaßen von der Geige verdrängt wurde, läßt sich leicht erklären; das Spiel eines Saiteninstruments ist bei weitem nicht so ermüdend, als das eines Blaseinstruments; der Ton der Geige contrastirt mehr mit der Menschenstimme, dahingegen die Flöte mit derselben zu sehr verschmilzt, und also keine Befriedigung gewährt; und endlich liegt es in der Natur der Sache, daß das Wohlgefallen an den Blaseinstrumenten von keiner so langen Dauer ist, als an Saiteninstrumenten. Das Instrument, welches die Melodie zu spielen vermochte, war also gefunden. Was ist natürlicher, als daß man, da jede moralische und physische Thätigkeit der Seele eine Grundlage haben will, nun auch bemüht war, zu jener Melodie einen Stützpunkt, auf welchem sie um so sicherer einherschreiten könnte, zu erfinden? Auf diese Weise verfiel man auf die Verfertigung der Baßinstrumente. Es konnte aber nicht lange währen, so fühlte man auch das Bedürfniß, die großen und leeren Zwischenräume zwischen den hohen Tönen der Geigen- und den tiefen der Baßinstrumente, welche das Ohr sehr unbefriedigt ließen, auszufüllen; nun entstanden die Bratsche (die tiefere Geige) und das Violoncell (der höhere Baß), mit deren Tönen jene Zwischenräume auf eine dem Ohre sehr angenehme Weise ausgefüllt wurden. Da hierdurch der vierstimmige Gesang, dessen Erfindung wir eben so gut, als die Erfindung jeder anderen Kunstbestrebung, einer bloß mechanisch bedingten Ursache zuschreiben, begründet war: so scheinen die italienischen Componisten bis fast in die Mitte des vorigen Jahrhunderts kein Bedürfniß gefühlt zu haben sich außer den Geigen und den Bässen noch anderer Instrumente zu bedienen; wenigstens findet

man in den Compositionen jener Zeit nur selten ein Blaseinstrument angewandt. Wie aber die menschliche Natur Alles steigert und mo-delt, so fingen auch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die italienischen Componisten an, zu den Geigeninstrumenten noch die Hoboe und das Horn hinzuzufügen; die Flöte dagegen ist überhaupt in Italien, besonders in der Instrumentalmusik, nie sehr geschätzt worden. Die Hoboe aber, mit ihrem schneidenden streng contrastirenden Tone, schien jenen Componisten zur Hervorbringung des beabsichtigten Endzwecks am geeignetesten zu sein. Mit der Erfindung der Hoboe waren die Geigen unterstutzt, aber es wäre ein Mißverhältniß entstanden, wenn man nicht auch den untern Stimmen eine ähnliche Stütze hätte geben wollen. Dieß geschah durch Zulassung des Horns. Hoboe und Horn, überdem stets nur begleitend und nie obligat spielend, waren und blieben aber auch die einzigen Blaseinstrumente, deren man sich fast bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Italien bediente; ja noch in diesem Augenblicke sind die Italiener mit ihren Blaseinstrumenten bei weitem nicht so verschwenderisch, als die Deutschen, besonders aber die Franzosen. Nachdem aber die melodische Musik der Italiener, die durch den streng vierstimmigen Satz ohne weitere Unterstützung in sich selbst hinlänglich abgeschlossen und qualitativ begründet zu sein schien, von den deutschen Componisten, besonders von Mozart, auch quantitativ zur harmonischen vielfach ausgebildet worden war, fand man den Kreis jener wenigen Instrumente zu eng begränzt, und es wurden nun, je nachdem man einen besondern Effect beabsichtigte, bei den neuern Compositionen auch alle bekannte Blaseinstrumente angewandt. So wie sich aber die ersten deutschen Componisten der Fülle der Instrumente des innern qualitativen Effects wegen bedienten, so begannen die neuern französischen Componisten und ihre Nachahmer unter den Deutschen hingegen alle Instrumente nur der äußern, quantitativen Ohrenbetäubung wegen, und bei jeder Veranlassung in Bewegung zu setzen. Daher die wenigen Noten in den italienischen, die vielen in den deutschen, der stete Ueberfluß an denselben in den neuern französischen Partituren. So viel über die historische Entstehung der Instrumente und überhaupt der Instrumentalmusik. Was ihren ästhetischen Charakter anbetrifft, so ist dieser bisher von den meisten Critikern verkannt worden. Da nämlich die Musik ihrem Wesen nach rein romantisch ist, d. h. da sie mit Ausschluß alles dessen, was dem Verstande anheim fällt, nur die Sehnsucht nach einem unbekannten, außer uns liegenden Etwas darzustellen und auszudrücken sucht; so folgt daraus, daß sie im eigentlichen Verstande keiner Worte bedarf, um in unserer Seele die beabsichtigte Wirkung hervorzubringen. Nichtsdestoweniger kann die bloße Instrumentalmusik, in sofern sie dennoch immer nur eine Nachahmung der Vokalmusik ist, dieser durchaus nicht vorzuziehen, sondern billigerweise nur mit derselben gleichzustellen sein. Uebrigens ist hier noch zu bemerken, daß man unter Instrumentalmusik auch die Instrumentaltonstücke versteht, und diese allen musikalischen Stücken entgegensetzt, in welchen sich Gesang befindet, so daß sie auch oben so wenig die bloße Begleitung zu diesem bedeutet. Im Allgemeinen gehören zur Instrumentalmusik Sinfonien und Ouvertüren, Solo's, Duetts, Trio's, Quartetts, Quintetts ꝛc., Sonaten und Phantasieen, Concerte für einzelne Instrumente, Tänze, Märsche und andere Stücke.

Pg.

Insurrektion, Insurgenten. Die Grundbedeutung dieses, in der letzten Zeit so oft gehörten und verschieden gedeuteten Worts ist mit Aufstand oder Aufruhr (s. d. Art.) vollkommen gleichbedeutend, doch wird das Wort gewöhnlich nur gebraucht, um einen allgemeinern Aufstand, einen allgemeinern Aufruhr zu bezeichnen, auch verbindet man damit in der Regel die Idee einer gesetzwidrigen Widersetzlichkeit gegen die rechtmäßige Obrigkeit. Ehe wir jedoch von den Bedeutungen, oder vielmehr von den Mißdeutungen weiter sprechen, welche in neuern Zeiten das Wort erhalten, müssen wir vorher noch einer besondern Bedeutung erwähnen, welche dasselbe im ungarischen Staatsrechte hat. Dort bedeutet es den Aufstand des gesammten Reichsadels in Masse, den der König bei dringenden Gefahren zur Vertheidigung der Gränzen durch ein allgemeines Aufgebot (Heerbann) aufzurufen befugt, und dem zufolge alsdann jeder Adliche verbunden ist, in Person bewaffnet im Felde zu erscheinen. Noch in neueren Zeiten, zum letzten Male im J. 1809, hat die ungarische Insurrektionsarmee rühmlich gegen den Feind, der die Gränzen des Vaterlandes betrat, gefochten. Ob eine Insurrektion im obigen und gewöhnlichen Sinne des Worts gerechtfertigt werden könne, ist eine sehr bestrittene Frage und wir beziehen uns hier auf das, was unter dem Artikel Aufruhr darüber gesagt worden ist. Unstreitig aber ist jede Insurrektion rechtmäßig, sobald sie gegen die Anmaßungen fremder Tyrannei und Usurpation gerichtet ist. Ein Volk, das in einem solchen Falle zu den Waffen greift, vertheidigt seine heiligsten Rechte gegen die Willkür der Uebermacht, und so hat in unsern Tagen das Wort Insurrektion und Insurgenten eine edlere Bedeutung gewonnen, als man vormals mit demselben verband. So sprachen die Franzosen von spanischen Insurgenten, und meinten damit die Mehrzahl der Nation, die sich nicht vom französischen Uebermuthe schänden, nicht ihres rechtmäßigen Königs berauben lassen wollte; so sprachen sie von Insurrektionen in Deutschland, wenn die Einwohner zu Gunsten ihrer rechtmäßigen Fürsten gegen die fremden Unterdrücker die Waffen ergriffen. So haben die Worte Insurrektion und Insurgenten, Uebelgesinnte und manche andere, ihren vormaligen gehässigen Sinn dadurch verloren, daß sie oft gerade in der entgegengesetzten Bedeutung gebraucht worden sind. Was das Verfahren im Kriege mit denjenigen betrifft, die, sei es mit Recht oder Unrecht, von der Gegenpartei für Insurgenten erklärt worden sind, so pflegt man diesen freilich die Vorrechte ordentlicher Krieger nicht zuzugestehen, und mit ihnen keinen guten Krieg zu führen, (d. h. man hält sich für berechtigt, ihre Wohnungen zu zerstören, und sie selbst, wenn sie in Gefangenschaft gerathen, als Verbrecher zu bestrafen,) doch hängt dieß größtentheils davon ab, ob die Insurgenten stark genug sind, um Repressalien zu üben, in welchem Falle, wie die neueste Geschichte des spanischen Krieges beweiset, man sich gewöhnlich bequemt, sie gleich andern ordnungsmäßigen Kriegern zu behandeln. C. Z.

Intaglien, tiefgeschnittene Steine, s. Steinschneidekunst.

Integralrechnung, s. Infinitesimalrechnung.

Intellectuell, von dem lateinischen Worte Intellectus, Verstand, bedeutet häufig blos so viel als verständig, einsichtsvoll, geistig — auch dem Erkennen angehörend, auf dem Erkennen beruhend, entgegengesetzt dem Moralischen und Aesthetischen, z. B. in dem Ausdrucke intellectuelle Bildung. Wird dieser Ausdruck von Erkenntnissen gebraucht, so versteht man darunter solche, die aus dem

PARSONS LIBRARY University of MICHIGAN

Verstande entsprungen sind, im Gegensatz der sensuellen oder sensitiven, die aus den Sinnen und der Empfindung entspringen; die Gegenstände dieser Erkenntniß nennt man aber intelligibel, nur dem Verstande oder der Vernunft erkennbar. So ist z. B. der Satz, daß alle Veränderungen eine Ursache haben, eine intellectuelle Erkenntniß. Die Philosophie Fichte's und Schellings redet von einer intellectuellen Anschauung, welche nichts anders ist, als die unmittelbare, eine Selbstanschauung oder die nicht sinnliche Anschauung des Absoluten. „Ich schaue mich selbst an, heißt es in der unmittelbaren, in sich zurückgehenden Thätigkeit, wodurch ich ein Ich bin; diese reine Vorstellung meiner selbst ist nicht sinnlich; keine Wahrnehmung oder Betrachtung meiner sinnlichen Eigenschaften, meiner persönlichen Beschaffenheit oder Individualität; die Vorstellung meines empirischen Selbst setzt schon die intellectuelle Selbstanschauung voraus; denn Ich bin eher, als ich fragen kann, wer ich sei. Die Anschauung des Actes, wodurch das Ich entsteht, das unmittelbare Bewußtsein der aus sich selbst hervorgehenden und in sich selbst zurückgehenden Thätigkeit macht die intellectuelle Anschauung aus." Betrachtet man dies Alles genauer, so findet sich, daß bei Fichte das reine Selbstbewußtsein als intellectuelle Anschauung in ihrer höchsten Abgezogenheit von sinnlicher innerer Anschauung erscheint. Bei Schelling sollte die intellectuelle Anschauung, als Grundbewußtsein der Einheit überhaupt fassend gemacht werden; daher bei ihm die blos intellectuelle Anschauung der absoluten Identität. Es ist hier der Ort nicht, dieß weiter auszuführen. Wer sich darüber weiter unterrichten möchte, was überhaupt die intellectuelle Anschauung solle, und wie sie in die neuere Philosophie gekommen sei, der lese in dem Werke Reinhold, Fichte und Schelling von Jacob Fries, S. 224 fgg.

Intelligenz, Vernunftwesen, d. h. ein Wesen, welches im Vernunftgebrauche von sinnlichen Eindrücken unabhängig ist. Der Mensch ist Intelligenz in dem Bewußtsein, daß er, unabhängig von den sinnlichen Eindrücken der Lust und Unlust, seine Vernunft zum Handeln gebrauchen, seinen Willen frei durch eigene Gesetze bestimmen kann, und hierdurch ist er in eine andere Ordnung der Dinge gesetzt, als die der Sinnenwelt ist. Unter der höchsten Intelligenz versteht man die Gottheit, welche wir nicht anschauen können, weil sie kein sinnliches Wesen ist, und in der Erkenntniß nicht, wie wir, von sinnlichen Eindrücken abhängt, sondern die Dinge erkennt wie sie sind, nicht blos wie sie erscheinen. Nach Fichte besteht das Wesen der Intelligenz in der Ichheit der Selbstheit; sie sieht sich selbst zu, schaut sich selbst an; Sein und Wissen ist in ihr unzertrennlich; was sie nicht anschaut, das ist für sie nicht, sie selbst ist nur, indem sie sich selbst sieht, also auf sich selbst handelt. Was für die Intelligenz sein soll, das muß sie in gewissem Verstande selbst sein, das muß sie in sich selbst anschauen: denn ihr Wesen besteht darin, daß sie sich selbst zusieht. Sie kann nichts sein, und in ihr kann nichts sein, was sie nicht setzt, was sie nicht anschaut, dem sie nicht zusieht. Das vorstellende Wesen ist Alles, was es ist, und was für dasselbe ist, nothwendig für sich selbst, und nur in so fern ist es Intelligenz, dessen Charakter durch Ichheit bezeichnet wird. Es ist sich selbst Object, erscheint sich selbst, handelt auf sich selbst: alle Dinge, die für dasselbe sind, müssen in ihm sein, zu ihren eigenen Selbsterscheinungen gehören, Gegenstände ihrer Selbstbeschauung ausmachen. Wenn man das Sich selbst zusehen das Ideale und das Sein das Reale nennt, so

kann man sagen, das Ideale und Reale ist unzertrennlich vereinigt. In dieser unzertrennlichen, unmittelbaren Vereinigung des Zusehens und Seins, des Idealen und Realen, besteht eben das Wesen der Intelligenz, die Natur des Ich, der Charakter des Geistes. Man darf nicht vergessen, daß diese Ansicht lediglich von dem idealistischen Standpunkte aus kann erhalten werden. Bei unsern Sprachmengern bedeutet Intelligenz oft nichts weiter als Einsicht, Verständigkeit, Vernünftigkeit. dd.

Intelligenzblätter heißen solche wöchentlich gedruckte Bogen, in welche Nachrichten eingerückt werden, die schleunig zur Einsicht, Kenntniß, (Intelligenz) des Publikums kommen sollen. Die Anstalt, an welche dergleichen Nachrichten schriftlich eingeliefert werden, und welche sie darauf durch den Druck bekannt machen läßt, wird ein Intelligenz-Comptoir (Nachweisungsanstalt) genannt. Bei den Römern vertraten die Acta populi Romani, in welchen die Gebornen, Gestorbenen, Hochzeiten, Ehescheidungen, Todesstrafen, Adoptionen, Manumissionen, wie auch die Ankunft der Fremden aufgezeichnet wurden, und welche jedermann lesen und nachschlagen durfte, die Stelle solcher öffentlichen Nachrichten, welche auch späterhin an öffentliche Gebäude und dazu errichtete Säulen angeschlagen wurden. Den ersten Vorschlag, ein Intelligenz-Comtoir zu errichten, in welchem alle Nachrichten eingegeben und zu Papiere gebracht würden, damit die Nachfragenden beschieden werden könnten, soll der Vater des Montagne, der 1569 starb, gethan haben; John Innys war hingegen der erste, der 1637 ein solches Intelligenz-Comtoir wirklich zu London errichtete. Er nannte es the Office of intelligence, und erhielt vom Könige Carl I. auf 40 Jahre ein Privilegium darüber. In Deutschland hat der Baron Wilhelm von Schröder, der 1663 ermordet wurde, zuerst dem Kaiser Leopold einen Entwurf zu einem Intelligenz-Comptoir überreicht, welchen Herr von Boden 1703 wiederholte, worauf dann 1727 zu Berlin, 1729 zu Halle, 1744 zu Augsburg, 1748 zu Nürnberg, 1750 zu Hannover und 1763 zu Leipzig Intelligenz-Comptoire errichtet wurden.

Intelligibel, s. Intellectuell.

Intension bedeutet die innere Stärke oder Kraft, Gehalt, wie auch die Verstärkung der innern Kraft, Anspannung, im Gegensatz der Extension oder Ausdehnung. So spricht man von einer Intension der Gefühle, wenn man die Innigkeit derselben anzeigen will, in welchem Sinne man sich auch des Beiworts intensiv bedient. Intensives Leben nennt man ein solches, dessen Dauer man nicht nach der Zeit, sondern nach der Thätigkeit berechnet. Intensiv vergrößern heißt dem innern Werthe nach erhöhen. Ein Verbum intensivum (in der Sprachlehre) ist ein verstärkendes Zeitwort: z. B. betteln ist das Verbum intensivum von bitten. Intensivität ist eben so viel als intensive Stärke, d. h. die innere, nicht von der Qualität der Theile abhängende Wirksamkeit eines körperlichen Stoffes.

Interdict hieß in der römischen Rechtspflege eine Zwischenverordnung des Prätors, durch welche bei streitigem Besitze der Herausgeworfene bis nach Austrag der Sache in Besitz gesetzt wurde; sodann der große Bann, mit dem der Papst ganze Städte, Provinzen und Länder zur Strafe der Widersetzlichkeit belegte, welche sich die Einwohner oder die Regenten gegen ihn und den Clerus hatten zu Schulden kommen lassen. Er war im Mittelalter der furchtbarste Schlag, der das Volk und die Fürsten treffen konnte. Aller Gottesdienst hörte auf

die Kirchen wurden verſchloſſen, keine Glocken durften mehr geläutet, keine Sacramente verwaltet, keine Leichen mit kirchlicher Feierlichkeit beerdigt werden; was ſonſt heilig und ſeegensvoll hieß, Kreuze, Gnadenbilder, Altäre, waren nun entweiht und kraftlos. Dieß ſchreckliche Anathema wurde zuerſt von Gregor V. 998 gegen Frankreich, deſſen König Robert ſich von ſeiner im 4ten Grade mit ihm verwandten Gemahlin Bertha nicht trennen wollte, ausgeſprochen, und dieſer Monarch mußte, um eine völlige Empörung der Nation zu verhüten, endlich nachgeben und ſich von ſeiner Gemahlin trennen. Noch bedeutendere Folgen hatte das 1208 von Innocenz III. über England verhängte Interdict, welches durch des Königs Johann Weigerung, den Petersgroſchen eintreiben und dem Papſte das Patronat über die engliſchen Biſthümer zu laſſen, verurſacht wurde. Nachdem das Interdict ſechs Jahre lang gedauert hatte, mußte Johann nicht nur das Verweigerte geſtatten, ſondern auch, unter den ſchimpflichſten Demüthigungen und Büßungen, die ihm abgeſprochene Krone als päpſtl. Lehn wieder annehmen, und die empörten Großen des Reichs 1215 durch die Unterzeichnung der Magna Charta, worauf die engliſche Freiheit beruht, zufrieden ſtellen. Je öfter indeß die Päpſte ſich dieſes Mittels, die Fürſten zu demüthigen und die Völker zu zwingen, bedienten, deſto mehr verlor es von ſeiner Kraft, und wenn ſie auch fortfuhren in wichtigen Fällen das Interdict zu verhängen, ſo wurde es doch ſeit dem 15ten Jahrhunderte nicht mehr wie ſonſt beachtet, und die neuere Zeit weiß nichts mehr von dieſen Anmaßungen der päpſtlichen Hierarchie. (ſ. d. Art. Kirchenbann.)

Intereſſe, intereſſant (von dem Lateiniſchen interesse, dabei ſein, daran gelegen ſein). Intereſſe iſt der Antheil, den wir an einer Sache nehmen; in Hinſicht des Gegenſtandes ſelbſt, der Reiz oder die Wichtigkeit, die ſie für uns hat. Daher ſagt man in letzterer oder objectiver Rückſicht: ich habe ein Intereſſe bei der Sache, oder bin bei derſelben intereſſirt, d. h. ich bin bei derſelben beantheiligt, in dieſelbe verwickelt, ferner, ein Gegenſtand intereſſirt mich (hat für mich Intereſſe), wenn er etwas Anziehendes, eine Wichtigkeit für mich hat, und man nennt ihn in ſo fern intereſſant, d. i. wichtig, beſonders anziehend, reizend, z. B. eine Perſon, wenn ſie unterhaltend iſt; in erſterer oder ſubjectiver Hinſicht aber: ich intereſſire mich für einen Gegenſtand, d. h. nehme Antheil an ihm, (daher Intereſſent, Theilhaber, Theilnehmer) laſſe mir ihn angelegen ſein, z. B. ich intereſſire mich für eine Perſon d. i. ich nehme auf ſie vorzügliche Rückſicht, verwende mich für ſie u. ſ. w. Letzteres ſetzt voraus, daß ein Gegenſtand ein Intereſſe für mich habe, oder mir intereſſant ſei. Das Intereſſe der Menſchen, d. i. der Gegenſtand, für welchen ſie ſich intereſſiren, ſo wie der Grund, warum, und die Art, auf welche ſie ſich für ihn intereſſiren, iſt verſchieden nach der Art und den Graden ihrer Bildung. Dem ſinnlichen Menſchen iſt nur das Sinnliche, oder der Nutzen und Gewinn intereſſant, und man nennt daher dieſen Antheil, um ſo ſtärker er iſt, Intereſſe im engern und niedern Sinne, d. i. Eigennutz, angelegentliche Sorge für ſeinen Vortheil, auch dieſen Vortheil oder Gewinn ſelbſt Intereſſe, beſonders wenn er ſich auf Geld oder Geldeswerth bezieht; daher auch in der Mehrzahl die Intereſſen im bürgerlichen Leben die Zinſen von Kapitalien und Grundſtücken genannt werden. Nicht minder hat jeder Stand, jede Lebensart, jedes Geſchlecht ein eigenthümliches Intereſſe. Von dieſem ſpeciellen Intereſſe unter-

scheidet man daher das, was allen Menschen interessant sein sollte, was mithin an sich interessant ist, und was man unter Gebildeten schlechthin interessant nennt. Interessant in dieser Bedeutung ist nichts Gemeines und Gewöhnliches, sondern nur das, was auf eine ausgezeichnete Weise die höheren Thätigkeiten des Geistes beschäftigt oder ein eigenthümlicher Ausdruck derselben ist, wenn es auch nicht immer unmittelbar ein reines Lustgefühl erwecken sollte, auf welchem freilich größtentheils und vorzüglich das Interesse beruht; was mithin entweder durch seine bedeutsame Form oder seinen wichtigen Inhalt die Aufmerksamkeit des Gebildeten, der jene Kräfte übt und zu einem allgemeinen Grade ausbildet, an sich zieht, insbesondere aber das, was sich auf Menschheit, ihre Bestimmung und eigenthümliche Darstellung in der Wirklichkeit und Kunst bezieht, oder mit ihr in einem seltsamen Widerspruche steht, nach dem Ausspruche: homo sum, nihil humani a me alienum esse puto (ich bin ein Mensch, und nichts was Menschen angeht, ist mir fremd), oder wie der deutsche Dichter sagt: „die Menschheit ist dem Menschen das Interessanteste." Das Interessante ist sonach nicht immer das Schöne, obgleich das Schöne in gewissem Sinne immer auch interessant ist (interessiren muß). Interessant ist z. B. in der Kunst auch das Product einer großen originellen Kraft, welcher die Vollendung des Schönen noch mangelt, und man nennt auch eine Person, ihr Betragen, ihre Physiognomie interessant, (d. ist durch einzelne hervorstechende oder eigenthümliche Züge die Aufmerksamkeit, vorzüglich mit Wohlgefallen an sich ziehend,) wenn sie auch nicht schön, (d. i. in vollkommen ausgebildeter Form einen bedeutungsvollen Charakter verschließend) genannt werden darf. T.

Interim. Nach Ueberwältigung des schmalkaldischen Bundes erließ Carl V., um wie die politischen Verhältnisse, so auch das Religionswesen in Deutschland auf den alten Fuß zu setzen, eine Verordnung, wie es einstweilen (daher sie das Interim genannt wurde) bis zur definitiven Entscheidung eines allgemeinen Concils mit Kirchenverfassung, Lehre und Gebräuchen in Deutschland gehalten werden sollte, und gab ihr auf dem Reichstage zu Augsburg 1548 die Kraft eines Reichsgesetzes. Nur der Kelch im Abendmahle und die Priesterehe waren den Protestanten darin nachgelassen; in allem Uebrigen sollten sie die schon seit mehr als 20 Jahren außer Gebrauch gekommenen Formen und Ceremonien des Katholicismus wieder beobachten. Die katholischen Stände sahen in diesem Interim nur eine immer noch zu gelinde Rectification der Protestanten, und diese wußten durch Unterhandlungen und halbe Befolgung Zeit zu gewinnen, bis ihnen die passauer Verträge 1552 und der Friede zu Augsburg 1555 vollkommene Religionsfreiheit sicherten. E.

Interjectionen heißen in der Grammatik diejenigen Partikeln, welche einen Affect bedeuten und in einem Ausruf bestehen. Der Mensch, zumal der rohe, der von einem irgend heftigen Gefühl ergriffen wird, äußert dieß durch mehr oder weniger articulirte Töne, z. B. das Erstaunen durch ein Ah! oder Oh! den Schmerz durch Weh! oder Au! die Furcht durch Hu! u. s. w. So verschiedene Arten des Affects es giebt, die sich in Ausrufungen äußern können, so verschiedene Arten von Interjectionen giebt es auch. Unschicklich haben die Grammatiker einen eignen Redetheil (pars orationis) aus ihnen gebildet.

Intermezzo, Zwischenspiel, ist keine Erfindung der Neuern; denn schon die Alten kannten gewisse kurze, abgerissene, locker in einander verwobene Darstellungen, durch welche sie den Uebergang von einem Stücke zu dem andern machten. So wie sie Prologe und Epiloge hatten, die dazu bestimmt waren, entweder vor oder nach dem Stücke das Publikum in eine befriedigende Beziehung mit demselben zu setzen, so dienten auch solche Zwischenspiele dazu, das vorhergehende Stück gleichsam mit dem folgenden zu verbinden, und längere Zwischenräume der Zeit auszufüllen. Gegenwärtig giebt man den Namen Intermezzo hauptsächlich kleinen komischen Opern, welche nur für eine, höchstens zwei Personen geschrieben sind, aber weder mit dem vorhergehenden, noch mit dem nachfolgenden Stücke in irgend einer Verbindung stehen. Da die Kritik an diese Art Producte, eben weil sie durch die geringe Anzahl Personen sehr beschränkt sind, keine strenge Anfoderungen zu machen scheint; so fühlt man sich von denselben hinlänglich befriedigt, wenn sie sich nur durch Laune und komische Kraft auszeichnen, ohne es gerade mit dem innern regelmäßigen Zusammenhange derselben sehr genau zu nehmen. Die neuern Intermezzo's sollen anfangs, wenn man Arteaga's Behauptung trauen darf, Madrigale gewesen sein, welche von mehreren Stimmen zwischen den Aufzügen abgesungen wurden, und auf das Stück Beziehung hatten. Als eins der ältesten und schönsten nennt man il Combattimento d'Apolline col serpente von Bardi. Bald aber entfernten sich diese Madrigale von ihrer ersten Bestimmung, und stellten eigne Handlungen für sich vor. In der Darstellung solcher Intermezzo's hat sich besonders in der letzten Zeit Bianchi, und unter den Deutschen Elmenreich rühmlich ausgezeichnet. Pq.

Internuntius wird derjenige Gesandte oder Unterbotschafter genannt, welchen der Papst an auswärtigen kleinern Höfen, oder bei Republiken hält. Ein Gesandter des Papstes an größern Höfen, bei Kaisern und Königen, heißt Nuntius. (S. Nuntien) Auch heißt der ordentliche österreichische Botschafter zu Constantinopel Internuntius.

Interpolation, so viel als Einschaltung, ist ein Kunstwort der Mathematik, und bedeutet das Bilden eines Gliedes in einer Reihe von Größen aus den Gliedern einer andern Reihe, oder auch von Zwischengliedern zu den gegebenen Gliedern einer Reihe. Es giebt gewisse analytische Formeln, nach denen die Einschaltung bewirkt wird. In der philologischen Kritik nennt man Interpolation die Einschaltung von Zusätzen in eine Schrift, Verfälschung des Schriftstellers durch eingeschobene (interpolirte) Stellen. M. L.

Interpretation, s. Erklärung, Exegese u. Hermeneutik.

Interpunktion und Interpunktionszeichen. Interpunktion nennt man die Abtheilung einzelner Worte, ganzer Sätze und vollständiger Gedankenreihen durch gewisse Zeichen, welche theils die Verbindung, theils die Trennung dessen, was dem Sinne nach zusammen gehört oder getrennt werden muß, theils auch die Hebung und Senkung der Stimme andeuten (von interpungere, Zwischenpunkte machen). Das, was wir jetzt Interpunktion nennen, und das ganze darüber aufgestellte System, ist ein Eigenthum der neuern abendländischen Sprachen. Die Morgenländer kennen nur Ton-, aber keine eigentlichen Interpunktionszeichen; die Römer kannten zwar den Namen (Cic. de oratore III., 44. und 46. Senecae ep. 40), verbanden aber damit einen ganz andern Begriff. Ihre Interpunktion war, so wie die der Griechen, größtentheils eine blos oratorische, d. h. sie bezog sich

nur auf den Vortrag und die Declamation der Worte, und wurde oft gar nicht, oder höchstens durch einen Punkt am Ende des Satzes, oder durch neue Linienanfänge und Absätze (versus στιχοι) angedeutet. Die neuere größtentheils grammatische Interpunktion dagegen war spätern Ursprungs, und angeblich eine Erfindung des alexandrinischen Grammatikers Aristophanes, welche von den folgenden Grammatikern mehr ausgebildet wurde, sich aber zu Carls des Großen Zeiten schon wieder so verloren hatte, daß er für nöthig fand, sie durch Warnefried und Alcuin wieder herstellen zu lassen. Sie bestand anfangs nur in einem auf dreifache Art angebrachten Punkt (στιγμη, daher in der Diplomatik Stigmeologie, die Interpunktionslehre) und bisweilen noch in einem Striche, die aber beide auf sehr verschiedene Art geformt wurden. Da man aber bei dem Gebrauche dieser Zeichen keine bestimmte Regeln befolgte, und sich ihrer zur nothdürftigen Abtheilung der Sätze sehr willkührlich bediente, so behielt die Interpunktion noch immer viel Schwankendes, bis zu Ende des 15ten Jahrhunderts die gelehrten venetianer Buchdrucker Manucci (Manutius) die Interpunktionszeichen vermehrten, und sich ihrer nach festern Regeln zu bedienen anfingen. Ihr Beispiel wirkte bald so allgemein, daß man sie allerdings als Schöpfer der jetzigen Interpunktionsmethode betrachten kann, und es ist (wenn gleich Heynatz und einige andere neuere Grammatiker auf Vermehrung der Interpunktionen antrugen) seit jener Zeit außer einzelnen genauern Bestimmungen nichts hinzugethan worden. Die sämmtlichen allgemein-üblichen Interpunktionszeichen sind nämlich folgende: 1) das Komma (,) (Strich, Beistrich), steht vor allen beziehenden Fürwörtern; vor und nach eingeschobenen Worten oder kurzen Zwischensätzen; vor und nach Erklärungsbegriffen (Appositionen); vor allen Bindewörtern (Conjunktionen), durch welche einfache Sätze mit einander verbunden werden; zwischen mehreren einzelnen, nicht durch Bindewörter mit einander verbundenen Haupt- und Beschaffenheitswörtern (Substantiven und Adjectiven), und überhaupt zum Unterschiede der einzelnen Theile einfacher Sätze. 2) Das Semikolon (;) (Punktstrich, Strichpunkt) bestimmt mehr als das Komma, aber weniger als das Kolon. Es steht in den Sätzen und Perioden, welche aus mehreren Gliedern bestehen, besonders wenn diese Glieder von einiger Länge sind; besonders, um den Nachsatz von dem Vordersatz in solchen Sätzen zu trennen, welche eine Ursache, Erklärung, Einschränkung und Folgerung enthalten, gewöhnlich vor den Worten aber, denn, allein, wiewol, indessen, dennoch, nur, hingegen u. s. w. 3) Das Kolon (:) (Doppelpunkt), steht vor einem Nachsatze, wenn der Vordersatz zusammengehängt, besonders wenn er durch ein Semikolon oder mehrere abgetheilt gewesen; wenn man seine eigenen oder eines anderen Worte unmittelbar anführt, und die Ankündigung vorher anzeigt; wenn man Beispiele anführt, oder eine oder mehrere Sachen gleichsam aufzählt; und wenn sich der Sinn oder die Kraft einer ganzen Stelle in einem einzigen Worte, oder in einigen Worten concentrirt. 4) Das Punktum (.) (Schlußpunkt) steht am Ende jedes vollständigen Satzes, der weder eine Frage noch einen Ruf enthält; und als Abkürzungszeichen bei unausgeschriebenen Worten, nach bloßen Anfangsbuchstaben von Worten und Namen, so wie bei Zahlen; jedoch richtig nur bei Ordnungszahlen, oder bei solchen Grundzahlen, die für Ordnungszahlen gelten, wohin besonders auch die Jahrzahlen gehören. Mehrere neben einander gesetzte Punkte be-

zeichnen einen abgebrochenen, unvollendeten Satz, oder im umgekehrten Falle die Mangelhaftigkeit einer Rede von vorn herein, oder überhaupt andere Lücken, z. B. nach Anfangsbuchstaben von Namen, die man aus guten Gründen nicht ausschreiben will. 5) Das Fragezeichen (?) (Fragpunkt) dient, den Ton der lebendigen Stimme in der Schrift zu ersetzen und wird nach jeder unmittelbaren Frage gesetzt. Wird aber eine Frage nur mittelbar oder erzählungsweise angeführt, so ist das Fragezeichen nicht nöthig. 6) Das Ausrufungszeichen (!) (Rufzeichen) wird an das Ende solcher Sätze gesetzt, welche einen Befehl, Ausruf, Wunsch, Verwunderung, Betheurung, oder lebhafte Gemüthsbewegung aussprechen; desgleichen nach allen Empfindungswörtern, wenn sie allein stehen, und nach allen Worten, wenn sie mit Affect ausgesprochen werden. Erstreckt sich der Ausruf auf den ganzen Satz, so erhält dieser das Ausrufungszeichen, und das Empfindungswort nur ein Komma, oder wird gar nicht unterschieden. Fehlerhaft steht es am Eingange der Briefe, sogleich nach der Anrede. Seine Verdoppelung als Zeichen der verstärkten Empfindung, oder des Tadels (!! wol gar !!!), so wie die des Fragezeichens (??), ist mit Vorsicht zu gebrauchen. 7) Das Theilungs- Trenn- oder Bindezeichen (- oder auch —) steht am Ende der Zeilen, um die durch den Raum verursachte Trennung der zu einem Worte gehörenden Sylben anzudeuten, ferner zwischen zwei Begriffen, die zwar zu Einem Ganzen verbunden sind, die man aber, da jeder seinen eigenen Ursprung und seine besondere Abstammung hat, isolirt denken und verstehen kann; oder wenn man bei einem zusammengesetzten langen Worte die Etymologie (Ableitung) desselben anzeigen, und seine leichte Uebersicht, so wie das richtige Lesen desselben befördern will; oder wenn ein oder mehrere vorhergehende Worte sich auf ein gemeinschaftliches Schlußwort beziehen, z. B. Polizei- und Proceßordnung. 8) Die Parenthese, der Einschluß, das Einschließungszeichen (( ) oder ([ ), auch durch zwei Striche bezeichnet,) wird gebraucht, wenn ein eingeschobener Nebensatz von der übrigen Rede unterschieden werden soll, deßgleichen bei erklärenden Beisätzen und Beiwörtern, und wenn man einen ganz fremdartigen Begriff, nach einer eigenen und von dem andern Satze verschiedenen Stellung und Construction, in die Mitte setzt. Das Zeichen [ ] braucht man auch dann, wenn man mitten in der angeführten Rede eines Andern Etwas anzumerken hat, damit der Leser dieß nicht für eine in die Rede selbst gehörige Parenthese halte. 9) Der Gedankenstrich (—) (Querstrich, Pause) findet da seine Anwendung, wo man die Aufmerksamkeit des Lesers auf einen Gedanken, auf eine sonderbare Wendung, oder auf einen Gegensatz rege machen, oder auch eine längere Pause im Reden, einen verschwiegenen Gedanken oder eine Lücke andeuten will. Auch steht er zwischen Sätzen, welche zwar eine gewisse innere Verwandtschaft unter einander haben, aber ohne genauere äußere Verbindung zusammengestellt sind. Deßgleichen wird er gebraucht bei plötzlicher Abweichung von der angefangenen Construction (Anakoluthon). 10) Das Anführungs- oder Citationszeichen („“) steht zur Bezeichnung unmittelbar angeführter fremder Worte und Reden, angeführter Bücherstellen, Beispiele u. s. w. sowol bei ganzen Sätzen als bei einzelnen Worten. (Es wird beim Schreiben auch als Trennungszeichen gebraucht.) 11) Der Apostroph (') (Abkürzungszeichen) bezeichnet die Weglassung eines Vokals, besonders des e und i, seltener einiger andern Buchstaben. (z. B.

bei'm statt bei dem). Man darf ihn, außer in Gedichten, nur sehr vorsichtig brauchen. Es gab eine Periode, in welcher, durch blinde Nachahmung des humoristischen wandsbecker Boten, der Apostroph so sehr an der Tagesordnung war, daß man seinen häufigen Gebrauch für ein ächtes Kennzeichen des Witzes hielt. 12) Das Abkürzungszeichen (p oder pp, ꝛc., etc.) steht am Ende eines Satzes, anzudeuten, entweder, daß derselbe unvollendet sei, oder daß man sich zu dem Gesagten noch mehreres Aehnliche hinzudenken könne. Außer diesen Zeichen kann man weiter keine zu den Interpunktionen rechnen: denn die Anmerkungszeichen (*†), der Paragraph (§), Eintheilungszeichen (entweder durch Buchstaben oder durch Zahlen), Tonzeichen, und Fortweisungszeichen (fg. ff.) sind nur Hülfsmittel zum bessern Verständniß des allgemeinen Sinnes einer Schrift oder einzelner Stellen, beziehen sich aber nicht auf den oben aufgestellten herrschenden Begriff der Interpunktion. A — s.

Interregnum (Zwischenreich), s. Deutschland.

Intervall, Zwischenraum, nennt man in der Musik den Abstand zweier Töne in Rücksicht ihrer Höhe und Tiefe, d. i. der verschiedenen Geschwindigkeit, mit welcher die Schwingungen der tönenden Körper geschehen, = Tonverhältniß; auch die Töne selbst, in sofern sie in diesem Verhältnisse stehen. Das Gehör empfindet nämlich die Resultate dieser Verhältnisse eben so, wie das Auge die mehrere oder mindere Einfachheit oder Symmetrie zweier Verhältnisse im Raume, ohne die Verhältnisse selbst erst zu messen oder die Nähe und Entfernung der Gegenstände zu berechnen. Ein Tonverhältniß ist consonirend, wenn die Schwingungszahlen in sehr einfachen Verhältnissen stehen; alle diese Verhältnisse lassen sich durch die Zahlen 1 bis 6 oder deren Verdoppelungen ausdrücken. Die dissonirenden Tonverhältnisse sind weniger einfach; die brauchbaren beruhen auf Multiplicationen oder Divisionen der Zahlen unter sich. Die consonirenden Verhältnisse sind dem Ohre für sich angenehm; die dissonirenden aber nur, wenn sie sich auf etwas Einfacheres beziehen, und zu etwas Einfacherem übergehen. Alle Intervalle werden beim Generalbaß durch Ziffern bezeichnet, und darnach auch benannt Prime (Grundton), Secunde, Terz, Quarte, Quinte, Sexte, Septime, Octave, (dieses sind die einfachen Intervalle,) dann None, Decime ꝛc. Y.

Intoleranz, Unduldsamkeit s. Duldung, Freiheit (kirchl.) und Indifferentismus.

Intonation bezeichnet in der Musik das Angeben der Töne durch Stimme oder Instrumente, und die Fähigkeit dazu. Die Intonation ist in der Musik von der höchsten Wichtigkeit, weil von der Reinheit derselben der größte Theil des Vergnügens abhängt, welches wir bei jener finden; ja die reine Intonation, d. i. die, durch welche der rechte Ton genau getroffen wird, ist die erste und unerlaßlichste Bedingung des Gesanges, und das Ohr kann diesem, rühre er auch übrigens von der schönsten und geübtesten Kehle her, keinen Geschmack abgewinnen, wenn die Intonation unrein ist, d. h. wenn sie entweder etwas über, oder unter dem rechten Tone schwebt. Die Ursache des unreinen Intonirens (Distoniren), welches man im Italienischen stonare, im Französischen détoner nennt, und dessen doppelte Art man im Deutschen auch durch die Worte herunterziehen (gewöhnlich unterziehen) und hinaufziehen (gewöhnlich

aufziehen) ausdrückt, ist immer noch nicht hinlänglich erklärt, wenn man sie in einem fehlerhaft, oder nicht genugsam gebildeten Gehöre sucht. Wir haben Sänger gekannt, die bei einer wahrhaft künstlerisch ausgebildeten Stimme, überhaupt bei allen Vorzügen einer mit Fleiß und Anstrengung erworbenen Virtuosität, nicht selten in den Fehler der falschen Intonation verfielen, diesen selbst erkannten und ihn doch nicht verbessern konnten. Es scheint daher, als liege die Ursache dieses Fehlers oft mehr in einer momentanen körperlichen Schwäche, als in der Ungebildetheit des Gehörs. Dem sei wie ihm wolle, so ist das Studium der reinen Intonation das nothwendigste Erforderniß bei der Erlernung des Gesanges, und sie kann nur auf die Weise zweckmäßig erlernt und mit Erfolg ausgeübt werden, wenn der Lehrling, nicht, wie es meistens zu geschehen pflegt, mit geschwinden Stükken, oder gar mit Bravour-Arien, sondern mit dem langen Aushalten der einzelnen Töne erst nach ihrer natürlichen, fortschreitenden Ordnung, dann in schweren Intervallen (Singen der Scala, oder Solfeggiren) beginnt. Denn, wird die menschliche Stimme, ehe sie durch angestrengte Uebung zur Festigkeit des qualitativen Tones gelangt, gezwungen, eine Quantität von Tönen hervorzubringen: so muß sie natürlich in sich selbst zerbrechen und zu jeder Leistung von kräftiger, gediegener Intonation unfähig gemacht werden. Da wir keine eigentliche Singschulen, im Sinne der Italiener, in Deutschland haben, so wird daraus begreiflich, warum der Gesang im Allgemeinen, besonders aber die Fertigkeit in geschwinden Passagen, so wie die reine Intonation der einzelnen Noten, bei weitem weniger in Deutschland, als in Italien, zur Kunst ausgebildet worden ist. In Italien, wo das Solfeggiren ein anhaltendes, jahrelanges Studium, ja, den vornehmsten Theil der Singkunst, ausmacht, ist es allein möglich, diejenige Fertigkeit und Biegsamkeit der Stimme zu erhalten, die wir bei den Italienern bewundern, und die ein charakteristisches Kennzeichen fast aller italienischen Stimmen ist. Nächst der Reinheit des Tones, kommt es bei der Intonation auch auf die Fertigkeit an, die Töne schnell und mit Leichtigkeit hinter einander anzugeben. Was die Intonation der Instrumente anbetrifft, so ist diese allerdings auch großen Schwierigkeiten unterworfen, besonders bei den Blaseinstrumenten, auf denen ein reiner und schöner Ton weit seltener ist, als auf den Saiteninstrumenten. Denn bei diesen hängt es blos von der Führung des Arms, und von dem Instrumente selbst ab, ob wir einen reinen Ton hervorbringen, oder nicht. Die Intonation der Blaseinstrumente hingegen hängt nicht allein von der Fähigkeit des Mundes, welche durch Trockenheit der Lippen oder eine andere vorherrschende Disposition des Körpers bedingt werden kann, ab; sondern die augenblickliche Beschaffenheit des Instruments, welches der jedesmaligen Einwirkung der Luft unterworfen ist, stellt dem Künstler eine andere und noch weit wichtigere Schwierigkeit entgegen. Die Erfahrung bestätigt dieses: denn gegen zehn erträgliche Geiger, sieht man kaum zwei Künstler, welche auf Blaseinstrumenten genügen. Daher muß das Studium des Künstlers auf dem Blaseinstrumente unablässig dahin gerichtet sein, durch eine im Ansatze der Lippen auf das sorgfältigste beachtete Intonation sich Schönheit und Leichtigkeit des Tons zu erwerben. — Beim Gottesdienste heißt intoniren einen Gesang anstimmen, und wird besonders von dem Geistlichen gesagt, welcher vor dem Altare einige Worte singend anstimmt, worauf der Chor dann antwortet. S. Antiphonie.

Intrade (ital. intrata) ist ein aus vollstimmiger Instrumentalmusik bestehender kurzer Satz, der einem größern Tonstücke, oder überhaupt einer theatralischen Handlung zur Einleitung dient, und mehrentheils einen ernsthaften oder feierlichen Charakter behauptet. Ursprünglich scheint die Intrade von den Trompetern herzurühren, die durch ihre Instrumente die Aufmerksamkeit der Menge auf die folgende, öffentliche oder theatralische Handlung rege machen mußten. Nach und nach wurde dieses anfangs blos mechanische Hülfsmittel künstlerisch behandelt, wo man dann zu den Trompeten auch noch die übrigen üblichen Instrumente hinzufügte. So entstanden endlich die charakterisirenden Einleitungsmusiken, die wir jetzt Ouvertüren und Sinfonien (s. d. Art.) nennen. Endlich bezeichnet man mit dem Worte Intrade das lärmende, und an keine bestimmte Melodie gebundene Untereinanderblasen eines Trompetercorps, welches sich am Ende in ein sanftes Aushalten der Dominante, ihrer Terzen und Quinten verwandelt. — Intraden werden aber auch Staatseinkünfte und landesherrliche Gefälle genannt.

Introduction heißt in der Musik eine Einleitungsmusik, besonders das Gesangstück, welches in der italienischen Oper nach der Ouvertüre folgt.

Invaliden heißen diejenigen Soldaten (Gemeine und Offiziere), welche, weil sie ausgedient haben, oder im Kriege verstümmelt worden, zu fernerm Dienste untauglich sind. Mehrentheils werden sie in einem öffentlichen Gebäude (Invalidenhaus) vom Staate lebenslänglich erhalten. Schon bei den Alten findet man Spuren von einer ähnlichen Anstalt. Die Athenienser hatten ein besonderes Gesetz, welches gebot, die im Kriege Verstümmelten auf öffentliche Kosten zu ernähren. Auch die Römer gaben den Invaliden einigen, obgleich geringen Unterhalt. Späterhin wurden sie lange Zeit in den Klöstern versorgt. Das erste Invalidenhaus wurde in Frankreich errichtet, wo König Philipp August zuerst den Plan dazu entwarf. Allein da Papst Innocentius III. nicht erlauben wollte, daß dieses Institut unter der Gerichtsbarkeit des Bischofs stehe, so gab der König seinen Plan auf. Erst Ludwig XIV. führte diesen Gedanken aus, und ließ im J. 1669 zu Paris am Ende der Vorstadt St. Germain ein prächtiges Invalidenhaus (aux Invalides) aufführen, in welchem 3000 Gemeine und 500 Offiziere verpflegt werden. Es hat seine eigene Kirche, ein Krankenhaus, seinen eigenen Gouverneur, Major und andere Offiziere; man hält eine Wache in demselben, auch werden alle andere Formalitäten, die in einer Festung üblich sind, darin beobachtet. Derjenige Soldat, der wegen Armuth und Schwäche darin aufgenommen werden will, muß zehn Jahre gedient haben. Die Invaliden dürfen kein Gewehr tragen, außer die, welche auf der Wache sind. In der ersten Zeit der Revolution hatte diese Anstalt sehr gelitten, ist aber während des Kaiserthums zweckmäßiger als je eingerichtet worden. — Das ansehnliche Invalidenhaus zu Berlin, mit der schönen Inschrift: Laeso et invicto militi, hat Friedrich der Große 1748 erbauen lassen.

Inventarium heißt im Allgemeinen jedes genaue Verzeichniß vorgefundener Sachen, insbesondere ein jedes (genaues) Verzeichniß aller einzelnen Sachen, welche das bewegliche Capital eines Menschen ausmachen, er mag dasselbe nun selbst in seiner Verwahrung oder Verwaltung behalten, oder einem andern anvertrauet haben, um Rechnung darüber zu führen. Dergleichen Verzeichnisse werden z. B. bei Kauf-

euten jährlich unter dem Namen Inventur über die vorhandenen Waaren, bei Antretung einer Vormundschaft über das Vermögen des Mündels, bei Sterbefällen über die Verlassenschaft des Verstorbenen, bei Uebernahme eines erkauften oder ererbten Gutes, bei Pachten ꝛc. verfertigt, (es wird inventirt). Bei Landgütern aber macht das eigentlich sogenannte Wirthschafts-Inventarium, oder das Verzeichniß des beweglichen Capitals, einen wesentlichen Bestandtheil derselben aus, weil ohne die Summe von beweglichen Mitteln die landwirthschaftliche Production, oder die Bearbeitung und Benutzung des Grundcapitals eines Landgutes, nicht Statt finden kann. In dieser Rücksicht wird das Wirthschafts-Inventarium eingetheilt 1) in das lebendige oder Viehinventarium, auch Movention (res sese moventes) genannt, wozu alles Zug-, Last-, oder Arbeits-, Nutz- und Zuchtvieh gehört, und 2) in das todte oder leblose Inventarium, auch Fahrniß oder Mobilien (res mobiles) genannt, zu welchem man die Summe aller leblosen Dinge und Sachen, z. B. Geräthe, Werkzeuge, Maschinen, Schränke ꝛc. rechnet, welche durch Menschen und Thiere fortgebracht und in Bewegung gesetzt werden müssen. X.

Inversa methodus tangentium (umgekehrte Methode der Berührenden), nennt man das Verfahren in der analytischen Geometrie aus gegebenen Eigenschaften der Berührenden an einer Curve, oder ihren Normalen, die Gleichung für die Curve selbst zu finden. Die directe Methode der Tangenten leitet das Gesetz der Construction aus der gegebnen Gleichung der Curve her.

Investitur (Einkleidung, feierliche Einweihung, Einsetzung) hieß insbesondere die Belehnung, durch welche Bischöfe und Aebte sich, weil das Lehnswesen bestand, von ihren Landesfürsten in den Genuß ihrer Kirchengüter einsetzen lassen mußten. Diese Belehnungssitte hatte ihren Grund in dem Umstande, daß viele dieser Güter erst von den Landesfürsten verliehen worden, und ihre jederzeitigen Besitzer daher als Vasallen derselben zu betrachten waren. Weil die Fürsten sich aber nicht begnügten, den Bischöfen und Prälaten die Zeichen der Belehnung, (Ring und Krummstab,) zu überreichen, sondern dadurch auch Einfluß auf die Besetzung dieser geistlichen Aemter zu erlangen gewußt hatten, so griff der Papst Gregor VII. das Investiturrecht der Fürsten an, und erregte dadurch den Investiturstreit, einen langwierigen Kampf zwischen Kirche und Staat, der von ihm und seinen Nachfolgern mit abwechselndem Glücke gegen die Fürsten der katholischen Staaten geführt, und für Deutschland erst durch das wormser Concordat 1122 (in welchem der Kaiser auf die Wahl und Investitur der Bischöfe und Aebte Verzicht leistete, und sich nur die Bestätigung ihrer Wahl und ihre Belehnung mit den Regalien, durch Ueberreichung des Scepters, vorbehielt) beigelegt wurde. Seitdem üben die Capitel und Klöster in Deutschland das Recht einer freien Wahl ihrer Bischöfe und Prälaten aus; in den übrigen katholischen Staaten ist aber, obgleich die Abschaffung der Investitur von den Landesfürsten verlangt wurde, ihr Einfluß auf diese Wahl in neueren Zeiten dennoch wieder entscheidend geworden. E.

Involute (besser Evolvirende) wird in der Geometrie eine Curve genannt, die durch die Abwicklung einer andern erzeugt wird.

Jo, eine Tochter des Inachos (nach Andern des Argus Panoptes,) und der Peitho, nach Andern des Jasos und der Leucane. Jupiter verliebte sich in sie. Sie wollte anfangs seine Wünsche nicht erhören; als sie aber von ihm in einen dicken Nebel gehüllt wurde, so

währte sie ihm ihre Umarmung. Trotz dieser Verhüllung merkte Juno die Untreue ihres Gemahls, und wollte Beide auf der That überraschen. Aber Jupiter verwandelte die Geliebte, um sie dem Zorne der Juno zu entziehen, sogleich in eine schöne weiße Kuh; Juno erkannte jedoch die Jo, und bat sich die Kuh von ihrem Gemahle zum Geschenk aus. Jener, nichts Arges ahnend, gewährte ihr diese Bitte. Juno nahm die Kuh mit sich, und gab ihr den hundertäugigen Argus zum Hüter. Jetzt reuete den Jupiter seine Willfährigkeit; aber die That war nicht ungeschehen zu machen. Um jedoch die Jo zu befreien, gab er dem Mercur den Auftrag, den Argus zu tödten. Dieser richtete zwar den Auftrag glücklich aus, indem er vorher den Wächter durch sein Flötenspiel einschläferte; in dem Augenblicke aber, wo sich Jo wieder in Freiheit glaubte, ward sie durch die eifersüchtige Juno wahnsinnig gemacht, und rastlos durch die ganze Welt getrieben. Sie sprang ins ionische Meer, kam nach Illyrien, setzte über den Hämus, durchstreifte Thracien, schwamm durch den thracischen Bosporus nach Asien, streifte durch Scythien über den Caucasus, und kam endlich nach Aegypten. Im caucasischen Gebirge kam sie zum Prometheus, der sie tröstete und ihr den Weg zeigte, den sie nehmen sollte. Dieser Weg wird im Prometheus des Aeschylus weitläufig beschrieben. In Aegypten endigten sich ihre Leiden; hier erhielt sie ihre vorige Gestalt wieder, und gebar den mit Jupiter erzeugten Epaphus. Diesen mußten jedoch, auf Anstiften der Juno, die Kureten verbergen, welche dafür vom Jupiter mit dem Blitze erschlagen wurden. Nach langem Suchen fand endlich Jo ihren Sohn in Syrien wieder, und kam mit demselben nach Aegypten zurück, wo sie der König Telegonus zu seiner Gemahlin nahm. Sie ward zur Göttin, und die Aegypter verehrten sie (nach Einigen) unter dem Namen Isis.

Jocaste (Epicaste), eine Tochter des Menöceus, Schwester des Creon und Gemahlin des thebanischen Königs Lajus, dem sie den Oedipus gebar. Nachdem dieser seinen Vater Lajus unwissend erschlagen und das Räthsel der Sphinx gelöset hatte, bekam er zur Belohnung Jocasten, seine eigene Mutter, zur Gemahlin. Die Täuschung wurde bald entdeckt, und Jocaste erhing sich selbst aus Verzweiflung. (S. d. Art. Oedipus.)

Jole s. Hercules.

Jon, ein Sohn des Xuthus und der Kreusa, einer Tochter des Erechtheus. Das gleichnamige Trauerspiel des Euripides, so wie das deutsche von A. W. Schlegel, gründet sich auf folgende Mythe. Jon war eigentlich der Sohn des Apollo, der ihn heimlich mit Kreusa erzeugt hatte. Diese legte das Kind in ein Kästchen, und setzte dasselbe in die nämliche Höhle, in welcher sie vom Apollo umarmt worden war. Auf Bitten desselben brachte Mercur das Kind zur delphischen Pythia, wo es erzogen wurde. Indessen hatte Kreusa sich mit Xuthus vermählt. Da aber die Ehe kinderlos blieb, ersann Apollo den Plan, den jungen Jon dem Xuthus als seinen eigenen Sohn zu übergeben. Die Gelegenheit zur Ausführung dieses Vorhabens fand sich, als Xuthus wegen seiner Kinderlosigkeit das Orakel um Rath fragen ließ. Dieß gab ihm zur Antwort: er habe bereits einen Sohn, und derjenige sei es, der ihm, aus dem Tempel gehend, zuerst begegnen würde. Xuthus, der einst bei einem Bacchusfeste zu Delphi ein Mädchen umarmt hatte, glaubte, der so eben gefundene Sohn sei eine Frucht jener Umarmung, und nahm denselben mit väterlicher Liebe auf. Da er, aus dem Tempel gehend, denselben gefunden

atte, so gab er ihm auch den Namen daher. Desto unzufriedener
ar seine Gemahlin mit dem neuen Erben, den sie für die Frucht
rgend einer begünstigten Nebenbuhlerin hielt. Ihr Haß ging so
eit, daß sie sogar bei einem Gastmahle, welches der freudige Xuthus
atte anstellen lassen, den Jon vergiften wollte. Jon aber trank zum
Glück den Giftbecher nicht, sondern opferte ihn den Göttern. Eine
Taube, die von dem ausgegossenen Tranke kostete, und gleich darauf
tarb, entdeckte Kreusa's schreckliches Vorhaben. Sie wird zur Stei-
igung verurtheilt, flieht zum Altare, und als Jon eben im Begriffe
st, sie von demselben wegzureißen, bringt jene Priesterin das Kästchen
erbei, in welches ehemals Kreusa ihren neugebornen Knaben gelegt
atte. Diese erkennt es und zugleich ihren Sohn, und nennt als sei-
en Vater Apollo. Minerva, welche diese Aussage bekräftigt, beredet
Beide, den Xuthus in dem Glauben zu lassen, als sei Jon sein wah-
er Sohn. Jon zeichnete sich bald durch männliche Thaten aus. Nach
er Sage führte er gegen 1406 v. Chr. eine Colonie nach dem Pelo-
onnes. Hier erhielt er das Königreich Aegialea, dessen Beherrscher
Selinus ihm seine Tochter zur Gemahlin gab, und ihn selbst an Kin-
es Statt annahm. Seiner Gemahlin zu Ehren baute er die Stadt
elice; und nannte das Land nach seinem eigenen Namen Jonien, so
ie die Einwohner desselben Jonier. — Unterdessen wählten ihn die
thener in ihrem Kriege gegen die Eleusinier zu ihrem Anführer. Er
esiegte die Thracier, und die Athener legten dankbar den Scepter in
eine Hände, und hießen nun ebenfalls Jonier. Er theilte Attika in
ier Stämme (tribus), die er entweder nach seinen Söhnen, oder
ach der Beschäftigung dieser Stämme benannte, und legte die be-
ühmte ionische Colonie in Kleinasien an, (s. d. folg. Art.). Nach
inigen Zeugnissen war er sogar der Anführer der letztern, kehrte aber
ach Athen zurück und starb daselbst.

Jonicus s. Rhythmus.

Jonien, war der alte Name Achaja's (daher das ionische Meer,
ie ionischen Inseln,) gewöhnlich aber versteht man unter Jonien
en Landstrich Kleinasiens, wo die Jonier, von Attika aus,
ohin sie, von den Achäern aus dem Peloponnes verdrängt, sich ge-
endet hatten, sich ungefähr 1050 Jahr vor Chr. ansiedelten. Die-
es schöne und fruchtbare Küstenland erstreckte sich zwischen den Flüs-
en Hermos und Mäander, den Inseln Samos und Chios gegen-
ber, längs des ägeischen Meeres, und grenzte an Karien, Aeolien
nd Lydien. Durch Handlung, Schifffahrt und Ackerbau gelangte es
rühzeitig zu einen bedeutenden Wohlstand, den eine große Anzahl
lühender Städte bezeugten, unter denen die berühmtesten Ephesus
der Hauptort), Smyrna, Klazomenä Erythra, Kolo-
hon und Miletus sind. Diese freien Städte bildeten den ioni-
chen Bund: Krösus machte sie jedoch von sich abhängig, so wie
päterhin Cyrus; und sie blieben, obwohl ungern, der persischen
Macht unterworfen, bis sie endlich, nachdem sie vorher schon unter
Darius Hystaspis einen Versuch gemacht hatten, sich zu befreien, mit
Hülfe der Lacedämonier und Athener, welche die Perser besiegt hat-
n, ihre Unabhängigkeit wieder erlangten. Doch wurden sie nicht
nge darauf von neuem der Persischen Oberherrschaft unterworfen,
is Alexander d. Gr. sie befreite. Jonien wurde später Römi-
he Provinz und endlich durch die Saracenen ganz verwüstet, so daß
enige Spuren der alten Herrlichkeit mehr übrig sind. Die Jonier
alten für weichlich und üppig; aber dabei waren sie sehr liebens-

würdig. Selbst ihr Dialekt zeichnet sich durch seine Weiche und Sanftheit aus, die zum Theil durch die Häufung der Vocale bewirkt wird. Künste und Wissenschaften blühten in diesem gesegneten Lande, vorzüglich die, welche zur Zierde und Verschönerung des Lebens dienen, und die asiatischen Griechen wurden darin die Lehrer und Vorbilder der europäischen. Homeros, der Dichter, und Apelles und Parrhasios, die Maler, waren Jonier, und die ionische Säule bewieß ihren Sinn für das Schöne der Baukunst. Aber auch die älteste philosophische Schule der Griechen, die mit Naturforschung begann, stammt aus Jonien, und zu ihr gehören Thales, Anaximander, Anaximenes und Heraklitos. Auch die berühmten Philosophen Pythagoras, Xenophanes, Anaxagoras und der große Arzt Hippokrates waren Jonier.

Jonische Inseln. Unter diesen. Namen ist seit 1815 ein neuer Staat in die Reihe der Europäischen Staaten getreten. An der Westküste von Griechenland, in dem sogenannten Jonischen Meere, erstrecken sich bis zur Spitze von Morea sieben größere und mehrere kleinere Inseln herunter: Die größern sind (Corfu, das alte Corcyra), Paxo (vormals Ericusa) mit Antipaxo und mehrern geringern Eilanden, Santa Maura (vormals Leucadia) Ithaka, Zante (einst Zacynthus), Cefalonia (die ihren alten Namen gerettet hat) und Cerigo (Cythera) mit Cerigetto (Aegylia) und den Strophaden. Diese Inseln waren früh bewohnt, und bildeten zu den Zeiten, wo Hellas in seiner Blüte stand, besondre kleine Staaten, die nachher bei dem Untergange der griechischen Freiheit in das Diadem Alexanders geflochten wurden, dann den Römern unterthänig wurden und zuletzt einen integrirenden Theil des byzantinischen Kaiserthums bildeten. Da sie von den Kaisern zu Constantinopel vernachläßigt wurden, so nahmen die Könige von Neapel Gelegenheit, sich im 13. Jahrhunderte in den Besitz von Corfu, der vornehmsten dieser Inseln, zu setzen; aber im 14. Jahrhunderte bemächtigten sich die Venetianer, damals Herren des Mittelmeers dieser sieben Inseln: Corfu, die Vormauer des adriatischen Meers, ergab sich 1386 denselben freiwillig, und die übrigen Inseln folgten nach. Die Republik ließ die weltliche und kirchliche Verfassung unverändert, und setzte blos Provedítoren dahin, als Häupter der übrigen Obrigkeiten und der Regierung. Die neapolitanischen Ansprüche wurden mit Gelde abgefunden, und die Inseln trotz der wiederholten Versuche der Osmanen, sich in ihren Besitz zu setzen, bis zur Auflösung der Republik 1796 behauptet. Aber in diesem Jahre wurden die Franzosen Herren von Venedig, und auch die sämmtlichen Jonischen Inseln fielen mit der Stadt Butrinto auf dem Kontinente von Griechenland in ihre Gewalt, aber 1799 eroberten sie die Russen und Osmanen, und Kaiser Paul verwandelte sie durch eine Urkunde vom 21. März 1800 unter dem Namen der Republik der sieben vereinigten Inseln in einen selbstständigen Staat, der von den Notabeln des Landes regiert werden und unter dem Schutze der hohen Pforte stehen sollte. So entstand denn hier eine neue Griechische Republik, welche aber noch mehrere Jahre brauchte, ehe sich die verschiedenartigen Massen zu einer festen Verfassung vereinigten. Sie war im Innern von Parteien zerrissen, und die Ruhe wurde blos durch Russische Truppen erhalten. 1803 gab sie sich eine neue Constitution, welche Rußland bestätigte. Doch erhielt sie sich vorerst nu

bis 1807, wo die Franzosen, welche von neuem ihren Besitz und Rückgabe erzwungen hatten, den Inselstaat dem großen Kaiserreiche einverleibten, und demselben eine ganz von Frankreich abhängende Verfassung gaben. Französische Besatzungen sicherten diese neue Erwerbung dem Kaiserreiche, aber blos Corfu konnten sie behaupten. Die übrigen Eilande fielen nach und nach in die Gewalt der Britten, die auch Corfu mit ihren Schiffen umgaben. Im Pariser Frieden von 1814 sah sich Frankreich genöthigt, die Herrschaft dieser Inseln aufzugeben. Durch den zwischen Großbritannien und Rußland am 5. Novbr. 1815 geschlossenen Staatsvertrag, dem auch Oesterreich in der Folge beitrat, wurde ihr Schicksal dahin entschieden, daß sie für die Zukunft unter der Benennung: vereinigte Staaten der Jonischen Inseln einen freien unabhängigen Staat ausmachen, aber unter den unmittelbaren und ausschließlichen Schutz der brittischen Krone gestellt sein sollten. Dem zu Folge halten noch jetzt brittische Truppen diese Inseln besetzt, und ein brittischer Lord-Ober-Commissär hat den Staat nach der vom Prinz-Regenten gegebenen Constitution organisirt. Großbritannien wird auch für die Zukunft als schützende Macht beständige Garnison auf den Inseln halten, übrigens ist die Handelsflagge der vereinigten Staaten als die Flagge eines freien unabhängigen Staats anerkannt. Doch mußte Großbritannien in dem Vertrag mit der Pforte (April 1819) der letztern auf dem festen Lande die Stadt Parga, welche so lange ihre Freiheit gegen den wilden Ali Pascha von Janina behauptet hatte, wieder einräumen. Aus Verzweiflung, daß sie unter Ali's Herrschaft kommen sollten, wanderten die meisten Einwohner nach den Jonischen Inseln aus; indeß legte jener Vertrag dem Pascha die Verbindlichkeit auf, die Ausgewanderten für ihre zurückgelassenen Grundstücke mit 3,500,000 Piastern zu entschädigen. — Die Jonische oder die Sieben Inseln Republik zusammen 46 Q. Meilen groß, wird nach Holland von 230,000, nach andern von 187,000 Menschen bewohnt, meistens Griechen, die größtentheils sich zur Griechisch-katholischen, der Rest aber zur Römisch-katholischen Kirche bekennen. Ein äußerst milder Himmel schwebt über diesen Inseln, die zwar meistens gebirgig sind und daher wenig Getraide bauen, auch eine nur geringe Viehzucht unterhalten, dagegen sehr viele Baumwolle, Corinthen, Rosinen, edle Früchte, Olivenöl, Salz und Fische zur Ausfuhr bringen. Doch vermag sich trotz des fleißigen Anbaus, trotz der ausgebreiteten Fischerei und einer nicht unbedeutenden Schifffahrt die beträchtliche Volksmenge nicht zu erhalten, und ein großer Theil der Einwohner dient theils auf fremden Schiffen, theils verdingt er seinen Schweiß den benachbarten Arnauten auf dem Continente, wo sie ihr Korn zu gewinnen suchen. — Die Einkünfte der gesammten Inseln werden auf 900,000 Gulden angeschlagen. Großbritannien unterhält gegenwärtig 6400 M. Truppen auf diesen Inseln, worunter 2 Regimenter Eingeborne sich befinden. Die allgemeinen Angelegenheiten werden durch einen Senat verwaltet, welcher zu Corfu seinen Sitz hat und aus Deputirten besteht, an deren Spitze ein Präsident gestellt ist. Jede Insel hat ihre eigene Verfassung und Staatsverwaltung. Jetzt ist Lord Guildford mit der Gründung einer ionischen Universität beschäftigt.

Iphigenia, die Tochter Agamemnons und der Clytämnestra, (nach Andern eine uneheliche Tochter des Theseus und der Helena, aber von Clytämnestra an Kindes Statt angenommen,) sollte, auf

des Sehers Calchas Rath, der Diana geopfert werden, als der Zorn derselben über die von Agamemnon auf der Jagd erlegte, ihr geweihete Hirschkuh, durch eine Windstille die griechische Flotte in Aulis zurückhielt. Sie wurde deshalb von ihrer Mutter, unter dem Vorwande, daß sie mit dem Achilles vermählt werden sollte, abgeholt und zum Altare geführt. Aber in dem Augenblicke, wo der Opferpriester ihr den Todesstreich versetzte, war Iphigenia verschwunden und eine schöne Hirschkuh lag statt ihrer auf dem Boden, deren Blut über den Altar strömte; Diana hatte sich ihrer erbarmt und sie in einer Wolke nach Tauris entführt, wo sie sie zu ihrer Priesterin machte. Der grausamen Sitte des Landes gemäß, mußte sie hier jeden anlandenden Griechen opfern. Als Iphigeniens Bruder, Orestes, in Verzweiflung über den begangenen Muttermord herumirrend, hier ankam und Dianens Bildsäule entführen wollte, sollte er ebenfalls der Göttin geopfert werden. Beide erkannten sich jedoch im Tempel, und nachdem sie sich wegen ihrer Rettung berathschlagt hatten, entführte Orestes glücklich Iphigenien und die Bildsäule der Diana. Mehrere Völker behaupteten, daß sie den Dienst der taurischen Diana von der Iphigenia erhalten hätten. Sie selbst soll zuletzt nach der Insel Leuca gekommen sein, und sich daselbst, nachdem ihr hier unsterbliche Jugend und der Name Orilochia ertheilt worden war, mit dem Schatten des Achilles vermählt haben. Nach dem Pausanias soll man ihr Begräbniß zu Megara gezeigt haben.

Irak Adschemi, s. **Persien**.

Irak Arabi, das ehemalige Babylonien und Chaldäa.

Ireland (William Henry). Wir geben diesem noch lebenden, als Vf. von Romanen und andern Unterhaltungsschriften beliebten Engl. Schriftsteller hier wegen einer beispiellosen literar. Täuschung und Mystification, die er mit dem engl. Publikum trieb, einen Platz. Er ist der Sohn Samuel Irelands, auch in Deutschland durch seinen Commentar zu Hogarth bekannt. Unser William war ein gescheuter verschlagener Knabe, und es zeigte sich besonders in ihm das Talent der Nachahmung alter Handschriften. Seine Erfolge darin brachten ihn auf den unverschämten Gedanken, alte Schreibereien anzufertigen, die er für Handschriften von Shakspeare ausgab. Er erfand einen Roman über die Art und Weise, wie er zu diesem Nachlaß gekommen, und der größte Theil des engl. Publikums ging in die Falle. Eine zahlreiche Subscription unterstützte Ireland, und 1796 erschien in einem prächtigen Foliobande dieser sogenannte Nachlaß des unsterblichen Dichters. Es befanden sich zwei Theaterstücke darunter, betitelt das eine **Vortigern**, das andere **Heinrich II.** Jenes wurde sogar auf die Bühne gebracht. Aber dem geübten Ohre des londner Theater-Publikums entging die Betrügerei nicht. Das Stück mißfiel im höchsten Grade und durfte nicht wiederholt werden. Zugleich erschien von dem berühmten Herausgeber Shakspeare's, Malone, ein umständlicher Bericht über diesen Gegenstand, in welchem er die Betrügerei bis zur höchsten Evidenz erwies. Jetzt gestand sie Ireland ohne weitere Scham und Scheu selbst ein, und er gab sogar eine eigene Schrift heraus, worin er die Geschichte seines Betruges genau erzählte.

Irene, I) in der Mythologie eine der Horen, (s. d. Art.) den **Frieden** bezeichnend, daher, was zum Frieden dient, **irenisch** und die der Polemik entgegengesetzte Wissenschaft, die Indifferenzpuncte verschiedener Partheien aufzufinden, und Frieden zwischen ihnen zu stiften, **Irenik** genannt wird. II) Eine Kaiserin von Konstantinopel, gleich berühmt durch Geist und Schönheit, wie durch Laster-

thaten, ward zu Athen geboren und im Jahre 769 mit Leo IV. vermählt, nach dessen Tode (den sie durch Vergiftung bewirkt), sie 780, mit Unterstützung der Großen, sich und ihren Sohn Constantin VI. Porphyrogenetes, der erst 9 Jahr alt war, auf den kaiserlichen Thron setzen ließ. Sie glaubte sich in dieser Würde durch neue Mordthaten befestigen zu müssen, und begann damit, die beiden Brüder ihres verstorbenen Gemahls, welche eine Verschwörung gegen sie angestiftet hatten, hinrichten zu lassen. Damals bedrohte Carl der Große das morgenländische Kaiserthum; Irene wußte ihn durch Versprechungen hinzuhalten. Ja, sie widersetzte sich ihm endlich mit den Waffen in der Hand, ward aber von ihm im J. 788 in Calabrien aufs Haupt geschlagen. Zwei Jahre vorher hatte sie die zweite große Kirchenversammlung zu Nicäa zusammenberufen lassen, auf welcher besonders die Iconoklasten bekämpft wurden (s. d. Art. Bilderstürmer). Als Constantin herangewachsen war, entriß er, aus Eifersucht über die Macht seiner Mutter, derselben die Regierung, welche ihn dafür 797 hinrichten ließ. Irene war die erste Frau, die das morgenländische Kaiserthum beherrschte. Ihr Einzug in Constantinopel auf einem von Gold und Edelsteinen glänzenden Triumphwagen, ihre Freigebigkeit gegen das Volk, die Freiheit, welche sie allen Gefangenen ertheilen ließ, und andere von ihr gebrauchte Kunstgriffe, waren jedoch nicht im Stande, sie vor den Folgen ihrer frevelhaften Thronbesteigung zu sichern. Sie hatte mehrere Große verweisen lassen, und so eben, um sich noch sicherer auf dem Throne zu befestigen, den Entschluß gefaßt, Carl den Großen zu heirathen, als Nicephorus, zum Kaiser ausgerufen, sie (802) auf die Insel Lesbos verwies, wo sie 803 starb.

Iris, des Thaumas Tochter, mit der Electra (des Oceanus Tochter) erzeugt, Schwester der Harpyen, die windschnelle, goldgeflügelte Botin und Dienerin der Götter, besonders des Zeus und der Here, welche sie, nach einer Sage, zur Belohnung in der Gestalt eines Regenbogens an den Himmel versetzten. Sie wird als eine schöne Jungfrau mit Flügeln und buntem Gewande, einen Regenbogen über sich, oder einen Nimbus über dem Kopfe, der alle Farben des Regensbogens spielt, abgebildet. Auf jeden Fall wurde die physische Erscheinung des Regenbogens in dieser Mythe, nach griechischer Sitte, anthropomorphosirt. Darum ist sie Dienerin der Luftgötter. Der Regenbogen, glaubte man, ziehe Dünste aus Meer- und Landgewässern zu den Wolken hinauf, und schlürfe mit einem Stiele haupte die Flüsse aus. Auch wurde er als Zeichen der Witterung angesehen. Alles dieß verbindet sich in jener mythischen Personification. — Auch wird der Augenring, oder der farbige Ring um den Augapfel Iris genannt; so wie Irissteine gewisse Crystalle oder Quarze, welche die Farben des Regenbogens spielen.

Irkutsk die Hauptstadt in dem Gouvernement gleiches Namens in Sibirien, 859 Meil. von St. Petersburg, am Zusammenflusse des Irkut und der Angara, nicht weit vom See Baikal. Sie ist nach Tobolsk die wichtigste Stadt in ganz Sibirien, hat 2800 Häuser, 20,000 Einw., ein Seminar, eine Schifffahrtsschule, einige Fabriken und treibt beträchtlichen Handel, vorzüglich mit chinesischen Waaren. Die warmen Bäder im barguzinischen Districte des Gouvernements Irkutsk sind gegen rheumatische und scorbutische Zufälle sehr heilsam, und werden häufig besucht. Zur Bequemlichkeit der Badegäste ist 1779 ein Dorf angelegt worden.

Irland (Ireland), bei den Einwohnern Erin, eine von den zwei großen brittischen Inseln, getrennt von Großbritannien durch das irländische Meer mit dem St. Georgen Canal. Sie enthält 1396 Q. Meilen mit 4,400,000 Einw., worunter 3,500,000 Katholiken. Im Norden und Süden finden sich mäßige Berge; die mittlern Gegenden aber sind durchaus flach und haben viel Seen und Sümpfe. Das Clima ist gemäßigt. Der Hauptnahrungszweig der Einwohner besteht in der Viehzucht, welche bei den schönen Weiden trefflich gedeiht. Flachs und Hanf wird in vorzüglicher Güte gezogen, und die Leinwand ist das einzige Fabrikat von Wichtigkeit, das hier verfertigt wird. Getreide wird zur Ausfuhr gebauet, und damit der Schwesterinsel ausgeholfen. Die Fischerei ist sehr bedeutend. Die Waldungen liefern nicht so viel Holz als gebraucht wird, und die Schätze von Torf- und Steinkohlen sind noch nicht genugsam benutzt, um die Einfuhr von außen her entbehrlich zu machen. Von Mineralien liefert die Insel nur Blei und etwas Eisen, auch Salz. Der Handel hat in neuern Zeiten außerordentlich zugenommen, 1807 liefen in Irlands Häfen 8019 Schiffe mit 780,937 Tonnen und 44,847 Seeleuten ein, und 6624 Schiffe mit 669,062 Tonnen und 39,362 Seeleuten aus. Schon 1804 betrug die Ausfuhr Irlands, worunter allein 42,688,621 Ellen Leinwand waren, an Werthe nahe an 80 Millionen Gulden. Irland enthält 4 Erzbisth. und 15 Bisthümer. Es begreift 4 Provinzen und 32 Grafschaften. I. Provinz Leinster: 1) Dublin, mit der Hauptstadt der Insel, (S. Dublin); 2) Wicklow; 3) Werford; 4) Kilkenny; 5) Carlow; 6) Kildare; 7) Queens; 8) Kings; 9) Louth; 10) East-Meath; 11) West-Meath; 12) Longford. II. Provinz Ulster: 13) Cavan; 14) Monaghan; 15) Armagh; 16) Down; 17) Antrim; 18) Londonderry; 19) Donegal; 20) Tyrone; 21) Fermanagh. III. Provinz Connaught: 22) Leitrim; 23) Sligo; 24) Mayo: 25) Roscommon; 26) Galway. IV. Provinz Mounster: 27) Klare; 28) Tipperary; 29) Waterford; 30) Limerik; 31) Kerry; 32) Cork. Von alten Zeiten her finden sich in der Insel vielerlei Stämme von Einwohnern; Spanier, in Kerry und in einem Theile von Limerik und Cork; die sich jetzt ganz mit den übrigen Bewohnern amalgamirt haben; Hochskoten, welch noch die alte Gaelsche oder Erisische Sprache reden; Abkömmlinge der Angeln in einem Bezirke um Dublin, und Engländer. Der übrige Theil der Einwohner besteht aus gemischten Geschlechtern. Im Allgemeinen ist der Irländer sehr genügsam und dabei fröhlich und gesellig. Zur Bildung des Kunstsinnes wurde 1819 in Dublin eine Kunstschule, nach dem Muster der Londner Akademie eingerichtet. Ueber den ältesten Zustand Irlands sehe man den Art. Hibernien. Im 12ten Jahrhunderte wendete sich ein vertriebener Fürst von Leinster an König Heinrich II., und gab dadurch Veranlassung, daß die Engländer die ganze Insel eroberten, die bisher weder einem Ausländer, noch auch nur einem gemeinschaftlichen Oberhaupte gehorcht hatte. Irland wurde dadurch in seinem Innern beruhigt. Aber in den Kriegen der weißen und rothen Rose erklärten sich die englischen Vorsteher Irlands für das Haus York, und mußten durch Heinrich VII. mit den Waffen bezwungen werden. Dadurch bereiteten sie den Einwohnern den ersten harten Druck. Kaum hatten sich die Partheien versöhnt, als Religionswuth sie aufs neue entzweite. Die Irländer blieben dem Glauben ihrer Väter treu, während die Engländer entschieden zum Protestan-

tismus überstraten. Argwohn auf dieser und Haß auf jener Seite erzeugten eine Erbitterung, die 1641 gegen 20,000 Protestanten binnen wenigen Monaten das Leben kostete. Die Furcht vor ähnlichen Gefahren dictirte nach gänzlicher Besiegung der Irländer die harten, seit 1691 gegen alle Katholiken in Irland genommenen Maßregeln, von denen man erst in den neuern Zeiten zurückgekommen ist. Während des amerikanischen Krieges setzten es die Irländer, wiewol nicht ohne Unruhen, durch, daß ihnen 1780 die freie Ausfuhr ihrer Wollearbeiten, und überhaupt der freie Handel mit den brittischen Colonien, und im J. 1782 die Unabhängigkeit vom brittischen Parlamente, welchem das irländische gänzlich unterthan war, bewilligt wurden. Dennoch wußte sich der Hof, was die Regierung betrifft, seinen Einfluß zu erhalten. Der Vicekönig behauptete stets seinen Einfluß, und wie das irländische Parlament in eben die Rechte gesetzt wurde, welche das brittische (mit welchem es die nämliche äußere Einrichtung hatte) für England und Schottland besitzt, so fand auch bei demselben das nämliche Bestechungssystem, die nämliche Unterwerfung unter den königlichen Willen Statt. Die Irländer fühlten diese Bedrückungen wohl, aber ihr Mißvergnügen schlummerte, während ihr Wohlstand wuchs. Ihr Feld-, vorzüglich der Kornbau stieg täglich höher; der Leinwandhandel erweiterte sich. Als aber die französische Revolution die Ideen von Freiheit und Gleichheit nach allen Seiten hin verbreitete, zeigte sich die größte Empfänglichkeit dafür in Irland. Allenthalben im Königreiche bildeten sich Wigh-Clubs, unter denen der zu Dublin der wichtigste war. Reform des Parlaments und Aufhebung aller Einschränkungen der Katholiken waren die beiden Hauptfoderungen der Irländer. Die Regierung fand es der Klugheit gemäß, keine strenge Maßregeln zu ergreifen, sondern tolerante Gesinnungen zu äußern, und wirklich gelang es ihr dadurch, zur Zeit eine gewaltsame Empörung zu verhindern. Es wurde im irländischen Parlamente eine Bill eingebracht, welche der königlichen Gewalt in Irland noch engere Gränzen, als in England setzte, der König gab mehrere aus Irland gezogene Einkünfte auf, und die eigentlichen Bedrückungen der Katholiken wurden abgeschafft; nur Sitz und Stimme im Parlamente wurde ihnen versagt. Die Gährung dauerte indeß fort. Eine Menge Aufrührer traten zusammen, die sich Defenders und vereinigte Irländer nannten, im Grunde aber nur Räuber unter der Maske der Reformatoren waren. Man streute aufrührerische Schriften aus, versprach französische Hülfe; in Dublin formirte sich ein militärischer Haufe. Dennoch wurde dem Ausbruche ziemlich vorgebeugt, so daß zu Anfang des Jahres 1794 die Irländer fast gänzlich beruhigt waren. Aber es erhoben sich in kurzem wieder Stimmen des Mißvergnügens. Die Regierung machte sich durch Auflegen neuer Taxen, durch angenommene Strenge, und durch Begünstigung eines, dem Reiche nachtheiligen Emigrationsplans, um Canada zu bevölkern, der Nation aufs neue verdächtig. Auch jetzt wurden die Unruhen gedämpft. Statt sie aber durch fortgesetzte Mäßigung und Nachgiebigkeit ganz zu stillen, schien es die Regierung vielmehr zu reuen, so viel nachgegeben zu haben. Sie ernannte im J. 1795 den Lord Carhampton zum Befehlshaber aller Truppen in Irland, mit ausgedehnter Vollmacht, nach Gutdünken mit militärischer Gewalt zu verfahren, verschaffte sich eine Menge Anhänger im Parlament, und nahm alle Maßregeln, einer Empörung zu begegnen. Diese brach 1796 aufs neue aus. Man

entdeckte im Februar zu Dublin ein Complott, welches den Mord des Vicekönigs und eine förmliche Umwälzung zur Absicht hatte. Die Defenders begingen die größten Ausschweifungen; vornehmlich brach im November im nördlichen Irland eine Rebellion aus, welche unter dem Namen der Kartoffelinsurrection bekannt worden ist. Sie wurde für den Augenblick zwar gestillt; allein das Feuer glimmte unter der Asche fort, und 1798 erneuerte sich der Ausbruch, der höchst gefährlich hätte werden können, wenn die französische Unterstützung bedeutender gewesen wäre. Erst nach vielem Blutvergießen wurde die Ruhe durch die englischen Truppen und durch die Loyalisten (Englischgesinnten) wieder hergestellt. Das französische Hülfscorps von 1108 Mann mußte sich ergeben. Das englische Ministerium glaubte, allen ähnlichen Auftritten für die Zukunft am sichersten durch die Vereinigung Irlands mit Großbritannien unter ein Parlament vorbeugen zu können. Diese Union wurde im J. 1800 von Pitt durchgesetzt, und begann mit dem 1sten Januar 1801. Irland schickt nun 4 geistliche und 28 weltliche Lords ins Oberhaus, und 100 Repräsentanten ins Unterhaus des gemeinschaftlichen Parlaments, zahlt $^{1}/_{17}$ der Staatsabgaben, behält vor der Hand seine ehemaligen Gesetze und Verordnungen, und hat statt eines Vicekönigs einen Lord-Generalstatthalter an der Spitze der Staats- und Justizverwaltung. Die Schuldenlast Irlands ist von 34, auf 120 Mill. Pf. St. (im J. 1816) gestiegen. Vergl. d. Art. Großbritannien, und über die irländischen Katholiken d. Art. Emancipation.

Irmensäule (Irminsul) ist eine von den alten Sachsen göttlich verehrte Bildsäule, welche einen, nach Art der alten Deutschen völlig bewaffneten Mann mit einer Fahne in der rechten, und einer Lanze in der linken Hand vorstellte. Diese Säule war ihr heiligstes Idol und soll bei Eresburg, einer Hauptfestung der Sachsen (ungefähr im heutigen Paderborn), in einem heiligen Hain gestanden haben. Carl der Große zerstörte diese Festung im J. 772 und mit ihr jenes Denkmal des Alterthums. Die Geschichte und Deutung der Irmensäule ist sehr dunkel: nach der gemeinen Meinung war sie zu Ehren Hermanns, des Befreiers der Deutschen, errichtet worden; wahrscheinlich aber stellte sie das Bild einer vorzüglichen Gottheit, vielleicht selbst des Wodan vor, und der Name Irmin oder Hermann, welcher einen Kriegsmann bedeutete, wurde ihr beigelegt, weil Wodan der Gott des Krieges war.

Irokesen oder Mohawker, fünf (vormals sechs) vereinigte freie Nationen in Nordamerika, deren jede ihre eigene republikanische Verfassung, doch unter einem allgemeinen Oberhaupte, hat. Sie wohnen im nordwestlichen Theile von Neu-York bis an den See Ontario, welcher Strich das Mohawkerland genannt wird, in der Nachbarschaft von Pensylvanien und Maryland. Sie theilen sich 1) in die eigentlichen Mohawker oder die 5 vereinigten Nationen Onondagier, Onnidaer, Senekaer, Tuskarogier und Irundoker oder Irokesen 2) in Mohawksche Schutzverwandte, wohin die Shawanesen, Delawarer, Mikanders und Miamier gehören und 3) in die Huronen. Die Franzosen, so lange sie in Canada Nachbarn derselben waren, wie auch die Engländer, haben zum öftern, ungeachtet der mit ihnen geschlossenen Verträge, feindselige und grausame Anfälle von ihnen auszustehen gehabt. Die Zahl und Ausdehnung der Irokesen wird aber immer mehr eingeschränkt. Ihr Hauptort ist Anondago. Im Jahre 1700 zählten sie 54,560 Krieger,

jetzt etwa 12 bis 15,000 die seit 1794 Ackerbau, Viehzucht und selbst etwas Spinnerei und Weberei treiben, auch einige Schulen, mithin bereits einige Civilisation angenommen haben.

Ironie. Für dieses aus dem Griechischen entlehnte Wort (εἰρωνεία, Verstellung) haben wir kein entsprechendes deutsches, wenn wir nicht das von Campe erfundene: Schalksernst, dafür gebrauchen wollen. Man versteht unter Ironie jene feinere Art des Spottes, welche unter der Maske treuherziger Einfalt, oder der Unwissenheit, die Fehler, Inconsequenzen und Schiefheiten der anmaßenden Thorheit hervorhebt und lächerlich macht, oder dadurch lächerlich werden läßt, daß sie gerade das Gegentheil zu thun scheint. Sie setzt weder ein böses Herz, noch einen schlimmen Zweck voraus, und kann mit so viel Gutmüthigkeit und wahrer Urbanität bestehen, daß selbst der Belachte zum Mitlachen genöthigt, oder zu besserer Einsicht erhoben wird. Die Ironie kann sich aber auf doppelte Weise zeigen, einmal indem der Ironische sich stellt, als halte auch er die falsche Meinung oder Maxime für die wahre, (verstellte Unwissenheit), während er sie doch durch immer stärkere Beleuchtung gegen die wahre in einen solchen Contrast stellt, daß sie unfehlbar als absurd erscheinen muß, oder indem er die Maske der Naivetät vornimmt, wodurch die Ironie den Charakter der Schalkhaftigkeit erhält. In beiden Fällen liegt aber Schalkslaune, Ernst des Scheines, zum Grunde. Ueber den Gebrauch und die Behandlung der Ironie in der komischen und satirischen Poesie hat bis jetzt das treffendste Wort Jean Paul gesagt in seiner Vorschule der Aesthetik. Ueber die Sokratische Ironie s. Sokrates. Von der echten Ironie gibt es aber eine gewisse Abart (die Persifflage), welche derselben Mittel, wodurch jene auf Belehrung und Besserung zielt, sich bedient, um mit Andern ein boshaftes Spiel zu treiben. dd.

Irrational werden schlechtweg Größen genannt, die nicht aus der Einheit und deren Theilen zusammengesetzt werden können, z. B. die Quadratwurzel aus 2, 1,4124... die durch fortgesetzte Annäherung in Theilen der Einheit zwar immer genauer, aber nie ganz genau angegeben werden kann. Eben so heißt das Verhältniß zweier Größen irrational, wenn die eine durch das Ganze und die Theile der andern nicht erschöpfend gemessen werden kann. Kreisumfang und Durchmesser stehen in einem solchen irrationalen Verhältnisse, weil nur annäherungsweise angegeben werden kann, wie oft der letztere im ersteren enthalten ist. Irrationalität heißt diese Eigenschaft der Größe. D. N.

Irregulär ist überhaupt Alles, was von der Regel abweicht und dieser zuwider ist. In der Mathematik heißen Raumgestalten irregulär, wenn die Seiten, oder Winkel, oder Ecken, oder Flächen nicht von gleicher Größe und Gestalt sind, im Gegensatze der regulären, bei welchen diese gleich sind.

Irresein, ist derjenige regelwidrige Zustand der Seelenthätigkeit des Menschen, in welchem er die Freiheit seines Bewußtseins verloren hat, in welchem folglich seine Reden und Handlungen nicht mehr in Beziehung auf die Außenwelt, noch in Einheit mit den Zwecken seiner Vernunft stehen. In Rücksicht der Thätigkeit der Seele betrachten wir sie als Geist oder als Gemüth, insofern alle Thätigkeit derselben auf Denken oder Empfinden sich zurückführen läßt. Das Denken, die Bildung der Vorstellungen, der Begriffe und Urtheile, ist richtig, wenn es mit den Gegenständen, worauf es sich bezieht, übereinstimmt; die Empfindungen, die äußern und innern, nemlich die Wahrneh-

mung des Zustandes der Seele, sind regelmäßig, wenn sie den Gefühlen, von welchen sie abstammen, und den körperlichen oder psychischen Einwirkungen angemessen sind. Alle Thätigkeiten der Seele gehen entweder blos im Innern derselben vor, oder sie äußern sich durch das Handeln, wodurch der Mensch mit der Außenwelt und den Mitmenschen in Wechselwirkung tritt. Die Handlungen und Aeußerungen des Menschen können nur dann wahr genannt werden, wenn sie wirklich von derjenigen Geistesthätigkeit oder Gemüthsstimmung ausgehen, welche sie bezeichnen sollen, allein nicht immer ist dieß in den Weltverhältnissen der Fall. Die Zwecke, welche der Mensch verfolgt, verlangen nicht selten eine andere Aeußerung und Handlung, als der Geistesthätigkeit und dem Gemüthszustand des Menschen eigentlich entsprechen würde. Oft aber sind zwar die Aeußerungen des Menschen wahr, allein seine Geistesthätigkeit so wie sein Gemüthszustand ist unrichtig, den Gegenständen nicht angemessen; in diesen Fällen ist der Mensch im Irrthum, er macht sich falsche Vorstellungen und Begriffe, sowohl von Gegenständen der moralischen als der physischen Welt, bildet falsche Urtheile über dieselben, setzt sich Zwecke vor, die mit den höhern Zwecken der Vernunft nicht im Einklang stehen, wählt falsche Mittel zur Erreichung seiner Zwecke, geräth in angenehme oder unangenehme Zustände seines Gemüths, über Gegenstände, welche vielleicht diese gar nicht, oder das Gegentheil davon hervorbringen sollten. Zu dem Wesen der Seele gehört aber das Selbstbewußtsein, das Selbstanschauen der Seele in ihrer höchsten Klarheit, wodurch sie ihre eigne Thätigkeit, ihren innern Gemüthszustand wahrnehmen, ihre Thätigkeit nach ihren Zwecken beherrschen kann. So lange der Mensch die Freiheit dieses Selbstbewußtseins besitzt, kann er dasselbe nach allen Richtungen hin, sowohl nach dem Innern als nach den Verhältnissen der Außenwelt hinwenden; ist er gleich im Irrthum, bildet er sich falsche Begriffe von einem Gegenstande, übereilt ihn irgend ein Affect, so kann er deßohngeachtet seinen Irrthum verbessern, seinen Affect beherrschen, er kann seine Handlungen und Aeußerungen in Einheit mit seinen Zwecken setzen, die letztern mögen nun die höhern Zwecke der Vernunft, oder die niedern der Sinnlichkeit sein. Nur dann erst, wenn der Mensch diese Freiheit des Selbstbewußtseins verloren hat, geht der Irrthum oder die Täuschung in wahres Irresein, Verrücktsein, Gestörtheit über, und äußert sich als Seelenkrankheit, die entweder blos als Geistes- oder blos Gemüthskrankheit, oder auch beides zugleich erscheint. Es fehlt alsdann die Einheit in der Beziehung aller Thätigkeit der Seele und in den Handlungen auf den Zweck der Vernunft. Gehen wir den Ursachen des Irreseins bis auf die tiefste Quelle nach, so finden wir, daß sie im Grunde jedesmal in einer physischen Abweichung vom Normalzustande des Organismus gegründet ist, nemlich in einer Störung oder Unterdrükkung der Function des Organs des Bewußtseins im Gehirn. Jede andere Abnormität der Seelenthätigkeit ist nur vorübergehend, nur dem Irresein ähnlich, z. B. Leidenschaften, starke Affecte, Irrthum, und Wahn, Einfalt, Mangel an Beurtheilung, Dummheit. Ist aber das Organ des Bewußtseins im Gehirn selbst in seiner Function gestört oder verhindert, so wird das Bewußtsein daurend verdunkelt, und es tritt wirkliches Irresein, oder Wahnsinn ein. Da nemlich das Bewußtsein durch die innige Verbindung der Seele mit dem Körper mittelst des Nervengeistes, eben so wie die übrigen Vermögen der Seele, in seiner Thätigkeit an ein bestimmtes Organ ge-

unden ist, so hängt auch die Thätigkeit des Bewußtseins von der Normalität seines Organs ab, und jede Störung der Function desselben muß eine Verdunkelung des Bewußtseins mit sich führen. Die Veranlassung zu dieser Abnormität in der Function dieses Organs kann aber sowohl von dem übrigen Organismus, als auch von der Seelenthätigkeit selbst hervorkommen. In den Gehirnorganen kann eine disharmonische Function eingetreten sein, so daß ein Organ das andere in seinen Verrichtungen stört. Ein zu heftiger Umtrieb des Blutes, Anfüllung der Blutbehälter im Gehirn, daher rührender Druck auf das Gehirn, zu rapide Absonderung des Nervenäthers in dem Gehirn kann die Function der verschiedenen Theile desselben in Unordnung und in Stocken bringen. Auch von dem Ganglien-system aus kann durch Ueberströmung des Nervenäthers an dem sympathischen Nerven oder an dem Stimmnerven (s. den Art. Nervensystem) nach dem Gehirn eine so gewaltsame Einwirkung auf das Organ des Bewußtseins geschehen, daß dessen Function dadurch gestört und das Bewußtsein verdunkelt wird. Dieß kann z. B. durch unmäßige Genüsse geistiger Getränke, durch narkotische Gifte, u. dergl. geschehen. Von der Seelenthätigkeit selbst kann aber die Veranlassung zum Irresein herkommen auf folgende Weise. Wenn die Seele, es sei aus eigener Willkür, auf fremde äußere Antriebe, oder durch Affecte und Leidenschaften getrieben, ihr Bewußtsein auf irgend eine Thätigkeit des Geistes oder einen Zustand des Gemüths ausschließlich hinlenkt, es dadurch für die klare Uebersicht der übrigen Geistesbedürfnisse und der Verhältnisse der Außenwelt verdunkelt, so wird dadurch schon die Einleitung zum wirklichen Wahnsinn gemacht, und dauert dieser Zustand in dem Grade fort, daß diese Disharmonie in der Thätigkeit des Bewußtseins auch rückwärts auf das Organ desselben störend einwirkt, was nach organischen Gesetzen endlich nothwendig erfolgen muß, so geht alsdann auch die Freiheit des Bewußtseins verloren, der Mensch kann es nicht mehr von den Objecten, in denen es sich verloren hat, losreißen und auf andere hinlenken, der Zustand des völligen Irreseins ist alsdann eingetreten. Ist gleich die Freiheit des Bewußtseins verloren gegangen, so ist es doch zuweilen schwer, die Classe des Wahnsinns bestimmt zu unterscheiden, in welchem derselbe seinen Anfang nimmt, indem die Verdunkelung des Bewußtseins sich bald über mehrere Thätigkeiten des Geistes erstrecken kann, bald auch wieder mehrere frei bleiben, so daß zuweilen, wenn blos diese einzelnen freigebliebenen Thätigkeiten der Seele sichtbar sind, auf kurze Momente gar kein Irresein zu bemerken ist. Man kann das Irresein in Hinsicht der Veranlassungen: in rein physisches oder in körperliches, in Hinsicht der Dauer: in langwieriges (chronisches, eigentlich Geistes- und Gemüthskrankheit, Verrücktheit) und hitziges, (acutes, fieberhaftes, Delirium) abtheilen. Das chronische wird am richtigsten nach der Thätigkeit der Seele, in welcher sich die Freiheit des Bewußtseins zunächst verliert, abgetheilt. Daher bilden sich zwei Hauptclassen der Verrücktheit, (des Wahnsinns) je nachdem sich das Selbstbewußtsein zunächst in der Region des Geistes oder in der des Gemüths verliert. Die erste Classe dieses Wahnsinns können wir mit dem Namen Narrheit, (Wahnwitz, Aberwitz) belegen. Sie hat ihre Wurzel in dem Erkenntnißvermögen. Der Wahnsinnige mit Narrheit, (Wahnwitzige) hat zunächst ein Bewußtsein in Ansehung der Vorstellungen, Begriffe und Urtheile verloren, indem er sich der Möglichkeit des Irrthums in Hin-

ſicht derſelben nicht mehr bewußt iſt und ohne Rückſicht auf die Verhältniſſe der Außenwelt ſeinen falſchen Vorſtellungen und Begriffen gemäß handelt. Hierzu kommt, daß die ungezügelte Phantaſie ſich immer noch Objecte dazu ſchafft, die der Wahnwitzige nicht als ſolche zu erkennen vermag, ſondern ihnen gemäß, als wären ſie in der Realität wirklich vorhanden, ſpricht und handelt. Auch das Gemüth, durch das Band des Bewußtſeins nicht mehr zur Einheit zuſammengehalten, wirft ſich auf die falſchen Objecte, beſchäftigt ſich zwecklos bald mit dieſem, bald mit jenem. Die Grundlage zu dieſer Art des Irreſeins iſt gewöhnlich einſeitige Cultur des Erkenntnißvermögens, übermäßige Geiſtesanſtrengung, Vorherrſchen einer zweckloſen Phantaſie, Zerſtreuungs- und Vergnügungsſucht und Hochmuth. Die andere Claſſe können wir mit dem Namen der Melancholie bezeichnen. (S. dieſen Artikel). Sie hat urſprünglich ihren Sitz im Gemüth, von welchem aus ſie ſich auch über andere Thätigkeiten des Geiſtes verbreitet. Auch geht die Melancholie, wenn ſie einige Zeit gedauert hat, oft in die andere Art des Irreſeins über. Um die weſentlichen Vorgänge bei dem Irreſein noch etwas zu beleuchten, dürfen wir nur das im Fieber zuweilen vorkommende noch in nähere Betrachtung nehmen, da dieß von der heftigen Einwirkung des Fiebers hervorgebrachte vorübergehende Irreſein im Weſentlichen der Erſcheinungen übereinſtimmt mit dem chroniſchen. Der Irre kann in Rückſicht der Erſcheinungen angeſehen werden als ein im Wachen Träumender. Wie der Schlafende im geſunden Zuſtande mannichfaltige Traumbilder vor ſich ſchweben ſieht, ſo der Irre im Wachen, nur daß ſie die Bilder, die Anſchauungen des Wachens verdrängen, und der Kranke nicht dieſen ſondern ſeinen innern Wahnbildern und Vorſtellungen gemäß, ohne Rückſicht auf die Außenwelt handelt. Durch die Gewalt des Fiebers, in andern Fällen durch andere phyſiſche oder auch pſychiſche Einwirkungen, wird das Bewußtſein unterdrückt; durch eben dieſe gewaltſam ſtörenden Einwirkungen auf das Hirnſyſtem werden aber auch die Functionen deſſelben ſo gereizt, daß der Schlaf nicht nothwendig dadurch zugleich herbeigeführt, eher vermindert wird. (Alle Irren ſchlafen ſehr wenig.) Bei dieſem Zuſtande wird der Seele unaufhörlich Stoff zugeführt zu Vorſtellungen und Bildern, die ſie aber weder mit den Gegenſtänden vergleichen noch in Einheit mit ihren Zwecken ſetzen kann. Die Reden und Handlungen des Irren können daher wohl den innern Wahnbildern gemäß ſein, aber ſie ſind es nicht den wirklichen Gegenſtänden, den Verhältniſſen der Außenwelt und den Zwecken der Vernunft. Von den Sinnesorganen und von den Nerven des Gemeingefühls werden der Seele Wahrnehmungen von der Außenwelt und ihrem Körper zugeführt. Durch krankhafte Beſchaffenheit dieſer Organe können ſchon die daher kommenden Anſchauungen falſch ſein, (ſ. den Art. Phantasmen und Hypochondrie) bei verdunkeltem Bewußtſein kann die Seele die Falſchheit oder Aechtheit dieſer Wahrnehmungen nicht vergleichen und unterſcheiden. Dazu kommt alsdann das durch erhöhte und abnorme Einwirkung des Ganglienſyſtems freier wirkende Vermögen der Bilderſprache (Imagination) der Seele, welche jeder Vorſtellung, jeder dunkeln Wahrnehmung des Gemeingefühls beſtimmte Bilder unterſchiebt. Dieſe Wahrnehmung des Gemeingefühls von dem eignen Organismus ſind zumal bei krankhaftem Zuſtande ſehr verſchieden, und geben deßhalb auch bei dem Irreſein die Veranlaſſung zu mannichfaltigen falſchen Vorſtellungen. So entſtehen z. B. vom Gemein-

gefühl aus ein allgemeines dunkles Schmerzgefühl, der Müdigkeit ähnlich, ungewöhnliche Gefühle von gleichsam neuen vorher nicht vorhandenen Theilen, das Gefühl von Schwere und Unbehülflichkeit in der Bewegung des Körpers oder einzelner Theile, auch eine krankhafte Abänderung der Triebe und Instincte, krankhaftes Gefühl von Wärme oder Kälte. Diese abnormen Einwirkungen des Gemeingefühls verarbeiten nun die freiere, durch das Bewußtsein nicht beherrschte Imagination zu den mannichfaltigsten adäquaten Bildern, daher glaubt der Irre, es sei etwas an seinem Körper zerbrochen, er sei, ganz oder in einzelnen Theilen, doppelt vorhanden, manches Glied sei um viermal größer, als es ist, oder der ganze Körper sei ungeheuer groß, oder er sieht sich in Wüsten und von Schreckgestalten als Feinden verfolgt, in Feuersgefahr, oder in Wasserfluthen, u. s. w. Auch die durch das Bewußtsein nicht beherrschte Erinnerung erwacht, und liefert der Seele reichlichen Stoff zu falscher Thätigkeit, daher der Kranke Gegenwart und Vergangenheit nicht zu unterscheiden vermag, und in Bildern und Scenen der längst vergangenen Zeit lebt, als wären sie gegenwärtig. Allein auch gewisse Vorstellungen und Ideen die in der Seele eigenmächtig und noch in der Periode der Gesundheit entstanden sind, können den Kranken so ausschließlich beherrschen, daß er einzig und allein damit sich beschäftigt, und für alles andere keinen Sinn hat. Gemeiniglich hat alsdann die Phantasie diese Ideen aufgefaßt und festgehalten, bildet sie in mancherlei Gestalten aus, und führt sie den Kranken unaufhörlich zu, so daß keine andern aufkommen können. Wo z. B. die Idee des Hochmuths zum Grunde des Irrseins liegt, schmückt die Phantasie den Kranken zum König oder Kaiser oder gar zu Gott dem Vater und dergl. aus, alle Umgebungen bildet sie darnach, und schafft ihm einen Hofstaat von Großen und Ministern, Engeln und Erzengeln. — Das fieberhafte Irresein läßt nach, sobald der Sturm des Fiebers sich legt. Nur in seltenen Fällen bleibt zuweilen ein chronisches Irresein zurück. Das chronische Irresein von körperlichen Ursachen ist schwer zu heilen, am schwersten das von psychischen Ursachen, besonders von Hochmuth, Zerstreuungssucht und Ausschweifungen entstandene.

Irritabilität, Reizbarkeit, nach Haller das Vermögen der Muskelfaser, sich auf einen geschehenen Reiz (der Nerven oder anderer äußeren Dinge) gegen ihren Mittelpunct zusammenzuziehen. Sie wird der **Sensibilität** gewissermaßen entgegengesetzt. S. d. Art. **Haller, Leben, Physiologie, Reizbarkeit, Sensibilität.**

Irrlicht oder **Irrwisch** heißt eine kleine leuchtende Lufterscheinung von der Größe einer Lichtflamme, welche sich eben so zeigt, wie entzündetes Wasserstoffgas. Gewöhnlich erscheinen Irrlichter da, wo thierische Substanzen faulen, als an sumpfigen Orten, auf Gottesäckern, Schlachtfeldern, Schindangern ꝛc. Der leiseste Hauch der Luft bewegt sie fort, daher scheinen sie von einem Orte zum andern zu hüpfen. Wer sie nun in der finstern Nacht für wirkliche Lichter in Häusern hält, und ihnen folgt, wird **irre geführt**; daher ihr Name. Aberglaube und Unbekanntschaft mit der Natur haben sie in der Vorzeit zu bösen Geistern gemacht, welche die Reisenden neckten und irreleiteten. In warmen Sommernächten werden sie öfter gesehen, als im Winter, und sind überhaupt in südlichen und warmen Gegenden häufiger, als in nördlichen und kalten. In jenen sind sie

auch größer, z. B. in Spanien oft 12 Fuß hoch. Ihre Natur ist noch unbekannt; wahrscheinlich aber bestehen sie aus gephosphortem Wasserstoffgas, welches sich aus faulenden Körpern entwickelt, und bei der Berührung mit der Luft entzündet.

Irrthum heißt ein falsches Urtheil, in sofern es für wahr gehalten wird. Die Veranlassung dazu ist der Schein, d. h. subjective Verhältnisse, welche statt objectiver (oder Erkenntnißgründe) gebraucht werden. Dieser Schein wurde von den Alten species veri genannt, und sie behaupteten mit Recht, daß ein jeder Irrthum einen solchen Schein voraussetze, weil, wenn der Verstand einsieht, daß eine Sache nicht vollständig gedenkbar ist, oder, wenn er die Nichtübereinstimmung und den Widerspruch seiner Gedanken deutlich wahrnimmt, er solche unmöglich für wahr halten kann. Dieser Schein bezieht sich entweder auf die logische Form, oder auf die Materie des Urtheils. Im ersten Falle entsteht der formale, im andern der reale, oder materielle Irrthum. Eine Erkenntniß, die den Gesetzen des Verstandes, d. h. sich selbst widerspricht, ist logisch falsch. Irrt der Verstand, so merkt er diesen Widerspruch nicht, und die Nichtübereinstimmung der Gedanken mit den Gesetzen des Verstandes ist für ihn nicht vorhanden. Erst wenn dieser Schein aufgedeckt wird, verschwindet der Irrthum. Der reale Irrthum bezieht sich auf die Sache, und besteht in dem Widerspruche der Gedanken und Urtheile mit den Gegenständen. Der formale Irrthum läßt sich aus logischen Grundsätzen erkennen; der reale oder materielle aber nicht, weil die Vorstellung eines besondern Gegenstandes nach etwas ganz Anderem bestimmt wird, als nach den bloßen Gesetzen des Denkens, indem durch diese allein nicht begriffen werden kann, ob unsere Vorstellungen mit den Gegenständen übereinstimmen, oder nicht. Da nun die allgemeine Logik von allem Inhalte der Erkenntniß abstrahirt; so kann sie auch nicht bestimmen, ob, wenn sich materielle Vorstellungen in uns befinden, diese mit ihren Objecten übereinstimmen, oder nicht, und kann mithin ein allgemeines materiales Kennzeichen des Irrthums so wenig als der Wahrheit liefern. Verknüpfet man mit einem Irrthume mehrere andere, deren Wahrheit man auf jenes erste falsche Urtheil ankommen läßt, so heißt das erste falsche Urtheil, welches an der Spitze aller übrigen steht, der Grundirrthum, das Uebrige sind abgeleitete Irrthümer. An und für sich ist jeder Irrthum ein überwindlicher (error vincibilis), und es gibt eigentlich keinen unüberwindlichen (error invincibilis); doch nennt man auch einen unüberwindlichen den, welcher unter gegebenen Umständen von einer bestimmten Person sehr schwer zu vermeiden war. Man vermeidet den Irrthum, wenn man der Geneigtheit, aus subjectiven Gründen zu urtheilen, nicht folgt, und nicht urtheilt, ohne hinlängliche Erkenntnißgründe zu haben. Man überwindet ihn durch wirkliche Einsicht in die Gegenstände, so wie durch Anerkennung seiner Unwissenheit. Da übrigens ein Irrthum ein Urtheil ist, und das Urtheil aus dem Verstande, und nicht aus den Sinnen hervorgeht: so kann man allerdings sagen, daß die Sinne nicht irren, aber nicht darum, weil sie jederzeit richtig urtheilen, sondern vielmehr, weil sie gar nicht urtheilen, ob sie gleich durch ihren Einfluß auf den Verstand zum Irrthume verleiten können. Fassen wir nun nicht mehr in unser Urtheil auf, als was wirklich durch die Sinne empfunden worden ist; so ist auch kein Irrthum vorhanden. Sagen wir z. B., die Wolken scheinen auf den Bergen zu liegen, oder, die Sonne

scheint beim Untergange größer als beim Aufgange; so ist dieses kein Irrthum. Sobald wir aber das Scheinen in ein Sein verwandeln und sagen, die Wolken liegen auf den Gebirgen, die Sonne ist im Untergange größer als im Aufgange; so haben nicht die Sinne sondern der Verstand geirrt, indem dieser, durch den Schein verleitet, mehr in sein Urtheil aufgenommen hat, als ihm durch die Sinne war überliefert worden. Irrthum ist also nur in dem Verhältnisse des äußern Gegenstandes zu unserm Verstande anzutreffen, und der zureichende Grund desselben liegt in dem freien Gebrauche der Urtheilskraft, vermöge dessen wir etwas Gegebenes auf eine Regel beziehen, unter welche es nicht gehört, oder Dinge, die ihrer Natur und der Natur der menschlichen Erkenntniß nach, keine Gewißheit erlauben, als solche behandeln, die mit völliger Gewißheit erkannt werden können. Die Umstände, welche Irrthümer veranlassen können, sind theils innere, theils äußere. Jene beziehen sich entweder auf das Erkenntnißvermögen, oder auf das Begehrungsvermögen. Zu den erstern gehört natürliche Schwäche, entweder des gesammten, oder nur eines oder des andern Erkenntnißvermögens, oder auch eine unharmonische und unverhältnißmäßige Ausbildung einer Function des Erkenntnißvermögens mit Vernachlässigung des andern, Uebereilung, Mangel an nöthigen Kenntnissen und Erfahrungen, Unterlassung fleißiger Uebung im Nachdenken und Erwählung falscher Methoden, besonders bei dem gelehrten Nachdenken. So kann eine unregelmäßige Einbildungskraft bei einem schwachen Verstande, oder eine schwache Urtheilskraft die Quelle dieser Irrthümer werden. In Absicht auf das Begehrungsvermögen gehört dahin Eitelkeit, Eigenliebe, Leidenschaften, Neigungen, Temperament, thörichte Furcht und Zaghaftigkeit, allzugroßes Selbstvertrauen und Abscheu vor mühsamer Untersuchung. Descartes und Gassendi haben sich daher einander wol nicht recht verstanden, wenn der erste sagte, die Ursache des Irrthums liege darin, quod voluntas latius potest intellectu (daß der Wille sich weiter erstrecke als der Verstand), der andere hingegen behauptete, in nullam rem voluntas fertur, quam intellectus non praeviderit (der Wille strebe nur nach demjenigen, was der Verstand bereits vorhergesehen habe). Zu den äußern Ursachen des Irrthums gehört Alles, was uns die erste Richtung zu gewissen Gedanken und Handlungsmaximen geben kann, als Erziehung, Unterricht, Lebensart und Umgang, welche Dinge öfters nicht in unserer Gewalt stehen. Uebrigens leuchtet es schon aus dem obigen ein, daß es keinen totalen Irrthum, sondern nur einen partialen gibt, d. h. daß in jedem Irrthume zugleich etwas Wahres sei.

Isaak, der Sohn Abrahams, merkwürdig durch die seinen Aeltern lang verheißene, und erst im hohen Alter derselben erfolgte Geburt, und durch die Bestimmung zu einem frühen Opfertode (s. d. Art. Abraham), dem er nur durch ein Wunder entging, glich seinem großen Vater an Glauben und Standhaftigkeit in der Verehrung des wahren Gottes mitten unter den Heiden, doch nicht an Thatkraft und Seelengröße. In ihm erscheint der patriarchalische Character milder und weicher als in Abraham, aber reiner und edler als in seinem Sohne Jacob. Durch den Ackerbau, den er schon mehr als Abraham trieb, an Ruhe gewöhnt, und weniger wandernd als seine Vorfahren, nachgiebig und duldend im Streite, zeigte er sich auch in seinem Hause als einen zärtlichen, aber früh gealterten, schwa-

chen und leicht zu täuschenden Vater, der den stillen hinterlistigen Jacob dem wilden und redlichern Esau vorzieht. In dem schönen, (neuerlich in den biblischen Idyllen der geistreichen Caroline Pichler bearbeiteten,) poetischen Stoffe seiner Heirathsgeschichte mit Rebecca, glänzt diese vor ihm hervor, und überall, wie unter den Erzvätern der Juden, scheint er bestimmt nur den zweiten Rang einzunehmen. E.

Isabelle von Castilien, die berühmte und staatskluge Königin von Spanien, Tochter Johanns II., ward im Jahre 1451 geboren, vermählte sich 1469 mit Ferdinand V., König von Aragonien, und bestieg, obgleich nach dem Tode ihres Bruders, Heinrich IV. des Unvermögenden, ihre ältere Schwester Johanna den rechtmäßigsten Anspruch auf das Reich hatte, mit Ausschließung dieser, im J. 1474 den Thron von Castilien. Sie hatte sich nemlich noch bei Lebzeiten ihres Bruders die Stände des Reichs so geneigt zu machen gewußt, daß ein großer Theil derselben, nach dem Tode Heinrichs IV., sich für sie erklärte: den andern nöthigten die siegreichen Waffen ihres Gemahls nach der Schlacht bei Toro im J. 1476 die Zustimmung ab. Nachdem die Reiche Castilien und Aragonien auf diese Weise mit einander vereinigt waren, nahmen Ferdinand und Isabelle den königlichen Titel von Spanien an. Mit der Grazie und Liebenswürdigkeit ihres Geschlechts verband Isabelle den Muth eines Helden, die tiefe Staatsklugheit eines Ministers, den Scharfsinn eines Gesetzgebers und die glänzenden Eigenschaften eines Eroberers. Sie war stets bei den Staatsverhandlungen gegenwärtig, und verlangte, daß man in den öffentlichen Edicten neben dem Namen ihres Gemahls auch den ihrigen setzte. Die Eroberung von Granada, nach welcher die Mauren gänzlich aus Spanien vertrieben wurden, so wie die Entdeckung Amerika's, ist größtentheils ihr Werk, und verschaffte ihr Gelegenheit, stets gerüstet zu sein. In allen ihren Unternehmungen stand ihr der staatskluge Cardinal Ximenes leitend zur Seite. Man hat ihr Härte, Stolz, Ehrgeiz und eine ungemessene Herrschsucht vorgeworfen: aber diese Fehler förderten das Wohl des Reichs eben so sehr, als ihre Tugenden und Talente. Ein Geist wie der ihrige war nöthig, den Uebermuth der Großen zu demüthigen, ohne sie zu empören, Granada zu erobern, ohne die Horden Afrika's nach Europa zu locken, und die Laster ihrer Unterthanen, welche durch schlechte Verwaltung der Gesetze gänzlich ausgeartet waren, unter die Füße zu treten, ohne das Leben rechtschaffener Leute in Gefahr zu setzen. Durch Einführung eines strengen Hofceremoniels, welches noch heut zu Tage am spanischen Hofe besteht, wußte sie den Uebermuth der zahlreichen Adeligen von der Person des Königs zu entfernen, und ihnen somit jeden verderblichen Einfluß auf diesen zu benehmen. Das Faustrecht, welches bis dahin, eben so wie in Deutschland, zum Verderben der öffentlichen Ruhe geherrscht hatte, wußte sie durch Behauptung eines allgemeinen Landfriedens, so wie durch Einführung einer schnellen Justizpflege zu stürzen. Schon im Jahre 1492 hatte der Papst Alexander VI. beiden Gatten den Titel, katholischer König, feierlich bestätigt, der ihnen bereits von Innocenz VIII. ertheilt worden war. Der Eifer für die katholische Religion, welcher ihnen diesen Titel verschafft hatte, unterstützte auch die Inquisition, welche besonders auf Eingebung ihres Beichtvaters Torquemada 1480 in Spanien eingeführt wurde. Von dieser Zeit an muß man

die Veränderung rechnen, welche sich mit dem Charakter der spanischen Nation ereignet hat. Die Furcht nemlich, in die Gewalt jenes blutdürstigen Tribunals zu fallen, war Ursache, daß sich die Nation zu dem Ernste und der Einsylbigkeit gewöhnte, welche wir noch jetzt an ihr bemerken: Eigenschaften, die mit der sonstigen Lebhaftigkeit der Bewohner eines südlichen, gesegneten Clima's gerade im Widerspruche stehen. Mit jenen Maßregeln hing auch die Vertreibung der Juden aus Spanien zusammen. Isabelle starb 1504, nachdem sie ihrem Gemahl, auf welchen sie stets sehr eifersüchtig war, den Schwur abgenommen hatte, sich nicht zum zweiten Male zu verheirathen. S. Ferdinand V.

Isabey, einer der geschicktesten Miniaturmaler der Franzosen, ist ein Schüler Davids. Dieser Künstler besitzt eine ganz eigne Zartheit und Grazie; alle seine Gebilde sind nur wie hingehaucht, wie aus Luft gewebt, und doch dabei sehr wirkungsvoll und treffend ähnlich. Seine überaus vollendete Ausführung würde noch ächtere Kunstwerke schaffen, wenn nicht ein Anflug feiner Schmeichelei, den alle seine Gebilde haben, die tiefere gemüthliche Wahrheit, so wie die festere Form oft daraus verdrängte. Isabey erfand die sehr hübsche Manier von Kreide- und Crayonzeichnungen à l'estompe, in denen er unübertrefflich ist. Er zeichnet und tuscht auch sehr oft Compositionen von vielen Figuren, welche alle Portraitähnlichkeit haben. Seine berühmtesten Blätter in dieser Art sind: der Besuch Napoleons bei Oberkampf, einem großen Fabrikanten in Jouy; Napoleon auf der Terrasse zu Malmaison und viele Paraden und Presentationen; in neuerer Zeit zeichnete er alle bei dem Wiener Congresse versammelten Fürsten und Staatsmänner. Eines seiner schönsten und emüthvollsten Blätter ist sein Nachen, (la nacelle) wo er selbst mit seiner Familie dargestellt ist. Die Manier à l'estompe, welche den punctirten Kupferstichen sehr gleicht, war eine Zeit lang herrschend Mode, doch sie muß von Isabey's Meisterhand kommen, wenn sie nicht in verschwindendes, charakterloses Nebeln ausarten soll. Seine Miniaturgemälde sind außerordentlich schön, nur er kann mit Augustin in Paris wetteifern, und hat dieser mehr Kraft und Wärme der Farbe, so besitzt Isabey noch größere Leichtigkeit und sanftern Farbenschmelz.

W.

Iselin (Isaak), ein verdienstvoller schweizerischer Gelehrter, ward am 17. März 1728 zu Basel geboren, und studirte zu Göttingen die Rechtsgelehrsamkeit und Staatskunde. Nach der Rückkehr in seine Vaterstadt 1749 faßte er den Plan, das eidgenossische Staatsrecht in ein System zu bringen, und lieferte in seiner Inauguraldisputation, unter dem Titel: Tentamen juris publici Helvetici, eine Probe davon. Er ging sodann auf Reisen, und suchte sich besonders seinen Aufenthalt zu Paris so lehrreich als möglich zu machen. Außer der Rechtswissenschaft widmete er sich mit besonderem Eifer der Philosophie und Geschichte, und beschäftigte sich mit der Ausarbeitung einer helvetischen Geschichte, an deren Beendigung er aber dadurch verhindert wurde, daß ihn der große Rath 1754 zu seinem Mitgliede wählte, worauf er zwei Jahre spä-
ter die Stelle eines Rathsschreibers erhielt, mit welchem Amt die Aufsicht über die Staatskanzlei verbunden war. Er war die erste Veranlassung zu der helvetischen Gesellschaft, so wie er auch 1777

in seiner Vaterstadt die Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen stiftete. Er starb am 15ten Juni 1782 im 54sten Jahre seines Alters. Seine vorzüglichsten Schriften sind: Ueber die Nothwendigkeit und Unzulänglichkeit der Prachtgesetze; Ueber den wahren Werth der Reichthümer; Ueber den wahren Patrioten; Ueber Gesetzgebung und Gesetze; Ueber den Werth der politischen Tugenden; Die Geschichte der Menschheit (sein reifstes und am meisten vollendetes Werk), und die Ephemeriden der Menschheit, sieben Jahrgänge, Basel, 1776 bis 1782, welche nach Iselins Tode von W. G. Becker bis zum 10ten Jahrgange, Leipzig 1786, fortgesetzt wurden.

Isenburg, eine Standesherrschaft im Großherzogth. und im Kurfürstenth. Hessen, welche zerstückt in diesen beiden Staaten liegt, und auf 15 Q. M. 47,500 Einw. hat. Sie bestand vor 1815 aus dem souveränen Fürstenth. Büdingen und aus den mediatisirten Besitzungen der Grafen von Isenburg-Büdingen, Wächtersbach und Meerholz, aus der Herrschaft Heusenstamm des Grafen von Schönborn, und aus der Herrschaft Eppershausen des Freiherrn von Groschlag. Der Boden ist großen Theils gebirgig, er liefert Getraide, Flachs, Tabak, viel Holz, ferner Eisen und Salz, und hat treffliche Viehzucht und gute Fischereien. Die bedeutendste Stadt ist Offenbach, mit 8000 Einwohnern. — Die Grafen von Isenburg, von deren Stammschlosse in der Nähe von Coblenz sich nur wenige Ruinen erhalten haben, werden zuerst bei den Fehden und Turnieren des zehnten Jahrhunderts genannt. Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts erweiterte Graf Theodorich von Isenburg, durch Vermählung mit einer Gräfin von Wied, seine Besitzungen. Nach der Theilung der Länder im J. 1290 bestanden zwei Linien, die der Grafschaft Ober- und Nieder-Isenburg. Erstere lag im ehemaligen oberrheinischen, die letztere im ehemaligen churrheinischen Kreise. Die Linie in der Grafschaft Nieder-Isenburg erlosch 1664 mit dem Grafen Ernst. Da diese Grafschaft ein Lehen von Trier und Fulda gewesen war, so zog jetzt Chur-Trier seine Lehenstücke als ein eröffnetes Lehen, trotz des Widerspruchs des Grafen, nachmaligen Fürsten von Wied, ein. Den andern kleinern Theil nahm das Haus Wied und der Graf von Walderdorf in Besitz, welche noch bei Lebzeiten der Grafen eine Anwartschaft darauf erhalten hatten. Die Grafschaft Ober-Isenburg wurde 1633 nach dem Tode des Grafen Wolfgang Ernst unter seine beiden Söhne getheilt. Der ältere, Wolfgang Heinrich, stiftete die Linie Offenbach-Birstein, der jüngere, Johann Ernst, die Linie Büdingen. Die Länder der letztern wurden nach Johann Ernsts Tode 1673 von neuem unter seine vier Söhne getheilt, von denen Johann Kasimir die gräfl. Linie Büdingen, Ferdinand Maximilian die gräfl. Linie Wächtersbach, Georg Albrecht die gräfl. Linie Meerholz, Carl August die gräfl. Linie Marienborn stiftete. — In der Linie Isenburg-Birstein folgte auf Wolfgang Heinrich 1635 dessen Sohn, Johann Ludwig; nach dessen 1685 erfolgtem Tode dessen beide Söhne die Länder so unter sich theilten, daß der ältere, Johann Philipp, zu Offenbach, der jüngere, Wilhelm Moritz, zu Birstein regierte. Allein schon 1718 erlosch mit Johann Philipp die Seitenlinie zu Offenbach, und ihre Besitzungen erbte Graf Wolfgang Ernst I., der seinem Vater Wilhelm Moritz 1711 gefolgt war, und 1744 zum Reichsfürsten erhoben wurde. Ihm

folgte 1754 sein Enkel Wolfgang Ernst II., und diesem 1803 sein Sohn Carl, geb. 1766, vermählt mit Charlotte Auguste Wilhelmine, Gräfin von Erbach-Erbach, aus welcher Ehe eine Tochter und zwei Söhne leben. Am 12ten Juli 1806 trat der Fürst dem Rheinbunde bei, und erhielt dadurch die Souveränetät über die Besitzungen der drei noch fortdauernden büdingischen Nebenlinien, wie auch der Grafen von Schönborn-Heusenstamm und Lerchenfeld, als ritterschaftliche, angränzende Territorien. Er stellte ein Contingent von 291 Mann, ward französischer General und organisirte in Leipzig 1807 ein Infanterieregiment für den französischen Dienst. Nach der Auflösung des Rheinbundes wurde das Fürstenthum von den Alliirten administrirt, sodann vermöge der Bestimmung der Congreßacte, als mediatisirtes Land unter die Souveränetät des Kaisers von Oesterreich gestellt, und später dem größern Theile nach an den Großherzog von Hessen übergeben, welcher es den Provinzen Starkenburg und Oberfürstenthum Hessen einverleibt, einen Theil davon aber an Churhessen für dessen hanauische Aemter zur Entschädigung überlassen hat. Gegenwärtig umfaßt die kurhessische Provinz, oder das Fürstenth. Isenburg: (welches der Kurfürst in Titel und Wappen aufgenommen hat) die Gerichte Diebach, Langenselbold, Meerholz, Lieblos, Wächtersbach, Spielberg und Reichenbach, die in 4 Hoheitsämter getheilt sind. Die fürstl. offenbach birsteinische Linie besitzt davon Diebach, Langenselbold und Reichenbach, und unter großherzogl. hessischer Hoheit, von der Grafschaft Isenburg: das Oberamt Offenbach und die Gerichte Wenigs und Wolferborn, zusammen 7 1/2 Q. M. mit 26500 Einw. und 150000 fl. Einkünften. Der Fürst residirt im Dorfe Birstein. Ein Nebenast dieser Linie ist Philippseich. Die gräflichen Linien sind: 1) Büdingen unter hessischer Hoheit (3 Q. M. mit 10000 Einw. und 40000 fl. Eink.) 2) Wächtersbach unter kurhessischer und wegen ihres Antheils an Limburg unter würtemb. Hoheit (2 Q. M. mit 6000 Einw. und 36000 fl. Eink.) 3) Meerholz unter kurhessischer, und wegen ihres Antheils an Limburg unter würtemberg. Hoheit (1 1/2 Q. M. mit 5000 Einw. und 35000 fl. Eink.)

Iserlohn, eine wohlgebaute, volkreiche, wichtige preußische Handelsstadt in der Grafschaft Mark, zur Provinz Westphalen, hagener Kreis, Regierungsbezirk Arnsberg, 5te Militärabtheilung, gehörig, am kleinen Flusse Baaren, mit 5500 Einwohnern in 730 Häusern. Die lutherische Religion ist die herrschende; doch haben auch die Reformirten und Katholiken freien Gottesdienst. Es sind daselbst drei lutherische, eine reformirte und eine katholische Kirche, auch ein Gymnasium. Die Fabriken verfertigen vielerlei Arbeiten von Eisen, Messing und Draht, und kleine Waaren, als Nähnadeln, Wagebalken, messingene Schalen u. s. w.; auch gibt es daselbst Fabriken von Sammet- und Seidenband, Wollenzeugen u. dgl. m. Nicht weit davon liegt im Herzogthume Berg die bekannte Messingfabrik in der Grüne.

Isidorus. Unter diesem Namen kennt die katholische Kirchengeschichte nicht wenige Märtyrer, Heilige, Mönche und Bischöfe. Besonders ist der Name Isidorus für die Geschichte des päpstlichen Rechtes durch eine Sammlung von Decretalen, welche den Namen Isidorus an der Stirn trägt, von einem Betrüger (einem Pseudoisidorus) aber untergeschoben ist, merkwürdig geworden. — Daß ein geschätzter deutscher Dichter, Graf Otto von Löben, sich Isidorus Orientalis, oder bloß Isidorus zu nennen pflegt, kann hier noch bemerkt werden. Dm.

Isis, die erste Göttin bei den Aegyptern. Im Allgemeinen ist sie das Symbol der Natur, der Mutter und Ernährerin aller Dinge. Nach Diodor wurden Osiris, Isis, Typhon, Apollo und Aphrodite von Zeus und Here erzeugt. Osiris, der Dionysus der Griechen, vermählte sich mit Isis (Sonne und Mond). Beide machten die Verschönerung des gesellschaftlichen Lebens zu ihrer nächsten Angelegenheit. Es wurden keine Menschen mehr geschlachtet, seit Isis die bis dahin wildwachsende, und von den Menschen unbekannte Frucht des Weizens und der Gerste entdeckte, und Osiris diese Früchte zubereiten lehrte. Zum Danke dafür brachten die Einwohner jedesmal die zuerst abgemähten Aehren der Isis als Opfer dar. Alles, was überhaupt der Grieche von seiner Demeter pries, rühmte auch der Aegypter von seiner Isis. Mit dem Ackerbau mußten auch nothwendig nach und nach eine höhere Cultur, und ein Streben nach Kunst und Wissenschaft entstehen. Wenigstens wird unter den Aegyptern erst nach der Isis von Gründung der Städte, Tempel und priesterlichem Dienste gesprochen; auch wurde sie als Erfinderin der Segel verehrt. Nach Plutarch wurde Osiris vom Kronos und der Rhea ungesetzmäßig erzeugt. Als Helios, ihr Gemahl, hiervon Kunde erhielt, fluchte er der Rhea und that den Ausspruch, sie solle weder in einem Monate, noch in einem Jahre gebären. Dieß hörte Hermes, der die Rhea ebenfalls liebte und von ihr geliebt ward, und erfand ein Mittel, wie sie, trotz jenem Fluche, dennoch gebären könnte. Er spielte nämlich mit dem Monde im Brettspiele, gewann ihm von seinem jedesmaligen Lichte den 70sten Theil ab, machte daraus 5 Tage, fügte diese den 360 Tagen bei, aus denen bisher das Jahr bestanden hatte, und verschaffte der Göttin also Zeit zur Geburt. Dieß waren die Schalttage der Aegypter, welche von ihnen als Geburtstage ihrer Göttin gefeiert wurden. Zuerst wurde Osiris geboren, während deß eine Stimme rief: der Herr der Welt ist geboren. Am zweiten Tage gebar Rhea den Arueris, oder ältern Horus (Apollo), am dritten den Typhon, am vierten die Isis, am fünften endlich Nephthys, die man das Ende nannte, ob sie gleich auch von andern den Namen Aphrodite, auch Nike (die Siegesgöttin) erhielt. Zu diesen fünf Kindern gab es drei Väter: Helios, Kronos und Hermes. Typhon vermählte sich mit Nephthys; Osiris und Isis liebten sich bereits seit ihrer Geburt. Osiris, als der gute Geist, ward von Typhon, dem Principe des Bösen, verfolgt, listigerweise in einen Kasten gesperrt und ins Meer geworfen. Als Isis diese Nachricht erhielt, schnitt sie sich eine Locke ab, legte Trauerkleider an und schweifte trostlos, überall den Kasten suchend, umher. Inzwischen erfuhr sie, Osiris habe, im Wahne bei ihr zu seyn, sich zu ihrer Schwester Nephthys gesellt, und diese das neugeborne Kind ausgesetzt. Isis suchte daher dasselbe auf, und erzog es unter dem Namen Anubis. Der Kasten, in welchem Osiris eingeschlossen lag, war unterdessen in der Gegend von Byblos an das Land getrieben und in einem Gesträuche niedergesetzt worden, das in kurzer Zeit zu einem schönen, großen Baum erwachsen, ihn ganz eingeschlossen hatte. Dieser Baum wurde darauf vom Könige, als eine Seltenheit, umgehauen, und als Pfeiler an seinem Palaste gebraucht. Hier ward der Kasten durch List der Isis entwandt, der Leichnam endlich dennoch von Typhon entdeckt und in 14 Stücke zerrissen. Auf die Nachricht davon suchte Isis die Stücke wieder zusammen, fand sie auch alle, bis auf das Zeugungsglied, an dessen Statt sie ein ähnliches bildete. So kam es, daß der Phallus geheiligt, und

ihm zu Ehren von den Aegyptern ein Fest gefeiert ward. Osiris kehrte ins Leben zurück, und Isis gebar ihm den, noch unzeitigen, an den untern Gliedern gebrechlichen Gott des Schweigens, Harpocrates. Horus, der Sohn der Isis, besiegte darauf in einem Kampfe den Typhon, und gab ihn seiner Mutter zur Verwahrung. Diese gab ihm die Freiheit, wofür Horus Hand an sie legte und ihr die Krone abriß, an deren Stelle Hermes ihr einen Stierschädel aufsetzte. Als Göttin der Fruchtbarkeit und allgemeine Wohlthäterin, beschäftigte sie sich auch mit Heilung menschlicher Krankheiten, und noch zu Galens Zeiten gab es einige Arzeneimittel, die ihren Namen führten. Nach ihrem Tode ward sie als Hauptgottheit verehrt. Nach Herodot bildeten die Aegypter die Isis in weiblicher Gestalt mit Kuhhörnern; so wie ihr die Kuh heilig war, und sie selbst gehörnt abgebildet wurde. Ja nach einer Sage ward Isis, als junge Kuh, durch einen Strahl vom Himmel (Osiris) Mutter des Apis: d. h. Sonne und Mond erhalten die Erde. Außerdem erkennt man sie an den Attributen des Lotus über der Scheitel, und dem Sistrum in der Hand, einem musikalischen Instrumente, dessen sich die Aegypter bei ihren gottesdienstlichen Verehrungen bedienten. Die Bekleidung der Isis besteht in einem knapp anliegenden Unterkleide und einem Mantel, der auf der Brust in einen Knoten zusammengeschlagen und befestigt ist. Ihr Kopf ist von der ägyptischen Haube bedeckt, dem Urbild unserer Nonnenschleier. Bisweilen wird sie auch, gleich der Artemis von Ephesus, der Allmutter, mit einer Menge von Brüsten dargestellt. Späterhin erhielt Isis bei den Römern in Gesichtsbildung, Gestalt und Bekleidung einen Junonischen Charakter. Nur an dem Mantel und dem Schleier, welcher mit Franzen besetzt ist, und an den übrigen Attributen erkennt man die aus der Ferne eingebrachte Göttin. Sie wurde besonders in Memphis, dann aber auch durch ganz Aegypten verehrt. Jährlich wurde ihr zu Ehren ein rotägiges Fest (Isisfest) gefeiert, welches in einer allgemeinen Reinigung bestand. Es wurde auch in Rom eingeführt, aber wegen der Mißbräuche oft verboten. Unter August waren die Isistempel Freistätten der größten Ausschweifungen. Von Aegypten ging der Dienst dieser Göttin nach Griechenland und Rom über. (S. Jo.) — Seit dem Jahr 1817 erscheint in Jena unter dem Titel Isis eine Zeitschrift, welche sich über Wissenschaft, Kunst und Politik verbreitet, und sich im Ganzen durch Freimüthigkeit und gehaltvollen Inhalt vortheilhaft auszeichnet. Nur ging sie, gleichsam im Freudenrausch über die im Großherzogthum Weimar constitutionsmäßig eingeführte Preßfreiheit oft zu weit in ihrem Freimuth, und schadete dadurch sich selbst und der guten Sache überhaupt. Der Herausgeber hätte einsehen sollen, daß die noch zarte, eben erst in unsern heimathlichen Boden versetzte Pflanze der Preßfreiheit mit schonendern Händen gepflegt sein wollte; ohne Zweifel wird ihn die gemachte Erfahrung auf den richtigen Mittelweg geleitet haben.

Isistafel (mensa Isiaca auch tabula Bambina), wird ein altes berühmtes ägyptisches Denkmal genannt, worauf der Dienst der Göttin Isis, mit seinen Ceremonien und Geheimnissen dargestellt war. Es bestand aus einer mit vermischten blauem Schmelzwerk überzogenen, kupfernen viereckigen Tafel, mit künstlich eingelegten Silberplättchen. Die Hauptfigur derselben war die sitzende Isis. Diese Tafel kam nach Eroberung Roms (1525) an den Cardinal Bembo, von welchem sie der Herzog von Mantua für sein Cabinet erhielt. Nach der Plünderung von Mantua 1630 erhielt sie Cardinal Pava, der sie dem Herzoge von Sa-

voyen schenkte. Sie befindet sich jetzt im Schlosse zu Turin. Aeneas Vicus stach sie 1559 zu Venedig in Kupfer; hiervon gibt es mehrere Nachstiche.

Islam (wörtlich: Salus, das Heil), Islamismus, s. Mahomet.

Island ist eine große Insel von 1405 geogr. Quadratmeilen, zwischen Norwegen und Grönland, hat aber bis jetzt nur 47,267 Einwohner und eine einzige Stadt Reykewig, mit 311 Einwohnern. Die übrigen Einwohner auf derselben leben größtentheils in zerstreuten Höfen. Zu Reykewig ist ein bischöflicher Sitz, und eine Cathedralschule, in welcher die dänische, lateinische und griechische Sprache, Theologie, Kirchengeschichte, Arithmetik u. s. w. gelehrt wird. Sonst gibt es 321 Pfarrer auf der Insel, die mit den Färoer ein eignes Stift unter einem Stiftsamman ausmacht, ihre eignen Gesetze in dem Jonsbök enthält und in 4 Sessel eingetheilt wird. Die Einwohner, die auf dieser öden unter dem rauhesten Himmelsstriche belegnen Insel mit der Wuth aller Elemente zu kämpfen haben, leben von Fischerei und Viehzucht; Ackerbau ist wegen des kalten Clima's gar nicht vorhanden. Der Falkenfang ist daselbst sehr häufig, und die dortigen Eidervogel liefern die schönsten Eiderdunen (s. d. Art.). Das isländische Moos (lichen islandicus), ein bekanntes Felsengras, welches bei uns ein stärkendes Arzeneimittel ist, dient hier zur gewöhnlichen Nahrung. Island hat warme und heiße Quellen, und den berühmten feuerspeienden Berg Hecla. Von den erstern gleichen mehrere, insbesondere der Geiser im südlichen Theile der Insel, den künstlichsten Springbrunnen, indem das Wasser aus denselben oft mehrere hundert Fuß in die Höhe springt, eine Erscheinung, die sich aus der vulkanischen Beschaffenheit erklären läßt. — Island ward 870 von zwei norwegischen Edelleuten, Ingulf und Hörleif, welche aus Norwegen ausgewandert waren, entdeckt, und von diesen und einigen andern Normännern, die sich zu ihnen gesellt hatten, bevölkert. Sie lebten während 387 Jahren in einer unabhängigen Aristokratie. Im Jahr 1000 ward das Christenthum unter ihnen eingeführt. Erst im Jahr 1261 begaben sich die Isländer, und zwar freiwillig, unter die Herrschaft des Königs von Norwegen, Haquin (Hakon) VI. Von Island aus ward Grönland entdeckt und bevölkert. Die Wissenschaften blühten in Island vor der Mitte des elften bis in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, und schon frühzeitig waren zu Skalholt Schulen, in welchen man die lateinische Sprache, Philosophie und Theologie lehrte. Einige Isländer studirten in ihrem Vaterlande, einige gingen auf auswärtige Schulen, besonders nach Paris. Auf ihren Reisen lernten sie die Dichtkunst der Provenzalen oder Troubadours kennen, und brachten sie im zwölften und zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts mit sich auf ihre Insel, welche darauf in kurzer Zeit viele Dichter, besonders Romanzensänger hervorbrachte. Die berühmte isländische Edda ist ein Beweis davon. Gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts kamen die Künste und Wissenschaften in Island in Verfall, erhoben sich jedoch wieder, als König Christian III. 1540 die Reformation daselbst einführte, welche aber erst 1591 völlig zu Stande kam. Zehn Jahre früher war in Skalholt schon eine Buchdruckerei angelegt worden.

Isle de France, bei den Britten wieder Moritzinsel, eine bergigte Insel, östlich von Madagascar, im indischen Meere, unter 92 Gr. südl. Breite und 73 Gr. westl. Länge, ist vulkanischen Ursprungs, und hat keinen so fruchtbaren Boden, als die Insel Bourbon.

Sie ist eine von den mascarenischen Inseln, und ward im Jahr 1504 von den Portugiesen entdeckt. Diese wurden 1598 durch die Holländer vertrieben, die ihr, dem Prinzen von Oranien zu Ehren, den Namen St. Mauritius gaben. Nachdem sich diese aber im Jahr 1712 wieder hinwegbegaben, wurde sie 1721 von den Franzosen in Besitz genommen, von La Bourdonnais trefflich organisirt, und Isle de France genannt. Die Insel, welche etwa 55 1/2 Quadratmeilen enthält, hat viele Kokosbäume, schöne Papagaien, große Schildkröten, schönes Ebenholz und beträchtlichen Waizen- und Reisbau; ferner Caffee, Zucker und Indigo, auch ist die Gewürznelke hier einheimisch gemacht. 1799 lieferte sie zur Ausfuhr 200,000 Centner Zucker, 6000 Centner Caffee, 3000 Centner Indigo, 5000 Centner Baumwolle und 200 Centner Nelken. Die Erhaltung dieser Insel kostete Frankreich jährlich mehr, als sie einbrachte, sie wurde aber beibehalten, da sie für den ostindischen Handel von größter Wichtigkeit ist. Im Jahr 1799 zählte man hier 9000 Weiße, 55,230 Negersclaven und 1300 freie Neger. Die Insel hat zwei vortreffliche Häfen, den großen Hafen in Südosten und den kleinen Hafen in Nordosten, an welchem letztern Portlouis, die einzige, aber nur aus elenden Hütten bestehende Stadt erbaut ist. Die beiden Inseln Isle de France und de la Reünion (Bourbon) standen seit 1803 unter einem Generalcapitän, dessen Gewalt sich auf Militär- und Civil-Regierung erstreckte. Isle de France, welches vermöge seiner Lage der Schifffahrt der Engländer bedeutenden Schaden zufügte, ward von diesen am Ende des J. 1810 durch Capitulation eingenommen, und ist im Frieden 1814 an sie abgetreten worden, wodurch die brittische Macht in Ostindien neue Befestigung erhalten hat.

Ismaeliten nennt sich eine mahomedanische Secte, die ursprünglich zu den Schiiten, den Anhängern Ali's und Gegnern der Sunniten gehörte, als aber im ersten Jahrhunderte der Hedschra die Imanswürde derselben von dem frühverstorbenen Ismael, dem Erstgebornen des Imans Djafar-elsadek, auf dessen jüngern Sohn Muse überging, von letzterem abfiel, und seitdem nun Ismaels Nachkommen für ihre rechtmäßigen Imans erkennt. Sie werden von den orientalischen Geschichtschreibern unter die Bathenin, d. h. Anhänger der innern, allegorischen Lehre des Islamismus gerechnet. Vom 8ten bis ins 12te Jahrhundert behaupteten sie im Orient eine bedeutende Macht. Unter dem Namen Karmaten (wie sie von dem Geburtsorte ihres Oberhauptes Karfeh Karmati bei Cufe im 3ten Jahrh. genannt wurden) verwüsteten sie Irak und Syrien. In Persien, welches sie um diese Zeit ebenfalls überschwemmten, nannte man sie Meladehs, d. h. Gottlose oder Talimiten, weil sie sich zu Talims Lehre, der Mensch könne die Wahrheit nur durch Unterricht lernen, bekannten. Eine Dynastie der Ismaeliten, von Muhamed Abu-Obkid-Allah gestiftet, eroberte um 910 Aegypten, und wurde erst 1177, wo sie mit Adhed-Udin-Allah ausstarb, von Saladin, dem Califen von Bagdad überwältigt. Der andere noch bestehende ismaelitische Stamm gründete 1090 unter dem Iman Hassan Ben-Sabbah ein Reich in Syrien, das dem ganzen Orient durch seine kriegerische Größe furchtbar ward. Hassan ist, wie seine 7 Nachfolger, im Occident unter dem Namen der Alte vom Berge bekannt, weil er seinen Sitz auf der Bergfestung Mesiade in Syrien hatte. Von hier sandte er seine Krieger (die wegen des unmäßigen Genusses des bis zur Wuth berauschenden Hanfblattes oder Bilsenkrautes, arab. Haschischeh, Haschischim hießen) auf Raub und Meuchel-

mord aus; daher diese Ismaeliten im Occident den Namen Assassinen (verstümmelt von Haschischim) erhielten, und noch jetzt der Meuchelmord Assassinat und Meuchelmörder Assassinen genannt werden. Die Mongolen machten der Herrschaft des Alten vom Berge, der nach v. Hammers Untersuchungen kein Fürst, sondern nur ein Sectenhaupt war, am Schlusse des 12ten Jahrhunderts ein Ende; seitdem haben sich nur noch ohnmächtige Ueberreste der Ismaeliten, von denen um 1020 auch die Drusen ausgegangen waren, in Persien und Syrien erhalten. Zu Khekh, im persischen District Khom, residirt noch jetzt ein ismaelitischer Iman, der von den bis nach Indien hin zerstreuten Ismaeliten wie ein Gott verehrt und mit ihrem Raube beschenkt wird, wovon er dem Schach von Persien einen ansehnlichen Tribut zahlt. Die syrischen Ismaeliten wohnen um das alte Mesiade westlich von Hamah und in dem Gebirge Semmack am Libanon, und werden unter türkischer Hoheit von einem eigenen Sheikh regieret, der, für einen jährlichen Tribut von 16,500 Piastern an die Türken, die reichen Einkünfte des fruchtbaren, durch Ackerbau und Handel (mit Baumwolle, Honig, Seide und Oel) blühenden Landes der Ismaeliten genießt. Dieß Volk wird von neueren Reisenden wegen seiner Gastfreiheit, Häuslichkeit, Sanftmuth und Religiosität gerühmt. Seinen Wohlstand hat es aber in einem Kriege gegen die Nosairier (s. diesen Art.), welche 1809 Mesiade einnahmen und Alles verwüsteten, größtentheils verloren, und fristet nun, obwol seit 1810 wieder in den Besitz seiner Wohnplätze eingesetzt, ein kümmerliches Dasein. An seinem Separatismus in der Religion hält es indeß noch streng. Der ismaelitische Glaube verehrt mit allen Schiiten den Propheten Ali als die eingefleischte Gottheit, und Mahomed als einen Gesandten Gottes und Verfasser des Corans. Alle Ismaeliten nennen sich Seid, d. h. Abkömmlinge der Familie Mahomeds, und tragen den grünen Turban zum Zeichen ihres vorgeblichen Adels. Zufolge ihrer Auslegung des Corans glauben sie an eine übernatürliche Mittheilung der Gottheit durch die Propheten (Imams), und an die Seelenwanderung, leugnen Paradies und Hölle, beobachten die Reinigungen und Fasten der orthodoxen Mahomedaner nicht, und wallfahrten, anstatt nach Mekka, nach Nadjef, dem Begräbnißorte Ali's, 4 Tagereisen von Bagdad. Oeffentliche Tempel haben sie nicht, und ihre einfachen Gebräuche deuten mehr, als die mahomedanischen, auf reinen Theismus hin. E.

Ismail, (mold. Smil), Stadt und Festung in der russischen Provinz Bessarabien, am nördlichen Hauptarme der Donau, etwa 15 deutsche Meilen vom schwarzen Meere. Sie war vormals reich und bevölkert, ist jetzt aber verlassen, und wird nur von einigen Moldauern und Armeniern bewohnt, welche Gerbereien unterhalten. In dem russisch-türkischen Kriege (am 22sten Dec. 1790) wurde Ismail von Suwarow, auf dieselbe Weise wie 1789 Oczakow, mit Sturm nach einem noch schaudervollern Gemetzel genommen.

Isocrates, einer der berühmtesten griechischen Redner. Er war zu Athen, im ersten Jahre der 86sten Olympiade (436 v. Chr.), geboren, und machte unter seinen Lehrern Georgias, Prodicus, Protagoras und andern die größten Fortschritte in der Beredtsamkeit. Wegen seiner schwachen Stimme und einer ihm angebornen Furchtsamkeit wagte er es nicht leicht, sich öffentlich hören zu lassen. Dagegen beschäftigte er sich desto eifriger mit dem Unterrichte in der Redekunst und mit Verfertigung von Reden für Andere. Daß er von beiden ei-

nen ansehnlichen Gewinn zog, erhellt daraus, daß er für eine Rede, die er dem Könige von Cypern, Niklokles, zugeeignet hatte, ein Geschenk von 20 Talenten (27,000 Thalern), so wie für die Abfassung eines Schreibens, welches Timotheus an die Athenienser ergehen ließ, 1 Talent erhielt. Den Unterricht in der Redekunst ließ er sich von Fremden mit 1000 Drachmenen (213 1/3 Thaler) bezahlen, und Plutarch berichtet, daß ihm dieser Unterricht überhaupt 1000 Minen (oder 22,000 Thaler) eingebracht habe. In seiner Kindheit war er ein Gespiele des Plato, und diese so früh angeknüpfte Freundschaft trug sich auch auf das späteste Alter über. Auch war er ein großer Verehrer des Socrates. Nach dessen Tode, der alle seine Schüler mit Furcht und Entsetzen erfüllte, hatte er allein den Muth, sich öffentlich in Athen in Trauerkleidern zu zeigen. Ein anderes Beispiel von Furchtlosigkeit gab er, indem er den Theramenes, der von den 30 Tyrannen in die Acht erklärt worden war, öffentlich vertheidigte. In der Folge schien ihn jedoch dieser Muth verlassen zu haben; denn nie wagte er es ferner, öffentlich aufzutreten und in den Volksversammlungen für das Beste des Staats zu wirken. Dieß war auch die Ursache, warum er nicht zu Aemtern und Magistratswürden gelangte, zu denen man sich überhaupt in Athen nur durch öffentliche Beredtsamkeit emporschwingen konnte. Eine solche Hintansetzung schmerzte seinen Ehrgeiz bitter, und es konnte ihn nicht dafür entschädigen, daß Könige, Feldherren, Staatsmänner, Geschichtschreiber und Schriftsteller jeder Art zu seinen Schülern gehörten. Uebrigens hatte die Beredtsamkeit ihm vieles zu verdanken: er setzte ein besonderes Verdienst in einen gebildeten Styl und in eine harmonische Rundung der Phrasen. Deßhalb kostete ihn das Verfertigen, Feilen, Wiederfeilen und Umändern seiner Reden viel Zeit, und daher kommt es, daß er auch nur wenige geliefert hat. Mit seiner berühmten Lobrede auf Athen (Panathenaicus) brachte er 10 Jahre zu. Als Fehler warfen ihm die Critiker seiner Zeit vor, daß sein Styl oft schleppend, weitschweifig und mit Zierrathen überladen sei, daß er mehr dem Ohre zu schmeicheln, als das Herz zu erschüttern suche, daß er seine Gedanken den Worten sclavisch unterwerfe, mit kindischer Sorgfalt das Zusammentreffen der Vocale vermeide, und oft müßige Ausdrücke und unpassende Figuren gebrauche, um seinen Perioden gehörige Rundung zu geben. Da übrigens seine Reden alle nach einerlei Zuschnitt verfertigt waren, so erregten sie durch Mangel an Abwechselung am Ende Kälte und Ueberdruß. Sie hatten die wichtigsten Puncte der Sittenlehre und Politik zum Gegenstande; aber man vermißte in ihnen die Wärme, welche überzeugt und fortreißt. Seine Ermahnungen an die Fürsten waren so mild, daß diese nicht dadurch verwundet werden konnten, und ihn am Ende noch belohnten. Er wußte ihnen auch auf die feinste und anziehendste Art zu schmeicheln. Ein Beweis davon ist der Brief, den er, in einem Alter von 90 Jahren, an den macedonischen König Philipp schrieb, welchem Fürsten er die feinsten Schmeicheleien sagte. Dennoch wünschte er Griechenlands Freiheit, und zwar mit solcher Innigkeit, daß er sich aus Verdruß über das unglückliche Treffen bei Chäronea zu Tode hungerte. Er starb im 3ten Jahre der 110ten Olympiade (337 Jahre v. Chr.), im 98sten Jahre seines Alters. Unter seinem Namen hatte man zu Plutarchs Zeiten 60 Reden, von denen aber nicht die Hälfte für ächt gehalten wurde. Jetzt sind deren noch 21 übrig, von denen der Panegyricus (eine Rede, in welcher er die Griechen zur Eintracht und

zum Kriege gegen die Perser ermuntert, — von Morus, 3te Aufl. 1804. Leipz., von Spohn ebendas. 1817. herausgegeben, und von Wieland im attischen Museum übersetzt), und der Panathenaicus die vornehmsten sind, nebst 10 Briefen. Die neueste Ausgabe sämmtlicher Reden ist von Lange, Halle 1803. Von den ältern sind empfehlungswerth die Ausgaben von H. Wolf, Paris, 1553 und 1571 (auch Genf, 1609) Fol. und von Henricus Stephanus, 1593, Fol.

Isoliren heißt in der Lehre von der Electricität einen Körper außer Verbindung mit andern, die Electricität weiter leitenden Körpern setzen. Z. B. wenn man einen Körper, den man electrisiren will, auf Füße von Glas setzt, so ist er, weil das Glas die Electricität nicht leitet, isolirt, deßgleichen auch, wenn man ihn an einen seidenen Faden hängt, oder frei in der Luft schweben ließe. Um einen zu electrisirenden Körper zu isoliren, bedient man sich des Isolirschemels, welches ein Harzkuchen ist, der auf gläsernen Füßen steht. M. L.

Ispahan (Hispahan, Isfahan), vordem die Hauptstadt Persiens und eine der größten Städte in der Welt, in der Provinz Irak Adschemi, mit einer prächtigen Brücke am Zendernd, hatte 3 Meilen im Umfang und 600,000 Einwohner. Noch bewundert man den Palast des Schah Abbas, die Promenade Tscherbay, den Lustgarten Asardscherib und andere Denkmäler der Baukunst. Es ward daselbst ein ausgebreiteter Handel von den meisten asiatischen Nationen getrieben. In der Festung ward der königl. Schatz verwahrt. Diese berühmte Stadt ist in den Unruhen, die auf Schah Nadirs Tod folgten, größtentheils zerstört worden; doch leben noch mehr als 50,000 Menschen daselbst, die ansehnliche Manufacturen unterhalten und einen lebhaften Handel treiben.

Israel und Israeliten, s. Jacob und Hebräer.

Istakar, s. Persepolis.

Istambol, s. Constantinopel.

Isthmische Spiele, s. den folgenden Art.

Isthmus, überhaupt jede Erdenge, insbesondere aber die Erdenge bei Korinth, welche den Peloponnesus mit dem festen Lande verband. Auf derselben war dem Neptun ein berühmter Tempel geweiht, neben welchem die isthmischen Spiele gefeiert wurden. Auf der einen Seite des Tempels standen die Statuen der Sieger in diesen Spielen, und auf der andern war ein Hain von Fichten. In dem Tempel standen 4 Pferde, welche bis auf die elfenbeinernen Hufe ganz vergoldet waren; neben den Pferden zwei Tritonen, die von oben bis zur Hälfte vergoldet und von da an aus Elfenbein verfertigt waren. Hinter den Pferden stand ein Wagen mit den aus Gold und Elfenbein verfertigten Bildsäulen Neptuns und Amphitritens. Nicht weit vom Tempel sah man ein ansehnliches Theater und das Stadium von weißen Steinen, wo die Spiele gehalten wurden. Der ganze Isthmus war dem Neptun heilig, der daher Isthmios genannt wurde. Die isthmischen Spiele (Isthmia, sc. solennia oder certamina) wurden nach der gewöhnlichen Meinung zur Ehre des Palämon oder Melicertes gestiftet. S. Ino. Andere behaupten, Theseus habe diese Spiele zu Ehren Neptuns gestiftet. Wahrscheinlich waren diese Spiele, die anfangs nur in der Nacht gehalten wurden, wieder eingegangen; Theseus aber erneuerte sie und befahl, sie auch am Tage zu feiern. Eben weil nun Theseus ihr Stifter, oder doch Erneuerer gewesen war, führten auch die Athenienser bei diesen Spielen den Vorsitz. Ganz Griechenland nahm

ran Theil, nur die Eleer waren aus folgender Ursach ausgeschlos-
n. Als einstens die Söhne des Actor zu diesen Spielen reiten
ollten, wurden sie bei Cleonä vom Herkules erschlagen. Ihre Mut-
r entdeckte den Mörder, der sich eben in dem Gebiete von Argos
ufhielt. Sie verlangte daher von den Argivern Genugthuung, und
at, als diese sie weigerten, die Korinther, daß sie den Argivern,
ls Störern der öffentlichen Sicherheit, den Zutritt zu den Spielen
ersagen möchten. Da nun diese ebenfalls in ihr Begehren nicht wil-
gten, so belegte Melione alle Eleer mit dem entsetzlichsten Fluche,
enn sie an diesen Spielen je wieder Antheil nehmen würden. Sie
urden übrigens mit derselben Pracht, wie die olympischen und an-
ere öffentliche Spiele, zwei Mal in jeder Olympiade, wahrscheinlich
m Herbste, gefeiert; auch waren die Kampfübungen dieselben. Die
ieger in diesen Spielen wurden anfangs mit Kränzen von Fichten-
weigen, nachher aber mit Kränzen von trockenem und welken Eppich
eschmückt. Später wurden die Fichtenkränze wieder eingeführt.

Istria, Histerreich, eine Halbinsel des nordöstlichen Ita-
iens, am adriatischen Meere, die gegen 75 Quadratmeilen groß ist,
nit 140,750 Einwohnern. Sie gränzt an Krain, Friaul und Croa-
ien, hat ungesunde Luft, ist aber reich an Wein, feinem Oele,
Viesenwachs, Honig, Salz, Schiffbauholz, auch wichtigem Fischfang,
Marmor und Bausteinen. Die Einwohner der Städte sind von ita-
enischer Abkunft; die auf dem Lande hingegen sind slavischen Ur-
prungs und reden eine sehr rauhe Sprache. In den alten Zeiten
ehörte Istrien, wie jetzt wieder, zu Illyrien, wurde aber von Au-
ust und Tiber zu Italien geschlagen. Nach und nach hatte sich Ve-
edig, bis zu Anfange des 15ten Jahrhunderts, den ganzen Land-
rich unterworfen. Die Venetianer besaßen über zwei Drittheile des
andes; das übrige, was gegen Nordosten liegt, gehörte Oesterreich
österreichisches Istrien, worin die Grafschaft Mitterburg mit der
Stadt gleiches Namens) und machte einen Theil des Herzogthums
Krain aus. Im venetianischen Antheile zählte man 70,000 Einwoh-
er. Seit dem Frieden von Campo Formio besetzte Oesterreich auch
iesen größeren Theil des Landes, zu welchem noch mehrere venetia-
ische Besitzungen geschlagen, und von Oesterreich 1804 zu dem Gou-
ernement von Triest gezogen wurden. Als aber der österreichische
Kaiser in dem Frieden zu Presburg auf die sämmtlichen venetiani-
chen Besitzungen Verzicht geleistet hatte, mußte er auch Istrien an
ie französische Regierung abtreten. Späterhin kam es zu den illy-
ischen Provinzen (s. d. Art.), und 1813 an Oesterreich zurück.
Seit 1815 bildet es nebst Triest den triester oder istrianer Kreis des
Kreich. Königr. Illyrien. Die wichtigsten Orte sind: Capo d'Ist-
ia (Aegiola), ehemals die Hauptstadt und Festung, Rovigno (Tre-
igno) die reichste Stadt mit 9538 Einwohnern und 2 Häfen, und
Pirano, ein sehr bedeutender Seehafen. Das Amphitheater zu
Pola war in alten Zeiten sehr berühmt, und mochte leicht gegen
8,000 Menschen fassen.

Italien (Welschland, d. i. das Land der Undeutschen),
hemals der Sitz der Weltherrschaft, seit der Völkerwanderung aber
hon nicht mehr ein selbstständiges Ganze, doch immer durch herr-
iche Natur und liebliches Clima der Stolz seiner Bewohner und das
Verlangen der Ausländer, erstreckt sich von den Alpen (46° nördl.
Br., bis 38°) als eine schmale Halbinsel ins mittelländische Meer
inein, das im Norden Italiens das adriatische, im Süden das

etrurische Meer heißt. Von den Meeralpen (s. d. Art. Alpen) an ziehen sich als Hauptgebirge die Apenninen mitten durch das Land, scheiden die Lombardei vom Genuesischen und Toscana, dann dieses von Romagna, durchschneiden den Kirchenstaat, und laufen durchs Königreich Neapel bis an die Meerenge von Messina. Oberitalien (die Lombardei) ist besonders wasserreich; der Po, dem aus den großen Seen am Fuße der Alpen, Lago Maggiore, di Lugano, di Como, d'Iseo und di Garda eine Menge Flüsse zuströmen, und die Etsch (Adige) sind dort die Hauptflüsse; beide kommen von den Alpen und ergießen sich ins adriatische Meer. In Mittelitalien (Toscana und der Kirchenstaat) entspringen der Arno und die Tiber in den Apenninen und fließen ins tyrrhenische Meer. In Unteritalien (Neapel) fehlt es an großen Flüssen, wegen der Kürze ihres Laufs vom Gebirge nach der See; der Garigliano ist der bedeutendste. Die Luft ist warm ohne unerträgliche Hitze und fast überall gesund; der Winter auch in Oberitalien sehr gelinde; in Neapel schneiet es fast nie. Die Fülle und Trefflichkeit der Landesprodukte sind dem schönen Clima angemessen. Die Erzeugnisse des Nordens und Südens, die Italien vereint hervorbringt, werden an vielen Orten zwei-, dreimal des Jahrs geerntet. Geognostisch ist besonders merkwürdig die vulkanische Beschaffenheit der Küsten Unteritaliens, namentlich der Gegend von Puzzuoli und des Vesuvs; gleiche Beschaffenheit haben die nahen Inseln im Mittelmeere. Die Einwohnerzahl, in keine Vergleichung zu stellen mit der Bevölkerung dieses schönen Landes vor Zeiten, wird jetzt auf 19 Millionen 690,000 geschätzt. Der sonst heitere italienische Nationalcharakter, den immer heftige Leidenschaften auszeichneten, ist durch langwierige Unterdrükkung in düstern sinnlichen Egoismus verkehrt worden, doch findet man in den unverdorbenen Landleuten noch das feurige Blut, die alte südliche Lebendigkeit. Dabei ist dem Italiener eine gewisse Schlauheit und geistige Gewandtheit, und eine Liebe zum Gelde eigen, die ihn zum Kaufmann stempeln. Im Mittelalter waren Venedig, Genua, Florenz, Pisa und andere Städte die Hauptstapelplätze des Welthandels aus Ostindien, und Italiener (in Deutschland und Frankreich ohne Unterschied Lombarden genannt) waren des Handels wegen durch ganz Europa verbreitet; die Entdeckung des Seewegs entzog ihnen den indischen Handel, und seitdem sank der Flor jener Republiken. Der Italiener, auf eigenen Gewerbfleiß und Handel mit eigenen Produkten fast allein eingeschränkt, ist gleichwol immer ein geschickter und thätiger Kaufmann geblieben, wie die Erfindung und Ausbildung des Wechselgeschäfts beurkundet. Aus der Geschichte Italiens können hier nur die Hauptmomente stehn; über die Geschichte der einzelnen italienischen Staaten sind die ihnen gewidmeten Artikel nachzusehen. Eye vor drittehalbtausend Jahren das übermächtige Rom alle Lebenskraft Italiens in Einen Punkt zusammenzog, war dieses Land sehr zahlreich, und größtentheils von civilisirten Nationen bevölkert. Nur im Norden Italiens, der am längsten den Römern widerstand, wohnte ein halb wildes Volk, die Gallier; weiter hinab, am Arno und der Tiber, eine Menge kleiner, aber starker Völkerschaften, die, wie die Etrusker, Samniter, Latiner, größtentheils durch eidgenossische Verbindung ihr betriebsames Leben zu sichern suchten, und ihre Freiheit den Römern theuer verkauften. Weniger eng verbunden, oft einander feindlich, waren die griechischen Colonien Unteritaliens, nach ihnen Großgriechenland genannt. Wie

alle diese Völker dem selbstsüchtigen Rom unterworfen worden, gehört in die Geschichte dieser Stadt. In der Geschichte der Ueberwinder verschwindet die der Ueberwundenen; es beginnt daher die Geschichte von Italien mit dem Sturze des weströmischen Reichs.

Die erste Periode von Odoaker (476) bis Alboin (568) umfaßt das Reich der Heruler und Rugier, so wie das ostgothische Reich. Romulus hieß der Erbauer der weltbeherrschenden Stadt; Augustus gründete darin die Universalmonarchie, und Romulus Augustulus hieß ihr letzter ohnmächtiger Repräsentant, dem seine deutsche Leibwache das fernere Herrschen untersagte. Odoaker, ihr Hauptmann, der sich an seine Stelle setzte, nannte sich König von Italien, wodurch dieses Land aus der Ländermesse des römischen Reichs zuerst wieder gesondert hervortrat. Selbstständigkeit aber und neue Kraft konnte auch dieser wackere Deutsche dem verderbten Geschlechte der Italiener nicht geben; nur Verschmelzung mit einem edleren Volke konnte ihre Wiedergeburt bewirken. Schon stand ein solches Volk an den Gränzen Italiens. Dietrich, König der Ostgothen, von dem oströmischen Kaiser Zeno hierzu veranlaßt, warf 493 das Reich Odoakers um, und gewann ganz Italien, sich zum Königreiche, seinen Gothen aber, die sich von den Alpen bis zur Meerenge verbreiteten, zum Eigenthum. Nur in den adriatischen Lagunen behauptete ein Völkchen von Schiffern und Salzsiedern, die vor Attila's Verheerungen dahin geflohen, seine Freiheit und Eidgenossenschaft. Dietrich, der Versöhner nordischer Kraft mit südlicher Cultur, ist mit Recht der Große genannt, und unter dem Namen Dietrich von Bern (Verona) einer der ersten Helden im altdeutschen Fabelkreis geworden. Aber in seinem Volke unterlag nur zu bald die deutsche Kraft der römischen Verderbniß. Vergeblich machte der wackere Totila der Kriegskunst des Belisar die fast vollendete Eroberung zehn Jahre lang streitig. Nachdem er 552, und Tejas 553 in der Schlacht gefallen waren, gehörte Italien wieder zu dem oströmischen Kaiserreiche, unter einem Statthalter, der zu Ravenna saß. Aber der erste Exarch, der Feldherr Narses, ein Eunuch, rief, aus Rachgier gegen die Ränke des byzantischen Hofes, die Longobarden herbei, ein deutsches Volk, das von der Niederelbe her nach Pannonien eingewandert war. Sie brachen unter König Alboin nach Italien auf, und eroberten die nach ihnen genannte Lombardei fast ohne Schwertstreich. Ihre Herrschaft war den Wissenschaften und Künsten weniger günstig, als die der Gothen.

Zweite Periode, von Alboin bis Carl den Großen (774) oder Periode des Longobardenreichs. Das Königreich der Longobarden begriff Oberitalien, Toscana und Umbrien. Außerdem errichtete Alboin in Unteritalien zu Benevent ein Herzogthum, womit er den Zotto belehnte, das zu Salerno die See berührte. Das ganze longobardische Italien war in dreißig große Lehne getheilt, unter Herzögen, Grafen ꝛc., die bald erblich wurden. Neben dem neuen Reiche bestand die Eidgenossenschaft der Flüchtlinge in den Lagunen in unstörbarer Freiheit. Die Eiländer gaben sich 697 durch Erwählung des ersten Dogen Anafesto eine Centralregierung, und die Republik Venedig war gebildet. (s. d. Art.). Ravenna, der Sitz des Exarchen, nebst Romagna, die Pentapolis oder die fünf Seestädte (Rimini, Pesaro, Fano, Sinigaglia und Ancona) und fast die ganze Küste von Unteritalien, wo Amalfi und Gaeta eigene Herzöge griechischer Nation hatten, blieben nebst Sicilien und der Hauptstadt Rom,

die ein Patricier in des Kaisers Namen regierte, unerobert, jedoch dem Hofe von Byzanz mehr den Worten nach angehörig, als wirklich unterworfen. Diese geringe Abhängigkeit verschwand fast ganz, als Leo der Isaurier im Anfange des 8ten Jahrh. durch seine Bilderstürmerei die orthodoxen Italiener erbitterte. Die Städte verjagten seine Beamten und gaben sich Consuln und einen Senat, wie in alter Zeit. Rom erkannte dabei zwar nicht die Herrschaft, doch eine gewisse väterliche Gewalt seiner Bischöfe, die durch Heiligkeit solches verdienten, auch im weltlichen an. Die Päpste, in ihren Bemühungen, die Freiheit Roms gegen die Longobarden zu schützen, vom byzantinischen Hofe verlassen, wandten sich deßhalb gewöhnlich an die fränkischen Könige. Aus Dankbarkeit für den gegen König Astolf zu hoffenden Beistand salbte nicht nur Papst Stephan III., den 752 mit Genehmigung des Papstes Zacharias zum König der Franken erhobenen Pipin, im J. 753, sondern erlaubte sich, nebst der Gemeinde von Rom, ihn zum Patricier zu ernennen, wie bisher des Kaisers Statthalter geheißen. Carl der Große bekriegte zweimal, der römischen Kirche zum Beistand, den König Desiderius, stürzte ihn endlich, und verleibte sein Reich der fränkischen Monarchie ein (774), doch gab er Italien einen eigenen König in seinem Sohne Pipin. Vergeblich waren aber seine Unternehmungen auf das Herzogthum Benevent, dessen Unabhängigkeit Herzog Arichis behauptete, und auf die Republiken in Unteritalien, wo besonders Neapel, Amalfi und Gaeta durch Schifffahrt und Handel zu großem Reichthum gelangten. Das Exarchat nebst den fünf Städten schenkte Pipin 756 dem Papste, und Carl der Große bestätigte die Schenkung, doch vollendete erst Innocenz III. um 1200 die weltliche Hoheit der Päpste.

Dritte Periode, von Carl dem Großen bis Otto den Großen (961), oder Periode der Carolinger und Zwischenreich. Leo III. belohnte den König der Franken am Weihnachtstage 800 mit der abendländischen Kaiserkrone, die eines Carls bedurfte, um sich aus dem Nichts zu erheben. Aus Abneigung gegen die Franken aber, deren Eroberung man als einen neuen Barbareneinfall ansah, schlossen sich die freien Städte, Rom ausgenommen, wieder fester an das oströmische Reich an. Pipin vererbte das fränkische Italien noch bei Lebzeiten seines Vaters auf seinen Sohn Bernhard (810). Als aber dieser von seinem Oheim Ludwig dem Frommen abgesetzt und geblendet worden, blieb es unmittelbarer Bestandtheil der fränkischen Monarchie bis zur Theilung dieser im Vertrage von Verdün (843), worin es nebst der Kaiserwürde und dem, seitdem so genannten, Lothringen, dem ältesten der Söhne Ludwigs, Lothar I., zufiel. Dieser überließ die Regierung bald (844) seinem Sohne Ludwig II., dem löblichsten der italienischen Fürsten carolingischen Stammes. Nach seinem Tode (875) ward Italien der Zankapfel des ganzen Hauses. Zuerst nahm Carl der Kahle von Frankreich es in Besitz: als er gestorben (877), Carlmann, König von Baiern, welchem (879) sein Bruder Carl der Dicke, König von Schwaben, folgte. Dieser vereinigte die ganze fränkische Monarchie zum letzten Male. Seine Absetzung (887) war die Epoche der Anarchie und der bürgerlichen Kriege in Italien. Berengar, Herzog von Friaul, und Guido, Herzog von Spoleto (nebst dem Markgrafen von Ivrea die einzigen von jenen dreißig übrigen großen Vasallen) buhlten mit einander um die Krone, Guido ward zum König und Kaiser gekrönt, und nach seinem Tode auch

ein Sohn Lambert. Arnulf, der carolingische König der Deutschen, wagte es, ihnen die Kronen streitig zu machen, vermochte dieß aber, wie fast alle seine Nachfolger, nicht länger als sein Aufenthalt in Italien dauerte. Nach Lamberts und Arnulfs Tode (898 und 899) trat Ludwig, König von Niederburgund, als Nebenbuhler Berengars auf, daher dieser tapfere, edle Fürst, obgleich 900 zum Kaiser gekrönt, erst nach Ludwigs Tode (915) und nach Bekämpfung eines andern Prätendenten, Rudolphs von Oberburgund, zur ruhigen Regierung gelangte; doch konnte er bei der Auflösung des Staats auch unter innerer Ruhe das Reich nicht gegen die räuberischen Einfälle der Saracenen (von 890 an) und Ungarn (von 900 an) wirksam vertheidigen. Nach seiner verrätherischen Ermordung (924) vertauschte Rudolph seine Ansprüche an Hugo, Grafen von Provence, gegen dieses Land. Hugo suchte durch blutige Tyrannei den unsichern Thron Italiens zu befestigen. Der Neffe desselben, Berengar, Markgraf von Ivrea, floh vor seinen Nachstellungen zu Otto dem Großen nach Deutschland (940), sammelte dort ein Heer von Ausgewanderten, kehrte zurück, und stürzte Hugo, der seinen weniger verhaßten Sohn Lothar zum Nachfolger erhielt; Berengar ward dessen erster Rath. Nachdem aber Lothar, wie es hieß, von Berengar vergiftet, bald gestorben war, wollte letzterer seine Witwe, die schöne Adelheid, zu einer Heirath mit seinem Sohne Adelbert wider ihren Willen nöthigen. Seinen Mißhandlungen und ihrem Kerker entronnen, entfloh sie ebenfalls über die Alpen zum deutschen Otto, in welchem sie einen Beschützer und zweiten Gemahl fand. Otto zog (951) mit Heeresmacht nach Italien. Einer schleunigen Unterwerfung, und der Abtretung Friauls, des Schlüssels von Italien, welches Otto seinem Bruder Heinrich gab, verdankte es Berengar, daß er noch ferner als Otto's Vasall regieren durfte. Als aber nach zehn Jahren von Italiens Großen neue Klagen gegen ihn einliefen, kehrte Otto zurück (961), ließ ihn gefangen nach Bamberg führen, und ward selbst von den Lombarden zum König gewählt. Ein Reichsgrundgesetz vereinigte auf immer die italienische Krone mit der deutschen. Otto gab die großen Reichslehen an Deutsche, und den italienischen Städten republikanische Verfassungen, welche die Freiheit begründeten, der sie in einem fast immer anarchischen Lande immer mehr entgegen reiften. Die Bereicherung der Päpste durch die Frankenkönige, welche ihren, unter Leo IV. und seines Gleichen sehr wohlthätigen Einfluß auf die Regierung befördert hatte, war durch die im 10ten Jahrh. eingerissene Verderbniß des päpstlichen Hofes der erste Grund seines Sinkens geworden. Die Geistlichkeit und das Volk wählten den Papst nach dem Willen der Consuln und weniger Patricier. So geschah es, daß in der ersten Hälfte des 10ten Jahrh. zwei vornehme buhlerische Weiber über den heil. Stuhl verfügten. Theodora erhob auf ihn (914) ihren Liebhaber, Johann X., und deren Tochter Marozia ihren Sohn Johann XI. Des Letztern Bruder Alberich von Camerino, so wie dessen Sohn, Octavian, waren unumschränkte Herren von Rom, letzterer auch Papst unter dem Namen Johann XII. bei einem Alter von 20 Jahren (956). Otto der Große, den er gekrönt, setzte ihn ab und Leo den VIII. an seine Stelle; das Volk dagegen, auf sein Wahlrecht eifersüchtig, wählte Benedict V. Die verächtlichen Päpste wurden von nun an, statt über das Volk von Rom zu herrschen, von ihm abhängig. Noch behaupteten in Unteritalien die Republiken Neapel, Gaeta und Amalfi, gegen das

longobardiſche Herzogthum Benevent, ihre Unabhängigkeit; und zwar deſto leichter, ſeit (839) daſſelbe erſt unter Siconolf zu Salerno und Radelchis zu Benevent, dann noch vielfacher getheilt wurde, und ſeit ſie mit den Herzögen einen gemeinſchaftlichen Feind in den Saracenen zu bekämpfen hatten, welche ſie früher (um 830) beide aus Sicilien herübergerufen, um ſie als Hülfsvölker gegen einander zu gebrauchen, die ſich aber ſelbſt in Apulien niederließen und befeſtigten. Als Kaiſer Ludwig II. und Kaiſer Baſilius Macedo mit vereinigter Kraft die Macht der Muſelmänner gebrochen hatten (866), konnte ſich jener dennoch in Unteritalien nicht behaupten; dagegen faßten die Griechen feſtern Fuß. Letztere bildeten aus den, den Saracenen abgenommenen Gegenden eine eigene Provinz, das Thema der Lombardei genannt, welches von einem Katapan (Generalſtatthalter) zu Bari regiert, über hundert Jahre, doch der Freiheit der Republiken unbeſchadet, unter ihrer Botmäßigkeit blieb. Selbſt Otto dem Großen gelang es nicht ganz, ſie aus Italien zu vertreiben; ſeinen Bemühungen zu dieſem Zwecke machte die Heirath ſeines Sohnes Otto II., mit der griechiſchen Prinzeſſin Theophania, ſo wie den erneuerten ähnlichen Verſuchen des letztern die unglückliche Schlacht bei Baſentello (980) ein Ende.

Vierte Periode, von Otto dem Großen bis auf Gregor VII. (1073) Herrſchaft der deutſchen Könige. Gegen den Einfluß der Grafen von Tusculum, die den abweſenden Kaiſer zu Rom vertreten wollten, verſuchte ein edler Römer, der Conſul Creſcentius, des alten Roms Freiheit wieder herzuſtellen (980). Otto II. ſeit 973 König, ließ, mit Eroberungsverſuchen auf Unteritalien beſchäftigt, deſſen ruhmvolle, den laſterhaften Päpſten (Bonifaz VII. und Johann XV.) fürchterliche, Verwaltung ungeſtört. Als aber Otto III., der ſeit 983 in Deutſchland herrſchte, ſeinen Vetter, Gregor V. zum Papſte erhob, ließ Creſcentius dieſen verjagen und vom Volke Johann XVI., einen Griechen, wählen: auch ſuchte er Rom zur Scheinherrſchaft des byzantiniſchen Throns zurückzuführen. Dafür ward er nebſt dem neuen Papſte von Otto III. hinterliſtig gemeuchelmordet, von ſeiner Gemahlin, der edeln Stephania, aber gerächt; der Kaiſer ſtarb durch ſie an Gift (1002), der letzte männliche Sprößling Otto's des Großen. Nun hielten die Italiener ihre Verbindung mit dem deutſchen Reiche für aufgelöſt; man wählte zum König Arboin, Markgrafen von Ivrea, der zu Pavia gekrönt wurde; Grunds genug für Mailand, die Feindin Pavia's, ſich gegen ihn für Heinrich II. (in Italien I.) von Deutſchland zu erklären. Ein bürgerlicher Krieg war die Folge, der aber nicht als ſolcher galt in einem Lande, wo jede Stadt, auf ihre Mauern trotzend, ſich als eigenen Staat betrachtete. Heinrich verbrannte (1004) Pavia; nach Arboins Tode (1015) ward er von der ganzen Lombardei als König erkannt, ſo wie nach ſeinem Ableben auch Conrad II. (in Italien I.), der von mütterlicher Seite von Otto dem Großen abſtammte. Dieſer machte auf einem Reichstage auf den roncaliſchen Feldern bei Piacenza (1026) die Erblichkeit der Lehen zum Reichsgrundgeſetz, und ſuchte hier, ſo wie zu Pavia (1037), dem Staate Frieden und Feſtigkeit zu geben. Doch vergeblich; untilgbar wütheten die Fehden der immer mächtiger werdenden Städte und der Biſchöfe gegen die Edelleute, und dieſer gegen ihre Hinterſaſſen. Das republikaniſche Rom, von der Familie des Creſcentius geleitet, konnten weder Heinrich II. und Conrad II., noch die verächtlichen Päpſte zum Gehorſam bringen. Als

Heinrich III. (in Italien II.) Conrads Sohn und Nachfolger (1039) nach Italien kam (1046), fand er in Rom drei Päpste. Er setzte sie alle drei ab, ernannte an ihre Stelle Clemens II., und besetzte nachher stets aus eigener Macht den heiligen Stuhl mit würdigen deutschen Geistlichen. Diese Reform gab den Päpsten ein neues Ansehn, das später seinem Nachfolger verderblich wurde († 1056). Während der langen Minderjährigkeit seines Sohnes Heinrich IV. (in Italien III.) gelang es der, besonders durch den Mönch Hildebrand, nachher Gregor VII., auf das Kühnste gerichteten Politik der Päbste, eine Opposition gegen die weltliche Macht, die bald zu einer furchtbaren Größe anwuchs, vorzubereiten. (S. d. Art. Papst.) Dazu trugen die Normänner bei. Schon seit 1016 hatten einzelne Normänner aus der Normandie in Calabrien und Apulien sich niedergelassen. Bundesgenossen, bald der Lombarden, bald der Republiken, bald der Griechen gegen einander und gegen die Saracenen, wurden sie durch kleine Kriege immer mächtiger, Leo's IX. große Anstalten zu ihrer Vertreibung endigten mit seiner Niederlage und Gefangenschaft (1053). Da belehnte er auf ihr Bitten die normännischen Fürsten Robert Guiscard, Humfried und Richard mit allen schon gemachten und noch bevorstehenden Eroberungen in Unteritalien, wovon ihm nichts gehörte. Die wirkliche Vollendung dieser Eroberungen durch Robert Guiscard, den treuen päpstlichen Vasallen, gab den Widerstrebungen der Päpste, seiner Lehensherren, gegen die kaiserliche Macht einen Nachdruck, durch den sie in der italienischen, wie in der Kirchengeschichte Epoche macht. Während im südlichen Italien die kleinen Staaten zu einem großen zusammenwuchsen, löste sich im Norden das Königreich immer mehr in kleinere Staaten auf. Die lombardischen Städte gründeten damals ihre spätere Macht; Venedig, Genua und Pisa waren bereits groß und stark. Die Pisaner, die schon 930 Otto II. gegen die Griechen in Unteritalien nachdrückliche Hülfe leisteten, und 1005 die Saracenen daselbst tapfer bekämpften, wagten es, in Verbindung mit den nicht weniger kriegerischen und schifffahrtskundigen Genuesern, die Ungläubigen in ihren Wohnsitzen anzugreifen, und eroberten Sardinien zweimal (1017 und 1050), worauf sie es in mehrern großen Lehnen unter ihre angesehensten Bürger vertheilten.

Fünfte Periode, von Gregor VII. bis auf den Fall der Hohenstaufen. Kämpfe der Päpste und Republiken mit den Kaisern. Gregor VII. demüthigte Heinrich IV. 1077. Urban II. sein Nachfolger, trieb den Haß so weit, die eigenen Söhne gegen den Kaiser aufzuhetzen. Conrad, der älteste, wurde 1093 zum Könige von Italien gekrönt, nach seinem Tode (1101) gelang es dem zweiten, Heinrich, den Vater vom Kaiserthrone zu drängen, worauf dieser bald vor Gram starb. Heinrich V., das Geschöpf des Papstes, trat bald als dessen Widersacher auf, schloß aber nach harten Kämpfen mit ihm das wormser Concordat 1122. Ein Hauptpunkt, der unverglichen blieb, erregte das ganze 12. und 13. Jahrh. hindurch neue Zwiste, die Erbschaft der Gräfin Mathilde, Markgräfin von Toscana, († 1115) die alle ihre Güter mittelst Testaments, dessen Gültigkeit die Kaiser anfochten, dem päpstlichen Stuhle vermacht hatte. Unterdessen bildete sich im Süden aus den Trümmern republikanischer Freiheit und Griechen- und Lombardenherrschaft der normännische Staat zum Königreich, unter Roger I. (1130) (s. d. Art. Neapel). In den kleinen Freistaaten im Norden Italiens war die Staatsgewalt gewöhnlich unter die Consuln, den

kleinen Rath (credenza), den großen Rath und die Volksversammlung (parliamento), vertheilt. Kleine Fehden entwickelten ihre jugendliche Kraft. Dergleichen war die, welche mit der Zerstörung von Lodi durch die Mailänder endigte (1111), und die mit Recht dem trojanischen Kriege verglichene zehnjährige Belagerung Como's durch Heere aller lombardischen Städte (1118 bis 1128). Durch die Unterwerfung dieser Stadt ward Mailand die erste Macht der Lombardei, mit der sich die meisten benachbarten Städte verbanden. Andere, des Uebermuthes der Mailänder satt, bildeten um ihre Nebenbuhlerin, Pavia, einen zweiten, jener entgegengesetzten Bund. Streitigkeiten zwischen Mailand und Cremona, über die Schutzherrschaft von Cremona, veranlaßten zwischen beiden Vereinen den ersten Krieg (1129), dem der Streit Lothars II. und Conrads von Hohenstaufen um die Krone bald eine andre Richtung gab. Dieß der Ursprung der Gibellinen (Kaiserlichgesinnten) und Guelfen (der Anhänger der Guelfen, dann überhaupt der Partei der Päpste,). In Rom erhob sich der, von Gregor VII. gefesselte Freiheitssinn in dem Maße wieder, als seine Nachfolger minder kräftig regierten. Die Schismen zwischen Gelasius II. und Gregor VIII. (Burdino), Innocenz II. und Anaclet II., erneuerten das Selbstgefühl der Römer. Arnold von Brescia, früher (1139) wegen heftiger Predigten gegen den Luxus der Geistlichen des Landes verwiesen, ward ihr Demagog (1146). Erst nach acht Jahren gelang es Adrian IV. dessen Sturz und Hinrichtung zu bewirken. Friedrich I. von Hohenstaufen, genannt Rothbart, trieb die Erbitterung über das Aufstreben der Longobarden zur Freiheit, zu mehrern Zügen über die Alpen. Für Pavia's Partei, als die schwächere, erklärt, verheerte er 1154 das Mailändische, zerstörte Tortona, und ließ sich in Pavia und Rom krönen. Auf seinem zweiten Zuge nach Italien, im J. 1158, bezwang er Mailand, schleifte die Werke von Piacenza, und hielt einen Reichstag auf den roncalischen Feldern, wo er die kaiserlichen Rechte im Sinne des Justinianischen Codex ausdehnte, den Städten Vögte (Podestà) setzte, und einen Landfrieden verkündete. Nach neuer Empörung, die seine Ungerechtigkeiten erregt hatten, verbrannte er Crema (1160), vertrieb nach Mailands Unterwerfung alle Einwohner daraus, und schleifte die Stadt von Grund aus (1161). So gründete der Schrecken den Despotismus, aber mit ihm fiel er auch zusammen. Als der Kaiser 1163 ohne Heer nach Italien kam, schlossen die Städte einen Verein für die Freiheit, der sich 1167 zum lombardischen Bunde bildete. Dieser Bund baute, gegen das einzige gibellinische Pavia, eine neue Stadt, dem Papste zu Ehren Alessandrien genannt. Weder Friedrichs Statthalter, Christian, Erzbischof von Mainz, noch er selbst konnten gegen den Bund etwas ausrichten; jener scheiterte vor Ancona (1174) mit der Macht des ganzen, damals gibellinischen Toscana; der Kaiser mit den Deutschen vor Alessandria (1175), ja er ward vom Bunde bei Lignana aufs Haupt geschlagen (1176). Da schloß er zu Venedig ein Concordat mit Alexander III. und einen Waffenstillstand mit den Städten (1176), den Frieden aber, der diesen die Freiheit sicherte, zu Constanz (1183). Die Republiken behielten von der Kaiserherrschaft die Podestà bei, fremde Edelleute, nun von ihnen selbst zu Richtern und Feldherren gewählt. Anstatt aber ihren Bund zu einer steten Eidgenossenschaft (dem einzigen Heil für Italien) zu befestigen, zerfielen sie bald in neue Parteiungen, als die Pläne der Hohenstaufen auf

Siciliens Thronfolge Friedrich und Heinrich VI. (V.) von der Lombardey abzogen. Berühmt ist in einem Kriege der Brescianer gegen einen Verein fast aller lombardischen Städte die Niederlage, die sie dieser überlegenen Macht am Oglio beibrachten, la mala morte genannt (1197). Unter den Edelleuten traten die Herren da Romano und die Markgrafen von Este als Häupter, jene der Gibellinen, diese der Guelfen auf. Während der Minderjährigkeit Friedrichs II. und des Thronfolgestreits in Deutschland gelang es Innocenz III, Friedrichs Vormund, die weltliche Herrschaft des heiligen Stuhls in Rom und in der Gegend umher neu zu begründen, und die Ansprüche auf Carls des Großen und Mathildens Schenkungen geltend zu machen; auch zog er fast ganz Toscana zur Guelfenpartei (1197); nur Pisa nicht. Mehr blinde Erbfeindschaft, als Eifer für die Sache begeisterte die Parteien; denn als in Otto IV. ein Guelfe den Kaiserthron bestieg, wurden die Guelfen seine, und die Gibellinen des Papstes Partei; bald stellte jedoch die Rückkehr der Kaisertrone auf das hohenstaufensche Haus in der Person Friedrichs II. die alten Verhältnisse wieder her (1212). In Florenz gab dieser politische Factionsgeist den Zwisten der Buondelmonti und Donati gegen die Uberti und Amidei, aus Privatbeleidigungen entstanden, Vorwand und Nahrung (1215), und so theilten sich nun fast alle Städte auch im Innern in Guelfen und Gibellinen, doch behielt stets eine Partei die Oberhand. Die guelfischen Städte der Lombardey erneuerten 1226 den lombardischen Bund. Gegen diese Bürgerkriege erhob sich damals der Dominikaner Johann von Vicenza, ein unermüdeter und hochgeachteter Strafprediger und Schiedsrichter. Die Versammlung von Paquara (1233) schien seine Bemühungen zu krönen; aber das Streben nach weltlicher Herrschaft in Vicenza stürzte ihn. Als der Kaiser von seinem Kreuzzuge zurückgekehrt war, (1230) führte er den Krieg gegen die Städte und gegen Gregor IX., des Bannstrahls nicht achtend, mit abwechselndem Glücke, während Forelino da Romano unter dem Vorwande des Gibellinismus durch Gewaltthaten aller Art die eigene Herrschaft in Padua, Verona, Vicenza und der Umgegend begründete. Der päpstliche Hof wußte damals die pisanische Familie der Visconti zu Gattura, auf Sardinien, der Republik abtrünnig und zu seinen Vasallen zu machen, unter heftigem Widerspruch dieser, und besonders der Grafen Gherardesca. Daher auch in Pisa Spaltung in Gibellinen (Comi) und Guelfen (Visconti). Dennoch verheirathete Friedrich seinen Bastard Enzius mit einer Visconti, und gab ihm den Titel König von Sardinien. Der Plan Gregors IX. Friedrich abzusetzen, gelang endlich Innocenz IV. auf dem Concilium zu Lyon (1245); dieß schwächte gänzlich die Gibellinenpartei, welche durch die Ränke der Bettelorden schon sehr untergraben war. Das treue Parma fiel ab; der Sieg der Gibellinen in Florenz (1248) hatte nur eine zweijährige, und ein neuer nach der Schlacht von Monte Aperto (1260), nur eine sechsjährige Dauer; die Bologneser zwangen alle Städte Italiens in einen guelfischen Bund, und nahmen in der Schlacht am Panaro (1249) den Bastard Enzius gefangen, den sie nie wieder frei gaben. Nur in der trevisanischen Mark hatte der gibellinische Name durch den Schrecken Forelino's die Oberhand, bis er einem Kreuzzuge aller Guelfen gegen ihn unterlag (1259). Aber die Freiheit ging immer mehr in diesen Kämpfen verloren; das Haus della Scala folgte dem der Romano in der

Herrschaft, und selbst Mailand fand mit einem großen Theile der Lombardey seine Herren in den della Torre. Ueberall erhoben sich Tyrannen; nur die Seerepubliken und die in Toscana blieben frei.

Sechste Periode, vom Falle der Hohenstaufen bis zur Gestaltung der neuern Staaten. In diesem Zeitraum suchten verschiedene Fürsten die Oberherrschaft von Italien an sich zu reißen. I. Die Anjou. Seit Carl I. von Anjou, durch des Papstes Gunst König von Neapel, Senator von Rom, päpstlicher Vicarius in Toscana, auf Italiens Königskrone seinen Ehrgeiz richtete, (eine Politik, der seine Nachfolger treu blieben), bekamen die Namen der Guelfen und Gibellinen eine neue Bedeutung. Jener bezeichnete die Freunde, dieser die Feinde der Franzosen. Zu diesen Parteien kamen in den Republiken noch die des Adels und des Volks, von denen fast überall die des letztern siegte. Die redlichen Bemühungen des edeln Gregors X. († 1276), Frieden zu stiften, waren vergeblich; wirksamer die Nicolaus III., der Carls Uebermacht fürchtete; aber Martin IV. (1280), diesem knechtisch ergeben, verdarb alles wieder, und verfolgte die Gibellinen mit neuer Wuth. Ein anderes Interesse trieb die Seerepubliken gegen einander zu den Waffen, das des Handels und der Schifffahrt. Die Genueser halfen dem Michael Paläologus (1261) Constantinopel von den Venetianern wieder erobern, und erhielten dafür Chios; bei Meloria vernichteten sie (1284) die Seemacht der Pisaner, und vollendeten ihre Meeresherrschaft durch den Sieg über die Venetianer bei Curzola (1298). Florenz vollendete seine Demokratie durch gänzliche Aechtung der Edelleute (1282), und befestigte die Guelfenpartei durch weise Einrichtungen; aber bald theilte eine neue Parteiung, von dem unbedeutenden Pistoja aus verbreitet, in Florenz und ganz Toscana die Guelfen selbst in zwei Factionen, die schwarzen und die weißen (1300). Diese wurden durch die Ränke Bonifaz VIII. fast überall vertrieben, und verbanden sich nun mit den Gibellinen (1302). In der Lombardey schien die ersterbende Freiheit zum letzten Male aufzulodern; auf einmal erhob sich, der ewigen Fehden der Tyrannen müde, fast in allen Städten das Volk, und verjagte sie (1302 bis 1306), darunter auch die Visconti, die 1277 die della Torre in der Herrschaft von Mailand verdrängt hatten. — II. Die Deutschen und die della Scala. Heinrich VII., der erste Kaiser, der nach 60 Jahren wieder (1317) in Italien erschien, führte die Fürsten in ihre Städte zurück, und fand bei seinen Foderungen: Friede unter den Parteien und Huldigung dem Reiche, überall Gehorsam. Nur Florenz übernahm jetzt die zwei Jahrhunderte lang ruhmvoll geführte Rolle der Freiheitswächterin von Italien, wählte auf fünf Jahre Heinrichs Feind, Robert von Neapel, zum Protector, und blieb frei, während Italien von Tyrannen wimmelte. Das gibellinische Pisa bekam nach Heinrichs Tode einen Herrn in Uguccione della Faggiuola (1314); nach seiner Vertreibung Lucca, das er auch beherrscht, einen andern in Castruccio Castracani (1516); Padua fiel (1318) dem Hause Carrara, Alessandria, Tortona (1315) und Cremona (1322) dem Visconti zu Mailand, Mantua, seit 1275 von den Bonacorsi regiert, dem Gonzaga (1328) erblich anheim; in Ferrara befestigte sich 1317 die lange bestrittene Herrschaft der Este; Ravenna beherrschten schon seit 1273 die Polenta. In den übrigen Städten war dieselbe Tyran-

nei, aber doch häufig von Geschlecht zu Geschlechte wechselnd, und desto drückender. Diese kleinen Fürsten, besonders della Scala, Matteo Visconti, Castruccio, hielten den Vergrößerungsabsichten Roberts von Neapel, von Clemens V. zum Reichsvicarius in Italien ernannt, die Wage; doch erwarb dieser seinem Sohne, Carl von Calabrien, die Herrschaft von Florenz und Siena, die er bis zu seinem Tode behielt (1328). Ludwig der Baier, der nach Italien kam (1327), die Anjou und die Guelfen zu unterdrücken, hatte selbst zu thun mit den Gibellinen, die er durch seine Unbeständigkeit und Treulosigkeit von sich entfremdete, so wie andrerseits die Schlechtigkeit Johanns XXII. auch den Eifer der Guelfen so abkühlte, daß beide Parteien, das gemeinschaftliche Interesse der Freiheit erkennend, sich einander mehr näherten. Plötzlich kam nach Italien der liebenswürdige Abenteurer Johann, König von Böhmen (1330). Von den Brescianern gerufen, vom Papste begünstigt, von Lucca zum Herrn gewählt, überall den Versöhner und Friedensstifter spielend, würde es ihm gelungen sein, die Macht, die er beabsichtigte, zu gründen, hätten nicht wieder die Florentiner sich ihm entgegengestellt. Bei seinem zweiten Zuge nach Italien (1333) verbanden sie sich mit Azzo Visconti, Mastino della Scala und Robert von Neapel gegen ihn und seinen Bundsgenossen, den päpstlichen Legaten Bertrand von Poiet, der sich in Bologna zum Herrn aufwarf. Nach dem Sturze beider (1334), worauf die Pepoli zu Bologna zu herrschen anfingen, begann Mastino della Scala, Herr der Hälfte der Lombardey und von Lucca, die Freiheit der Lombardey zu bedrohen. Auch gegen ihn leitete Florenz die Opposition, und erregte ihm einen Bundeskrieg, in dem es nichts gewann, als Sicherung der Freiheit. Als der bedrängte Mastino den Florentinern Lucca verkaufte, erhoben sich die Pisaner und eroberten es für sich (1342). Da wählten jene einen Dictator, Walther von Brienne, Herzog von Athen, vertrieben ihn aber, seiner Tyrannei müde, bald wieder. In dem von Aristokraten zerrissenen Rom suchte Cola Rienzi (1347) Ordnung und Ruhe einzuführen; zum Volkstribun ernannt, mußte er doch nach sieben Monaten dem Adel weichen. Nach siebenjähriger Verbannung mit dem Legaten Cardinal Albornoz zurückgekehrt (1354), herrschte er wieder kurze Zeit, als er in einem Aufstande ermordet ward. Die Genueser, der ewigen Zänkereien der gibellinischen Spinola und Doria, und der guelfischen Grimaldi und Fieschi müde, vertrieben 1339 alle diese Familien, und gaben sich in Simon Boccanigra den ersten Doge. In Pisa theilten sich die Gibellinen, Räthe des Generalcapitäns Ricciani della Gherardesca, in zwei neue Factionen, Bergolini und Raspanti, wovon jene, unter Andrea Gambacorti, diese verjagten (1348). Um diese Zeit litt Italien durch eine entsetzliche Hungersnoth (1347) und eine noch gräßlichere Pest (1348), welche zwei Drittheile der Bevölkerung hinraffte. Nicht weniger furchtbar war die Geißel der Söldnerbanden, oder großen Compagnien, die nach jedem Frieden den Krieg auf eigene Hand fortsetzten, und überall plünderten und brandschatzten, wie die des Grafen Werner (1348) und des Ritters Montreal (1354). — III. Die Visconti. Johann Visconti, Erzbischof und Herr zu Mailand, und seine Nachfolger wurden in ihren gefährlichen Anschlägen zur Ausbreitung ihrer Herrschaft nicht durch Carls IV. Durchzuge durch Italien, nicht durch die Bemühungen unzähliger päpstlicher Legaten, so wirksam gestört, als durch der Republiken, besonders der Florentiner Weisheit und Unerschrockenheit. Carl

erschien 1355; stürzte in Pisa, die Raspanti erhebend, die Gambacorti; in Siena die Herrschaft der Neun, an deren Stelle die der Zwölf trat; unterwarf sich augenblicklich ganz Toscana, und nöthigte selbst Florenz, wenigstens den Titel einer Reichsstadt von ihm zu erkaufen. Im J. 1363 richtete er gegen die Visconti eben so wenig aus, befreite Lucca von der pisanischen Herrschaft, und stürzte in Siena die Zwölfe nieder, scheiterte aber in seinen Angriffen auf Pisa's und Siena's Freiheit an dem tapfern Freiheitssinn der Bürger. Dem Papst Innocenz VI. gelang es durch den Cardinal Legaten Egidius Albornoz den ganzen Kirchenstaat zu erobern (1354—1360); aber durch die Bedrückungen der Legaten aufs Aeußerste gebracht, und von Florenz, der Feindin aller Tyrannei, unterstützt, fielen 1375 alle eroberte Städte wieder ab. Die Grausamkeiten des Cardinals Robert von Genf, (nachher Clemens VII.) und seiner Bande bretagnischer Söldner konnten nur theilweise Unterwerfung erzwingen, und im großen Schisma ward die Freiheit dieser Städte, oder vielmehr die Herrschaft ihrer kleinen Tyrannen, völlig befestigt. Indeß beharrten die Visconti in ihren Eroberungsplänen, reizten Italiens ganze Kraft zum Widerstande, und machten die alte Parteiung der Guelfen und Ghibellinen über die nahe Gefahr vergessen. Genua unterwarf sich dem Johann Visconti (1353) und Bologna erkaufte dieser von den Pepoli (1350), aber seine Unternehmung auf Toscana scheiterte an dem Widerstande der verbündeten toscanischen Republiken. Einen andern Bund gegen ihn schlossen 1354 die Venetianer mit den kleinen Tyrannen der Lombardey. Kurze Zeit nur dauerte die Verbindung der Florentiner mit den Visconti gegen die päpstlichen Legaten (1375). In Florenz spalteten sich die Guelfen in die Parteien der Ricci und der Albizzi; den dadurch veranlaßten Tumult der Ciompi (1378) wußte der von ihnen selbst zum Gonfalonier erwählte Michael di Lando so mannhaft als uneigennützig zu stillen. Als die Venetianer, von Carrara durch ihre Unterstützung der Genueser im Kriege zu Chiozza (1379) gereizt, ruhig zusahen, wie Johann Galeazzo Visconti die della Scala und die Carrara aller ihrer Staaten beraubte (1387 u. 1388), stand Florenz allein mit den unglücklichen Fürsten. Franz Carrara bemächtigte sich Padua's wieder (1390), und behauptete sich, bis er der Bosheit der Venetianer unterlag (1406), die von nun an, ihre Politik ganz verändernd, aus Gegnern der viscontischen Eroberungsabsichten ihre Nebenbuhler wurden. Johann Galeazzo erwarb von Kaiser Wenzel die Belehnung mit Mailand als Herzogthum (1395), erkaufte 1398 vom Tyrannen Gerhard von Appiano (der sich nur das Fürstenthum Piombino vorbehielt) Pisa (das aber sein Bastard Gabriel 1405 an Florenz verhandelte), und unterwarf sich Siena (1399), Perugia (1400) und Bologna (1402), so daß Florenz, furchtbar bedroht, allein für die Sache der Freiheit gegen ihn stand. Sein gelegener Tod (1402) schaffte wieder Luft, und während der Minderjährigkeit seiner Söhne ging ein großer Theil seiner Staaten verloren. Als in Ladislav von Neapel, der, das Schisma benutzend, sich des ganzen Kirchenstaats bemächtigte, 1409 dem bedrängten Italien ein neuer Eroberer aufstand, wagte wiederum Florenz allein ihm zu widerstehen. Aber diese Gefahr war nur vorübergehend; bald erhoben sich dagegen die Visconti wieder. Herzog Philipp Maria hatte durch den großen Carmagnola alle seine Staaten der Lombardey wieder erobert (1416 — 1420); auch Genua, das abwechselnd bald in sogenannter Freiheit stürmischen Parteifehden

(der Fregoſi, Aborni, Montalto, Guarco) hingegeben, bald Frankreich (1396); bald dem Markgrafen von Montferrat (1411) unterthänig geweſen war, unterwarf ſich ihm (1421). Da verband ſich Florenz nochmals gegen ihn mit den Venetianern (1425), die durch den zu ihnen übergegangenen Carmagnola alles Land bis an die Adda eroberten, und im Frieden von Ferrara (1428) behielten. In Perugia gelang es dem großen Condottier Braccio da Montone, von der Partei der Baglioni, ſich zum Herrn dieſer Stadt und von ganz Umbrien, ja ſelbſt auf eine Zeitlang von Rom, zu machen (1416). In Siena gelangten (1430) die Petrucci zur feſten Herrſchaft. — IV. Gleichgewicht der italieniſchen Staaten. Nach der Schwächung Mailands durch die Venetianer und Florentiner, und bei der beſtändigen Beunruhigung des Alfons von Aragonien in Neapel durch die Partei der Anjou (ſ. d. A. Neapel), war keine gefährliche Uebermacht in Italien mehr vorhanden, obwol gegenſeitige Eiferſucht noch häufige Kriege erregte, in welchen zwei Parteien unter den italieniſchen Miethſoldaten, die Bracheſchi (von Braccio da Montone) und die Sforzeſchi (von Sforza Attendolo ſo genannt), wider die Gewohnheit gleichgültiger Söldner, einander ſtets feindlich blieben. Dem Franz Sforza gelang es, nach dem Ausſterben der Visconti (1447), ſich zum Herrn des mailändiſchen Staats (1450) zu machen (ſ. Mailand). Als die länderſüchtigen Venetianer mit einigen Fürſten ſich gegen ihn verbanden, fand er einen Bundesgenoſſen an Florenz, das mit Aenderung der Umſtände weislich auch ſeine Politik änderte. Dort erhob ſich um dieſe Zeit durch Reichthum und Klugheit das Haus Medici (ſ. d. A. Mediceer.) Die Kräfte von Mailand, (wo die Sforza ſich befeſtigten,) von Venedig, (das die Hälfte der Lombardey beſaß,) von Florenz, (durch Lorenzo Medici weiſe geleitet,) vom Kirchenſtaat, (großen Theils dem heil. Stuhl zurückgegeben,) und von Neapel, (das unfähig war ſeine Macht zu gefährlichen Angriffen zu gebrauchen), bildeten im 15ten Jahrh. das politiſche Gleichgewicht von Italien, welches in den mannichfachen Fehden dieſer Staaten keinen der Unabhängigkeit des andern furchtbar werden ließ, bis zum J. 1494, wo Carln VIII. von Frankreich die Begierde, Neapel zu erobern, nach Italien trieb, und Ludwig Moro Sforza erſt als ſein Bundesgenoſſe, dann als ein Feind auftrat, Papſt Alexander VI. aber, um ſeinen Sohn Cäſar Borgia zu erheben, die franzöſiſche Freundſchaft eifrig ſuchte. — V. Streit fremder Mächte um Italiens Provinzen. Carl VIII. mußte Neapel und ganz Italien bald wieder räumen; auch ſein Nachfolger, Ludwig XII., wurde von Ferdinand dem Katholiſchen aus dem, mit ihm eroberten, Neapel verdrängt (1504). Glücklicher war er gegen Mailand, das er, auf ein Erbrecht geſtützt (1500), ſich unterwarf. Cäſar Borgia's Verſuche auf Italiens Herrſchaft wurden durch den Tod ſeines Vaters (1505) vereitelt; worauf der kriegeriſche Papſt, Julius II., die von ihm begonnene Unterwerfung des Kirchenſtaats, doch nicht für einen Baſtard oder Neffen, ſondern im Namen des heiligen Stuhls vollendete. Er ſchloß mit Maximilian I., Ferdinand dem Katholiſchen und Ludwig XII. die Ligue von Cambray 1508 gegen die Vergrößerungs-Abſichten der Venetianer, deren Schlauheit aber dieſen Vernichtung drohenden Bund bald zu trennen wußte. Sodann verband er ſich mit eben dieſen Venetianern, Spanien und den Schweizern, zu Vertreibung der Franzoſen aus Italien; dieſe heilige Ligue (1509) erreichte aber damals ihren Zweck noch nicht, ſo wenig auch Julius

durch das französisch-deutsche Concilium zu Pisa, das ihn absetzen wollte, sich schrecken ließ. Maximilian Sforza, der (1512) Mailand wieder gewonnen, trat es (1515) Franz I. völlig ab, aber Kaiser Carl V. zog es als eröffnetes Reichslehn ein, und gab es (1520) dem Franz Sforza, Maximilians Bruder. Daher heftige Kriege, in denen Franzens Anstrengungen stets unglücklich waren; er ward 1525 bei Pavia gefangen, und mußte nebst andern Ansprüchen, auch denen auf Mailand entsagen, das dem Sforza blieb, und nach dessen Tode (1540) von Carl V. seinem Sohne Philipp gegeben wurde. Die mediceischen Päpste, Leo X. (1513) und Clemens VII. (1523) waren meist auf Vergrößerung ihres Hauses bedacht. Carl V., unter dem seit der Schlacht von Pavia sich ganz Italien beugte, vereitelte zwar Clemens VII., Venedigs und Mailands Anschläge, seine Macht zu schwächen; eroberte und plünderte Rom (1527), aber bald mit dem Papste versöhnt, erhob er (1530) die Mediceer zur fürstlichen Herrschaft. Florenz, das im J. 1494, über das unkluge Benehmen Pietro's gegen Frankreich aufgebracht, die Mediceer verjagt, aber schon 1512 wieder aufgenommen hatte, mußte nun unter Herzog Alexander I., dem Mediceer, sich in die Reihe der Fürstenthümer stellen. Von da an gebricht es der italienischen Politik, von der Florenz bisher die Seele gewesen, an Gemeingeist, und somit der Geschichte Italiens an einem Mittelpunkte.

Siebente Periode. Umgestaltungen der italienischen Staaten bis auf die französische Revolution. Abgang aller alten Regentenhäuser. Nach Aussterben des Mannsstammes der Markgrafen von Montferrat, gab Carl V. dieses Land dem Gonzaga zu Mantua (1536). Später (1573) erhob Maximilian II. Montferrat zu einem Herzogthum. Den Florentinern mißlang (1537) ein neuer Versuch, nach Ermordung Herzog Alexanders, sich frei zu machen; Cosmo I. folgte ihm in der Regierung durch Carls V. Einfluß. Aus Parma und Piacenza, die Julius II. für den heil. Stuhl erobert, machte (1545) Paul III. ein Herzogthum, und gab es seinem Bastard, Peter Alois Farnese, dessen Sohn Octavio 1556 die kaiserliche Belehnung erhielt. Genua, seit 1499 den Franzosen unterworfen, fand in Andreas Doria (1528) seinen Befreier. Er begründete die Aristokratie, und der Verschwörung Fiesko's (1547) gelang es nicht, ihn zu stürzen (s. Genua). Carl V. überließ schon 1553 außer Mailand auch Neapel seinem Sohne Philipp II. Im Frieden zu Chateau Cambresis 1559, entsagten Philipp II. und Heinrich II. von Frankreich ihren Ansprüchen auf Piemont, das seinem rechtmäßigen Herrn, Herzog Emanuel Filibert von Savoyen, dem wackern spanischen Feldherrn, zurückgegeben wurde. Im J. 1597 starb der ächte Mannsstamm des Hauses Este aus, worauf der Bastard, Cäsar von Este, Modena und Reggio vom Reiche erhielt, Ferrara aber vom heil. Stuhle, als eröffnetes Lehen, eingezogen wurde. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. hob sich der Flor Italiens, so viel bei dem Verluste des Welthandels möglich war, durch langen Frieden. Dieses dauerte fort, als in dem Vertrage von Lyon Heinrich IV. von Frankreich auch Saluzzo, die letzte französische Besitzung in Italien, an Savoyen vertauschte, bis zum Erbfolgestreit über Mantua und Montferrat, nach Aussterben der Gonzaga (1627), wodurch des dreißigjährigen Krieges Noth auch über Italien kam. Unglück in Deutschland nöthigte Ferdinand II., beide Länder (1631) Frankreichs Schützling, Carl von Nevers, zu Lehen zu reichen,

dessen Geschlecht bis zum spanischen Erbfolgekriege in deren Besitze blieb. Zugleich erlangte Richelieu's Schlauheit im Frieden von Chirasco (1631) Pignerol und Casale, als feste Stützpunkte zu neuen Einfällen in Italien; wiewol er letzteres (1637) wieder aufgeben mußte. Durch den Abgang des Hauses della Rovera, dem Julius II. das Herzogthum Urbino verliehen, fiel dieses 1631 dem päpstlichen Stuhle anheim. Der Friede Italiens wurde, außer einigen Unternehmungen Ludwigs XIV. auf Savoyen und Piemont, in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrh. nicht gestört, und schien durch den turiner Neutralitätsvertrag (1696) auf lange Zeit gesichert zu sein; als der spanische Erbfolgekrieg ausbrach. Oesterreich eroberte 1706 Mailand, Mantua und Montferrat, behielt die erstern beiden für sich, Mantua ward wegen Felonie des geächteten Herzogs eingezogen, und gab letzteres an Savoyen. Im utrechter Frieden (1714) bekam Oesterreich noch Sardinien, Neapel, Sicilien und Savoyen nebst dem Königstitel; zur Gränze zwischen Frankreich und Italien wurde der Mont Genievre bestimmt. Parma und Piacenza erhielt, als 1727 das Haus Farnese ausstarb, der spanische Infant Carl. Schon 1718 wurde Sicilien dem Herzoge Victor Amadeus von Savoyen durch Spanien, und diesem wieder durch Oesterreich entrissen. In dem polnischen Thronfolgekriege von 1733 eroberte Carl Emanuel von Savoyen, mit Frankreich und Spanien verbunden, Mailand, und behielt davon im wiener Frieden (1738) Novara und Tortona, so wie er, für Sicilien, Sardinien bekam, und von nun an König von Sardinien hieß, (s. d. Art. Sardinien). Der Infant Carl von Spanien ward König beider Sicilien, und trat dafür Parma und Piacenza an Oesterreich ab. Auch die Mediceer zu Florenz, seit 1575 Großherzoge von Toscana betitelt, starben 1737 aus. Franz Stephan, Herzog von Lothringen, erhielt nun, nach der Bestimmung des wiener Präliminar-Friedens, Toscana, und machte, als er 1745 Kaiser wurde, daraus eine Secundogenitur des österreichisch-lothringischen Hauses. Im österreichischen Erbfolgekriege eroberten die Spanier Mailand (1745), wurden aber durch Carl Emanuel wieder daraus vertrieben, welchem Maria Theresia zum Dank einige mailändische Landschaften, nämlich Vigevanasco und Bobbio ganz, und Anghiera und Pavese zum Theil, abtrat. Massa und Carrara fielen 1743 durch Erbgangsrecht an Modena. Parma und Piacenza eroberte der spanische Infant Don Philipp für sich, verlor es zwar wieder, erhielt es aber als erbliches Herzogthum im aachner Frieden (1748) zurück. So theilten im 18ten Jahrh. die Häuser Lothringen, Bourbon und Savoyen ganz Italien, bis auf den Kirchenstaat und die Republiken, welche, als Greise, die sich selbst überlebt, dem Treiben der neuen Zeit, in die sie nicht mehr paßten, kraftlos zuschauten. Eine 40jährige Stille ging ihrem Untergange voraus.

Achte Periode. Von der französischen Revolution bis auf die neueste Zeit. Im Sept. 1792 drangen die französischen Truppen zuerst in Savoyen ein und errichteten dort Freiheitsbäume. Durch die Piemonteser und Oesterreicher 1793 auf einige Zeit daraus vertrieben, behaupteten sie es doch am Ende des Jahrs. Der National-Convent hatte schon im Febr. 1793 auch Neapel den Krieg erklärt. 1794 im April rückten die Franzosen im Piemontesischen und Genuesischen vor, wurden aber im Juli 1795 von den Oesterreichern, Sardiniern und Neapolitanern aus Italien vertrie-

ben. Im J. 1796 erhielt Napoleon Bonaparte das Commando der französischen Armee in Italien. Er drang unaufhaltsam vor, zwang den König von Sardinien zum Frieden, worin er Nizza und Savoyen an Frankreich abtreten mußte, eroberte die österreichische Lombardey bis auf Mantua, brandschatzte den Herzog von Parma und den Papst, und jagte dem Könige von Neapel solche Furcht ein, daß er um Frieden bat. Nachdem im folgenden Jahre auch Mantua gefallen, errichtete Bonaparte aus Mailand, Mantua, dem Theile von Parma diesseits des Po, und Modena die cisalpinische Republik, die, wie die französische, ein Directorium und zwei gesetzgebende Räthe erhielt. Auch den Papst überzog Frankreich mit Krieg und vereinigte Bologna, Ferrara und Romagna mit der cisalpinischen Republik 1797 durch den Frieden von Tolentino, den das Oberhaupt der Kirche nicht halten konnte. Da rückten die Franzosen nach Rom vor, stürzten das geistliche Regiment, und errichteten eine römische Republik. In Genua zettelte Bonaparte eine Revolution an, wodurch die Aristokratie vernichtet, und eine demokratische Republik, nach dem Modell der französischen, unter dem Namen der ligurischen, errichtet wurde. Die Franzosen waren indeß durch das venetianische Gebiet in Oesterreich eingedrungen. Da nun die Venetianer mit den tapfern Tyrolern, welche die Franzosen aus ihren Alpen jagten, zu Behauptung der Neutralität ihres Gebiets gemeinschaftliche Sache machten, benutzte Bonaparte diesen Vorwand, diesen uralten Freistaat zu vernichten. Er besetzte ohne Schwertstreich Venedig, und gab der Republik eine demokratische Form; aber im Frieden zu Campo Formio (7. Oct. 1797) ward das venetianische Gebiet bis an die Etsch an Oesterreich überlassen, der Ueberrest mit der cisalpinischen Republik vereinigt. Der König von Sardinien schloß mit Frankreich am 25. Oct. einen Allianz- und Subsidientractat; aber im folgenden J. (1798) fand das Directorium für gut, ihn von neuem anzufallen, und durch eine Verzichtsurkunde zur Abtretung seiner Staaten auf dem festen Lande zu nöthigen. Neapel hatte ebenfalls einen Freundschaftsvertrag mit Frankreich geschlossen, aber da es 1798 mit England ein Bündniß einging, dem auch Toscana beitrat, so eroberten im J. 1799 die Franzosen Neapel, und errichteten da die parthenopeische Republik. Der Großherzog von Toscana mußte nach Wien flüchten, und sein Land wurde, wie Piemont, von den Franzosen militärisch administrirt. Als nach Zerschlagung des rastadter Congresses Oesterreich und das Reich, unter russischer Unterstützung, den Krieg gegen die Franzosen erneuerten, wurden diese von den Engländern, Russen und Türken wieder aus Neapel und Rom vertrieben; der König und der Papst kehrten in ihre Hauptstädte zurück. In der Lombardey wurden die Franzosen von den Oesterreichern unter Kray und Melas, und von den Russen unter Suworow in sechs Hauptschlachten besiegt, und verloren alle Festungen bis auf Genua, wo Massena eine harte Belagerung aushielt, während seine Landsleute ganz Italien räumen mußten. Aber indessen war Bonaparte von seinem ägyptischen Zuge zurückgekehrt, und hatte sich zum ersten Consul aufgeworfen. Er zog mit einem neuen Heere nach Italien, schlug die Oesterreicher bei Marengo, und zwang sie zu einer Capitulation, wodurch ihm alle italienische Festungen wieder eingeräumt wurden. Im lüneviller Frieden (9. Febr. 1801) ward der Besitz Venedigs für Oesterreich bestätigt, welches den Herzog

on Modena durch Abtretung des Breisgaus entschädigen sollte. Der
erzog von Parma bekam Toscana, und nachher von Bonaparte
en Titel: König von Etrurien. Parma wurde mit Frankreich
ereinigt. Die cisalpinische und ligurische Republik wurden von De-
erreich und Frankreich garantirt, und mit letzterer die eingeschlos-
nen Reichslehen vereinigt. Nun ward auch der König von Neapel,
er den Kirchenstaat hatte besetzen lassen, zum Frieden zu Flo-
enz (28. März) genöthigt. Durch russische Vermittlung kam er
it Abtretung von Piombino, des Stato degli Presidii und seiner
älfte der Insel Elba, so wie mit dem Versprechen, seine Häfen
en Engländern zu sperren, durch. Die andere Hälfte von Elba
atte Toscana bereits an Frankreich abgetreten. Die ganze Insel
ber wurde von den Engländern und Corsen, nebst den bewaffneten
inwohnern, hartnäckig vertheidigt, und erst im Herbste geräumt.
en Präsidienstaat trat Frankreich am 19. Sept. an Etrurien ab.
Starke französische Truppenabtheilungen blieben sowol in Neapel als
n Toscana stehen, und ihr Unterhalt kostete ungeheure Summen.
en Republiken Genua und Lucca gab der erste Consul noch 1801
eue Constitutionen. Aber im Januar 1802 erfolgte die Umschmel-
ung der cisalpinischen in eine italienische Republik, nach dem
uster der neuen französischen Verfassung, und Bonaparte ward
Präsident derselben. Zum Vicepräsidenten ernannte er den Bür-
er Melzi d'Erile. Bedeutende Unruhen wurden von den fran-
ösischen Waffen bald unterdrückt. Auch Genua erhielt eine neue
onstitution und den Girolamo Durazzo zum Doge. Piemont aber
ard durch einen consularischen Beschluß vom 11. Sept. 1802 defi-
itiv mit Frankreich vereinigt. Nachdem Bonaparte in den J. 1803
nd 1804 Italien aufs willkürlichste benutzt hatte, ermuthigte ihn
ndlich die Lethargie der europäischen Mächte, am 17. März 1805,
u seiner neuen Kaiserkrone auch die italienische Königskrone
inzuzufügen, doch versprach er, das neue Reich nie mit Frankreich
u vereinigen, ja sogar, ihm bald einen eigenen König zu geben.
ie abermalige neue Constitution glich der des französischen Kaiser-
eichs. Napoleon stiftete den Orden der eisernen Krone, und
rnannte, nachdem er sich am 26. Mai zu Mailand die Krone auf-
esetzt, Genua aber den 25. Mai mit Frankreich sich vereinigt hatte,
einen Stiefsohn Eugen Beauharnois zum Vicekönig von
Italien, den er mit vielem Glanz umgab, ohne ihm wahre Macht
inzuräumen. Drückender, als diese Regierung, war nie eine für
Italien gewesen, denn im Frieden betrug das Staatsbedürfniß 100
Mill. Fr., die von nicht ganz 4 Millionen Menschen aufzubringen
aren, und wovon ein Drittheil für französisches Interesse verwen-
et wurde. Keine europäische Macht erkannte übrigens das italieni-
he Königthum Napoleons ausdrücklich an. Der Kaiser, in seinen
illkürlichen Verfügungen gegen den Geist des lüneviller Friedens
rtfahrend, gab seiner Schwester Elisa das Fürstenthum Piom-
ino, und ihrem Gemahl, Pasquale Bacciochi, die Republik
ucca als Fürstenthum, beide als französische Lehne. Aus
enua wurden drei Departements, Genua, Montenotte und Apen-
in gemacht. Eben so wurden Parma, Piacenza und Guastalla
1. Juli dem französischen Reiche einverleibt. Der Papst mußte
as Schauspiel der Kaiserkrönung durch seine Gegenwart verherrli-
en. Endlich erhob sich Oesterreich, um so ungescheuter Willkür
inhalt zu thun: aber Frankreich war ihm indeß zu mächtig gewor-

den. Auf redliche, aber auch in Italien, wo sie am glücklichsten waren, durch das Unglück bei Ulm und Austerlitz vereitelte Anstrengungen, folgte der Friede zu Preßburg (26. Dec. 1805), der die Gründung der französischen Allgewalt auch in Italien vollendete. Das österreichische Venedig nebst Istrien und Dalmatien ward mit dem Königreich Italien vereinigt, und dieses, nebst allen französischen Einrichtungen in Italien, anerkannt. Das Königreich hatte nun einen Flächeninhalt von 1672 Q. M. und 5,657,000 Einwohnern. Neapel, welches die gelandeten russischen und englischen Hülfstruppen nach der Schlacht von Austerlitz räumen mußten, traf im Anfange des J. 1806 sein endliches Schicksal. Ungeachtet der Anstalten der Königin zu einem allgemeinen Aufstande, drangen die Franzosen in dieses Reich ein, besetzten am 14. Febr. Neapel, und die Bourbons waren auch von diesem Throne vertrieben. Napoleon ernannte am 31. März seinen ältern Bruder, Joseph, zum König von Neapel. Vergeblich vertheidigte der tapfere Prinz von Hessen-Philippsthal die Festung Gaeta; vergeblich erhob sich in Calabrien ein Aufstand, den die Engländer kräftig unterstützten. Diese schlugen zwar unter General Stuart die Franzosen bei Meida, (4. Juli), und eroberten mehrere feste Plätze an der Küste; als aber Gaeta (18. Juli) gefallen war, und Massena nach Calabrien vordrang, schifften sie sich wieder ein, und überließen das Reich den Franzosen. Der neapolitanische Hof mußte froh sein, daß das von den Engländern beherrschte Meer ihm wenigstens Sicilien, wohin er sich geflüchtet, sicherte. Doch ließ er im folgenden J. (1807) eine neue Landung in Calabrien unter dem Prinzen von Philippsthal versuchen, die aber mißglückte. Im J. 1808 wurde auch die Wittwe des Königs von Etrurien, die für ihren unmündigen Sohn die Regentschaft führte, ihres Reichs entsetzt, dieses mit Frankreich vereinigt, und in die Departements des Arno, des Ombrone, und des mittelländischen Meers getheilt. Noch ernannte Napoleon seinen Schwager, den Prinzen Borghese, zum Generalgouverneur der Departements jenseits der Alpen, welcher seinen Sitz zu Turin nahm. Da indessen Napoleon den Bruder vom neapolitanischen Thron auf den spanischen verpflanzt hatte, besetzte er jenen wieder mit Joachim Mürat, bisherigem Großherzog von Berg, der den 6. Sept. 1808 in Neapel einzog. Im folgenden J. 1809 stellte der Kaiser das Großherzogthum Toscana wieder her, und gab es, als eine Statthalterschaft, seiner Schwester Elise von Piombino. In demselben Jahre machte Oesterreich mit beispiellosen Anstrengungen einen neuen Versuch, die Uebermacht Frankreichs zu brechen. Die Oesterreicher waren zwar anfangs in Italien glücklich; aber das Kriegsglück trug Napoleon wiederum nach Wien, und von hier aus proclamirte er (17. Mai) die Vernichtung der weltlichen Herrschaft der Päpste, und die Vereinigung des Kirchenstaats mit Frankreich. Rom ward kaiserliche freie Stadt, und dem Papste 2 Millionen Fr. Jahrgeld bewilligt. Nach dem wiener Frieden, durch welchen Napoleon die illyrischen Provinzen erwarb, ward Istrien und Dalmatien vom Königreiche Italien abgerissen und zu jenen geschlagen. Dagegen trat Baiern von Tyrol den Etschkreis, einen Theil des Eisackkreises und das Landgericht Klausen an Italien ab. Unerschütterlich schien nun des französischen Kaisers Macht in Italien, wie in ganz Europa, befestigt. Während das italienische Volk französische Heere ernähren, seine eigenen in den fernen Eroberungskriegen Napoleons

aufopfern, und beim gänzlichen Ruin des Handels und Gewerbes drückende Abgaben aufbringen mußte, waren alle Zeitungen voll Lobpreisungen der Anstalten zu Belebung der Wissenschaften, Künste und Gewerbe in Italien. Man duldete hoffnungslos, bis der unersättliche Weltbezwinger in seinen eigenen ungeheuern Unternehmungen unterging. Wir sahen, nach dem gräßlichen Rückzuge aus Rußland, seinen Schwager Mürat, den persönlich von ihm beleidigten König von Neapel, ihn verlassen, und als die Oesterreicher, unter Bellegarde, in Italien vordrangen, mit diesen seit dem 11. Jan. 1814 verbunden, als seinen Feind auftreten. Der Vicekönig Eugen blieb Napoleon und seinem Charakter treu, und leistete den Feinden seiner Dynastie tapfern Widerstand, welchen aber die Niederlagen Napoleons in Frankreich vereitelten. Nach dem Waffenstillstande vom 21. April 1814, räumten die französischen Truppen ganz Italien; hierauf wurden die meisten Provinzen ihren rechtmäßigen Beherrschern zurückgegeben. Doch erhielt Napoleons Gemahlin, die Kaiserin Marie Louise, die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla, welche auf ihren Sohn übergehen sollten, und Napoleon selbst wurde Souverän von Elba, wovon er den 4. Mai Besitz nahm. Allein, noch ehe der Congreß in Wien die Staatenverhältnisse Europa's wieder geordnet hatte, unternahm er den Einfall in Frankreich den 1. März 1815. Zugleich trat der König von Neapel, Mürat, aus seiner bisher zweideutigen Stellung, und griff für Italiens Unabhängigkeit, wie er vorgab, zu den Waffen. Allein der deßhalb an die Italiener erlassene Aufruf, Rimini 30. März, wurde durch Oesterreichs Kriegserklärung vom 12. April beantwortet. Hierauf, durch dessen Waffen 15. April aus Bologna gedrängt, und 2. und 3. Mai von Bianchi bei Tolentino gänzlich geschlagen, verlor er sein Königreich Neapel, wohin der österr. General von Nugent von Rom, und der österr. F. M. L. von Bianchi von Aquila her, vorgedrungen waren, sieben Wochen, nachdem er den Feldzug eröffnet. Er schiffte sich auf schimpflicher Flucht den 19. Mai von Neapel nach Frankreich ein. Ferdinand IV. kam von Palermo herüber, und Mürats Familie erhielt in Oesterreich eine Freistätte. Joachim begab sich, als Napoleon abgedankt hatte, nach Corsika, und machte von hier aus einen Versuch in Calabrien das verlorene Königreich wieder zu gewinnen, er wurde aber bei Pizzo gefangen, und den 13. Oct. 1815 erschossen. (S. Mürat.) Unterdessen hatte die wiener Congreßacte vom 9. Juni 1815 Italiens Verhältnisse geordnet. 1) Der König von Sardinien erhielt seine Staaten wieder, nach den Gränzen von 1792, mit einigen Gebietsveränderungen auf der Seite von Genf; denn der bei Frankreich im pariser Frieden vom 30. Mai 1814 gebliebene Theil von Savoyen wurde ihm durch den pariser Vertrag vom 20. Nov. 1815 zurückgegeben. Mit seinen Staaten wurde Genua, nach dem Umfange, den diese Republik im J. 1792 hatte, als Herzogthum, vereinigt. 2) Der Kaiser von Oesterreich vereinigte mit seiner Erbmonarchie das neu errichtete lombardisch-venetianische Königreich, welches aus den schon früher mit Oesterreich verbundenen venetianischen Provinzen, aus dem Veltlin, Mantua und Mailand besteht; doch gehört Istrien zu dem deutsch-österr. Königreiche Illyrien, Dalmatien nebst Ragusa aber bildet ein besondres österr. Königreich. Als Gränze gegen den römischen Staat und Parma wurde der Thalweg des Po angenommen, übrigens die Gränze vom 1. Jan. 1792. — Das Haus

Oesterreich-Este wurde wieder Souverän von Modena, Reggio, Mirandola, Massa und Carrara; — 4) die Kaiserin Marie Louise erhielt den Staat von Parma als souveräne Herzogin, jedoch nach dem Vertrage von Paris den 10. Juni 1817, nur auf ihre Lebenszeit; — 5) der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich wurde wieder Großherzog von Toscana, womit man den Stato degli Presidii, den ehemals neapolitanischen Antheil an der Insel Elba, die Landeshoheit über das Fürstenthum Piombino und einige kleine eingeschlossene Bezirke, ehemalige kaiserliche Lehne, verband. Uebrigens behielt der Prinz Buoncompagni Ludovisi seine sämmtlichen Eigenthumsrechte auf Elba und in Piombino. — 6) Die Infantin Marie Louise erhielt Lucca, das sie als souveränes Herzogthum 1817 in Besitz nahm, nebst einer Rente von 500,000 Fr. bis ihr eine andere Besitzung zu Theil werden könnte. Nach dem pariser Vertrag vom 10. Juni 1817 fällt, nach dem Tode der Herzogin Marie Louise, Parma an die Infantin und deren Nachkommen zurück, wogegen Lucca mit Toscana vereinigt wird, der Großherzog von Toscana aber seine Herrschaften in Böhmen dem Sohne Napoleons überläßt. — 7) Der Kirchenstaat erhielt zurück die Marken, Camerino, das Herzogth. Benevento, das Fürstenth. Ponte Corvo und die Legationen Ravenna, Bologna und Ferrara, mit Ausnahme des auf dem linken Po-Ufer gelegenen Landstrichs. Oesterreich behielt das Besatzungsrecht in Ferrara und Commachio. — 8) Der König Ferdinand IV. wurde wiederum als König von beiden Sicilien anerkannt. — Außerdem behielt England Malta; und wurde Schutzherr der vereinigten ionischen Inseln. (S. Jonische Inseln.) Der Johanniter-Orden, der im Kirchenstaate und im Königreich beider Sicilien (in Spanien 1815) seine Güter wieder erhalten hatte, erwartet noch die Bestimmung seines endlichen Schicksals. Die Republik St. Marino hat sich allein mitten unter den 15 politischen Umgestaltungen, die Italien seit 25 J. erlebt hat, unversehrt erhalten. — Nach dieser Uebersicht ist in Italien das österreichische Uebergewicht fester als jemals begründet. Auf der See und an den Küsten gebietet der brittische Dreizack. Indeß ist unter den Völkern Italiens der Wunsch nach Einheit und Unabhängigkeit nicht unterdrückt. Noch allgemeiner ist das Verlangen nach einer repräsentativen Verfassung. Daher haben mehrere Regierungen, vorzüglich Neapel, Rom und Turin, gegen die liberalen Ideen und die geheimen Gesellschaften (Unitarier, Carbonari) selbst gegen die Freimaurer, sich durch Ketzergerichte, Jesuiten und geheime Polizei zu schützen bemüht. Im Dec. 1817 mußte im Kirchenstaate eine Verschwörung dieser Art mit Gewalt unterdrückt werden. In Neapel siegte (im Juli 1820) das neue System. Das blühendste Land ist Toscana, wo jene Ideen seit Leopolds Regierung in Ausübung gekommen waren. Uebrigens bebt Italiens Boden im physischen, wie im politischen Sinne. Auch zittert das schöne Land vor Seeräubern, ungeachtet England, Neapel und Sardinien mit den Barbaresken einen Frieden 1816 abgeschlossen haben, wodurch die Sclaverei der weißen Kriegsgefangenen dem Namen nach aufgehoben wurde. Möchte nun endlich das Vaterland des Virgils und Cicero, des Tasso und Ariost, des Beccaria und Filangieri seiner Lage und seines Himmels sich erfreuen lernen, und statt gegen die Vernunft und den Zeitgeist anzukämpfen, sich gegen die Räuber aus Afrika waffnen, und die Sicherheit auf seinen Landstraßen her-

stellen, um wieder zu sein, was es war, die Wiege der Künste und Wissenschaften, die Heimath des Handels und der Garten von Europa! H. L. K.

Italienische oder künstliche Blumen kamen zuerst aus Siena in Italien. Seguin in Paris war der erste, welcher dergleichen aus Mark vom Hollunderbaume und von gefärbten Silberplättchen verfertigt hat. Gewöhnlich werden sie von den Cocons verfertigt.

Italienische oder doppelte Buchhalterei, s. Buchhalterei.

Italienische Kunst. Durch griechische Meister wurde in früher Zeit die Kunst der Malerei sowol nach Italien als nach Deutschland verpflanzt. Natur, Nationalcharakter und Eigenthümlichkeiten, Klima und Religion, wirkten aber in beiden Ländern so auf Kunst, daß sie sich ganz verschieden in ihnen entfaltete. Glühende Phantasie, frohe Lebenslust, angeborner Schönheitssinn, schwärmerische Frömmigkeit und stete Gelegenheit des Anschauens schöner Natur und der Meisterwerke alter Kunst, machten, daß in Italien die Malerlei herrlich emporblühte und reichere Früchte trug als je in einem andern Lande, statt daß in Deutschland der Tiefsinn und Fleiß der alten Meister sich mehr auf das innere Leben und Gemüth richtete; sie waren mehr Philosophen und Dichter, welche Farben statt der Worte wählten, als Maler, die ein harmonisch geordnetes, plastisch rein gebildetes Kunstwerk hervorzuzaubern und in das äußere Leben zu stellen vermögen. Die Italiener bleiben ewig eben so unerreichbar in dem Idealstyl dieser Kunst, wie die Griechen in der Bildhauerkunst. Man nimmt gewöhnlich den Anfang der Geschichte der Maler in Italien im 12ten Jahrhundert an, aber schon weit früher arbeiteten griechische und byzantinische Künstler daselbst. Unter Leo dem Großen im J. 441 wurde schon in der Basilika des heil. Paulus am Wege nach Ostia ein großes Gemälde in Mosaik gearbeitet, und die Bildnisse der 42 ersten Bischöfe, die man in derselben Kirche sieht, sind auch aus dieser Zeit. Mosaiken und enkaustische Gemälde waren damals herrschend, später fing man an mit einer Art Leimfarbe zu malen, was man: a tempera nannte. Gegen das Ende des 6ten Jahrhunderts wurden viele Gemälde bekannt, die man nicht für Werke sterblicher Hände hielt, sondern Engel oder selige Geister als ihre Urheber betrachtete. In diese Classe gehört eine der berühmtesten Abbildungen des Heilandes auf Holz gemalt, in Rom, Acheropita genannt, die man nur mit viel Mühe im Allerheiligsten zu sehen bekommt. Ob es wahr sei, daß der Evangelist Lucas, den alle Malerzünfte später zu ihrem Beschützer wählten, selbst Maler war, darüber ist viel gestritten worden; in Rom werden besonders die Madonnenbilder zu St. Maria Maggiore, St. Maria del Popolo, St. Maria in Araceli, und das im benachbarten Grotta Ferrara, dem Pinsel des Evangelisten zugeschrieben. Im 8ten Jahrhundert wurden Glasmalerei, Mosaik auf Goldgrund und Emaillemalerei eifrig in Italien getrieben. Es gab schon viele einheimische Künstler daselbst; eines der ältesten Kunstdenkmale ist der berühmte Christus am Kreuz in der Dreieinigkeitskirche zu Florenz, er war schon 1003 daselbst vorhanden. Um das J. 1200 stiftete ein griechischer Künstler Theophanes eine Malerschule in Venedig. Der ächt italienische Styl erblühte zuerst in Florenz, und um eine

Uebersicht desselben zu geben, wollen wir drei Hauptperioden betrachten: 1) von Cimabue bis auf Raphael; 2) von Raphael bis auf die Caracci; 3) von den Caracci bis auf die gegenwärtige Zeit. Erste Periode. In Pisa erwachte der Kunstfleiß zuerst. Giunta Pisano, Guido von Siena, Andrea Tafi und Buffalmaco waren Vorgänger des Cimabue, der 1240 in Florenz geboren wurde. Dieser Künstler, der von seinen Zeitgenossen als ein Wunder anerkannt wurde, führte zuerst richtigere Verhältnisse ein, und gab seinen Gestalten mehr Leben und Ausdruck. Sein Schüler Giotto übertraf ihn noch hierin, und verband eine bisher unbekannte Grazie damit. Er war Freund des Dante und Petrarca, und trieb neben der Geschichtsmalerei auch mit gleichem Glück Mosaik, Sculptur, Baukunst, Portrait- und Miniaturmalerei. Er wagte zuerst Verkürzungen und einen natürlichen Faltenwurf, doch blieb sein Styl noch sehr tracken und steif. Bonifacius VIII. berief ihn nach Rom, wo er die noch berühmte Navicella malte. Seine Nachfolger waren: Gaddi, Stefano, Maso und Simone Memmi, welcher die berühmten Bildnisse von Petrarca und Laura mahlte. Doch erst durch Masaccio verschwand die Finsterniß des Mittelalters und eine heitere Morgenröthe leuchtete der Kunst. Die florentinische Republik hatte zu Anfang des 15ten Jahrhunderts den Gipfel ihres Glanzes erreicht. Cosmus von Medicis schützte alle Künste und Wissenschaften; Brunelleschi erbaute damals die Kuppel der Kathedralkirche, Lorenzo Ghiberti goß die berühmten Thüren der Tauftapelle in Bronze, und Donatello war der Bildhauerkunst, was Masaccio der Malerei wurde. Dieser hieß eigentlich: Tommaso Guidi, und war 1402 zu St. Giovanni im Val d'Arno, geboren. Seine Gemälde hatten Haltung, Charakter und Geist. Erst seine Schüler fingen an in Oel zu malen, doch nur auf hölzerne Tafeln oder mit Gyps überzogene Wände, viel später erst malte man auf Leinwand. Paolo Uccelli legte den Grund zum Studium der Perspective. Luca Signorelli, der zuerst die Anatomie studirte, und Domenico Ghirlandajo, der edle Formen und Gefühl mit Kenntniß der Perspektive verband, und der den Mißbrauch der zu häufigen Vergoldungen abschaffte, zeichneten sich sehr aus. Der erhabene Geist des Leonardo da Vinci, geb. 1444. gest. 1519. (s. den eignen Art.) der in allen Künsten und Wissenschaften Meister war, brachte so viel Philosophie und tiefen Sinn in die Kunst, daß sie durch ihn plötzlich reifte. Durch ihn erhielt die florentinische Schule ganz den ernsten, strengen, tiefsinnigen, fast melancholischen Charakter, zu dem sie sich vom Anfang an hinneigte, und den sie auch später mit der Kühnheit und Riesenkraft vereinte, die Buonarotti erweckte. Die römische Schule rechnet unter ihre Stifter schon den Miniaturmaler Oderigi, der 1300 starb; er zierte die Handschriften mit kleinen Bildern. Guido Palmerucci, Pietro Cavallini und Gentile da Fabriano waren die geschicktesten seiner Nachfolger. Fast alle Maler dieser Zeit pflegten ihren Gemälden Inschriften beizufügen, die Verkündigung Mariä war ihr Lieblingsgegenstand. In Perugia war der Hauptsitz der römischen Maler. Schon im 13ten Jahrhundert gab es daselbst eine Malerzunft. Pietro Vanucci, Perugino genannt, (geb. 1446. gest. 1524.) brachte zuerst mehr Grazie und edlere Formen in diese Schule, deren Hauptcharakter durch ihn etwas Gemüthliches, Edles, einfach

Frommes, unverkünstelt Natürliches erhielt, welcher immer der römischen Schule eigen blieb. Perugino's großer Schüler Raphael übertraf schnell alle frühern Meister, und die Kargheit, Härte und Trockenheit ihres Styls wurde durch ihn verbannt.

Nach Venedig kam zuerst der Geschmack aus dem Orient herüber. Andrea Murano und Vittore Carpaccio gehörten zu den frühsten dortigen Künstlern; Giovanni und Gentile Bellino sind die ausgezeichnetsten Maler der frühern venetianischen Schule. Ersterer war 1424 geb. und starb 1514. Der andere arbeitete geraume Zeit unter Mahomeds II. Regierung in Constantinopel. Sie führten die Farbenglut des Orients ein, ihr Styl war einfach, symmetrisch rein, ohne sich zum Idealen zu erheben. Der treffliche Andrea Mantegna, geb. 1431. zu Padua, gest. 1506. war der erste der anfing die Antiken zu studieren. In Padua war der Hauptsitz der venetianischen Schule; Mantegna verpflanzte ihn später nach Mantua, und sein Styl bildete den Uebergang zur lombardischen Schule. In Verona, Bassano und Brescia blühten Malerschulen auf. Giovanni von Udine, (welcher sich durch treue Nachahmung der Natur in Nebendingen so auszeichnete, daß Raphael ihn die Guirlanden um seine Gemälde in der Farnesina malen ließ), Pellegrino und Pordenone waren die geschicktesten Vorgänger der beiden größten Meister der venetianischen Schule: Giorgione und Tizian. Der lombardischen Schule diente keine Hauptstadt zum Mittelpunkte; erst später wurde Bologna dies, früher rechnet man Imola, Conto, Ferrara, Modena, Reggio, Parma, Mantua und Mailand zu den Sitzen dieser Schule. Galasio, der gegen das Jahr 1220 lebte, Alighieri, Alghisi, Cosimo Tura, Ercole Grandi, und besonders Dosso Dossi (geb. 1479. gest. 1560.) waren die vorzüglichsten ferraresischen Maler. Letzterer, ein Freund des Ariosto, hat eine seltene Größe des Styls mit einer Kraft des Colorits vereinet, die mit dem Tizian zu vergleichen ist. Bramante, geb. 1444. gest. 1514. der zugleich großer Baumeister war, Lippo Dalmasi und besonders Francesco Raibolini (geb. 1450.) genannt Francesco Francia, zeichneten sich unter den bolognesischen Meistern sehr aus. Letzterer, den ein zarter frommer Ausdruck und ungemeiner Fleiß auszeichnen, hatte die innigste Ehrfurcht für Raphael; man behauptet, daß er bei dem Anblick der heil. Cecilia dieses Meisters, durch die Unerreichbarkeit seiner Kunst so ergriffen wurde, daß er in tiefe Wehmuth versank und bald darauf starb. Hieher gehört auch der liebliche Innocenzo von Imola. Doch alle diese wurden bei weitem übertroffen von dem unvergleichlichen Antonio Allegri da Correggio, welcher eigentlich den Charakter der lombardischen Schule, der sich stets durch Harmonie der Farben, gefühlvollen Ausdruck und ächte Grazie auszeichnete, erst gründete.

Zweite Periode. Wir kommen nun zu den größten Meistern aller Zeiten, die fast zu gleicher Zeit als Häupter der vier Schulen alle Zweige der Kunst zur höchsten Vollkommenheit brachten. Man nennt sie und ihre trefflichen Schüler in Italien Cinquecentisti, nach ihrem Jahrhundert. Diese Periode der höchsten Blüthe dauerte nicht lange, sie sank schnell und bedurfte bald der kräftigen Wiederherstellung, womit wir die dritte Periode beginnen werden. Nachdem Leonardo da Vinci in der florentinischen

Schule alle Proportionen der Figuren und Regeln der Perspektive und Beleuchtung bestimmt hatte, und seine Schüler: Luini (der Raphaels Styl mit dem seines Meisters zu vereinigen wußte), Salaino und Melzo, nebst dem trefflichen Baccio della Porta, der unter dem Namen Fra Bartolomeo berühmt ist, (geb. 1469.) und dessen Werke sich durch die Hoheit ihrer Gedanken und die Gluth der Andacht sowol als der Farben auszeichnen, Großes für die Kunst bewirkt hatten, und der sanfte gefühlvolle Andrea del Sarto, (geb. 1488. gest. 1530.), der ideenreiche Baltasar Peruzzi, und der lebensfrohe Razzi, diese Schule berühmt gemacht hatten, erstand der außerordentlichste aller Künstler, Michelangelo Buonarotti (geb. 1474. gest. 1564.) Mit gleicher Kraft und Tiefe umfaßte sein Riesengeist die Bildhauerkunst, Baukunst und Malerei. Sein Feuer der Composition, sein gründliches Studium der Anatomie, die wilde Kühnheit seiner Wendungen und Verkürzungen, bezeichneten ihm einen ganz eigenen Weg, doch für die Kunst wurde er als Vorbild verderblich, weil seine Nachahmer in Uebertreibung und Verschmähung des einfach reinen Styls verfallen mußten. Sein großes Frescogemälde: das jüngste Gericht, in der Capelle Sixtina in Rom, bleibt unerreichbar in der Hoheit des Styls. Die Schönheit zog ihn nie so an wie die Kraft und Größe, um so mehr, da er in jener nie den Raphael erreichen konnte, in dieser aber einzig war und blieb. Dante war sein Lieblingsdichter. Der Bau der Peterskirche war in seinen spätern Jahren fast sein einziger Gedanke. Rosso de Rossi, Daniel von Volterra, Salviati, Angelo Bronzino, Alessandro Allori und viele andere waren seine Schüler und Nachahmer. Michelangelo hatte zu lange für die Kunst gelebt, so wie Raphael zu kurz. Im Jahr 1580 fingen Lodovico Cigoli und Gregorio Pagani an, einen neuen Geist zu wecken. Sie kehrten zur Natur zurück und bemühten sich bessern Geschmack im Helldunkel einzuführen. Pagani, Domenico Passignani, Christoforo Allori, Comodi, waren ihre Nachfolger.

Wenn wir die römische Schule betrachten, finden wir den ersten aller Künstler, Raphael Sanzio von Urbino (geb. 1483. gest. 1520.), an ihrer Spitze. Sein Geist zeigte sich eben so göttlich erhaben in seinen großen Frescogemälden, in den Stanzen und Logen des Vatikans (wo in den erstern sich besonders die Schule von Athen, der Parnaß und der Brand des Borgo auszeichnen, die zweiten hingegen Bibelscenen enthalten, von der Welterschaffung an durch das ganze alte Testament) als lieblich, ideenreich und originell in den Frescogemälden der Farnesina, das Leben der Psyche darstellend. Nicht minder herrlich sind seine Oelgemälde, von denen wir nur als weltberühmt seine Madonnen, besonders die Wolkenwandlerin (in der Dresdner Gallerie), die Madonna della Sedia (in Florenz), Madonna del Pesce (in Madrid), Maria Giardiniere (in Paris), Madonna di Foligno (in Rom) nennen, seine heilige Cecilia in Bologna, und sein letztes Werk, die Verklärung Christi, so wie viele andere. Seine Schüler und Nachfolger: der kühne Giulio Romano (geb. 1492. gest. 1546.), der düstere Francesco Penni il Fattore (geb. 1488. gest. 1528.), der erhabene Bartolomeo Ramenghi genannt Bagnacavallo, Pierin del Vaga, Polidoro da Caravaggio, Gemigniani, Benvenuto Tisi, genannt Garofalo, und viele andere, waren

geschickte Meister, doch verließen sie bald den einzig richtigen Weg ihres großen Vorbildes und arteten in Manier aus. Federico Baroccio (geb. 1528. gest. 1612.) strebte, dieser entgegen zu wirken. Seinem Geist nach gehörte er mehr der lombardischen Schule an, da er der Anmuth des Correggio ernstlich nachstrebte. Er hat ungemein viel Grazie und Ausdruck. Er und seine Schüler Francesco Vanni, Pellegrini und die Brüder Zuccheri verbreiteten neues Leben in der römischen Schule, doch lieferten Letztere mehr gefällige als große Werke und arteten wieder ganz in Manier aus. Muziano zeichnete sich in der Landschafts- und Nogari, Pulzone und Fachetti in der Portraitmalerei aus.

An der Spitze der venezianischen Schule finden wir die beiden trefflichen Koloristen Giorgione Barbarelli di Castelfranco (geb. 1477. gest. 1511.), und Tiziano Vecelli (geb. 1477. gest. 1576.). Des Erstern Portraits sind berühmt durch ihre Wärme und Wahrheit. Der Letztere war in allen Kunstfächern groß, in Verschmelzung und Behandlung der Fleischtinten unnachahmlich, als Historien- und Portraitmaler trefflich, der erste große Landschaftsmaler. Selbst in seinem hohen Alter blieb er sich gleich. Arioste und Aretino waren Freunde des lebensfrohen, glücklichen Tizian. Er arbeitete viel für Spanien. Einige seiner berühmtesten Werke sind das Altarblatt des S. Pietro Martire, seine Venusbilder, sein Bacchanal und seine spielenden Kinder in Madrid, sein Christo della Moneta ꝛc. Er verstand zuerst die Kunst des Lasirens oder mit durchsichtigen Farben zu malen. Bei den Gruppen wählte er stets die Form der Weintrauben zum Vorbild. Seine Nachfolger Sebastiano del Piombo, Palma Vecchio, Lorenzo Lotto, Paris Bordone, Pordenone, sind ausgezeichnet, besonders im Kolorit. Der treffliche Schiavone, dessen Helldunkel und saftiger Pinsel wahrhaft ausgezeichnet ist, der die Wirklichkeit, selbst die gemeine, bis zur Täuschung nachahmende Giacomo da Ponte, genannt Bassano (der das Haupt einer ganzen Malerfamilie war); der sinnige, glühend begeisterte Robusti, genannt il Tintoretto (geb. 1512. gest. 1594.), den Tizian aus Künstlerneid früh aus seiner Schule verbannte; der phantastische, prachtliebende Paul Veronese (geb. 1532. gest. 1588.), der mit freiem Pinsel keck und glänzend malte, aber alle Richtigkeit des Kostums vernachlässigte und oft die Maskencharaktere in die Geschichtsgemälde mischte, und der Veroneser Cagliari waren Zierden der venetianischen Schule. Sie artete nun auch aus, und die Manieristen derselben waren noch weit schlechter als die der andern Schulen, weil sie nie die Antike und das Ideal studirt hatten.

Als Haupt der lombardischen Schule finden wir den gefühlvollen lieblichen Antonio Allegri, genannt Correggio, (geb. 1494. gest. 1534.). Er ist der größte Meister im Helldunkel, in der Harmonie der Farben, in angeborner Grazie und Innigkeit des Ausdrucks. Seine Werke sind leicht zu unterscheiden, ein unnachahmlicher Zauber ruht auf ihnen. Seine heil. Nacht, die Altarblätter des heil. Franciscus, heil. Georgs und heil. Sebastians, so wie die kleine Magdalena in Dresden, das Altarblatt des heil. Hieronymus in Parma, die Zingarella, der Christus im Oelgarten in Spanien, der Amor in Wien, und die Frescogemälde in Parma, sind weltberühmte Werke dieses himmlischen Meisters. Seine Nachfolger und

Schüler waren: Francesco Rondani, Gatti, Lello Orfi, und besonders Franzesco Mazzola il Parmeggianino (geb. 1503. gest. 1540.). Dieser Künstler hatte sehr viel Leichtigkeit, Feuer und eigenthümliche Grazie, die oft an Manier gränzt. Gaudenzio Ferrari gehört nebst vielen andern zu den Zierden der mailändischen Schule, den Lavizzario nannte man im Landschaftsfach den mailändischen Tizian. Die berühmte Sofonisba Anguisciola (geb. 1530.) in Cremona zeichnete sich in Musik und Malerei sehr aus. Sie wurde als treffliche Portraitmalerin nach Madrid berufen, wo sie Don Carlos und die ganze königliche Familie malte, und der Königin Elisabeth Unterricht gab. Im Alter wurde sie blind. Van Dyk behauptete, durch die Gespräche dieser Blinden mehr gelernt zu haben als durch das Studium der Meister. Sie starb 1620. Lavinia Fontana, Artemisia Gentileschi, Maria Robusti, Elisabetta Sirani, waren berühmte Künstlerinnen dieser Zeit. Camillo und Giulio Procaccini zeichneten sich durch Kraft der Phantasie und treffliches Kolorit aus. In Bologna finden wir in diesem Zeitraum als ausgezeichneten Künstler den Bagnacavallo, den wir schon unter Raphaels Schülern bemerkten; er blühte um das Jahr 1542. Francesco Primaticcio (geb. 1490. gest. 1570.), Nicolo dell' Abate, Pellegrino Tibaldi, Passerolli, Fontana waren sehr geschickte bolognesische Künstler.

Dritte Periode. Diese beginnt mit dem Zeitalter der Carracci. Diese drei vortrefflichen Künstler strebten den reinen Styl wieder herzustellen, und durch das vereinte Studium der alten Meister, der Natur und der Wissenschaft, der überall gesunknen Kunst einen neuen Glanz wieder zu geben. Ihr Einfluß wirkte mächtig. Von dieser Zeit an hört die Eintheilung in die vier verschiedenen Schulen auf, und wir bemerken nur zwei Hauptclassen: die Nachfolger der Carracci, die man Eklektiker, und die des Michel Angelo Caravaggio, die man Naturalisten nennt. Lodovico Carracci (geb. 1555. gest. 1619.) war der Oheim der beiden Brüder Agostino (geb. 1557. gest. 1602.) und Annibale (geb. 1560. gest. 1609.) Lodovico war ruhig, nachdenkend, sanft und ernst. Seine feurigen Lehrer Fontana und Tintoretto sprachen ihm erst alles Kunsttalent ab, er studierte desto eifriger und erwarb sich die tiefsten künstlerischen Einsichten. Agostino vereinte mit einem edlen Charakter ungemeinen Scharfsinn und die vielfältigsten Kenntnisse. Philosophie, Mathematik, Geographie, Astrologie, Geschichte und Poesie trieb er mit gleichem Glück. Mit bitterm Spott verfolgte ihn Annibale darüber, der bestimmt gewesen war, ein Schneider zu werden, und nicht die mindeste Geistesbildung erhalten hatte, aber nun unter Lodovico's Leitung Riesenschritte in der Kunst that. Die Zwistigkeiten zwischen beiden so ungleichen Brüdern hörten nie auf, und der gekränkte Agostino widmete sich aus Verdruß der Kupferstecherkunst. Erst die Anfeindungen ihrer Gegner vereinten sie und sie stifteten zusammen eine große Akademie. Die Brüder wurden nach Rom berufen, um die Gallerie des Herzogs Farnese zu malen. Sie entzweiten sich bald, und der sanfte Agostino trat zurück, und überließ das ehrenvolle Werk dem Feuergeist seines Bruders. Doch versank er darüber sowol als über die harte Unbilligkeit der Menschen in tiefe Schwermuth, und starb im 43sten Jahre. Annibal hatte die große Arbeit rühmlich vollendet,

wurde aber um den größten Theil des Lohnes dafür schändlich betrogen. Tief gebeugt darüber suchte er sich sowol durch neue Arbeiten als durch eine Reise nach Neapel zu zerstreuen, doch die Anfeindungen, die er dort erlitt, beschleunigten seinen frühen Tod. Der stille Lodovico endete indeß nebst seinen trefflichen Schülern eine der größten und bewundernswürdigsten Arbeiten, den berühmten Porticus von St. Michele in Bosco in Bologna, worauf sieben der herrlichsten Gemälde aus der Legende des heil. Benedictus und der heil. Cecilia vorgestellt sind. Die letzte der Arbeiten dieses großen Meisters war die Verkündigung Mariä, in zwei ganz kolossalen Figuren dargestellt, auf dem großen Halbbogen der Cathedralkirche von Bologna. Der Engel ist mit einem leichten Gewand bekleidet, und durch einen unglücklichen Faltenwurf scheint sein rechter Fuß da zu stehen, wo der linke hingehört und umgekehrt. In der Nähe bemerkte man dieß nicht, erst als das große Gerüste abgebrochen war, sahe Lodovico den Fehler, der seinen Feinden zu den bittersten Critiken Veranlassung gab. Er grämte sich darüber zu Tode! Das traurige Ende dieser drei großen Männer zeigt, wie schon das Zeitalter vorüber war, wo die Kunst mit Liebe und Enthusiasmus belohnt wurde, und wie sehr Tadelsucht und Neid an die Stelle des Gefühles getreten waren. Die Schüler der Caracci sind zahllos. Wir bemerken nur die berühmtesten. Sie strebten eifrig danach, die Anmuth des Correggio mit der ernsten Größe römischer Meister zu vereinen. Cesare Aretusi gehört zu denen, die sich durch die treuesten Copien des Correggio auszeichneten. Guido Reni (geb. 1575. in Bologna, gest. 1642.) zeichnete sich besonders durch die idealische Schönheit seiner Köpfe, die Lieblichkeit seiner Kinderfiguren und die ungemeine Leichtigkeit aus, womit sein Pinsel alles gleichsam hinschrieb. Sein Frescogemälde, die Aurora vorstellend, im Palast Borghese, und sein Oelgemälde, die Himmelfahrt der Maria, in München, sind weltberühmt. Francesco Albani (geb. 1578. in Bologna, gest. 1660.) lebte im steten Wetteifer mit Guido. Er lieferte viele größere Kirchengemälde, doch wurde er besonders berühmt durch den namenlosen Reiz, womit er in kleinern Dimensionen liebliche Gegenstände der Fabel und besonders Gruppen von Amorinen darstellte. Seine Gemälde in der Gallerie Verospi und seine vier Elemente, die er für die Familie Borghese malte, erwarben ihm allgemeinen Ruhm. Seine landschaftlichen Hintergründe sind trefflich, alles athmet Heiterkeit, Scherz und Anmuth in seinen Werken. Es war ihm sehr kränkend, daß seine Zeitgenossen sich immer wegen der ernsten Gegenstände, die sie malten, über ihn erhoben. Der dritte große Mitschüler der vorigen, Domenico Zampieri genannt Domenichino (geb. 1581. gest. 1641.), wurde erst von diesen wenig geachtet, wegen seiner großen Schüchternheit und Bescheidenheit. Dreimal waren schon von Lodovico bei Preisvertheilungen Zeichnungen gekrönt worden, deren Urheber man durchaus nicht ausfinden konnte; mühsam forschte es endlich der kluge Agostino aus, da gestand ihm der Jüngling Dominichino mit ängstlicher Furcht, er habe die Zeichnungen gemacht. Er wurde durch seinen Fleiß und durch sein eifriges Streben der Liebling seiner Meister. Seine Werke zeigen von den gründlichsten Kenntnissen, und sind reich an Charakterausdruck, Kraft und Wahrheit. Seine Communion des heil. Hieronymus, seine Marter der heil. Agnes, und seine Frescogemälde in Grotta Ferrata, sind unsterbliche Meister-

werke. Schüchterne Bescheidenheit blieb ihm eigen. Er wurde nach Neapel berufen, doch von der dortigen Malerrotte sehr verfolgt und geängstet, ja man vermuthet sogar, vergiftet. Giovanni Lanfranco, (geb. 1580. zu Parma, gest. 1647.) zeichnete sich besonders durch Effecte der Beleuchtung aus. Bartolomeo Schidone gehört zu den trefflichsten Coloristen dieser Schule.

Noch verdienen die Bibiena, die Mola, Al. Tiarini, Pietro di Cortona, Ciro Ferri, hier genannt zu werden.

An der Spitze der Naturalisten, die durchaus nur die Natur ohne Auswahl, ohne gebildeten Schönheitssinn, mit kühnem oft frechem Pinsel nachahmten, steht Michelangelo Merigi, oder Amerigi da Caravaggio (geb. 1569.). Sein Hauptgegner in Rom war der Ritter d'Arpina, der an der Spitze der dortigen Idealisten oder vielmehr Manieristen stand. Caravaggio und seine Nachfolger Manfredi, Leonello Spada, Guercino da Cento ꝛc. wählten oft die gemeinste Natur zum Modell, das sie sclavisch nachahmten, und so entweihten sie die ächte Würde der Kunst, obschon ihnen Kraft und Genie nicht abzusprechen war. In Rom riß zu dieser Zeit, dem Anfang des 17ten Jahrhunderts, der Unfug der Bambocciaden ein, welche zuerst durch Peter Laar dort verbreitet wurden. Viele Künstler, besonders Michelangelo Cerquozzi, mit den Beinamen delle battaglie und delle bambocciate, folgten diesem ausgearteten Geschmack. Andrea Sacchi strebte ihm kräftig entgegen. Seine Zeichnung war richtig und groß, sein Vorbild Raphael. Sein berühmtester Schüler war Carlo Maratti (geb. 1625. zu Camerano), dessen Styl edel und geschmackvoll war. Der Ritter Pietro Liberi, Andrea Celesti, die Portraitmalerin Rosalba Carriera (geb. 1675. in Venedig, starb 1757.), die sich in der Pastellmalerei auszeichnete, der anmuthige Francesco Trevisani, Pinzetta Tiepolo und der Perspectivmaler Canaletto waren die berühmtesten venezianischen Maler dieser Zeit. Carlo Cignani (geb. 1628. gest. 1719. in Bologna), erwarb sich großen Ruhm durch Originalität und seine eben so kräftige als angenehme Behandlung der Farben; unter seinen Schülern zeichnet sich besonders Marc Antonio Franceschini aus (geb. 1648. gest. 1729.), dessen Werke reizend und seelenvoll sind. Giuseppe Crespi, genannt Spagnuoletto, verdient um seines Fleißes und guten Styles willen Erwähnung; leider sind nur seine Gemälde sehr nachgedunkelt. Unter den Römern zeichnete sich Pompeo Battoni (geb. 1708. gest. 1787.) ganz vorzüglich aus und wetteiferte mit dem berühmten Mengs. Man behauptete, Letztern habe die Philosophie, Erstern die Natur zum großen Maler gemacht. Angelica Kaufmann verdient als Grazienmalerin genannt zu werden. Ehe wir zu den lebenden Künstlern übergehen, müssen wir einen Blick auf die beiden Nebenschulen in Italien werfen, die neapolitanische und die genuesische. Von den Neapolitanern nennen wir: Tommaso de' Stefani (geb. 1230.), Fil. Tesauro; Simone, Colantonia di Fiori (geb. 1352.), Solario il Zingaro, Sabatino (geb. 1480.), Belisario, Caracciolo, Giuseppe Ribera Spagnoletto (geb. 1593.), Spabaro, der treffliche Francesco di Maria (geb. 1623.), Andrea Vaccaro, der kühne geistreiche Landschaftsmaler Salvator Rosa (geb. 1615.), Preti, genannt il Calabrese (geb. 1613.) und Luca Giordano (geb. 1632. gest. 1705.), den man,

wegen seines schnellen Arbeitens, Luca fa presto nannte. Solimena (geb. 1657.) und Conca gehören zu den neuern Meistern dieser Schule. Die Genueser haben einen Semino (geb. 1485.), Luca Cambiasi (geb. 1527.), Paggi, Strozzi, genannt il Prete Genovese, Castiglione (geb. 1616.), Biscaino, Gaulli und Parodi besonders unter ihren Künstlern zu nennen. Als ein Mittelglied zwischen Malerei und Bildhauerkunst (was diese besonders bei den Italienern betrifft, siehe den Art. Bildhauerkunst.) muß die Mosaik betrachtet werden, in welcher man aus dem Wunsch, die Meisterwerke unzerstörbar zu machen, viele Gemälde in Italien nachbildete. Die römische Mosaik besteht darin, daß kleine kubisch geschliffene Steine oder Glasstücke von verschiedenen Farben und Abstufungen, mittelst eines Kittes so an einander gesetzt und befestigt werden, daß sie Gemälde bilden. Schon Taffi, Giotto und Cavallini verfertigten dergleichen. Die florentinische Mosaik dagegen besteht aus Steinen von bedeutender Größe, sogar Edelsteinen, welche so zusammengestellt werden, daß sie Thiere, Früchte, Blumen u. s. w. vorstellen (siehe den Art. Mosaik). In der Kupferstecherkunst zeichnen sich die Italiener auch sehr vortheilhaft aus. Tommaso Finiguerra (1460.) ist der erste bekannte Meister dieser Kunst, welcher sie dem Baccio Bandini mittheilte. Ihnen folgte Mantegna, allein erst Marco Antonio Raimondi von Bologna (1500.) brachte größere Freiheit in seine Kupferstiche. Seine Arbeiten nach Raphael werden wegen ihrer richtigen Zeichnung stets von großem Werth bleiben. In seiner Manier arbeiteten Bonasone, Marco di Ravenna, die Ghisi und andere. In einer andern Art brachten Agostino Carracci, Parmeggiano, Carlo Maratti und Pietro Testa vortreffliche Sachen mit der Radirnadel hervor. Stefano della Bella zeichnete sich durch kleine, geistreiche und nette Arbeiten aus. Unter den Neuern, welche eine früher unbekannte, effectvolle und fleißige Behandlungsart einführten, verdienen Bartolozzi in der punctirten Manier, und Cunego, Volpato und Bettelini, besondere Erwähnung, vor allen aber der noch lebende Florentiner Raphael Morgen, der die Kupferstecherkunst auf einen Grad der Vollkommenheit brachte, den man zuvor nicht ahnete. Die Kunst in Scagliola zu arbeiten, blüht schon seit zwei Jahrhunderten in Toscana. Die Scagliola ist eine Composition aus einem kalkartigen durchsichtigen Stein, der bei den Mineralogen Selenit heißt, der gemeine Name ist Specchio d'asino, bei uns Marienglas. Dieser Stein wird zu einem sehr feinen Staube kalzinirt und angefeuchtet. Dann werden Platten daraus geformt, und wenn sie erhartet sind, schneidet man Blumen, Früchte, Architekturstücke und sogar Figuren darin aus, und füllt die Höhlungen mit derselben Masse, aber mit Farben gemischt wie sie für die Gegenstände passen, wieder an. Hierauf gibt man dem Ganzen eine Politur, und nun hat man ein festes Gemälde, das mit einem Krystall überzogen zu sein scheint. Lamberto Gori zeichnete sich in neuerer Zeit hierin aus.

Fast eine neue Kunstperiode beginnt mit den trefflichen Männern, die seit dem letzten Jahrzehend Italiens Künstlerruhm wieder aufs neue verbreiten. Seit dem Tode des gefälligen Rotari und des gelehrten Casanova schien eine Zeitlang der Genius erloschen, bis mit Canova's Erscheinung in der Bildnerwelt auch neuer Enthusiasmus unter den Malern erwachte, wozu unstreitig jener große

Künstler viel beitrug, durch die Liebe womit er jedes jugendliche Kunsttalent unterstützt. Der berühmteste aller jetztlebenden italienischen Maler ist Camoccini in Rom; sein Styl ist groß und ächt historisch; seine Zeichnungen werden fast noch höher geschätzt als seine Gemälde. Sein Tod der Virginia ist das berühmteste derselben; auch seine Hochzeit der Psyche wird sehr geachtet. Sein Colorit und Faltenwurf ist im Styl der Venezianer. Landi ist ausgezeichneter Portraitmaler, doch findet man sein Colorit ein wenig kalt. Grassi besitzt unnachahmliche Grazie und einen wahren Zauberreiz des Pinsels. Benvenuti, Direktor der Akademie in Florenz, ist unstreitig der erste dasige Künstler. Ein neueres historisches Gemälde von ihm macht Aufsehen durch treffliche Beleuchtung und Wirkung, obschon es sonderbarer Weise eine Scene darstellt, die nie in der Wirklichkeit existirte; er nennt es nämlich la Congiurazione dei Sassoni, und will hier als Nachtscene darstellen, wie die Sachsen dem Napoleon einen Eid der Treue leisten, was eben so unwahr ist, als die Uniformen, die er ihnen gab, unrichtig sind. Ein französischer Künstler, Fabre, der immer in Florenz lebt, wetteifert mit Benvenuti; seine Landschaften sind eben so trefflich wie seine Hirtengemälde. So ist gleichfalls der dort lebende Colignon sehr brav. Appiani, der vor kurzem in Mailand starb, war besonders durch die Grazie seiner weiblichen Gestalten berühmt, so wie der gleichfalls verstorbene Bossi im ernstern und strengern Styl. Der Florentiner Sabbatelli, dessen Federzeichnungen sehr geschätzt sind, lebt jetzt in Mailand. Ermini in Florenz ist ein reizender Miniaturmaler in Isabey's Manier. Alvarez, ein Spanier, und Ayez, ein hoffnungsvoller junger Venezianer, sind in Rom sehr geschätzt. Doch vor allen zeichnet sich der junge Künstler Agricola in Rom jetzt aus. Er ist aus Urbino gebürtig, und man hofft einen zweiten Raphael in ihm erblühen zu sehen. Ein Madonnenbild von ihm, welches in Canova's Werkstatt aufgestellt ist, reizt durch die Einfachheit der Darstellung und den seelenvollen Ausdruck alle Kenner zur Bewunderung hin. Er malt jetzt an einer Gruppe, Petrarca und Laura vorstellend. An Reinheit des Styls und Gefühl, welches entfernt vom theatralischen Ausdruck ist, soll er alle neuern Künstler übertreffen. (Ueber italienische Baukunst und Musik siehe diese Artikel.) W.

Italienischer Gesang, s. **Italienische Musik.**

Italienische Musik, die jetzt in Italien herrschende Musik (im weiten Sinne nennt man auch so die im italienischen Geschmack geschriebene und ausgeführte, oder die von gebornen Italienern herrührende Musik, wiewol diese gar sehr von dem italienischen Geschmacke abweichen kann, wie uns die Musik Spontini's beweist), welche sich durch Herrschaft der Melodie und damit des Gesangs, bei Vernachlässigung der Harmonie bis zur Leere und Weichlichkeit charakterisirt, ist von der alten italienischen Musik zu unterscheiden, aber, wie natürlich, durch dieselbe in ihrer Entwickelung vorbereitet. Werfen wir einen Blick auf ihre Entstehung, so wird uns dieß klar werden. Alle neue Kunst fand in der Religion den Boden, aus welchem sie jung und frisch emporwuchs; — so auch die Musik. Die Geschichte der Musik führt uns, nachdem sie uns nur unvollkommene Nachricht von dem Wirken der Tonkunst im Alterthume gegeben, nach Italien, wo das Antike im

Lauf der Jahrhunderte sich in das Moderne zuerst verschmilzt. Hier finden wir zuerst den eigentlichen Choral, das Grundelement der neuen Kirchenmusik, welcher größtentheils durch Melodien aus der alten griechisch-römischen Musik, die, den christlichen Hymnen und Psalmen angepaßt, anfangs im Einklang gesungen wurde, (s. Kirchenmusik und Geschichte der Musik) entstanden zu sein scheint, seit Bischof Ambrosius im 4ten Jahrhundert nach Chr. Gesänge und Hymnen nach den vier authentischen Tonarten der Griechen in der abendländischen Kirche einführte, und Psalmisten oder Vorsänger derselben anstellte, Gregor der Große aber im sechsten Jahrhunderte den Chorgesang durch die plagalischen Tonarten erweiterte. Seit der Zeit vermehrten sich auch die Singschulen, und es wurde viel über Musik geschrieben. Die für das Fortschreiten der Musik überhaupt wichtigsten Erfindungen verdanken wir dem eilften Jahrhunderte, und insbesondere dem Benedictiner Guido von Arezzo, welcher die musikalische Notenschrift, statt der deutschen Tabulatur, und den Gebrauch der Schlüssel, wenn nicht erfand, doch verbesserte, verbreitete, das Verhältniß der Töne richtiger bestimmte, die sechs Töne der Scale benannte (s. Solfeggiren), und die Scale in Hexachorde eintheilte.

Im 13ten Jahrhunderte verbreitete sich in Italien die Erfindung der Mensuralmusik, von welcher die Erfindung des Contrapunktes und des Figuralgesangs abhing. Die Instrumente vermehrten und vervollkommneten sich im vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderte. Viele Päpste begünstigten die Musik, namentlich den Gesang, und heiligten sie durch ihre Breve's; doch beschränkten auch kirchliche Verordnungen die selbstständige Ausbildung der Musik. Häufig wurde im 15ten Jahrhundert im Singen Unterricht gegeben, und nicht mehr bloß von Mönchen. Die theoretische Musik erlangte den Rang einer Wissenschaft, und der Gesang wurde contrapunktisch ausgebildet. In dem 16ten Jahrhundert erblicken wir sehr ausgezeichnete Tonsetzer und Sänger, so Palestrina, Componist für die Capelle des Papst Clemens XI., dessen Arbeiten große Würde und künstliche Modulation besitzen, und sein Nachfolger Felice Anerio, Nanino da Vallerano, der nebst Giov. da Velletri als ausgezeichneter Sänger genannt wird, ferner der berühmte Contrapunktist und Sänger Gregorio Allegri, und mehrere große Schriftsteller über Harmonie, z. B. Giuseppe Zarlino, Capellmeister zu Venedig. Ueberhaupt wurde die Tonkunst zu Rom und Venedig mit dem lebhaftesten Enthusiasmus getrieben. Von hier drang diese nach Neapel und Genua, und ganz Italien, sagt Schubert, ward bald ein lautschallender Concertsaal, der alle Europäer herbeilockte, um wahre Tonkunst, besonders schönen Gesang, zu hören. Im 17ten Jahrhundert sehen wir die weltliche Musik vorschreiten. Die erste Oper, zuerst mit unbegleiteten Recitativen und Chören im unisono, ward 1624 zu Venedig aufgeführt, und so schnell verbreitet, daß die Dichter der Schaulust ihrer Nation bald nicht Stoff genug liefern konnten, und jährlich in Italien 40 bis 50 neue Opern erschienen. Dieses erzeugte großen Wetteifer unter den italienischen Tonkünstlern. Aber es entwickelte sich hier der eigenthümliche, durch keine fremde Einwirkung zu verändernde Charakter der italienischen Musik um so schneller, je selbstständiger und durch die Kirche unbeschränkt diese Gattung sich entwickelte. Schon in der Mitte des 17ten Jahrhunderts, wo sich die Theatermusik immer mehr hob, fing daher die Ein-

falt an in Pracht und Ueppigkeit überzugehen, und auch den Kirchenstyl zu verderben. Die Musik, sagt Schubert, vereinigte die weltliche Miene des Drama's mit dem Glutantlitze des Kirchenstyls, und dieß legte den ersten Grund zum Verfall des letztern. Hier ist der schickliche Ort, wo wir von dem Eigenthümlichen der italienischen Musik und ihres Gesangs sprechen können, wir fassen die Hauptmomente des Vorigen zusammen. — Vokalmusik mußte die erste Musik sein, durch Erfindung und Vervollkommnung der Instrumente wurde sie geregelt, daraus entstand der einfach große Kirchengesang des 15ten und 16ten Jahrhunderts; neben ihm entwickelte sich eine Reihe von Nationalgesängen. Selbstständig in größerer Gattung herrschte die Musik auf der Bühne. Hier folgte der Italiener ohne große Berücksichtigung der Poesie, die ohnehin nur das eilige Werk des Augenblicks war, seiner herrschenden Neigung zu Wohllaut und Ohrenkitzel, der ebenfalls in seiner Sprache sich kund thut. Alle südliche Nationen zeigen eine große Reizbarkeit der Sinne, und die Melodie ist ihnen eben so sehr Bedürfniß, wie dem Nordländer in der Musik die Harmonie, aber keiner Nation so sehr als der italienischen, deren schönes Clima und glückliche Organisation für den Gesang (Italien lieferte die schönsten Alt- und Tenorstimmen — weniger Bässe) ihnen Melodie zum Zielpunkt ihres musikalischen Wirkens machte. Von den Italienern mag daher auch der Deutsche lernen, was wohl- und was übelklingend ist. Auf der andern Seite verwandelte sich die Einfachheit der Melodie in Weichlichkeit und Ueppigkeit von der Zeit an, wo der Gesang sich selbstständig ausbildete und, von der Instrumentalmusik nur getragen, sich wie ein Instrument zu entwickeln anfing, wo man statt poetischen Ausdruck und Wahrheit neue Ohrenbefriedigung, neue Consonanz, nicht tiefe Rührung und Erschütterung, sondern Reiz, schnellen Tonwechsel mit Vermeidung aller Dissonanz verlangte, die Musik die Poesie zu beherrschen anfing, was im theatralischen Gesang zuerst geschah, und so das rein Musikalische der Bildung das Dramatische und Poetische zerstörte — welcher Geschmack sich um so leichter über andere Länder verbreitete, da Italien in der glänzenden Ausbildung der Musik allen Völkern vorausgeeilt war, was auch die Herrschaft der italienischen Kunstausdrücke in der Musik beweist. Zu dieser künstlichen und unpoetischen Ausbildung des Gesanges trugen auch die männlichen Soprane bei, welche bald aufs Theater kamen, und alle poetische Wahrheit des Charakters an sich unmöglich machten, indem man z. B. gern vergaß, daß man einen Helden singen hören sollte, wenn man nur einen ausgebildeten Sopran hörte. Die Stimmen aber wurden hinsichtlich der Fertigkeit und anmuthigen Verzierung auf den höchsten Gipfel der Ausbildung erhoben durch die große Anzahl musikalischer Conservatorien und Singschulen. (Unter den ältern sind die des Pistochi und Bernacchi zu Bologna, des Brivio in Mailand, des Porpora, Leon. Leo und Francesco Feo in Neapel bezeichnet), durch welche sich gewisse Kunstgriffe und Verzierungsarten, mit ihnen jedoch zugleich die technische Grundlage aller wahren Stimmbildung gleichsam mechanisch fortpflanzten, welches die sogenannte italienische Schule ausmacht, und worin selbst andere Nationen von den Italienern gelernt haben. Dazu kam die auf das große Bedürfniß nach Gesang gegründete Aufmunterung und verschwenderische Belohnung großer Sänger (der Castrat Farinelli kaufte sich ein Herzogthum), die überall befindliche Gelegenheit zu singen,

indem es keine irgend bedeutende Stadt in Italien gab, welche nicht bald ihr Theater, oft deren mehrere, hatte, Kirchenmusik wesentlich zum katholischen Kultus gehört, und Castrationen ad honorem dei, wie es in einem päpstlichen Breve heißt, authorisirt wurden. Mehr als alles aber wirkte die in Italien allgemein fast leidenschaftliche Neigung und Fähigkeit zu Gesang. Die glänzendste Ausbildung der Stimme als solche mußte nothwendig zu der Entartung führen, die Stimme nur als ein Instrument, mit Vernachlässigung alles poetischen Ausdrucks, aller Wahrheit zu gebrauchen, wovon wir in der neuesten Zeit die auffallendsten Beispiele erlebt haben. Bei diesem Streben nach höchstem Wohllaut, technischer Bildung der Stimme, bis zur charakterlosen Weichlichkeit, mußte natürlich die Instrumentalmusik untergeordnet bleiben, die in dürftiger Begleitung dem Sänger oft nur die Accorde anschlägt, über welchen er sich wie ein Vogel in die Lüfte erhebt. Da darf die Instrumentalmusik nicht den Gesang bedecken, wie bei so vielen französischen und deutschen Musiken; aber der Tonsetzer ist auch auf die Verherrlichung der Sänger und ihrer technischen Fertigkeit fast beschränkt, und kann den Reichthum und die Tiefe der Harmonie, welche auf Mischung der Consonanz- und Dissonanzkraft beruht, nicht entwickeln, welche die höchste Ausbildung der romantischen Tonkunst verlangt. Daher ist auch zu erklären, warum Mozarts Meisterwerke den Italienern nie ganz gefallen wollen. Die italienische Musik, durch Wohllaut, Reiz und Melodie, und technische Ausbildung des Gesangs ausgezeichnet, geht in weichlicher Süßigkeit unter, die Oper wird ein Aggregat von Concertstücken, in Costum auf der Bühne gesungen; das ist die Geschichte der italienischen Musik. Wir gehen nun zurück und nennen die vorzüglichsten Componisten und Sänger seit dem 17ten Jahrhunderte. Zu den ersten gehören Girolamo Frescobaldi, Francesco Foggia, Bapt. Lully, der berühmte Violinist und Tonsetzer Arcangelo Corelli; zu den Sängern, von denen die meisten jedoch Tonsetzer waren, gehören Antimo Liberati, Matteo Simonelli, beide Sänger der päpstlichen Capelle. Im Anfange des 18ten Jahrhunderts war Anton Caldara ausgezeichnet, der das Fugenartige in der Kirchenmusik beibehielt, und den Gesang durch Instrumente hob, aber in seinem Style viel Theatralisches annahm; ferner Brescianello, Toniki, Marotti. In der Mitte dieses Jahrhunderts blühte die italienische Musik, besonders die theatralische, vorzüglich in Neapel, Lissabon und auch schon in Deutschland, besonders in Berlin. Einige behaupten, dieß sei die glänzendste Periode der italienischen Tonkunst gewesen. In der Mitte des 18ten Jahrhunderts finden wir einige bedeutende Instrumentalisten in Italien, die Organisten Scarlatti und Martinelli; als Violinisten Tartini, der auch im Theoretischen seines Instruments ausgezeichnet war, und eine Schule stiftete, die für den Kirchenstyl vorzüglich geeignet war; Domenico Ferrari, Geminiani, Anton Colli u. Nardini (Tartini's Schüler); als Clavierspieler und Tonsetzer den noch in Paris lebenden Clementi. Unter den Tonsetzern des 18ten Jahrhunderts sind als ausgezeichnet zu nennen Traetta, der noch die Würde des Gesanges behauptet, aber durch Künsteleien die Einfalt des Satzes stört; Galuppi, durch einfachen und lieblichen Gesang, reiche Erfindung und gute Harmonie ausgezeichnet; Jomelli (s. d. Art.) welcher der Instrumentalmusik größern Antheil gab; Majo; Ric. Porpora, der Stifter einer neuen Singschule, durch seine

Solfeggien berühmt; in der Kirchenmusik Leo, Pergolesi, dessen Musik durch ihre einfache Schönheit (z. B. sein Stabat Mater) noch immer entzückt, der tüchtige Tonkünstler Pater Martini zu Bologna, der süße Piccini, Glucks Nebenbuhler; Anfossi, der gefällige Sacchini (Oedip), Sarti, (s. d. Art.). Der neuern Zeit gehören an Paesiello (s. d. Art.), Cimarosa, die Blüthe der Opera buffa und Zingarelli (Romeo und Julie). Im 18ten Jahrh. sind im italienischen Style bekannt geworden Nasolini. Paganini, Niccolini, Paveſi und die jetzt sehr berühmten Generali und der vielschreibende Rossini. Mehr an die Deutschen schlossen sich an Salieri (s. d. Art.) und der gründliche Righini (auch er hat Solfeggien geschrieben), so wie sich Cherubini und Spontini an die Franzosen anschließen. Unter den Sängern und Sängerinnen Italiens seit dem 18ten Jahrhunderte sind berühmt: Francesca Cuzzoni Sandoni, und ihre Nebenbuhlerin Faustina Bordoni, späterhin Hasse's Gattin, und die Allegrandi, die genannten Sopranisten Farinelli, Caffarelli, Senesino, Caristini, Marcheſi; in neuerer Zeit der berühmte Crescentini und Veluti; ferner die Sänger Balbassore Ferri, Siface, Matteuce in neuerer Zeit; die Tenoristen Millico, Facchiorotti, Brizi, Benelli, die Sängerinnen Teſi, Mingotti, Gabrielli Todi, Bandi, Marchetti, die Schwestern Seſſi (besonders Imperadrice und Mariane Seſſi), Angelica Catalani, Camporeſi, Borgondio. Doch ist es auch bekannt, daß einzelne deutsche Sänger nicht nur durch bedeutsame Einfachheit und im gemüthlichen Volkston, sondern auch in der italienischen Manier selbst den Italienern an die Seite gestellt werden können, und auch in Italien mit unerhörtem Beifall aufgenommen worden sind, z. B. Charlotte Häſer. Die italienische Schule ist noch jetzt in dem, was die bloße Ausbildung des Organs betrifft, besonders Portament, Passagen und Triller, unerreicht; aber die sclavische Nachahmung und Fortpflanzung ihrer Manieren führt zur Manier, weßhalb auch deutsche Sänger dieselbe nur so weit zu benutzen haben, daß die Gemüthlichkeit und der poetische Ausdruck, welche der deutsche Gesang verlangt, nicht verloren gehe. T.

Italienische Poesie. Die Anfänge der italienischen Poesie entfalteten sich aus der provençalischen, welche die erste wieder aufgeblüht war und sich auch nach Italien verbreitet hatte. Bis in das dreizehnte Jahrh. finden wir hier nur die ritterliche Liebespoesie der Provençalen und Troubadouren. Dem damaligen Italiener, vornämlich dem Lombarden verständlich durch ihre Schwestersprache, durchzogen diese wandernden Sänger Italien, und waren an den Hoflagern, besonders der lombardischen Großen, willkommene Gäste, da schöne und ergötzliche Reime den Bewohnern des Südens, wäre es auch aus blos sinnlichem Wohlgefallen am Gesange, Bedürfniß sind. Zum Beweise, wie in jenen ritterlichen Zeiten die Troubadouren für die schönste Zierde fürstlicher Höfe galten, dient das Beispiel Raimondo Berlinghieri's, Grafen von Barcellona und Provence, welcher 1162, begleitet von einer Anzahl provençalischer Dichter, Friedrich den Rothbart in Turin besuchte. Der Kaiser war von ihrer heitern Kunst so entzückt, daß er nicht nur jene Fremdlinge reichlich beschenkte, sondern selbst ein Madrigal in ihrer Sprache dichtete. An dem Hofe Azzo's VII. von Este zu Ferrara (1215 — 1264) lebten angesehene Provençalen, Rambaldo di Vacheiras, Raimondo d'Artes,

Imerico di Reguilain, und besangen seine Töchter Costanza und Beatrice. Auch blühte hier der aus jener Stadt gebürtige Maestro Ferari, der wie viele andere Italiener, Alberto Quaglio, Percivalle Doria, Alberto de' Marchesi Malaspina u. s. w. in provençali, der Sprache dichtete. Keiner erwarb sich einen so großen Ruhm als Sordello von Mantua, der selbst in die Provence reisete, um sich so ichter der dort einheimischen Sprech- und Liederweise zu bemächtigen. Nur wenige Ueberreste sind von den Poesien dieser italienischen Troubadouren noch vorhanden. Aber die ersten Versuche, in italienischer Sprache zu dichten, finden wir nicht in der Lombardei; die allzunahe Nachbarschaft mit den Provençalen ließ hier das Bedürfniß und die Lust an einheimischen Liedern nicht erwachen. Auch ertönte gerade hier die Sprache am rauhsten und ungefälligsten. Ueberdieß waren die Genueser und Venezianer zu sehr mit ihrem Handel beschäftigt, die Florentiner bei innern Parteiungen und Fehden zu unbekannt mit dem Geiste des Ritterthums, die Päpste aber, versenkt in Theologie und Kanonistik, überhaupt der Poesie zu fremd und ungeneigt, als daß sie hier zuerst als einheimisches Gewächs hätte aufsprossen können. „Nur bei den Sicilianern konnte sich italienische Poesie entwickeln. Denn sie, ein poetisches Volk seit dem Alterthume, sprachen einen Dialekt, der sanft genug war, um darin mit Anmuth zu dichten. Weder Gewinnsucht noch scholastische Fehden stumpften ihren Sinn für das Schöne ab. Nicht so leicht als den Lombarden war es ihnen provençalische Sänger in ihre Mitte zu ziehn, oder selbst in jenes Land der Liebe und Dichtkunst zu wallfahren; aber es schallten genug der Lieder zu ihnen hinüber, welche sie ermunterten, in eigner Mundart ähnliche Versuche zu wagen." Zudem war ein Hof, reich an Mustern ritterlicher und fürstlicher Tugend, ihnen nahe. Friedrich II. verlebte einen Theil seiner Jugendjahre in Palermo (1198 — 1212.), er, der mit eigner Hand einen Dichter krönte, an dessen Hof, wie der alte Novellist von ihm rühmt, aus allen Gegenden Troubadouren, Saitenspieler, schöne Redner, Künstler, Turnierer, Fechter, Leute von aller Art von Geschicklichkeit strömten, weil er so gerne gab und so freundlich war, und dessen adlige Sinnesart der ernste Dante mit noch schönern Lobsprüchen erhebt. Aber nicht sich begnügend mit dem Anhören fremder Verse, gefiel Friedrich und sein Hof sich in eignen poetischen Versuchen, dergleichen von ihm, seinem natürlichen Sohne Enzo und seinem berühmten Kanzler Pietro delle Vigne (Petrus de Vineis) noch übrig sind. Von den auf Sicilien gebornen Dichtern jener Zeit war einer der vorzüglichsten Ciullo d'Alcamo, von dem wir einen in Form und Charakter ganz der provençalischen Poesie angehörigen Wechselgesang besitzen; ferner finden sich die Namen und Ueberbleibsel eines Jacopo da Lentino, il Notajo genannt, eines Guido und Oddo delle Colonne, eines Ranieri, eines Ruggieri und Inghilfredi von Palermo, eines Arrigo Testa, eines Stefano, Protonotars von Messina, und einer Monna Nina, welche bis an das Zeitalter Dante's reichen und Ursach waren, daß man alles, was damals in italienischer Sprache gedichtet wurde, sicilianisch nannte. Nach 1300 gab Sicilien dem übrigen Italien keine Muster mehr. Statt dessen sehen wir in Bologna, Florenz und andern Städten Toscana's die eigentlichen Begründer der altitalienischen Dichterschule auftreten. Der älteste uns bekannte derselben ist vielleicht Folcachiero de' Folcachier, aber der bei weitem wichtigste Guido

Guinicelli aus Bologna. Eine Menge von Dichtern traten in Toscana auf, von denen Crescimbeni Namen und Proben gibt. Von ihnen verdienen aus dem 13ten Jahrhundert genannt zu werden: Guittone d' Arezzo (ein Buch Gedichte und vierzig Briefe in Prosa mit Versen gemischt), Brunetto Latini (zwei poetische Werke, il Tesoretto und il Pataffio) Guido Cavalcanti (eine berühmte Canzone und andre Gedichte) Ugolino Ubaldini (eine treffliche Idylle in unregelmäßiger Canzonenform) und Dante von Majano (ein Buch-Gedichte). Dagegen finden wir in den übrigen Provinzen kaum einen und den andern Dichter. Neben den Sängern der irdischen Liebe steht allein da Jacopone da Todi als Dichter geistlicher Lieder. Betrachten wir die Formen der ältesten italienischen Poesie, so sind sie unstreitig dem Arnaud Daniel und andern Provençalen nachgeahmt, meistens aber dieselben, in welchen sich die spätere italienische Dichtkunst, nur mit größerer Vollkommenheit, bewegte, nämlich Canzonen, Sonette, Ballaten und Sestinen; auch finden wir bei den Sicilianern schon die Ottave. Was ihren innern Charakter betrifft, so ist dieser schon in jener frühesten Periode höchst bestimmt ausgesprochen. Religion ist das Höchste in allem menschlichen Sein und Wirken. Besonders gilt dieß von der Poesie, welche ja eben auch das Verhältniß verkündigt, worin ein ganzes Zeitalter zu Gott und der Natur steht. Wie nun die sinnliche Religion Griechenlands nothwendig zur Objectivität und auf das Plastische in der Kunst dringen mußte, so war in dem Geiste des Christenthums, in seiner Sehnsucht nach dem Uebersinnlichen, die musikalische Richtung der Poesie, die Einigung des Universums in dem Gefühle nothwendig bedingt. Da nun ferner die moderne Liebe, wenn man sie in ihrem heiligsten und wahrsten Wesen erfaßt, das Kind der christlichen Religion, ihre untergeordnete Erscheinung ist, — die Anbetung des Uebersinnlichen, welche in dem unbewußten Gefühle der menschlichen Schwäche, das Bild der Gottheit auf Erden, die Vollendung und Einheit des Seins im Irdischen finden möchte; so mußte in der modernen Zeit, trat die Dichtkunst nicht als unmittelbare Enthüllerin der Religion auf, bei Nationen, welche durch meist climatische Verhältnisse weniger andächtig gestimmt, weniger zum unmittelbaren Ergreifen des Göttlichen geeignet waren, die Liebe, als untergeordnete Anbetung des Göttlichen, Grundton und Hauptcharakter ihrer Poesie, und darum (weil die Liebe in jedem Einzelnen etwas durchaus Subjectives ist) jene selbst durchaus subjectiv sein und werden. Hierdurch wird das Wesen, welches die italienische Kunst in ihren frühesten Zeiten annahm und in ihren höchsten Meistern am vollendetsten aussprach, erklärlich. Selbst im Boccaccio, den beschränkte Kunstrichter verkennen, bleibt Liebe der stete Grundton, und die vergötternde Glut, womit er das Andenken seiner Fiammetta verherrlicht, hätte nie in der Brust eines Griechen sich entzünden können. — Nachdem die vorbereitete Periode der italienischen Poesie vorüber war, erschien der göttliche Florentiner Dante Alighieri (geb. 1265.). Von ihm und seinen einzelnen Werken handelt ein eigener Artikel, daher soll hier nur von seinem Verhältnisse zur gesammten italienischen Kunst und Literatur die Rede sein. Aus ihrem gewöhnlichen Kreise ganz heraustretend, steht er da ohne Vorgänger und Nachfolger, so viele herrliche Namen auch Italien der Nachwelt nennt. Nicht die Form und Darstellungsart meinen wir, welche ihrer Natur nach in der Divina Commedia einzig

sein und bleiben mußte, sondern die Eigenthümlichkeit seines Geistes. Auch sein großes Gedicht, an welches, wie er sagt, Himmel und Erde die Hand gelegt, das ihm, dem Dichter, jahrelanges, bleichendes Kunststudium kostete, hat die Liebe geschaffen; aber tiefern und umfassendern Gemüths, als Petrarca, ergreift er sie in ihrem ersten göttlichen Ursprunge, in ihrer höhern religiösen Bedeutung, und entzückt von den leuchtenden Augen seiner Beatrice, spricht er mit begeisterten Lippen in den Anschauungsformen des katholischen Glaubens die ewigen Ideen aus von des Weltalls uranfänglicher Einheit mit Gott, seinem Abfall in dem Heidenthume und der wiedererwachten Liebe in der christlichen Religion. Gehört er der Sprache nach zu den Italienern, so erreicht er in der unendlichen Plastik seiner Darstellungen die größten griechischen Meister. Was aber das Wesen seines Gedichts ausmacht, die Klarheit, womit alles menschliche Wissen und alle Geschichte auf die Einheit und den Ursprung in der göttlichen Idee zurückgeführt ist, so gehört er darin den Deutschen an. Wie merkwürdig es übrigens sei, daß uns der erste und größte Dichter der Neuern eben so viel Bewunderung in der Eigenschaft des Philosophen als des Dichters abnöthigt, kann hier nur angedeutet werden. Wenn nun gleich die göttliche Comödie nicht einheimisch in der italienischen Kunst- und Literaturgeschichte ist, so hat sie doch für die italienische Sprache nicht zu berechnende Folgen gehabt. Dante's anfänglicher Entschluß, sein großes Gedicht in lateinischen Hexametern zu schreiben, beweist zur Gnüge, in welchem Zustand der Unvollkommenheit er die Sprache fand; wie wenig durch das leichte Spiel mit zierlichen Reimen in Canzonen und Sonetten sie den Umfang gewonnen hatte, der ihr nöthig war für die göttliche Comödie. Dante mußte der Schöpfer seiner Sprache werden, und wir glauben noch die geniale Gewalt zu erkennen, durch die er, wie mit allmächtigen Zauberformeln, ihre spröde Unvollkommenheit bezwang, daß sie in einem Gedicht von hundert Gesängen, abgefaßt in der so schwierigen Versart der Terzine, seinen Foderungen und seinem Bedürfniß genügte. Während den neuern Italienern das Verständniß des Dante abzugehen scheint, und Petrarca, Ariost und Tasso ihnen das Höchste in ihrer Poesie sind, war in den, Dante näher verwandten Zeiten der Enthusiasmus für die göttliche Comödie groß genug, um zu Florenz, Bologna und Pisa Professuren zur Erklärung dieses Gedichts zu stiften. Zu Florenz bekleidete sie zuerst Boccaccio. Commentatoren traten auf, von denen wir, außer dem spätern Landino, nur Dante's eigne Söhne, Pietro und Jacopo, ferner Benvenuto von Imola und Martino Paolo Nidobeato nennen wollen. Der Erzbischof von Mailand, Giovanni Visconti, berief zwei Theologen, zwei Philosophen, und zwei geschichtskundige Florentiner, um vereint die Auslegung des Theologischen, Philosophischen und Historischen im Dante zu übernehmen. — Neben Dante blühten verschiedne andre Dichter, unter welchen der Pistojeser Cino der vorzüglichste ist. Er, von dem ein eigner Artikel handelt, war ein Meister in zarten Liebesreimen, in welchen er seine geliebte Selvaggia pries, und Petrarca's Vorbild und in der Sprache Vorbildner. Cecco d'Ascoli, ebenfalls ein Zeitgenosse Dante's, schrieb unter dem Titel Acerba (eigentlich Acerbo oder Acervo) ein Lehrgedicht in fünf Büchern über Physik, Moral und Religion; Francesco da Barberino dichtete in unregelmäßigen und rohen Versen seine Documenti d'Amore, worin er von den Tugenden und ihren

Belohnungen handelt, und sein ebenfalls moralisches und belehrendes Gedicht del Reggimento e de' Costumi delle Donne; zur selben Zeit verfaßte Fazio degli Uberti seinen Dittamondo, eine versifizirte Astronomie und Geographie, bei welcher ihm Dante als Muster gedient hat. Ohne bei den minder wichtigen Lyrikern Benuccio Salimbeni, Bindo Bonichi, Antonio da Ferrara, Francesco degli Albizzi, Sennuccio del Bene, einem Freunde Petrarca's, zu verweilen, gehen wir sogleich auf Petrarca selbst über, der als Dichter und Philosoph dem Dante zwar nachsteht, größern Ruhms aber bei Mit- und Nachwelt genießt. Von ihm und seiner vergötterten Laura, so wie von seinen Verdiensten um die Wiederherstellung der Wissenschaften, ist in eignen Artikeln die Rede. Sein Verhältniß zur italienischen Poesie und schönen Kunst läßt sich kürzer bestimmen. In so fern steht er offenbar unter Dante, als die Liebe, Beider gemeinschaftlicher Begeisterungsquell, in ihm keine Idee von einem Werke, das die künstlerische Objectivität der göttlichen Comödie hatte, aufzuwecken vermochte. Allein in jener lyrischen, rein subjectiven und darum untergeordneten Gattung der Poesie wird er ewig unerreicht bleiben. Hier erscheint er in der Masse von Sonetten und Canzonen zu Laura's Ruhm als der erfindungsreichste und sinnvollste Dichter. Gleich groß sind seine Verdienste um die italienische Sprache. Während sie im Dante noch manche Sprödigkeit und Härte hat, die aber das majestätische Gedicht mehr heben als verunstalten, hat Petrarca sie, als geistreicher Kenner römischer Spracheleganz, zur vollendetsten Schönheit und Reinheit, zu dem reinsten Wohlklang ausgebildet. Zahllos kann man die Schaar seiner Nachfolger nennen. Dahin gehören im 14ten Jahrhundert die beiden Buonaccorso da Montemagno, und der Novellendichter Franco Sacchetti. Von spätern wird weiter unten die Rede sein. Der Ruhm, den Petrarca sich in einer Gattung erworben hatte, welche an sich leicht genug war, (denn was ist leichter als ein Sonett, eine Canzone zum Lobe der Geliebten) war zu verführerisch. Hätten jedoch die Petrarchisten bedacht, daß seine Vortrefflichkeit in dieser Gattung, sein sinnvoller Erfindungsreichthum so unendlich sei, daß jede Nacheiferung nur die Unmöglichkeit ihn zu erreichen belegen müsse, sie würden Bedenken getragen haben, sich der gewagten Vergleichung auszusetzen. Aber auch nur in der lyrischen Gattung ist Petrarca Meister, er ist es nicht in seinen Capitoli oder Triumphen, wo er sich dem didaktischen Tone nähert. Bekannt und berühmt wie Petrarca ist sein Freund Boccaccio. Von seinem Decameron und seiner Fiammetta soll hier eben so wenig als von seinen gelehrten Verdiensten die Rede sein. Seine Gedichte sind la Teseide, l'amorosa Visione, il Filostrato, Ninfale Fiesolano, l'Ameto, und Rime. (S. Boccaccio.) Noch erwähnen wir aus dieser Zeit der satirischen Sonette des Pucci, des didaktischen Versuchs des Bolognesers Paganino Bonafede über den Ackerbau, und seines Landsmanns Federigo Frezzi Beschreibung der vier Reiche des Amor, des Satanas, der Laster und der Tugenden, unter dem Titel Quadriregno, einer verunglückten Nachahmung des Dante. Im 15ten Jahrhundert tritt uns zuerst Giusto de' Conti, ein Nachahmer Petrarca's, entgegen, der in seinen Sonetten vornämlich die schöne Hand seiner Geliebten preis't, weshalb auch die ganze Sammlung die Ueberschrift la bella mano führt. Um das Jahr 1413 erwarb sich zu Florenz der Barbier Burchiello nicht geringen Ruhm durch

seine eigenthümlichen, aber für uns wenig verständlichen satirischen Sonette. Merkwürdig ist der Versuch, welchen etwas später unter Cosmo von Medici der Maler und Baumeister Leon Battista Alberti machte, in italienischer Sprache Hexameter und Pentameter zu bilden. Lorenzo von Medici, seit 1464, wo sein Großvater Cosmo starb, durch Neigung und Verhältnisse zum Perikles der florentinischen Republik berufen, ward von Lucretia Donati, einer edeln Florentinerin, begeistert, dem Petrarca mit selbstständigem Dichtersinn nachzufolgen. Wohl mußten dem ritterlichen Lorenzo, dem Zöglinge des Platonikers Marsiglio Ficino, Liebesgesänge gelingen. Außer Sonetten und Canzonen haben wir von ihm Capitoli, Stanzen, Terzinen und Carnevalslieder. Sein Symposium oder die Trinker (Beoni), eine scherzhaft durchgeführte Nachahmung des Dante, beschreibt drei Reisen in einen Weinkeller. Wir nennen die berühmtesten seiner Zeitgenossen. Angelo Ambrogini, von dem Städtchen Montepulciano Poliziano genannt, auch als gelehrter und geistreicher Philolog berühmt, verdient hier die erste Erwähnung. Von ihm ist außer dem dramatischen Gedicht Orfeo ein Fragment in wunderschönen Stanzen zum Lobe Julians von Medici, bei Gelegenheit eines Turniers, das die Brüder zu Florenz gaben. Ihm schließt sich an als Freund und anmuthiger Dichter der Liebe Girolamo Benivieni. Ferner sind hier anzuführen Bernardo, Luca und Luigi Pulci, drei Brüder. Bernardo schrieb zwei Elegien, ein Gedicht über die Leidensgeschichte Christi und übersetzte zuerst die Eklogen Virgils ins Italienische. Von Luca haben wir Heroiden, ein Gedicht in Ottaven, worin er früher, aber minder schön als Polizian, ein Turnier Lorenzo's von Medici besingt, ein Schäfergedicht, gleichfalls in Ottaven, betitelt Driadeo d'Amore, und ein episches Rittergedicht, Ciriffo Calvaneo, das an sich ebenfalls ohne besondern Werth und unvollendet, (Bernardo Giambullari beendigte es nach des Dichters Tode) aber als erster bedeutender Anklang zu jenem ironisch ernsthaften Ritterheldenliede ist, welches bei dem untergehenden Geiste des Ritterthums und beim Ausgange des eigentlich poetischen Mittelalters durch den dichterischen Charakter der Italiener nothwendig bedingt war. Luigi, von allen dreien der berühmteste, verdankt seinen Ruhm nicht den bizarren Sonetten, in welchen er und sein Freund Matteo Franco sich gegenseitig (und oft höchst unanständig) dem Gelächter Lorenzo's und seiner Tischgesellschaft preisgaben, nach seiner Beca da Dicomano u. s. w., sondern seinem Morgante maggiore, in welchem er der Vorläufer Ariost's ward, der ihn jedoch eben so weit übertraf, als er die ersten unförmlichen Versuche in dieser Gattung, die ins vierzehnte und funfzehnte Jahrhundert fallen (und von denen Buovo d'Antona, la Spagna historiata und la Regina Ancroya die bekanntesten sind) hinter sich zurück ließ. Wie Pulci mit seinem Morgante die Medici, so belustigte ein andrer Dichter, der unter dem Namen Francesco Cieco da Ferrara bekannt ist, mit seinem Membriano, der dem Morgante nicht unwürdig zur Seite steht, die Gonzaga zu Mantua. Aber noch unmittelbarer als Pulci ging dem Ariost, der gewissermaßen sein Fortsetzer ward, voran Matteo Maria Bojardo mit seinem Orlando innamorato, der aber in seiner ernsthaften Manier den Italienern, welche in den Ritterepopäen die Ironie liebgewonnen hatten, wenig zusagte, und sich nicht nur von Niccolo degli Agostini eine Fortsetzung, sondern auch von Domenichi und später von Berni eine gänzliche

Umarbeitung gefallen lassen mußte. Gleichzeitig mit diesen Epikern sind der Satiriker Bernardo Bellicioni und unzählige Petrarchisten, als Francesco Cei, Gasparo Visconti, Agostino Staccoli d'Urbino, Serafino d'Aquila, Antonio Tebaldeo, Bernardo Accolti, ein berühmter Improvisator, der sich selbst den bescheidnen Beinamen l'Unico gab, ein Neapolitaner unter dem Namen Notturno, ein Florentiner Christoforo unter dem Namen l'Altissimo u. s. w. Antonio Fregoso mit dem Beinamen Fileremo schrieb ein moralisch erotisches Gedicht, la Cerva bianca, von mittelmäßigem Werthe, ferner Solve und heitere und schwermüthige Capitoli. Gian Filoteo Achillini verdient wegen seiner scientifisch-moralischen Gedichte il Viridario und il Fedele, so wie Cornazzano dal Worsetti wegen seines Gedichts über die Kriegskunst, unter dem lateinischen Titel de re militari, ausgezeichnet zu werden. Als italienische Dichterinnen glänzten in diesem Jahrhundert Battista Montefeltro, die Gemahlin Galeazo Malespina's, ihre Enkelin Costanza, Bianca von Este, Domicilla Trivulci, Cassandra Fedele und zwei Isotta. Das sechzehnte Jahrhundert, die Periode der italienischen Poesie, wo der Enthusiasmus der Fürsten Italiens und besonders der Päpste für Poesie und Kunst in edelmüthiger Beförderung des Talents auf das herrlichste wetteiferte, beginnt mit dem göttlichen Ariost, von dessen Orlando sowol als übrigen Gedichten wir in einem eignen Artikel gesprochen haben. Ihm gegenüber suchte Giovanni Giorgio Trissino (s. d. Art.) ohne Erfolg ein ernstes Epos aufzustellen. Sein Werk ist trocken und nüchtern. Dagegen gefällt Giovanni Ruccellai in seinem Lehrgedicht, le Apo, durch Zartheit und Innigkeit. Luigi Alamanni gehört mit seinem Lehrgedicht über den Ackerbau (la Coltivazione), seinem romantischen Epos Girone il Cortese und seiner Avarchide (einer im Ganzen verunglückten modernen Iliade) nur unter die Dichter vom zweiten Rang. Sannazar zieht an in seiner Arcadia und seinen lyrischen Poesien durch zarten Sinn und schöne Form. Berni ward der Schöpfer einer eignen Gattung, worüber wir auf den besondern Artikel verweisen. Unter den Petrarchisten dieses Zeitalters sind einer besondern Erwähnung würdig Bembo, Castiglione und Molza, sämmtlich in eignen Artikeln behandelt. Auch ist es bemerkenswerth, daß Lodovico Domenichi 1559 die vermischten Gedichte von funfzig edeln und tugendhaften Frauen herausgeben konnte. Wir nennen unter diesen nur Vittoria Colonna, des Ritters Fernando d'Acalo, Marchesen von Pescara, zartfühlende Gemahlin. Wegen des geistreichen, aber so höchst unsittlichen Pietro Aretino verweisen wir auf den besondern Artikel. Bernardo Tasso erscheint in seinem Ritterepos und noch mehr in seinen lyrischen Poesien als ein trefflicher Dichter. In jenem ward er nur durch seinen Sohn Torquato Tasso übertroffen. (S. die Art. Beider.) Unendliche Zartheit athmet in Guarini's lyrischen Tändeleien (Madrigale und Sonette), wiewol er seinen höchsten Ruhm dem Pastor Fido dankt. Gabriello Chiabrera macht als Lyriker Epoche. Zugleich haben wir von ihm mehrere epische Gedichte und Schäferspiele. Der gelehrte Pater Bernardino Baldi gab außer Sonetten und Canzonen hundert Apologen in Prosa heraus, nachdem schon früher weniger gelungene Versuche in der äsopischen Fabel von Cesare Pavesi unter dem Namen Targa und von Giam-

maria Verdizotti gemacht worden. Teofilo Folengi, bekannter unter dem Namen Merlin Coccajo, muß als Erfinder der macaronischen Poesie erwähnt werden. — Schon in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts hatte die Verderbniß des Geschmacks angefangen und im Fortgange der Zeit immer mehr zugenommen; die Beweise davon finden wir im siebzehnten Jahrhundert, das nur wenige Werke, die als Ausnahme angesehen werden können, hervorgebracht hat. Zuerst nennen wir Giambattista Marino, (s. d. Art.) der zum Theil noch dem vorigen Jahrhundert angehört, und gleichsam eine eigne Schule bildete, aus der Claudio Achillini, Girolamo Preti, Casoni und Antonio Bruni als seine eifrigsten Bewunderer und Nachahmer ausgehoben zu werden verdienen. Nicht ohne Verdienst ist Alessandro Tassoni, dessen Eimerraub (la Secchia rapita) ein rein komisches und satirisches Heldengedicht in der elegantesten Sprache ist. Francesco Bracciolini, der in seiner Croce racquistata den Tasso mit nicht sonderlichem Erfolge nachgeahmt hatte, machte in seinem Scherno degli Dei dem Tassoni die Ehre der Erfindung des komischen Epos streitig, kam ihm aber nicht gleich an Feinheit und Zierlichkeit. Zwei spätere burleske Heldengedichte, il Malmantile racquistato von Lorenzo Lippi und il Torracchione desolato von Paolo Minucci haben kein anderes Verdienst, als der reinen toscanischen Sprache. Eben so wenig haben die Poesien eines Carlo de' Dottori, Bartolomeo Bocchini, Cesari Caporali großen poetischen Werth. Filicaja gab seinen lyrischen Gedichten durch patriotische Gesinnungen Werth und Aufschwung. Der Graf Fulvio Testi ward der Horaz seiner Nation; seine epischen Gedichte dagegen blieben Fragmente. Des Malers Salvator Rosa Satiren, derb und bitter, sind bei der allgemeinen Nüchternheit italienischer Poesie um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts nicht zu verschweigen. Der Aufenthalt der Königin Christiana in Rom und ihre Vorliebe für die antike Muse diente in dem Kreise von Dichtern, welche sie um sich versammelte, die Marinistische Excentricität durch eine nüchterne Korrektheit zu verbannen. Ihr Uebertritt in die katholische Kirche war auch Veranlassung, daß, wovon früher sich wenig Spuren zeigten, zum Theil eine geistliche Poesie Mode ward. Aber wol kein Dichter ihrer Umgebung verdient besondre Erwähnung. Dagegen muß ausgezeichnet werden Nicolo Forteguerra, der Verfasser des Ricciardetto, des letzten Rittergedichts. Rolli, dessen Lieder und Oden Beifall fanden, übersetzte Miltons verlornes Paradies, und bewirkte zuerst einige Bekanntschaft mit der englischen Literatur in Italien, während gleichzeitig der französische Geschmack hereinzubrechen begann: welcher besonders auf die dramatische Literatur der Italiener seinen Einfluß bewies. Der italienische Parnaß erscheint immer entvölkerter und bietet nur wenige der Auszeichnung werthe Namen dar. Der Abt Carlo Innocenzio Frugoni hat, unter einer Menge poetischer Werke, (meistens kalte Gelegenheitsstücke) Sonetten und Canzonetten gedichtet, unter denen die scherzhaften gerühmt werden. Von Mattei existirt eine gelungene Uebersetzung der Psalmen. Die Schauspielkunst (l'Arte rappresentativa) ist ein bemerkenswerthes Lehrgedicht des Lodovico Riccoboni, der auf einige Zeit das italienische Theater in Paris hob. Francesco Algarotti, der französisch gebildete Tischgenosse Friedrichs II., hat in seinen Oden, poetischen Episteln und Uebersetzungen ganz die ge-

fällige Leichtigkeit, aber auch die Flachheit der Franzosen. In der Gattung der Aesopischen Fabel haben sich mit Zierlichkeit und Selbstständigkeit Roberti und Pignotti versucht. Zwanzig verschiedene Dichter vereinigten sich zur Abfassung einer komischen Volksdichtung unter dem Titel Bertoldo, Bertoldino und Cacasenno. In der Weise des Anacreon sang Luigi Savioli von Liebe; ihm stehen zur Seite als Lyriker und Erotiker Gherardo de'Rossi und Giovanni Fantoni, bei den Arcadiern Labindo genannt. Eine anziehende Schwärmerei herrscht in den Poesien des Chevalier Ippolito Pindemonti. Nicht ohne Verdienst ist sein Freund, Aurelio Bertola von Rimini, unter dessen Gedichten die Fabeln den ersten Platz einnehmen. Clemente Bondi ist liebenswürdig, aber ohne schöpferische Kraft. Dagegen finden wir in Giuseppe Parini, der in seinem Tage des Weltmanns Pope's Lockenraub nachahmte, ächte Begeisterung und feines Gefühl. Onofrio Menzoni hat, nicht ohne originellen Dichtergeist, sich fast allein auf fromme Poesieen beschränkt. Alfieri muß hier genannt werden, wegen seiner Satiren und lyrischen Gedichte, wie auch wegen seiner Etruria vendicata. Der Abt Giambattista Casti zeichnet sich aus durch Eleganz, Witz und Laune. Seine Animali parlanti ein heroisch-komisches Gedicht, sind reich an satirischen und belustigenden Zügen: seine Novelle galanti sind wegen ihrer Unsittlichkeit eines Geistlichen nicht würdig. Wir beschließen diese Aufzählung von Namen mit Vincenzo Menti, der einstimmig für Italiens größten Dichter unserer Zeit gilt. Außer seinen dramatischen Arbeiten ist die berühmteste seine Basvigliana, in welcher er den Dante copirt. — Von den Improvisatoren haben wir in einem eignen Artikel gehandelt. — Ausführliche Nachrichten über die italienische Poesie, besonders die ältere, findet man in den Werken Crescimbeni's, Quadrio's, Tiraboschi's, ferner in Ginguene's unvollendeter Histoire littéraire d'Italie, in Sismondi's Werk De la Littérature du Midi (deutsch mit Zusätzen von L. Hain) und bei Bouterwek, welche beiden Letztern bis auf unsere Zeit reichen. M.

Italienische Sprache. Die Gränzen der italienischen Sprache lassen sich nicht wol mit Bestimmtheit angeben. Im Norden wechseln gegen die Schweiz, Tyrol und die übrigen Nachbarländer die Thäler und Gegenden, wo deutsche, italienische oder auch noch Dialecte der altrömischen Sprache vernommen werden, auf das mannichfaltigste mit einander ab. Setzt doch das Meer keine bestimmte Gränze. Bei der frühen Verbreitung der Italiener auch über die nicht eigentlich italienischen Inseln des Mittelmeers, über die Eilande und Küsten des nahen Griechenlands, wer mag es bestimmen, wo der letzte italienische Laut einheimisch erklinge? In das Dunkel verliert sich ebenfalls die Entstehung dieser schönen Sprache. Die allgemein verbreitete Vorstellung, als sei sie durch Vermischung des Lateinischen, wie wir solches aus den altrömischen Schriftstellern kennen, mit den barbarischen Sprachen zur Zeit der Völkerwanderung entstanden, ist unrichtig. Die römische Sprache, welche der Neuere aus Cicero und Horaz erlernt, war nur Schriftsprache, nicht Sprache des Volks. Letztere mußte, der Erfahrung und Natur der Sache nach, bald mehr bald weniger sich von jener trennen. Bei jener war eine Vermischung mit den Dialecten der Barbaren nicht mehr denkbar, wovon als deutlicher Beweis angesehen werden mag, daß die altrömische Sprache in dem frühern Mittelalter noch lange vor Wieder-

rweckung der classischen Literatur fortdauernd mit einer Reinheit eschrieben ward, welche unter den gegebenen Umständen wahrhaft ewundernswürdig ist. Als nun durch Einwanderung nördlicher Völkerschaften die Sprache des Lebens gänzlich umgestaltet worden, da ildete sich, bei steter Fortdauer der altrömischen Schriftsprache, jenen euen Volksdialecten gegenüber, auch eine neue Schriftsprache; doch angsam, weil Dichter und Gelehrte, von welchen die letzte ihre Bilung erhalten mußte, sie zum Theil als barbarischen Abfall von em Lateinischen verachteten und verschmähten. So ist es geblieben is auf den heutigen Tag. In keinem Bezirk Italiens findet sich ein als Volkssprache jenes Idiom, dessen melodischer Wohlklang uns n dem unbedeutendsten italienischen Schriftsteller unwiderstehlich mit ortzieht, und ein Irrthum ist es, wenn Ausländer glauben, Boccaccio's Sprache werde in dem Munde toscanischer Bäuerinnen oder florentinischer Lastträger vernommen. Auch die toscanische und florentinische Sprechart entfernt sich durch Eigenthümlichkeiten von dem reinen Schriftidiom, welches während der frühesten Jahrhunderte der ital. Literatur, wo es in Neapel und Sicilien erblühte, bei Dichtern jener Länder reiner gefunden wird, als in den wenigen gleichzeitigen toscanischen Schriftstellern. Nur der Zufälligkeit, daß die spätern großen Häupter italienischer Poesie und Prosa in Florenz geboren wurden, zum Theil auch den noch spätern Ermächtigungen toscanischer Akademien, namentlich der Crusca, verdankt es dieser Dialect, daß, ungeachtet seine rauhen Kehllaute den übrigen Italienern ein Aergerniß sind, er doch vor allen Sprecharten seinen Antheil an der gesammten Schriftsprache den bedeutendsten nennen darf. Schon Dante, der Schöpfer der italienischen Prosa und Poesie, dessen Werke reich an Eigenthümlichkeiten verschiedener Mundarten sind, behauptet im Tractate de vulgari eloquentia mit bestimmtester Deutlichkeit, daß es unzulässig sei, einen Dialect zu Schriftsprache erheben zu wollen. Wenn Dante ferner in der lingua volgare (so nannte man die neuere, nach dem Einfalle der Barbaren entstandene, in den verschiedenen Gegenden Italiens verschiedene Sprechart) ein vulgare illustre, cardinale, aulicum, curiale unterscheidet, so beweiset dieß wol deutlich, daß schon er die gegebene Ansicht hatte. Fernow (röm. Stud. B. 8. No. XI.) zählt 15 verschiedene Hauptmundarten, unter denen die toscanische wieder auf 6 Untergattungen hat. Die Mundarten, in welchen sich keine literarische Hervorbringung findet, sind dabei noch unerwähnt. Denn unter jenen 15 Hauptmundarten hat jede ein oder das andere Werk aufzuweisen, das den Dialect, meistens blos um des Autors Liebe zu seiner Geburtsstadt willen, der eigentlichen Schriftsprache vorzog. Unter den neuern italienischen Sprachlehren für Deutsche ist die beste von Fernow (Tüb. 1816. 2te Aufl.), welcher sich die von Filippi annähert. Die besten Wörterbücher haben wir Deutsche von Jagemann, Flathe und Filippi. Dm.

Italienisches Theater. Bei der durchaus subjectiven Richtung, welche die ital. Kunst schon in den frühesten Zeiten nahm, war vorauszusehen, daß sie den Foderungen, welche man an dramatische Werke macht, wenig genügen werde, und allerdings ist die dramatische Literatur, überhaupt das ganze Theaterwesen Italiens, in einem Zustande fast gänzlicher Nullität. Denn das improvisirte Drama mit stehenden Masken (s. Masken) verstößt der herrschende Ton eben darum, weil es so kräftig national ist, unter die Belustigungen der gemeinen Stände, und während diese für nichts Sinn haben, als

für die Commedia dell' arte, ist alle Liebe und Begünstigung der höhern Classen nur auf die Oper gerichtet. So erschienen von jeher die dramatischen Hervorbringungen der Italiener als eine ihrer Literatur wie mit Gewalt aufgedrungene Zugabe, und Niemand wird es eine willkürliche Trennung nennen, wenn wir besonders behandeln, was von der Gesammtheit der ital. Literatur immer gesondert war. Sie gingen von Nachahmungen der Alten aus, dergestalt, daß bis zu Angelo Poliziano (im letzten Viertel des 15ten Jahrhunderts) kein Italiener eine Tragödie anders als in lateinischer Sprache schrieb. Sein Orfeo aber ist eine Sammlung dramatisch an einander gereihter Gedichte von lyrischer Erfindung und Ausführung; Tragödie blos dem Namen nach. Die Sophonisbe des Trissino, den antiken Mustern in allen Formen, selbst in der Beibehaltung des Chors, möglichst nachgeahmt, ist eine im Einzelnen nicht verwerfliche, aber im Ganzen doch pedantische Arbeit, welche man indeß unter Leo X. 1516 vorzüglich genug fand, um sie in Rom mit großer Pracht aufzuführen. Nicht nur den Rucellai (1525) trifft derselbe Tadel gänzlich ermangelnder Selbstständigkeit und dichterischer Schöpferkraft, selbst Tasso leidet in seinem Torrismondo (ungefähr 1595) an derselben Nichtigkeit, obschon einzelne Schönheiten an Tasso's wohl erworbenen Ruhm erinnern. Bei dem fortdauernd falschen Verständnisse und der einseitigen Anwendung Aristotelischer Regeln, welche mehrere andere, nicht des Nennens werthe, ital. Tragiker ängstlich beobachteten, verdient rühmliche Erwähnung, wie im Anfange des 17ten Jahrhunderts der Graf Prospero Buonacelli den Chor wegzulassen wagte, dem entgegen der Rechtsgelehrte Vincenzo Gravina noch einmal den Versuch machte, Nachahmungen des Seneca als einzig möglichen Weg zur tragischen Vollendung aufzudringen. Nachdem endlich Mortello zu Anfange des 18ten Jahrhunderts durch Nachahmung des Racine und Corneille das Rechte hatte ergreifen wollen (er trieb die Verkehrtheit so weit, im Italienischen das Geklapper französischer Alexandriner einführen zu wollen), glaubte der Literator Maffei in seiner Merope durch die That bewiesen zu haben, wie man auf einem Mittelwege, und ohne Nachahmung des Einen oder der Andern, die Vorzüge des Seneca und des französischen Theaters vereinigen könnte. Bei diesem Mangel eigentlicher Tragödien dürfen wol die ernsthaften Opern, die musikalischen Dramen des Metastasio, geb. 1698, erwähnt werden. Ihre Gattung war schon durch die etwas früheren Bestrebungen des Apostolo Zeno für negative Correctheit in den Opern vorbereitet worden. Der Charakteristik, so wie jedes phantastischen Schwunges gänzlich ermangelnd, befolgen sie stets jene französische Theaterdecenz, welche bei einem Hofdichter zu Anfange des verwichenen Jahrhunderts freilich unerlaßlich schien. Aber an zierlicher Eleganz einer wohllautenden Sprache, an musikalischer Weichheit des Ausdrucks für allgemein angenommene Aeußerungen der Leidenschaft, besonders der Liebe, dürften sie vielleicht lange unerreichbar bleiben. Alfieri, gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts, bildet in seinen Tragödien den durchgängigen Gegensatz des Metastasio. Ohne Tiefe der Charakteristik, ohne poetischen Glanz der Phantasie, athmen seine Tragödien, welche in steifster Regelmäßigkeit herkömmlicher Aristotelischer Regeln gebildet sind, den eisernen Trotz seines altrömischen Gemüthes, welches sich sogar in der undichterischen Einförmigkeit und Starrheit des Dialogs ausspricht. Unter den Nachfolgern Alfieri's, der gewissermaßen eine eigne Dichterschule gebildet

hat, sind die verdienstvollsten: Vincenzo Monti von Ferrara, Alessandro Pelopi von Bologna und vornämlich Giombattista Riccolini aus Florenz, dessen Polyxena 1811 gekrönt wurde. Als eine merkwürdige Gattung des ital. Theaters erscheinen die Schäferspiele des Tasso und Guarini, nämlich der Amyntas des erstern, und der getreue Schäfer des letztern. Nur von diesen beiden brauchen wir zu sprechen. Sie haben die Schäferspiele eines Nicolo von Correggio, Agostino Beccari, Cinthio Giraldi, Agostino Argenti und Buonarelli auf immer verdunkelt. Die Vereinigung aller süßesten Laute aus dem Theocrit, Anacreon und den Eclogen des Virgil in den wunderschönsten und reinsten italienischen Versen gelang dem Tasso, ohne der Selbstständigkeit seines Genius Abbruch zu thun. In seiner Schäferwelt, welche einzig aus antiken Idyllen genommen zu sein scheint, vernehmen wir die innigsten Laute der Liebe. In den Gesprächen und Klagen seiner Hirtin entfaltet sich der volle Geist moderner Liebe. Doch erscheint Amyntas im Vergleich zu dem getreuen Schäfer als ein Werk gestaltloser Süßigkeit. Sprache und Verse sind gleich schön, allein das Ganze des letztern Gedichtes in seiner wunderbar glücklichen Verschmelzung des romantischen Geistes mit den Formen des antiken Theaters, und auf ächt antike Ansichten vom Schicksal gegründet, ist unendlich tiefer. Vorzüglich die Chorgesänge sprechen von den erhabensten Mysterien der Liebe in den göttlichsten Tönen. In dem Lustspiele gingen die Italiener ebenfalls von einer einseitigen Nachahmung der Alten aus. Denn nicht die großartigen, phantasiereichen Lustspiele des Aristophanes waren ihnen Muster, sondern die der Römer, des Plautus und des nüchternen Terentius. Diese Nachahmungen nannte man, im Gegensatz zu dem improvisirten Lustspiele, Commedie erudite (gelehrte Comödien). Die Lustspiele des Ariost und die Clizia des Machiavelli belegen dies. Des Letztern übrige, allerdings florentinisch-nationelle Lustspiele sind voll der ärgerlichsten Anstößigkeiten, und beweisen, wie einer der eminentesten Köpfe aller Zeiten und Völker ohne alle Ahnung jenes höheren und geläuterten Charakters der Comödie sein konnte, welchen wir im Shakspeare bewundern. Nur des berühmten Verfassers wegen erwähnen wir Gli intrighi d'Amore von Tasso. Die Tancia des jüngern Michael Angelo Buonarotti (1626) ist, um ihrer feinen florentinischen Popularität willen, eins der vorzüglichsten ital. Lustspiele, obgleich in ihr wenig Talent zu erkennen ist. Goldoni in der letzten Hälfte des 13ten Jahrhunderts suchte durch seine nüchternen, bürgerlich moralisirenden Comödien der bei dem Volke beliebten Commedia dell' arte auf einmal ein Ende zu machen. Er ist, um ihn den Deutschen in zwei Worten zu charakterisiren, der ital. Kotzebue, ohne jedoch des Deutschen leichtes Talent und oft gefälligen Witz zu haben. Ihm entgegen suchte Gozzi die improvisirte Volkscomödie durch Veredelung derselben zu retten. In Lustspielen, deren Inhalt aus den buntesten Mährchen, und in Tragicomödien, deren Inhalt aus Calderon und Moreto, jedoch ohne deren tiefpoetische Ausführung, entlehnt war, dialogisirte er nur die Hauptpartien, und auch diese nur in den leichtesten Versen. In den Nebenpartien, welche eigentlich für die stehenden Masken berechnet waren, begnügte er sich, nur den ungefähren Inhalt anzudeuten, die Ausführung dem improvisirenden Talente des Schauspielers überlassend. Er blieb ohne Nachahmer. Von den neuesten Lustspieldichtern verdienen Auszeichnung: Albergati, des-

sen Gefangner zu Parma gekrönt wurde, und der eine Menge ergötzlicher Farcen geliefert hat; der Venetianer Francesco Antonio Avelloni, mit dem Beinamen il Poetino, ein Nachahmer der Franzosen; Antonio Simone Sografi, der Neapolitaner Gualzetti; der Abt Chiari; der Piemonteser Camillo Federici; der Römer Gherardo de' Rossi; der Graf Giraud; Giovanni Pindemonti und Andre. A. W. Schlegel sagt (S. 68. 2ter Band der dramatischen Vorlesungen): „Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, sowol die dramatische Poesie als die Schauspielkunst sei in Italien im tiefsten Verfalle. Es sei noch nicht einmal der Anfang zu einer Nationalbühne gemacht, auch ohne einen gänzlichen Umschwung in den leitenden Begriffen, keine Aussicht dazu vorhanden." Dm.

Italienische Literatur und Gelehrsamkeit. (Mit Ausschluß der Poesie, die in einem eignen Artikel abgehandelt ist.) — Der Einbruch der Barbaren in Italien hatte dem weströmischen Reiche ein Ende gemacht und alle bürgerliche Ordnung umgestürzt. Eine Folge davon war, daß auch die letzten Funken von Geistesbildung erloschen und eine Zeit der Finsterniß und Unwissenheit, wie der Unordnung und Zerrüttung eintrat, aus deren chaotischem Gewirr nur langsam und mühselig die Keime einer neuen Cultur sich entwickelten. Erster Zeitraum. Von Carl dem Großen bis zum Tode Otto's III. 1002. Wohlthätig wirkte Carl der Große als Freund der Gelehrsamkeit und Wiederhersteller des Friedens. Wir finden bereits einen Italiener, Petrus, Diaconus von Pisa, als seinen Lehrer in der Grammatik genannt. Nicht minder verdient Anerkennung Lothar, der im J. 823 auch König von Italien wurde, und, wie sein darüber noch vorhandenes Gesetz beweiset, in vielen Städten die ersten öffentlichen Schulen stiftete. Von den Lehrern dieser Schulen kennen wir nur Dungalus zu Pisa, von dem einst, als er noch Mönch zu Bobbio war, Carl der Große Aufschluß über zwei Sonnenfinsternisse begehrte, und unter dessen Namen noch verschiedene Schriften vorhanden sind. Lothar's Beispiel ward vom Papst Eugen im Kirchenstaate nachgeahmt. Indeß war der Erfolg dieser an sich so nützlichen Einrichtungen nur gering, denn es fehlte an tüchtigen Lehrern, und die spätern Carolinger und Päpste ließen die kaum gegründeten Bildungsanstalten wieder in Verfall gerathen. Dazu kamen die verderblichen Einfälle der Saracenen und Ungarn in Italien und innere Kriege. Wenige Männer ragen in diesem traurigen Zeitraume durch ihr Wissen hervor. In geistlicher Gelehrsamkeit zeichneten sich aus die Päpste Hadrian I., der oben genannte Eugen II., Leo V., Nicolaus I. und Sylvester II., ferner die Bischöfe Paulinus, Patriarch von Aquileja, (seine Werke, Venedig 1737), Theodolphus Bischof von Orleans, (seine Werke, Paris 1646) beide Zeitgenossen Carls des Großen, die beiden mailändischen Erzbischöfe Petrus und Adelbertus, Marentius, Patriarch von Aquileja, und endlich die beiden Aebte des Klosters Monte Casino, Autpertus und Bertarius. Unter den Geschichtschreibern dieser Zeit, die, wenn auch in einer rohen und barbarischen Schreibart, uns höchst wichtige Nachrichten mitgetheilt haben, sind die bedeutendsten Paulus Warnefrid, mit dem Beinamen Diaconus, Verfasser mehrerer Schriften, besonders einer Geschichte der Longobarden, sodann die Fortsetzer des genannten Werks, Erchempertus und die zwei Ungenannten von Salerno und Benevento, ferner ein Priester

von Ravenna, Namens Agnellus (auch Andreas), der eine Geschichte der Bischöfe von Ravenna schrieb, Andreas von Bergamo, Verfasser einer Chronik Italiens von 868 bis 875, Anastasius, Bibliothekar der römischen Kirche, wichtig durch seine Lebensbeschreibungen der römischen Bischöfe, und Liutprandus von Pavia, Verfasser einer Geschichte seiner Zeiten. Zweite Periode. Vom Tode Otto's III., 1002 bis zum Costnitzer Frieden 1183. Auch in diesem Zeitraume war der Zustand Italiens dem Gedeihen der Wissenschaften nicht günstig. Die italienischen Städte kämpften gegen die Kaiser um ihre Freiheit, der Streit der geistlichen und weltlichen Macht war nicht minder verderblich. Die Kaiser verweilten nicht lange in Italien, und erschienen nur, um zu züchtigen und zu zerstören. Die mit dem ersten Jahrhundert beginnenden Kreuzzüge, so wohlthätig sie in ihren Nachwirkungen waren, dienten in ihren nächsten Folgen doch nur, die allgemeine Noth und Zerrüttung zu vermehren. Von den Päpsten trafen indeß der herrschsüchtige Gregor VII. und Alexander III. Verfügungen zur Verbesserung der Schulen, die Abschriften alter classischer Werke wurden vermehrt, und einzelne Männer gaben sich Mühe, Bücher zu sammeln. Unter den gelehrten Theologen dieser Periode verdienen genannt zu werden Fulbert, Bischof von Chartres, ein geborner Römer, die beiden berühmten Erzbischöfe von Canterbury, Lanfrancus, und dessen Schüler Anselmus Petrus Lombardus, Lehrer der Theologie zu Paris, und am berühmtesten durch seine vier Bücher Sententiarum, ferner Petrus Damianus, der Cardinal Albericus, Bruno, Bischof von Segni, Anselmus, Bischof von Lucca, Petrus Grossolanus oder Chrysolaus, Erzbischof von Mailand, und Bonizone, Bischof zu Sutri, später zu Piacenza. Alle haben uns Schriften hinterlassen, bei denen wir jedoch nicht verweilen. In der Philosophie, oder vielmehr Dialectik, zeichneten sich außer den genannten Lanfrancus und Anselmus aus: Gerardus von Cremona, der zu Toledo lehrte, und unter andern die Werke des Avicenna und den Almagest des Ptolemäus aus dem Arabischen ins Lateinische übersetzte, und Johannes der Italiener, der zu Constantinopel den Plato und Aristoteles erklärte und Unterricht in der Disputirkunst gab. Die Musik erfuhr eine gänzliche Umwandlung durch Guido von Arezzo. Für die Arzneiwissenschaft ward mit dem Ende des zehnten Jahrhunderts die Schule zu Salerno eine treffliche Pflegerin. Die dortigen Aerzte scheinen sich zuerst durch die Schriften der Araber gebildet zu haben. Das älteste Denkmal der Salernitanischen Schule sind gewisse in leoninischen Versen abgefaßte diätetische Regeln unter dem Titel: Medicina Salernitana oder de conservanda bona valetudine. Mehrere Aerzte, theils in Salerno, theils in der Nachbarschaft, haben sich in dieser Zeit durch Schriften bekannt gemacht, namentlich Matthäus Platearius, Saladinus von Ascoli (letzterer durch ein Compendium von den aromatischen Arzneimitteln) und verschiedne Mönche, die wir übergehen. Die Rechtswissenschaft erwachte mit der Freiheit der Städte zu neuem Leben und ward ein Gegenstand allgemeiner Beschäftigung. Durch ganz Italien gab es Schulen, in welchen sie gelehrt wurde, namentlich zu Modena, Mantua, Padua, Piacenza, Pisa, Mailand und vor allen zu Bologna, wo Irnerius, der dieser Stadt den Beinamen der gelehrten erwarb, die römischen Gesetze lehrte und erklärte, und aus den weitschichtigen Pandecten verborgene Schätze zu Tage förderte. Viele ausgezeichnete Rechtsgelehrte aus dieser Zeit könnten wir namhaft machen,

begnügen uns aber, nur den berühmten Gratian anzuführen, der zuerst die Kirchengesetze (in seinem Decretum sive Concordia Canonum discordantium) zum gerichtlichen Gebrauch ordnete, und als der Stifter des canonischen Rechtes anzusehen ist. Obgleich in allem, was den Geschmack anlangte, die größte Barbarei noch fortdauerte, so gab es doch schon einzelne Männer, die sich durch Studium der griechischen und lateinischen Sprache den Weg zu den Alten bahnten und ihre Schreibart nach ihnen zu bilden suchten. Zu ihnen gehörte Papias, einer der ersten, die lateinische Wörterbücher schrieben. Das elfte und zwölfte Jahrhundert haben viele Geschichtschreiber aufzuweisen, deren Werke zwar ohne Zierlichkeit, aber doch klar und deutlich abgefaßt sind. Dahin gehören Arnolphus, die beiden Landolphus, Sire Raul, Otto Morena und dessen Sohn Acerbus, Godofredus Malaterra und mehrere Chronikenschreiber und Verfasser von Klostergeschichten, wegen deren Namen und Werke wir auf Muratori's unschätzbare Sammlung verweisen. Dritte Periode. Vom Kostnitzer Frieden 1183 bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Mit diesem Zeitraume beginnt die Literatur Italiens ein erfreulicheres Ansehn zu gewinnen; hatte man bisher nur in barbarischem Latein geschrieben, so fing man jetzt an, auch Versuche in der freilich noch lallenden Sprache des Volks (lingua volgare) zu machen. Die Poesie ging darin, wie immer, der Prosa voran. Die Dialektik und Philosophie gewannen an Ausbildung, und wie die Wissenschaften an Consistenz und Umfang zunahmen, ward auch ihr innerer Zusammenhang sichtbarer. Die Kreuzzüge hatten zu neuen Kenntnissen geführt, und überhaupt dem Geiste einen höhern Schwung gegeben. Trotz der innern Kriege Italiens konnte die Geistescultur gedeihen, da Fürsten und Republiken mit einander wetteiferten in Begünstigung der Gelehrten und in Begründung neuer Schulen und Lehranstalten. Große Verdienste erwarben sich die beiden Kaiser, Friedrich I. und II. Ersterer beförderte vornämlich die Rechtswissenschaft und stiftete Schulen, Letzterer war selbst Gelehrter, besaß ausgebreitete Sprachkenntnisse und stiftete überall im südlichen Italien öffentliche Schulen. Sein und seines Sohnes Manfredi Hof zu Palermo war ein Sammelplatz von Gelehrten. Wir besitzen (außer einigen italienischen Gedichten) von ihm ein Werk über die Naturgeschichte der Vögel. Sein gelehrter Canzler Pietro delle Vigne (Petrus de Vineis) war von gleichem Geiste beseelt und vertraut mit der Rechtswissenschaft und der Leitung politischer Geschäfte. Von ihm ist außer sechs Büchern Briefe noch eine Sammlung sicilianischer Gesetze vorhanden. Unter den Päpsten waren mehrere gründliche Gelehrte, und zeichneten sich aus als Schriftsteller, namentlich Innocenz III., Innocenz IV., Urban IV. Der Flor der Universität Bologna stieg immer höher; sie zählte zu Anfang des 13ten Jahrhunderts 10,000 Schüler aus allen Ländern Europa's; mit ihr wetteiferten Padua, Arezzo, Vicenza, Neapel u. a. m. Die vorzüglichsten Theologen dieses Zeitraums waren: Thomas von Aquinum, der Franziscaner Bonaventura und Egidio Colonna, alle drei Verfasser sehr zahlreicher Schriften. In der Philosophie begann für Italien in diesem Zeitraume eine neue Epoche, indem jetzt die Schriften des Aristoteles den Italienern bekannt wurden, zum Theil freilich in sehr entstellter Gestalt. Thomas von Aquinum commentirte sie auf Befehl des Papstes, und ließ sie theils aus dem Griechischen theils aus dem Arabischen neu übersetzen. Brunetto Latini nahm die Ethik des Aristoteles im Auszug in seinen Tesoro

uf, ein Werk, das ursprünglich französisch geschrieben ist, und als ine Encyklopädie aller damaligen Kenntnisse Epoche macht. Die Mathematik und Astronomie, verbunden mit Astrologie, fanden verchiedene Bearbeiter. Campano, der gelehrteste Geometer und Astronom seiner Zeit, schrieb unter andern einen Commentar zum Euklides. Nächstdem nennen wir Lanfranco, Leonardo von Pistoja und Guido Bonatti, das Haupt der damaligen Astrolo-en. In diese Zeit fällt die Erfindung der Brillen und der Magnetadel. Für die Medicin war die Salernitanische Schule der Mittelpunkt; sie hatte an Pietro Musandino, Matteo Plateario, Mauro und Andern geschickte Lehrer. Aber auch außer Salerno gab es ausgezeichnete Aerzte. Dahin gehören Ugo von Lucca, der Florentiner Taddeo (der unter andern die Aphorismen des Hippokrates und einige Schriften des Galenus commentirte), Simon von Genua (Verfasser der Clavis Sanitatis, die man als das erste Wörterbuch der Arznei- und Kräuterkunde ansehen kann) u. A. Noch glücklichere Fortschritte machte die Wundarzneikunst durch Männer wie Ruggieri von Parma (der eine Practica Medicinae schrieb) und dessen Landsmann und Zeitgenosse Rolando (Verfasser einer Chirurgie, welche vier der vornehmsten Salernitanischen Aerzte commentirten) Bruno, Teodorico, Guglielmo von Saliceto und Lanfranco, von denen wir ebenfalls Werke über die Chirurgie besitzen. Keine Wissenschaft aber wurde im dreizehnten Jahrhundert eifriger und glücklicher bearbeitet, als die Rechtswissenschaft. Ferrara, Modena, Mailand, Verona und andre lombardische Städte veranstalteten Gesetzsammlungen, denen ein Dominicaner von apostolischer Begeisterung, der für einen Wunderthäter galt, Johannes von Vicenza, gleichsam göttliche Bestätigung gab. Die vornehmsten Rechtsgelehrten dieser Zeit waren Azzo von Bologna (dessen Summae über die Institutionen und Apparatus ad Codicem auch gedruckt sind), Ugolino del Prete, auch ein Bologneser, (der die von Anselmus von Orto gesammelten Lehngesetze und Verordnungen der neuen Kaiser dem Corpus Juris einverleibte) Accorso, ein Florentiner (der sich dadurch, daß er die besten Glossen seiner Vorgänger sammelte und eigne hinzufügte, den Beinamen Glossator erwarb) Odofredo (Verfasser eines Commentars über den Codex und die Digesten) u. s. w. Im canonischen Rechte hatte bisher Gratians Sammlung als Richtschnur gegolten. Zu dieser kamen jetzt die vier verschiednen Sammlungen des Bernardo von Pavia, des Pietro Collivaccino u. s. w., welche als Gesetzbücher angesehen wurden, bis die durch Gregor IX. veranstaltete Sammlung, die noch den größten Theil des canonischen Rechts ausmacht, die früheren verdrängte; zu dieser fügte Bonifaz VIII. 1298 noch das sechste Buch der Decretalen hinzu. Ohne bei den vornehmsten Canonisten zu verweilen, gehen wir zu den Geschichtschreibern über, die größtentheils mit gefälliger Einfalt und Aufrichtigkeit erzählen. Die wichtigsten waren Goffredo von Viterbo (eigentlich ein Deutscher, schrieb eine Chronik von Erschaffung der Welt bis 1168, unter dem Titel Pantheon), Sicardus, (Verfasser einer ähnlichen Chronik); Giovanni Colonna (Verfasser einer allgemeinen Geschichte, unter dem Titel Mare Historiarum) Riccobaldi, (Verfasser eines gleichen Werks, Pomarium betitelt); ferner die Sicilianer Riccardo von St. Germano (erzählt mit vieler Treue die Geschichte von 1189 bis 1243), Matteo Spinello (dessen Geschichtserzählung von

1247 bis 1268 reicht und das erste gelehrte Werk in italienischer Prosa ist), Riccolo di Imfilla, Saba Malaspina und Bartolomeo da Neocastro (deren Werke Muratori mittheilt). Florenz hatte seinen ersten Geschichtschreiber an Ricordano Malaspini. Die Geschichte von Mailand schrieben Filippo von Castelseprio und der Dominicaner Stephanardo von Vimercate, und so hatte fast jede Provinz und Stadt ihren Chronisten, deren Namhaftmachung aber hier zu weit führen würde. Die Grammatik, welche damals die schönen Wissenschaften umfaßte, war bisher vernachlässigt worden, im dreizehnten Jahrhundert fand aber auch sie Bearbeiter und Lehrer, als Buoncompagno, Bertoluccio, Galeotto (welcher italienisch schrieb und Cicero's rhetorische Bücher in diese Sprache übersetzte), und vor allen Brunetto Latini, Dante's Lehrer, der schon erwähnt worden, und von dem wir, außer dem ebenfalls schon erwähnten Tesoro, noch verschiedene andere Werke in Prosa haben, als la Rettorica di Tullo, de Vizi e delle Virtù u. s. w. Am Schlusse dieses Zeitraums müssen wir noch des berühmten Reisenden Marco Polo, so wie seines Vaters Matteo und seines Oheims Riccolo, erwähnen. Sie gehören zu den Ersten, welche weite und vieljährige Reisen durch Asien, und diesen Welttheil ihren Landsleuten bekannter gemacht haben. Vierte Periode. Von 1300 bis 1400. Mitten unter Kämpfen und äußern Zerrüttungen machten die Wissenschaften immer weitere Fortschritte. Während die Kaiser vergeblich bemüht waren, Italien zu beruhigen und ihrer Gewalt zu unterwerfen, bildeten sich die einzelnen Herrschaften und Fürstenthümer aus, und die an die Spitze getretnen Männer wetteiferten mit einander in Begünstigung der Gelehrten. Allen that es hierin König Robert von Neapel zuvor; nächstdem die Herren della Scala zu Verona, das Haus Este zu Ferrara, die Gonzaga zu Mantua u. s. w. Die Zahl der Universitäten nahm zu, und viele derselben, wie zu Padua, Neapel, Pisa, Pavia, erreichten eine schöne Blüthe, wiewol Bologna, früher die wichtigste von allen, in Verfall gerieth. Die Bibliotheken wurden wichtiger, und bereichert mit den Werken der Alten, die man aus der Vergessenheit hervorzog. Männer wie Petrarca und Boccaccio erwarben sich durch ihre Forschungen und Studien bleibende Verdienste als Wiederherstellern der Gelehrsamkeit. Beide sammelten nicht nur Bücher, sondern ersterer auch römische Münzen. Durch die Erfindung des Papiers wurde die Vervielfältigung der classischen Muster noch mehr befördert. Bald aber mußte man ihre Entstellung und Verstümmelung durch unwissende Copisten erkennen; es bedurfte der Kritik, sie wieder herzustellen, und schon Coluccio Salutato machte durch Vergleichung mehrerer Handschriften einen Anfang in dieser Kunst und empfahl sie Andern. Die Gottesgelahrtheit ward von unzähligen scholastischen Theologen bearbeitet, aber durch die meisten mehr verdunkelt als aufgeklärt. Ehrenvolle Ausnahmen machen, unter andern, die wir, da sie wenig oder nichts geschrieben haben, übergehn, Albert von Padua, Gregor von Rimini, Michael Aiguani von Bologna, Bartolommeo Carusio von Urbino, Alessandro Fassitelli, welche sämmtlich zu Paris lehrten, ferner Porchetto de'Salvatici von Genua, Ranieri von Pisa oder von Ripalta, Jacob Passavanti, Simon von Cascia, Petrus von Aquila, Bonaventura da Perago, Marsilio Raimobini von Padua und Lodovico Marsigli. Die Philosophie, welche einzig

us den vielfältig entstellten Werken des Aristoteles und seinem arabi-hen Commentator Averroes, dessen fehlerhafte Auslegungen zuerst urch den Servitenmönch Urban von Bologna bekannt und iederum ausgelegt und erläutert wurden, war höchst verworren und inster. Der einzige philosophische Schriftsteller, der diesem Zeitalter ur Ehre gereicht, ist der berühmte Petrarca, der mehrere latein-che Werke über Gegenstände der Moral schrieb, z. B. de remediis utri-isque fortunae, de vita solitaria, de contempta mundi, de igno-antia sui ipsius et aliorum und andere. Was außer dem im Fache er Moral geschrieben wurde, verdient nur wegen der Reinigkeit der ita-ienischen Sprache Erwähnung, z. B. die ammaestramenti degli Anti-hi volgarizzati von Bartolommeo von Pisa. Von den mathematischen Wissenschaften wurde die Astronomie und mit ihr die Astrologie am mei-ten bearbeitet. Die nahmhaftesten Gelehrten, die sich ihnen widmeten, waren Pietro von Abano und Cecco von Ascoli, jener durch einen Conciliator, in welchem die verschiednen Meinungen berühmter Aerzte und Philosophen, dieser durch ein astrologisches Werk, durch ein Buch von der Sphäre und durch sein Gedicht Acerba, für welche er als Ketzer verbrannt wurde, am meisten bekannt; ferner Andalone del Nero, der große Reisen zur Erweiterung seiner astronomischen Kenntnisse machte, und von Boccaccio als der größte Astronom seiner Zeit gepriesen wird, und Paolo mit dem Beinamen Geometra, von dem Villani erzählt, daß er mittelst von ihm erfundner Instrumente die Gesetze der Bewegung der Gestirne berichtigt, und zuerst einen Kalender geschrieben, und von dem Boccaccio anführt, daß er Ma-schinen, welche alle himmlischen Bewegungen vorstellten, gefertigt habe. Jacopo Dondi und dessen Sohn Giovanni erwarben sich Ruhm und den Beinamen dall' Orologio durch eine kunstreiche Uhr, die nicht nur die Stunden, sondern auch den Lauf der Sonne, des Mondes und der Planeten, und die Monate, Tage und Jahresfeste anzeigte. Auch ein Schriftsteller über den Ackerbau trat in diesem Zeitraume auf, Pietro de Crescenzi, ein Bologneser. Er schrieb sein noch jetzt interessantes Werk lateinisch; aber noch in demselben Jahrhundert erschien davon eine durch Sprache und Styl sehr aus-gezeichnete italienische Uebersetzung. Für die Arzneikunde waren fort-während eine Menge von Gelehrten thätig; dennoch befand sie sich noch in höchst unvollkommenem Zustande, und verdient wenigstens zum Theil die Verachtung, womit Petrarca sie ansah. Die berühmte Schule zu Salerno war in Verfall. Allgemein galten die Araber als Muster und Lehrer. Zu den berühmtesten Aerzten jener Zeit gehörten der Florentiner Dino del Garbo, der einige Schriften des Avicenna und Hippokrates, wie auch die Liebescanzone des Guido Cavalcanti commentirte, und über die Chirurgie u. s. w. schrieb; dessen Sohn Tommaso, Petrarca's Freund, der außer einer Summa der Arz-neiwissenschaft eine Anweisung, wie man sich bei der Pest verhalten müsse, schrieb, und Galens Bücher vom Unterschied der Fieber und von der Zeugung des Fötus erläuterte; Torrigiano Rustichelli, der über Galens kleinen Apparat schrieb; Gentile von Foligno, Jacopo von Forli, Marsilio von Santa Sofia und An-dre, deren Schriften vergessen sind, endlich Mundino aus Bo-logna gebürtig, der zuerst ein vollkommnes Werk über die Anatomie schrieb, das sich zwei Jahrhunderte hindurch in Ansehn erhielt. — In der Rechtswissenschaft glänzten mehrere ausgezeichnete Männer. Vor allen zeichneten sich als Schriftsteller aus im Civilrecht Rolan-

do Placiola, Alberto von Gandino (schrieb de maleficiis) Oldrado da Ponte (schrieb Consilia und Quaestiones) Jacopo von Belfiso (schrieb unter andern vom Lehen) Francesco Ramponi (erläuterte einige Bücher des Codex), Cino von Pistoja (s. d. A.) und die beiden berühmtesten Rechtslehrer dieses Zeitalters, Bartolo und Baldo; im canonischen Recht aber, das durch die Clementinischen Decretalen und Extravaganten erweitert wurde, glänzte als der vorzüglichste der Florentiner Giovanni d'Andrea, der die sechs Bücher der Decretalen commentirte und mehrere verdienstvolle Schüler bildete, die wir jedoch, so wie andre nahmhafte Canonisten, hier übergehn müssen. Auf die Geschichte hatte die zunehmende Bekanntschaft mit den Werken der Alten den günstigsten Einfluß; sie ward von einer Menge von Irrthümern und Fabeln befreit. Großes Verdienst erwarben sich um sie Petrarca und Boccaccio, welche (in lateinischer Sprache) mehrere geschichtliche Werke schrieben, jener vier Bücher Rerum memorandarum, und Lebensbeschreibungen berühmter Männer, dieser de Genalogia Deorum; de casibus virorum et feminarum illustrium; de claris mulieribus; de montium, silvarum, lacuum, fluminum, stagnorum et marium nominibus. Ihnen schließt sich eine lange Reihe von Verfassern allgemeiner Geschichten und Chroniken an, unter denen wir als die wichtigsten auszeichnen: Benvenuto von Imola, (schrieb eine Kaisergeschichte von Julius Cäsar bis Wenzel und commentirte den Dante) Francesco Pipino aus Bologna (schrieb eine Chronik vom Anfang der fränkischen Könige bis 1314) und Guglielmo von Pastrengo, Verfasser der ersten allgemeinen Bibliothek von den Schriftstellern aller Nationen, worin sich eine für jene Zeit bewundernswürdige Belesenheit zeigt; ferner die Florentiner Paolino di Piero, Dino Compagni und die Villani, (s. d.) welche zugleich zur Bildung ihrer Mutterspra:e mächtig beitrugen; der Venetianer Andrea Dandolo (schrieb eine schätzbare lateinische Chronik seiner Vaterstadt von Christi Geburt bis 1342) und sein Fortsetzer bis 1388, Rafaele Caresino; der Paduaner Albertino Musato (schrieb in gutem Latein mehrere Geschichtswerke, theils in Prosa, theils in Versen), und Andere, wegen deren Namen und Werke wir aus Mangel an Raum auf Muratori's Sammlung verweisen. Dem Studium fremder Sprachen stand in diesem Zeitraum immer noch als größtes Hinderniß der Mangel an tüchtigen Lehrern entgegen. Zwar befahl Clemens V. die Errichtung von Lehrstühlen für die morgenländischen Sprachen nicht nur in den Residenzstädten, sondern auch auf mehrern Universitäten des In- und Auslandes; aber dieser Befehl scheint nicht befolgt worden zu sein. Mehr geschah, besonders durch Petrarca und Boccaccio, für die griechische Literatur, als deren größte Kenner die beiden Calabresen Barlaam und Leonzio Pilato genannt werden. Zu Florenz wurde der erste Lehrstuhl der griechischen Sprache errichtet, und auf Boccaccio's Betrieb dem Leonzio Pilato ertheilt. In diesen Zeitraum fallen auch die ersten italienischen Novellen und Romane. Die älteste vorhandene Novellensammlung sind die s. g. Conto novelle antiche, kurze höchst einfache Erzählungen von unbekannten Verfassern. Auf diese folgten Boccaccio mit seinem Decameron und seiner Fiammetta, durch welche er der eigentliche Schöpfer der italienischen Prosa in ihrer ganzen Fülle, Ueppigkeit und Gewandtheit ward, (s. Boccaccio) ferner dessen Nachahmer Francesco Sacchetti, Verfasser einer Novellensammlung, und

Ser Giovanni, Verfasser des Pecorone, beide jedoch dem Boccaccio weit nachstehend. Auch der größte Dichter Italiens, Dante, muß hier genannt werden, einmal wegen seiner italienischen Werke, der Vita nuova und des Convito, dann auch wegen seiner lateinisch geschriebenen Bücher de monarchia und de vulgari eloquentia. (S. Dante). An letzteres schließt sich des Antonio da Tempo Buch de rhythmis vulgaribus, das, wie jenes die italienische Prosa und die verschiednen Gattungen des Styls, den italienischen Vers, jedoch sehr dürftig behandelt. Ueberhaupt machten Grammatik und Wohlredenheit durch das Studium der Alten bedeutende Fortschritte. Man übersetzte und erklärte nicht nur die Muster des Alterthums, sondern auch für die Erklärung des Dante ward zu Florenz ein eigner Lehrstuhl gestiftet. Dennoch sind der gelungenen Proben rednerischer Beredtsamkeit wenige, und wir können sie billig übergehn. Unter den Reisebeschreibern dieses Jahrhunderts nehmen Petrarca und der Minorit Odorico von Pordenone die erste Stelle ein. Jener machte unter andern eine Reise nach Deutschland, und giebt davon in seinen Briefen interessante Nachrichten, auch schrieb er für einen Freund einen Reisewegweiser nach Syrien, Itinerarium Syriacum, ohne selbst dort gewesen zu sein; dieser durchwanderte als Heidenbekehrer einen großen Theil Asiens, und lieferte nach seiner Rückkehr eine Beschreibung dieser Reisen, welche man bei Ramusio findet, aber leider so entstellt, daß man den Angaben wenig vertrauen darf.

Fünfte Periode. Vom J. 1400 bis 1500. In diesem Jahrhundert reifte trotz der fortwährenden innern Unruhen die italienische Literatur ihrer schönsten Blüthe entgegen. Zwei Ereignisse wirkten besonders wohlthätig darauf hin, einmal die Eroberung Constantinopels durch die Türken, in deren Folge sich viele gelehrte Griechen nach Italien flüchteten und viele Kenntnisse dort verbreiteten, dann der glückliche Wachsthum des Hauses Medici in Toscana, das vor allen andern Künste und Wissenschaften begünstigte, und mit dem die Visconti, Sforza, Este, die Könige von Neapel, die Markgrafen von Mantua und von Montferrat, die Herzoge von Urbino, und andre Fürsten, Päpste, Magistrate und Privatpersonen würdig wetteiferten. Ohne bei den Universitäten zu verweilen, führen wir nur an, daß in diesem Jahrhundert zwei neue, zu Turin und Parma, hinzukamen. Schon im vorigen war eine Akademie für die Dichtkunst entstanden, jetzt entstanden auch wissenschaftliche Akademien. Die erste dieser Art stiftete der große Cosmus zu Florenz zur Erneuerung der Platonischen Philosophie; ähnliche Vereine bildeten sich zu Rom, zu Neapel, und unter dem gelehrten Aldus Manutius zu Venedig. Durch Männer wie Guarini von Verona, Giovanni Aurispa und Francesco Filelfo wurden die Werke der Griechen immer mehr ans Licht gezogen; andre waren für die römische Literatur nicht minder eifrig bemüht. Oeffentliche und Privatbibliotheken wurden an vielen Orten angelegt. Alles dies ward unendlich befördert durch die Erfindung der Buchdruckerkunst, die in Italien sich schnell verbreitete und vervollkommnete. Wie die alte Literatur immer allgemeiner studirt wurde, zogen auch die Alterthümer immer mehr die Aufmerksamkeit auf sich. Besonders machte sich Ciriaco von Ancona um sie verdient. Von den vielen gelehrten Theologen dieser Zeit ist doch keiner so ausgezeichnet, daß er genannt zu werden verdiente. Wir begnügen uns daher, Nicolao Malermi oder Malerbi zu erwähnen, welcher zuerst die ganze Bibel ins Italienische übersetzte, ferner Bonino Mombri-

zio, der die Lebensgeschichten der Märtyrer sammelte, und Platina, der mit großer Gelehrsamkeit und nicht ohne Kritik die Geschichte der Päpste in einem zierlichen und kraftvollen Style schrieb. Das Studium der Philosophie bekam besonders seit der Ankunft der Griechen in Italien einen höhern Schwung. Schon vorher machten sich Paolo Veneto durch eine Logik oder Dialektik und durch seine Summulae rerum naturalium, worin er des Aristoteles Physik und Metaphysik erläutert, und mehrere Andre in der Philosophie berühmt. Unter den Griechen, welche in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts nach Italien flüchteten, war einer der vornehmsten Johannes Argyropulos zu dessen Schülern Lorenz von Medicis, Donato Acciajoli und Politian, gehören. Ohne sich in Streitigkeiten einzulassen, erklärte er den Aristoteles und übersetzte verschiedne Werke desselben. Aber nach ihm erregte Georgius Gemistus, auch Pletho genannt, einen hartnäckigen Streit über den Vorzug des Aristoteles oder Plato. Er selbst, der über den Plato las, verhöhnte den Aristoteles und dessen Verehrer. Georgius Scolarius, nachher Patriarch zu Constantinopel, antwortete nachdrücklich und reizte dadurch den Pletho zu einer noch derbern Erwiederung. Der berühmte Theodor Gaza, der Cardinal Bessarion und Georgius von Trapezunt nahmen an dem Streite Theil. Dagegen blieben die Verehrer des Plato zu Florenz ruhige Zuschauer. Hier blühte die von Cosmus gestiftete Platonische Akademie fort. Zwei treffliche Männer, Marsilius Ficinus und Johannes Picus von Mirandola, dienten ihr zur besondern Zierde. Jener übersetzte die Werke des Plato ins Lateinische und schrieb über die Philosophie des Plato und der Platoniker, von diesem haben wir in einem eignen Artikel gesprochen. Von ihren Nachfolgern waren die vorzüglichsten A. Poliziano und Christoforo Landino. Was die mathematischen Wissenschaften betrifft, so war die Astronomie noch immer mit Astrologie gemischt. Zu den gelehrtesten damaligen Astronomen gehörte Giovanni Bianchino, dessen astronomische Tafeln vom Lauf der Planeten mehrmals gedruckt worden, Domenicus Maria Novara, nennenswerth als Lehrer des großen Copernicus, und vor allen Paolo Toscanello, berühmt durch das von ihm in der Domkirche zu Florenz verfertigte Gnomon. Nächstdem lebten auch die Geometrie, Arithmetik, Algebra, Architektur, Kriegskunst und Musik in Italien wieder auf. Einer der Wiederhersteller der Arithmetik und Geometrie war Luca Pacioli von Borgo S. Sepulcro, wie seine mannichfaltigen Schriften beweisen. Ueber die Baukunst schrieb eben so schön als gründlich Leone Battista Alberti, der Verfasser noch andrer schätzbaren Schriften. Der erste Schriftsteller über die Kriegskunst war Roberto Valturio von Rimini. Für die Musik stiftete Ludwig Sforzo zuerst eine öffentliche Schule zu Mailand, und stellte als Lehrer den Franchino Gafurio an, von dem wir mehrere Werke besitzen, als eine Theorie der Musik, ein Werk über die praktische Tonkunst, und einen Traktat von der Harmonie musikalischer Instrumente. Die Arzneikunde ward im Verhältniß zu der Menge der Aerzte nur wenig gefördert und bereichert; man begnügte sich mehr, die Beobachtungen der Vorgänger zu sammeln. Antonio Cermisone schrieb praktische Consilia, Bartolommeo Montagna Consilia medica und drei Bücher von den Bädern zu Padua, Giovanni di Concorreggio eine Praxis nova totius fere medicinae u. s. w., Giovanni Marliano (zugleich ein geübter Ma-

hematiker und Philosoph) einen Commentar über den Avicenna. Andre übergehen wir und nennen nur noch als hauptsächlich verdient um die Anatomie Gabriel Zerbi, Alessandro Achillini und Nicolao Leoniceno, welcher letztere in einem eignen Werke die Fehler der Alten rügte und vielleicht zuerst de morbo gallico schrieb. Die bürgerliche Rechtswissenschaft stand immer noch in hohem Ansehn. In ihr zeichneten sich durch Schriften aus Christoforo di Castiglione und dessen Schüler Rafael de Raymondi und Rafael de Fulgosi (sie schrieben Consilia und Erläuterungen der Digesten), Giovanni von Imola, (commentirte den ersten Theil des Digestum novum) Paolo von Castro (schrieb Erläuterungen über den Coder und die Digesten), Pietro Filippo Corneo hinterließ rechtliche Consilia), Antonio von Pratovecchio, verbesserte das Lehnrecht und schrieb unter andern ein Lexicon juridicum), Angelo Gambiglione (schrieb de maleficiis u. s. w.), der große Francesco Accolti von Arezzo; Alessandro von Imola, mit dem Zunamen Tartagno (hinterließ viele juristische Werke über die Digesten, den Coder, die Decretalen und Clementinen, viele Consilia u. s. w.) Bartolommeo Cipolla (schrieb de servitutibus u. s. w.); Pietro da Ravenna (schrieb außer juristischen Werken eine Anweisung zur Gedächtnißkunst unter dem Titel Phoenix,) Bartolommeo Soccino und sein Gegner Giason dal Maino und viele Andre. Im kanonischen Recht machten sich als Schriftsteller vor andern berühmt Nicolo Tedeschi, Giovanni von Anagni, Antonio Roselli, Felino Sandeo und der Cardinal Giannantonio da S. Giorgio. Die Geschichte machte in diesem Jahrhunderte die glücklichsten Fortschritte; sie strebte nicht nur nach Wahrheit, sondern auch nach Schönheit der Schreibart. Unter den vielen Geschichtschreibern dieser Periode können einige als Muster des geschichtlichen Vortrags angesehen werden. Römische Alterthümer und alte Geschichte bearbeiteten Blondo Flavio (seine Hauptwerke sind Roma instaurata, Roma triumphans, Italia illustrata, Historia romana, de origine et gestis Venetorum) Bernardo Rucellai (de urbe Roma), Pomponio Leto (de antiquitatibus urbis Romae, de magistratibus Romanorum, Compendium historiae Romanae u. s. w.) und Annio von Viterbo (dessen Antiquitatum variarum volumina XVII. die Werke alter Schriftsteller enthalten, deren Unechtheit jetzt anerkannt ist). Geschichtswerke von Anfang der Welt bis auf ihre Zeiten haben geliefert der Erzbischof Antonio zu Florenz, Pietro Ranzano, Jacopo Filippo Foresti, Matteo und Matthia Palmerio und Sozomeno, welche alle nur in so fern als sie von ihren Zeiten handeln Werth haben. Als Geschichtschreiber ihrer Zeit und meist ihres Vaterlandes verdienen Auszeichnung Aeneas Sylvius, nachmaliger Papst unter dem Namen Pius II., der eine Menge historischer Werke hinterließ und dessen Geschichte seiner Zeit der Cardinal Jacopo Ammanato fortsetzte; Giovanni Michael Alberto von Carrara, Leonardo Bruni von Arezzo, die Florentiner Poggio und Bartolomeo Scala, die Venetianer Marco Antonio Sabellico, Bernardo Giustiniano, die Paduaner Pietro Paolo Vergerio und Michael Savonarola (der Arzt), der Vicentiner Giambattista Pagliarini, die Brescianer Jacopo Malvezzi und Cristoforo di Soldo, die Mailänder Andrea Biglia, Pietro Candido

Decembrio, Leodrisio Crevello, Giovanni Simonetta, Giorgio Merula, Donato Bosso, Bernardino Corio und Tristano Calchi, die Neapolitaner Lorenzo Balla, Bartolommeo Fazio, Antonio Panormita, Gioviano Pontano, Michele Ricci, Giovanni Albino, Tristano Caraccioli, Antonio Ferrario u. A., denen sich Pandolfo Collennucio von Pesaro, als der einzige, der eine allgemeine Geschichte von Neapel schrieb, anschließt. Die Geschichte von Genua schrieb Giorgio und Giovanni Stella, ferner Bartolommeo Senarega und Jacopo Bracello. Savoyen hatte in diesem Zeitraum zwei Geschichtschreiber, Antonio von Asti (der eine versificirte Chronik seiner Vaterstadt schrieb) und Benvenuto di Sangiorgio (eine mit Urkunden belegte Geschichte von Montferrat). Als Geschichtschreiber von Mantua verdient Platina Auszeichnung. Andere minder bedeutende übergehen wir, so wie auch diejenigen, welche die Geschichte des Auslandes schrieben. Um die Erdbeschreibung machten sich verdient Christoforo Buondelmonte, welcher Asien bereis'te, Francesco Berlinghieri, der ein geographisches Werk in Versen schrieb, Caterino Zeno, der seine Reise durch Persien beschrieb, die berühmten Seefahrer Ca da Mosto, Amerigo Vespucti und Cabotto und einige andre. In orientalischer Sprachgelehrsamkeit zeichnete sich Giannozzo Manetti aus. Das Studium der griechischen Sprache verbreiteten Manuel Chrysoloras, Lascaris, und viele andre nach Italien geflüchtete Griechen, bei denen wir hier eben so wenig als bei ihren Schülern, unter denen Männer von großer Gelehrsamkeit waren, verweilen können. Mit nicht geringerm Eifer wurde die römische Literatur bearbeitet. Die Namen Guarini, Aurispa, Filelfo, Lorenzo Balla, Angelo Poliziano sind vor andern berühmt. — Sechster Zeitraum vom J. 1500 bis 1650. Italien erreichte in diesen anderthalb Jahrhunderten den Gipfel seiner Größe. Sein Reichthum an Mitteln, den physischen und geistigen Menschen zu befriedigen, die Macht seiner Republiken und Fürstenhäuser, ihr Enthusiasmus und ihre Freigebigkeit für alles, was den Glanz der alten Zeiten wieder herstellen könnte, machte es zum Muster für ganz Europa. Die Kriege, welche Ferdinand der Catholische, Maximilian I., Carl V. und Franz I. auf Italiens Boden führten, konnten daher keine schädlichen Folgen äußern. Die früher gestifteten Universitäten dauerten fort und neue kamen noch hinzu, unter denen jedoch nur Padua merklich hervorragte. Die Zahl der Akademien und Bibliotheken nahm dergestalt zu, daß kaum eine wichtige Stadt in Italien ihrer ganz entbehrt hätte. Unter den Päpsten waren viele Freunde und Beförderer der Künste und Wissenschaften, namentlich Julius II., der prachtliebende Leo X., Clemens VII. (der zwar in seiner ungünstigen Lage hinter seinen Wünschen zurückbleiben mußte, dessen Stelle aber vielfältig der Cardinal Hippolyt von Este ersetzte), Paul III., Gregor XIII. (der als Hugo Buoncompagno eine verbesserte und vermehrte Ausgabe des Corpus juris canonici besorgt hatte und als Papst die Calenderverbesserung vornehmen ließ) Sixtus V. (der die lateranische Bibliothek in einen Prachtpalast des Vatikans versetzte und sie ansehnlich vermehrte, die Ausgabe der Werke des Ambrosius und der Septuaginta beendigte, eine neue Ausgabe der Vulgata veranstaltete u. s. w.) und Urban VIII. (der die heidelberger Bibliothek mit der vaticanischen vereinigte, die barberi-

ische stiftete.) Nächstdem müssen die Cardinäle Bembo, Carlo und Federigo Borromeo (letzterer der Stifter der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand) und Agostino Valerio als Gelehrte und Beschützer der Gelehrten genannt werden. Hinter den Päpsten und Cardinälen blieben die Fürsten nicht zurück. Am meisten zeigten sich thätig und freigebig die Gonzaga zu Mantua, die Estensi zu Ferrara, die Mediceer zu Florenz und der Herzog Carl Emanuel I. von Savoyen. Wir wenden uns zu den einzelnen Wissenschaften. Trotz aller äußern Begünstigungen machte die Theologie nur geringe Fortschritte zur Aufklärung, denn seit den Stürmen der Reformation, die von Deutschland her losgebrochen waren, hielt man nur desto hartnäckiger auf die festgesetzten Lehren, ohne weitere Untersuchungen zulassen zu wollen. Rechnet man daher die schon erwähnten Ausgaben der Septuaginta und Vulgata ab, so gewann das Studium der heiligen Schriften nur wenig durch die Sprachschätze, die Italien besaß. Cajetan, der berühmteste unter den Bibelexegeten, hat nichts Denkwürdiges geleistet und Diodati's Bibelübersetzung fand, da sie nicht sclavisch der Vulgata nachgebildet war, keinen Eingang. Unter den Vertheidigern des alten Glaubens wiegt der Cardinal Bellarmin an innerm Werth alle übrigen auf. Vortheilhaft aber wirkte die Polemik, indem sie zum historischen Vertheidiger der angefochtenen päpstlichen Rechte den Cesare Baronio und zu ihrem Bestreiter Paolo Sarpi aufstellte, denn durch jenen kamen die wichtigsten Urkunden und Denkmäler ans Licht, dieser aber verband Bescheidenheit und unbestechliche Wahrheitsliebe mit den tiefsten Einsichten in den Catholicismus. Aber ungeachtet aller Bemühungen, den anbefohlnen Kirchenglauben aufrecht zu erhalten, ließ der emporstrebende Geist der Philosophie auch in Italien sich nicht mehr zurückhalten. Neben den Scholastikern in den Klöstern und den Peripatetikern unter den Humanisten, welche die alten philosophischen Systeme erneuerten und erläuterten, trat eine philosophische Secte kühner Denker auf, die mit dem Aberglauben zugleich alle Religion verwarf. Pietro Pomponazzi, der völligen Untergang nach dem Tode lehrte, hinterließ eine große Schule von Ungläubigen, zu der Literatoren wie der Cardinal Gonzaga, Contarenus, Paul Jovius, Julius Cäsar Scaliger gehörten. Neben ihnen stand Bernardin Telesius, auch ein Prediger des Unglaubens, wie Pomponazzi und seine Schüler, geehrt von den Großen, während Cäsar Vanini und Jordanus Bruno minder ruchlose Ideen mit dem Feuertode büßten, und Campanella, der als Bestreiter des Aristoteles und eigenthümlicher Denker die im 17ten Jahrhundert erfolgte Revolution in der Philosophie vorbereitete, im Gefängnisse schmachtete. Durch diesen Forschungsgeist kamen zugleich Mathematik und Physik in Schwung. Die schon genannten Männer, B. Telesius, Jordanus Bruno und Th. Campanella suchten die Naturphänomene aus allgemeinen Grundsätzen abzuleiten. Hieronymus Cardanus verband solche Speculationen mit Mathematik. Der große Galilei setzte Mathematik und Naturforschung durch unausgesetzte Beobachtungen in die engste Verbindung, und ward allen, besonders den Naturforschern seines Vaterlandes, ein Muster. In der Mathematik machten sich Tartaglia, Cardanus und Bombelli als Bearbeiter der Algebra berühmt; Bonaventura Cavalleri bahnte den Weg zur Infinitesimalrechnung: Commandino machte sich um Euklides Elemente verdient und Marino Ghetaldi klärte Archimedes Lehre von der

Hydraulik auf. Luca Valerio erweiterte die Mechanik durch Entdeckungen; Castelli schuf die Hydraulik um; Maurolico brach Bahn in der Optik; della Porta erfand die Camera obscura und machte die ersten Versuche in der Aerometrie; Grimaldi entdeckte die Strahlenbrechung. Magini vervollkommnete den Brennspiegel, Torricelli erfand den Barometer und Riccioli gab reiche Himmelsbeobachtungen. Die Naturkunde ward in allen ihren Zweigen erweitert. Als Erforscher des Menschen und Zergliederer traten auf Fracastori, Fallopio, Piccolomini, Aggiunti und Malpighi. Ulyß Aldrovandi durchwanderte Europa zur Erforschung der vierfüßigen Thiere, Vögel und Insecten und legte zu Bologna für die Botanik einen Garten an. Aehnliche Gärten wurden von der Universität Padua, von dem Herzog Cosmo zu Florenz und von verschiedenen Privatpersonen angelegt. Als Botaniker zeichneten sich aus Mattiolo, Fabio Colonna, der obengenannte Malpighi. Die Academie der Lynceer arbeitete von 1625 bis 40 für die Naturgeschichte. Für die Chemie ward 1615 der erste Lehrstuhl zu Pisa errichtet. In der Physik und Medicin sind die ausgezeichnetsten Namen Fallopio und sein großer Schüler Fabrizio di Aquapendente, der Harway auf die Lehre vom Blutumlauf führte, Borelli, Torricelli, Bellini, Malpighi und der Vater der Semiotik, Alpini. Weniger Aufmerksamkeit verdienen die Rechtsgelehrten dieses Zeitraums, da wir nach der Periode der Scholastik keine großen Köpfe mehr unter ihnen finden. Mit großem Erfolg ward das Feld der Geschichte angebaut. Geschichtsschreiber und Geschichtsforscher beschäftigten sich vornemlich mit der vaterländischen Geschichte. Carlo Sigonio gab eine allgemeine Geschichte in lateinischer, Girolamo Briani in italienischer Sprache, Guicciardini endlich in classischer Schreibart, in der sein Fortsetzer Adriani ihm nachsteht. Für die Specialgeschichte lieferte Macchiavelli in seiner Florentinischen Geschichte das erste historische Meisterwerk neurer Zeit. Ebenfalls ausgezeichnet sind Davila, Bentivoglio, Bembo, (sowohl wegen seiner Geschichte Venedigs, worin er den Andrea Navagiero fortsetzte, als auch wegen seiner Asolani und seiner Briefe) Angelo di Costanzo, Varchi, der schon oben genannte Paolo Sarpi, der Cardinal Bentivoglio, u. A. Unzählig sind die historischen, geographischen, topographischen Beschreibungen einzelner Staaten, Landschaften, Districte, Städte, und selbst einzelner Klöster, Bibliotheken und Kunstcabinette. Männer wie Paolo Giovio, Giambattista Adriani und Vittorio Siri waren beflissen, jedes geistige Verdienst ihrer Zeitgenossen und Vorfahren herauszuheben. Venedig war schon seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts der Mittelpunkt der Diplomatik und der wahre Sitz der Statistik. Von hier aus verbreitete sich manche statistische Notiz, wovon Sansovino's Schrift über die Regierung und Botero's allgemeine Staatenberichte zur Probe dienen können. Für das Studium der orientalischen Sprachen ward die Religion ein besondrer Hebel. Die Maroniten am Libanon traten mit dem Papste in Verbindung. Um sie unzertrennlich mit sich zu verbinden, errichtete Gregor XIII. ein eignes Collegium für Maroniten in Rom und räumte ihrem Gebrauch eine arabische Presse ein. Sixtus V. fügte noch Besoldungen hinzu. Diese Anstalt verpflanzte die morgenländische Literatur nach Rom, und brachte eine Menge von Handschriften dahin. Berühmt wurden Georg Amira (schrieb die erste syrische Gram-

matik von Belang), Ferrari (schrieb das erste syrische Wörterbuch), Gabriel Sionita und Abraham Echellensis. Römische Pressen lieferten die arabischen Werke des Ebn Sina, die Geographie des Scherif Edrisi, die arabische Erklärung des Euklides, wie schon früher zu Genua ein arabischer und zu Rom ein äthiopischer Psalter gedruckt worden war. Giggeus lieferte zu Mailand das erste vollständige arabische Wörterbuch und Maraccius zu Padua die erste erklärende Ausgabe des Coran. So war Italien nicht bloß der Hauptsitz der hebräischen Literatur, sondern auch der übrigen semitischen Sprachen. Das Studium der Alten mußte sich ungemein verbreiten, seit die Buchdruckerkunst die Werke derselben vervielfachte. Eigentliche Philologen waren Francesco Robertelli, Julius Cäsar Scaliger, Pietro Vittorio, Fulvio Ursino. Andere waren mehr bemüht, sich den Inhalt der Alten anzueignen, und dies gelang besonders, seit man sie in die Muttersprache übersetzte. Die Alterthümer wurden mit Eifer gesammelt, untersucht und erklärt. Mazzochio oder vielmehr Andrea Fulvio machten, freilich noch als Anfänger in ihrer Wissenschaft, die alten Inschriften und Münzen Roms bekannt, Giacomo und Ottavio di Strada stellten ähnliche Forschungen schon mit mehr Glück an, bis nach vielen andern Vorgängern Fulvio Ursino in diesem Fache mit gediegner Gelehrsamkeit auftrat. Nach ihm machten sich berühmt Francesco Angeloni und Giovanni Pietro Bellori, Filippo Buonarotti, Filippo Paruta und Leonardo Agostino. Aber das Studium der Alten hatte auch zur Folge, daß classische Darstellung das allgemeine Bestreben aller Literatoren wurde, und wie bisher in der lateinischen, strebte man sie auch jetzt in der Muttersprache zu erreichen. Die in dieser Hinsicht ausgezeichneten Geschichtschreiber sind bereits genannt worden. An sie reihen sich an als treffliche Stylisten Sperone Speroni (Dialoghi und Discorsi) Annibale Caro (Lettere familiari u. s. w.), Castiglione (il Cortegiano), della Casa (il Galateo und Lettere), Giovanbattista Gelli (Dialoghi), Francesco Berni (Discorsi und Capricci), Pietro Aretino (Ragionamenti u. s. w.), Niccolo Franco (Dialoghi piacevolissimi), die beiden Dichter Bernardo und Torquato Tasso (jener wegen seiner Briefe, dieser wegen seiner philosophischen Abhandlungen und Gespräche hieher gehörig), endlich Pietro Badoaro (Orazioni), Alberto Lollio (Lettere und Orazioni), Claudio Tolomei und einige Andre. Die s. g. Cicalate (akademische Schwatzreden), die nach der Stiftung der Crusca in der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts eine Belustigung der Akademien wurden, müssen hier wenigstens erwähnt werden, da sie von Seiten der Sprache immer noch den meisten Werth zu haben pflegen. Die ältern Novellendichter fanden in diesem Zeitraum mehrere Nachahmer. Unter diesen sind die nahmhaftesten Bandello (s. d. Art.), Firenzuola, Pavabosco, Massuccio, Sabadino degli Arienti, Luigi da Porto, Molza, Giovanni Brevio, Marco Cadamosto, Grazzini, Antonio Mariconda, Ortensio Lando, Giovanni Francesco Straparola, Giambattista Giraldi genannt Cinthio, denen sich der Romanschreiber Francesco Loredano und der originelle Ferrante Pallavicino anschließen. Die Kritik fing endlich auch an, ihre Tribunale zu errichten, aber die Grundsätze, nach denen sie urtheilte, waren noch unsicher und schwankend. Dies beweisen die Streitigkeiten über

Tasso's Jerusalem, Guarini's treuen Schäfer, Tassoni's Angriff auf Petrarca u. s. w. Doch fehlte es nicht an theoretischen Werken. Bembo ward durch seine treffliche Schrift della volgar lingua der Vater der italienischen Kritik, Trissino's Poetik und Castellano sind nicht ohne Verdienst, Claudio Tolomei schrieb Regeln der neuern Poesie, Sperone Speroni (nachdem schon Sansovino, Cavalcanti und A. vorangegangen) Dialogen über die Rhetorik, Benedetto Varchi einen Dialog über die toscanische und florentinische Sprache (auf Veranlassung des von Caro und Castelvetro erregten Streits) und Foglietta sogar eine Theorie der Geschichtschreibung. — Siebenter Zeitraum. Von 1650 bis auf die neuesten Zeiten. Bisher war Italien die Lehrerin und das Vorbild Europa's gewesen, aber mit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts begann es von seiner geistigen Höhe herabzusinken. Die Uebel, welche schon seit länger dahin wirkten, waren vornemlich die seit der Reformation immer mehr zunehmende Beschränkung der Denk- und Preßfreiheit und die Abnahme des Wohlstandes, seit Italien den Welthandel verloren hatte. Das seit Jahrhunderten steigende Sittenverderbniß hatte die physische Kraft geschwächt, und damit dem Geiste Schwung und Energie geraubt; die lange Gewohnheit fremder Macht zu dienen hatte einen knechtischen Sinn erzeugt. Die Nation, von 1630 bis 1749 noch überdies durch eine Menge Kriege heimgesucht, versank in dumpfe Gleichgültigkeit gegen alle eigne Größe und in wahre Erschlaffung. Dennoch waren einzelne Päpste, Fürsten und selbst Privatpersonen nicht unthätige Beförderer der Wissenschaften. Zu Florenz, Siena, Bologna, Turin, Pisa wurden von Leopold von Medici, dem Grafen Marsigli Vazzi u. s. w. zum Theil mit großen Kosten Institute errichtet, die für Mathematik und Naturwissenschaft sehr nützlich gewesen sind. Clemens XI., Benedict XIII. und XIV., Clemens XIV., Männer von großer Gelehrsamkeit und aufgeklärter Gesinnung, denen sich die trefflichen Cardinäle Tolomei, Passionei, Albani (Annibale und Alessandro) und Quirini anschlossen, und in neuern Zeiten der Cardinal Borgia, der gelehrte Venetianer Nani und der edle Fürst von Torremuzza, verdienen die größten Lobsprüche. Die Regierung Maria Theresia's und Leopolds war für die Lombardey und Florenz wohlthätig. Dennoch blieben alle Wissenschaften außer den mathematischen und physikalischen zurück. Die Politik hat nach Machiavelli keinen allgemeinen Bearbeiter von Wichtigkeit gehabt; nur einzelne vom Kirchenglauben weit entfernte Capitel wurden von Beccaria und Filangieri mit Geist behandelt. Die Philosophie blieb scholastisch. Italien stellte weder ein einziges neues System auf, noch verstattete es den Systemen des Auslandes Eingang. Die Theologie gewann keinen einzigen Denker. Ungenießbar, wenn gleich sehr gepriesen in seinem Vaterlande war das dogmatische System des Berti; Ughelli's ausführlichere und Lucentius kürzere Italia sacra zeigen von Sammlerfleiß; ebenso Gallands Bibliothek der Kirchenväter und Mansi's Conciliensammlung. Nicht minder brauchbar sind Bianchini's Fragmente der alten lateinischen Uebersetzungen und de Rossi's Variantenlesen zum hebräischen Text des A. T., aber die Benutzung ist Andern geblieben. Denn Kritik und Exegese der Bibel sind noch immer so unvollkommen, daß sie nichts für das Ausland Wichtiges hervorgebracht haben. Das Ansehn der Vulgata ist noch immer unverändert und nach ihr auch des Florentiners Antonio Martini's wegen ihrer reinen Sprache

berühmte Uebersetzung gearbeitet. Für das Studium der asiatischen Sprachen aber und ihrer Literaturen hatte der Missionseifer die ersprießlichsten Folgen. Der gelehrte J. S. Assemanni machte reiche Auszüge aus morgenländischen Handschriften bekannt. Die Propaganda bildete treffliche Orientalisten und lieferte mehrere asiatische Alphabete und Grammatiken. In der Bearbeitung und Herausgabe des classischen Alterthums blieben die Italiener gegen das Ausland zurück; um die römischen Classiker erwarben sich Volpi, Targa, Facciolati, und als Lexikograph Forcellini, um die griechischen Mazocchi und Morelli die meisten Verdienste. Desto mehr geschah für die Aufsuchung, Abbildung, Beschreibung und Erklärung der Alterthümer, besonders seit Winkelmann sie nicht bloß von der historisch-antiquarischen Seite, sondern auch als Werke der Kunst betrachten gelehrt hatte. Dieses Studium führte zugleich auf die Untersuchung der uralten Sprachen Italiens, besonders der etruscischen. Für dieselbe brachen Gori, Maffei, Lami, Passeri die Bahn, die endlich Lanzi ebnete. Die schönen Redekünste, namentlich die schöne Prosa, von der hier nur die Rede ist, blieben im Sinken, bis sie durch den Einfluß der Franzosen seit Voltaire sich dem französischen Charakter anzunähern strebte. So schrieb Algarotti seine Gespräche über die Optik elegant, artig und klar, aber oberflächlich, Bettinelli über die Begeisterung in den schönen Künsten geistreich und lebhaft, Beccaria über Verbrechen und Strafen, Filangieri über die Gesetzgebung mit Ernst und einfacher Würde, Gasparo Gozzi seine Dialogen in reiner und gefälliger Sprache. Für die Geschichte und ihre Hülfswissenschaften ist in diesem Zeitraum bis auf uns nur wenig Ausgezeichnetes geschehen. Giannone that sich in der Specialgeschichte, Denina in der allgemeinen Geschichte hervor. Für Geschichtsforschung erwarb sich Muratori unvergängliche Verdienste, auch Maffei ist ehrenvoll zu erwähnen. Für Sphragistik und Genealogie arbeitete Manni. Noch weniger geschah für die Geographie. Der berühmteste Geograph Italiens ist der Minorit Vincentio Coronelli, der zu Venedig eine kosmographische Akademie errichtete und dessen Verlust (seit 1718) nicht ersetzt worden ist. Selbst unter den Reisebeschreibern sind wenige hervorragend, etwa Martini, der Cypern, Syrien und Palästina, Sestini, der Sicilien und die Türkei, Griselini, der Innerösterreich und Ungarn bereisete, und einige A. Von den Rechtsgelehrten hat, außer den schon oben genannten Beccaria und Filangieri, keiner etwas Bedeutendes geleistet. Bei dieser Mangelhaftigkeit blieben die Werke, welche in den mathematischen, physikalischen und medicinischen Wissenschaften erschienen, bis auf die neuesten Zeiten der Triumph der italienischen Literatur. Große Meister in der Mechanik, Hydrostatik und Hydraulik waren Frisi und Girolamo Mazzuchelli, in der höhern Analysis und Geometrie Boscowich und Mascheroni. In der Meßkunst sind Lorgna, Fontana, Cagnoli, Ruffini, Cassella zu unsrer Zeit berühmte Namen. Manfredo Settala verfertigte berühmte Brennspiegel, Cassini erweiterte die Astronomie durch große Entdeckungen, Campani zeichnete sich in Verfertigung optischer Gläser aus, Torelli stellte die Elemente der Perspective mit geometrischer Strenge dar, Zanotti lieferte reiche Himmelsbeobachtungen und Piazzi machte sich als Entdecker der Ceres unsterblich. Die Physik, für deren Vervollkommnung mehrere Institute an verschiedenen Orten

thätig waren, machte die glücklichsten Fortschritte. Marsiglio Landriani, Felice Fontano, Toaldo, Tiberio Cavallo, Giovanni und A. bereicherten sie durch wichtige Entdeckungen. Die Botanik ward erweitert durch Malpighi, Giovanni Sebastiano Franchi, Micheli, Giuseppe Ginanni, Vitaliano Donati u. A. Geschickt wußten die Italiener das Mikroskop zu gebrauchen. Mit Hülfe desselben machten Redi (der klassische Werke über die Naturgeschichte hinterließ), Valisneri, Felice Fontana, Lazaro Spallanzani, eine Menge von Beobachtungen. Allen Kennern der Naturgeschichte und Chemie ist Volta ein verehrter Name. Um die Naturgeschichte des Menschen und die Anatomie machten sich verdient Gagliardi, Malpighi, Paolo Manfredi, und nach diesen Valsalva, Santorini, Fantoni und Morgagni. Daneben ward die practische Medicin nicht vernachlässigt. Francesco Torti lehrte den Gebrauch der Chinarinde, Rammazini trat in der Pathologie und Therapeutik in Sydenhams Fußtapfen, und durch Borelli, Baglivi (der jedoch in der Praxis dem Hippokrates folgte), Guglielmini, Bellini und Michelotti ward Italien das Vaterland der iatromathematischen Schule in der Arzneikunde. Für die Literärgeschichte haben Grescimbeni, Quadrio, Fontanini, A. Zeno, Mazzuchelli, Fabroni, Tiraboschi, Corniani und einige Andre (z. B. Arteaga für die Geschichte der Oper) sehr verdienstliche Arbeiten geliefert. Ohne bei den literarischen Blättern, Journalen und Bibliotheken zu verweilen, in denen die Italiener seit 1668 die Franzosen nachahmten, und deren Menge seit jenem Zeitpunkt eben so groß, als ihre Tendenz und ihr Werth verschieden gewesen und noch ist, schließen wir hier unsere Uebersicht mit dem Wunsche und der Hoffnung, daß die Begebenheiten der letzten Jahrzehende heilsame Folgen für Italiens Cultur und Literatur äußern mögen. M.

Ithaca, eine kleine Insel von 4 1/4 Quadratmeile mit 7500 Einwohnern im ionischen Meere, welche neben Cefalonia (dem alten Cephalenia) liegt, und des Ulysses Vaterland war. Die ganze Insel besteht aus einem Felsen von geringem Umfange, auf welchem uns Homer einen Berg mit Namen Neion, und daneben die Stadt Ithaca, ferner einen Rabenfelsen (Coraconpetra), eine Quelle, Arethusa, und einen Hafen Reithron bemerken läßt. Ithaca hieß in neuerer Zeit Theaqui oder Val di Compare, hat aber durch die Britten den alten Namen zurück erhalten und gehört jetzt zu dem Jonischen Staatensystem. Der Hafen Reithron wird jetzt Porto Vati genannt.

Itys, des Tereus und der Procne Sohn. S. Philomele.

Irion, König der Lapithen in Thessalien, nach der gewöhnlichen Angabe ein Sohn des Phlegyas, oder des Leonteus, und ein Enkel des Periphas, eines Sohns des Lapithas, welcher der Stammvater der Lapithen war. Er heirathete die Dia, des Dejoneus Tochter, mit welcher er den Pirithous zeugte. Jupiter verstattete ihm, an der Göttertafel Theil zu nehmen. Hier aber entbrannte Irion für Juno: diese täuschte ihn, und er umarmte statt ihrer eine Wolke, aus welcher Umarmung die fabelhaften Centauren entsprungen seyn sollen. Jupiter schleuderte ihn für diesen Frevel mit seinem Blitze in den Tartarus, wo er ihn mit Schlangen an ein Rad fesseln ließ, das vom Sturmwinde in ewigen Kreisen herumgetrieben ward.

Jod

J, (Jod) der zehnte Buchstabe des deutschen Abc. Er ist der weichste Gaumenlaut, und in der Aussprache sorgfältig vom G und umgekehrt zu unterscheiden.

Jackson (Francis James), ein durch viele diplomatische Sendungen berühmt gewordener englischer Staatsmann, ältester Sohn des königl. Caplans D. Thom. Jackson und geboren zu Gosfield in Essex, den 25. Jan. 1771. Er vollendete seine Studien auf der deutschen Universität Erlangen, wo er 1803 Doctor der Rechte wurde. Schon 1786 erhielt er eine Anstellung bei der Kammer der auswärtigen Angelegenheiten, und späterhin bei der brittischen Gesandtschaft im Haag. Im Jahr 1790 folgte er als englischer Legationssecretär in Berlin dem König von Preußen nach Reichenbach in Schlesien, wo er, da der brittische Gesandte krank war, an den Congreßverhandlungen Theil nahm. Hierauf sollte er den berliner Hof bewegen, mit England und Holland gemeinschaftlich Rußland zu nöthigen, von seinen Vergrößerungsentwürfen gegen Schweden, Polen und die Pforte abzustehn, damit das Gleichgewicht im Norden nicht erschüttert würde. Allein diese Absicht ward nur sehr unvollkommen erreicht. Im J. 1792 ging Jackson als bevollmächtigter Minister an den Hof zu Madrid, kehrte aber nach Abschluß des Friedens zwischen Spanien und der französischen Republik im J. 1795 nach England zurück. Nach Abschluß der Friedenpräliminarien zwischen England und Frankreich im J. 1801, ward er als Gesandter nach Paris geschickt, während die Friedensunterhandlungen in Amiens fortdauerten. Nach Unterzeichnung des Friedens ging er als außerordentlicher Gesandter nach Berlin. Hier bemühte er sich vergebens, das preußische Cabinet zu einer Verbindung gegen Frankreich zu bewegen; doch bewirkte er durch eine nachdrucksvolle Note, daß das preußische Cabinet die Freilassung des von französischen Truppen auf dem hamburger Gebiete geraubten englischen Residenten, Sir George Rumbold, in Paris durchsetzte. Im J. 1805 unterhandelte Jackson mit den preußischen und russischen Ministern über den Abschluß eines Kriegsbundes gegen Frankreich; auch hatte er deßhalb viele Unterredungen mit dem Kaiser Alexander. Als aber Preußen 1806 Hannover in Besitz nahm, verließ Jackson Berlin, ohne Abschied zu nehmen; und England erklärte an Preußen den Krieg. Nach dem Frieden zu Tilsit sandte ihn die brittische Regierung nach Kopenhagen, um ein Schutzbündniß mit Dänemark abzuschließen, oder die dänische Flotte als Unterpfand der Neutralität Dänemarks zu verlangen, weil man fürchtete, Napoleon möchte sie zum Behuf einer Landung auf England in Anspruch nehmen. Da der dänische Hof beides abschlug, verließ Jackson Kopenhagen. Im Jahre 1808 sollte Jackson mit der Regierung der vereinigten Staaten über die wegen der Rechte der Neutralen zwischen England und Nordamerika entstandenen Streitigkeiten unterhandeln; allein sein Benehmen in Washington erregte große Unzufriedenheit. Man betrachtete ihn nur als einen Brandstifter. Nach einem heftigen Wort- und Schriftenwechsel mit dem amerikanischen Staatssecretär brach die Unterhandlung ab, und er kehrte nach England zurück, wo die Minister sein Benehmen billigten.

Jacob, Isaaks Sohn und Abrahams Enkel, ist als der letzte

unter den Patriarchen, und als der ächte Stammvater der Juden merkwürdig. Schon im Mutterleibe uneinig mit seinem erstgebornen Zwillingsbruder Esau, hielt er bei der Geburt dessen Ferse, daher sein Name Jacob (Fersenhalter, der dem Andern ein Bein unterschlägt). Verzärtelt durch die Vorliebe seiner Mutter, häuslich und weich, mochte er sich überhaupt der Vortheile des Lebens lieber durch List, als mit männlichem Trotze bemächtigen. Er ersieht als Jüngling die Gelegenheit, seinem Bruder, da er eben hungrig von der Jagd kommt, das wichtige Recht der Erstgeburt für ein Linsengericht abzuhandeln und auf Anstiften der Mutter den ersten Segen, an dem das Erbe der herrlichen Verheißung Abrahams hing, unter der Maske Esau's von dem blinden und schwachen Isaak zu erschleichen. Dem Zorne des gekränkten Bruders muß er entfliehen; auf dem Wege zu Laban aber, dem Bruder seiner Mutter, wird ihm die erste Bestätigung, daß das Erbe jener göttlichen Verheißung auf ihn übergegangen sei. Er sieht im Traume eine bis in den Himmel reichende Leiter, auf deren Sprossen Engel auf- und niedersteigen, und über welchen der schützende Gott seines Stammes, den er sich außer Isaaks Zelten nicht nahe geglaubt, ihm verkündigt, Abrahams Segen ruhe auf ihm. Seit dieser Vision hält er den Glauben, daß Jehova ihn schütze und zum Stammvater eines großen Volks ausersehen habe, fest. Dieser Glaube, und die Liebe, die Labans Tochter Rahel ihm einflößt, ist seine Stütze während der beschwerlichen Jahre, die er bei den Heerden dieses Oheims um die Geliebte dienen muß. Und als er schon für diesen Preis sieben Dienstjahre ertragen, muß er in der verschleierten Braut, die man ihm zuführt, die ungeliebte Lea, die älteste Schwester der Rahel erkennen, und um diese dazu zu erhalten, noch andere sieben Jahre dienen. Außer diesen 14 Jahren dient er noch 6 um eine Heerde, die er sein nennen will, und indem er dabei seinem Schwiegervater auf eine sehr sinnreiche Art (1 Mos. 30. 27 — 43) den Betrug vergilt, erwirbt er ein beträchtliches Eigenthum, mit dem er sammt Weibern und Kindern entflieht. Laban setzt ihm nach; und kaum hat er diesen beschwichtiget, so muß er sich auf dem Wege nach der 20 Jahre entbehrten Heimath vor dem begegnenden Heere der Knechte Esau's fürchten. In dieser Angst sucht Jacob Hülfe im Gebet, und ein Mann ringt mit ihm in der Nacht, bis die Morgenröthe anbricht. Jacob geht als Sieger, doch mit gelähmter Hüfte, aus dem Kampfe, und wird von seinem Schutzgott, den er in diesem Kämpfer anerkennt, zum ewigen Gedächtnisse Israel, d. h. Held Gottes, genannt. Dies wird zugleich der Ehrenname seines ganzen Hauses, und die Juden heißen nach ihm Israeliten. Ob er diesen Namen nun durch Stärke seines Vertrauens im nächtlichen Gebete verdiente, und sein Sieg nur die göttliche Erhörung war, oder welche Deutung man dieser seltsamen Kampfgeschichte sonst unterlegen mag, Jacob ging als ein Israel, d. h. muthiger und stärker im Herzen, dem gefürchteten Tage des Zusammentreffens mit Esau entgegen, und wußte den rauhen, aber edeln Bruder durch zuvorkommende Unterwürfigkeit zu versöhnen. Die Rückkehr zu den väterlichen Zelten macht einen merklichen Abschnitt in der Charakterbildung Jacobs. Jene zweideutige Schlauheit und Erwerbsamkeit, worin er ein nicht eben ehrwürdiges Original unter den Patriarchen und das Vorbild des jetztlebenden Geschlechts seiner Nachkommen ist, scheint, wie später bei diesem gedrückten Volke, bei ihm nur das Nothmittel gewesen zu sein, sich unter

den zwangvollen Verhältnissen der Abhängigkeit durchzuwinden. Als selbstständiger Hausvater und Herr seines Eigenthums zeigt er sich seiner Väter werth, und, wenn auch nicht an Kraft und Größe, doch an Frömmigkeit und zärtlichem Vatersinn gegen die Seinigen, dem Abraham ähnlich. Aber gerade von ihnen mußte er die meisten Kränkungen erfahren. Da er zwei rechtmäßige Frauen und dazu nach Landessitte noch zwei Mägde derselben, Bilha und Silpa, als Beischläferinnen, also 4 Weiber mit 12 Söhnen und einer Tochter zusammenzuhalten hatte, so konnte es ihm auch an häuslichem Zwiste und Kummer nicht fehlen. Die geliebte Rahel starb ihm bald nach seiner Heimkehr; seine Tochter Dina schändete ein Fürstensohn der Hevither, und seine unbändigen Söhne rächten sich durch Mord und Plünderung an diesem Volke. Er konnte es eben so wenig hindern, als die Blutschande seines ältesten Sohns Ruben mit der Bilha; denn nachgeben, dulden und für die Fehltritte seiner Jugend büßen, schien nun einmal sein Loos. Das größte Herzeleid machte ihm aber der Verlust seines geliebtesten Sohnes Joseph, dessen blutiges Kleid die Brüder, die den Beneideten an eine ismaelitische Handelscaravane verkauft hatten, als das Zeichen, daß er von wilden Thieren zerrissen worden sei, dem bekümmerten Vater brachten. Doch eben dieß Unglück entschied das Schicksal des Hauses Israel. Joseph, durch seine Weisheit am Hofe der Pharaonen zu den höchsten Ehrenstellen emporgestiegen (s. d. Art. Joseph), erkennt seine Brüder, da sie um Getreide einzukaufen nach Aegypten kommen, verzeiht ihnen, und ruft das ganze Haus seines Vaters aus Canaan, um in einer fruchtbaren Gegend Aegyptens zu wohnen. So umarmte der alte Jacob nach langen Jahren den todtgeglaubten Liebling wieder und genoß unter seinem mächtigen Schutze noch ein glückliches Alter. Kurz vor seinem Tode versammelte er seine Söhne um sein Sterbebette, und sprach über jeden einen besondern Segen voll bedeutender Ahnung des Charakters und der künftigen Schicksale seines Stammes aus (vergl. Herder über den Geist der hebräischen Poesie Th. II. S. 187 im Abschnitte Segensspruch über Israel, und den Art. Hebräer). Seinem vierten Sohne Juda gab er darin den Vorzug der Erstgeburt, dessen Ruben durch jene Unthat, Simeon und Levi durch den Mord der Hevither sich unwürdig gemacht hatten; seinen Enkeln, den Söhnen Josephs, Manasse und Ephraim verlieh er aber gleiches Recht mit seinen übrigen Söhnen. Der Stamm Juda wurde auch wirklich der mächtigste unter den 12 Stämmen der Hebräer, und nach ihm nennen sie sich noch jetzt Juden. Jacobs letztem Willen gemäß begrub ihn Joseph im Erbbegräbnisse Abrahams vor dem Haine Mammre in Canaan. Den reichhaltigen poetischen Stoff, den die Scenen aus Jacobs Leben in der heiligen Urkunde darbieten, hat die Kunst mannichfach verarbeitet: und in der That war es nicht schwer, eine Geschichte in das Gebiet der Poesie zu ziehen, die schon an und für sich durch die lebendige Individualität ihrer Situationen, durch wunderbare Verwickelungen und unerwartete Auflösungen anzieht und rührt. Unerweislich scheint aber die Meinung einiger Neuern, daß die Geschichte Jacobs mythisch, und der vielgeprüfte Patriarch nicht eine historische Person, sondern entweder der ränkevolle Kronos, oder der gewandte Hermes, oder gar der hinkende Hephästos der vorderasiatischen Mythe, und die Zahl seiner Söhne nur ein Symbol der 12 Monate des Sonnenjahrs sei. Die Erzählung, die die heil. Urkunde von dem Leben dieses Patriarchen gibt, trägt zu sehr das Gepräge

einfacher Naturwahrheit, und hängt zu genau mit der unbestrittenen spätern Geschichte und Verfassung des jüdischen Volks zusammen, als daß sie nicht auf festem historischen Boden stehen sollte. Und wenn die Mythen des Alterthums im Laufe der Zeit ihre Bedeutung verloren, so mußte die Geschichte Jacobs um so mehr an Bedeutung und Wichtigkeit gewinnen, je herrlicher sich der in ihr sichtbare Gang einer weisen und vergeltenden Vorsehung, den die dichterische Einkleidung der Gespräche des frommen Patriarchen mit Gott keineswegs verdächtig macht, durch die spätere Leitung seines Volks und durch das Christenthum selbst entwickelt und gerechtfertigt hat. E.

Jacob I. von England (als König von Schottland Jacob VI.), ein Sohn Heinrich Stuarts und der unglücklichen Maria, ward 1566 geboren. Maria war im vierten Monat schwanger mit ihm, als der bekannte Rizzio vor ihren Augen erstochen wurde. Daher soll Jacob während seines ganzen Lebens vor einem bloßen Degen gezittert haben, so viel Mühe er sich auch gegeben, diese natürliche Schwäche zu besiegen. Nach dem Tode Elisabeths, die ihn nach Hinrichtung seiner Mutter zu ihrem Nachfolger hatte erwählen lassen, bestieg er 1603 den englischen Thron. Er begann seine Regierung mit einem Edicte, durch welches alle catholische Priester aus dem Reiche verbannt wurden. Eine Verschwörung gegen das Leben des Königs, der Familie desselben und der Vornehmsten des Reichs, deren Ausbruch jedoch vereitelt wurde, war die Folge davon. (S. Pulververschwörung.) Obgleich seine hierauf folgende Regierung sich durch einen 22jährigen Frieden auszeichnete, in welchem der Handel blühete und das Volk in großem Wohlstand lebte; so wollte doch die Inconsequenz des Zeitalters, daß eben diese Regierung sowol im Lande selbst, als bei auswärtigen Nationen, verächtlich betrachtet wurde. Man warf dem Könige vor, daß er, als die vornehmste Stütze des Protestantismus in Europa, in dem böhmischen Kriege nichts zu dessen Aufrechthaltung gethan, vielmehr seinen Schwiegersohn, den Churfürsten von der Pfalz, verlassen, überhaupt diplomatisch unterhandelt habe, wo er mit dem Schwert in der Hand hätte streiten sollen, und daß er von den Höfen zu Wien und Madrid gleich sehr betrogen worden sei. Indessen würden diese Vorwürfe, die ihn immer nur noch von außen her gemacht wurden, seinen Credit im Innern nicht vermindert haben, wenn er diesen nicht selbst durch die Herrschsucht zu schwächen begonnen hätte, mit welcher er das Parlament in einer steten Abhängigkeit von sich erhalten wollte. Dieses widersetzte sich, und nun entstanden 1621 die beiden Parteien der Torys, welche für den König, und der Whigs, welche für das Volk stritten. Jacob I. starb am 8ten April 1625 und hinterließ den Ruf eines mehr indolenten als friedfertigen, eines mehr schwachen als guten Fürsten. Doch kann man ihm wahrhafte Herzensgüte, Kenntnisse, Gelehrsamkeit und Staatsklugheit durchaus nicht absprechen. Er gefiel sich als öffentlicher Redner, zog aber durch den Pedantismus, mit welchem er sprach, oft bittere Critiken auf sich. Er war freigebig bis zur Verschwendung. Einer seiner Lieblinge sah einstens eine Last Geldes in den königlichen Schatz tragen, und äußerte gegen seinen Nachbar, wie glücklich ihn der Besitz dieses Geldes machen würde. Der König, welcher dieses hörte, ließ dem Günstlinge auf der Stelle die Summe schenken. Seine Freigebigkeit setzte ihn aber oft selbst in die größte Verlegenheit. Als er eines Tages spazieren fuhr, ward er mitten in den Straßen von

London wegen 50 Louisd'or, welche der Hofsattler zu fodern hatte, von Gerichtsdienern arretirt. Seine Leibwache wollte letztere in die Flucht schlagen; er aber verbot es, bezahlte die Summe und sagte: „Wer Gesetze gibt, muß sie auch zuerst beobachten.“ Uebrigens fing, wie schon oben gesagt, das Reich unter seiner Regierung zu blühen an; englische Colonien entstanden in Amerika; der Ackerbau machte die größten Fortschritte; Künste und Wissenschaften bildeten den Geist der Engländer und verschönerten das gesellschaftliche Leben derselben. Jacob war der erste, der sich den Titel König von Großbritannien beilegte. Am gerechtesten scheint man ihm seine blinde Liebe gegen verächtliche Günstlinge, unter denen insbesondere der berüchtigte Herzog von Buckingham (s. d. Art.) sich auszeichnete, zum Vorwurf machen zu können. Sein Sohn, Carl I., folgte ihm in der Regierung, und seine Tochter Elisabeth ward an Friedrich V., Churfürsten von der Pfalz, verheirathet. Die Nachkommen aus dieser Ehe bestiegen in der Folge den Thron von England. Unter den literarischen Werken, welche wir von Jacob I. haben und welche 1610 in einem Foliobande zu London herausgekommen sind, nennen wir als die merkwürdigsten: Basilikon doron (das königliche Geschenk), worin er zum Besten seines Sohnes Heinrich, der früh verstarb, vortreffliche Grundsätze für dem Unterricht der Könige entwickelt; (dieß Werk ward drei- oder viermal in lateinischer Sprache, und dann auch in der französischen Uebersetzung verschiedene Male aufgelegt) und sein spaßhaftes Werk gegen den Mißbrauch des Tabacks, in welchem er die Gründe, die man damals für den Gebrauch desselben angeführt hatte, zu widerlegen strebt.

Jacob II., Enkel Jacobs I., zweiter Sohn des unglücklichen Carl I, kam nach seines Bruders Carls II. Tode (1685), als der einzige Stuart, auf den großbritannischen Thron. Er hatte, ungeachtet der ausgezeichneten Talente, welche ihm die Natur zur Herrschaft verliehen, theils durch die wenige Achtung, die er für die Rechte der Nation und für die Grundsätze der englischen Verfassung bezeigte, theils auch durch seinen fanatischen Eifer, mit welchem er die katholische Kirche wieder einzusetzen strebte, den größten Theil seiner Unterthanen unversöhnlich gegen sich aufgebracht. Um sich gegen die Folgen dieser unüberlegten Schritte zu sichern, hatte er sogar in der Nähe von London ein Heer von irländischen und schottländischen Truppen zusammengezogen, und dadurch das Schrecken und die Besorgniß des Volks noch vergrößert. Dieses wurde nun von einem unauslöschlichen Hasse gegen einen Monarchen entflammt, der das Theuerste, was es hatte, die protestantische Religion, unter die Füße treten wollte. Indessen war dem Volke noch der Trost geblieben, daß der König keinen Sohn hatte, er selbst schon bejahrt und seine Gemahlin kränklich, es also gar nicht wahrscheinlich war, daß demselben noch ein Thronerbe geboren werden würde. Seine beiden Töchter, in der protestantischen Religion erzogen und an derselben festhängend, mußten dann die Regierung erben und das Volk war zufrieden. Nun aber erscholl im Jahre 1687 auf einmal das Gerücht, die Königin sei schwanger. So groß die Freude und so laut der Jubel der katholischen Priester, der Höflinge und aller Papisten über dieß Ereigniß war, so groß war der Schrecken der Protestanten und der Argwohn, welcher sich damit verknüpfte. Selbst die Katholiken hatten bis dahin an der Möglichkeit gezweifelt, daß die Königin noch einmal gebären würde, und deßhalb den Tod derselben ge-

wünscht; jetzt aber ward die Sage von der Prophezeihung eines Prinzen und von einer Wunderwirkung der Mutter Gottes verbreitet. Natürlich erzeugte nun der Haß der Protestanten gegen die Katholiken den Verdacht, als sei die Schwangerschaft der Königin erdichtet. Diesen Verdacht vermehrte das Bestreben des Hofes, alle fremde Personen aus der Umgebung der Königin zu entfernen, und Niemand durch den Augenschein sich von der wirklichen Schwangerschaft derselben überzeugen zu lassen. Am 10ten Jan. 1688 erfolgte endlich unter dem Donner der Kanonen die Niederkunft der Königin, und dem Volke ward durch eine königliche Proclamation kund gethan, daß der Himmel das Land mit einem Thronerben gesegnet habe. Es ist hier nicht der Ort, die Beweise für und gegen die Aechtheit der Geburt desselben anzuführen, noch weniger, sie widerlegen oder bekräftigen zu wollen: nur so viel sei hier angemerkt, daß das Volk an keine Entbindung der Königin von einem Prinzen glaubte, und dieß laut und öffentlich äußerte. Die Protestanten schlossen sich immer enger und zahlreicher an den Prinzen von Oranien, den Schwiegersohn des Königs, an, und noch war der Prinz von Wales kein halbes Jahr alt, als jener bereits, auf den Ruf der Nation, in England landete, und seinen Schwiegervater und Schwager vom Throne stieß. Jacob II. entfloh mit seiner ganzen Familie am 21sten Dec. 1688 nach Frankreich, wo er von Ludwig XIV. sehr freundschaftlich aufgenommen, und ihm das Lustschloß St. Germain zur Residenz eingeräumt wurde. Von dort aus unterhielt der König eine stete Verbindung mit seinen Anhängern in Schottland und Irland, mit deren Hülfe er mehrere vergebliche Versuche machte, den verlornen Thron wieder zu erlangen. Im Jahr 1692 ward Jacobs II. Gemahlin abermals schwanger und gebar, Allen bewußt und von Niemanden in Zweifel gezogen, eine Tochter, wodurch wenigstens die Fähigkeit der Königin, gesunde Kinder zur Welt zu bringen, bewiesen wurde. Jacob II. starb 1701 zu St. Germain, und nun ward der sogenannte Prinz von Wales öffentlich und feierlich von Ludwig XIV. für den rechtmäßigen König von England, Schottland und Irland unter dem Namen Jacob III. anerkannt.

Jacob III., in der Geschichte auch der Prätendent, oder Ritter St. Georg genannt (s. d. vorigen Art.), ward nicht allein von Frankreich, sondern auch von Spanien, dem Papste, den Herzögen von Modena und Parma öffentlich anerkannt, dagegen aber von dem englischen Parlamente des Hochverraths für schuldig erklärt und auf ewige Zeiten vom Throne ausgeschlossen. Ludwig XIV. versicherte ihn zwar seiner fortdauernden Unterstützung; es ist jedoch wahrscheinlich, daß er, besonders in der letzten Zeit, sich Jacobs III. nur wie eines Schreckbildes bedient habe, um England stets in Furcht zu erhalten. Unterdessen waren in Schottland, wo man über die Vereinigung dieses Landes mit England sehr unzufrieden war, bedeutende Unruhen ausgebrochen, welche Ludwig XIV. zu seinem eigenen Besten, und nebenbei auch zu Gunsten seines Schützlings zu benutzen beschloß. Die Zahl der Anhänger Jacobs III. vermehrte sich täglich in jenem Lande, und es hatte allerdings das Ansehn, als ob eine Landung desselben, die allgemein gewünscht wurde, auch die Losung zu einer Empörung in Schottland geben würde. Ludwig XIV. unternahm wirklich im Jahre 1708 eine Expedition dahin, an deren Spitze sich Jacob III. befand. Der elende, vertheidigungslose Zustand, in welchen damals die Parteisucht der Engländer das Land

versetzt hatte, trug dazu bei, die Erwartungen Jacobs zu beleben, und ihn einen glücklichen Erfolg seines Unternehmens hoffen zu lassen. Dagegen setzte das Parlament einen Preis von 100,000 Pfund Sterling auf den Kopf des Prätendenten; ein Name, dessen man sich bei dieser Gelegenheit zum erstenmal officiell bediente. Die Flotte ankerte an den schottischen Küsten. Noch ehe man aber darüber einig werden konnte, ob und wo man landen sollte, erscholl die Nachricht von der Annäherung einer überlegenen englischen Flotte, wodurch Jacob bewogen wurde, eiligst mit der seinigen nach Frankreich zurückzusegeln. Er mußte darauf, eben so willenlos, als er der Expedition nach Schottland beigewohnt hatte, als Freiwilliger unter dem Herzoge von Burgund den Feldzug in den Niederlanden mitmachen, wo er, nach des Letztern Zeugnisse, manche Beweise persönlicher Tapferkeit gab. Ludwig XIV. sah sich von Jahr zu Jahr immer mehr in die Nothwendigkeit versetzt, mit den Engländern Frieden zu schließen; und diese machten die Entfernung des Prätendenten, und die Anerkennung der Königin Anna zur Hauptbedingung der Friedenspräliminarien. Letztere hatte bis dahin, wie man versichert, in geheimem Briefwechsel mit ihrem Bruder, dem Prätendenten, gestanden, und ihm sogar versprochen, wenn er die protestantische Religion annehmen werde, zu Gunsten seiner den Scepter niederzulegen. Wie es sich auch mit dieser Correspondenz und den Gesinnungen der Königin für ihren Bruder verhalten haben mag; so ist doch gewiß, daß diese Verhandlungen durchaus keine Folgen hatten. Im Jahre 1713 erfolgte endlich der Abschluß des utrechter Friedens, in welchem sich Ludwig XIV. verpflichtete, den Prätendenten aus seinen Staaten zu entfernen und die hannöverische Erbfolge jetzt und künftig auf keine Weise zu stören. Die Königin Anna starb 1714, ohne jene günstigen Gesinnungen für den Prätendenten durch die That und öffentlich bewährt zu haben. Dennoch war sowol in Schottland als in England die Partei der Torys, welche man damals Jacobiten nannte, wider den neuen König Georg, und für den Prätendenten, und da zu gleicher Zeit zwischen Frankreich und dem neuen Könige von England abermalige Mißhelligkeiten ausgebrochen waren: so schien dem Prätendenten ein neuer Glücksstern zu lächeln, der aber bei dem, im Jahre 1715 erfolgten Tode Ludwigs XIV. schnell erlosch. Doch zeigte sich in Schottland, wo Jacob feierlich zum Könige ausgerufen wurde, die Stimmung günstiger als je für ihn, und dieß bewog ihn, 1716 eine abermalige Expedition dahin zu unternehmen, und wirklich dort zu landen. Während der Zeit waren die schottischen Aufrührer von den königlichen Truppen völlig geschlagen worden, und der Prätendent sah sich zum zweiten Male genöthigt, Schottland zu verlassen, und nach Frankreich zurückzukehren. Von nun an erregte sein Schicksal mehr Spott, als Mitleid und Unterstützung, und er sah sich von allen seinen Freunden, selbst von Frankreich, verlassen. Als ihm nun auch der Aufenthalt in Frankreich versagt wurde, war er gezwungen, bei dem Papste Hülfe zu suchen, der ihm und seinem zahlreichen Gefolge, anfangs in Avignon, Schutz und Unterstützung gab, ihn aber dann nach Italien kommen ließ. Hier ward er überall, wie ein regierender König, mit den größten Ehrenbezeugungen aufgenommen. Während dieser Zeit hatte Jacobs Anhang in England und Schottland noch einmal sein Haupt erhoben und ihm neue Hoffnung zum Besitze der englischen Krone gemacht. Spanien, welches mit England zerfallen war, trat seinen Entwürfen bei, und lud den

Prätendenten ein, schleunig nach Madrid zu kommen. Dieser säumte nicht, der Einladung zu folgen, und reisete am 8ten Febr. 1719 dahin ab. Um aber den Engländern nicht in die Hände zu fallen, ließ er, während er selbst zu Nettino auf einem spanischen Schiffe unter Segel ging, das Gerücht verbreiten, als reise er zu Lande über Bologna und Mailand nach Spanien. Dieß hatte den Erfolg, daß zwei seiner Hofleute, die jenen Weg wirklich genommen hatten, von den Oesterreichern angehalten wurden. Indessen war er glücklich durch die englischen Schiffe hindurch gesegelt, und am 26sten März in Madrid angekommen. Sein Empfang am dortigen Hofe war der ehrenvollste, der einem wirklichen Könige zu Theil werden konnte. Schon vor seiner Ankunft in Spanien war eine neue Expedition gegen England unter Segel gegangen, aber vom Sturme zerstreut und genöthigt worden, in Cadix einen Zufluchtsort zu suchen. Wie diese abermalige Unternehmung gescheitert war, bekümmerte man sich auch nicht weiter um den Prätendenten, der zufrieden sein mußte, daß man ihn von dort heimlich entwischen ließ. Am 25sten August landete er wieder zu Livorno, und von nun an begann sein Dasein in Vergessenheit zu sinken. Dennoch faßte er im Jahr 1727 nach dem Tode Georgs I. den Entschluß, noch einmal sein Glück zu versuchen, und reisete, vom Papste unterstützt, nach Genua ab, um sich von dort nach England zu begeben. Wie es ihm jedoch auf dieser Reise gegangen, ist nicht bekannt geworden. Wir finden ihn in der Folge zu Albano wieder, wo er bis zu seinem Tode (1sten Jan. 1766) im Dunkel lebte. Seine Nachkommenschaft bestand in zwei Söhnen, Carl Eduard (s. d. Art.), der seine Ansprüche, aber auch sein Mißgeschick erbte, und auf welchen der Titel Prätendent überging; und Heinrich Benedict, der sich dem geistlichen Stande widmete, unter dem Namen Cardinal von York bekannt ist, und durch dessen (13ten Juli 1807) zu Frascati erfolgten Tod die königliche Familie Stuart erlosch.

Jacobi (Joh. Georg). Dieser liebliche, anmuthsvolle deutsche Dichter wurde den 2ten Sept. 1740 zu Düsseldorf geboren. Um Theologie zu studiren, begab er sich 1758 nach Göttingen, von da aber, durch die Kriegsunruhen vertrieben, nach Helmstädt. Nach einem Jahre ging er nach Göttingen zurück, um seine akademischen Studien zu beendigen. Klotz, mit dem er hier in freundschaftliche Verhältnisse gekommen, war nach Halle berufen worden, und verschaffte auch Jacobi den Ruf dahin als Professor der Philosophie und Beredsamkeit. In Halle wurde Jacobi mit Gleim bekannt, und diese Bekanntschaft war entscheidend für sein ganzes Leben; denn Gleim war es, der das Dichtertalent vorzüglich in ihm erweckte und nährte, da der Umgang mit Klotz ihn beinahe zum bloßen Philologen und Critiker gemacht hätte. Unter Gleims Einfluß gab Jacobi seine Iris heraus (1774 — 1776, 3 Bdchn.), eine Zeitschrift für das schöne Geschlecht, die zu der Bildung desselben gewiß erfreulich gewirkt hat. Immer mehr näherte er sich von jetzt an der Vollendung, und die Muse, die ihn bis in sein Greisenalter begleitete, schien ihm immer höhere Gunst zu gewähren. Er folgte im J. 1784 einem Rufe Josephs II. nach Freiburg in Breisgau, wo er als Professor der schönen Wissenschaften angestellt wurde. Während er hier durch Lehre und Beispiel mit glücklichstem Erfolge wirkte, erfreute er das Publikum noch mit der Herausgabe seines Ueberflüssigen Taschenbuchs (1795 — 1800) und seines Taschenbuchs Iris (1803 folg.) Sein eben so geschmack-

voller als lehrreicher Auszug aus dem Antikenkabinet des Herzogs von Orleans verdient mehr bekannt zu sein, als er es ist. Nahe am Ziele des Lebens beschenkte er das Publikum noch mit einer Ausgabe seiner sämmtlichen Werke (Zürich, 6 Bde.), und die neue Auflage die bald davon nöthig wurde, war ein Beweis, daß auch das Publikum in der Theilnahme gegen den lieblichen Sänger nicht lau geworden war. Am 4ten Januar 1814 endigte sein schönes Leben; er starb, geliebt und beklagt von Allen, die ihn kannten, auch im Greisenalter noch zu früh; denn schön wie seine Lieder war seine Seele, sanft, theilnehmend, wohlwollend, liebevoll sein Herz. dd.

Jacobi (Friedrich Heinrich), der jüngere Bruder des Dichters, königl. baierscher Geheime Rath und vormaliger Präsident der baierschen Akademie der Wissenschaften, geb. zu Düsseldorf 1743. Wir haben erst von der Zeit an, wo er in Pempelfort bei Düsseldorf, zu Anfange der siebziger Jahre, in der vollen Blüthe seiner Kraft und Jugend, im Schooße der liebenswürdigsten Familie und umgeben von einer reizenden Natur, sich selbst zu dem, was er geworden ist, ausbildete, einige Nachricht über ihn erhalten können. Er wurde nachher jülich- und bergischer Hofkammerrath und Zollkommissär, geheimer Rath zu Düsseldorf, und kam 1804 als königl. baier. Rath und Präsident der Akademie der Wissenschaften nach München, wo er den 10ten März 1819 starb. Man sieht, sein äußeres Leben ist nicht reich an merkwürdigen Veränderungen und Begebenheiten; desto reicher ist sein inneres Leben an Allem, was schöne und edle Seelen anziehen kann. Um Jacobi stritten sich zwei Welten, die Welt der Poesie und der Philosophie, und sein hoher Geist strebte beide mit einander zu vereinigen. Das Publikum kennt ihn durch Eduard Allwills Briefsammlung (Königsberg 1792) und durch seinen Woldemar (Flensburg 1779, Königsberg 1794, 2 Theile) als Dichter, und lernte ihn als Philosophen kennen durch seine Briefe über die Lehre des Spinoza (Bresl. 1785, N. Aufl. 1789), sein Werk wider Mendelssohns Beschuldigungen betreffend diese Briefe (Leipzig 1786), David Hume über den Glauben oder Idealismus und Realismus (Breslau 1787, N. Aufl. Ulm 1795), Sendschreiben an Fichte (Hamburg 1799. 8.) Darüber ist wohl nur Eine Stimme, daß er als Dichter durch kräftige Darstellung, treffliche Schilderung der Natur und des menschlichen Herzens, Wärme und Innigkeit des Gefühls und einen lebendigen, geistreichen, kühnen und doch sichern Ausdruck sich ungemein auszeichne. Unter den Philosophen aber hat sein seltener Tiefsinn, verbunden mit der Originalität und Schönheit seiner Darstellung, ihm den Namen des deutschen Platons erworben. Gleichwol gibt es nicht leicht einen Schriftsteller, über welchen die Urtheile verschiedener wären, als über ihn, und beinahe scheint es, als habe es der Dichter Jacobi mit den Philosophen von Profession, so wie der Philosoph Jacobi mit den Dichtern verdorben, und es ließe sich wol nachweisen, wie dieses geschehen sei und habe geschehen müssen. Der Grund liegt in der eigensten Individualität Jacobi's, ohne deren Verhältniß in der That fast alle seine Schriften unverständlich sind. Friedrich Schlegel hat darum etwas sehr Verdienstliches und Dankeswerthes gethan, indem er diese so merkwürdige Individualität zu charakterisiren unternahm, und wer einen Schlüssel zu Jacobi's Werken sucht, darf Schlegels Recension von dessen Woldemar (Charakteristiken und Critiken Bd. 1. S. 1 — 46.) nicht ungelesen lassen. Wie auf diesem Wege in der

Poesie sein allgemeiner Ton, der sich über das Ganze verbreitet, und ihm eine Einheit des Colorits gibt, Ueberspannung ward, und wie er in der Philosophie zu einem Hasse der philosophirenden Vernunft, oder der Systeme, von welchen er behauptete, daß sie consequent durchgeführt, alle in Fanatismus endeten, zu seinem Glauben statt des Wissens, zur Sympathie mit dem Unsichtbaren, der unbedingten Hingebung in die Gnade Gottes kam, dessen Offenbarung er nur in der Vernunft und in dem Gefühle findet, ist hier trefflich entwickelt, und gezeigt, daß Jacobi's Philosophie in der That nichts anders sei, als der in Begriffe und Worte gebrachte Geist eines individuellen Lebens. Unter solchen Umständen ists denn wol nicht zu verwundern, wenn Jacobi's Gefühlsphilosophie von Manchen, welche sich öffentlich über dieselbe geäußert haben, für durchaus unverständlich erklärt worden ist, wozu der Grund schwerlich allein in der Ermangelung der wissenschaftlichen Form liegen kann. Wie es nun aber damit sich verhalten möge, so hat Jacobi sich doch große Verdienste um die Philosophie erworben, durch seine Polemik, worin er die Lücken, die Folgen, den Unzusammenhang nicht bloß dieses und jenes Systems, sondern auch der herrschenden Denkart des Zeitalters mit kritischem Geist und mit der hinreißenden Beredsamkeit des gerechten Unwillens aufgedeckt hat. Es war natürlich, daß Jacobi bei seiner eigenthümlichen Denkart nicht leicht der Schüler eines andern Philosophen werden, sondern den Philosophen des Zeitalters, wenn er mit ihnen in Berührung kam, nur als polemisirender Critiker gegenüber treten konnte, und in dieses Verhältniß kam er mit dem dogmatischen Mendelssohn, dem kritischen Kant, welcher die Vernunft als Verstand betrachtete und behandelte, dem idealistischen Fichte und dem pantheistischen Schelling. Die mit dem Letzteren, durch Jacobi's Schrift von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung (Leipzig 1811), veranlaßte Streitigkeit ist in unsern Tagen zum Theil mit Erbitterung geführt worden. Es ist hier der Ort nicht, uns auf diesen Streit einzulassen, wir wollen bloß aufmerksam darauf machen, daß Schelling bei dieser Gelegenheit etwas hervorgebracht hat, was zur näheren Charakteristik und Würdigung Jacobi's dient, wir meinen in seinem Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen (Tübingen 1812), den Abschnitt des Geschichtlichen, worin nachgewiesen ist, in welchem Verhältnisse Jacobi zu Wissenschaft und Theismus, zu Philosophie und Religion und zur Literatur überhaupt gestanden habe. Es bedarf indeß wol der Erinnerung nicht, daß diese Würdigung nicht völlig frei von Einseitigkeit, und mit Behutsamkeit zu gebrauchen ist. Wie das Endurtheil über Jacobi im Ganzen auch ausfallen möge, sein Rang unter den edelsten Wahrheitsforschern, eine edle, religiöse Denkart bleibt ihm unbestritten, ja manche tiefgefundenen Schätze, die er aus seinem innersten Leben zu Tage förderte, gehören zu dem reinsten Gewinn des Wahren und Guten. Seine Werke erscheinen jetzt gesammelt, Leipzig, bei Fleischer. Einer seiner geistvollsten Schüler ist Fr. Köppen in Landshut.

Jacobiner. Der böse Dämon der französischen Revolution, der wie ein giftiger Wurm in dem Baume der Freiheit saß, Wurzel, Mark und Frucht desselben verdarb, und in jede Hoffnung der bessern Menschen, in die Plane eines Mounier, Clermont Tonnere, Lally Tolendal u. A. seine Drachenzähne säete, so daß auf die Morgenröthe einer glücklichern Zeit ein blutiges Vierteljahrhundert voll Jammer und Thränen folgte, heißt Jacobinismus. Er ging

nicht, wie Robinson und nach ihm Barruel sich und Andern einbildete, aus den geheimen Gesellschaften, sondern zunächst aus der allgemeinen Ungeduld, die vielfach schmerzliche Krankheit des Staats schnell geheilt zu sehen, und aus dem heftigen, leidenschaftlichen, durch die Reaction des alten Systems erbitterten Charakter der Franzosen hervor. Er vereinigte mit sich alles, was politischer Fanatismus Schreckliches, und Demagogenwuth Gefährliches hat. In ihm führte den geheimen Vorsitz eine zügellose, vor keinem Verbrechen erschreckende Selbstsucht. Sie täuschte durch die Larve der Freiheit, Gleichheit und Republik; sie schreckte durch den Dolch, der statt der Wage des Gesetzes galt. Dieser Jacobinismus war älter als der Jacobinerclub, bildete sich aber in demselben aus, und überlebte ihn. Ja er sinnt noch jetzt in Frankreich auf neue Pläne. Unstreitig gab es in dem Club Männer von großen Talenten, seltener Energie und eiserner Consequenz des Charakters; auch kann man nicht leugnen, daß der von ihnen organisirte Terrorismus Frankreich im J. 1793 vom politischen Untergange rettete. Dieser Terrorismus mußte mit der Schließung der Versammlungen der Jacobiner im J. 1795 verstummen; er lebte aber von neuem auf in Napoleons militärischer Diplomatik, und bewirkte eine Zeitlang Wunder. Eben so wahr ist es, daß einige rechtliche Männer Jacobiner waren; allein entweder täuschten sie sich selbst durch Schwärmerei, oder sie waren durch politische Verbindungen in jenen Club hineingezogen und konnten nicht zurück, oder sie hofften, durch ihren Einfluß die Mehrheit auf den bessern Weg zu führen. Gewöhnlich wurden sie das Opfer dieses kühnen Wagestücks. Eine Menge furchtsamer charakterloser Egoisten endlich schlossen sich an die Jacobiner-Coryphäen mit französischem Leichtsinn, oder weil es Mode war, oft auch nur um ihrer persönlichen Sicherheit willen, an. Diese sogenannten Frères dupes mußten wider ihren Willen mithandeln: denn die Häuptlinge hatten sie bald durchschaut, und trieben sie mit furchtbarer Gewalt in den Wirbel der politischen Ruchlosigkeit hinein. Entschieden ist es, daß der Jacobinismus die Freiheit getödtet und sein eignes Kind, die Republik, ermordet hat: denn er vernichtete die Freiheit der Berathschlagung in der Versammlung der Stellvertreter der Nation. Statt daß die Ueberlegung bis zur Abstimmung frei sein sollte, wurde sie lange vorher in der Versammlung der Jacobiner bestimmt und gebunden. Willkürlich oder durch Ueberlistung setzte der Club fest, was man der National-Versammlung aufdringen wollte. Uebrigens war der Charakter des Jacobinismus so veränderlich, als der Nationalcharakter selbst. Der Jacobinerclub hatte folgende Entstehung. Vor dem Ausbruche der Revolution hatten sich in Paris, wo schon längst sogenannte Bureaux d'esprit, oder gesellschaftliche Unterhaltungen über literarische und belletristische Gegenstände üblich gewesen waren, vorzüglich seit dem amerikanischen Freiheitskriege, gewisse Gesellschaften nach dem Beispiele der londoner Debating Societies gebildet, in welchen man über politische Ideen sprach, und sich fast allgemein zu republikanischen Ansichten hinneigte. Großbritannien und Nordamerika reizten die geistvollen Franzosen zur Nachahmung, ihren Nationalstolz aber zu kühnerer Ausbildung des gegebenen Beispiels. Raynal und Rousseau wurden begierig gelesen; und der ungestüme, leichtsinnige Charakter der französischen Sprecher blieb nicht bei ruhiger Speculation stehen. Ihre Keckheit trieb Alles auf die höchste Spitze; und bei der völligen Gemüthlosigkeit der Mei-

sten, die nur kalte Verstandesmenschen oder kühne Selbstlinge von verdorbenen Sitten waren, mußte das philosophische Urrecht eines Aristoteles, Grotius und Locke in diesen Titanenköpfen endlich bis zur speculativen Raserei gesteigert, oder in eine politische Meinungs-Despotie umgestaltet werden, die desto weiter um sich griff, je mehr sie dem eiteln Wunsche der Nation, neu und außerordentlich, oder in ihrer Staatsverfassung Original zu sein, zusagte. Nur so läßt sich erklären, daß unwissende Emigranten und späterhin Geoffroy, Mad. Genlis, selbst Laharpe und ähnliche durch äußere Rücksichten bestochene Tonangeber und ihre Nachbeter, die Philosophie als die Urheberin des Jacobinismus und der französischen Revolution bezeichnen, und sie dadurch, wie sie vermeinten, brandmarken konnten. Es ist wahr, Voltaire, d'Alembert, Friedrich II. griffen Vorurtheile mit allen Waffen ihres Witzes an. Sie verschonten in ihrem geistigen Uebermuthe selbst das Ehrwürdige nicht, wenn sie Vorurtheile an demselben haften sahen. Hier war aber kein Plan, den Altar und den Thron umstoßen, und dagegen Atheismus und Anarchie einführen zu wollen. Männer wie Diderot traten zwar die gewöhnlichen Formen der Sitte und Meinung mit ihrem Naturstolze zu Boden; ihre Nachbeter übertrieben dieß sogar: aber nirgends ward es zum Zweck eines Bundes gemacht! Natürlich befanden sich eine Menge kräftiger Menschen in diesen verschiedenen Gesellschaften, und gingen daraus in den Jacobinerclub über. Politische Ideen wurden Lieblingsgegenstand der Unterhaltung. Die Zeitbedürfnisse liehen ihnen doppelten Reiz. Wer dünkte sich da nicht weise genug, den Philosophenmantel umzunehmen! Alle Leidenschaften verwirrten die Begriffe; da mußte wol die Sophistik einiger Schreier den gesunden Menschenverstand betäuben und die Schwachen bethören! Ja die Wuth dieser sogenannten Philosophen, die von der Philosophie so weit entfernt waren, wie die himmelstürmenden Titanen von den Bahnen der Astronomie, wuchs an Kraft, so wie sich die Hindernisse mehrten; mit jedem Hindernisse aber, das sie besiegten, stieg auch ihr Stolz und ihre Kühnheit. Diese innern, aus dem Nationalcharakter überhaupt, wie aus der instinktartigen Selbstsucht und Sittenverdorbenheit der meisten Häuptlinge, denen jede der Menschheit wohlwollende Grundidee gänzlich mangelte, hervorgegangenen Ursachen des im Jacobinerclub vorherrschenden, bösartigen Revolutionsgeistes sind aber nicht die einzigen Quellen des praktischen Wahnsinns. Auch die Gewalt der Umstände, die verzweifelte Lage des Ganzen, besonders die, alle Nerven der Staatskraft in krampfhafte Zuckungen versetzende, Finanznoth, rissen die Männer der Revolution (und dieß sind die Jacobiner) unwiderstehlich von dem ersten ungeheuren Beginnen, eine Masse von 25 Millionen mit allen Künsten des Luxus vertrauter Menschen in strenge Republikaner verwandeln zu wollen, bis zu den letzten Rasereien des politischen Fanatismus fort. Selbst jene außerordentliche und schreckliche Individualität der einzelnen Ochlokraten war großen Theils das Erzeugniß einer nicht weniger außerordentlichen als furchtbaren Zeit. Welche Spannung mußten nicht das Maximum, die Wunden und der Föderalismus im Innern, so wie der Land- und Seekrieg von außen, dem Charakter einer Nation geben, die an sich schon scharfsichtiger und schneller, zugleich aber auch lebhafter und stürmischer, als jede andere, den Druck und das Bedürfniß des Augenblicks ganz fühlt! Der Franzose hat Verstand genug, um jedes Mittel zu seinem Zwecke leicht zu finden; er besitzt aber auch jenen

kecken Leichtsinn, der vor keinem Mittel erschrickt. Nos besoins sont nos ressources, ist die höchste Regel seiner Politik. Daher folgten Männer von mittelmäßigen Talenten, die aber mit festem Willen handelten, dem Stoße dessen, was augenblicklich Noth that, aus blinder Ueberzeugung. Ohne Religion und Liebe mußten sie, von einem Frevel zum andern fortgetrieben, endlich als Ungeheuer endigen. So Robespierre und seine Genossen! Solche Männer oder Teufel gab es aber in jedem verdorbenen Zeitalter, wo äußere Stürme ein großes Reich erschütterten. Man denke an Catilina und seine Mitverschwornen! Dieß erklärt aber auch den verschiedenen Geist der Volksschriften, die während der Revolution erschienen, und die Steigerung des Tones der jacobinisches Clubredner. Es war derselbe Kreis des politischen Wahnsinns, den die Jacobiner von 1789 bis 1795, und den die Plane Napoleons vom J. 1801 bis zum J. 1815 durchliefen; ein Krieg der stolzen, leidenschaftlich erregten, gewaltigen Willenskraft mit der Vernunft, ein wahrer Titanenkampf mit Zeus, in welchem die Riesen Berge über Berge thürmten, oder Unsinn über Unsinn häuften, bis Alles mit einem furchtbaren Titanensturze sich endigte. — Einige ausgezeichnete Mitglieder der ersten Nationalversammlung, größtentheils Bretagner und Bürgerliche, sahen bei dem Widerstande der privilegirten Stände und der Hofpartei die Nothwendigkeit ein, zusammenzuhalten, und zu den Berathschlagungen der nächsten Tage durch vorgängige Ueberlegungen sich vorzubereiten, zu welchen sie sich, schon in Versailles, des Abends bei Einem aus ihrer Mitte versammelten. Unter ihnen war auch Graf Mirabeau, der, als die Jacobiner späterhin ihre constitutionelle Mäßigung vergaßen, sich von ihnen trennte, ja ihnen entgegenarbeitete. Dasselbe that auch Lafayette. Da aber beide sahen, daß sie wider den Willen der Jacobiner in der Nationalversammlung nichts ausrichten würden, so traten sie in den Jacobinerclub zurück, um hier auf ihn einzuwirken. Indeß starb Mirabeau schon d. 2. Apr. 1791. Der monarchische Club, unter Clermont Tonnere, welcher mit mehr Entschlossenheit dem jacobinischen Stolze sich entgegenstellte, wurde vom Pöbel schon d. 27. Jan. und d. 28. März 1791 bedroht, und endlich aus einander gejagt. Jetzt lernte der Jacobinerclub seine Hülfstruppen, die nachherigen Pikenmänner, kennen. Die Flucht des Königs reizte die Feuerköpfe in demselben noch mehr auf, und seit dem Ende des J. 1792 wurden ihre Grundsätze so ausschweifend, daß die, welche vorher Jacobiner geheißen hatten, jetzt aus dem Club als Königsfreunde oder Gemäßigte ausgestoßen wurden; sogar Freron, Legendre und andere heftige Jacobiner. Was man in diesen und ähnlichen beschlossen hatte, war dann die gemeine Stimme aller in der Nationalversammlung. Die Bretagner verstatteten bald Mehreren den Zutritt, um desto gewisser ihre Meinung jedesmal durchzusetzen. So entstand, was in einer für das gemeine Beste frei berathschlagenden Versammlung nie Statt haben sollte, eine Verbindlichkeit für gewisse Beschlüsse, noch vor dem Vortrage des Gegenstandes in der allgemeinen Versammlung der Stellvertreter der Nation, und es bildete sich eine Faction, in welcher Alle nur Eins wollten. Sie arbeiteten denen, die nicht zu ihnen gehörten, mit vereinter Kraft entgegen, nach dem bekannten Spruche der Parteisucht: nul n'aura d'esprit hors nous et nos amis. Außer dieser Unduldsamkeit gegen anders Denkende, die später in politische Angeberei oder Verfolgungswuth ausartete, übten persönliche Leidenschaften und eigennützige Nebenabsichten im Geheimen

ihren ränkevollen, gefährlichen Einfluß aus. Bald faßte das Privathaus, in welchem sie sich anfangs versammelten, die Zahl dieser Freunde der Revolution, wie sie selbst zuerst sich nannten, nicht mehr; sie wählten daher schon am Ende des J. 1789 die Kirche eines aufgehobenen Jacobinerklosters in der Straße St. Honorée, in der Mitte von Paris, zu ihrem Versammlungsorte. So kam der Name Jacobiner auf, wiewol sie selbst sich eine Zeitlang noch Freunde der Constitution nannten. Ihr äußeres Abzeichen ward die rothe Mütze; späterhin war eine armselige schmutzige Kleidung die Bezeichnung ihres Sansculottismus. Bald entstanden bei der unruhigen Regsamkeit der Franzosen in allen kleinen und größern Städten Frankreichs, im J. 1793 sogar in vielen Dörfern, ähnliche Vereine, welche der große Mutterclub in Paris mit sich zu verbinden, oder zu affiliiren wußte, so daß er durch dieselben die öffentliche Meinung in ganz Frankreich bearbeiten, und nach seinen Absichten lenken konnte. Im J. 1792 correspondirte der Hauptclub, in welchem sich zuweilen 2500 Mitglieder versammelten, regelmäßig mit mehr als 400 Societäten, und man zählte überhaupt in ganz Frankreich gegen 400,000 Jacobiner. Es ist unnöthig, die vornehmsten Mitglieder jenes Hauptclubs namentlich aufzuführen, da es gewiß ist, daß alle Männer von Bedeutung, die zu irgend einer Zeit in der Revolution eine Rolle spielen oder spielen wollten, Jacobiner waren. Einzelne aber anzuklagen, ist bedenklich, da der Parteihaß die Geschichte der Individuen sehr entstellt hat. Der Einfluß, den Paris auf die Provinz ausübt, und die Unwissenheit der meisten Franzosen, welche, von unruhigen Wünschen dem Neuen rasch entgegengeführt, nichts kaltblütig mit selbstständiger Freiheit, wie die Britten, zu untersuchen vermögen, erleichterte den kühnen Häuptlingen des pariser Jacobinerclubs die Errichtung jener unsichtbaren Dictatur über die öffentliche Meinung. Das, was sie im voraus als Vorschlag und Beschluß für die Nationalversammlung festsetzten, mochte noch so verwegen und constitutionswidrig sein, so waren sie dennoch, durch ihre Correspondenz mit den auserlesenen Mitgliedern in den affiliirten Clubs, der Zustimmung aller Volksgesellschaften gewiß. Dieß lockte natürlich alle Ehrgeizige, selbst in den privilegirten Ständen, zum Beitritt. Sie entsagten den Vortheilen ihres Standes, um hier Ansehn und größere Vortheile bei der neuen Ordnung der Dinge zu gewinnen. Bald aber wurde der leidenschaftlichen Ehrsucht der Ochlokraten die Mäßigung der besonnenen Jacobiner lästig; es traten daher die wildesten Feuerköpfe in einen engern Club zusammen, der nach seinem Versammlungsort in der Kirche der vormaligen Barfüßer der Club der Cordeliers hieß, und an den sich alle sogenannten exaltés, die Demokraten und republikanischen Schwindler, anschlossen. Hier war der rechte Tummelplatz für die demagogischen Talente des kühnen Danton: und hier fand das Scheusal Marat, Herausgeber des Volksfreundes seit 1789, für seine verbrecherischen, wüthenden Anschläge den Glauben, daß der Zweck die Mittel heilige. Hier wurde der Sansculottismus in Sprache und Denkart zum Hasse gegen Religion, Moral, Ordnung und Königthum mit kühnem Frevel ausgeprägt. Verbrechen waren Verdienste, Rechtschaffenheit und Frömmigkeit ein Vorwurf. Der Excapuziner Chabot, Anacharsis Cloots, Collot d'Herbois u. a. trieben die Unverschämtheit in ihren öffentlichen Reden aufs höchste. Da die Jacobiner und die mit ihnen verbundenen Orleanisten und Brissotisten, welche

an dem Umsturze des Throns arbeiteten, jene für den Herzog von Orleans, diese um eine Republik zu errichten, in der Nationalversammlung die rechte Seite einnahmen, so setzten sich die Mitglieder der übrigen Volksgesellschaften auf die linke. Keiner fand sich aber in der Nationalversammlung ein, um etwa zu überlegen, sondern um für das zu stimmen, was unter ihnen bereits ausgemacht war. Daher hatten der Jacobiner- und jeder ähnliche Club ganz die Form der Nationalversammlung. Man wählte Präsidenten und Sekretäre, bestimmte die Ordnung des Tages, faßte nach Stimmenmehrheit Beschlüsse ab, und räumte den Zuhörern bestimmte Logen oder Tribunen ein. So läßt sichs begreifen, daß die Nationalversammlung in der von ihr abgefaßten Constitution solchen Volksgesellschaften eine gesetzmäßige Befugniß ertheilen konnte. Von jetzt an ward sie aber auch vom Jacobinerclub völlig tyrannisirt. Die Zuhörer aus den Gesellschaften des letztern füllten nämlich, wenn die Jacobiner der Stimmenmehrheit in der Nationalversammlung nicht ganz gewiß waren, die Tribunen des Saales der Volksrepräsentanten an, und lärmten in wilder Zügellosigkeit, oft sogar mit lauten Drohungen gegen einzelne Mitglieder, allen Meinungen oder Beschlüssen entgegen, welche mit denen der Jacobiner nicht übereinstimmten. Dieß war vorzüglich in allem der Fall, was den König betraf, gegen den sich die Jacobiner und Cordeliers, besonders seit 1791, die gröbsten Lästerungen erlaubten. Daher verbanden sich auch die demokratischen Cordeliers mit der Partei Orleans, und diese arbeitete, ohne es zu wollen, für den Zweck der Republikaner, indem sie die giftigsten Verläumdungen gegen den König und die Königin ausspie, und dabei den niedrigsten Pöbel auf ihrer Seite, zum Theil selbst in ihrem Solde hatte. So kam es, daß sich ein Volksauflauf der Abreise des Königs nach St. Cloud, wo er die Osterfeiertage zubringen wollte, im J. 1791 d. 18. Apr. mit Gewalt entgegensetzte. Selbst die Nationalgarde weigerte sich gegen ihren Commandanten, Lafayette, den König, der schon im Wagen saß, durch die Volksmasse zu geleiten. Jene Partei der Königsfeinde ward um so mächtiger, als die besonnenern Mitglieder aus dem Jacobinerclub herausgetreten waren, und die Cordeliers d. 21. Juni sich wieder mit ihr vereinigt hatten. Doch setzten die letztern ihre Versammlungen bei den Barfüßern fort, um aus ihnen vorbereitet und einig, nach bestimmten Beschlüssen, die Berathschlagungen im Jacobinerclub zu beherrschen. Sie benutzten, seit der verunglückten Flucht des Königs (d. 21. Juni 1791) alles, um den Volkshaß gegen ihn noch mehr aufzureizen, und foderten laut die Absetzung Ludwigs und die Errichtung einer Republik. Noch widerstanden die gemäßigt Denkenden, welche sich eine Zeitlang nach dem Orte ihres Clubs Feuillants nannten; und der furchtbare Volksaufstand vom 15. bis zum 17. Juli 1791 erreichte dießmal seinen Zweck nicht. Dagegen mißlang es aber auch den aus der constituirenden Nationalversammlung heraustretenden Deputirten, vor dem Schlusse ihrer Sitzungen den Jacobinerclub zu trennen. Als die gesetzgebende Versammlung, zu der die neuen Deputirten fast ganz unter dem Einflusse der Jacobiner gewählt worden waren, den 1. Oct. 1791 ihre Sitzungen eröffnet hatte, behaupteten die Königsfreunde, unter denen die Girondisten (s. d.) durch Talente hervorragten, noch eine Zeitlang die Stimmenmehrheit gegen die Königsfeinde (Cordeliers) selbst im Jacobinerclub, so daß die Häupter der letztern, Danton, Marat, Robespierre und Orleans, ihren Plan verschleiern

mußten. Doch wuchs ihr geheimer Einfluß dadurch, daß der Maire von Paris, Pethion, und mit ihm die aus Jacobinern zusammengesetzte Municipalität von Paris, auf ihre Seite trat. Auch die gemäßigten Jacobiner, und darunter selbst einige Minister des Königs, neigten sich zur Partei der Königsfeinde hin. So bewirkten sie durch den Aufstand des Pöbels, am 29. Mai 1792, einen Beschluß der Nationalversammlung (30. Mai), vermöge dessen der König die für ihn, von der ersten Nationalversammlung decretirte, Leibwache entlassen sollte; sie vermochten aber nicht durch den Aufstand der Vorstädte St. Anton und St. Marcell am 20. Juni, den König, den nur vier Schweizer Grenadiere gegen den Andrang der Wüthenden schützten, zu zwingen, daß er sein gegen zwei Beschlüsse der Nationalversammlung eingelegtes Veto zurücknahm; doch gewannen sie die Mehrheit der Nationalversammlung, um die Anstifter dieses Aufruhrs, Pethion, Manuel u. a. m. der verdienten Strafe zu entziehen. Indessen hatten die vom österreichischen Staatsminister, dem Fürsten von Kaunitz, in einer Note beleidigten Jacobiner, gegen die Meinung der Cordeliers, die Kriegserklärung gegen Oesterreich d. 20. Apr. 1792 durchgesetzt, und der Jacobinismus äußerte bald seinen Einfluß bei der Wahl der Feldherren, in den Proclamationen und in der Stimmung der Armeen, so daß weder Lafayette im J. 1792, noch Dumouriez im J. 1793 das Heer gegen die Anarchie der Jacobiner aufregen konnten. Alles aber, was seit dem 20. Juni geschah, die Ankunft der Föderirten aus Brest, Marseille, u. a. O. den 13. Juli, der Angriff auf die Tuilerien in der Nacht vom 9. auf den 10. August, die Abführung des Königs und seiner Familie als Gefangene der pariser Municipalität in den Temple am 13. August, das Blutbad unter den Eingekerkerten, die vom 2. bis 7. Sept. ohne Urtheil nach der Namensliste niedergestoßen wurden, die Wahl der neuen Conventsdeputirten, im Sept. desselben Jahres; und alles, was die Nationalversammlung seit dem 21. Sept. 1792 bis zum 20. Mai 1795, selbst nach dem 9. Thermidor (28. Juli 1794), that, insbesondere die empörende Hinrichtung des Königs, ohne gerichtliche Form, wobei man, mitten im Processe, das Criminalgesetz änderte, und endlich die Einrichtung des Revolutionstribunals den 9. März 1793, kann als ein Werk der fanatisirten Jacobiner angesehen werden. Die Jacobiner theilten sich in zwei Parteien. In dem Zwecke einig, dachten sie über Form und Mittel verschieden. Tallien, der Robespierre stürzte, war so gut ein Jacobiner, wie dieser. Allein kein Bösewicht traute dem andern. Die mittelmäßigen Köpfe haßten und fürchteten die guten. Der Fanatiker fand den Besonnenen verdächtig. Lange schwankte der Sieg. Endlich unterlagen die, welche nur halbe Teufel zu sein gewagt hatten. Die ächten Republikaner, die Girondisten, oder die Thalpartei, wurden den 31. Mai und 2. Juni 1793 von den frechern Jacobinern, oder der Bergpartei, unterjocht; diese aber ihrerseits von den Maratisten oder Cordeliers, welche im Jacobinerclub mit eisernem Willen herrschten, unter den Duumvirn, Robespierre, dem unbestechlichen, und Danton, dem furchtbaren Schöpfer des Revolutionstribunals, deren Gehülfe Marat war, geleitet. Dagegen siegte die gemäßigte Partei in den Provinzen, zu Marseille, Bordeaux, Lyon. Der Süden trat gegen den jacobinischen Convent unter die Waffen. Dieß führte den Culminationspunkt des Jacobinismus herbei. Es gelang nämlich der Bergpartei, den Convent seiner Macht zu berauben und auf Billaud de Varennes Vor-

schlag die Revolutionsregierung des Schreckens (vom 13. August 1793 bis zum 5. April 1794) an die Stelle der Constitution zu setzen. Der Triumph des Jacobinismus war der Wohlfahrtsausschuß, welcher unter Robespierre die Schreckensherrschaft vollendete, und durch die Revolutionsarmee die Empörung des Südens, nur nicht die der Vendée, mit Feuer und Schwert unterdrückte. Städte, wie Lyon, Marseille, Toulon, sollten zerstört, die ganze Vendée sollte in ein großes Leichen- und Aschenfeld verwandelt werden. Vierzehn Armeen, die Guillotine und eine eiserne Consequenz verschafften endlich dem Terrorismus den Sieg. Frankreich, hieß es, (und für den Augenblick war es wahr) brauche nur Eisen und Brot. Erst als der Dictator Robespierre d. 28. Juli 1794 unter der Guillotine gefallen war, und mit ihm 104 seiner Anhänger nebst dem Bürgerrath von Paris, erhob sich der Convent wieder. Er untersagte den Volksgesellschaften alle Einmischung in die Regierung. Man verfolgte die Blutsäufer. Vergebens wollte der Jacobinerclub am 11. Nov. 1794 eine Insurrection organisiren, um das Ungeheuer Cartier dem Schwerte des Gesetzes zu entreißen. Es war seine letzte Anstrengung. Die rechtlichen Bürger von Paris umringten den Saal, bis die bewaffnete Macht herbeieilte, die Versammlung auflöfete und Le Gendre den Saal schloß. Diesen Sieg über die Jacobiner vollendete der Beschluß des Convents, daß sie ihre Sitzungen nicht wieder erneuern sollten. Indeß dauerten seine Grundsätze fort. Sie benutzten die allgemeine Noth zur Erregung eines Aufstandes am 1. April und am 20. bis 23. Mai 1795. Der letztere brachte den Convent seiner Auflösung nahe. Ein Mitglied des Convents, Ferrand, wurde ermordet; Alle entflohen, bis auf 14 von der ehemaligen Bergpartei, welche sogleich eine Menge Decrete nach dem Sinne der Jacobiner abfaßten. Nur mit Mühe konnten die pariser Ausschüsse diesen blutigen Aufruhr unterdrücken. Mit der Entwaffnung der Vorstadt St. Antoine verlor die jacobinische Partei ihre vorzüglichste Citadelle; so wie sie schon früher an Barrere, Collot d'Herbois und Billaud de Varennes, die am 2. Apr. 1795 nach Cayenne deportirt worden waren, ihre kühnsten Sprecher verloren hatte. Von jenen 14 Deputirten, die das Schreckenssystem wieder hatten einführen wollen, erstachen sich sechs nach ihrer Verurtheilung am 17. Juli und unter diesen der talentvolle Romme. Auch in Toulon hatten die Jacobiner anfangs gesiegt; aber die Conventstruppen besetzten schon den 29. Mai die Stadt wieder. So bereiteten sich die Jacobiner am 20. Mai ihren eigenen Sturz. Militärcommissionen verurtheilten sie überall als Terroristen zum Tode, und die Mordsucht der herrschenden Partei des sogenannten Moderatismus eilte auch hier der Justiz vor. Die bald darauf entworfene Constitution vom 23. Juni 1795 und die am 27. Okt. d. J. in Wirksamkeit getretene Directorialregierung unterdrückten die letzten Bewegungen der Jacobiner und Terroristen, bis zu der Hinrichtung Baboeufs und seiner Mitverschworenen den 25. Mai 1796. Als aber die Constitution von 1795 durch den Sieg der Directoren Barras, Reubel und Larevaillere am 18. Fructidor (4. Sept. 1797) vernichtet schien, erhob sich der Jacobinismus einiger Ränkemacher aufs neue. Er suchte in die Stellen der gesetzgebenden Räthe einzudringen; fand aber nirdens einen Vereinigungspunkt. So blieb ihm nichts übrig, als seine Energie, durch die jetzt Einzelne in der Verwaltung sich auszeichneten. Sie fanden es bald ihrem Vortheile gemäß, der republikanischen Schwärmerei zu

entsagen. Dagegen erhielten sie einen mächtigen Stützpunkt an dem Manne vom blutigen 13. Vendemiaire, der die Gewalt des Schreckens und der Lüge in seiner militärischen Dictatur wieder aufrichtete, in Napoleon Bonaparte, dem von Mercier treffend so benannten Robespierre à cheval. Früher selbst Sanscülotte und Terrorist lebte er seit dem 9. Thermidor (28. Juli 1794) zurückgesetzt und vergessen, bis ihn Barras hervorzog, und ihn neben sich an die Spitze der Truppen stellte, um die bewaffneten Bürger der pariser Sectionen am 13. Vendemiaire (5. Okt. 1795) mit Kanonen niederzuschießen. — Ueber alle diese Ausschweifungen jener politischen Volksgesellschaft, und über die Greuel des Terrorismus vgl. man Mallet du Pan: Correspondance politique pour servir à l'histoire du Républicanisme françois. Hamb 1796. 8. und J. B. Sirey: Du Tribunal révolutionnaire Paris an III. 8.; auch v. Archenholz: die pariser Jacobiner in ihren Sitzungen. Hamb. 1793. 8. Da die französischen Jacobiner überall den Königshaß laut verkündigten, so entstand der Wahn, daß es eine, durch jacobinische Emissarien gestiftete, democratisirende Propaganda gäbe; und man verfolgte, oft mit blinder Leidenschaft, jede freimüthige Regung des rechtlichen Freiheitssinnes in andern Ländern, z. B. in Rußland. Auch mußte Polen, als es sich 1791 eine neue Verfassung geben wollte, unter den Ursachen des Krieges, den Vorwurf des Jacobinismus nennen hören. Selbst Großbritannien blieb von dieser Jacobiner-Riecherei nicht frei. Das Aergste aber war, daß man oft Philosophie, Natur- und Staatsrecht mit Jacobinismus verwechselte. Wer diesen, der Ruhe so vieler wackern Männer nur zu oft nachtheilig gewordenen Argwohn, der selbst in Wien, durch des berüchtigten D. Hoffmanns Betrieb, zu einer geheimen Polizei und politischen Inquisition Anlaß geben konnte, und das weitgesponnene Gewebe von Vermuthungen der Einbildungskraft und Furcht näher kennen lernen will, der lese des Schotten Robinson Proofs of a Conspiracy against all the Religions and Governments of Europe etc. 4. edit London 1798. 8. und die auf Robinsons Schrift, auf das Gießner und Hoffmanns Journal, und auf ähnliche Beschuldigungen des Parteigeistes gegründete wortreiche, aber inhaltsleere, gegen Philosophie und geheime Gesellschaften überhaupt gerichtete Anklage des Abbé Barruel: Mémoires pour servir à l'histoire du Jacobinisme, 5 vol. 8. Hambourg, 1800, womit noch folgende, in ähnlichem Geiste abgefaßte Schrift verbunden werden kann: Lettres d'un voyageur à l'Abbé Barruel, ou nouveaux documens pour ses mémoires. Londres 1800. 8. Uebrigens ist der Geist des Jacobinismus in Frankreich nicht gedämpft. Die innern Ursachen, welche ihn hervorbrachten, sind noch vorhanden. Er wagte es sogar seit 1814 in der Partei der Ultra's, (s. d.) welche man deshalb weiße Jacobiner nannte, wieder thätig zu werden. Dagegen hat sich Napoleons Anhang, oder die Zahl der rothen Jacobiner, seit 1815, sehr vermindert, mit welchen man aber die sogenannten Liberalen keineswegs verwechseln darf. Vgl. Frankreich, Ludwig XVIII., und das franz. Ministerium in den Zeitgenossen H. XIX. K.

Jacobinerorden, s. Dominicaner.

Jacobiten heißen die monophysitischen Christen im Orient, welche bei den kirchlichen Streitigkeiten des 6ten Jahrhunderts bedrückt und zerstreut, von einem syrischen Mönche, Jacob Bardai, oder Janzalos († 578), unter Justinians Regierung zu einer selbst-

ständigen Religionspartei vereinigt wurden. Sie nannten sich aus Dankbarkeit nach dem Namen dieses Stifters ihrer Hierarchie und Kirchenordnung, und hatten in Syrien, Aegypten und Mesopotamien zahlreiche Gemeinden mit Bischöfen und Patriarchen. Wegen ihrer Trennung von der katholischen Kirche, konnten sie unter der Herrschaft der Araber, die sich seit der Mitte des 7ten Jahrhunderts des Orients bemächtigten, nur gewinnen. Da jedoch die ägyptischen Jacobiten die Gunst der Araber mißbrauchten, kam es 1352 zu einer Verfolgung derselben, nach welcher sie sehr vermindert, in ihrer Religionsübung eingeschränkt, und von ihren asiatischen Brüdern allmählich getrennt, eine besondere Secte bildeten, die noch jetzt unter dem Namen Copten (s. d. Art.) in Aegypten besteht. Innere Uneinigkeiten und politische Ursachen veranlaßten um dieselbe Zeit die Absonderung der abyssinischen und armenischen Monophysiten von dem Hauptstamme der Jacobiten, der sich nach manchen Unionsversuchen der Päpste noch jetzt in Syrien und Mesopotamien als eine unabhängige Secte behauptet, und aus etwa 30 bis 40,000 Familien besteht. Diese Jacobiten gehorchen zwei von den türkischen Statthaltern bestätigten Patriarchen, deren einer unter dem Titel des antiochenischen zu Diarbekir oder Aleppo residirt, und die syrischen, der andere, im Kloster Saphran bei Mardin, die mesopotamischen Gemeinden regiert. Die Gewohnheit der Beschneidung vor der Taufe und die Lehre von der einigen Natur Christi, haben sie mit den Copten und Abyssiniern gemein, weichen aber übrigens weniger als die andern monophysitischen Parteien von der Verfassung und Liturgie der orthodoxen griechischen Kirche ab. — Nicht zu verwechseln sind mit dieser alten Monophysitensecte die Jacobiten, oder non-jurors (Eidweigerer), in England, welche sich nach dem 1688 vertriebenen Könige Jacob II. nannten, und (weil ihr Unterschied von der anglicanischen Kirche nur darin bestand, daß sie den neuen Königen den Eid verweigerten, und um nicht für sie, sondern für die Stuarte beten zu dürfen, eigene Versammlungen hielten), mehr unter die politischen als kirchlichen Parteien gehörten. Als Anhänger des Prätendenten hatten sie ihren Sitz vorzüglich in Schottland, wurden aber nach der Niederlage desselben (1745) sehr vermindert, und da er endlich (1788) zu Rom gestorben war, bewogen, für Georg III. zu beten. Dennoch hatte Sinclair nach dieser Zeit noch eine kleine Gemeinde von non-jurors in der Parochie Duffus gefunden, welche ihre eigene Kirche haben und einen Prediger besolden, um für Könige zu beten, die nicht mehr existiren. E.

Jacobson (Israel), jetzt (1818) einige funfzig Jahre alt, ward zu Halberstadt aus einer reichen und angesehenen jüdischen Familie geboren, und verheirathete sich mit der Tochter des vormaligen Hofagenten Herz Samson zu Braunschweig. Durch diese Familienverhältnisse gerieth er mit dem Hofe daselbst in Verbindung, und ward, nach dem Tode seines Schwiegervaters, von dem Herzoge von Braunschweig zum Hofagenten ernannt. Der Herzog, welcher reiche und thätige Leute begünstigte, schätzte Jacobson, der sich auf mannichfaltige Weise nützlich zu machen wußte, zog ihn häufig zu Rathe, und gab ihm Beweise seines vorzüglichen Wohlwollens. Er ward, unmittelbar vor der französischen Invasion, zum geheimen Finanzrathe ernannt, und leitete als solcher nicht bloß mit der Feder, sondern auch mit der praktischen Thätigkeit eines Banquiers, die Finanzen verschiedener Fürsten. Nach der Gründung des ephemeren westphä-

lischen Reichs, ward er von dem Hofe zu Cassel in Geschäfte der mannichfaltigsten Art verwickelt. Jacobson wollte seinen Einfluß zu einem höhern Zwecke, zu einer religiösen und sittlichen Reformation seiner Nation, benutzen, und auf seinen Betrieb ward, unter dem Namen Consistorium, ein oberster Gerichtshof in Cassel gegründet, von welchem alle religiösen und sittlichen Angelegenheiten der jüdischen Nation in Westphalen in letzter Instanz verhandelt werden sollten. Jacobson selbst ward zum Präsidenten dieses Consistoriums ernannt. Aber schon vor der durch die Ereignisse des Jahrs 1813 erfolgten Auflösung desselben hatte er, dem durch die Anmaßungen des westphälischen Hofes seine dortige Existenz verleidet worden war, mit Beseitigung aller Handlungsgeschäfte, sich auf eins seiner Güter zurückgezogen, wo er in ruhiger Abgeschiedenheit lebte. Für seine Fähigkeit als Geschäftsmann sprechen seine Vermögensumstände; Freund und Feind sind darin einverstanden, daß er zu speculiren verstehe; wir können aber hinzusetzen, daß sein Speculationsgeist nicht an dem Kleinlichen und Aengstlichen haftet, auch das Unwürdige verschmäht, und gern Großes ins Auge faßt, das neben dem Gewinn auch Ehre bringt. Seiner Nation hat er mit Consequenz und Beharrlichkeit genutzt: an vielen Orten in und außer Deutschland sind ihr, auf seine wirksame Verwendung, drückende Bürden aller Art abgenommen, und die Juden sind selbst dadurch mehr oder weniger zu bürgerlichen Menschen geworden. Seine Maßregeln zur religiösen Verbesserung der Juden haben den Werth aller halben Maßregeln und sind nicht mit Nachdruck verfolgt worden. Jacobson hat zu Seesen, zwischen Braunschweig und Göttingen, eine Schulanstalt gestiftet, an deren wohlthätigen Einrichtung sowol Christen als Juden Antheil genommen haben. Hier wurde auch 1810 der auf seine Veranstaltung erbaute jüdische Tempel, unter dem Namen Jacobstempel, eingeweiht. Die einträglichsten Stellen auf seinen Comptoiren waren vorzugsweise mit Christen besetzt, und Christen von allen Gattungen, Gelehrte, Offiziere und Bürger, fanden bei ihm eine fast immer sichere Abhülfe ihrer Bedrängnisse. Noch müssen wir anführen, daß Jacobson nicht allein eine gründliche Kenntniß der hebräischen Sprache besitzt, sondern auch der Mosaischen Gesetzgebung, so wie überhaupt der jüdischen Theologie, ein gründliches, umfassendes und (wie wenigstens in der letzten Zeit deutlich geworden ist) auch kritisches Studium gewidmet hat.

Jagd, Jägerey, oder Waidewerk ist die Wissenschaft oder Kunst, nützliches Wild in gehöriger Menge und angemessenem Zustande zu erhalten, schädliches aber zu vermindern, oder, den Umständen gemäß, ganz auszurotten, und beides auf die zweckmäßigste Art zu benutzen. Die Jagd zerfällt demnach in zwei Hauptabtheilungen, deren erste sich mit der Naturgeschichte des Wildes, der Wildzucht, und dem Wildschutz beschäftigt, deren zweite aber die Lehren von der Habhaftwerdung des Wildes durch Tödtung oder Fang und der Wildbenutzung enthält. Letztere ist es auch, die man besonders unter dem Worte Jagd oder Waidewerk zu verstehen pflegt, obwol sie ohne den ersten Theil nur kurze Zeit bestehen, und dann in sich selbst zerfallen muß. — Natürlich ist es, daß der zweite Theil der Jagdwissenschaft oder die eigentliche Jagd überall der frühere war. — Ueberall denkt der Mensch bald daran, Thiere, die ihm lästig oder gefährlich werden, von sich entfernt zu halten, oder zu tödten, und bald findet er ihre Bedeckungen als Kleider, ihr Fleisch al

Nahrung zu vortheilhaft, um nicht auch minder schädliche Thiere zu verfolgen, und wo möglich zu erlegen: das thätige frische Leben bei diesem Geschäfte, die mancherlei Abentheuer, und die Freude über glücklichen Ausgang der Jagd machen ihn eben so begierig auf ihre Wiederholung, als diese, bei der genauen Kenntniß von den Sitten und Eigenthümlichkeiten des Wildes, mit immer geringern Schwierigkeiten verbunden wird; und so ist der Jäger schon von Anfang an gezwungen, sich mit der Naturgeschichte der jagdbaren Kreaturen um so mehr bekannt zu machen, als er von seiner Beschäftigung größern Vortheil ziehen will. Allein die Bemerkung, daß das Wild sich bei uneingeschränkter und regelloser Verfolgung, in nur etwas bebaueten Ländern, bedeutend verringere, mußte bald auf die Nothwendigkeit einer gewissen Schonung und Hegung desselben aufmerksam machen, und sogar der Wilde wird sich scheuen, wenn er nur einige geläuterte Begriffe hat, ein tragendes Thier zu erlegen. — Das Vergnügen, das aber auch bald die Herrschenden im Volke an der Jagd fanden, mochte nach und nach Gesetze über den Wildschutz bewirken, und, als späterhin Jagdreviere an besondre Besitzer kamen, wurden diese zur Schützung und Hegung des Wildes durch ihren eigenen Vortheil um so mehr bewogen. — Als die Jäger aber, so wie andre Künstler, besondre Kasten zu machen anfingen, entstand auch unter ihnen, wie unter jenen, eine besondre Kunstsprache, die nicht bloß ihres alten Herkommens wegen, sondern auch deswegen beibehalten ward und zu werden verdient, weil sie in kurzen und zum Theil sehr bezeichnenden Ausdrücken Dinge ausspricht, die sonst weitläuftiger Beschreibungen bedürfen, und auch durch diese kaum deutlich werden möchten. — Die Naturgeschichte des Wildes, wie der Jäger sie kennen muß, besteht nicht nur in der Wissenschaft von dem Bau der innern und äußern Theile und der Classification und Benennung desselben, seinem Aufenthalt, seiner Nahrung und Fortpflanzung, sondern besonders auch in der Kenntniß der Eigenthümlichkeiten in seinem Leben und Benehmen, seinen Geschlechts- und Altersverschiedenheiten, und seinen Spuren oder Fährten. Wie wichtig besonders dieser letztre Theil der Jagd-Naturgeschichte sei, wird daraus erhellen, daß von einem wahren Jäger die Schätzung (das Ansprechen) eines jeden stärkern Wildes aus der bloßen Spur verlangt wird, daher auch ein solcher ein hirsch- und fährtengerechter Jäger heißt. — Die Lehre von der Wildzucht beruhet auf der Kenntniß von den Verhältnissen, die jeder Wildart zuträglich oder nachtheilig sind, von dem einer jeden Wildgattung zuträglichsten Boden und Orte, von dem gehörigen Verhältniß in der Menge einer jeden Wildgattung zur andern, und des männlichen und weiblichen Wildes derselben Gattung gegen einander, und den Regeln, wie man neue Wildstände im Freien oder in Thiergärten anlegen, oder gesunkenen wieder aufhelfen könne. Der Jäger, der auf Kenntnisse in der Wildzucht Anspruch machen will, wird also wissen, daß das Rothwild nur große ruhige zusammenhängende Laubholzwaldungen mit naheliegenden Wiesen, Aeckern und klarem Wasser liebt; daß das Damm- und Rehwild weniger große und ruhige, aber trockne, und daß Sauen Brücher und mit Eichen und Buchen besonders angefüllte Waldungen vorziehen. Er wird letztre gar nicht oder nur in geringer Menge und nur in großen Revieren dulden, wenn Edel-, Damm- und Rehwild sich gehörig vermehren soll, und endlich nicht mehr männliches Wild dulden als füglich beschlagen, nicht

mehr weibliches, als beschlagen werden kann. Er wird wissen, wann es Zeit ist, dem Wilde gegen den Winter durch künstliche Fütterungen zu Hülfe zu kommen, damit es nicht verkümmere, Salzlecken oder Sulzen zu errichten, und einen Thiergarten mit den wenigsten Kosten und auf die den Umständen angemessenste Art anzulegen verstehen. Ob es gut sei, bei bevorstehendem Winter manche Arten von Wild einzufangen und in Ställen oder Zimmern bis zum Frühjahre zu erhalten, wird er, den Verhältnissen nach, erwägen; — kurz, alles was der Vermehrung und Gedeihung jagdbarer Thiere zuträglich ist, wird er wissen und ins Werk zu setzen suchen. — In so fern der Jäger aber alles, was dem Wilde nachtheilig werden könnte, abzuhalten sucht, übt er den Wildschutz; dieser besteht also einerseits in der möglichsten Vertilgung alles Raubzeuges, der Wölfe, Füchse, wilden und verwilderten Katzen, der Marder, Iltisse, Wiesel, und der Raubvögel; andrerseits in strenger Aufrechthaltung der Gesetze gegen Wilddieberei, zu vieles und unzeitiges Jagen, Verletzungen der Schonzeit und unbefugte Beunruhigungen der Wälder. — Die Wildjagd, oder die Kunst auf die zweckmäßigste Art jagdbare Thiere in seine Gewalt zu bekommen und die dazu nöthigen Instrumente und Hülfsmittel, in so fern dieß möglich ist, selbst zu verfertigen und in brauchbarem Stande zu erhalten, geht also durchaus aus den ersten Theilen der Jagdwissenschaft hervor, und kann nur bei Anwendung jener dauernden Nutzen und Vergnügen gewähren; so wie denn auch jene Theile wieder nur durch gehörige Uebung der Jagd selbst in richtiger Anwendung erhalten werden können. — Die Jagd theilt man aber, in Hinsicht ihres Gegenstandes, oder der zu jagenden Thiere, in Hohe- und Nieder-, oder, in einigen Gegenden, in Hohe-, Mittel- und Niederjagd; zur hohen Jagd gehören im nördlichen Deutschland das Roth-, Damm-, Reh- und Schwarzwild, der Bär, Wolf und Luchs, das Auer- und Birkwildpret, der Fasan, der Trappe, Kranich, Focken und Schwan. Alles übrige rechnet man zur niedern Jagd: wo aber eine Mitteljagd existirt, da rechnet man zu dieser das Reh- und Schwarzwild, das Birk- und Haselwildpret und den großen Brachvogel. — Das Raubzeug indessen, mag es zur hohen oder niedern Jagd gehören, soll billig von jedem Jagdberechtigten geschossen werden können, auch keine Ansprüche auf irgend eine Schon- oder Hegezeit machen dürfen; denn der Schade, den seine Vermehrung erzeugt, wiegt bei weitem den Vortheil des zur Winterszeit bessern Balges auf: auch ist diese Einrichtung, unseres Wissens, schon in mehrern Ländern eingeführt. — Die Jagd auf hohes sowol als niedres Wild wird nun, den Umständen nach, auf sehr verschiedene Art betrieben: die älteste Weise und die gewiß jeder rechte Jäger allen andern vorzieht, besteht darin, daß man im Walde oder Felde umherschleicht, dem Wilde, wenn man dergleichen erblickt, unbemerkt näher zu kommen sucht, und es dann durch einen Schuß mit Feuergewehr erlegt; dieß Verfahren ist es, was man bei Hochwild Pürschgang oder Waidewerken, bei Niederwild aber Suche zu nennen pflegt; obwol man bei der Suche nicht immer grade das Wild zu beschleichen sucht, sondern diesem, da es weder so scheu ist als das Hochwild, noch so weit gesehen werden kann, gewöhnlich, wenn es entfliehen will, ohnehin nahe genug ist, um es schießen zu können. Den Pürschgang macht gewöhnlich ein Jäger allein oder zwei in Gesellschaft, damit der Eine, während der Andre sich anschleicht, sich auf dem

Wechsel (oder dem Orte, durch welchen das Wild zu ziehen pflegt) vorwerfen, und auch zu Schusse kommen könne; da es indessen auch dem besten Schützen begegnen kann, einen Schuß zu thun, der das Wild weder sogleich noch nach kurzer Zeit niederstreckt, so pflegt man beim Pürschgange einen Hund mit sich zu führen, der darauf abgerichtet ist, der blutigen Fährte des angeschossenen (kranken) Wildes zu folgen (der auf den Schweiß gearbeitet ist). — Man führt diesen an einer Leine (Schweißriemen) mit sich, bringt ihn auf den frischen Schweiß und folgt so der Fährte, bis man das Wild wieder erblickt, welches nun entweder todt (verendet) ist, oder durch einen neuen Schuß zu Boden gestreckt wird. Der beste Schuß für alle Arten von Hochwild ist der mit der Kugelbüchse auf das Blatt (Schulterblatt) von der Seite, worauf es nach einigen Sätzen gewöhnlich todt niederfällt. Kann man es aber (nur nicht die Sauen, da man von diesen den Kopf zum Gericht liebt) auf den Kopf, oder im Halse durch die Wirbel schießen, so stürzt es auf der Stelle (im Feuer). — Bei der Suche, die besonders Hasen, Feldhühner, Schnepfen oder Bekassinen, doch auch vieles andre Haar- und Federwildpret zum Gegenstande hat, bedarf man ebenfalls eines Hundes, der durch seinen Geruch (Nase) das Wild ausfindig zu machen weiß, es aufsucht, und, indem er in einer bestimmten Stellung davor stehen bleibt (markirt), den Jäger darauf aufmerksam macht: dieser nähert sich dann so viel als nöthig, läßt den Hund einspringen, und erlegt dann das aufgestobene Wild, welches nun vom Hunde apportirt wird. — Eine zweite Art der Jagd ist der Anstand, Ansitz oder die Cur: diese bestehet darin, daß man sich kurz vor Sonnenauf- oder Niedergang auf einem Platze verbirgt, durch welchen das Wild von oder zu Holze zu ziehen pflegt, um von hier aus einen Schuß anzubringen: für jede Art von Haar- und Federwild ist diese Art der Jagd anwendbar, sobald nur die bestimmten Wechsel auf dem Lande oder die Stellen eines Wassers, wo etwa Wassergeflügel aufzufallen pflegt, ausgemacht sind. Auch pflegt man manche Arten von Wild durch Nachahmung ihres Locktones (z. B. den Rehbock durch das sogenannte Blatten) und Wölfe und Füchse durch den Ton eines geängsteten Hasen anzulocken und zu schießen. — Fast eben so allgemein anwendbar ist das Treibjagen, wo eine bestimmte Zahl von Schützen sich in einer Linie, einem Winkel oder einem halben Monde verborgen anlegt, während eine verhältnißmäßige Zahl von Treibern in einem halben Monde ihnen entgegenrückt und so das zwischen der Treiblinie (Wehr) und den Schützen befindliche Wild auf letztere zutreibt. — Auch bei diesen letzten Arten von Jagden werden, wenn der Gegenstand derselben in Hochwild bestand, Schweißhunde, ging die Jagd aber auf Niederwild, Hühnerhunde erfodert, um das etwa krank geschossene Wild verfolgen und stellen, oder apportiren zu können. — In Gegenden, wo das Wild nicht sehr zahlreich ist, pflegt man dasselbe durch Jagdhunde, (Braken, Wildbodenhunde) aufsuchen und sich zutreiben zu lassen, um es so zu erlegen. — Ferner gibt es mancherlei Jagden, bei welchen der Bezirk, in welchem Wild (gewöhnlich Hochwild) stehet, mit Netzen, Lappen oder Tüchern, zum Theil oder ganz umstellt, und dann in diesem eingestellten Bezirke erlegt wird, und die Contra-, Kessel-, Bestätigte, Fang-hauptjagden u. s. w. genannt werden, je nach dem die Netze und dergleichen auf die eine oder andre Art angewandt werden; alle diese Jagden zwecken gewöhnlich darauf ab, in kurzer Zeit und mit

Bequemlichkeit viel Wild zu erlegen, und werden mithin meistens nur zum Vergnügen von großen Herren gegeben. Doch pflegt man auch wol bei Treibjagden auf Haasen Prellnetze hinter die Schützenlinie zu stellen, um die Jagd einträglicher zu machen; auch wird bisweilen das mit Tüchern umstellte Wild nicht erlegt, sondern eingefangen, um entweder in Thiergärten ausgesetzt, oder zum Vergnügen gezähmt zu werden. — Außer diesen Arten von Jagden, bei deren vielfachen Modificationen der Mensch doch immer die Hauptrolle spielt, gibt es nun auch viele, bei denen Hunde mehr thun müssen als Menschen. Den obersten Platz verdient unter diesen die Parforcejagd, bei welcher ein Hirsch (fast immer ein starker Rothhirsch) von einer großen Anzahl (Meute) besonderer Hunde, die man Parforcehunde nennt, so lange verfolgt wird, bis er aus Müdigkeit oder Zorn sich stellt, worauf dann durch eine Kugel auf den Kopf, oder einen Stich (Fang) hinter dem Blatte ins Herz seinem Leben ein Ende gemacht wird. Da es bei dieser Jagd nicht auf Wildbenutzung abgesehen, die Meute sehr kostbar zu unterhalten ist, und überdieß viele Jäger zu Pferde, und ein eigends dafür mit gebahnten Wegen versehenes Revier dazu erfoderlich ist, so kann sie nur ein Vergnügen für große Herren sein. Mehr der großen Kosten und der Unruhe wegen, die die Parforcejagd in Revieren verursacht, ist sie jetzt seltner geworden, als weil man sie für zu grausam hielt: denn so oft ihr dieser Vorwurf auch gemacht worden ist, so ist doch so viel gewiß, daß ein Jeder beim fröhlichen Läuten der Meute, den Hornfanfaren, dem Peitschenknallen und dem ganzen Gejauchze der Jagd alles andre vergißt, und sich nach Wiederholung des Vergnügens sehnt. — Auch andre Arten von Wild, als Haasen, Füchse, Dächse und Sauen pflegt man, in so fern die Hunde darauf gearbeitet sind, einem bestimmten Individuum dieser Creaturen anhaltend zu folgen, parforce zu jagen. Gewöhnlicher aber ist bei diesen Wildgattungen das Hetzen, wozu man sich bei Haasen und Füchsen der Windhunde, bei Sauen der schweren Hatzhunde, und bei Dächsen der Dachshunde bedient. — Füchse und Dächse werden außerdem in ihren Bauen durch krummläuftige Hunde (Dächsel) aufgesucht und festgemacht, worauf man dann an dem Orte, wo man den Hund am deutlichsten bellen hört, den Bau aufgräbt und seinen Einwohner mit einem Haken oder einer Zange hervorzieht und todtschlägt. — Außer den Hunden bedient man sich noch des Frettchens, indessen bloß zu der Kaninchenjagd; man verlegt die Eingänge eines Kaninchenbaues mit Netzen, und läßt ein oder mehrere Frettchen hinein, worauf dann die Kaninchen herausfahren, und sich in den Netzen fangen. Die Falken, die man in frühern Zeiten zur Jagd auf Haasen, Reiher und andres Wild abrichtete (abtrug), sind jetzt fast ganz außer Gebrauch gekommen. Wol aber gehört zu den bei der Jagd zu gebrauchenden Thieren das Pferd, nicht blos, in so fern man bei der Parforcejagd, dem Hetzen u. s. w. beritten sein muß, sondern auch besonders, weil dieß treue und kluge Thier, vor dem sich das Wild nicht scheuet, sich so abrichten läßt, daß es, in einer weidenden Stellung dahin schreitend, dem nebenher gehenden Jäger als Schirm dient, um nahe an das Wildpret zu kommen. — Dieß sind die, wenigstens in unsern Gegenden gebräuchlichen Arten, die Jagd auszuüben; außer ihnen gibt es aber auch viele Arten, das Wild durch Fallen, Netze und andre Vorrichtungen todt oder lebendig in seine Gewalt zu bekommen. Dem Hochwild pflegt man jedoch, außer

den oben erwähnten Fangjagen, nicht auf diese Art nachzustellen, selten auch den Haasen und Feldhühnern: am öftersten aber dem Raubzeuge, Wölfen, Füchsen, Mardern und den Wildgattungen, die man, wie Otter und Biber, selten zu Schuß bekommt, weil sie sich zu gut zu verbergen wissen, und den geringen Federwildgattungen, deren Einzelne man keines Schusses werth hält, wie Drosseln und Lerchen. — Außer den Wolfs- und Bärengruben, die in unsern Gegenden wohl kaum noch gebraucht werden, und den Selbstschüssen, die, ihrer Gefährlichkeit für Menschen und Hausvieh wegen, ziemlich abgekommen sind, mögen wohl die sogenannten Prügel- und Mordfallen die ältesten sein, bei denen das Wild, wenn es am Köder nascht, durch einen herabfallenden Balken erschlagen wird. Am gebräuchlichsten auf Wölfe, Füchse, Biber, Ottern, wilde Katzen, Marder und Iltisse sind aber die sogenannten Schwanenhälse oder Berlinereisen und die Tellereisen, die entweder mit Köder versehen, das Wild anlocken, oder auf dessen Wechsel gestellt werden, so daß es hineintreten muß. Auf Wölfe und Füchse pflegt man auch die Angeleisen zu legen, welche, wenn das Wild den daran gesteckten Bissen ergreift, durch mittelst einer Feder auseinander schnellende Widerhaken demselben im Rachen sitzen bleiben; und zum Fange der Raubvögel hat man eigene Fangapparate, Habichtsstoß und Rönne genannt, bei denen der auf eine Taube oder dergleichen herabstoßende Räuber selbst ein Netz über sich herzieht. — Die Netze sind entweder so beschaffen, daß das Wild (meist Federwild) in dieselben hineinstößt und sich darin verwickelt und hängen bleibt, oder so, daß das im Bereich der Netze einfallende oder sich befindende Wild von demselben überdeckt wird. Zu den ersten gehören außer den oben berührten Fanggarnen für Hochwild noch die Klebgarne, welche vertical an Stangen aufgehängt werden, und unter denen die Taggarne für Lerchen und der sogenannte Schnepfenstoß am bekanntesten sind. Jene, die Lerchentaggarne, bestehen aus 5 und mehrern Reihen oder Wänden 6 bis 7 Fuß hoher Garne, welche, zur Zeit des Sonnenunterganges gegen Morgen gestellt, und worauf die Lerchen zugetrieben werden: der Schnepfenstoß aber ist ein luftgraues Netz, welches auf freien Waldplätzen, wo Schnepfen zu streichen pflegen, zur gehörigen Zeit in solcher Höhe aufgezogen wird, daß die durchstreichenden Schnepfen hineinstoßen, und sich verwickeln müssen. Ferner gehören hieher noch der Entenfang, die Treibzeuge auf Fasanen, Feldhühner und Wachteln, und die Steckgarne auf Haasen und Hühner, die entweder busenreich, oder so gestellt werden, daß sie sich allmählich verengern. Zur zweiten Abtheilung von Netzen aber gehören: der Tyraß, ein ziemlich großes Netz, welches von zweien Personen so geführt wird, daß ein durch den Hühnerhund markirtes Feldhuhn, eine Wachtel oder Bekassine damit überzogen, und beim Herausstieben gefangen wird: und die Heerde oder Schlaggarne, welche so gelegt werden, daß man sie mittelst einer Leine zuziehen, und die, durch Lockton, Köder oder Ruhr- und Lockvögel herbeigezogenen Wasserschnepfen, Bekassinen oder kleinern Singvögel damit überdecken kann. — Eine andere Art, sich des Wildes durch Fangaparate zu bemächtigen, sind die Schlingen. Mit einfachen Schlingen oder Fangschlingen von geglühetem Drath fängt man Haasen oder Wiesel, mit eben solchen einfachen Schlingen oder Laufbohnen von Pferdehaaren Schnepfen, Enten und auch wol andres Wild, indem man diese auf die Wechsel stellt, so daß das Wild hineintreten oder mit dem Kopf hineinfahren muß. Hängebohnen und Sprenkel, de-

ren man sich zum Fange der Drosselarten und mancher Singvögel bedient, sind so eingerichtet, daß die durch Beeren angelockten Vögel, entweder indem sie mit dem Kopfe durch eine Schlinge fahren, oder indem sie auf ein Stellholz treten, welches abspringt, am Halse oder den Füßen gefangen werden. — Außerdem fängt man kleinere Vögel auch wol durch Leimruthen, und mag, wenn man will, auch das Vergiften des Raubzeuges durch mit Krähenaugen oder Arsenik eingeriebenes Luder zur Jagd rechnen, obwol letztres Verfahren als unwaidmännisch nur dem Nichtjäger und nur gegen Wölfe erlaubt sein sollte. — Die Wildbenutzung oder der Theil der Jägerei, welcher sich damit beschäftigt aus der Jagd den möglichsten Nutzen zu ziehen, erfodert: die Kenntniß der gehörigen Jagdzeiten für jede Art von Wild; die Beurtheilung, wie viel dem Wilde ohne Nachtheil für künftige Zeiten Abbruch gethan werden dürfe; die Kunst das Wild auf die seinem Werthe am wenigsten nachtheilige Art zu erlegen, eben so aufzubrechen, abzuwirken und zu zerlegen, seinen Transport zweckmäßig einzurichten, die Bälge gehörig zu conserviren, und endlich die Berechnungen des Geldertrages regelmäßig zu führen. Auch dieser Zweig der Jagdwissenschaft ist mithin mit den andern unmittelbar und so verbunden, daß alle in einander eingreifen und keiner ohne den andern bestehen kann, und mit Recht mag daher das edle Waidewerk für eine rechte und würdige Kunst oder Wissenschaft anzusehen sein. Slj.

Jagellonen, s. Polen.

Jahn (D. Friedrich Ludwig), gegen das J. 1778 geboren, vom Moniteur le nommé Jahn genannt, eine Prophetennatur alter Zeit — etwas dämonisch; ein offenes Auge für alles Volksthümliche — in Bildern redend so wie die Männer der alten Zeit — von der Zeit getrieben und die Zeit treibend; — Organ von dem was sich in der Zeit bewegt. So wie die Dinge stark werden, wenn sie ihr Organ gefunden — so wie die Reformation stark wurde, als sie in jenem kühnen Mönche ihr Organ gefunden, der die Bulle des Papstes auf offenem Markte verbrannte — so werden umgekehrt die Organe wieder stark, weil sie die Ausgeburt der Dinge sind, und ein einzelner Mönch konnte es mit dem Priesterreiche auf den sieben Hügeln aufnehmen, das fast ein Jahrtausend in stolzer Ruhe geherrscht, weil in diesem Mönche sich der Geist seiner Zeit bewegte, und ihn stark machte, weil er die Ausgeburt desselben war. Diese volksthümliche Naturen haben einen offenen Sinn für alles was sich im Volke bewegt — für alles was volksthümlich ist — oder wie Buchholz es nennt, gesellschaftlich. Zuerst offenbart sich dieses in der Sprache, welche ein Werk der Gesellschaft ist, und die durch Propheten, Weltweise und Dichter gebildet und bereichert worden. Wie sich in Luther der Reichthum der Muttersprache bewegte, so bewegt sich dieser Reichthum in Jahn, und so wie jener, so vermag dieser neue Worte und Wortstellungen einzuführen, die dem Volke genehm sind. Denn die Weltweisen, Propheten und Dichter vertreten in dieser Eigenschaft das Volk; — woher es dann den Philistern immer unmöglich gewesen ist, irgend ein neues Wort oder eine neue Wortstellung einzuführen, gerade weil die Philister Niemanden vertreten als sich selber. Und doch sind sie immer geneigt, sich mit Sprachverbesserungen abzugeben, obgleich solches durchaus ihres Amtes nicht ist. Jahns Sprache ist noch nicht entwickelt, sie ist noch unvollendet; — aber es liegen große Züge in ihr, wie man in seinen

Deutschen Volksthum (1809, N. Aufl. 1817.) steht, und in der Vorrede zu seinem Turnbuche. An diese Prophetennaturen schließt sich gern die Jugend an, vermöge eines einnehmenden dunklen Triebes. Diese Jugend führte Jahn des Sonnabends vor das Thor ins Freie, und hier wurden körperliche Uebungen mit Laufen, Springen, Klettern, so wie die Jugend solches gern mag, angestellt. Dieses war der Anfang der Turnkunst (S. d. A.), die aus einem kleinen Keime sich immer mehr entwickelte, und als eine besondre Einrichtung im Volke bis 1819 bestand. Da sich viel Geschrei über die Schädlichkeit der Turnkunst erhob, so ließ der Minister des Innern die Sache durch eine Commission untersuchen, die gerade das Gegentheil fand, welcher Bericht auf Befehl des Ministers öffentlich bekannt gemacht wurde. In der Folge erhielt Jahn als Lehrer der Turnkunst von der Regierung einen Jahrgehalt von tausend Thalern. — Jahns Art und Weise offenbart sich am klarsten in seinem Handeln. Als zur Franzosenzeit die Viktorie auf dem Brandenburger Thore fehlte, fragte er einen Knaben, wo die geblieben, und was er sich dabei denke? Dieser antwortete: Je nun! die Franzosen hätten sie mit nach Paris genommen, und er dächte sich nichts dabei. So wie er dieses gesagt, gab ihm Jahn eine Ohrfeige und sagte ihm: Nun denkst du auf ein andermal dabei, daß du helfen mußt, daß sie von Paris zurückkomme, und wieder aufs Brandenburger Thor. Den andern Tag hieß es in Berlin, daß Jahn toll geworden; er habe einem Knaben eine Ohrfeige gegeben, weil er sich nichts dabei gedacht, daß die Viktorie nicht mehr auf dem Brandenburger Thor sei, da doch jeden Sonntag Tausende durchs Thor nach den Zelten gingen, um Bier zu trinken und um politische Gespräche zu führen, die sich nichts dabei dächten. Indeß gab diese Geschichte doch Veranlassung, daß manche sich was dachten, wenn sie durchs Brandenburger Thor gingen. Als 1813 der König öffentlich zur Sache seines Hauses und seines Volkes übertrat, nach Breslau ging, und von hieraus die große Bewegung des Volks und die Bewaffnung der ganzen Nation anfing, war Jahn mit in dieser Bewegung, und sein Wirthshaus in Breslau wurde das große Werbehaus für die Freiwilligen. Um diese Zeit war es, wo der Moniteur einen großen Zorn gegen ihn faßte, obwol er ihm schon früher nicht gewogen war. Jahn führte ein Bataillon, welches indeß an der Steckenitz keine Gelegenheit gehabt, sich auszuzeichnen. Vielleicht hatte Jahn etwas unternommen, was ein anderer besser hätte machen können, der an Talent tief unter ihm stand. — Die Disciplin soll nicht immer die strengste gewesen sein — und als ihm hierüber einmal Vorstellungen gemacht wurden, in einem Augenblick, wo ein großes Blutbad unter den Gänsen und den Hammeln eines Dorfes angerichtet wurde, antwortete er: Was thut das? Wenn nur die deutsche Sache triumphiret — wenn auch ein halbes Duzend Hammel und Gänse drauf gehen. Als der Feldzug geendet, und ungefähr 6000 eiserne Kreuze ausgetheilt wurden, erhielt Jahn weder das der ersten noch das der zweiten Classe, ungeachtet der großen Verdienste, die er sich um die deutsche Sache erworben. Indeß da Görres, Arndt und Koppe es ebenfalls nicht erhalten haben, so ist es eine Art von Auszeichnung, welche sich diese, deren Namen sich wechselsweise ehren, wohl können gefallen lassen. Die Ordenscommission hat andre vorgeschlagen. Im J. 1814 schrieb Jahn die Runen-Blätter.

Im J. 1815 war er mit in Paris und hielt deutsche Reden im Café de l'Europe im Palais Royal. Er saß da mit seinem großen Barte und seiner kahlen Glaze, die eine Fortsetzung der Stirnhaut bis an das Hinterhaupt ist, und redete mit großem Eifer zu seinen Landsleuten, so sich allda versammelten. Die Franzosen, die auch etwas von dem nommé Jahn gehört, blieben an den Fenstern stehn und sagten: le voilà-celui-ci, wobei sie einige Redensarten fahren ließen, aus denen hervorging, daß sie ihn für einen Nachkömmling des Alten vom Berge hielten — und daß er so eine Art von einem deutschen Assassinenfürsten sei, der seine Ergebenen auf allen deutschen Turnplätzen habe. Er hatte die Genugthuung, daß er noch auf dem Triumphbogen Napoleons stand, und der Abnahme der venetianischen Pferde beiwohnte, wozu jene Ohrfeige am Brandenburger Thore wie so vieles andre, das ihre mit beigetragen und mit dazu geholfen. Im J. 1817 hielt er Vorlesungen über das deutsche Volksthum in Berlin, wo der Saal immer gedrängt voll war. Er wollte in demselben Jahre eine Reise durch verschiedene Städte Deutschlands machen und in diesen dieselben Vorlesungen halten, allein das Turnwesen machte seine Gegenwart in Berlin nöthig. Später wurde die Turnanstalt, weil die Form der Jahn'schen Gymnastik politisch verdächtig schien, geschlossen. Er selbst wurde im Juli 1819 ohne Prozeßform, als demagogischer Umtriebe verdächtig, verhaftet, und erst nach Spandau, dann nach Cüstrin gebracht, und zuletzt vor eine Immediat-Commission in Berlin gestellt. Kurz vorher hatte er einen Ruf als Professor nach Greifswalde angenommen. Zu Berlin und an andern Orten wurden Subscriptionen für seine Familie eröffnet. Noch ist seine Straffälligkeit nicht rechtlich entschieden; bis dahin bleibt er als Festungsgefangener in Colberg. — Jahn und Zeune waren bisher der Mittelpunkt der deutschen Gesellschaft in Berlin. Er ist verheirathet uud hat mehrere Kinder. Auch lebt seine Mutter noch. Bg.

Jahr heißt der Zeitraum, in welchem die Erde ihren Lauf um die Sonne einmal vollendet, und die davon abhängigen Veränderungen in der Natur zurückkehren; ferner auch der Inbegriff derjenigen Veränderungen in der Natur und in dem Menschenleben, welche in diesem Zeitraume vorgegangen sind. In der ersten Bedeutung sagt man z. B. ein verflossenes, ein künftiges Jahr, in der zweiten, ein gesegnetes oder ein unglückliches Jahr. In der Vorzeit, wo man glaubte, daß sich die Sonne um die Erde bewege, nannte man diesen Zeitraum ein Sonnenjahr. Es ist bei allen cultivirten Nationen das Jahr das größte Maß für die Begebenheiten in der Zeit. Die Bestimmung des Sonnenjahrs, welche tiefe Kenntniß der Astronomie und genaue Beobachtung foderte, konnte nur nach und nach mit Genauigkeit erfolgen. Nach Herodot waren die Aegypter die ersten, deren Bestimmungen sich der wahren Größe des Sonnenjahres näherten. Sie theilten es in 12 Monate, jeden zu 30 Tagen, so daß ihr Jahr 360 Tage enthielt. Die Bewohner des hundertthorigen Thebens aber, welche auf den Lauf des Mondes keine Rücksicht nahmen, setzten noch 5 Tage hinzu. In der Folge bemerkten sie zwar, daß der Hundsstern (Sirius), dessen Wiedererscheinung vor Sonnenaufgang die Ueberschwemmung des Nils ankündigte, alle vier Jahr um einen Tag später aus den Sonnenstrahlen hervortrat, allein das Jahr von 365 Tagen war mit ihrer Festrechnung so verwebt, daß eine Aenderung mit Schwierigkeit verbunden war; und wiewol die Feste jähr-

ich fortrückten und in andere Jahreszeiten fielen, so blieb doch jene Bestimmung, bis Aegypten unter die Herrschaft der Römer kam, wo die Zeitbestimmung Jul. Cäsars eingeführt wurde. In Griechenland hatte man das Jahr richtiger zu 365 1/4 Tag bestimmt, und der griechische Astronom Sosigenes hatte dies dem Julianischen Calender zum Grunde gelegt (s. Calender). Aber schon der Astronom Hipparchus in Alexandrien hatte ungefähr 150 J. vor der Christlichen Zeitrechnung durch Beobachtung gefunden, daß das Sonnenjahr um 5 Minuten kürzer sei, als 365 1/4 Tag, d. i. 365 T. 5 St. 55 Min. Seine Verbesserungsvorschläge blieben unbeachtet. Die genauen Beobachtungen in der neuern Zeit haben aber gelehrt, daß das Jahr um 11 Min. 15 Sec. kürzer sei als das Julianische. La Lande bestimmt es auf 365 T. 5 St. 48 Min. 35 Sec. 30 Tertien; v. Zach auf 365 T. 5 St. 48 Min. 48,016 Sec. Diese so genau bestimmte Zeitperiode nennt man das astronomische Jahr, von welchem das bürgerliche in den Calendern unterschieden werden muß. Das letztere hat, weil man dort die Tage nicht theilen kann, nur 365 Tage, und stimmt daher mit dem astronomischen nicht völlig überein. Da die übrigen 5 St. 48 Min. 45 Sec. 20 Tert. alle 4 Jahre fast einen Tag ausmachen, so wird alle 4 Jahre zwischen dem 23sten und 24sten Februar ein Tag eingeschaltet, und dieser heißt Schalttag. Ein Jahr, welches auf diese Weise 366 Tage bekommt, heißt Schaltjahr, jedes andere aber ein gemeines Jahr. Unter Mondenjahr versteht man die Zeit der 12 Umdrehungen des Mondes, welche nach La Lande 354 T. 8 St. 48 Min. 37 Sec. ausmachen. Das Mondenjahr ist daher 10 Tage 21 St. kürzer als das Sonnenjahr. Viele alte Völker zählten nach Mondenjahren. Ein festes Jahr findet dann Statt, wenn die Nachtgleichen und Jahreszeiten bei bestimmten Tagen bleiben; rücken aber diese fort, so nennt man das Jahr wandelbar. So war das Julianische Jahr ein wandelbares, das Gregorianische dagegen ist ein festes. Endlich ist noch der Unterschied zwischen dem tropischen, siderischen und anomalistischen Jahre zu merken. Das oben genannte astronomische Jahr nämlich, heißt auch das tropische, weil seine Dauer von der Rückkehr der Sonne zu den Nachtgleichen oder Sonnenwenden (Tropen) abhängig ist. Hievon unterscheidet sich das siderische Jahr (die Zeit, welche die Sonne anwendet, um wieder zum nämlichen Fixsterne zu gelangen), und welches 20′ 5,7″ länger ist; und das anomalistische um 26′ längere Jahr, d. h. derjenige Zeitraum welchen die Sonne gebraucht um einen gewissen Punkt ihrer Bahn, der der Punkt der Sonnenferne heißt, wieder zu erreichen. Das Jahr der Juden besteht aus 12 Monaten, welche mit 29 und 30 Tagen abwechseln. Ihr Schaltjahr hat einen ganzen Monat mehr, welcher zwischen den 6ten und 7ten Monat eingeschoben wird. Ihr Neujahrstag ist der Tag des ersten Neumondes nach der Herbstnachtgleiche. Innerhalb der 19jährigen Periode, nach welcher sie rechnen, haben sie 7 Schaltjahre, nämlich das 3te, 6te, 8te, 11te, 14te, 17te und 19te. Bei den Persern hat schon 1079 nach Christi Geb. der Sultan Gelal ein Jahr eingeführt, welches dem astronomischen Jahre näher kommt, als das Gregorianische. Bei diesem fällt 7mal nach einander alle 4 Jahre ein Schaltjahr ein, das 8te Mal aber nach 5 Jahren erst. Die Republikaner in Frankreich bedienten sich eines festen Jahres, welches ebenfalls genauer als das Gregorianische war. Die Periode von 86,400 Jahren foderte 20,929 Schalttage, daher

wurde am Ende des Jahrs ein Tag eingeschaltet, so oft die Herbstnachtgleiche auf den 2ten Tag des neuen Jahrs fiel. (S. den Art. Calender).

Jamaica, eine von den großen Antillen, 270 Quadratmeilen groß, liegt unter dem 18 Gr. N. B. und 60 Gr. W. L., und ist die wichtigste Insel der Engländer in Westindien. Colombo entdeckte sie auf seiner zweiten Reise 1494, und nannte sie St. Jago. Sein Sohn Diego war der erste spanische Gouverneur auf derselben. Damals war die Bevölkerung der Insel sehr zahlreich; allein die Urbewohner wurden mit unerhörter Grausamkeit vertilgt, und in wenigen Jahren gegen 60,000 niedergemacht. Im J. 1654 schickte Cromwell eine Flotte dahin, welche die Insel für die Britten eroberte und ihr den Namen Jamaica beilegte. Da viele unzufriedene Royalisten und mehrere Pflanzer aus Barbados dahinzogen, so ward sie bald wieder volkreich und angebaut, so daß nach wenigen Jahren 60,000 Weiße und 120,000 Neger auf derselben lebten. Allein in dem schrecklichen Erdbeben, welches 1692 fast der ganzen Oberfläche der Insel eine andere Gestalt gab, kamen mehr als 13,000 Menschen um; dieß Unglück ward durch eine nachfolgende Pest noch um ein großes vermehrt. Seit der Zeit hat sich Jamaica nie wieder ganz erholt, so daß die ganze Volksmenge im J. 1797 nahe an 320,000 Köpfe betrug, unter denen etwa 40,000 Europäer, die übrigen aber sämmtlich Neger und Mulatten waren. Das Klima der Insel ist ungesund, am Tage heiß, in der Nacht kalt und feucht; der Boden aber ist vortrefflich angebaut. Er erzeugt fünf Achteltheile von allem in Großbritannien nöthigen Zucker, Casse, Cacao, Indigo und Baumwolle, hat schöne Waldungen (vorzüglich Mahagonyholz), vortreffliche Weiden, auch den Zimmtbaum, der aus Ceylon dahin verpflanzt worden ist. Im innern Gebirge der Insel gibt es eine kleine Negerrepublik, mit einer Stadt von ungefähr 2000 Seelen, welche die Engländer für unabhängig erklärt haben. Die vorzüglichste Stadt ist Kingston; Port-Royal ist ein guter Hafen Die Insel wird durch einen königlichen Gouverneur, zwölf Räthe und durch Repräsentanten des Volks regiert.

Jamblichus, ein berühmter eklektischer Philosoph aus Chalcis in Cölesyrien unter der Regierung Constantin d. G. Er machte sich als Schwärmer, Prophet, Geisterbeschwörer und Wunderthäter berühmt und war ein Anhänger des Plotinus und Schüler des Porphyrius. Man gab ihm sogar den Beinamen des Göttlichen, und er hatte einen großen Anhang. Manche wunderbare Dinge wurden von ihm erzählt und auch geglaubt, die seinen Ruf noch mehr verbreiteten. Von seinen vielen Schriften ist noch übrig ein Bruchstück über Pythagoras, worin von diesem berühmten alten Philosophen manches Seltsame und Unglaubliche berichtet wird. (Neueste Ausgabe von Kiesling, Leipzig 1816.) Eine andere Schrift unter seinem Namen über die ägyptischen Mysterien ist, wie Meiners gezeigt hat, der Unächtheit höchst verdächtig.

James (St.) heißt der königliche Pallast in Westminster zu London, in welchem, nach dem Brande des Schlosses zu Whitehall, seit 1694 die Könige von England ihre gewöhnliche Residenz haben. Daher heißt der Hof, oder das Cabinet zu St. James so viel, als der englische Hof, oder die englische Regierung. Das Gebäude selbst ist alt, und nicht sonderlich groß. Merkwürdig darin sind die große Haupttreppe, der Audienzsaal, der große Saal, die große Antichambre, in welcher sich der König und die königliche Familie jeden Sonn-

tag, Montag und Freytag dem Publikum zu zeigen pflegte, ferner die königliche lutherische, die holländische, die französische Capelle u. s. w. Bei diesem Pallaste befindet sich, unter dem Namen St. James-Park, ein vortrefflicher Garten mit schönen Promenaden. An ihn stößt der Green-Park. Die Gegend umher wird für die gesundeste in ganz London gehalten.

Janitscharen (durch Verstümmelung entstanden aus Jenkidschari, Jen-Ytschjeri) heißt der beste und sehr in Ehren stehende Theil des türkischen Fußvolks. Dieses Corps ward unter Murad oder Ammurath I. im Jahre 1362 errichtet, und bestand aus 8000 bis 9000 Mann. Dieser wollte sein Reich durch eine Miliz erhalten, die an Mannszucht und Strapazen gewöhnt, und durch besondere Vortheile und Vorrechte an den Dienst gekettet wäre. Nachdem er seine Eroberungen in Europa bis an die Donau erweitert hatte, hob er daher das fünfte Christenkind in seinem Reiche aus, das über 15 Jahre alt war, und überließ es zwei bis drei Jahre lang der Aufsicht von Landleuten, welche es an Strapazen gewöhnen, und in der mahomedanischen Religion unterrichten mußten. Hierauf übte man diese jungen Leute in den Waffen, und suchte durch die Gewöhnung an Blutvergießen alles Mitleid in ihnen auszutilgen. War dieß geschehen, so wurden sie den Janitscharen einverleibt. Ihren Namen haben sie einem Derwische zu danken, der sie bei der Einweihung Jen-Ytschjeri, d. h. neue Soldaten nannte, und einem der Befehlshaber seinen Rockärmel auf den Kopf legte, weßwegen noch jetzt an allen Janitscharen-Mützen, die hoch und von weißer Farbe sind, eine Art von Aermel herabhängt. Die Zahl der eigentlichen Janitscharen der Pforte erstreckt sich nur auf 40,000 Mann; doch dürfte das ganze Corps, welches den Namen derselben führt, leicht an 150,000 Mann stark sein. Anfangs wurden sie nur durch Christenkinder, jetzt aber durch geborne Türken, ja auch häufig durch Janitscharen-Kinder recrutirt. Ihr höchster täglicher Sold ist, Kleidung und Essen abgerechnet, 12 bis 15 Asper (60 machen einen Thaler); doch haben sie viele Vorrechte, und sind von vielen Abgaben, selbst vom Kopfgelde frei. Sie sind in 162 (196) Regimenter (Kammern, Orta's) eingetheilt, deren jedes nicht über 800 Mann, gewöhnlich aber weit weniger enthält. Ein jedes solcher Regimenter hat einen obersten Befehlshaber (Aga), einen Unterbefehlshaber (Orta-Baschi), einen Hauptmann (Schiurbaschi), und einen Koch, der in großem Ansehn steht, und dessen Staatskleidung mit silbernen Löffeln, Messern und dergl. behangen ist. Ueber der Stirn tragen sie ein ledernes Futteral, in welchem ein hölzerner Löffel steckt, ohne welchen sie nie erscheinen. Das größte Mißgeschick setzen sie in den Verlust ihrer Kochtöpfe oder Feldkessel, die sie mehr als ihre Fahnen achten. Sie führen eine lange schwere Flinte, einen kurzen Säbel, ein Messer, und im Gürtel ein Pistol, welche Waffen in Friedenszeiten in Constantinopel verwahrt werden, wofür sie dann blos einen langen Stab führen. Sie greifen den Feind gewöhnlich ohne Ordnung und mit dem lauten Ausruf: Allah (Gott) wüthend an; müssen jedoch, da sie ganz ohne Taktik fechten, gegen geübte Soldaten stets verlieren, weßwegen sie auch jetzt bei weitem nicht mehr so furchtbar, als ehemals, besonders in der Mitte des 17ten Jahrhunderts, sind. Außer den eigentlichen Janitscharen, welche die reguläre türkische Infanterie ausmachen, gibt es noch eine aus 100,000 Mann bestehende Armee, die ebenfalls Janitscharen heißen, aber nur

eine aus Handwerkern bestehende Landmiliz sind. Diese dienen gänzlich ohne Sold, sind durch alle Theile des Reichs zerstreuet, und ziehen äußerst selten zu Felde. Aus den eigentlichen Janitscharen wird die Leibwache des Sultans genommen, welcher sich jedesmal bei seiner Thronbesteigung in eine Orta derselben mit dem bestimmten Solde von 7 Asper für den Tag einschreiben läßt. In den Orta's herrscht übrigens eine große Ordnung und Reinlichkeit, so wie in dem Corps selbst ein gewisses Point d'Honneur, welches keinem Diebe, keinem lüderlichen Menschen ꝛc. den Aufenthalt in demselben gestattet. Auch liefert das Militärinstitut der Janitscharen das einzige Beispiel eines öffentlichen Anathema oder Banns, welches in der ganzen Geschichte der Ottomanen vorkommt. Während der Entthronung Osmanns II. wagte es ein Janitschar von der 65sten Compagnie, seine Hand gegen den gefallenen Monarchen zu erheben, und ihn öffentlich in den Straßen der Stadt zu schmähen. Murad III., der Bruder und Nachfolger Osmanns, bestrafte den Frevel, indem er die ganze Compagnie vernichtete. Das Andenken an das Verbrechen, so wie an die Strafe, wird erhalten und jeden Monat zweimal erneuert. Am Mittwoch nämlich, wo man an die verschiedenen Kammern die Lichter vertheilt, wird die 65ste Compagnie zwar aufgerufen, ihre Ration in Empfang zu nehmen, aber bei dem zweiten Aufrufe spricht ein Offizier folgende Worte aus: „Laß ihre Stimme schweigen; laß sie gänzlich erloschen sein." Die Reformen, welche man mehrmals mit dieser Miliz hat vornehmen wollen, haben wegen der Vorrechte der Janitscharen den heftigsten Widerstand gefunden und mehrere Revolutionen zur Folge gehabt.

Jansen, Jansenismus, Jansenisten. Jansen (Cornelius), geb. 1585, Lehrer der Theologie zu Löwen, und seit 1636 Bischof zu Ypern in den Niederlanden, verdankt seine Celebrität, die den Namen des ältern, als Exeget bekannten Corn. Jansen (Bischof zu Gent, † 1571) verdunkelt, dem herrschenden Interesse seines Jahrhunderts an den theologischen Streitigkeiten über die Gnadenwahl und den Gnadenbeistand. (S. d. Art. Gnade.) Hauptsächlich durch die verschiedenen Darstellungen dieser Lehre beim Augustinus, der sich gegen die Manichäer anders als gegen die Pelagianer ausdrücken mußte, wurden sie im Zeitalter der Reformation von neuem angeregt, und die Unbestimmtheit und Inconsequenz der päpstlichen Erklärungen in dieser Sache gab ihnen freies Feld selbst in der katholischen Kirche, wo der Stolz und Ordensneid der Dominikaner und Augustiner, die sich zu dem strengen antipelagianischen Lehrbegriffe Augustins bekannten, auf der einen, und die Ränke der, auf mildere Auslegungen desselben ausgehenden Franziskaner und Jesuiten auf der andern Seite, diesen ärgerlichen Streit immer lebhafter unterhielten. Ein Triumph für die letztern schien 1567 die Verdammungsbulle des Papstes über 76 Sätze aus den Schriften des Kanzlers und Inquisitors zu Löwen, Michael Bajus († 1589), eines gelehrten Vertheidigers der Augustinischen Ansicht. Aber zu weit war auf der andern Seite der spanische Jesuit Ludwig Molina († 1600) in seinem mehr als semipelagianischen Commentar zur Dogmatik des heil. Thomas von Aquino gegangen. Die lebhaften Molinistischen Streitigkeiten nöthigten den Papst 1598 zur Niedersetzung der Congregation de auxiliis (einer Commission zur Untersuchung der Meinungen vom Gnadenbeistande) zu Rom, und da diese den Frieden nicht zu stiften vermochte, 1611 zu dem weisen Gebot eines gänzli-

chen Stillschweigens der streitenden Orden über diese Lehre. Jansen, welcher dem auf der löwener Universität immer noch geltenden, streng Augustinschen Lehrbegriffe zugethan war, starb 1638 zu Ypern, unangefochten im Rufe ausgezeichneter Sittenreinheit und Frömmigkeit. Sein Augustinus aber, ein Buch, in welchem er die Augustinische Lehre von der freien Gnade aufgefrischt, und, mit wenig verhüllter Anfechtung des Semipelagianismus der Molinisten, als die wahre Orthodoxie empfohlen hatte, regte bei seinem Erscheinen (1640) den Streit von neuem auf. Seine Anhänger erklärten die Bulle Urbans VIII., die dasselbe auf Betrieb der Jesuiten 1643 verbot, für untergeschoben, die Universität Löwen protestirte feierlich wider das Verbot, und auch in Frankreich konnte es den Beifall nicht unterdrücken, mit welchem angesehene Theologen, besonders die Nonnen von Port-Royal, Jansens Augustinus aufnahmen. Jansens alter Freund, der als Führer dieser Nonnen und eifriger Gegner der Jesuiten, so wie durch seinen Mysticismus und seine düstere Frömmigkeit bekannte Abt von St. Cyran, Jean du Vergier de Havranne († 1643), hatte hier schon die Gemüther darauf vorbereitet. Die Gelehrten von Port-Royal, Nicole, Perrault, Pascal, dessen Provinzialbriefe alte Sünden der Jesuiten aufgedeckt hatten, und vor allem das jüngste von den 20 Kindern des durch seine siegreiche Vertheidigung der pariser Universität gegen die Jesuiten berühmten Advocaten Arnauld, Anton Arnauld, geboren 1612, seit 1643 Doctor der Sorbonne, der den größten Theologen und Philosophen seiner Zeit an Beredsamkeit überlegen und an Gelehrsamkeit gewachsen war: Männer, die eben so durch seltene Talente und Kenntnisse, als durch aufrichtige Religiosität und unbescholtene Tugend ausgezeichnet, sich anerkannte Verdienste um die Wissenschaften erworben haben, übernahmen die Vertheidigung des Jansenismus, und die Bulle, in welcher der Papst 1653 fünf Sätze aus Jansens Augustinus besonders verdammte, fand schon eine bedeutende Gegenpartei. Diese 5 Sätze: „1) Gewisse Gebote Gottes können „von den Frommen nicht gehalten werden, und es fehlt ihnen, auch „wenn sie den Willen dazu haben, hinreichender göttlicher Beistand; „2) den Gnadenwirkungen kann im Naturzustande Niemand widerstehen; 3) um von Gott etwas zu verdienen, darf der Mensch nicht „eben frei von aller (auch innerer) Nothwendigkeit, sondern nur frei vom „(äußern) Zwange handeln; 4) die Ketzerei der Semipelagianer bestand darin, daß sie lehrten, der Naturmensch habe das Vermögen, „die zuvorkommende innere Gnade auszuschlagen, oder anzunehmen; „5) es ist semipelaganisch geredet, daß Christus für alle Menschen „gestorben sei;" standen wirklich in Jansens Schrift, seine Anhänger machten aber den feinen Unterschied, daß sie darum nicht gerade Jansens Sätze, und in dem Sinne zu verwerfen wären, in dem er sie gemeint. Hieraus entstand die interessante Frage, ob der Papst, dem man das Urtheil über die Richtigkeit vorgetragener Glaubenswahrheiten noch nicht absprechen wollte, auch befugt sei, über den Thatbestand eines historischen Factums zu entscheiden. Alexander VII. wagte dieß 1656 in einer besondern Constitution, worin er unumwunden behauptet, Jansen habe die 5 Sätze wirklich in dem verworfenen Sinne gemeint, und setzte die Jansenisten dadurch in die Alternative, entweder zu widerrufen, oder sich von der römischen Kirchengemeinschaft zu trennen. Ob nun wol ihre Protestation gegen diese unerhörte Anmaßung des römischen Hofes, wissen und bestim-

men zu wollen, was ein verstorbener Schriftsteller sich bei Aeußerungen, die eine doppelte Auslegung zuließen, gedacht habe, keinen Unbefangenen befremden konnte; so wurde sie doch für eine Anfechtung der Infallibilität des Papstes angesehen, und selbst von Ludwig XIV. übel aufgenommen. Denn dieser, in Sachen der Religion von den erbitterten Jesuiten abhängige, und jede Aeußerung eines edeln Freiheitsgefühls fürchtende Despot fing seit 1661 an, sich in diesen theologischen Streit zu mischen, und die bei Hofe als Bußprediger und Rigoristen ohnehin verhaßten Jansenisten mit den strengsten Maßregeln zu verfolgen. Da indeß ihr Anhang unter dem französischen Clerus und den Großen des Reichs zu bedeutend wurde, als daß man sie hätte zur unbedingten Unterschrift der Bulle Alexanders VII. zwingen können, verschaffte ihnen der Vergleich mit Clemens IX., 1668, worin ihnen eine bedingte Unterschrift erlaubt war, und das Mißverständniß der Höfe von Rom und Versailles über die spanischen Angelegenheiten, auf einige Jahre Ruhe. Zwar starb 1697 ihre vornehmste Gönnerin, Anna, Herzogin von Longueville, die als vornehmes Werkzeug der Fronde berühmte Schwester des großen Condé, und Arnauld ging in demselben Jahre, um persönlichen Verfolgungen auszuweichen, ins Exil nach den Niederlanden, wo er jedoch bis an seinen Tod (1700) der eifrigste und geachtetste Sprecher des Jansenismus blieb. Aber Innocenz IX. († 1689) ein Freund der Tugend und des Rechts, begünstigte diese Partei in eben dem Grade, als Ludwig XIV. und die Jesuiten ihm entgegenwirkten. Auch machten die Jansenisten sich dieses Vorzugs und der Gunst des bessern Theils der Gebildeten in Frankreich würdig. Daß sie den Vortrag der Theologie von hierarchischen Fesseln zu befreien, und eine genauere Bekanntschaft des Volks mit der Bibel zu befördern suchten, der gedankenlosen Werktheiligkeit und dem todten Formelwesen eine ernstliche Theilnahme des Geistes und Herzens an den Uebungen der Andacht, und strenge Sittlichkeit im Leben entgegenstellten, waren unleugbare Verdienste, neben denen die Uebertreibungen einer immerwährenden Bußzucht und Selbstpeinigung, durch die sie als Schüler Augustins ihren Ernst zur Heiligung bewähren zu müssen glaubten, mindestens verzeihlicher erscheinen, als die lockern Maximen des Jesuitismus. Um so unverzeihlicher waren sie in den Augen der Jesuiten. Doch blieb der Jansenismus, ungeachtet aller Bedrückungen von Seiten des Hofes, nicht nur das stille Bekenntniß vieler Gutgesinnten, sondern sogar länger, als zu erwarten stand, in der Mode. Pater Quesnels moralische Betrachtungen über das neue Testament, in dieser Zeit das gelesenste Buch, gaben ihm neue Nahrung. Die Sorbonne entschied 1702 den Gewissensfall (cas de conscience), ob ein des Jansenismus verdächtiger Priester die Absolution ertheilen könne, bejahend, und der allgemein geachtete Erzbischof von Paris, Cardinal von Noailles, brauchte seine Gewalt nicht strenger gegen die Jansenisten, als es zum Frieden der Kirche nöthig war. Clemens XI. handelte anfangs in demselben Sinne, allein La Chaise († 1709), und dessen Nachfolger in der Seelsorge Ludwigs XIV., der Jesuit Le Tellier, drangen auf gewaltsamere Schritte, worin sie der König, dessen kranker Phantasie Jansenismus und Aufruhr gleich galt, redlich unterstützte. Quesnel, nun das Oberhaupt der Jansenisten, wurde aus der Reihe der Väter des Oratoriums ausgestoßen und ins Exil gejagt, wo er 1709 zu Amsterdam starb, sein N. T. 1708 verboten, das Kloster Port-Royal des Champs, das

man als die Festung der Jansenisten betrachtete, durch die königliche Polizei 1709 aufgehoben, die Nonnen zerstreut, die Gebäude niedergerissen, und das Werk der Finsterniß endlich durch die dem Papste von Le Tellier abgezwungene Constitution Unigenitus 1713 gekrönt. Diese nicht weniger von grober Unwissenheit, als von wüthender Rachsucht dictirte Bulle, verdammte 101 Sätze aus Quesnels Testament, welche hier zwar nur im Jansenistischen Sinne verstanden werden sollten, aber im Grunde meist Sprüche der Bibel, lithurgische Formeln und Lehrsätze orthodoxer Kirchenväter waren: daher sie nur Unwillen und Spott erregte, und die Zahl der Freunde des Jansenismus vermehrte. Ludwig XIV. starb 1715 über den Bemühungen, sie in Frankreich geltend zu machen; und bei dem Indifferentismus des Regenten, konnte Noailles mit dem größten Theile des franzöſ. Clerus ungeahndet wider diese Constitution an ein zu haltendes allgemeines Concilium appelliren. Obwol die Jansenisten diese Appellation zuerst einlegten, so sind sie doch nicht mit den Appellanten (ſ. d. Art. Unigenitus) zu verwechseln, denn viele der letztern verwarfen die Bulle, ohne sich zum Jansenismus zu bekennen. Indeß hatten sie in Frankreich gleiches Schicksal, da die Minister Dübois und Fleury, aus Gefälligkeit gegen den Papst, auf unbedingte Annahme der Bulle drangen, und alle Weigerer nachdrücklich verfolgten. Viele Jansenisten wanderten nach den Niederlanden aus, die Blüthe ihrer Partei neigte sich zu Ende, und die Wunder (Genesungen und plötzliche Bekehrungen) am Grabe ihres durch wüthende Selbstpeinigungen früh aufgeriebenen Heiligen François de Paris († 1727), konnten nur für Schwärmer und den pariser Pöbel Beweiskraft haben. Die seit 1731 aufgekommenen Rasereien der Convulsionärs, Menschen, die auf dem Grabe dieses wunderlichen Heiligen in Krämpfe und Zuckungen geriethen, und den Jansenismus mit begeisterten Worten anprieſen; der Securisten, die sich zu ihren Zuckungen noch besondere Hülfe leisten, und mit Fußtritten, Schlägen und Stichen martern ließen; der Naturalisten und Figuristen, welche bald die Hülflosigkeit des unbegnadigten Naturmenschen, bald die Reinheit der Kirche Christi durch unanständige Entblößungen darzustellen suchten; der Discernanten und Mentangisten, die sich über die Frage stritten: ob Gott oder der Teufel die Convulsionen hervorbrächte, und andere schwärmerische Jansenisten- und Appellanten-Parteien mehr, mußten eine Sache, deren man ohnehin nach gerade müde ward, vollends lächerlich machen, und die ernstlichen Maßregeln der Polizei, das fortgesetzte Verbrennen der Jansenistischen Bücher, die häufigen Verhaftungen, am meisten aber das höchst natürliche Verlöschen jenes Enthusiasmus sie endlich in Vergessenheit bringen. Seit dieser Zeit hörte der Jansenismus auf, in Frankreich als öffentliche Erscheinung zu bestehen. Seine feine Moral und consequente Theologie behielt zwar auch hier immer Freunde, und eine Partei im Clerus, die durch ihre Bereitwilligkeit zum Constitutionseide in der Revolution bewies, daß sie sich lieber vom Papste, als von ihrer Meinung trennen möchte. Allein wenn auch der alte Zwiespalt der Jansenisten und Molinisten in dem Gegensatze der geschwornen und nichtgeschwornen Priester in Frankreich bis auf die neueste Zeit fortlebte; so hat sich doch nur in den vereinigten Niederlanden ein eigenes, öffentlich anerkanntes kirchliches Institut der Jansenisten gebildet, welches sich, zufolge der auf der Jansenistischen Provinzialsynode zu Utrecht 1763 gefaßten Be-

schlüsse, zwar nicht von der catholischen Kirche ausschließen will, auch den Papst als geistliches Oberhaupt achtet, aber seine Untrüglichkeit läugnet, die Constitution Unigenitus verwirft und davon fortwährend an ein allgemeines Concilium appellirt, dabei den Augustinischen Lehrbegriff und seinen moralischen Rigorismus festhält und den innern Gottesdienst als das vorzüglichste Merkmal der Frömmigkeit betrachtet. Diese Jansenisten, die sich am liebsten Schüler des heil. Augustinus nennen lassen, haben seit 1723 einen eigenen Erzbischof zu Utrecht, und zu Harlem und Deventer Bischöfe, einen Clerus, der der Civilobrigkeit unterworfen, ohne äußere Macht und Reichthum seine Bestimmung um so treuer erfüllt, und eine wohlgeordnete Kirchenverfassung, deren gesetzliche Gestalt und Dauer sie, fortwährend vom Papste als Abtrünnige und Schismatiker verurtheilt, dem Schutze einer protestantischen Regierung verdanken, und auch jetzt noch beibehalten dürfen.

Januarius (der heilige), ehemals Bischof zu Benevent, wurde zu Anfange des 4ten Jahrhunderts als christlicher Märtyrer nach vielen Martern zu Puzzuoli enthauptet, und wird als Schutzpatron des Königreichs Neapel verehrt, dem zu Ehren auch der Januariusorden von Don Carlos, König beider Sicilien, 1738 gestiftet worden ist. Sein Körper liegt zu Neapel in der Cathedralkirche begraben; allein das Haupt nebst zwei Fläschchen von seinem Blute, welches eine fromme Matrone bei seiner Enthauptung aufgefangen haben soll, wird in einer besondern Capelle verwahrt. Von diesem Blute behaupten die Neapolitaner, daß es, auch noch so hart geronnen, dennoch zu fließen anfange, sobald es sich dem Haupte des Heiligen nähere. Jährlich wird am ersten Sonntage des Monats Mai ein Versuch damit gemacht; man glaubt, der Schutzheilige sei vorzüglich gut gegen das Land gesinnt, wenn sich das Blut stark in dem Fläschchen bewege und hellroth werde, da man hingegen aus dem Gegentheil traurige Besorgnisse für das Wohl des Landes faßt.

Janus, eine uralte Gottheit der Römer, welche den Griechen völlig unbekannt war, und für pelasgischen Ursprungs gehalten wird. Die Pelasger glaubten nämlich zwei höchste Gottheiten, unter denen sie sich die Natur und ihre Befruchtung dachten. Zuweilen wurden sie als zwei verschiedene Wesen, männlichen und weiblichen Geschlechts, zuweilen aber auch in einem einzigen vereint dargestellt. Diese Gottheit nahmen nun die Aboriginer von den Pelasgern an und nannten sie Janus. In ihm verehrten sie den Gott der Götter (wie ihn die saliarischen Gedichte nennen), den Regierer des Jahrs und aller menschlichen Schicksale, den Gebieter über Krieg und Frieden. Man bildete ihn mit einem Scepter in der rechten und einem Schlüssel in der linken Hand, auf einem strahlenden Throne sitzend; auch ward er mit zwei Gesichtern vorgestellt (einem jugendlichen und einem bejahrten), von welchen eins vorwärts, das andere rückwärts sah. Einige erkennen darin das Symbol der Weisheit, welches in die Vergangenheit und Zukunft schaut; Andere erklären es von der Wiederkehr des Jahres, der Jahreszeiten oder von den Weltgegenden, da man ihn auch mit vier Gesichtern abgebildet fand; und von seiner doppelten Verrichtung, die Himmelsthür auf- und zuzuschließen. Plutarch endlich erklärte es so, daß Janus die Cultur aus Thessalien nach Latium gebracht habe, daher ein Kopf nach Griechenland, der andere nach Latium schaue. Einige glauben, Janus sei mit der andern höchsten Gottheit der Urvölker Italiens, mit dem Saturnus, in Eine

erson zusammengeschmolzen, worüber man folgende Mythe erzählt. anus war einer der alten Könige der Aborigirer oder Lateiner, er hrte sein Volk den Ackerbau und führte zweckmäßige Gesetze und ottesdienstliche Gebräuche ein. Saturn, von seinen Kindern ver- rieben, flüchtete nach Latium, wurde von Janus gut aufgenommen nd zu seinem Mitregenten erwählt. Unter ihrer Regierung sah La- um sein goldenes Zeitalter. Ovid (in den Fasten 1. 90 u. f. f.) ibt uns die Theologie des Janus. Er war Oberthürhüter im immel und auf Erden, öffnete die Himmelspforte, um den Tag erauszulassen, und verschloß sie wieder, wann er am Abende zurück- ekehrt war. Alle Arten von Ein- und Ausgängen standen unter inem Schutze. Nach ihm hieß die Thür janua, und jeder unver- hlossene gewölbte Durchgang, wodurch man aus einer Straße oder inem Platze in einen andern kam, ein Janus. Er war daher auch er Gott des Tages und des Jahrs, und von ihm hat noch jetzt der rste Monat im Jahre seinen Namen. Ihm war der erste Tag des ahrs und von jedem Tage die erste Stunde heilig; bei allen feier- ichen Opfern machte man mit ihm den Anfang und er ward Vater enannt. Romulus baucte ihm den berühmten Tempel, der nach der Verordnung des Numa bei dem Anfange eines Krieges aufgethan urde, so lange der Krieg dauerte, offen blieb, und nicht eher, als is in allen den Römern unterworfenen Ländern Friede war, wieder eschlossen wurde. Letzteres geschah jedoch in dem langen Zeitraume on 700 Jahren nur drei Mal: das erste Mal unter Numa selbst, um zweiten Male nach dem ersten punischen Kriege, das dritte Mal ach der Schlacht bei Actium.

Japan, Japaner. An der Ostspitze von Asien, zwischen dem 1. und 49. Gr. nördl. Breite, liegt das japanische Reich, eine roße Inselgruppe, die durch Berge, steile Felsen und ein gefährliches Meer fast unzugänglich wird. Sie besteht aus drei großen Inseln:) Niphon, (150 Meilen lang, aber so schmal, daß ihre Breite in er Mitte nur 15 Meilen beträgt) in 49 Provinzen getheilt, in wel- hen Miaco, der Sitz des Dairi, oder geistlichen Kaisers, wo alle Münzen geschlagen und alle Bücher gedruckt werden, Jeddo, die ngeheuere Residenz des weltlichen Kaisers (Kubo, dessen Pallast 5 Stunden im Umfange hat, und allein schon eine beträchtliche Stadt ildet,) am Flusse Tonkay, über welchen eine Brücke geht, von der ie Entfernung aller Orte im Reiche berechnet wird, und Osacco, ine reiche Handelsstadt, die merkwürdigsten Städte sind; 2) Ximo der Kiusiu (40 Meilen lang und 25 breit), aus 9 Provinzen beste- end, und 3) Xicoco oder Sikof (18 Meilen lang und 10 Meilen reit), das 4 Provinzen enthält. Um diese großen Inseln liegen un- ählbare kleine fruchtbare Eilande und kahle Inselberge, die ehedem ahrscheinlich mit dem festen Lande von Asien zusammenhingen, bis sie urch ein Erdbeben von demselben getrennt wurden. Der Flächenraum er gesammten Inseln beträgt 8600 Quadratmeilen. Die Angaben on der Zahl der Einwohner schwanken zwischen 15 und 30 Mil- onen. Japan ist sehr gebirgig, ganz wie die gegenüber liegende üste des festen Landes. Der berühmteste Berg heißt Furi; er t das ganze Jahr mit Schnee bedeckt. Auch gibt es viele Vul- ane. Nur der rege Fleiß der Einwohner hat den unfruchtbaren Bo- en tragbar gemacht. Selbst die steilsten Berge sind angebaut. Der ckerbau ist durch die Gesetze des Staats als Hauptbeschäftigung vor- eschrieben. Ziegen und Schafe sind aus Japan verbannt. Jene

hält man der Cultur für nachtheilig. Baumwolle und Seide ersetzen die Wolle. Schweine gibt es nur in der Gegend von Nangasaki. Ueberhaupt findet man wenig vierfüßige Thiere in Japan, nur Hunde im Ueberfluß. Die Laune eines Beherrschers, der diese Thiere liebte, hat die Zucht derselben durch ein Staatsgesetz angeordnet. Man pflegt sie auf öffentliche Kosten. Es ist ungewiß, ob die Alten etwas von Japan gewußt haben. Erst zu Ende des 13ten Jahrhunderts kamen durch den berühmten Reisenden Marco Polo die ersten Nachrichten von Japan, das er Zipangu nannte, nach Europa. Im Jahre 1541 aber wurden 3 portugiesische Schiffe, die von Siam nach Sina reiseten, durch einen Sturm an die japanische Küste verschlagen; indessen würde auch ohne diesen Zufall dem unternehmenden Handelsvolke das Inselreich schwerlich unbekannt geblieben sein, von welchem seine Seefahrer schon in Sina Nachrichten eingesammelt hatten. Es ward sogleich eine Niederlassung auf der neuentdeckten Küste angelegt und der Jesuit Franz Xaver ging von Indien nach Japan, um den christlichen Glauben auszubreiten. Die Portugiesen hatten im ganzen Reiche freien Zutritt und Handel, besonders auf der Insel Ximo. Eine ihrer Hauptniederlassungen war auf Firando, jetzt Desima, oder der Hafen von Nangasacki. Das Christenthum breitete sich sehr aus, obgleich die einheimischen Priester demselben entgegenwirkten. Die weltlichen Herrscher aber, besonders die kleinen Fürsten, welche unter der Oberhoheit des Kaisers einzelne Landestheile besaßen, unterstützten den neuen Glauben und dessen Verkündiger. Um das J. 1616 war fast die Hälfte christlich, selbst viele kleine Landesfürsten. Ungefähr 50 Jahre hatten die Portugiesen und Jesuiten als Kaufleute und Glaubensprediger das ganze Reich ungehindert durchzogen, als mehrere Umstände ihrem Einflusse ein Ende machten. Eine Revolution raubte (1586) dem japanischen Kaiser alle weltliche Macht, die der erste Staatsdiener, der Kubo, an sich riß, welcher jenen nun zu einem bloßen Hohenpriester herabsetzte. Jejas, der Nachfolger des ersten Gewaltraubers, machte (1617) die Oberherrschaft in seiner Familie erblich. Die beiden neuen Herrscher waren Feinde der Portugiesen und der Missionäre, da ihnen die enge Verbindung der neuen Glaubenspartei und der Einfluß der Jesuiten, welche sich in die politischen Angelegenheiten mischten, und sich gegen die neue Ordnung der Dinge erklärt hatten, gefährlich schienen. Das Betragen der angesiedelten Portugiesen war überhaupt im höchsten Grade unvorsichtig und zügellos. Die Gesandten Portugals verriethen einen unleidlichen Stolz, welcher gegen die geschmeidige Unterwürfigkeit der Holländer, die seit 1611, auf die Versicherung, daß sie von einem andern Glauben als die Jesuiten wären, freien Handel mit allen Häfen des Reichs erlangt hatten, sehr abstach. Nach manchen Verfolgungen wurden endlich, im J. 1637, alle Portugiesen mit ihren Missionären auf ewig aus dem Reiche verbannt, gegen die Christen blutige Strafen verhängt, und die Häfen des Reichs allen fremden Völkern, außer den Holländern, verschlossen. Diese Verfolgung gegen den katholischen Glauben ward 40 Jahre lang fortgesetzt, mehrere Millionen Menschen wurden geopfert. Im J. 1665 wurden in allen Städten des Reichs Inquisitionsgerichte niedergesetzt, welche über den Glauben jeder Familie, ja jedes Einzelnen wachen und ihre Untersuchungen jährlich zu unbestimmten Zeiten erneuern sollten. Die Holländer, welche nicht wenig zu jener Katastrophe beitrugen, traten nun an die Stelle der Portugiesen. Sie und die Sinesen wa-

en von nun an die einzigen Völker, deren Schiffen der Zugang nach apan gestattet ward; aber beide mußten sich die härtesten Bedingungen gefallen lassen. Die Sinesen dürfen nur für 600,000 Thlr. Waaren ausführen, die Holländer nur für 300,000, und auch die letztern nd, seit dem Jahre 1634, wo sie Anlaß zu Argwohn gegeben hatten, abei so eingeschränkt, daß sie nur auf der Insel Desima, die durch ine Brücke mit der Stadt Nangasaki zusammenhängt, landen önnen. Auf dieser Insel, wo ihre Waarenlager sich befanden, leben ungefähr 15 Holländer, welche den Handel betrieben, in der engsten Gefangenschaft, und ohne Begleiter, Aufseher und Dollmetscher urften sie die Stadt nicht betreten. Ungeachtet dieser Beschränkungen nd der Erpressungen, welche sich die Holländer durch Abzüge von den edungenen Waarenpreisen, durch willkürliche Erhöhung des Münzußes bei Rückzahlungen, gefallen lassen mußten, scheint der Handel nit Japan sehr vortheilhaft gewesen zu sein, da die Holländer bis uf die neueste Zeit fortgefahren haben, jährlich 2 Schiffe von Batavia, und zwar große Dreidecker, meist aus Seeland, dahin zu senden. In der Mitte des 18ten Jahrhunderts rechnete man den Gewinn on dem japanischen Handel jährlich zu 4 bis 500,000 Gulden, ohne en Ertrag des Waarenvertriebs in Indien und Europa, und ohne Gewinn der Privatleute, der wenigstens auf 250,000 Gulden geschätzt ward, wovon die Hälfte dem Rathe zu Batavia zufiel. Die Engländer hatten schon im 17ten Jahrhunderte eine Niederlassung auf Firando ngelegt, und bedeutende Handelsvortheile erlangt, aber dieser Handel ging bald wieder verloren; wahrscheinlich weil die Japaner urch die listigen Holländer erfuhren, daß der König von England ine portugiesische Prinzessin zur Gemahlin hatte. In den neuesten Zeiten sind in England alle Vorschläge zur Wiederanknüpfung es Handels mit Japan verworfen worden, da kein Gewinn dabei zu offen war, indem die Rückladungen fast nur aus Kupfer und Campfer bestehen könnten, und der Handel mit dem japanischen Kupfer ie Ausfuhr des englischen nach Indien hindern würde. Auch die Russen denen die japanische Regierung schon 1792 ihre Abneigung, nit ihnen je in Verbindung zu treten, erklärt hatte, haben neuerlich versucht, eine unmittelbare Handelsverbindung mit Japan inzuknüpfen, aber ohne Erfolg. (S. Krusensterns Reise.) — Die Japaner sind eine ähnliche Mischung des malayischen und mongolischen Volksstammes, wie die Sinesen, von welchen sie höchst wahrscheinlich hre Cultur erhalten haben. Japanische Kunst, Zeitrechnung, Arzneikunde und Astrologie sind rein sinesisch. Die jetzigen Bewohner stammen entweder aus Sina oder aus Corea, oder aus beiden zugleich; aber durch stürmische Wogen von der übrigen Welt getrennt, sich selbst iberlassen, und befreit von spätern Einfällen der Nachbarn, bildeten ie sich zu einem originellen, selbstständigen Volke. Ihre Sprache deutet keineswegs auf fremden Ursprung. Sie hat nur sehr wenige sinesische Wörter und keine Aehnlichkeit weder mit dem Mantschu, noch mit dem Kurilischen. Die japanischen Wörter sind nicht einsylbig, wie die sinesischen; Conjugationen und Syntax sind ganz eigenthümlich. Sie sind die gesittetste und gebildetste Nation in Asien; ein edles stolzes Volk, witzig, verständig, bildsam und gelehrig. Wissenschaften und Künste schätzen sie selbst an andern Völkern, welche sie sonst, theils wegen ihrer schlechten Aufführung, theils wegen der schimpflichen Behandlung, die sich dieselben aus Gewinnsucht gefallen lassen, verachten. Seit der Ankunft der Europäer und durch diese belehrt, haben die Ja-

yaner sich in mehreren Wissenschaften hervorgethan. Geschichte, Astronomie und Arzneikunde werden am eifrigsten betrieben. Dichtkunst, Musik und Malerei werden ebenfalls geschätzt, und in der letzten haben es die Japaner weiter gebracht, als die Sinesen. Sie schreiben sich, wie diese, die Erfindung des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst zu. Die Kinder werden früh in die Schulen geschickt und sehr strenge erzogen. Bücher auszuführen ist verboten, wenigstens solche, die Nachrichten von der Regierung und dem Lande enthalten, deßgleichen Landcharten und Münzen. Eben so strenge ist die Einführung fremder Religionsbücher verboten. Die holländ. Schiffe müssen, wenn sie ankommen, dem japanischen Befehlshaber von Nangasaki ihre Religionsbücher in einer Kiste überliefern, welche sie bei ihrer Abreise wieder erhalten. Die Japaner sind geschäftig und arbeitsam, dabei aber äußerst wollüstig, grausam und zur Rachsucht, die oft erst nach langer Zeit Befriedigung sucht, geneigt. Ihr Aberglaube wird durch eine, jede Aufklärung hindernde Hierarchie und eine zahlreiche Geistlichkeit genährt. Die Regierungsverfassung ist der härteste Despotismus, der sich mit Blutgesetzen und mit unerbittlicher Strenge waffnet. Der Wille des Kaisers ist das höchste Gesetz; nächst diesem der Wille der von ihm abhängigen kleinen Fürsten, die in den Provinzen eben so hart regieren, als jener über das Ganze, aber ungeachtet ihrer Abhängigkeit doch das Recht besitzen, sich einander zu bekriegen. Der größte Theil der Einwohner wird von schwerer Armuth gedrückt, da der Bauer dem Landesherrn, welcher sich als den einzigen Eigenthümer von allem Grund und Boden ansieht, wenigstens die Hälfte, in manchen Gegenden sogar zwei Drittel seiner Erndte abgeben muß. Um Verschwörungen zu verhüten, ist Jeder durch die Gesetze des Staats zum Wächter, Aufpasser und Bürgen des Andern gemacht, so daß Jeder für denjenigen, der mit ihm in irgend einer Verbindung steht, dem Staate haften, und im Fall eines Vergehens mit demselben büßen muß. So muß der Vater für seine Kinder, der Herr für seine Diener, der Nachbar für den Nachbar, jede Gesellschaft für ihre Mitglieder stehen. Nie wird ein Vergehen an Geld, sondern ohne Ausnahme an Leib und Leben, durch Gefängniß und Verbannung gestraft, und jede Strafe mit unerbittlicher Strenge an Vornehmen, wie an Geringen vollzogen. Die ursprünglichen Regenten von Japan hießen Mikaddo, nach dem Stammvater ihres Geschlechts. Der geistliche Kaiser, der Hohepriester von Japan heißt noch immer Dairi, welches von den frühesten Zeiten her der Titel der japanischen Kaiser war, als sie noch die geistliche und weltliche Macht vereint besaßen. Seit der Revolution, welche sie der weltlichen Gewalt beraubte, lebt der Oberpriester zu Miaco als Gefangener des weltlichen Kaisers. Ihn bewacht ein dem weltlichen Kaiser verantwortlicher Statthalter. Um sich des Abkömmlings des alten Herrscherstammes von Japan desto mehr zu versichern, hat die schlaue Politik des weltlichen Kaisers den Dairi in eine heilige Person verwandelt, den kein menschliches Auge, am wenigsten ein Mann, der nicht zur Bedienung desselben angestellt ist, sehen darf. Wenn der Dairi einmal, was freilich selten geschieht, in seinem Garten oder im innern Bezirke seines ungeheuern, wohlbefestigten Palastes frische Luft genießen soll, so wird Allen durch ein Zeichen Entfernung geboten, ehe die Träger den hochheiligen Gefangenen auf ihre Schultern heben. In diesem Palaste, wo er geboren wird, lebt und stirbt er, ohne je aus dessen Mauern zu kommen, und erst lange nach seinem Tode wird sein Name außerhalb desselben bekannt gemacht. Er genießt reichliche Ein-

künfte, die in Waaren und Feldfrüchten bestehen, und die der weltliche Kaiser durch beträchtliche Zuschüsse, und durch den Ertrag des Verkaufs der Ehrentitel, welcher dem Dairi als ein Vorrecht überlassen ist, noch vermehrt. Der weltliche Kaiser führt den Titel Kubo und hat seinen Sitz zu Jeddo. Unter ihm, dem eigentlichen unumschränkten Beherrscher des Reichs, stehen alle Statthalter, Fürsten, die dem Kaiser streng verantwortlich sind. Er überläßt jedoch dem Dairi den ersten Rang, nimmt sogar Ehrentitel von ihm an, und erwiedert die ihm dadurch ertheilte Auszeichnung durch ansehnliche Geschenke. Ehedem machte der Kubo jährlich eine Reise nach Miaco, um dem Dairi seine Ehrfurcht zu bezeigen, nach und nach wurden diese Besuche seltener, und jetzt läßt er es dabei bewenden, ihm die Geschenke durch Gesandte zu überschicken. Der Kubo verwaltet die Regierung unter dem Beistande eines Staatsraths von sechs bejahrten Männern. Er zieht seine Einkünfte, die in lauter Naturerzeugnissen bestehen, aus fünf sogenannten kaiserlichen Provinzen und einigen Städten, die unmittelbar unter ihm stehen, wozu noch die Geschenke kommen, welche die Landesfürsten, die über die Provinzen herrschen, ihm bringen. Jeder dieser Fürsten besitzt erbliche Landeshoheit in seiner Provinz, er hebt die Einkünfte derselben, ohne dem Kaiser Rechenschaft abzulegen, und bestreitet davon die Kosten für seine Hofhaltung, seine Kriegsmacht, und die Unterhaltung der Landstraßen, kurz alle öffentliche Ausgaben; um aber seine Abhängigkeit anzuerkennen, muß er jährlich 6 Monate am kaiserlichen Hofe zu Jeddo zubringen, wo seine Weiber und Kinder als Geisel und Bürgen seiner Treue in einer Art von Gefangenschaft leben. — Die Religion der Japaner ist indischen Ursprungs, sowol die ältere Secte Xinto, als die neuere Budzo, oder die Fo-Religion, die aus Sina hinüber gekommen ist. Außer diesen Secten gibt es noch mehrere andere, welche Modificationen von ihnen sind. Das Volk verehrt eine Menge von Untergottheiten, deren Bilder in den Tempeln der Hauptgottheiten aufgestellt werden. Die zahlreiche Geistlichkeit und die Mönche und Nonnen, die in einer Menge von Klöstern leben, stehen unter dem Dairi. Nirgend ist die indische Religion durch Aberglauben und spätere Zusätze so sehr entstellt, als in Japan. Die Budzo-Secte hat Aehnlichkeit mit der Gelehrten-Secte in Sina; sie verachten allen Tand des Volksglaubens. — Die Kriegsmacht der Japaner in Friedenszeit besteht aus 100,000 Mann und 20,000 gepanzerten Reitern. Das Fußvolk hat nur Helme. Ihre Waffen, Bogen, Flinten, Säbel, Dolche, sind vortrefflich. Sie haben sehr schwere Kanonen, die sie aber nicht so gut zu gebrauchen verstehen als die Sinesen. Die Contingente der einzelnen Fürsten betragen 368,000 Mann zu Fuß und 33,000 zu Pferde. Die Seemacht ist unbedeutend. Ehedem hatten die Dairi zahlreiche Flotten, auch baute man sehr große Schiffe aus Cedernholz, jetzt aber sind die japanischen Schiffe nur klein, höchstens 90 Fuß lang, den sinesischen ähnlich. Im Kriege zeigen die Japaner viel Muth und Tapferkeit, welche durch kriegerische Lieder und Erzählungen noch mehr entflammt werden. — Die Staatseinkünfte sind beträchtlich. Zum Handel sind die Japaner sehr aufgelegt. Ehedem bedeckten ihre Schiffe die benachbarten Meere, und vor Ankunft der Europäer trieben sie bedeutenden Activhandel und eine ausgebreitete Schifffahrt, so daß sie z. B. an der Nordwest-Küste von Amerika, jenseit der Beringstraße, weiter gekommen sind, als europäische Seefahrer. Sie besuchten besonders Sina, Ostindien bis nach Bengalen. Seitdem man aber anfing zu fürchten, daß die Ausländer

den Staat und die Sitten der Eingebornen umkehren würden, verbot man allen auswärtigen Handel und alle Schifffahrt. Ihre seidenen und baumwollenen Zeuche, ihre Porzellanwaaren und ihre lackirten Blechwaaren mit erhöhten Blumen oder Figuren (japanische Arbeit) sind berühmte und gesuchte Handelsartikel, ihre Stahlarbeiten sind vortrefflich, besonders Schwerter und andere Waffen, deren Ausfuhr aber streng verboten ist. (Ueber die Geschichte von Japan s. Kämpfer's Hist. of Japan etc. deutsch von Dohm, Lemgo 1777 bis 1779. 4. 4 Bde. m. K.) Vergl. auch Golownin's Reisebeschreib. R.

Jargon, ein französisches Wort, wofür wir noch kein allgemein gebräuchliches deutsches haben. Es bedeutet theils die durch Unverstand oder Gewohnheit verdorbene Sprechart mancher Personen und Stände, theils die selbstgemachten Sprachen, deren bisweilen Leute nach vorgängiger Uebereinkunft sich bedienen, um von andern nicht verstanden zu werden. Beispiele davon sind die auf manchen Schulen und Universitäten übliche Schul- und Burschensprache, die meist eine bizarre Vermengung von Deutsch und Latein ist, und, was die zweite Bedeutung betrifft, die sogenannten Diebessprachen. In Bezug auf einzelne Wörter und Phrasen wird nicht selten der Jargon so allgemein, daß das Unverdorbene über dem Verdorbenen fast vergessen wird. Im Französischen z. B. ist aus der Redensart: malgré lui et ses aidans, geworden: malgré lui et ses dents, und es wäre zu wünschen, daß in ähnlichen Fällen die deutschen Lexicographen das Verfahren der französischen nachahmten, welche sorgfältig diese Verdrehungen anzuzeigen pflegen. Die Erforschung der Diebes-Jargons ist wichtig für die Criminaljustiz. Einer davon ist unter dem Namen Kochumersprache in der Geschichte der deutschen Criminalpraxis bekannt, und ziemlich ergründet worden. (Vergl. den Art. Rothwelsch.) Schul- und Burschenjargon wird nicht selten auf der Bühne zu komischen Wirkungen benutzt. Die geheime Sprache der Freimaurer kann nicht füglich Jargon genannt werden, da sie eine Art von mythischer Ausbildung besitzt, die zu poetischen Wirkungen auf das Gemüth sie eignet. A. Mer.

Jaspis (Lapis Pantherinus; Iaspis), ein dunkler, harter, undurchsichtiger Stein, welcher hin und wieder röthliche, auch grüne Flecken hat, ein hochgefärbter Felskies (Petrosilex jaspideus) ist und sich zu einem schönen vollkommenen Glanze poliren läßt. Er gehört ins Thongeschlecht. Es gibt sehr viele Arten Jaspis, einfarbige und bunte (besonders roth und grün), oder gesprenkelte, auch einen grünen, phosphorescirenden, welcher aber mit dem Malachit nicht zu verwechseln ist. Plinius nahm 10 Arten an: Werner nennt deren vier: 1) den gemeinen, wohin der Heliotrop gehört; 2) den ägyptischen, der auch im Zweibrückischen gefunden wird, und in welchem gewöhnlich fünf Farben enthalten sind; er läßt sich am besten bearbeiten; 3) im Band-Jaspis wechseln hellere und dunklere Streifen, er ist eine der schönsten Steinarten Sachsens und sehr selten; 4) der Porzellan-Jaspis, ein pseudovulkanisches Fossil, welches aus eisenschüssigem Thon entsteht, der über Steinkohlen liegt und sich durch sein ausgetrocknetes Ansehn, indem er gewöhnlich sehr aufgerissen ist, so wie durch seinen schönen Glanz auszeichnet. Man gebraucht die Jaspise zu Bildnereien, Ringsteinen, Messerheften ꝛc., und sie haben verschiedenen Werth, besonders nach ihrer Farbe.

Jassy, (Jasch,) Hauptstadt der Moldau, 4 Meilen vom Pruth, nebst einer Citadelle, ist die Residenz des Hospodars oder Fürsten

wie auch der Sitz des griechischen Metropoliten der Moldau. Es gibt hier einen russischen Consul und eine russische Post. Die Einwohner (7000) sind meistens der griechischen Religion zugethan; die Katholiken haben freien Gottesdienst. Auch halten sich Juden daselbst auf. Die Stadt ist ein offener, größtentheils zerstörter Ort von kaum 2000 Häusern, dessen Straßen, statt des Pflasters, mit Balken oder Brückholz belegt sind. Der viele hier verfertigte vortreffliche Canevas, wie auch der Wein von Catanapou, aus dasiger Gegend, wird häufig nach Constantinopel ausgeführt. In den J. 1739 und 1769 wurde die Stadt von den Russen erobert, beide Male aber durch die Friedensschlüsse zurückgegeben. Im J. 1788 gerieth sie in die Gewalt der Oesterreicher, und am 9. Jan. 1792 ward hier der Friede zwischen den Russen und Türken unterzeichnet. Im März 1753 brannte beinahe die ganze Stadt nebst dem Palaste des Hospodars ab, und 1772 wüthete die Pest daselbst.

Java, eine große, von Westen nach Osten sich erstreckende Insel in Ostindien, welche durch die Sundastraße von Sumatra getrennt wird, hat ihren Namen von Djava, einer Art Hirse, wovon sonst die Einwohner derselben lebten. Der östliche Theil ist mit Ruinen bedeckt, den Spuren einer vor mehr als tausend Jahren vorhanden gewesenen, höheren Civilisation, deren Literaturwerke sich erhalten haben. Ihr Flächeninhalt ist 2400 Q. M., die Zahl ihrer Einwohner 5 Millionen. Letztere bestehen theils aus ursprünglichen Javanern, theils aus Malayen und Einwanderern aus den benachbarten Inseln, welche sich zu einer verdorbenen mohammedanischen Religion bekennen, die sie seit 1406 angenommen haben sollen; dann aus Sinesen und Europäern. Sie ward im J. 1579 (nach Andern schon 1511) von den Portugiesen entdeckt. Von 1504 bis 1559 standen die Einwohner unter den Königen von Tarmata, und 1572 wurden sie Sina zinsbar. Die Holländer vertrieben die Portugiesen daselbst. Nachdem sie 1615 die Molucken erobert hatten, nahmen sie auch Java (1619) in Besitz, und erbauten an die Stelle der ältern Stadt Jacatra die Stadt Batavia (s. d. Art. Indien). Den Holländern folgten die Engländer. Durch einen Vertrag zwischen England und dem Königreiche der Niederlande vom 19. Aug. 1814 ist Java der letztern Macht zurückgegeben worden. Die ältern Könige der Insel werden durch angelegte Festungen in den Hauptstädten derselben in Gehorsam gehalten. Außerdem müssen sie sich von dem jedesmaligen Gouverneur wählen, und in ihrer Würde bestätigen lassen, und dann die Producte ihres Landes, oft um einen sehr niedrigen Preis, als Tribut liefern. Die wichtigsten dieser Fürsten sind der König von Bantam, auf der Nordküste an der Sundastraße; der König von Cheribon, östlich von Batavia, und der sogenannte Samarang oder Kaiser von Java, welchem die nordöstlichen Theile von Java nebst der gegenüber liegenden Madure gehören. Diese Reiche liegen sämmtlich nebst dem Gebiete von Batavia (dem alten Reiche Jacatra), in welchem die Holländer ebenfalls noch einige kleine Fürsten existiren ließen, auf der Nordseite der Insel, die sehr fruchtbar, aber wegen der stehenden Wasser und der daraus aufsteigenden Nebel ungesund ist. Der südliche Theil der Insel ist nicht so fruchtbar und von den Holländern weniger gekannt. Hier ist Balambgan, ein unbedeutendes, aber freies Reich. Die Producte der Insel bestehen in Pfeffer, Caffee (dessen Ausfuhr mit jedem Jahre zugenommen hat), Zucker (in geringer Menge), Reiß (aus wel-

chem zu Batavia der Arak bereitet wird), Indigo, indianischen Vogelnestern, spanischem Rohre, Edelsteinen u. s. w. Der Handel von Batavia umfaßt übrigens alle Producte, welche in Asien und Europa erzeugt werden; auch hat die Insel reiche Gold- und Kupfergruben.

Jeanne d'Arc, oder die Jungfrau von Orleans. Der Glaube des Mittelalters, daß überirdische Kräfte einzelner Menschen, als Werkzeuge eines höhern Willens, wunderähnliche Thaten erzeugen können, erklärt die außerordentliche Erscheinung der Jungfrau von Orleans. Nach Carls VI. Königs von Frankreich Tode (1422) ward, dem Vertrage von Troyes (1420) gemäß, der 9 Monate alte König von England, Heinrich VI., zum Könige von Frankreich ausgerufen; die Regierung führte sein Oheim, der Herzog von Bedfort. Frankreich war seit 42 Jahren durch Parteisucht zerrissen. Auf einer Seite standen die Königin Isabelle, der Herzog von Burgund und England; auf der andern der von seiner eigenen Mutter verstoßene Dauphin Carl und die orleanische Partei. Diese Trennung und die brittischen Feldherren, die Grafen von Sommerset, Warwick, Salisbury, Suffolk, Arundel, Talbot und Fastolfe, hatten fast ganz Frankreich von England abhängig gemacht. Der neunzehnjährige Dauphin ließ sich zu Poitiers als König Carl VII. krönen. Er besaß alle Eigenschaften, welche die Theilnahme der Franzosen für ihn erregen konnten; nur fehlten ihm Standhaftigkeit und Entschlossenheit; dennoch hielt er sieben Jahre lang sich aufrecht. Endlich blieb ihm fast nur Bourges und dessen Gebiet. Paris und das nördliche Frankreich bis an die Loire waren in englischer Gewalt. Salisbury belagerte Orleans seit dem 12. Okt. 1428, das Gaucourt tapfer vertheidigte. Fiel es, so schien Carl VII. verloren. — Da lebte in den Thälern der Vogesen, an der alten Gränze von Lothringen im Dorfe Dom-Remy (Depart. Obermarne) la Pucelle, an den Ufern der Maas, wo man noch jetzt das Bauernhaus zeigt, in welchem sie geboren sein soll, Jeanne d'Arc, die Tochter ehrlicher und in ihrer Art wohlhabender Landleute. Mitten unter schlichten, furchtsamen und abergläubigen Menschen, die Schrecken und Kummer bei dem Unglücke des Vaterlandes in unruhiger Spannung erhielten, trieb Johanne, still in sich gekehrt, die Geschäfte des Hauswesens, und führte zuweilen die Heerde auf die Triften. — Ihre Geschichte ist auf das Genaueste beurkundet. Die von de l'Averdy im 3ten B. d. Notices et Extraits des manuscrits de la biblioth. du Roi, (Paris 1790. 4.) aus 28 Handschr. über den Verdammungs- und Lossprechungsprozeß der Jeanne d'Arc bekannt gemachten Auszüge (s. auch März- und Apr. der berlin. Monatsschr. 1802) enthalten das Wichtigste. — Sie war ein Mädchen von feiner Organisation und ungewöhnlicher Reizbarkeit. Diese wurde vielleicht durch den Umstand erhöht, daß sie dem Naturgesetze ihres Geschlechts nicht unterworfen gewesen; und schon Dufresnoy bemerkt mit Recht, wie dies und die Andacht des Mädchens ihre Erscheinungen begreiflich machen können. Jene Inbrunst, die in sich gekehrte Beschauung, und die „weltüberwindende" Einsamkeit erklären sehr wohl die dämonische Stimme, welche in dem Innern der Jungfrau ertönte, und als sinnetäuschendes Gesicht vor sie hintrat. Während ihre Gespielinnen unweit der Quelle bei Domremy, unter dem Feenbaume, die schöne Maie genannt, le beau mai ou l'arbre des fées der als ein altes druidisches Heiligthum in hundert Gespenstergeschichten spukte, allerlei Mädchenspiele trieben, sang oder tanzte Johan-

schwärmerisch allein, und band Sträuße für die heilige Jungfrau, in der kleinen Kapelle de Notre Dame de Bellemont, zu welcher sie gewöhnlich Sonnabends wallfahrtete. Sie hat nirgends, am wenigsten in einem Wirthshause gedient. Die englischen Chronikschreiber haben diese Thatsachen entstellt. So irrt auch Hume in Ansehung ihres Alters. Die schöne Johanne war 18 Jahr alt, als sie zum Dauphin nach Chinon in Touraine ging. Aufgefodert, wie sie erzählte, durch die Erscheinung ihrer Dame von Bellemont, Orleans zu entsetzen, und Carln zur Krönung nach Rheims zu führen, kam sie im Febr. 1429 zu dem Gouverneur von Vaucouleurs, Robert von Baudricourt, der sie anfangs für besessen hielt und zweimal fortschickte, als sie aber zum dritten Male wiederkam, mit Empfehlungsschreiben nach Chinon sandte. Hier ließ sie der Dauphin zuerst durch den Bischof von Meaux und Jean Morin prüfen. Auch soll sie den Dauphin, der sich unter seine Höflinge mischte, sogleich erkannt, und ihm den Inhalt eines Gebets, das er zur Maria gethan, gesagt haben. Gewiß ist es, daß sie zu Poitiers von sachkundigen Männern, Theologen und Parlamentsräthen, drei Wochen lang geprüft wurde. Hierauf ließ sie der Dauphin auch noch von seiner Schwiegermutter und ihren Hofdamen insgeheim besichtigen, und diese sagten aus: qu'elle etoit entière et vraie pucelle. Nun erst gab man ihr an Daulon, dem biedersten Mann am Hofe, einen beständigen Wächter und Waffenbruder, und die Erlaubniß, mit Dunois zum Entsatz von Orleans zu eilen. Von jetzt an erscheint sie, wie Friedrich Schlegel sagt, als der schönste Charakter, welchen die französische Geschichte aus der romantischen Mittelzeit aufzuweisen hat. Vom Kopfe bis auf die Füße gerüstet, in männlicher Kleidung, führte sie das Schwert und die heilige Fahne als Siegeszeichen dem Heere voran; aber weit entfernt von unweiblicher Grausamkeit, ist sie selbst zwar mehrmals verwundet worden, hat aber eigenhändig nie getödtet oder Blut vergossen, noch ist, sagt Friedrich Schlegel (in s. Geschichte d. Jungfrau v. Orleans aus altfranz. Quellen, Berl. 1802) andere irdische Neigung in ihr Herz gekommen, als die für das Vaterland, für den Abkömmling des heiligen Ludwig, und für die heiligen Lilien. Auch bezeugen die Actenstücke, sowohl die ihres Prozesses 1431, als die der Revision desselben 1453, daß sie eigenhändig keine Feinde getödtet habe, weil sie nach ihrer zarten Gewissenhaftigkeit die Seelen der erschlagenen Engländer noch mehr beklagte, als ihre Leiber. Indeß scheint doch aus einigen Stellen des Lenglet Dufresnoy (Histoire de Jeanne d'Arc, Vierge Héroine. Paris 1753 und Amst. 1759) zu folgen, daß sie nicht immer die Fahne trug, sondern auch von dem geweiheten Schwerte, das sie aus der Katharinenkirche zu Fierbois, wo Niemand davon gewußt haben soll, holen ließ, wirklich Gebrauch machte. Die allgemein verbreitete Meinung von ihrer höhern Sendung, an welche sie selbst mit frommer Einfalt glaubte, brachte die außerordentlichsten Wirkungen hervor. Die Feldherren wußten durch sie, die offen, fest und beharrlich, ritterlich, fromm und kühn, nur Ein Ziel im Auge hatte, das Heer zu begeistern, ohne darum stets ihrem Rathe zu folgen. Die erste Waffenthat gelang. Mit 10,000 Mann, unter dem Befehle von St. Severre, Dunois und La Hire, brach sie von Blois auf, und zog d. 29. Apr. 1429 mit einer Zufuhr in Orleans ein. Durch kühne Ausfälle, wozu sie ermunterte, wurden die Engländer aus ihren Verschanzungen geschlagen. Suffolk hob daher die

Belagerung auf (8. Mai 1420). Johanne eroberte hierauf mehrere von den Feinden besetzte Orte, und schlug sie d. 18. Juni im Treffen bei Patay, wo General Talbot gefangen wurde, und selbst der tapfere Fastolfe die Flucht ergriff. So wurde möglich, was vor drei Monaten noch unglaublich schien. Carl zog siegreich in Rheims ein. Bei der Salbung und Krönung, am 17. Juli, stand Johanna dem Könige zur Seite. In voller Rüstung und die Fahne in der Hand, vertrat sie die Stelle eines Connetable; und hielt das Schwert über den König. Hierauf wollte sie, nachdem ihr Auftrag vollbracht war, in ihre Heimath zurückkehren; aber man bewog sie zu bleiben. Ganz Frankreich erkannte Carln als König; Bedford konnte sich nur durch Waffenmacht und Klugheit behaupten. Er schlug im September den Angriff auf Paris ab. Hier wurde Johanne verwundet, und Carl zog sich nach Bourges zurück. Er erhob jetzt die Jungfrau mit ihrer Familie in den Adelstand. Sie hieß zuerst Dalis, dann Dulis, endlich Dy Lys; ihr Wappenschild enthielt zwei goldene Lilien, und ein mit der Spitze in die Höhe gerichtetes Schwert, das eine Krone trägt. Unterdessen sammelte Bedfort neue Kräfte. Burgund und Bretagne erkannten den in Paris gekrönten jungen König Heinrich VI. an. Die Engländer drangen daher aufs Neue vor, und belagerten Compiegne. Das Mädchen warf sich hinein, wie in Orleans: aber bei einem Ausfalle, d. 25. Mai 1439, ward sie von den Burgundern gefangen. Man sagt, französische Offiziere hätten sie aus Neid, weil ihr Ruhm den ihrigen verdunkelt, in der Gefahr verlassen. Sie ergab sich dem Lyonnel, Bastard von Vendome. Anfangs saß sie zu Crotoy, dann zu Beaurevoir. Als sie hörte, daß sie den Engländern ausgeliefert werden solle, (der König Heinrich hatte für sie 10,000 Livres bezahlt), wollte sie durch einen Sprung sich aus dem Thurme retten. So kam sie, gefährlich beschädigt, in die Gewalt der Engländer. Auf Betrieb ihrer eigenen Landsleute leitete der Bischof von Beauvais, Pierre Cauchon, ihren Prozeß ein, und die Universität Paris verlangte ihre Hinrichtung. Sie ward als Zauberin und Ketzerin von der Kirche gerichtet. Ueber diese vermochte der weltliche Arm Nichts. So entschuldigt de l'Averdy die Unthätigkeit des Königs, welcher für die Heldin so wenig versuchte. Allein der leichtsinnige Carl zeigte in Nichts beharrlichen Eifer. Nach viermonatlichem Gefängnisse ward die schuldlose Schwärmerin, welche sich standhaft vertheidigt hatte, und im Verhöre den heiligen Michael als den Engel nannte, dessen Stimme sie, 15 Jahre alt, im Garten ihres Vaters gehört habe, und der stets ihr guter Begleiter gewesen, „ihres Umgangs mit höllischen Geistern und Zauberei wegen" von den Inquisitoren zu Rouen zum Feuertode verurtheilt. Man führte sie d. 24. Mai zum Scheiterhaufen; da schien ihr Muth gebrochen. Sie unterwarf sich der Kirche und erklärte ihre Offenbarungen für Teufelswerk. Man verurtheilte sie darauf zu ewigem Gefängnisse. Allein bald fand man Vorwände, sie als Rückfällige (relapsa) zu betrachten. Sie ward daher den 30. Mai 1431 zu Rouen bei langsamem Feuer verbrannt und ihre Asche in die Seine geworfen. Sie starb mit Unerschrockenheit. Als man ihr vor dem Gange zum Holzstoße die Inquisitionsmütze aufsetzte, sagte sie zu ihrem Begleiter: Maitre, par la grace de Dieu, je serai ce soir en paradis. Die Sage, daß, als Johanne auf dem Scheiterhaufen ausgeathmet, eine weiße Taube in die Höhe gestiegen, erinnert an Herders schöne Legende von der Taube des Polycarpus. „Spotte nicht," schließt Herder,

„des Bildes, das die Sage sich erschuf.
Nur Einfalt, Unschuld giebt im Tode Muth!"

Theologen hatten sie verurtheilt, und unter diesen nur ein einziger Engländer, der Bischof zu Wincheſter. Schon 1450 und 1451 geschahen Schritte zur Revision des Prozesses. Im J. 1455 klagten Johanna's Verwandte auf Revision. Papst Calixtus III. übertrug sie dem Erzbischofe von Rheims, den Bischöfen von Paris und von Coutance, und einem Inquisitor. Diese sprachen d. 7. Juli 1456 das Urtheil: die 12 gegen sie aufgestellten Artikel seien falsch, und erklärten die Jungfrau für unschuldig. Ihr Andenken wurde durch Denkmäler gefeiert. So lieſet man unter dem Wappen ihrer Bildsäule auf dem Markte in Rouen:

Regia virgineo defenditur ense corona;
Lilia virgineo tuta sub ense nitent.

(Sicherer ist die Krone, beschirmt vom Schwerte der Jungfrau,
Unter der Jungfrau Schwert blühet der Lilien Pracht.)

Nach dem Bildniſſe der Jungfrau, welches Alexander Lenoir auf dem Stadthause zu Orleans, wo sich auch eine Statue von ihr befindet, entdeckt und nach Paris ins Museum aux petits Augustins gebracht hat, muß sie sehr schön gewesen sein. Ihre Züge sind sanft und schwärmerisch; sie haben das, was die Franzosen l'intérêt du calme nennen. Sie hat eine Toque mit Federn auf dem Kopfe, in beiden Händen hält sie das geweihete Schwert und ein Schild. (S. die Copie im Journ. Lond. u. Paris VII. 2.) In Domreney ward ihr ein Denkmal, mit ihrem Brustbilde von Marmor, im Sept. 1820 errichtet. — Vgl. über diesen Gegenstand Berriat St. Prix: Ieanne d'Arc, ou coup d'oeil sur les revolutions au temps de Charles VI. et VII. Par. 1817, und Lebrun de Charmettes: Hist. de Ieanne d'Arc. Aus d. Quellen. Paris 1817, 3 Bd. 8. m. Kpf. Des Mädchens von Orleans berühmter historischer Name, dessen Johannes von Müller in seiner Gesch. d. europ. Menschheit nicht gedenkt, ist nicht weniger merkwürdig in der poetischen Literatur. Daher stehe hier noch folgendes über die verschiedene Behandlung des epischen und romantischen Charakters dieses Stoffes. Nachdem Chapelain, ein Zeitgenosse des Cardinals Richelieu, die Johanne d'Arc, wie Boileau sagt, in zwölfmal zwölfhundert schlechten Versen besungen hatte (über dessen Epopöe La Pucelle s. Halem's Irene, e. Monatschr. 1802, März S. 255), unternahm Voltaire, schon im J. 1730, das poetische Ungeheuer seines Vorgängers zu parodiren, und nach Shakspeare's Beispiel, der diesen Stoff im 1. Th. s. Heinrich VI. episodisch behandelt, und die Jungfrau als eine mit bösen Geistern verbündete Hexe dargestellt hatte, die volle Schale seines unsaubern Witzes über den schon verrufenen Gegenstand auszugießen. So entstand das nur zu bekannte komische Heldengedicht, welches Mercier ein crime antinational nennt. Es erschien zuerst 1757 im Druck. Man höre über dasselbe Bouterweck in der Geschichte der Poesie und Beredsamkeit VI. 359. Die erste poetische Reinigung dieses, von dem schamlosesten Witze entheiligten, Stoffes versuchte ein Britte, Robert Southey, in dem Heldengedichte, Ioan of Arc, das aber den Leser kalt läßt. Noch mittelmäßiger ist Dümenil's Epopöe: Ieanne d'Arc, ou la France souvée. Par. 1818. Desto glänzender war die Verherrlichung der Jungfrau durch unsern Schiller. Er hat mehr als Calixt III. gethan; er hat die edle, kühne Schwär-

merin in die Rechte des romantischen Zeitalters, dem sie angehört, wieder eingesetzt. Er gibt uns die kriegerische Wunderthäterin als ein Werkzeug des Himmels, nimmt unsere Liebe für sie in Anspruch, und läßt sie fallen im glorreichen Kampfe gegen ihres Vaterlandes Feind. Ueber sein berühmtes Gedicht, das in der Geschichte der romantischen Poesie Epoche machen wird, die Jungfrau von Orleans, eine romantische Tragödie, von Schiller (zuerst als Almanach f. d. J. 1802, Berlin, dann in s. Theater), findet man feine Bemerkungen in der Allgem. Liter. Zeitung v. 1802, Nro. 15 u. 16. Das Lehrreichste darüber enthält Böttiger's Würdigung dieses Meisterstücks, in dem Taschenb. Minerva v. J. 1812. Mercier, der Herausgeber der franz. Uebers. dieses Schauspiels von Cramer (Paris 1802), nennt dasselbe eine Hymne zum Ruhme der Heldin, würdig der vollsten Bewunderung ihrer Zeitgenossen. Er setzt hinzu: „Schillers dramatische Muse ist so, wie ich sie gern in Frankreich einheimisch sähe; denn wen sollte nicht die arme französische Melpomene jammern, welche eingekerkert und gebunden, ja geknebelt mit der schweren, eng zusammengezogenen Einheitskette der Zeit und des Orts, sich unaufhörlich den Kopf an den Wänden ihres engen Gefängnisses zerstößt?" Endlich verdient auch A. W. v. Schlegel's Urtheil über die verschiedene Darstellung dieses Gegenstandes von Shakspeare und Schiller (in s. Vorles. über dramat. Kunst und Literatur, Th. II. Abthl. II.) gehört zu werden; doch wird hier seine Vorliebe für den Britten keinen Unbefangenen irre führen. In der neuesten Behandlung dieses Stoffes: „Jeanne d'Arc, Trauersp. in 5 Aufz. von F. G. Wetzel. Lpz. 1817." ist der Dichter der Geschichte treuer als Schiller geblieben. Die Jungfrau bleibt, nachdem sie den Auftrag des Himmels vollzogen, auf Befehl des Königs, beim Heere. Nun entzieht ihr der Himmel den übernatürlichen Schutz. Sie fällt in die Hände des Feindes, und wird, nach der Verheißung, die ihr die heil. Katharina im Kerker gegeben, aus dem Flammentode, ohne Schmerz, in Gestalt einer weißen Taube zum Himmel gehoben. Nur sieht das genial entworfene und ausgeführte Ganze in seiner Form einem Gemälde aus der niederländischen Schule zu ähnlich. D'Auvigny's Trauerspiel: Jeanne d'Arc. Paris 1819, ward in Paris mit großem Beifall gegeben. Lebrün de Charmettes Orléanide (Gedicht in 28 Gesängen) Par. 1820, ist dem Schillerschen Drama nachgebildet. K.

Jeddo, s. Japan.

Jefferson (Thomas), vor Maddison bis 1809 Präsident des Congresses der Verein. Staaten, geb. in Virginien 1749, ist groß und hager von Gestalt, hat eine blühende Gesichtsfarbe, lebhafte feurige Augen, eine freundliche Miene und fast röthliches Haar. Nachdem er sich mit dem ganzen Gebiete der Wissenschaften, besonders mit Geometrie, Physik, Astronomie und Geographie, auch mit der Malerkunst bekannt gemacht hatte, widmete er sich der practischen Rechtsgelehrsamkeit, und zeichnete sich in derselben so aus, daß ihn der Staat von Virginien noch sehr jung zum Mitgliede der Gesetzgebung ernannte. Schon damals gab er durch öffentliche Schriften Beweise von seinen Talenten als Staats- und Geschäftsmann. Während des Freiheitskrieges war er Statthalter von Virginien, und zwei Jahre lang, nebst Washington, Franklin, John Adams und Andern, Mitglied des Congresses. Hier schlug er mit Lee die Unab-

hängigkeitserklärung vor, beschleunigte mit Adams die Verhandlung darüber, entwarf die würdevolle Abfassung derselben, und betrug sich als Gouverneur von Virginien, zur Zeit der Einfälle von Cornwallis und Arnold, mit Muth und Standhaftigkeit. Hierauf machte er 1786 eine Reise nach England, ging von da in Aufträgen der Republik nach Paris, und erlangte verschiedene Begünstigungen des nordamerikanischen Handels. Man sah ihn oft in den Cirkeln des Bar. v. Holbach und der Mad. Helvetius. Darauf ward er zum Botschafter der Verein. Staaten am Pariser Hofe ernannt: ein Posten, dem er zur Zufriedenheit beider Nationen vorstand. Im J. 1789 kehrte er nach Amerika zurück, und ward Staatssecretär der Bundesregierung, in deren Namen er 1792 die entscheidende Sprache führte, welche seinem Vaterlande ziemte, als England die damalige politische Schwäche der Verein. Staaten mißbrauchen wollte. Auch legte er dem Congresse mehrere durchdachte Berichte über die Einheit des Maßes, der Münze und des Gewichts, über die Fischereien u. den auswärtigen Handel Nordamerika's vor. Sein Vaterland dankt ihm die Einführung der Vaccine, welche er auch unter den Stämmen der Wilden zu verbreiten suchte. Im J. 1794 legte Jefferson seine Stelle nieder, ward kurz nachher als Vicepräsident an die Spitze der Regierung gestellt, zog sich jedoch abermals in den Privatstand zurück. Die Parteisucht, welche damals in der Verwaltung der amerikanischen Staaten herrschte, und der sich Jefferson widersetzte, war Ursache, daß man ihn von nun an als den Chef der Opposition betrachtete. In Folge der Erbitterung, welche hieraus auf beiden Seiten entstand, beschuldigte man ihn, er wolle die Constitution stürzen und sich als Tribun an die Spitze des Volks stellen. Doch fiel das Falsche einer solchen Beschuldigung nur zu deutlich in die Augen, und daher kam es, daß man Jefferson am 17. Febr. 1801 an Adams Stelle, und am 17. Febr. 1805 zum zweiten Male zum Präsidenten des Congresses ernannte, welchen Posten er jedoch nur bis 1809 bekleidete, wo Maddison an seine Stelle erwählt wurde. Als Präsident behauptete er standhaft die Würde des Freistaats gegen Englands Anmaßungen. Er entwarf einen Vertheidigungsplan und schlug 1807 die Aufstellung eines Linienheeres vor; auch ward auf seinen Rath ein allgemeines Embargo auf die amerikanischen Schiffe gelegt, um den amerikan. Handel, bei den sich gegenseitig überbietenden Blokadedekreten Napoleons und Großbritanniens, keinem Verluste blos zu stellen. Pensylvanien wünschte ihn abermals zum Präsidenten zu wählen: allein er erklärte, daß er nach den Grundsätzen der Constitution in den Privatstand zurücktreten würde. In der Verwaltung hat er zuerst das wohlthätige System begründet, nach welchem die weiße und rothe Bevölkerung der Verein. Staaten (Europäer u. Indianer) nach und nach verschmolzen und die letztern civilisirt werden sollen. Diese sind bereits an den Genuß des Eigenthumsrechts gewöhnt, und der Vertrag, welchen der Congreß den 29. Nov. 1817 mit den indischen Stämmen abgeschlossen hat, ist eine Fortsetzung des Jeffersonschen Systems, und ein großer Schritt zum Anbau der nordwestlichen Gränzländer. — Seine wichtigsten Schriften sind: Summar. Uebers. der Rechte des engl. Amerika, 1774; Bemerk. über Virginien, 1781; Entwurf einer Fundamentalconstitution, 1783; Hypothese, daß die Völker Asiens von den amerikanischen Indianern abstammen, 1789; ferner Manuel du droit parlementaire,

franzöſ. von Pichon. Par. 1816; und Denkſchriften über die foſſilen Rieſenknochen in Virginien; — über die geiſtigen Anlagen der Neger. Auch hat er nach geometriſchen Grundſätzen die Geſtalt des Pflugſchaars zu verbeſſern geſucht. Ein Modell davon übergab er dem Conservatoire des arts et métiers in Paris; ſ. die Schrift darüber in d. Annales du Muséum d'Histoire naturelle. Das pariſer National-Inſtitut hatte ihn ſchon 1800 zu ſeinem auswärtigen Mitgliede erwählt. Im Sept. 1814 bot er dem Congreß ſeine ausgeſuchte Bibliothek unter vortheilhaften Bedingungen zum Erſatz für die von den Engländern zu Waſhington verbrannte Bibliothek des Congreſſes an. Er lebt jetzt im Schooße der Wiſſenſchaften und des Landlebens auf ſeinem Gute Monticello in Virginien.

Jehovah nannte Moſes bei ſeiner Geſetzgebung den Gott Abrahams, Iſaaks und Jakobs, und gab ſeinem Volke dadurch die erhabene Idee des Bleibenden und Unvergänglichen. Denn Jehovah bedeutet im Hebräiſchen den, der da iſt, war und ſein wird, den allein Beſtändigen. Auffallend ſtimmt mit dieſer Bedeutung die berühmte Inſchrift des Iſistempels überein: „Ich bin alles, was war, iſt und ſein wird, und meinen Schleier hat noch kein Sterblicher gehoben!“ In wie weit aber Jehovah mit dem ägyptiſchen Ino verwandt ſei und ob Moſes die Idee des ewigen Gottes den ägyptiſchen Myſterien verdankt, läßt ſich nicht mit Beſtimmtheit entſcheiden. Nur ſo viel iſt erweislich, daß der Moſaismus ſich durch die Reinheit ſeiner Gottesidee vor allen Volksreligionen des Alterthums auszeichnete. Jedes Idol oder Sinnbild Jehovahs war darin ausdrücklich verboten. Als der unſichtbare Schutzgott und König des Hauſes Iſrael ſollte er durch Gehorſam gegen ſeine Vorſchriften, und pünktliche Beobachtung der in ſeinem Namen von Moſes angeordneten Gebräuche verehrt werden. Jedoch brachte es die Beſchaffenheit dieſes religiöſen Particularismus eben ſo ſehr, als die Beſchränktheit der hebräiſchen Cultur mit ſich, daß die Poeſie und der Volksglaube das Weſen des Unanſchaubaren durch anthropopathiſche Bilder verſinnlichte, ſeine Gegenwart in Flammen und Wolken, ſeine Wohnung in der heiligen Bundeslade, und daher ſeit dem Davidiſchen Zeitalter ſeinen Sitz ausſchließlich im Tempel auf dem Berge Zion fand. Dieſe dürftigen Volksbegriffe wurden zwar nach der Rückkehr aus dem babyloniſchen Exil durch den Einfluß der Philoſophie und des Chriſtenthums allmählig aufgeklärt, allein der Glaube an eine beſondere Gunſt und Partheilichkeit Gottes für ihr Volk wird den Juden, ſo lange ſie den hiſtoriſchen Grund ihrer Religion anerkennen, immer eigen bleiben. Auch faſſen ſie die Bedeutung des Namens Jehovah am liebſten in dem Sinne auf, daß Gott ihnen ſei und ſein werde, was er ihren Erzvätern war. E.

Jemappe, ſ. Gemappe.

Jena, eine ſachſen-weimarſche Stadt in Thüringen, am Einfluſſe der Leuthra in die Saale, in einem romantiſchen Thale gelegen, mit etwa 6000 Einwohnern und einem Schloſſe, worauf nach des Herzogs Wilhelm von Weimar Tode (1662), deſſen vier Söhne das Land unter ſich theilten, bis 1690 eine eigene, von Bernhard II. geſtiftete, aber ſchon in deſſen Sohne, Johann Wilhelm, erloſchene Seitenlinie reſidirte, nach deren Ausſterben Weimar und Eiſenach den jenaiſchen Landestheil unter ſich theilten. Berühmt iſt Jena wegen ſeiner Univerſität, welche viele der berühmteſten Gelehrten Deutſch-

nds unter ihren Lehrern (in der neuern Zeit z. B. Griesbach, Schütz, einhold, Fichte, Schiller, Schelling, Schlegel, und jetzt Eichstädt,)ken, Luden) und Zöglingen zählt, und wegen der damit zusammen-ängenden gelehrten und wissenschaftlichen Anstalten. Sie war sonst in Eigenthum sämmtlicher Ernestinischen Häuser, jetzt aber haben Wei-mar und Gotha die Leitung allein. Gestiftet wurde sie, nachdem die rnestinische Linie Wittenberg verloren hatte, von Johann Friedrich n J. 1548, und eingeweiht nach dessen Tode, 1558. Die Zahl der tudirenden belief sich in früheren Zeiten wol auf einige Tausend; vor m J. 1806 betrug sie noch 600, verminderte sich gleich darauf sehr, t aber jetzt wieder im Zunehmen. Sehr beträchtlich ist die Univer-tätsbibliothek, welche durch die Budersche, und in neuerer Zeit durch ie Büttnersche Sammlung ansehnlich vermehrt worden. Ferner nen-en wir das Hebammeninstitut, die trefflichen klinischen Anstalten, as anatomische Theater, die Sammlung mathematischer und physi-alischer Instrumente und Modelle, das Museum und das Minera-encabinet, welches letztere hauptsächlich aus der Walchschen und der hemals zu Weimar befindlichen herzogl. Sammlung besteht, und zu rnerem Anwachs Fonds besitzt. Noch sind in Jena zwei Spruchcol-egia, eine Juristenfacultät und ein Schöppenstuhl, das Oberappella-ionsgericht der Ernestinischen Häuser, eine Superintendentur und ine lateinische Schule, auch mehrere gelehrte Gesellschaften, nämlich ine lateinische, eine deutsche und eine mineralogische. Der in der ähe gelegene Fuchsthurm ist der Ueberrest des alten Schlosses Kirch-erg auf dem Hausberge.

Jena (Schlacht bei) am 14. Octbr. 1806. Es herrschen über iese Schlacht, zum Theil in Folge der Erzählungen des Herrn von Völln und anderer Schriftsteller seiner Art, großentheils so verworrene nsichten, daß es auch jetzt noch der Mühe verlohnt, sie treu zu schil-ern, und dadurch den Wahn zu bekämpfen, als seien hier die Deut-chen schon beim Erblicken der Franzosen davon gelaufen. Durch un-egreifliche Mißgriffe des preußischen Oberfeldherrn war es Buona-arte gelungen, seine Waffen zwischen der Elster und Saale vorzu-chieben, und so die verbündete Armee von der Elbe abzuschneiden, ährend diese um Weimar und Jena stehend einer festen Bestimmung och entbehrte. Der Rückmarsch der Hauptarmee über die Unstrut ward endlich beschlossen, und das Hohenlohische Corps sollte ihn decken; ies blieb deßhalb bei Jena stehen, während jene am 13. Octbr. bis Auerstädt marschirte, und sich am folgenden Tage dort mit Davoust chlug. Sonach stand die Armee des Fürsten von Hohenlohe am 13ten wischen Weimar und Jena, die Saalübergänge bei Camburg und Dornburg waren schwach besetzt, der Haupttrupp der Vorposten unter Ge-ner. Tauenzien stand am Morgen noch in Jena. Diese Stadt ward indessen ei dem Andrängen des überlegenen Feindes geräumt, und es gelang em rasch nachfolgenden, sich auf dem Gipfel des Landgrafenberges estzusetzen, wo er sich im Laufe des Nachmittags bedeutend verstärkte (das ganze Corps von Lannes, später auch die Garden). Zwar ließ er Fürst Hohenlohe einige Brigaden ausrücken, um ihn wieder zu ertreiben, aber in diesem Augenblick brachte der Obrist von Massen-ach den bestimmten Befehl des Herzogs von Braunschweig, in kei-em Falle anzugreifen, und so bewendete es bei einem Tirailleurge-echt, das der Feind bis zur Nacht unterhielt, und dabei zwei vorlie-ende Gehölze besetzte. Ehe wir zur Schlacht selbst übergehen, ist ine Uebersicht der beiderseitigen Streitkräfte erfoderlich. Die Ho-

henlohische Armee zählte ungefähr 40,000 Mann; davon bildeten am Schlachttage die Reste des Tauenzienschen Corps die Vordertruppen; ein Detaschement unter Gen. Holzendorf war zur Sicherung der linken Flanke bei Rödigen, zur Deckung der rechten die sächsische Division Niesemeuschel an der Schnecke aufgestellt, das eigentliche Corps de Bataille, die Division Grawert mit einigen sächsischen Bataillons und Escadronen stand gegen Vierzehnheiligen, das als Reserve zu betrachtende Corps des Gen. Rüchel war noch zurück bei Mellingen. Die französische Armee war gewiß 80,000 Mann stark; davon stand schon am 13ten das Corps von Lannes und die Garde auf dem Landgrafenberge, das von Soult traf zwischen 8 und 10 Uhr des Morgens am 14ten auf dem rechten Flügel desselben, das von Augereau ungefähr um dieselbe Zeit auf dem linken ein, das von Ney rückte nach Mittag — so daß es noch Theil an der Schlacht nahm — auf den Landgrafenberg, das von Bernadotte erschien schon früher über Zimmern auf dem äußersten rechten Flügel, die Cavallerie unter Murat endlich langte noch zeitig genug an, um den eben erkämpften Sieg zu vervollständigen. Der Gen. Tauenzien griff mit Tagesanbruch den Feind im dichten Nebel an. Nach einem zweistündigen heftigen Gefecht zurückgeworfen, zog er sich zwischen 7 und 8 Uhr gegen Vierzehnheiligen zurück, die Division Niesemeuschel und Grawert waren indessen in die oben bemerkten Stellungen gerückt, und die Tauenzienschen Truppen sammelten sich hinter der letztern, welche ungefähr 1000 Schritt hinter dem Dorfe, das Gros der Cavallerie auf dem linken Flügel, aufmarschirt stand; der Feind war jenen zurückgehenden Truppen rasch gefolgt, und hatte sich in Vierzehnheiligen geworfen. Das Detaschement unter Holzendorf, seit 6 Uhr bei Rödingen aufgestellt, ward um diese Zeit von überlegenen Kräften zurückgedrängt und zog sich nach den Höhen von Stobra, wo es 2 Stunden lang vom Soultschen Corps durch Tirailleurs hingehalten, dann über Butelstädt retirirte, als die Colonnen von Bernadotte sich in seiner linken Flanke zeigten. — Der linke Flügel des Hauptcorps war dadurch ganz entblößt. Die Division Grawert rückte nun, in eine Linie formirt, bis auf Flintenschußweite gegen Vierzehnheiligen, und bestand dort ein mehrstündiges blutiges Gefecht; ungefähr um 10 Uhr gelang es, die Franzosen bis nach dem Dornberge zurück zu werfen. — Traf in diesem Augenblicke das Rüchelsche — bereits zum Heranrücken befehligte Corps ein, so waren die glänzendsten Resultate unzweifelhaft; da es aber immer noch nicht erschien, der General Holzendorf um diese Zeit auch bereits verschwunden war, so konnten die blutig errungenen Vortheile nicht verfolgt, es mußte sogar der Angriff auf Vierzehnheiligen selbst — in welchem sich die Franzosen gehalten hatten — aufgegeben werden. Die französische Armee war während dessen durch mehrere auf dem Schlachtfelde eingetroffene Corps ungemein verstärkt worden, und ging schnell wieder zum heftigsten Angriff über; eine Colonne (Augereau) drang in den Isserstädter Forst *) und faßte so die rechte Flanke, eine zweite (Lannes)

*) Der Forst von Isserstädt war schon früher, ehe die Colonne des M. Augereau daselbst eintraf, im Rücken des Grawertschen Angriffs auf Vierzehnheiligen, von den Franzosen besetzt worden. Der F. H., dem es gemeldet wurde, wollte es nicht glauben. Es war, (wo wir nicht irren) Suchets Abtheilung, die sich dahin verirrt hatte und sich still hielt, weil sie, im Rücken der Preußen, sich ab-

drängte im Centrum über Vierzehnheiligen, eine dritte (Soult) drückte auf den linken Flügel, und nöthigte die Cavallerie gegen Hermstädt zurück zu gehen; zum Ueberfluß wurden in derselben Richtung weiter hinaus zwei andere Colonnen (Bernadotte) sichtbar. Diese Massen drangen mit dem heftigsten Feuer von allen Seiten ungestüm vor; die einzige Division, die im mehrstündigen Kampfe bereits sehr Viel verloren hatte, konnte einer solchen unverhältnißmäßigen Uebermacht nicht länger widerstehen, sie ging noch in Ordnung bis an Groß- und Klein-Romstädt zurück, aber hier wurden die wenigen noch vorhandenen Batterieen schnell demontirt oder genommen, und der schwache Rest dieser tapfern Truppen löst'te sich bald in einzelne Haufen auf, die in wilder Flucht zurückstürzten (einigen sächsischen Bataillonen gelang es, geschlossen zu retiriren, unter ihnen zeichnete sich das Grenadier-Bataillon Winkel durch ruhmwürdige Standhaftigkeit aus). Die Division Niesemeuschel war während deß, dem erhaltenen Befehl gemäß, in ihrer Position an der Schnecke stehen geblieben, ohne angegriffen worden zu sein: bald nachdem das Hauptcorps von Vierzehnheiligen zurückgeworfen worden war, wendeten sich aber feindliche Colonnen gegen sie, deren erster Angriff abgeschlagen ward. So beschäftigt bemerkte sie weder die Niederlage der Truppen unter Grawert und später der von Rüchel, noch konnte ihr ein Befehl zum gleichzeitigen Rückzuge zukommen; die jetzt angekommene französische Cavallerie hatte sie bereits umgangen, als sie erst von der Lage der Dinge unterrichtet den Rückzug antrat. Ungestüm verfolgt war sie in großer Ordnung auf der Chaussee bis gegen Kötzschau gekommen, als sie umringt und nach hartnäckigem Wider-

---

geschnitten glaubte. Ein Aufsatz (von Jomini?) in einem der drei ersten Hefte der Pallas gibt darüber bestimmte Auskunft. Bei dem ersten Angriff der französischen Cavallerie auf das Plateau oberhalb der Schnecke ging der Obriste von Feilitzsch mit den drei Escadrons sächsischer Carabiniers ihm entgegen, warf sie in drei auf einander folgenden Attaquen, und schlug sich durch. Die beiden Generale, Gebrüder von Zetzschwitz, schlossen sich den drei Escadrons an und entkamen mit ihnen. Die beiden kleinen Trupps der Feldwachten blieben noch bei den Bataillonen und hielten durch wiederholte Angriffe die französische Cavallerie länger als eine starke halbe Stunde zurück. Unterdessen waren die drei Escadrons des königl. preuß. Husaren-Regiments Blla angekommen. Sie versuchten einen Angriff auf der Seite von Schwabhausen, wurden aber geworfen und eilten über Kötzschau davon, die beiden sächsischen Feldwachten entkamen über Kapellendorf. Da das Rüchelsche Corps jetzt plötzlich verschwand, standen allein noch die 9 sächsischen Bataillone und das Bataillon Boguslawski auf dem Platze, und wurden, von allen Seiten umringt und durchbrochen, nach einer lebhaften aber nicht mehr geordneten Gegenwehr, theils aufgerieben, theils gefangen. Die sächsische Cavallerie, mit welcher die Generale v. Zetzschwitz über die Ilm gingen, bestand außer den drei Carabiniers-Escadrons, aus den Resten der Dragoner-Regimenter, welche der Fürst v. Hohenlohe vorher zu dem Angriff bei Vierzehnheiligen hatte abrufen lassen. Der General-Lieutenant v. Polenz zog sich mit seinem Dragoner-Regimente und drei Escadrons Husaren, die zwischen Isserstädt und Krippendorf gefochten hatten, mit Ordnung vom Kampfplatz zurück und deckte einen Theil des Rückzuges der Preußen bis Sangerhausen. — Anmerkung von andrer Hand.

stande gefangen ward; — die ihr beigegebene sächsische Cavallerie *) schlug sich unter General Zetzschwitz, vereinigte sich mit der übrigen, die dessen Bruder führte, und ging über die Ilm. In dem Momente, wo die Division Grawert aufgelöst zurückstürzte, marschirte das Rüchelsche Corps auf dem Sperlingsberge bei Capellendorf auf, rückte, ohne auf das in seiner Nähe Vorgehende zu achten, eine Strecke vor (wobei ihm die sächs. Cavallerie unter dem anderen General Zetzschwitz die rechte Flanke deckte), und ward dann, von einer ungeheuern Uebermacht in der Front und beiden Flügeln angegriffen, nach kurzem aber höchst blutigem Kampfe über den Haufen geworfen. Der General Rüchel ward schwer verwundet, die gesprengten Truppen folgten dem Zuge der Fliehenden gegen Weimar. Hier waren die sächsischen Bataillone, welche mit der Division Grawert gefochten, vor dem Webichtbusche à choval der Chaussee aufgestellt, hinter ihnen wurden die zerstreuten preußischen Truppen gesammelt (andre hatten bereits die Ilm, seitwärts Weimar, passirt). Da der Feind indessen auch hieher folgte, und besonders viel Cavallerie zeigte, so ging Alles über die Ilm und setzte den Rückzug theils nach Erfurt theils nach Buttelstädt fort. So war dann gegen Abend die Niederlage der Hohenlohischen Armee vollendet. In einzelnen Corps nach einander angegriffen, hatte sie lange genug der großen Ueberzahl beharrlichen Widerstand geleistet; die völlige Auflösung, die nun erfolgte, war leider so unheilvoll als erklärlich, aber das Gefecht selbst gar nicht so beschämend, wie es von Ignoranten oder Uebelwollenden dargestellt worden. Die Infanterie hat mit sehr geringen Ausnahmen sehr brav gefochten, mehrere Bataillone waren fast ganz vernichtet, einige haben sich ganz vorzüglich ausgezeichnet, viele verloren über die Hälfte ihrer Offiziere; die Cavallerie, in Masse nirgend gebraucht, hat wenig Gelegenheit gefunden, es der Infanterie gleichzuthun, bisweilen auch die Erwartungen, die man von ihr hegte, und Buonaparte's Furcht nicht gerechtfertigt: die sächsischen Reiter haben sich beim Durchschlagen durch den Feind ihres alten Ruhmes würdig bewiesen. Der erlauchte Führer endlich zeigte im heftigsten Feuer den besonnenen Muth, den wir von den Rheinfelbzügen her an ihm kennen, er war wahrhaft eines bessern Looses würdig. Der Verlust der preußisch-sächsischen Armee ist nie genau bekannt worden, die Franzosen gaben den ihrigen zu 1100 Todten und 3000 Blessirten an. — e.

Jenner (Eduard), Arzt in England, als Erfinder oder Verbreiter der Kuhpockenimpfung berühmt, geb. 1749 zu Berkley in Glocestershire, ein Zögling des berühmten Anatomen John Hunter. Nachdem er mehrere Jahre ausübender Arzt und Chirurgus gewesen,

*) Die sächsische Cavallerie, welche neben den 9 sächsischen Infanterie-Bataillonen auf dem Plateau oberhalb der Schnecke gestanden hatte, war schon früher, ein Regiment nach dem andern, durch den Fürsten v. Hohenlohe abgerufen worden, um die Angriffe bei Vierzehnheiligen zu unterstützen, und nur drei Escadrons Carabiniers hatte er den Sachsen gelassen. Außer diesen versammelten sich auch hier noch zwei Trupps von den Feldwachten der letzten Nacht, der eine von 59, der andere von 36 Pferden. Die ganze Fläche vorwärts von dem Dorfe Isserstädt war dadurch entblößt worden, und der Gen. Lt. v. Grawert hatte versprochen, diese Lücke durch preussische Cavallerie und leichte Infanterie zu decken. Er schickte auch gleich das leichte Bataillon Boguslawski; drei Escadrons des Husaren-Regiments Bila kamen erst spät. Anmerk. v. g. Hand.

gab er die Chirurgie auf, um sich ganz dem Studium der Physiologie und Naturgeschichte zu widmen. Wegen seiner an Beobachtungen reichen Abhandlungen über die Musik ward er zum Mitglied der königl. Gesellschaft der Wissenschaften in London ernannt. Auch zeichnete er sich durch eine treffliche Beschreibung der Angina pectoris aus. Seit 1776 beschäftigte er sich mit Untersuchungen über die Kuhpocken, und gab 1798 die erste Schrift darüber in London heraus, welche durch Ballhorns Uebersetzung 1799 auch in Deutschland bekannt wurde. Beobachtungen über die Blattern der Kühe in Glocestershire (cow-pox) hatten ihn seit 1769 schon auf seine Entdeckung geleitet. Am 4. Mai 1796 impfte er das erste Mal die Kuhpocken ein; wurde den Vaccinirten nachher von der Materie der Kinderblattern eingeimpft, so bekamen sie letztere Krankheit nicht. Von diesen Versuchen gab Jenner 1799 in einer zweiten Schrift Nachricht. Von 6000 Personen, die er vaccinirt hatte, wurde keine von den Kinderblattern angesteckt. Er machte auf die Gefahrlosigkeit der durch Vacciniren entstandenen Blattern, ihre Gelindigkeit, ihre Eigenschaft, sich nicht weiter durch Ansteckung zu verbreiten, und auf die Sicherung eines Jeden, der sie ausgestanden, gegen die Ansteckung von den gewöhnlichen Kinderblattern, aufmerksam. Indeß machte er bald die Erfahrung, daß es auch falsche Kuhpocken gebe, deren Gestalt und Verlauf von dem der ächten abweiche, und welche vor den Kinderblattern *nicht* sicher stellten. Er bestimmt daher genau die Unterscheidungszeichen der ächten Kuhpocken. In einer dritten Schrift vom J. 1800 bestätigte er mit eigenen und anderer Aerzte Beobachtungen die Vorzüge der Impfung der Kuhpocken. Noch schrieb er 1801 eine Abhandlung über den Ursprung des Impfens mit Kuhblattern. Von der großen Anzahl der Geimpften waren mehr als 3000 mit Materie von Kinderblattern ohne Erfolg geimpft worden. Frühzeitig verbanden sich mit Jenner mehrere Aerzte zu weitern Versuchen, besonders Woodwille und Marshall, Jenners Freunde, Pearson und einige Andere. Durch Correspondenz, nach Deutschland, durch ganz Europa, ja in die andern Welttheile, besonders nach Amerika, verbreitete Jenner jene Erfindung in unglaublich schneller Zeit. Der französische Weltumsegler *Baudin* brachte sie auf die Inseln des Südmeers. In London wurde schon 1799 eine öffentliche Impfanstalt errichtet, welche an mehrern Orten Nachahmung fand. Auch die Truppen, welche England nach Aegypten sandte, wurden vaccinirt, und sie ertrugen das fremde Klima besser als die französischen. Jenners großes Verdienst wurde allenthalben, besonders in England geschätzt. Die Aerzte der britt. Marine ließen auf ihn eine Denkmünze prägen: Apollo, der einen vaccinirten Matrosen der Britannia vorstellt, mit einer Bürgerkrone und der Inschrift: Jenner. Alba nautis stella refulsit. Die verwittwete Kaiserin von Rußland schrieb 1802 an Jenner und verehrte ihm einen schönen Diamant. Im J. 1803 bekam er von dem Gemeinderath der Stadt London das Bürgerrecht in einer goldenen Kapsel, sein Name ward durch Schaumünzen gefeiert, und das Parlament bezeugte ihm einmüthig zweimal den Dank der Nation, auch bewilligte es ihm (1802 u. 1807) Geldgeschenke, die sich auf 30,000 Pf beliefen; mit der Bemerkung, daß keine Summe groß genug sei, um ihn für das, was er durch seine Entdeckung der Menschheit geleistet, zu belohnen. Indeß hatte seine Correspondenz allein ihm über 1000 Pf. St. gekostet, und er schlug die gehabten Unkosten auf 6000 Pf. St. an. Es wurde eine Gesellschaft zur Ausbreitung der Kuhpocken in ganz Großbritannien gestiftet, die den

Namen königlich Jennersche Societät führt, für deren Patrone sich der König und die Königin erklärten, und an welcher der Prinz und die Prinzessin von Wallis, so wie mehrere Große Antheil nahmen. (Vergl. d. Art. Kuhpocken.) Nach dem Schleswig-Holstein. Provinzialbericht, vom J. 1815, machte der Schullehrer Plett zu Stockendorf bei Kiel schon im J. 1790 die Erfahrung, daß, wer die Kuhblattern gehabt, von den natürlichen befreit bliebe. Er versuchte daher 1791 zu Hasselburg absichtlich an drei Kindern die Impfung mit Kuhblattern. Sie gelang. Jenner stellte diese Impfversuche erst 5 Jahre später an, 1796; folglich ist die Vaccin eine deutsche Erfindung. H.

Jenny-Maschinen heißen die berühmten Maschinen, welche Baumwolle spinnen, und gegen das J. 1775 von Richard Arkwright erfunden worden sind. Als dieser ein Patent auf seine Erfindung nahm, nannte er sie nach seiner Frau Jenny-Maschine, und späterhin, nachdem er dieselbe noch verbessert hatte, Jenny-Mule (Bastard-Jenny), von Mule, Maulthier. Diese künstliche Erfindung, Baumwolle zu spinnen, besteht aus vier Maschinen, der Krätzmaschine (Carding mill), welche die Wolle reinigt und ihr die Form eines Tuchs gibt; der Streichmaschine (Drawing mill), welche die Reinigung der Wolle vollendet, und diese in eine wurstartige Form bringt; der Vorspinnmaschine (Boving mill), auf welche die Wolle, nachdem sie vorher in der Laterne noch mehr verdünnt und auch etwas gedreht worden ist, aufgespult und solchergestalt zum Spinnen fertig gemacht wird, und der eigentlichen Spinn-Maschine, einer aus vielen Spindeln bestehenden Vorrichtung, auf welcher, vermittelst eines bewundernswürdigen Mechanismus, welchen nur wenige Hände zu leiten brauchen, die Wolle alsdann zu Garn gesponnen wird. Die Spinnmaschine ist eigentlich wieder doppelter Art: die eine liefert das Garn (Twist), und die andere das Einschlaggarn (Weft). Letztere soll eigentlich nur den Namen Jenny-Maschine führen. Die Bewegung aller dieser Maschinen geschieht entweder durch ein großes Wasserrad, oder auch durch eine Dampfmaschine.

Jeremias, der zweite unter den großen Propheten des alten Testaments, aus einem edeln jüdischen Priestergeschlechte, erfüllte in der traurigsten Periode des Reiches Juda, unter den letzten vier Königen desselben bis zum babylonischen Exil, also über 40 Jahre lang, den prophetischen Beruf mit anhaltender Geduld und Treue. Aber vergeblich erschöpfte er sich in Lehren, Bitten und Warnungen, das entartete Volk zur Gottesfurcht und Ergebung in sein Schicksal zu bewegen; ein beständiger Druck, unter dem er nur seufzen konnte, Mißhandlungen, Kerker und Todesgefahren waren sein Lohn. Nach der Zerstörung Jerusalems ehrte ihn jedoch Nebukadnezar, da alles Volk in die Gefangenschaft abgeführt wurde, als den edelsten seiner Nation, durch die Erlaubniß, sich seinen Aufenthalt selbst wählen zu dürfen. Der alte Prophet blieb bei den Trümmern der heiligen Stadt, und fuhr fort, die noch zurückgebliebenen Juden durch Rath und Lehre zu leiten, und als sie endlich, den Bedrückungen der Statthalter zu entgehen, nach Aegypten flohen, begleitete er sie und starb in Aegypten hochbetagt. Schon unter der Regierung Jojakims hatte er angefangen, seine Lehren und Orakel von seinem Schreiber Baruch aufzeichnen zu lassen. Sie sind, so weit wir sie im Canon des A. T. besitzen, Zeugen der glühendsten Vaterlandsliebe und des unerschütterlichsten Vertrauens auf den Gott der Väter, aber auch deutliche Beweise, wie sehr der Geist dieses Propheten durch sein und seines Volkes Unglück gelähmt und niedergedrückt war. Nur in den Weissagun-

gen gegen auswärtige Staaten erhebt sich sein Ausdruck zu einiger Stärke, sonst ist sein Ton sanft wie sein Charakter, und traurig, wie die Zeit, in welcher er lebte. Er sah den Untergang Juda's mit Bestimmtheit voraus und beweinte ihn auf den Trümmern von Jerusalem. Die Frucht dieses Schmerzes sind seine Klagelieder (daher der Name Jeremiaden), Elegien voll rührender Wehmuth und frommer Ergebung, die durch ihren schönen, harmonischen Bau an eine bessere Periode der hebräischen Dichtkunst erinnern. E.

Jericho war eine nicht unbedeutende Stadt im alten Judäa, in einer Ebene, nordöstlich von Jerusalem, westlich vom Jordan, wegen ihrer Balsamgärten, Palmen- und Rosenwäldchen, besonders im Salomonischen Zeitalter, ausgezeichnet, und blühend durch den Handel mit Balsam und Gewürzen. Sie war der Schlüssel zu Palästina, und wurde daher von den Israeliten, welche unter Josua über den Jordan gegangen waren, um Palästina zu erobern, nachdem sie vorher Kundschafter dahin abgeschickt hatten, zuerst angegriffen und am siebenten Tage, nach einer Sage auf wundervolle Art, erstürmt, und vernichtet, jedoch späterhin wieder aufgebaut. An ihrer Stätte steht jetzt das Dorf Rihha, die Gärten und Wäldchen sind verschwunden, nur der Balsambaum wird noch abgewartet. In unsern Gärten erinnert an diese Stadt ein rankenartiges Gewächs mit einer wunderbar gestalteten, wohlriechenden Blume, die wir die Rose von Jericho (Anastatica) nennen. Wahrscheinlich wurden sie zu den Zeiten der Kreuzzüge von daher zu uns verpflanzt. E.

Jersey, s. Guernsey.

Jerusalem, (Johann Friedrich Wilhelm), Abt, wurde am 22. Nov. 1709 zu Osnabrück in Westphalen geboren, wo sein Vater Superintendent war. Seine vorzüglichen Anlagen verriethen und entwickelten sich schon früh. Kaum sechszehn Jahre alt, bezog er, mit allen nöthigen Vorkenntnissen ausgerüstet, im J. 1724 die Universität zu Leipzig, wo er sich dem theologischen Studium widmete. In seinem 21sten Jahre kehrte er in seine Vaterstadt zurück. Nach einem kurzen Aufenthalte daselbst unternahm er eine Reise nach Holland, wo er noch einige Jahre zu Leiden studirte, und darauf zwei Edelleute auf die eben errichtete Universität zu Göttingen führte. Nachdem er hier drei Jahre zugebracht hatte, unternahm er eine Reise nach London, von welcher er im J. 1740 nach Deutschland zurückkehrte, worauf er vom damaligen Herzog von Braunschweig zum Hof- und Reiseprediger, so wie zum Lehrer und Erzieher des damals siebenjährigen Erbprinzen (des nachmals als Feldherr berühmt gewordenen Carl Wilhelm Ferdinand) ernannt wurde, welche ehrenvolle Stelle er im J. 1742 wirklich antrat. In einer Unterredung mit dem Herzoge über Schulwesen und Verbesserung desselben äußerte er seine Gedanken über die Anlegung eines Instituts, welches die bisherige Lücke zwischen den Schulen und Akademien ausfüllen, und jungen Leuten, die nicht zum eigentlichen Studiren, sondern für den Militärstand, den Hof, oder ein unabhängiges Privatleben bestimmt wären, die ihnen nöthige Unterweisung und Sittenbildung verschaffen könnte. Der Herzog beschloß die Ausführung und so entstand, nach einem von Jerusalem entworfenem Plane, das nachmals so berühmt gewordene Collegium Carolinum zu Braunschweig. Außerdem hat ihm die Stadt Braunschweig auch die Gründung ihres Armenwesens zu verdanken. Nach und nach ward er nun von dem dankbaren Herzoge zum Probste der Klöster St. Crucis und Aegidii, im J. 1749 zum Abt von Marienthal, und endlich 1752 zum Abt des

Klosters Riddagshausen, in der Nähe von Braunschweig, ernannt. Den Ruf eines Kanzlers der Universität zu Göttingen lehnte er aus Anhänglichkeit an das braunschweigische Haus ab, und ward dafür 1771 zum Vicepräsidenten des Consistoriums zu Wolfenbüttel ernannt. Dieser vortreffliche, durch Herzensgüte und Gelehrsamkeit ausgezeichnete Mann, dessen Andenken noch jetzt die Bewohner von Braunschweig segnen, hätte verdient, auch in seiner Familie ohne Kummer zu leben. Aber noch am Abend seines Lebens sollte er das Unglück erleben, daß sein innigst geliebter Sohn, der zu Wetzlar die Rechte ausübte, sich in einer melancholischen Stunde durch einen Pistolenschuß des Lebens beraubte. Dieses traurige Ereigniß gab Göthen den Grundstoff zu seinen Leiden des jungen Werther. Nachdem er sich von diesen und andern harten Schicksalsschlägen mit männlichem Muthe emporgerichtet, und seinem ausgebreiteten Wirkungskreise die gewohnte Thätigkeit noch in später Zeit gewidmet hatte, entschlummerte er am 2. Sept. 1789 im achtzigsten Jahre seines Lebens mit Heiterkeit und ruhiger Hingebung. Jerusalem stand als Theolog, Denker und Gelehrter unter seinen Zeitgenossen auf einer Stufe, die nur wenige erreichen: nicht minder groß war er jedoch von Seiten seines Herzens und Charakters. Zu seinen vorzüglichsten Schriften gehören: Predigt-Sammlungen, 2 Thle. Braunschweig, 1788 — 1789: Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion, 2 Bde., 1785 u. 1795.

Jerusalem. Diese weltberühmte Stadt (von der Prevot an Ort und Stelle ein Panoram gezeichnet hat, das man in Paris sieht) liegt in Palästina und ist dem Pascha von Damaskus unterworfen. Ihre Umgebungen sind öde und gebirgig. Am westlichen Abhange eines Basalt-Berges, von Felsen und tiefen Thälern umgeben, hat sie die Temperatur der Luft weit kälter, als man nach der geographischen Lage schließen sollte. Der ganze Umfang der Stadt ist jetzt kaum eine halbe Meile. Obgleich sie ziemlich hohe Mauern hat, so kann sich Jerusalem doch nicht gegen einen Feind halten, weil die nahen Berge und Felsen es völlig beherrschen. Die Stadt ist unregelmäßig gebaut, und hat sechs Thore, die noch hebräische Namen führen. Die Häuser sind alle von Sandstein, drei Stocke hoch und ohne Fenster im unteren Stocke. Diese todte Einförmigkeit wird nur durch die Spitzen der Moskeen, durch die Thürme der Kirchen und durch wenige Cypressen unterbrochen. Die Bevölkerung von Jerusalem beläuft sich auf 30,000 Menschen, darunter 20,000 Christen von allen Secten, 7000 Mohammedaner, und nur wenige Juden. Christen und Juden tragen als Auszeichnung einen blauen Turban: das weibliche Geschlecht sieht mit seinen dichten Schleiern und seinen weißen Gewändern wandernden Leichen ähnlich. Auf den ungepflasterten Straßen hat man beständig mit den dichtesten Staubwolken oder mit dem tiefsten Schmutze zu kämpfen. Kein frohes Gesicht begegnet uns. Keinen andern Ton hört man als den Galopp der Janitscharen-Rosse, die vielleicht von einem Plünderungszuge in der Wüste zurückkehren. Keinen andern Anblick hat man, als den jener verschleierten weißen Gestalten, der übermüthigen Türken, und der stumpfsinnigen oder schwermüthigen Christen. Daß weder Wissenschaften noch Künste in dem jetzigen Jerusalem blühen, kann man sich bei dem Despotismus der Türken und dem finstern Aberglauben der Christen leicht vorstellen. Wenige Weberstühle und einige Pantoffelmacher sind Alles, was man zu den Fabrikarbeiten in Jerusalem rechnen kann. Eine ungeheure Menge Reliquien, die wahrscheinlich nicht alle in der Stadt gemacht werden, sondern

auch aus der Umgebung kommen, werden an die gläubigen Pilger verkauft. Indessen bildet die Stadt für die Araber in Syrien, Arabien und Aegypten einen Mittelpunkt des Verkehrs. Man führt Oel aus, und Reis über Acre ein. Doch hat dieser Handel wenig wohlthätige Folgen für den Wohlstand der Einwohner. Uebrigens sind die Lebensmittel im Ueberfluß und wohlfeil: Wildpret vortrefflich, und der Wein sehr gut. Die Pilger eröffnen für die Einwohner noch immer eine vorzügliche Nahrungsquelle. Vor zehn Jahren waren 1500 auf einmal da, worunter aber nur zwei Europäer. Jerusalem hat einen Statthalter, einen Cadi oder Oberrichter, einen Commandanten der Citadelle und einen Mufti, als geistliche Behörde. In der Stadt werden noch viele Plätze und Gebäude unter alten heiligen Namen gezeigt. Die Citadelle, welche Davids Burg gewesen sein soll, ist ein durchaus gothisches Gebäude. Auch nennt man sie den Pisanischen Thurm, weil die Pisaner sie vielleicht während der Kreuzzüge erbaut haben. Alle Pilger wenden sich an das große Franciscaner-Kloster von San Salvador, worin sie einen Monat lang umsonst verpflegt werden. Außer diesem gibt es noch ein und sechzig christliche Klöster in Jerusalem, worunter das armenische das größte ist. Sie erhalten sich von milden Beiträgen, die meistens aus Europa ihnen zufließen. Die Kirche des heiligen Grabes ist seit fast anderthalb Jahrtausenden der heiligste Ort in Jerusalem. Sie besteht aus mehreren vereinigten Kirchen, und soll auf dem Golgatha aufgeführt sein. Man zeigt hier in einem reichgeschmückten großen unterirdischen Gemach das Grab des Erlösers mit einem Sarkophag von weißem Marmor. Die Kaiserin Helena soll im vierten Jahrhundert diese Kirche gestiftet haben, nachdem sie das wahre Kreuz aufgefunden. Die Juden leben dort in dem größten Elend und auf einen kleinen Theil der Stadt beschränkt. Der Tempel der Mohammedaner, den sie für eines der größten Heiligthümer halten, ist sehr prächtig. Keinem Christen oder Juden ist es erlaubt in das innere Heiligthum zu treten. Dennoch wissen wir, daß dieser heilige Tempel aus zwei großen Gebäuden besteht, von denen das eine, El Aksa, mit einer prächtigen Kuppel versehen, und den herrlichsten Vergoldungen verziert ist. Das andere Gebäude ist ein Achteck; es heißt El Sahara, hier zeigen die Mohammedaner den Fußtapfen ihres Propheten von einem goldenen Gitter umgeben, und einen Koran, der 4 Fuß lang und 2 1/2 Fuß breit ist. Noch sieht man auf dem Oelberg eine christliche Kirche, in welcher ein Fußtapfen des Heilands gezeigt wird, den er hinterließ, als er gen Himmel fuhr. Man sieht außer manchen altisraelitischen eine Menge griechischer und römischer Denkmäler, mehrere christliche und besonders gothische, die von den Kreuzzügen herrühren. Die Geschichte dieser Stadt verliert sich in das allerfrüheste Zeitalter. Ein Zeitgenosse des Abraham, Melchisedek, wird schon 2000 vor unserer Zeitrechnung König von Salem genannt: dies Salem soll das nachmalige Jerusalem sein. Dann besaßen die Jebusiter die Stadt, und als 1500 Jahr vor Christo die Israeliten das Land der Verheißung eroberten, ward dem Stamm Benjamin diese Stadt zugetheilt. Doch scheinen in der Folge die Jebusiter ihr Recht wieder geltend gemacht zu haben, denn David eroberte die Stadt, nannte sie nach seinem Namen und baute die Burg Zion. Sein Sohn Salomon verschönerte Jerusalem ungemein, und ließ durch die kunstreichen Tyrier den vielgepriesenen Tempel erbauen. Unter seinen Nachfolgern ward Jerusalem die Hauptstadt des Königreichs Juda. Fünfmal ward sie erobert und geplündert, zuerst unter

Rhehabeam, von den Aegyptern, dann unter Joram, von den Arabern, unter Joas, von den Syrern, unter Amazias, von den Israeliten, und unter Josias wieder von den Aegyptern 611 vor Chr. Geb. Der letzteren Eroberung erwähnt auch Herodot, der die Stadt Kadytas nennt, welches an das Kädischa, die Heilige, erinnert, wie noch jetzt die Mohammedaner die Stadt El Kods nennen. Endlich bemächtigte sich der chaldäische König Nebukadnezar, auch Nabopalasser genannt, unter dem jüdischen König Zedekias, des Reichs und der Stadt Jerusalem, zerstörte die letztere vom Grunde aus 586 vor Christo, und führte die Juden nach Babylon. 70 Jahre darauf erlaubte ihnen Cyrus zurückzukehren, und Stadt und Tempel wieder aufzubauen. Dies geschah unter Anführung ihrer Hohenpriester Esra und Nehemia, deren Nachfolger sie eine Zeitlang beherrschten. Daß Alexander, nachdem er Tyrus erobert, auch einen friedlichen Besuch in Jerusalem abgestattet habe, ist gewiß nur eine jüdische Sage, da Josepus der einzige Bürge dafür ist. Alexanders Nachfolger, Ptolemäus, des Lagus Sohn, eroberte Jerusalem, und führte eine Menge angesehener Juden nach Alexandrien. Dann stand es eine Zeit lang, nachdem Antiochus der Große es eingenommen, unter der Bothmäßigkeit der syrischen Könige. Unter den Maccabäern wurden die Juden wieder auf eine Zeit lang frei, und wählten sich eigene Könige. Einer der letztern, Aristobulus, rief den großen Pompejus ins Land, und so kam 64 Jahr vor unserer Zeitrechnung Jerusalem unter römische Herrschaft. Da es noch immer eigene Könige dem Namen nach, auch Hohepriester neben den römischen Statthaltern hatte, so veranlaßte dies unablässige Meutereien, denen endlich Vespasian und Titus dadurch ein Ende machten, daß sie, nach einer fürchterlichen Belagerung, im Jahre 71, die Stadt erstürmten, die Einwohner vertilgten, und Alles verwüsteten. So schien Jerusalem gänzlich zu Grunde gegangen zu sein. Allein theils waren noch Gebäude in Menge übrig geblieben, theils sammelten sich nach und nach wieder die zerstreueten Juden, bauten sich an, und empörten sich von neuem gegen die Römer. Hierdurch erbittert ließ Kaiser Hadrian endlich im Jahr 118 Alles zerstören, was Titus verschont hatte. Er ließ eine neue Stadt unter dem Namen Aelia Capitolina anlegen, worin zu wohnen keinem Juden erlaubt war. Constantin der Große und seine Mutter Helena zeigten dadurch ihre christliche Frömmigkeit, daß sie alle heidnischen Denkmäler ausrotten ließen und viel neue christliche Gebäude aufführten. Julian faßte den Gedanken, den alten Tempel der Juden wieder herzustellen, soll aber durch Ausbruch unterirdischen Feuers daran verhindert worden sein. Nun blieb die Stadt unter der Herrschaft der morgenländischen Kaiser, bis Kosroes im J. 614 sie mit seinen Persern eroberte. Doch gewann der Kaiser Heraklius im Frieden 628 die heilige Stadt wieder, verbot den Juden da zu wohnen, und brachte durch Sectenhaß den Patriarchen von Jerusalem Sophronius dergestalt gegen sie auf, daß der Kalif der Araber, Omar, im J. 637 ohne viele Mühe die Stadt einnehmen konnte. Von den Arabern ging die Herrschaft an die Turkmanen über. Im ersten Kreuzzuge eroberte Gottfried von Bouillon 1099 Jerusalem. Es ward ein eigenes christliches Reich gestiftet, dem aber die Türken 1157 ein Ende machten.

Jesaias wirkte unter der Regierung der Könige in Juda, Usias bis Hiskias, wenigstens 47 Jahre, als Demagog und Prophet. Von seinen Lebensumständen ist nichts Gewisses bekannt, als daß

sein Einfluß auf König und Volk bedeutend war. Was von den unter seinem Namen im alten Testamente enthaltenen Orakeln erweislich von ihm selbst herrührt, sichert ihm eine Stelle unter den vorzüglichsten Dichtern. Seine Sprache ist den Gegenständen, die er behandelt, die angemessenste; sie vereinigt Einfachheit und Klarheit mit der höchsten Würde und Majestät, und an Fülle und Kraft bei dem schönsten Ebenmaße kommt ihm die Poesie keines andern Propheten gleich. Der Inhalt seiner Dichtungen sind Strafreden und Klagen über die Sünden des Volks, drohende Verkündigungen eines nahen Verderbens und herzerhebende Aussichten in eine schönere Zukunft. Adel des Gefühls und der Gesinnung spricht aus jedem Zuge, Alles trägt den Stempel des Genies und der ächten Begeisterung. Daher sehen die Gläubigen in seinen Weissagungen nicht mit Unrecht die Morgenröthe des Tages, der mit Christo der Menschheit aufgegangen ist. S. den Art. Propheten. E.

Jesuaten des H. Hieronymus oder Jesusdiener hieß ein im Jahre 1365 zu Siena entstandener, wenig und nur in Italien verbreiteter geistlicher Orden, dessen Glieder wegen ihres Handels mit Arzneien und Branntwein Padri dell' aqua vita, Aquavitpatres, genannt wurden. Im Jahre 1668 hob eine päpstliche Bulle diesen unbedeutenden Orden wieder auf. E.

Jesuiten oder Gesellschaft Jesu nannte sich ein geistlicher Orden, der sich viel höher als alle anderen Orden, ja über die Kirche selbst stellte, und ob er gleich seinen Gliedern die Annahme von Kirchenämtern und Prälaturen durchaus verbot, doch in der Kunst zu herrschen die weltlichen Regierungen nicht minder, als seine geistlichen Nebenbuhler übertraf. Ihm läßt sich auch kein andrer geistlicher Orden an die Seite stellen. Denn während die, die sich nur der Contemplation und Andacht widmen, wenig charakteristische Züge darbieten und meistentheils nur durch Namen, Schnitt und Farbe der Kleidung, größere oder mildere Strenge der Regel, mehr oder weniger Uebungen der Buße und Gottseligkeit von einander verschieden sind, und auch die Regsameren, welche durch Unterricht, Seelsorge und Mildthätigkeit, so wie durch ihre Intriguen an Höfen und in Familien, nach außen wirken, fast überall dieselben Manieren zeigen und das bekannte Thema der Mönchsweise mit geringen Variationen durchführen; hat die Gesellschaft Jesu sich bald zu dem Range einer welthistorischen Erscheinung emporgeschwungen, die in ihrer Art einzig ist. Der mindeste Theil dieser Größe ging von ihrem Stifter aus, der seinen Ruhm mehr der Weltklugheit und Energie seiner Nachfolger, als sich selbst verdankt. Inigo oder Ignaz, der jüngste von eilf Kindern eines spanischen Edelmanns, auf dessen Stammschlosse Loyola im Biscayischen 1491 geboren, war am Hofe Ferdinand des Katholischen als Edelknabe herangewachsen und bald in Kriegsdienste getreten, ohne sich anders, als eitel, galant und ritterlich zu zeigen. Eine 1521 bei der Vertheidigung von Pampelona gegen die Franzosen erhaltene schwere Verwundung am Beine unterbrach seine militärische Laufbahn. Während der langwierigen Cur, die er zu Loyola abwartete, trieb ihn die Langeweile zur Lectüre und da man ihm die Lebensgeschichte Jesu und Legenden der Heiligen gab, entzündete sich an den Abenteuern der Letztern seine lebhafte Phantasie. Ueberdieß durch eine Verunstaltung seines rechten Beins, die ihn in Folge jener Wunde zu lebenslänglichem Hinken zwang, von der Hoffnung fernern Glücks bei den Damen abgeschnitten, entschloß er sich sein Leben der heiligen Jungfrau

Maria zu weihen. Nach seiner Genesung verließ er daher seine Familie, legte seinen ritterlichen Schmuck bei dem wunderthätigen Marienbilde zu Monserrate ab und fing an, sich in freiwilliger Armuth mit Beten, Wachen und Geißeln zu quälen, wobei es ihm eben so wenig an den wunderlichsten Anfechtungen des Teufels fehlte, als dem heiligen Franz von Assisi. Eine Wallfahrt nach Jerusalem sollte diesen Vorübungen zur geistlichen Ritterschaft die Krone aufsetzen. Wirklich kam er 1523 als ein bettelnder Pilger dahin, kehrte aber, da die Mönche in Palästina seinen Eifer zur Bekehrung der Türken nicht aufkommen ließen, schon 1524 nach Barcellona zurück. Hier fühlte er, wie sehr der Mangel gelehrter Kenntnisse seinen Planen hinderlich sei, und mischte sich unter die Schulknaben, um Latein zu lernen. Ob es nun gleich damit viel weniger fortrückte, als mit seiner Gottseligkeit, so ging er doch schon 1526 nach Alcala, wo er philosophische Studien trieb, sich vom Betteln nährte und zum Volkslehrer im Christenthume aufwarf. Diese unberufene Seelsorge zog ihm jedoch von Seiten der Inquisition Verfolgungen zu, die ihn bewogen, sich 1528 nach Paris zu wenden. Daselbst brachte er es in der lateinischen Sprache und den philosophischen Wissenschaften endlich so weit, daß ihm 1534 die Magisterwürde ertheilt werden konnte. Nebenbei hatte er das beliebte Betteln fortgesetzt, seine Bekehrungsversuche aber auf wenige Mitstudirende eingeschränkt, aus denen er eine Gesellschaft zusammenwarb, die sich 1534 durch feierliche Gelübde zu freiwilliger Armuth, zur Bekehrung der Ungläubigen und zu einer Wallfahrt nach Jerusalem mit ihm verband. Pierre Le Fevre, ein Savoyard, Franz Xavier, ein Navarrese, Jacob Lainez und Nicolaus Bobadilla, zwei kräftige, geistvolle Spanier, und Rodriguez, ein portugiesischer Edelmann, waren die ersten Gefährten Loyola's, zu denen sich in Paris und später im Venetianischen, wo sich die Gesellschaft seit 1537 büßend, bettelnd und predigend herumtrieb, noch einige minder bedeutende Subjecte gesellten. Ein Türkenkrieg hinderte die Reise nach Jerusalem, weshalb die Verbündeten sich auf den Universitäten in Oberitalien zerstreuten, um neue Mitglieder zu werben. Loyola selbst ging mit Le Fevre und Lainez nach Rom, wo er endlich seinen Plan zur Stiftung eines neuen, ganz eigenthümlich eingerichteten Ordens 1539 zur Ausführung brachte. Er nannte ihn zufolge einer ihm angeblich widerfahrnen Vision die Gesellschaft Jesu und verpflichtete die Glieder, deren Stamm jene ersten Gefährten wurden, neben den Gelübden der Armuth, Keuschheit und des blinden Gehorsams gegen die Obern noch zu dem vierten, sich in jedes Land, wohin der Papst sie als Missionarien gegen Ketzer und Ungläubige oder sonst zum Dienste der Kirche schicken würde, unweigerlich und ohne Lohn zu begeben und ihre Aufträge mit allen möglichen Kräften und Mitteln ins Werk zu setzen. Die Novizen sollten außer andern geistlichen Uebungen auch durch die niedrigsten Dienste bei den Kranken geprüft werden, denn Xaviers Beispiel hatte es zu einem besondern Ehrenpunkte der geistlichen Ritterschaft gemacht, die ekelhaftesten Geschwüre der Kranken in den Spitälern auszusaugen. Eine besondre Bulle Pauls III. bestätigte 1540 diesen, in Betracht seines Zwecks dem Papstthume so viel versprechenden Orden, dessen Glieder im folgenden Jahre bei einer Versammlung zu Rom den Stifter selbst zum ersten General ernannten. Durch seinen heroischen, alle seine Gefährten mitfortreißenden Enthusiasmus hatte Ignatius diese Auszeichnung wohl ver-

denk, wenn ihm auch von den geistigen Eigenschaften, die ein solcher Posten erfoderte, die meisten abgehen mochten. Denn noch hatte er sich nur als einen gutmeinenden geistlichen Abenteurer gezeigt, der sich von gehabten Visionen überredete und zum Helden der Kirche von Gott berufen glaubte, aber einer Verwaltung im Großen nicht gewachsen schien. Auch als General trieb er mit einem Eifer, der seinem Verstande weniger, als seinem Herzen Ehre macht, Nebendinge, die geringeren Gliedern schicklicher zugekommen wären. Er verrichtete in der Kirche seines Ordenshauses zu Rom die niedrigsten Dienste, gab sich, obgleich nicht einmal der italienischen Sprache ganz mächtig, zum Unterricht kleiner Kinder her, und sammelte Almosen zur Versorgung von Juden und Freudenmädchen, deren Bekehrung er sich ganz besonders angelegen sein ließ; während seine gelehrten und weitersehenden Freunde, vorzüglich Lainez, der immer um ihn war, seine rohen Entwürfe zur Organisation und Befestigung der Gesellschaft Jesu mit seltner Umsicht und Klugheit auszuspinnen wußten. Dabei kamen ihnen die günstigsten Umstände zu Statten. Die Päpste Paul III. und Julius III., wol ahnend, welche Stützen gegen das überhandnehmende Reformationswerk sie an den Jesuiten haben würden, bewilligten diesen regulirten Klerikern Vorrechte, wie sie noch nie irgend eine Corporation in der Kirche oder im Staate erhielt. Sie sollten nicht nur alle Rechte der Bettelmönche und der Weltgeistlichen zugleich genießen und mit ihren Gütern von jeder bischöflichen und weltlichen Gerichtsbarkeit, Aufsicht und Besteuerung gänzlich befreit sein, so daß sie außer ihren Ordensobern und dem Papste keinen Herrn auf Erden anzuerkennen und priesterliche Amtshandlungen jeder Art, den Parochialrechten zum Trotze, bei Menschen aus allen Ständen, selbst während eines Interdicts auszuüben befugt wären; sondern auch, was sonst nicht einmal den Erzbischöfen unbedingt erlaubt ist, von allen Sünden- und Kirchenstrafen eigenmächtig absolviren, Gelübde der Laien in andre gute Werke verwandeln, ohne weitere päpstliche Bestätigung überall Kirchen und Güter erwerben, Ordenshäuser anlegen und nach Befinden der Umstände sich selbst von der Abwartung der canonischen Stunden, von Fasten und Speiseverboten, ja sogar vom Gebrauche des Breviers dispensiren dürfen. Ueberdies wurde ihrem Generale bei einer unumschränkten Macht über alle Glieder des Ordens freigestellt, sie mit Aufträgen jeder Art, wohin er wollte, selbst unter excommunicirte Ketzer zu senden, aller Orten als Lehrer der Theologie willkürlich anzustellen und mit akademischen Würden zu bekleiden, die denen der Universitäten gleich gelten sollten. Diese Privilegien, die den Jesuiten neben einer größern Ungebundenheit in Rücksicht kirchlicher Pflichten, als die Laien genießen, eine fast an die päpstliche Gewalt angränzende geistliche Macht zusicherten, hatten sie von den Päpsten wegen ihrer Bestimmung zu Missionen erhalten, um unter Ketzern und Heiden sich in jede Lebensart fügen und, wo sie Eingang fänden, ohne Hinderniß und weitre Bevollmächtigung neue papistische Kirchen organisiren zu können; aber die Allgemeinheit, in der sie ihre Rechte und Freiheiten verstanden, ließen doch eine nicht zu berechnende Ausdehnung und allen bestehenden geistlichen und weltlichen Autoritäten gefährliche Anwendung derselben um so gewisser besorgen, je bestimmter die Verfassung ihres Ordens und die Organisation einer unabhängigen Monarchie mitten im Schooße der Staaten des Erdkreises angelegt war. Allgemeine Verbreitung in der mensch-

lichen Gesellschaft bei möglichst festem, innern Zusammenhange als Orden wurde der Hauptgrundsatz dieser Verfassung. Zufolge derselben theilt sich die Gesellschaft Jesu in mehrere Classen oder Stände. Die Novizen, welche aus den talentvollsten, wohlgebildetsten Jünglingen und Männern ohne Rücksicht auf Geburt und äußere Verhältnisse gewählt und zwei Jahre lang in besondern Noviziathäusern durch alle ersinnlichen Uebungen der Selbstverleugnung und des Gehorsams geprüft werden, ob sie zu den Zwecken des Ordens tauglich sind, gehören noch nicht unter die wirklichen Glieder. Die geringsten unter diesen sind die weltlichen Mitarbeiter oder Coadjutoren, die keine feierlichen Klostergelübde leisten, und daher wieder entlassen werden können. Sie dienen dem Orden theils als Untergebene und Gehülfen der Glieder höherer Grade, theils als Verbündete, wie die Mitglieder der dritten Orden den ersten und bilden gleichsam das Volk des Jesuitenstaats. Vornehme Weltleute, Staatsbeamte und andre einflußreiche Personen, z. B. Ludwig XIV. in seinem Alter, hatten bisweilen die Ehre, zu diesem Grade aufgenommen zu werden, um in der bürgerlichen Gesellschaft unbemerkt für den Vortheil des Ordens zu wirken. Höher im Range stehen die Scholastiker oder Schüler und die geistlichen Coadjutoren, welche gelehrte Kenntnisse besitzen, feierliche Mönchsgelübde leisten und sich insbesondre zum Unterricht der Jugend verpflichten müssen. Sie sind die Künstler und Bürger des Jesuitenstaats, deren er sich als Professoren auf Akademien, als Prediger in den Städten und an fürstlichen Höfen, als Rectoren und Lehrer in den Collegien, als Hofmeister und Gewissensräthe in den Familien, die er beobachten oder gewinnen will, und als Gehülfen bei seinen Missionen bedient. Den Adel endlich oder den obersten Stand machen die Professen aus, wozu nur die erfahrensten Glieder kommen, deren Weltklugheit, Energie und Treue gegen den Orden sich vorzüglich bewährt hat. Sie leisten Profeß, indem sie neben den Mönchsgelübden sich noch durch ein viertes Gelübde zur Uebernahme von Missionen aller Art verbindlich machen, und dienen, wenn sie nicht in den Profeßhäusern, den eigentlichen Prytaneen und Rittersitzen des Ordens, bequem und andächtig zusammenleben, als Missionäre unter den Heiden und Ketzern, als Regenten der Colonien in fernen Welttheilen, als Beichtväter der Fürsten und Residenten des Ordens an Orten, wo er noch keine Collegien hat und sich ansiedeln will; von der Verpflichtung zum Jugendunterricht sind sie dagegen völlig befreit. Nur die Professen haben eine Stimme bei der Wahl des Generals, der aus ihnen die Assistenten, Provinzialen, Superioren und Rectoren wählt und selbst Profeß gewesen sein muß. Der General bekleidet seine Würde lebenslang und residirt in Rom, wo ihm ein Admonitor und die fünf Assistenten oder Räthe, welche sonst die fünf Hauptnationen, die Italiäner, Deutschen, Franzosen, Spanier und Portugiesen, bei ihm repräsentirten, zur Seite stehen. Er ist der Centralpunkt der Regierung des ganzen Ordens und erhält durch monatliche Berichte von den Provinzialen, und vierteljährige von den Superioren der Profeßhäuser, von den Rectoren der Collegien, welche die eigentlichen, freilich eben nicht sehr klösterlichen Klöster der Jesuiten sind, und von den Noviziatmeistern Notiz über merkwürdige Ordensbegebenheiten, über politische Ereignisse und über die Charaktere, Fähigkeiten und Verdienste aller einzelnen Glieder, worauf er verordnet, was zu thun und wie ein

bewährtes Subject zu brauchen sei. Alle müssen ihm blindlings und auch wider ihre Ueberzeugung gehorchen; gegen seine Befehle gilt keine Appellation, ja er kann selbst einzelne Ordensregeln abändern, Mitglieder ohne Untersuchung ausstoßen, oder durch Versendungen exiliren und Strafen verhängen oder erlassen, wie es ihm gut dünkt. Ignatius Loyola, der den 31sten Juli 1556 zu Rom starb, hinterließ dem Orden den Entwurf dieser Constitution und ein mystisches Erbauungsbuch, Exercitia spiritualia (geistliche Uebungen) betitelt, dessen Gebrauch bei den Jesuiten förmlich eingeführt ist und die ersten vier Wochen jedes Novizen ausfüllen muß. Unvergänglichen Ruhm und die Ehre der Canonisation, die seinem Namen 1622 wiederfuhr, verschaffte diesem schwärmerisch religiösen, doch sonst eben nicht großen Manne die schnelle Ausbreitung seines Ordens, der 1556 schon über 1000 Glieder in 12 Provinzen zählte. Die erste war Portugal, wo Xavier und Rodriguez schon 1540 auf Einladung des Königs Collegien angelegt hatten. Nicht minder schnell ging es mit der Fortpflanzung der Jesuiten in den italienischen Staaten, wo ihnen das Ansehn des Papstes zu statten kam, in Spanien, wo, obgleich anfangs die Bischöfe sich diesen neuen Gästen widersetzten, doch das Beispiel der Großen, vorzüglich eines der mächtigsten Granden Franz Borgia, Herzogs von Gandia, der selbst Inigist (so nannte man die Jesuiten in Spanien nach ihrem Stifter Inigo) wurde, sehr bald durchdrang und im katholischen Deutschland, wo Oesterreich und Bayern ihnen mit Begünstigungen und Fundationen entgegen kam. Auf den Universitäten zu Wien, Prag und Ingolstadt erlangten sie ein Uebergewicht, in dessen Besitze sie sich durch zwei Jahrhunderte behaupteten. In ihren streng hierarchischen Grundsätzen, in ihrer rastlosen, enthusiastischen Thätigkeit und in ihrer erfolgreichen Bekehrungsmanier erkannten die papistisch gesinnten Fürsten, wie die Päpste selbst, das wirksamste Gegengift gegen den mächtig anwachsenden Protestantismus. Auch dem großen Publikum empfahlen sie sich bald als Kinder eines modernen Zeitgeistes, mit dem auch solche Weltleute, die den Mönchen sonst abhold waren, sich leicht befreundeten. Denn Institute, denen die Richtung auf das Practische und die heitre Außenseite abging, konnten seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften und der gesunden Vernunft nicht mehr ihr Glück machen, die aufgeregte Welt wollte nun lieber zum Handeln, als zur Beschaulichkeit angeleitet sein und die Bettelmönche, die sich allerdings allenthalben sehen und hören ließen, hatten ihre glänzendste Epoche überlebt. Wem die Franciscaner zu plump und gemein, und die Dominikaner, als Moralisten und Inquisitoren zu streng und finster waren, dem sagten die feingebildeten, heitern, umgänglichen Jesuiten desto besser zu. Müßiges Hinbrüten bei Gebet und Gesang konnte ihnen Niemand vorwerfen, selbst in ihren Professhäußern wurden die canonischen Stunden nicht beobachtet, nirgend hielten sie sich, auch als Seelsorger der Laien, lange bei ihren Andachtsübungen auf, sorgfältig vermieden sie den Schein des Stolzes auf eine besondere Heiligkeit, und in ihrer Kleidung glichen sie ganz den Weltgeistlichen, ja sie durften an Orten, wo sie ohne geistliche Abzeichen leichter Zutritt zu finden hofften, auch diese Kleidung mit der üblichen Landestracht vertauschen. Ueberdieß waren sie instruirt, bei ihrer geistlichen und politischen Wirksamkeit sanft zu verfahren, die Menschen durch Nachgiebigkeit gegen ihre Eigenheiten zu gewinnen, auch wider erklärte Gegner nie Stirn gegen Stirn zu

kämpfen und überhaupt nichts Leidenschaftliches blicken zu lassen, sondern ihre Absichten und Maßregeln geheim zu halten, und bei äußrer Kälte und Zurückhaltung desto unablässiger im Verborgnen durchzusetzen, was öffentlich Widerstand aufregen konnte. Der Geist dieser Lebenskunst und Gewandtheit für Händel aller Art ging besonders von den staatsklugen Maximen ihres zweiten Generals, Jakob Lainez, aus, der, was die Regeln des Stifters noch Düstres und Mönchisches enthielten, geschickt zu mildern und dem Zwecke des Ordens zeitgemäß anzupassen wußte. Dieser war ursprünglich kein andrer, als die Rettung und Befestigung der päpstlichen Universalmonarchie gegen jede Opposition des Protestantismus, der Fürsten und der Nationalbischöfe. Darauf arbeiteten die Jesuiten unter der Firma, die Religion oder die Ehre Gottes zu befördern, d. h. in majorem Dei gloriam, wie die Devise ihres Wappens sagt, planmäßig hin und weil es hierzu kein dienlicheres Mittel gab, als die Unterjochung der Geister und der öffentlichen Meinung, bemächtigten sie sich der Jugend durch Anlegung von Schulen und der Erwachsenen durch Umgang, Beichtstuhl und Predigtamt. Als Lainez 1564 starb, war diese Tendenz und der ihr angemessene, kräftige Geist bereits entschieden genug in das innere Leben des Ordens eingedrungen, daß das Beispiel der klösterlichen Frömmelei, welcher sich sein Nachfolger, der wie Ignatius späterhin canonisirte Franz Borgia ergab, und das Ansinnen der Päpste Paul IV. und Pius V., wie andere geistliche Orden zur Beobachtung der canonischen Stunden zurückzukehren, unwirksam blieb. Die folgenden Päpste und Generale ließen dem Orden die ihm unentbehrliche Freiheit von allem mönchischen Zwange, und bald setzten die wichtigen Erfolge und Verdienste, deren er sich rühmen konnte, die Zweckmäßigkeit seines Systems ins Licht. Einen Fortgang, der, wenn man den Erzählungen der Jesuiten selbst trauen darf, ins Ungeheure und Fabelhafte ging, hatten ihre Missionen außer Europa, die Franz Xavier schon 1541 im portugiesischen Ostindien begann. Er bekehrte mit dem ihm nachgeschickten Gehülfen in Goa, Travancor, Cochin, Malacca, Ceylon und selbst in dem störrischen Japan Hunderttausende zum Christenthume und starb 1551 auf dem Wege nach China mit dem Ruhme einer wahrhaft heroischen Aufopferung für die Religion, welche ihm den Namen des Heidenapostels und die Ehre der Canonisation erwarb. Seine Siege über das Heidenthum wurden durch die Grausamkeit der Inquisition in Goa befestigt, während andere Jesuiten nach Südamerika kamen und in Brasilien und dem benachbarten Paraguay nicht ohne Erfolg auf die Civilisation und Unterwerfung der Eingebornen hinwirkten. Nur Afrika zeigte sich widerspenstig: die westlichen Küsten nahmen die Jesuiten nicht einmal auf, und in Osten wurden sie von den Kopten verjagt und von den Abyssiniern, die sie mit Hülfe Portugals (s. d. Art. Habesch) eine Zeit lang beherrscht hatten, als Hochverräther aufgeknüpft. Dafür nahm ihr Gewicht in Europa selbst desto schneller zu. Daß die Vertilgung der für den Papismus höchst gefährlichen Spuren, welche die Reformation auch in katholischen Ländern zurückgelassen hatte, hauptsächlich das Werk der Jesuiten war, macht ihnen Niemand streitig, und was zur Verbesserung des Schulwesens von den Barnabiten, Somaskern, den Vätern der christlichen Lehre und vom Oratorium und zuletzt von den Piaristen nur im Kleinen oder für die niedern Volksclassen begonnen wurde, leisteten sie im Großen und für die höhern

Stände. Claudius Aquaviva, aus dem Geschlechte der Herzoge von Atri, von 1581 bis 1615 General der Jesuiten, wurde der Schöpfer ihrer Pädagogik, und sein Werk Ratio et institutio studiorum Societatis Iesu die Instruction der weltberühmten Jesuitenschulen. Diese waren in den ansehnlichen Gebäuden ihrer Collegien theils als Erziehungsanstalten oder Pensionen (convictoria alumnorum) für Knaben aus allen Ständen, theils als Seminarien oder Pflanzschulen für Jünglinge, welche in den Orden treten sollten, bis zu dem Zeitpunkte ihrer Aufnahme in das Noviciat eingerichtet. Den Unterricht ertheilten die in den Collegien zusammenlebenden Scholastiker und Coadjutoren nach Methoden, die auf das Bedürfniß der Jugend wohlberechnet und durch auffallende Erfolge bewährt, noch im 18ten Jahrh. für musterhaft galten. Ein freierer Geist bei unablässiger Aufsicht, eine freundliche Herablassung zu den Schülern und eine weise Sorgfalt für die Bewahrung ihrer Unschuld und Sittlichkeit zeichnete sie vor andern Klosterschulen aus; Liebe und Vertrauen regierten; was nur den Wetteifer beleben kann, öffentliche Redeübungen, Prämien, Ehrentitel, wurden angewendet, um den Fleiß anzuspornen; für die Körperbildung gab es gymnastische Uebungen und auch der äußre Anstand für das gesellige Leben sollte durch theatralische Darstellungen verfeinert werden. Freilich waren die Komödien, die das Publikum anlocken sollten, und das oft sehr schlechte Latein, das die Schüler selbst beim Spielen sprechen mußten, nicht die Lichtseite der Jesuitenschulen; Mangel an Gründlichkeit und die willkürliche Verstümmelung der alten Classiker zum Frommen der Jugend machte sie überdieß den Philologen ärgerlich und verächtlich. Gleichwol hatten sie als die besten Lehranstalten ihrer Zeit ungemeinen Zulauf; oft zählte ein Collegium mehrere hundert Schüler; die adelige Jugend wurde ihnen fast ausschließlich anvertraut und auch aus protestantischen Ländern zugeschickt, wodurch man sich protestantischer Seits genöthigt sah, Lyceen und Ritterakademien nach dem Bedürfnisse des höher trachtenden Zeitgeistes anzulegen. Für ihren Orden zogen die Jesuiten aus ihren Schulanstalten den großen Vortheil, die besten Köpfe frühzeitig auswählen und für ihre Zwecke heranbilden zu können; daher es denn erklärlich ist, wie die Gesellschaft Jesu sich durch wissenschaftliche Verdienste so bedeutend hervorthun und bei der gelehrten Welt in Achtung setzen konnte. Jesuiten wie Serrarius, Petav, Sirmond, Tursellin, Bellarmin, Balde, Mariana und Flechier, förderten die Geschichte und Geographie, das Sprachstudium und die Beredsamkeit auch außer ihren Orden und ihrer Kirche. Scheiner und Boscowich hatten Verdienste um Mathematik und Astronomie. Die unläugbaren Vorzüge verstand Niemand besser geltend zu machen, als die Jesuiten selbst; die Menge mußte in ihnen Weltverbesserer und Wohlthäter des Menschengeschlechts erkennen. Dabei mehrten sich ihre Häuser und Besitzungen zusehends, ihre Kirchen und Beichtstühle wurden nicht leer; auch Vermächtnisse und Schenkungen wußten sie mit vieler Geschicklichkeit an sich zu bringen und jeden Vortheil wahrzunehmen, den die leichtgläubige Andacht und der Umfang ihrer Verbindungen ihnen darbot. Indeß wollten sie in ihrer innern Verfassung weder durchschaut, noch nachgeahmt sein, und da ein Haufe unternehmender Frauen und Mädchen in Italien und am Niederrheine sich um 1623 einfallen ließ, auf eigne Hand, unter dem Namen von Jesuitinnen zu einem Orden zusammenzutreten, der in Verfassung, Aemtern und

Graden eine völlige Copie der Gesellschaft Jesu war, verbat sich diese, wie schon Loyola in einem ähnlichen Falle gethan, jede Annäherung, und wirkte 1631 ein päpstliches Breve zur völligen Aufhebung dieser nie anerkannten Halbschwestern aus. Dagegen machten die Jesuiten selbst zwar wiederholte vereitelte Versuche, sich in England und den nordischen protestantischen Staaten anzusiedeln, hatten es aber doch, ohne einen weiblichen Zweig zu dulden, 1618 bis auf 13,112 Mitglieder in 32 Provinzen gebracht, wozu Frankreich, die Rhein- und Niederlande, Polen und Litthauen und, außer Europa, das spanische Amerika, die Philippinen und China neu hinzugekommen waren. Stolz auf diese Blüthe, feierten sie 1540 unter dem General Vitelleschi mit großem Gepränge das hundertjährige Jubiläum ihres Ordens, ein Fest, dessen Freude jedoch nicht ganz ungetrübt sein konnte. Denn ungeachtet des großen Beifalls, den sie an den Höfen und unter dem Volke fanden, witterte doch der nichtjesuitische Klerus und der Stand der Gelehrten überhaupt bald das Unheil, dessen Keim die Gesellschaft Jesu, diese Wucherpflanze auf dem Boden der Christenheit, ausstreute. Den Universitäten, Bischöfen und Pfarrern stand sie durch Privilegien im Wege, die, wo sie sie geltend machte, den Lehrstand und Klerus beeinträchtigen und verdrängen mußten; und dem Neide der alten Mönchsorden, den sie durch Eingriffe in ihr Gebiet eben so sehr, als durch ihr Glück gereizt hatte, gab ihr ungeistliches, zweideutiges Betragen Stoff genug zu Beschwerden und giftigen Ausfällen. Sie beobachtete nirgend eine Demarcationslinie gegen den Wirkungskreis andrer Orden und vertrug sich höchstens mit den Carthäusern, welche wegen ihres Stillschweigens die einzigen Kleriker außer ihren eigenen Ordensgenossen waren, bei denen die Jesuiten beichten durften. Mißtrauisch und eifersüchtig machten diese allzugeschäftigen Ordensleute auch die Staatsbeamten und Juristen durch ihr Einmischen in politische Händel, dessen verderbliche Wirkungen in Portugal schon unter den Königen Johann III. und Sebastian, ihrem Zöglinge, weltkundig und nach dessen Tode eine Hauptursache der Ueberlieferung dieses Reichs an die spanische Krone geworden waren. Daher wehrte das Parlament und der hohe Klerus in Frankreich die Versuche der Jesuiten, sich einzudrängen, zwanzig Jahre lang entschlossen ab. Gemeinschaftlich mit diesen Behörden erklärte die Universität zu Paris ihr ganzes Institut für unnütz und unverträglich mit den Rechten der gallicanischen Kirche, und sie hatten es hauptsächlich der Gunst des Hofes zu danken, daß sie endlich 1562 unter dem Namen der Väter des Collegiums von Clermont mit einer demüthigenden Verzichtleistung auf den Gebrauch ihrer wichtigsten Privilegien in Frankreich zugelassen wurden. Ungeachtet dieses gedrückten Zustandes wußten sie sich in Paris und den südlichen und westlichen Provinzen bald festzusetzen und während der bürgerlichen Unruhen unter dem Schutze der Guisen, deren Geschäftsträger sie machten, den französischen Protestanten Abbruch zu thun, ihre Vorrechte allmählig geltend zu machen, und sich trotz des Verdachts der Theilnahme an Heinrichs III. Ermordung zu behaupten. Zwar wurden sie wegen des Attentats ihres Schülers Joh. Chatel auf Heinrichs IV. Leben 1594 als Majestätsverbrecher feierlich aus Frankreich verwiesen, doch hielten sie sich ununterbrochen in Toulouse und Bordeaux auf, und auf Fürsprache des Papstes von Heinrich IV. schon 1603 wieder aufgenommen, spielten sie als Beichtväter des Hofes bald wieder die vorige Rolle. Der freilich sehr wahrscheinlichen Theilnahme an Ravaillacs That konnte man

sie nicht überweisen; das Buch, worin der spanische Jesuit Mariana den Königsmord vertheidigt, halfen sie selbst mit verurtheilen, und blieben durch List und Schmeichelei gegen den Hof in ungestörtem Besitze. Noch viel wichtiger machten sie sich dem deutschen Reiche, da Ferdinand II. und III. ihre gehorsamen Zöglinge waren. Sie entwickelten im dreißigjährigen Kriege ein ungemeines politisches Talent; die Ligue der Catholischen, deren Seele sie waren, that ohne sie keinen Schritt; sie durften 1629 die zufolge kaiserlichen Mandats von den Reichsstädten restituirten catholischen Kirchengüter zum Nachtheile der Orden, denen sie gehört hatten, an sich ziehen; Pater Lamormain, ihr Ordensgenosse und Beichtvater des Kaisers, stürzte den großen Wallenstein und erhielt durch seine Gehülfen das eifersüchtige Bayern bei Oesterreich. Doch während sie hier als Staatsmänner glänzten, ohne den Sieg der Religionsduldung im westphälischen Frieden verhindern zu können, brach durch die Jansenistischen Streitigkeiten ein neues Ungewitter in Frankreich und den Niederlanden über sie herein. Der alte Haß der Universität von Paris, die sich immerwährend gesträubt hatte, ihnen Lehrstühle einzuräumen, regte sich dabei mit dem moralischen Rigorismus der Jansenisten zugleich gegen den notorischen Semipelagianismus des Jesuiten Molina und seiner Ordensbrüder (vergl. die Art. Gnade und Jansen). Unheilbare Wunden erhielt der gute Ruf der letztern durch Pascals berühmte Provincialbriefe, welche, seit 1656 vielfältig gedruckt, in ganz Europa begierig gelesen und in dem Verdammungsurtheile, das Innocenz IX. 1679 über 65 anstößige Sätze meist jesuitischer Casuisten sprach, als Zeugniß angeführt, die im Lehren und Handeln verderbliche Geschäftigkeit der Jesuiten mit einem Aufwande von Witz und dialectischer Kunst ans Licht stellten, dem sie in der ersten Angst nichts als Schmähungen und Gewaltthätigkeiten entgegenzusetzen wußten. Aber es half ihnen wenig, daß die von den jesuitischen Beichtvätern Ludwig XIV. la Chaise und le Tellier ausgewirkten königlichen Decrete und päpstlichen Bullen dem Jansenismus Todesstreiche versetzten und die berüchtigte Constitution Unigenitus ihnen endlich den vollen Sieg zuwendete; in den Augen der wohlgesinnten blieben sie dennoch der Anhänglichkeit an die von Pascal'n angeführten Lehrsätze ihrer vornehmsten Casuisten verdächtig, die dem Nachdenkenden über ihr oft räthselhaftes und zweideutiges Betragen die empörendsten Aufschlüsse darbieten mußten. Eine schlaffe Moral, die, den Neigungen des unsittlichen Zeitgeistes anbequemt, die Grundsätze des Handelns den Eingebungen einer eigennützigen Klugheit und den äußern Umständen unterwarf, und die schlechtesten Mittel um guter Endzwecke willen heiligte; der Probabilismus, ein System von Maximen und Lebensregeln für Lasterhafte, wie für Tugendhafte, das Alles erlaubte, was sich mit wahrscheinlichen Meinungen vertheidigen ließ; Beschönigungen für Meineide und Verbrechen aller Art bald durch willkührliche Wortverdrehungen, bald durch zweideutige Ausdrücke und verwirrende Auslegungen, bald gar durch heimliche Vorbehalte (reservationes mentales), wobei man sich nur etwas anders denken durfte, als man sagte und that, um wegen der gröbsten Sünden vor sich selbst gerechtfertigt zu sein und dergl. mehr; dieß sind die Vorwürfe, deren Detail man aus Pascals Briefen oder den Schriften der Jesuiten Sanchez, Bauny, Escobar, Suarez und Busenbaum kennen muß, um zu wissen, was die Jesuiten der Welt gewesen. (Vgl. auch von Bucher: Die Jesuiten in Baiern. München 1819.)

Ihre eignen Vertheidigungen dagegen bestätigen den wider ihre Sittenlehre erregten Verdacht, indem sie milderten und die Hälfte zugaben, wo das ganze verwerflich ist. Dabei wurden andere Beschuldigungen laut, die sie noch weniger widerlegen konnten. Die Seichtigkeit ihrer Lehrart und das theatralische Unwesen ihrer Schulen hatte Mariana, ein gelehrter spanischer Jesuit, selbst gerügt; ihr grober Ordensegoismus war in Sciotti's Monarchia solipsorum öffentlich an den Pranger gestellt; gegen den Leichtsinn, mit dem sie bei ihren Heidenbekehrungen die fortgesetzte Verehrung der alten Götzen unter der Bedingung zuließen, daß die Bekehrten dabei an Christum und die Jungfrau Maria denken sollten, und gegen ihre Unverträglichkeit mit den übrigen Missionarien in China hatten schon mehrere päpstliche Bullen ohne Erfolg geeifert. Ueberdieß entdeckte man hier und da eine sehr bedenkliche Uebereinstimmung ihrer Sitten mit ihrer gefälligen Moral, weil sie bei ihren Ausschweifungen nicht immer vorsichtig genug zu Werke gingen; daher denn sogar die von ihnen bekehrten Irokesen sich in einem Friedensschlusse 1682 ausdrücklich die Entfernung dieser lüsternen Ordensleute ausbedungen, die Alles thäten, was Jesus nicht gethan. Auch aus einigen Städten in Italien mußten sie wegen ihres verbotenen Umgangs mit Weibern und Mädchen auf immer entfernt werden, und noch ist der Abscheu nicht vergessen, den Europa 1731 bei dem Prozesse gegen den Jesuiten Girard wegen seiner an dem unschuldigen Fräulein Cadière bei Gelegenheit der Beichte verübten Schändung empfand. Daß die Jesuiten keineswegs die Beförderung der wahren Religion und Tugend, sondern nur die Verbreitung des Papismus und nebenbei ihren eignen Genuß und Vortheil beabsichtigten, sah man nun immer allgemeiner ein. Den letzten Vorwurf bestätigten die Klagen der Kaufleute wegen des bedeutenden Handels der Gesellschaft Jesu mit den Produkten ihrer außer-europäischen Missionsplätze. Die von ihr unter spanischer Hoheit aus den Eingebornen in Paraguay und Uraguay gebildete Republik, in der sie unumschränkt herrschte und 1753 beinahe 100,000 Unterthanen zählte, mochte ihrer Regierungskunst allerdings Ehre machen und das beste Mittel zur Civilisation jener Wilden gewesen sein; daß sie aber dem Orden auch als Handelsdepot und Geldquelle wichtig war, zeigte sich bei Gelegenheit eines Tauschvergleichs, durch den Spanien 1750 sieben Reductionen oder Pfarrbezirke dieses Landes an Portugal überließ. Der gewaffnete Widerstand, den die Eingebornen, 14,000 Mann stark, unter Anführung der Jesuiten den portugiesischen Truppen leisteten, nöthigte die concurrirenden Mächte endlich jenen Vergleich aufzuheben. Trotz ihres Läugnens kamen die portugiesischen Jesuiten hierüber in peinliche Untersuchung, die noch nicht beendigt war, als ein meuchelmörderischer Angriff auf das Leben des Königs von Portugal ihre Sache verschlimmerte. Pombal brachte ihre Mitwirkung bei diesem Attentate zu großer Wahrscheinlichkeit, und wußte endlich 1759 durch ein Edict, worin der König sie für Hochverräther erklärt, ihren Orden mit Confiscation seiner Güter ganz aus Portugal zu vertreiben. Vor diesem ersten Schlage zählte der Orden 24 Profeßhäuser, 669 Collegia, 176 Seminarien, 61 Noviziathäuser, 335 Residenzen und 273 Missionen in heidnischen und protestantischen Ländern und im Ganzen 22,589 Glieder aller Grade, worunter die Hälfte geweihte Priester waren. In Frankreich, wo Choiseul sowol als die Pompadour gegen sie eingenommen waren, brachte ihnen der Handel,

den sie allen päpstlichen Befehlen zum Trotze fortführten, den Untergang. Seit 1743 hatten sie sich durch ihren Abgeordneten Pater La Valette unter dem Vorwande einer Mission zu Martinique ein Handelshaus angelegt, das den Vertrieb der Produkte dieser und der benachbarten westindischen Inseln fast allein an sich zog und mit den größten Kaufleuten Frankreichs in Verkehr trat. Da jedoch zwei Schiffe mit einer Ladung von 2 Millionen an Werth den Engländern in die Hände fielen, machte das Handelshaus Lioncy zu Marseille, an welche La Valette diese Ladung an Zahlungsstatt gesendet hatte, weil die Jesuiten keinen Ersatz leisten wollten, einen Prozeß gegen sie anhängig, der nicht nur ihre Verurtheilung zur vollen Entschädigung des Hauses Lioncy, sondern auch die Aufdeckung andrer Mißbräuche ihres Ordens nach sich zog. Da Lorenz Ricci, ihr General, mit der Erklärung: sint, ut sunt, aut non sint," jede Abänderung ihrer Constitution verweigerte, hob ein königliches Decret 1764 den Orden, als eine irreligiöse, bloß politische Gesellschaft, deren Zweck ein zunehmender Machtgenuß sei, in allen französischen Staaten auf. Vergeblich erließ der Papst Clemens XIII. gleichzeitig eine Bulle, worin er die Jesuiten als die frömmsten und gemeinnützigsten Religiosen empfahl. Aus Spanien wurden sie schon 1767 und bald darauf aus Neapel, Parma und Malta verbannt, was unstreitig das Werk Choiseuls und des spanischen Ministers Aranda war. Die Acht des Zeitgeistes sprach endlich der Papst Clemens XIV. in der berühmten Bulle Dominus ac redemtor noster vom 21. Juli 1773 durch eine völlige Aufhebung der Gesellschaft Jesu in allen Staaten der Christenheit aus. Diese Maßregeln wurden allenthalben rasch und gewaltsam durch Militär ausgeführt, weil eine förmliche Untersuchung zu gefährlichen Gegenwirkungen Zeit gelassen hätte. Doch waren die bedeutendsten Fonds und Actenstücke von ihnen, wie man erzählt, schon vorher auf die Seite geschafft worden, und ihre Archive und Cassen befriedigten die Erwartung nicht. Ricci, der dieses Schicksal durch einige Nachgiebigkeit in Abänderung der Constitution hätte abwenden können, betheuerte die Unschuld der Gesellschaft Jesu, die nun einmal Alles, was von ihr kam, eben darum für recht hielt; denn große, mit jedem wohlgeordneten kirchlichen und bürgerlichen Wesen unverträgliche Beeinträchtigungen der natürlichen Rechte Andrer waren ja durch ihre Privilegien sanctionirt, so daß schon ihre Existenz in einem Staate ein Ungebührniß genannt werden konnte. Unstreitig hatte daher die Welt Ursache, bei ihrem Sturze zu frohlocken, wenn auch ein großer Theil ihrer Glieder keineswegs strafbar und tadelnswürdig war, und ihre früher erworbenen Verdienste immer in gutem Andenken bleiben werden. Uebrigens geschah den Exjesuiten kein Leid, als daß sie ihre Häuser verlassen, ihr Ordenskleid ablegen, aller Verbindung mit einander entsagen und sich entweder unter andre Orden oder unter die Aufsicht der Bischöfe begeben mußten. Aus dem Ertrage ihrer allenthalben confiscirten Güter erhielten sie Jahrgelder, die nur Portugal nicht verabfolgen ließ. Dieses Königreich und Spanien verstatteten auch keinem Exjesuiten Aufenthalt, dagegen sie im Kirchenstaate, in Oberitalien, in Deutschland, wo man bei ihrer Auflösung noch am schonendsten verfuhr, in Ungarn, Polen, und selbst in Frankreich, als Privatpersonen geduldet wurden. In das allgemeine Einverständniß über ihre Entbehrlichkeit stimmte jedoch Friedrich II. nicht ein, weniger aus Lust des Widerspruchs, als um seinen katholischen Schlesiern gefällig zu sein,

das katholische Schulwesen in einer Verfassung zu lassen, die ihm Nichts kostete, und sich eine ergiebige Geldquelle offen zu erhalten. Indeß mußten die Jesuiten, um sich in den preußischen Staaten zu halten, ihr Ordenskleid und ihre Constitution aufgeben, und sich unter dem Namen der Priester des königlichen Schulinstituts auf Jugendunterricht einschränken, und auch dieses Institut hob Friedrich Wilhelm II. auf. Nun blieb ihnen nur noch Rußland; aus diesem Reiche hatte sie schon Peter der Große 1719 vertrieben, im Jahr 1772 aber wurden mehrere Häuser ihres Ordens mit dem östlichen Theile von Polen Rußland einverleibt. Catharina behielt sie auch nach ihrer Aufhebung aus Schonung gegen ihre catholischen Unterthanen und wegen der Nützlichkeit ihrer Schulanstalten bei. Czernitschews und Potemkins Gunst verschaffte ihnen die Erlaubniß, 1779 ein Noviziathaus anzulegen und 1782 einen Generalvicar zu wählen. Allein ihr Bekehrungseifer und ihre Einmischung in Regierungssachen bewogen Alexander I., (Ukas von 25. März 1820) den Jesuiter-Orden in Polen und Rußland ganz aufzuheben, die Güter einzuziehen und alle Jesuiten über die Grenze zu schicken. — Inzwischen hatten sich die Umstände in Rom zu ihrem Vortheile geändert. Clemens XIV. starb schon 1774, und sein Nachfolger zeigte sich bald als Freund der, wenn schon unterdrückten, doch lange noch nicht erloschnen Gesellschaft Jesu. Die Exjesuiten, welche jene Aufhebungsbulle geradezu für ungültig erklärten, weil man sie ungehört verdammt habe, blieben angesehene Geistliche, denen vielgeltende Freunde aus allen Ständen anhingen und wichtige Lehr- und Kirchenämter anvertraut wurden. Es gab ihrer in den achtziger Jahren, außer Italien bei 9000, die nach dem herrschenden Glauben immer noch in fester Verbindung und unter geheimen Obern standen: auch sollten sie sich der Rosenkreuzerei bemächtigt und in die Plane der Illuminaten gemengt haben. Das Geschrei der allgemeinen deutschen Bibliothek, welche die Exjesuiten zum Untergange des Protestantismus verschworen sah, und überall Spuren ihres Einflusses entdeckt haben wollte, machte damals viel von dem Jesuitismus reden, dessen ein Protestant leicht beschuldigt werden konnte, wenn er vertraut mit Katholiken umging. Doch verstand man unter Jesuitismus nicht nur die Opposition gegen alle dem Papstthume ungünstigen Ideen und Institute, sondern auch überhaupt das Schleichen und Lauern der Hinterlist, das Verfahren nach der Maxime: „der Zweck heiligt die Mittel," das versteckte Spiel ehrgeiziger Machinationen unter der Maske der Leutseligkeit und Religiosität, das vielen Söhnen Loyola's allerdings zur andern Natur geworden war. Ungestört von solchen Angriffen einer oft ungerechten Partheilichkeit hofften die Exjesuiten inzwischen unter einander wol verbunden auf ihre Wiederherstellung, von der nach ihrem Glauben das Wohl der Menschheit abhängt. Ein Versuch 1787 als Vicentiner wieder aufzuleben, schlug ihnen fehl, und die Väter des Glaubens, ein geistlicher Orden, den Paccanari, ein fanatischer Tyroler und ehemaliger päpstlicher Soldat, unter dem Schutze der Erzherzogin Mariana 1795 meist aus Exjesuiten sammelte, und mit Hülfe des leicht überredeten Papstes als eine neue Auflage der Gesellschaft Jesu unter veränderter Regel zu Rom in Thätigkeit setzte, wurden von den geheimen Obern der alten Jesuiten nie als ihres Gleichen anerkannt und daher in Italien und Frankreich, wo Fesch sie noch begünstigte, der vertilgenden Polizei, und in England (wo Abbé

Broglio wirklich ein Collegium derselben bei London errichtet hatte), dem Hunger preis gegeben. In erweislicherem Zusammenhange mit den Planen der Exjesuiten stand, was Pius VII. für sie that. Er bestätigte ihren Orden 1801 in Weißrußland und Litthauen, wo er unter dem Generalvicare Daniel Gruber auf pädagogische und priesterliche Thätigkeit eingeschränkt fortwirkte, und stellte sie im Stillen 1804 auf der durch das Schicksal des Continents ganz isolirten Insel Sicilien wieder her, daher es unterrichteten Leuten gar nicht unerwartet kam, daß dieser Papst, der noch 1806 einen Jesuiten canonisirt hatte, seinen ersten freien Schritt im J. 1814 zur feierlichen Erneuerung der Gesellschaft Jesu benutzte. Die hierüber von ihm erlaßne Bulle (Sollicitudo omnium vom 7ten August 1814) spricht von inständigen Bitten und einer allgemeinen Sehnsucht der christlichen Fürsten und Bischöfe nach diesem Orden, wovon außer Rom schwerlich ein Mensch etwas weiß, und nennt die Wiederherstellung desselben eine Repristination, um anzukündigen, daß er durchaus in derselben Gestalt, wie er unterging, auferstehen soll. In diesem Sinne wurde von den wieder gesammelten Jesuiten am 11ten November 1814 das Noviziat zu Rom feierlich wieder eröffnet, und seitdem ein Cötus von ungefähr 40, meist durch Rang und Bildung ausgezeichneten Männern aufgenommen. Im Herbste 1815 hat man ihnen ein Collegium zu Modena eingeräumt und sie säumten nicht, auch den Einladungen der Könige von Sardinien, Neapel und Spanien zu folgen, in welchem letztern Reiche aber die Staatsveränderung im März 1820, ihre abermalige Verbannung zur Folge hatte. Dabei fällt nichts stärker auf, als daß gerade die Fürsten, die lediglich durch die Anstrengungen Englands, Rußlands und Preußens auf ihre Throne zurückgebracht worden sind, ihren Dank durch die Wiedereinführung eines Ordens bewiesen, der seit beinahe 100 Jahren den meisten ihrer Befreier, d. h. den aufgeklärtesten Völkern Europa's, ein Gegenstand gerechter Besorgniß und verschuldeten Abscheues war. In seinen Schicksalen und Thaten ist buchstäblich eingetroffen, was sein dritter General, Franz Borgia, vor 250 Jahren sagte: „wie Lämmer haben wir uns eingeschlichen, als Wölfe regieren wir; wie Hunde wird man uns vertreiben, aber wie Adler werden wir uns wieder verjüngen." — Dieß letztere scheinen sie jedoch gegenwärtig nicht mehr erwarten zu dürfen. Portugal beharrt standhaft bei seiner Verordnung vom 3ten September 1759, welche die Jesuiten aus dem Reiche verwies. Deutschland hat ihre Aufnahme bis jetzt verweigert, in Frankreich vermochte die Partei der Ultraroyalisten ihnen bloß Duldung zu verschaffen, in Rußland, wo ihr Uebermuth sich bis zu Versuchen, Töchter vornehmer Häuser von der griechischen zur katholischen Kirche zu bringen, verstiegen hatte, wurden sie durch einen Ukas vom 1sten Januar 1817 aus Petersburg völlig vertrieben und 1820 aus Polen und Rußland (s. ob.) gänzlich verbannt. In England erlaubt ihnen bloß die Toleranz der brittischen Verfassung seit 30 Jahren, zu Stonyhurst bei Preston in Lancashire ein Collegium ihres Ordens mit einer Erziehungsanstalt von 500 Zöglingen und mehreren kleineren Kostschulen zu unterhalten, von wo aus sie die Verbreitung des Catholicismus mit merklichen Erfolgen betreiben. (History of the Jesuits. London 1816). Noch besitzen sie drei Erziehungshäuser in Piemont, eins in Ferrara, mehrere Seminarien in Frankreich, eins in Irland, eins in Freyburg in der

Schweiz, und eins in Nordamerika zu Georgetown. Die Jesuiten haben sich überlebt. Die Welt kennt ihre Ränke und wird von einem Geiste beherrscht, dem diese an Zahl, Einfluß und Talenten jetzt sehr unbedeutenden Ordensleute nicht gewachsen sind. Ueberdieß dürfen einsichtsvolle Fürsten und Regierungen nicht erst erinnert werden, daß die Maintenon, die Gemahlin des größten Gönners der Jesuiten, als sie zu geistlichen Führern ihrer Zöglinge zu St. Cyr Lazaristen gewählt hatte, auf die Frage: „Warum nicht Jesuiten?" zur Antwort gab: „Ich bleibe gern Herr in meinem Hause." E.

Jesus Christus ist ein Name, der an das Größte und Vortrefflichste erinnert, was je auf Erden erschienen ist. Geheimnisse und Wunder umgeben seinen Eintritt in das irdische Leben, wie seinen Austritt aus demselben, denn eine so ungewöhnliche Erscheinung konnte nicht auf gewöhnliche Weise entstehen und verschwinden. Was mitten inne liegt aber, das Leben Jesu selbst, gehört ganz der Menschheit an. Um 750 nach Roms Erbauung, unter der Regierung des Imperator Augustus, wurde er zu Bethlehem, in Judäa, von Marien, einer Erbtochter des verarmten Davidischen Geschlechts, die einem Zimmermann Joseph aus Nazareth verlobt war, geboren. Seine ersten Lebensjahre sind durch die Flucht nach Aegypten, wohin die Sorgfalt Josephs ihn vor den Gewaltthätigkeiten des alten Königs Herodes rettete, merkwürdig. Sonst verstrich seine Jugend im Hause seiner unbemittelten, frommen Aeltern zu Nazareth in Galiläa, wohin sie nach Herodis Tode zurückgekehrt waren, ohne außerordentliche Begegnisse. Die Mutter scheint ihm Freiheit zu seiner Entwickelung gegönnt und sein offenes Gemüth frühzeitig durch die heilige Schrift genährt, Joseph dagegen ihm Beschäftigung bei seinem Handwerke gegeben zu haben. Eine Scene, die Lucas Cap. 2. erzählt, zeigt von hervorstechenden Anlagen und tiefem religiösen Sinne des zwölfjährigen Knaben. Doch vergeblich bemühen wir uns, das Räthsel seiner Bildung nach Art der Psychologen zu lösen. Im 30sten Jahre seines Alters tritt er, um Prophet und Lehrer seines Volks zu werden, als vollendeter Mensch zu einem öffentlichen Leben in Galiläa auf, und weder die beschränkten Essäer, noch andere Obere irgend eines geheimen Ordens, wären im Stande gewesen, einen Mann wie diesen heranzuziehen, und zum gehorsamen Werkzeuge ihrer Privatzwecke zu machen. Frei von den Vorurtheilen seiner und aller Zeiten, im Lichte der ewigen Wahrheit selbst, die er verkündigte, erhaben über jeden Eigennutz und jede Leidenschaft, in der Kraft einer Tugend, von der sein Zeitalter keine Vorstellung hatte, ohne Rathgeber und Führer, selbst ein Herr über alle Seelen, die sich ihm nahen, steht er da, einzig in seiner Art und unübertroffen; und wenn schon das Genie in der Kunst und Wissenschaft sich nur von oben herleiten läßt, und das Geheimniß seiner Entwickelung dem geübtesten Auge entzieht, so können wir uns um so eher mit der Rechenschaft begnügen, die Jesus selbst von seiner geistigen Ausstattung, Thatkraft und Lehre gibt, daß sie von Gott sei. Uebrigens ist er an Sitte und Lebensweise ganz ein Jude, er ehrt den Sabbath, beobachtet die Gebräuche, unterwirft sich der Obrigkeit, und jene revolutionäre Ungebundenheit, in der unsere Genies sich, auch was die äußere Lebensform und Ordnung betrifft, zu gefallen pflegen, ist ihm fremd. Nur dadurch zeichnet er sich aus, daß er weiser, besser und liebevoller ist, als alle Anderen. Seine Wunder, durch die er allerdings die Menge auf seine höhere Sendung aufmerksam machen will, sind

Wohlthaten an Hülfsbedürftige; zur Ostentation oder zur Befriedigung der abergläubigen Neugier thut er keins. Denn immer verfolgt er nur den Einen Zweck, sein Volk aus dem Elende der Unwissenheit und des Lasters zu retten, und das Evangelium von der Erbarmung Gottes gegen das Menschengeschlecht zum Trost für alle Zeiten und Völker zu verkündigen. In dieser Absicht zieht er durch alle Gegenden seines Vaterlandes, benutzt jeden Anlaß, seine eindringlichen, durch belebende Gleichnisse anschaulichen Belehrungen daran anzuknüpfen und dem Elende abzuhelfen. Niemand geht von ihm, ohne etwas Gutes gelernt oder erfahren zu haben. Zu jedem Feste findet er sich regelmäßig zu Jerusalem ein, in dessen Nähe er bei frommen Familien das Glück der Freundschaft genießt; am längsten verweilt er aber auf seinen Reisen zu Kapernaum in Galiläa; denn Nazareth achtete ihn nicht. Ueberhaupt wendet er sich zunächst an die Armen und Geringen im Volke, deren unbefangener Wahrheitssinn ihm am ersten Glauben schenkt; auch seine zwölf Jünger wählt er aus dieser Classe, und kein Großer und Reicher war in dem Gefolge von Anhängern und Freunden, das ihn überall begleitete. Denn von Seiten der Vornehmen, besonders der hohen Priesterschaft, drohete ihm Verderben. Sie konnten nicht ohne Besorgniß sehen, wie er die alten Vorurtheile und Mißbräuche bestritt, auf die sie ihr Ansehn gründeten; und jemehr seine Lehren und Thaten das Volk in dem Glauben befestigten, er sei der verheißene Messias, von dem man eben so sehr eine politische, als moralische Wiedergeburt der jüdischen Nation erwartete, desto ernstlicher wurden auch die Verfolgungen der mächtigen Partei, die der gefürchteten neuen Ordnung der Dinge nur durch den Sturz des Wahrheitslehrers vorbeugen zu können meinte. Aber unstreitig wurde er von seinen Gegnern mißverstanden. Politische Größe und Oberherrschaft war nicht sein Ziel, ja er entzog sich mehr als einmal dem Zujauchzen der Menge, die ihm die Königswürde zusprach. Wenn er bei seinem letzten Einzuge in Jerusalem die Huldigungen der Volksgunst nicht zurückwies, so machte er doch auch nicht die geringste Anstalt, sie für ehrgeizige Zwecke zu benutzen, und jenes Austreiben der Taubenverkäufer und Wechsler aus dem Tempelhofe war ein Act der geistlichen Polizei, den sich der geachtetste aller Propheten wol erlauben durfte. Anmaßung kann man ihm daher nicht Schuld geben, aber verwegen würde man ihn nennen müssen, daß er Jerusalem nicht vermied, wenn die Anschläge seiner Feinde nicht dieß Mal in dem Verhältnisse einer unwillkürlichen Uebereinstimmung mit dem Rathschlusse Gottes gestanden hätten. Wie jeder Schritt seines Lebens, so war auch diese letzte Festreise nach Jerusalem, und was damit zusammenhing, nur die Ausführung des großen Plans, den er auf den Wink seines himmlischen Vaters verfolgte, und seine ausdrücklichen Erklärungen lassen, wie der Vorgang seiner Verhaftung, keinen Zweifel übrig, daß er sein Schicksal vorausgesehen, mit weiser Ueberlegung vorbereitet, und zur rechten Stunde freiwillig, obwol nicht ohne schmerzliches Vorgefühl seiner Leiden und schweren Kampf mit sich selbst, übernommen hat. Der Verrath eines seiner Jünger, des Ischariothen Judas, lieferte ihn, nachdem er drei Jahre lang zum Segen der Welt gewirkt hatte, in der Nacht vor dem Rüsttage zum Osterfeste, in die Gewalt seiner Feinde. Erkaufte, in ihren Aussagen nicht einmal übereinstimmende, Ankläger traten in dem Verhör, das der Hoheprieſter im Beisein des hohen Rathes sogleich mit ihm hielt, wider ihn auf, und hier

erklärte er, was er sonst zwar nicht geradezu behauptet, doch auch nicht abgeläugnet hatte, unumwunden, er sei Christus (der Gesalbte, Messias), der Sohn Gottes. Uebrigens kann man ihn keiner Sünde zeihen, und sein Leben ist auch in den Augen seiner Feinde ohne Flecken. Was aber in seinem Munde hier nur Wahrheit und innige Ueberzeugung sein konnte, nannten seine Richter Gotteslästerung und verdammten ihn zum Tode. Sie übergaben ihn am frühen Morgen, zur Bestätigung ihres Urtheils, als einen Empörer und Lästerer, dem römischen Procurator Pilatus, der, ob er gleich keine Schuld an ihm findet, ihrem Andringen und dem Geschrei der aufgehetzten Menge endlich nachgibt, und Jesum ohne Verzug zur Kreuzigung abführen läßt. Diese schmachvolle und schmerzliche Todesstrafe endete sonst das Leben nicht schnell; der ohnehin zarte, von den Anstrengungen der vergangenen Tage, und durch die seit seiner Verhaftung erduldeten Mißhandlungen erschöpfte Körper Jesu unterlag aber bald. Seine letzten Worte am Kreuze zeigen, daß ihn sein reiner, göttlicher Sinn auch bis zum Tode nicht verließ. Er starb im 34sten Jahre seines Lebens, um die dritte Nachmittagsstunde des Rüsttags, des 15ten im Monat Nisan. Unverwerfliche Zeugen bestätigen die Gewißheit seines Todes. Zwei ihm in der Stille ergebene Männer vom hohen Rathe sorgen für seine Bestattung, und nachdem er ungefähr 36 Stunden in der Gruft gelegen, steht er, wie er selbst vorher gesagt, am dritten Tage, den 17ten Nisan früh, neubelebt vom Tode auf. Nun sammeln sich die durch seine Hinrichtung erschreckten und eingeschüchterten Jünger wieder. Jesus erscheint ihnen, den 70 Jüngern, welche er schon früher als bewährte Anhänger zur Verbreitung seines Evangeliums unter den Juden ausgesendet hatte, und einmal auch einer größern Menge seiner Gläubigen, um sie durch nähere Belehrungen und bestimmte Anordnungen (z. B. der Taufe zur Ausbreitung seiner Religion unter alle Völker und zur Gründung der Gemeinde, die durch den Glauben an ihn beseligt wird,) auszurüsten, und nach 40 Tagen dieses, sie wunderbar belebenden Umgangs, scheidet er von ihnen, und wird weiter nicht mehr auf Erden gesehen. Er konnte, nach ihrem und unserm Glauben, nur zu Gott, von dem er ausgegangen war, zurückgekehrt sein. Man mag, welcher Religion man will, angehören, immer wird man sich bei der Betrachtung des Lebens Jesu genöthigt fühlen, jenem heidnischen Krieger Recht zu geben, der unter seinem Kreuze ausrief: Wahrlich, dieser ist Gottes Sohn und ein frommer Mensch! Die Angriffe der Gegner seiner Religion und die kritischen Bemühungen der Schwergläubigen, die ihren Scharfsinn und Zweifelmuth, wie nirgend anders, an den Thatsachen seiner Geschichte geübt haben, konnten nur dazu dienen, ihre Wahrheit und Glaubwürdigkeit in ein desto helleres Licht zu setzen. Der geistreiche aber unsittliche Muthwille, mit dem die französischen Bellettristen im Zeitalter Voltaire's den Himmlischen, den sie nicht verstanden, in das Gewebe frivoler Scherze herabzuziehen wagten, erregt nur noch Bedauern und Indignation, und selbst jene beschränkte Denkart einiger tonangebenden Philosophen und sogenannten Aufklärer in der letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, die von jeder Größe gar zu gern etwas abhandeln, und das Ungemeine gemein machen möchte, hat höhern Ansichten weichen müssen. Die Romane, die Venturini u. a. m. neuerdings aus dem Leben Jesu machen wollten, sind, gelind beurtheilt, nur mißlungene Versuche, und der Streit, der mit Wahrheitsliebe und Scharfsinn

noch jetzt über die Wunder Jesu geführt wird, kann seiner Würde nichts nehmen, da unsere Zeit in seiner Lehre und in der sittlichen Größe seines Geistes tiefere Gründe findet, ihn als den Sohn Gottes anzuerkennen. Seine Verehrer haben daher nicht Ursache, zu fürchten, daß er je vergessen werden könnte. Die gebildetsten Völker der Erde kennen kein größeres Glück, als ihm anzugehören; mehr als der zehnte Theil aller Erdbewohner nennt sich nach seinem Namen, unter allen Himmelsstrichen weiht man ihm die heißesten Gefühle der Andacht, spricht man mit Dank und Begeisterung von seinem unendlichen Verdienste um das Menschengeschlecht, und da seine Religion das Eigene hat, daß während der Unwissendste und Niedrigste im Volke sich ihrer Segnungen trösten darf, auch der Gebildetste und Vornehmste nicht mehr werden kann, als ein Christ, so steht zu hoffen, sie werde eher, als jede andre, zur Herrschaft über die gesammte Menschheit fortschreiten. E.

Jesus Sirach, s. Sirach.

Joachim I. und

Joachim II., s. Brandenburg.

Joachim Mürat, s. Mürat (Joachim).

Joachimsthaler. Als man 1516 zu Joachimsthal in Böhmen ein ergiebiges Silberbergwerk entdeckte (welches von 1586 bis 1600 gegen 305,790 Mark Silbers geliefert haben soll), ließen die Besitzer desselben, die Grafen Schlick, 1517 eine große Anzahl zwei Loth schwerer Silberstücke schlagen, welche daher Joachimsthaler, oder von jener Familie Schlickenthaler genannt wurden; — ihr Werth ist 1 Thlr. 13 gr. In der Folge soll aus jenem Namen die verkürzte Benennung Thaler entstanden sein.

Jochbrücke nennt man beim Brückenbau eine Reihe eingerammter Pfähle, die oben mit horizontal liegenden Balken verbunden werden, welches Lager sodann von einem Joche zum andern, eine Bohlenüberdeckung erhält.

Jöcher (Christian Gottlieb), als Litterator berühmt, ward am 25sten Juli 1694 zu Leipzig geboren, studirte daselbst seit 1712 Medicin und Theologie, und hielt von 1714 an philosophische Vorlesungen, in welchen er sich als Verbreiter der Wolffschen Philosophie zeigte. Im J. 1730 ward er Professor der Philosophie, und 1732 auch der Geschichte, 1742 Universitäts-Bibliothekar, und starb daselbst am 10ten Mai 1758. Sein allgemeines Gelehrten-Lexicon, Lpz. 1750, in vier Quartbänden, behauptet sich, seiner Unvollkommenheiten ungeachtet, noch jetzt als ein sehr brauchbares und reichhaltiges Repertorium. Adelung hat dieß Werk (Lpz. 1784), durch zwei Quartbände bis zum Buchstaben J ergänzt, und jetzt wird dasselbe vom Prediger Rotermund in Bremen fortgesetzt.

Johann von Leiden, der Schneiderkönig, s. Wiedertäufer.

Johann von Schwaben, s. Johannes Parriciba.

Johann der Beständige, s. Sachsen.

Johann Friedrich der Großmüthige, s. Sachsen.

Johann Georg der I., II., III., IV., s. Sachsen.

Johann ohne Land, König von England, vierter Sohn Heinrichs II., entriß im J. 1199 seinem Neffen, Artus von Bretagne, die Krone. Als Letzterer drei Jahre später seinen Oheim wiederum vom Throne stoßen wollte, ward er gefangen, in den Thurm von Rouen gesperrt, und wie man sagt, von Johann mit eigener Hand erstochen. Ganz Europa klagte den König Johann dieses Mordes

wegen an, und Constantia, die Mutter des unglücklichen Prinzen, flehte bei Philipp August um Gerechtigkeit für diese schwarze That, die nicht allein in seinem Lande, sondern auch an einem seiner Vasallen verübt worden war. Da der Beklagte, der, als Vasall von Frankreich, vor das Gericht der Pairs geladen war, das Erscheinen verweigert hatte, wurde er zum Tode verurtheilt, und seine ganze in Frankreich gelegene Habe zum Vortheile des Königs confiscirt. Auch machte es sich Philipp bald zur Pflicht, von dem Verbrechen seines Vasallen den gehörigen Nutzen zu ziehen. Johann, in Weichlichkeit und Wollust versunken, ließ sich die Normandie, Guienne und Poitou entreißen und begab sich nach England, wo er verachtet und verhaßt war. Seine Trägheit ging so weit, daß er, als man ihm von den Fortschritten des Königs von Frankreich Nachricht gegeben hatte, kaltblütig zur Antwort gab: „Laßt ihn nur machen. In einem einzigen Tage werde ich mehr wieder erobern, als er mir in einem ganzen Feldzuge entrissen haben wird.“ Von Jedermann verlassen, glaubte er, die Herzen seiner Unterthanen wieder zu gewinnen, wenn er zwei Acten unterzeichnete, welche die Freiheit Englands begründeten, aber auch zugleich die Quelle aller Bürgerkriege daselbst wurden. Die erste Acte wurde die große Charte (magna Charta) und die zweite die Charte der Wälder benannt. Um das Maß seines Unglücks voll zu machen, entzweieten ihn (im J. 1212) die Auflagen, welche er der Geistlichkeit seines Reichs auferlegte, und die Härte, mit welcher er sie eintreiben ließ, mit dem Papste Innocenz III. Dieser that daher England in den Bann und verbot den Unterthanen, ihrem Könige zu gehorchen. Aus dieser Lage konnte er sich nur dadurch reißen, daß er sich und sein Reich dem heil. Stuhle unterwarf. Aber diese Unterwerfung, die ihn bei seinen Unterthanen verächtlich machte, wurde bald die Ursache eines Aufruhrs, in welchem Johann von seinen eigenen Unterthanen zu verschiedenen Malen geschlagen wurde. Nachdem auch der König Philipp August im J. 1214 die Schlacht bei Bouvines gewonnen hatte, empörte sich der ganze Adel Englands gegen Johann und zwang ihn, die Magna Charta noch bündiger zu machen. Doch blieben die Barone des Reichs dabei nicht stehen, sondern riefen Ludwig, den Sohn Philipp Augusts, nach England und krönten ihn am 20. Mai 1216 zu London zum Könige. Johann mußte von Stadt zu Stadt, von Land zu Land flüchtig herumirren und starb vor Kummer am 16ten Oct. 1216. Die Regierung dieses Königs macht eine bedeutende Epoche in der Geschichte Englands. Die Magna Charta veränderte die Regierungsform Englands. Die Barone des Reichs befestigten, indem sie das Interesse des Volks mit dem ihrigen vereinigten, ihre Macht, und schwächten dadurch das Ansehn der Regenten selbst, die fortan nichts weiter als die ersten Magistratspersonen eines freien Volks waren.

Johann Adolph, Herzog zu Sachsen Querfurt und Weißenfels, ein berühmter Feldherr. Er ward am 4ten Sept. 1685 geboren und durch seine besonders glücklichen Naturanlagen, verbunden mit einer vortrefflichen Erziehung unter Leitung wackerer Männer, in den Stand gesetzt, bereits im vierzehnten Jahre seine Reisen anzutreten. Er ging über den Harz durch die Niederlande nach Paris, wo er ein Jahr blieb, und, als eben der spanische Successionskrieg ausgebrochen war, nach Weißenfels zurückkehrte. Früh schon hatte sich in ihm eine Neigung zum Kriegsdienste gezeigt: die jetzige Veranlassung, dieselbe zu befriedigen, ward daher mit Eifer ergriffen.

In Begleitung des Obristwachtmeisters von Bünau ging er als Capitän zu den am Niederrhein stehenden hessischen Truppen. Als man ihn bei dem Sturme auf Lüttich im J. 1702 von dem Commando, welches den ersten Angriff thun sollte, wegnehmen wollte, um sein Leben nicht in Gefahr zu setzen, stellte sich der junge Held, trotz allen Vorstellungen, an die Spitze seiner Grenadiere, sprang über die Pallisaden in die Contrescarpe, brach in die Citadelle ein und half die darin befindliche Besatzung zu Kriegsgefangenen machen. Dieser erste ausgezeichnete Beweis seines Muthes erwarb ihm die Achtung Marlboroughs und der übrigen Heerführer, welche sich im kommenden Feldzuge (1703), wo er bei der Belagerung von Bonn am Backen verwundet wurde, noch vermehrte. Im nächsten Jahre machte er unter Eugen und Marlborough den Feldzug in Baiern mit, wohnte der berühmten Schlacht bei Hochstädt bei und wurde zum Obristen der hessischen Truppen ernannt. Als im J. 1705 diese Truppen nach Italien beordert wurden, gab er abermalige Beweise seiner hervorragenden Talente, indem er an der Spitze seines Regiments die Franzosen, die mit überwiegender Macht die Hessen überfallen hatten, zurückschlug und mehrere Fahnen erbeutete. Gleichergestalt zeichnete er sich in den Schlachten von Turin (1706), bei der Einnahme Mailands, der Expedition von Toulon und bei der Eroberung von Susa aus. Als im Jahre 1708 Frankreich seine ganze Macht nach Flandern gezogen hatte, eilte Adolph dahin, wohnte der Belagerung und Einnahme von Ryssel bei, half 1709 auf dem Rückzuge Gent erobern, befand sich bei der Belagerung von Tournai, in der blutigen Schlacht bei Malplaquet (1709), so wie bei der Eroberung von Mons. Der König von Polen August II. bot ihm die Stelle eines Generalmajors in seiner Armee an. Er folgte diesem Rufe, und trat im J. 1710 in churfürstlich-sächsische Militärdienste. Carl XII. hatte zu Bender den bekannten Neutralitäts-Tractat gänzlich verworfen und ließ von Pommern aus Sachsen bedrohen. Als nun die sächsischen Truppen in Verbindung mit russischen 1711 den Schweden in das schwedische Pommern entgegenrückten, nahm Adolph die Insel Usedom und die penemünder Schanze, am 26sten Oct. 1711, und behauptete sich dann den ganzen folgenden Winter daselbst. Von hier aus begab er sich wieder zu der vereinigten Armee vor Stralsund, und hatte kurz darauf das Glück, Peter I., welcher auf dem Punkte stand, von den aus der Festung ausfallenden Schweden abgeschnitten zu werden, mit einer Abtheilung Dragoner aus dieser Gefahr zu befreien. In der blutigen Schlacht, welche am 20sten Dec. 1712 zwischen dem Grafen von Steinbock und der dänischen Armee bei Gadebusch geliefert wurde, warf Adolph, welcher zu den Dänen hatte stoßen müssen, viermal die feindliche Reiterei, wurde darauf am Schenkel verwundet, hieb sich aber dennoch, obgleich von allen Seiten umringt, durch die Feinde. Nun verfolgte er den Grafen Steinbock, der sich nach Tönningen zurückziehen wollte, mit dem verbündeten Heere, und zwang ihn, sich am 26sten Mai 1713 zu ergeben und die Festung Tönningen zu räumen. Nachdem er noch die Unruhen, welche in Litthauen, wegen Verpflegung der sächsischen Truppen, ausgebrochen waren, schnell und glücklich beigelegt hatte, wurde er kurz darauf von dem Könige von Polen mit dem polnischen weißen Adlerorden beehrt, und am 23sten Mai 1714 zum Generallieutenant der Cavallerie ernannt. Polen befand sich fortwährend in beständiger politischer Gährung. Johann Adolph wurde dahin beordert, stellte

die Ruhe wieder her, kam 1717 nach Sachsen zurück und wurde darauf zum Befehlshaber der Leibgarde ernannt. Im folgenden Jahre wurde er Befehlshaber der 6000 Mann Hülfstruppen, welche der König von Polen Carl VI. versprochen hatte, und dabei vom Kaiser zum Feldmarschallieutenant erhoben. Nachdem aber der Friede zu Passarowitz (21sten Juli 1718) geschlossen worden, nahm Johann Adolph seinen Abschied, und verheirathete sich mit Johanne Antoinette, Prinzessin zu Sachsen-Eisenach. August II. starb im J. 1730 zu Warschau, und Johann Adolph erhielt den Auftrag, zwei Corps Sachsen nach Polen zu führen, welche die Wahl Augusts III. unterstützen sollten. Er zerstreute die Mißvergnügten, und eilte sodann nach Danzig, welches bereits von den Russen belagert wurde und sich bald ergeben mußte. Darauf kehrte er nach Sachsen zurück und vermählte sich, da seine erste Gemahlin unter der Zeit gestorben war, zum zweiten Male mit Friederike, einer gothaischen Prinzessin. Nochmals eilte er nach Polen, und stellte die gestörte Ruhe wieder her. Zur Belohnung dafür ward er mit dem Heinrichs-Militärorden geschmückt und zum Generalfeldmarschall der ganzen sächsischen Armee erhoben. Da jetzt für August III. keine Feinde mehr zu bekämpfen waren, eilte er im J. 1736 nach Dahme zurück. Hier starb in demselben Jahre der Herzog Christian, Adolphs Bruder, ohne Nachfolger, und dadurch fiel die Regierung auf Johann Adolph, als den einzigen, noch lebenden Bruder. Die sämmtlichen weißenfelsischen Länder befanden sich unter einer großen Schuldenlast. Johann Adolph widmete sich ausschließlich den Regierungsgeschäften, und war so glücklich, durch weise Sparsamkeit den Wohlstand zum Theil zurückgeführt zu haben, als im J. 1740 der erste schlesische Krieg ausbrach. Herzog Adolph übernahm, auf Verlangen des damaligen Churfürsten von Sachsen, das Obercommando über die in Böhmen stehende sächsische Armee. Nach dem 1742 zu Breslau geschlossenen Frieden marschirte er nach Sachsen zurück und wandte in diesem und den folgenden Jahren Alles an, die Armee in einen guten Zustand zu versetzen. Der zweite schlesische Krieg rief 1744 den Herzog von neuem ins Feld, und er brach mit 20,000 Mann auf, um sich mit den kaiserlichen Truppen in Böhmen zu vereinigen. Seine schwächliche Gesundheit, so wie der üble Ausgang der Schlacht bei Willdorf, veranlaßten ihn, 1746 nach Weißenfels zurückzukehren, wo er zu derselben Zeit von Seiten Englands den Orden des blauen Hosenbandes empfing. Auf der Messe zu Leipzig am 16ten Mai 1746, im sechzigsten Jahre seines Lebens und im zehnten seiner Regierung, überraschte ihn der Tod. Da die weißenfelsische Linie mit ihm erlosch, so fiel sein Land an Chursachsen zurück.

Johann (Bapt. Joseph), Erzherzog von Oesterreich, sechster Sohn Kaiser Leopolds II. und der Infantin Marie Louise, Carls III. Königs von Spanien, Tochter, geb. am 20sten Januar 1782. Die Ausbildung seines Geistes und Gemüths verdankt dieser treffliche Fürst mehr sich selbst als seinen Lehrern. Früh erwachte seine Neigung für die Kriegskunst, auf welche, wie auf die Geschichte, er seine Studien richtete. Vergebens hatte er gewünscht, in den Jahren 1797 und 1799 den Krieg unter seinem sieggekrönten Bruder Carl zu erlernen. Nachdem dieser sich 1800 vom Commando zurückgezogen und Kray mehrere Unfälle erlitten hatte, empfing der Erzherzog Johann den Oberbefehl, und zwar einer geschlagnen Armee. Die erste Vorrückung war glücklich, aber am 3ten Dec. 1800 geschah die ent-

scheidende Schlacht von Hohenlinden. Eine Reihe von Verwirrungen kostete den Oesterreichern fast ihre ganze Artillerie und bei 40,000 Mann; eine zweite Schlacht bei Salzburg konnte den Sieger Moreau nicht aufhalten. Der Erzherzog zeigte an diesen Unglückstagen ungemeinen persönlichen Muth, und bot alles auf, den Geist der Truppen neu zu beleben. Als der lüneviller Frieden diesen Krieg geendigt hatte, ward er zum Generaldirector des Fortifications- und Geniecorps, und zum Director der durch ihn zur schönsten Blüthe erhobenen Ingenieuracademie zu Wien und Cadettenacademie in Wienerisch Neustadt ernannt. Schon im Sept. 1800 hatte er Tyrol bereiset, er besuchte es seitdem jährlich und entwarf prächtige Plane für die dortige Volksbewaffnung, für die Vertheidigung der festen Plätze, für die Anlegung eines Hauptwaffenplatzes bei Brixen. Als im Sept. 1805 der Krieg seinem Ausbruch nahe war, eilte der Erzherzog Johann mit dem Auftrag nach Tyrol, dort und in Vorarlberg die Milizorganisation in schnellen Vollzug zu bringen. Darauf befehligte er das Armeecorps in Tyrol, das die Baiern beim Passe Strub schlug und die Scharnitz heldenmüthig, wiewol vergebens, vertheidigte. Als Buonaparte auf Wien marschirte, faßte der Erzherzog den genialen Entschluß, über Salzburg sich auf die feindlichen Communicationen zu werfen. Der Unfall der Brigade Szenassy hinderte ihn daran. Er vereinigte sich daher in Kärnthen mit dem Erzherzog Carl, dessen Absicht, Wien und die Monarchie zu retten, die Schlacht von Austerlitz und der darauf folgende Friede vereitelten. Des Erzherzogs Johann Sammlungen und Studien hatten Tyrol zum Lieblingsgegenstand gemacht. Die erstern bestimmte er der Universität Innsbruck, die ihn zu ihrem beständigen Rector gewählt hatte. Nach dem Verlust Tyrols, wendete sich seine Aufmerksamkeit auf die norischen Alpen, auf die Alpen von Salzburg, Steyermark und Kärnthen. Schon damals faßte er den Vorsatz zu Gründung des Johanneums in Grätz, den er 1811 verwirklichte. Seine Reisen galten jetzt dieser Alpenkette. Fürstlich von ihm unterstützt durchzogen Naturforscher, Antiquare, Zeichner und Mahler das Land, dessen Gemälde in geschichtlicher, ethnographischer, staats- und landwirthschaftlicher Hinsicht möglichst vollkommen ans Licht treten sollte. Als bald nach dem tilsiter Frieden Oesterreichs neue Rüstungen begannen, arbeitete der Erzherzog besonders an einem System des Angriffs und der Vertheidigung für Salzburg und Innerösterreich. Unter seinem Vorsitz wurden die großen Maßregeln der Reserven und der Landwehr beschlossen und ausgeführt. Er leitete durch Hormayr die Vorbereitungen zu der ruhmvollen tyroler Insurrection. Beim Kriegsausbruch 1809 befehligte er die nach Italien und Tyrol bestimmte Armee von Innerösterreich. Er siegte bei Venzone, Pordenone, schlug bei Sacile den Vicekönig Eugen aufs Haupt, und war bis an die Etsch vorgedrungen, als der Unfall bei Regensburg ihn zum Rückzug nöthigte. An der Piave kam es abermals zu einer Schlacht, deren Ausgang zwar ungünstig, doch ohne große Folgen war. Das Treffen bei Tarvis entschied den weitern Rückzug. Jellachichs Fehler vereitelten den Plan des Erzherzogs, die ihm entgegenstehenden Feinde einzeln zu schlagen, die verlorne Verbindung mit Tyrol zu eröffnen, Innerösterreich zu befreien und durch einen Marsch gegen Wien, Napoleon zu Detaschirungen zu nöthigen. Am 14ten Juni verlor der Erzherzog die Schlacht bei Raab gegen den Vicekönig, durch die Schuld der ungarischen Insurrection. Er zog sich

nach Comorn und Presburg. Bei der Schlacht von Wagram hatte er Befehl, sich mit dem äußersten linken Flügel des Erzherzogs Carl zu vereinigen. Die Unmöglichkeit, diesen Befehl in der gegebenen Zeit zu vollziehen, verursachte den Verlust dieser großen und entscheidenden Schlacht. Nach dem Frieden widmete er sich ganz seinem Beruf als General-Geniedirector und Vorsteher der beiden Akademien, wie auch der Gründung des schon oben erwähnten National-Museums, welches seinen Namen trägt. Im Feldzug von 1815 erhielt der Erzherzog Johann ein Commando. Er besuchte zuvor Italien, wo er in Mailand als Stellvertreter des Kaisers die Huldigung annahm, und die Schweiz. Dann befehligte er die Belagerung von Hüningen, erzwang die Uebergabe in kurzer Zeit und ordnete die Zerstörung dieser gefährlichen Festung an. Darauf ging er nach Paris, besuchte England und kehrte 1816 über die Niederlande nach Wien zurück.

Johann Sobieski, oder Johann III., König von Polen, war einer der größten Krieger des 17ten Jahrhunderts. Er war 1629 geboren. Sein Vater, Jacob Sobieski, durch Tugend und kriegerischen Muth gleich achtungswürdig, war sorgfältig darauf bedacht, diese Eigenschaften auch auf seine beiden Söhne, Marcus und Johann, zu übertragen. So eben kehrten diese von ihren Reisen zurück, als die Polen bei Pilawiecz in die Flucht geschlagen wurden. Dadurch ward ihr Muth erregt. Marcus fiel in einem zweiten Treffen an den Ufern des Bog; aber Johann, glücklicher als sein Bruder, ward zum Oberhofmarschall und Obergeneral des Königreichs ernannt. Voll Muth und Tapferkeit setzte er sich, gleich den gemeinsten Soldaten, den größten Gefahren aus, und pflegte denen, die ihn beschworen, seine Person zu schonen, zu antworten: „Ihr würdet mich verachten, wenn ich eurem Rathe folgte." So wurde er der Schrecken der Tartaren und Cosacken, über welche er unaufhörlich siegte. Am 11ten Nov. 1673 gewann er die berühmte Slacht bei Choczim gegen die Türken, welche daselbst 28,000 Mann verloren. Im folgenden Jahre wurde er zum König von Polen erwählt. Als 1683 die Türken Wien belagerten, eilte er mit einem polnischen Heere herbei und rettete die Kaiserstadt. Seine Cavallerie war glänzend, aber die Infanterie schlecht equipirt. Um den übeln Zustand letzterer zu verbergen, rieth man ihm, ein Infanterieregiment, welches insbesondere schlecht gekleidet war, bei Nachtzeit über den Fluß setzen zu lassen, damit der Zustand desselben dem Blicke der Zuschauer entzogen bliebe. Sobieski war anderer Meinung. Als sich das Regiment auf der Brücke befand, sagte er zu den Nahestehenden: „Seht! Sie werden unüberwindlich sein, denn sie haben geschworen, nie eine andere Kleidung, als die der Feinde zu tragen. Im letzten Kriege waren sie alle türkisch gekleidet." Bei seiner Ankunft bemächtigte er sich der vortheilhaftesten Posten, erstieg eine Anhöhe, untersuchte, wie sich der Großvezier verschanzt hatte, und sagte zu denjenigen, die ihn umgaben: „Er hat eine üble Stellung gewählt. Ich kenne ihn: er ist unwissend und doch eingenommen von seinen Talenten. Wir werden keine Ehre von diesem Siege haben." Sobieski hatte die Wahrheit gesagt. Am folgenden Tage verließen die Türken voll Schrecken ihr Lager, und in demselben auch die geheiligte Fahne Mohameds, welche der Sieger mit einem Briefe an den Papst sandte, worin die Worte vorkamen: „Ich bin gekommen, ich habe gesehen, und Gott hat gesiegt." Ueberdies fand Sobieski in den Zelten der Türken mehrere Tausend Dukaten, welche er seiner

Gemahlin übersandte und ihr dabei scherzhaft schrieb: „Du wirst nicht zu mir sagen, was die tartarischen Weiber, wenn sie ihre Männer mit leeren Händen aus dem Kriege kommen sehen, zu den ihrigen sagen: Ihr seid keine Männer: denn ihr kommt ohne Beute zurück.“ Bei seinem Einzuge in Wien an der Spitze seiner siegreichen Polen ward er von den Einwohnern mit einem unbeschreiblichen Enthusiasmus empfangen. Sie drängten sich hinzu, um seine Füße zu umschlingen, seine Kleider, sein Pferd zu berühren und nannten ihn laut ihren Retter und Befreier. Er war davon bis zu Thränen gerührt und rief im Drange des Gefühls aus, daß dieß der glücklichste Tag seines Lebens sei. Als er im J. 1693 von einer Krankheit, die gefährlich schien, befallen wurde, hatte er den Kummer, den Saamen der Zwietracht ausgestreut zu sehen, welche eine Königswahl in Polen gewöhnlich hervorzubringen pflegte. Die Feinde von außen vereinigten sich mit den Parteien von innen. Sobieski war nicht mehr im Stande den Unruhen vorzubeugen und der Augenblick nahte heran, wo er mit dem Leben auch den Thron verlieren sollte. Die Königin wünschte, er möchte sein Testament machen, wagte jedoch nicht, es ihm zu sagen, und beauftragte einen Bischof, ihm ihren Wunsch zu erkennen zu geben. Er verweigerte es standhaft und gab als Grund an, daß dieß bei einer so feilen Nation, wie der seinigen, die nur von Parteiwuth beherrscht werde, ohne Wirkung sein würde. So starb er 1696 im drei und zwanzigsten Jahre seiner Regierung. Kaum hatte er die Augen geschlossen, als sich Haß und Neid vereinigten, sein Andenken zu schänden. Einige warfen ihm vor, er habe, trotz den Gesetzen, die dem Könige verbieten, ein Eigenthum zu besitzen, Ländereien angekauft; Andere behaupteten, daß die christliche Ligue, in welche er gegen die Türken getreten wäre, dem Vaterlande mehr als 200,000 Streiter gekostet habe. Wieder Andere versicherten, er habe das Geld zu sehr geliebt, und eine zu große Neigung für kostspielige Reisen gehabt. Wahr ist es, niemals war ein Hof unsteter, als der seinige. Er und die Königin durchstreiften jedes Jahr Polen von einem Ende zum andern, und besuchten ihre Landgüter, wie gewöhnliche Edelleute. Doch ist dieser Fehler, wenn es ja einer genannt werden muß, nicht im Stande, Sobieski's hervorragende Tugenden zu verdunkeln. Er liebte die Wissenschaften, redete mehrere Sprachen und verdiente nicht weniger seines sanften Charakters, als seiner angenehmen Unterhaltung wegen geliebt zu werden. Carl XII. rief an seinem Grabe aus: „Ein so großer König hätte nicht sterben müssen!“ Seine drei Söhne hinterließen keine männliche Nachkommenschaft.

Johann VI., der jetzige König von Portugal, Brasilien und den beiden Algarbien, geb. 13. Mai 1767, wurde bei der Gemüthskrankheit der Königin, seiner Mutter, Isabelle Francisca, als Prinz von Brasilien, Director der Regierung in Portugal 10. Febr. 1792, proclamirt als Souverän im Sept. 1796, und wirklicher Regent 15. Jul. 1799. Er schiffte sich nebst seiner Familie, als Junot vor Lissabon erschien, nach Brasilien ein, und landete d. 6. Jan. 1808 zu Rio de Janeiro. Den 16. Dec. 1815 erhob er Brasilien zu einem Königreich, und vereinigte seine Staaten zu einer Monarchie. Nach dem Tode seiner Mutter, d. 20. März 1816, ward er wirklicher König. Er vermählte sich 1790 mit der Infantin Charlotte, Carls IV. von Spanien Tochter. Sein Sohn der Kronprinz, Peter, ward vermählt (13. Mai 1817) mit Leopoldine

Franz I. Kaisers von Oesterreich Tochter. Seine zweite Tochter Maria, die Gemahlin des Königs Ferdinand VII. von Spanien, starb 1818; eine dritte ist die Gemahlin des Infanten Carl von Spanien. Dieser Monarch war bei der alten Handelsverbindung Portugals mit England nicht im Stande, eine strenge Neutralität gegen Frankreich zu behaupten. Er hatte 1793 der spanischen Regierung ein kleines Hülfscorps zur Vertheidigung der Pyrenäen überlassen; allein nachdem Spanien mit Frankreich 1795 Frieden, 1796 einen Bund geschlossen, ward Portugal von beiden feindlich behandelt. Johann begab sich deßwegen unter Englands Schutz. Endlich bewog Buonaparte den spanischen Hof zu einem ernstlichen Angriffe auf Portugal, und dieses mußte im Frieden zu Badajoz (6. Jan. 1801) Olivenza an Spanien, und ein Stück von Guiana an Frankreich abtreten. Nach dem Tilsiter Frieden begnügte sich Napoleon nicht mit den großen Geldopfern, durch welche Johann bisher seine Neutralität erkauft, sondern verlangte von ihm, er solle seine Häfen den Engländern schließen, alle Engländer in Portugal verhaften und ihr Eigenthum einziehen. Da der Regent nur die erste Foderung erfüllte, (weßhalb eine brittische Flotte sofort die Häfen von Portugal sperrte) so erklärte der Moniteur, das Haus Braganza habe aufgehört zu regieren (vergl. Spanien seit 1808), und ein französisch-spanisches Heer rückte in Portugal ein. Nun entschloß sich der Prinz-Regent, was schon 1800 ihm vorgeschlagen worden war, seinen Hof nach Brasilien zu versetzen. Der englische Gesandte, Vicomte Strangford und der britt. Admiral Sidney Smith erleichterten die Ausführung, so daß die königliche Familie, nachdem der Prinz-Regent, auf die Dauer seiner Abwesenheit bis zum allgemeinen Frieden, d. 26. Nov. eine Regierungs-Junta niedergesetzt hatte, den 27. sich einschiffte und am 29. Nov. mit einer Flotte von 8 Linienschiffen, 4 Fregatten, 4 Briggs und 20 andern Fahrzeugen aus dem Tajo segelte, im Angesichte des Vorzugs von Junots Heer, das am folgenden Tage in Lissabon einrückte. Am 1. December, dem Jahrestage der Erhebung des Hauses Braganza, wurden die Fahnen von Braganza herabgerissen und durch französische Adler ersetzt. Ein Erdbeben und ein Sturm, mit dem die portugiesische Flotte im Angesichte der Stadt und des Feindes kämpfte, vollendete das Entsetzen der Portugiesen und ihre starre Unterwerfung. Von Rio Janeiro aus hob der Prinz-Regent den 1. Mai 1808 alle bisherigen Verträge mit Spanien und Frankreich auf, und schloß sich enger als je an England an, das ihm sein europäisches Königreich, von der Tapferkeit des portugiesischen Heeres und der Begeisterung des Volks kräftig unterstützt, wieder eroberte; seitdem aber durch den Marschschall Beresford einen entschiedenen Einfluß auf die Verwaltung dieses Landes ausübte bis im Aug. 1820, durch die Berufung der Cortes ein neues Staatssystem begründet ward. Auch in Amerika eroberten die Portugiesen das verlorene Guiana wieder und besetzten das französische; doch gab der König letzteres im J. 1817 an Frankreich zurück. Unterdessen wandte das aufgeklärte Ministerium des Prinzen-Regenten viel Sorgfalt auf die Cultur Brasiliens. Die Inquisition ward aufgehoben, die Freiheit der Religionsübung erklärt, die Sklaverei gemindert, und die Ansiedelung europäischer Künstler, Manufakturisten, Kaufleute und Landbauer (z. B. im J. 1819 eine große Schweizer Colonie, Neu-Freyburg), befördert. Auch nahm er an den Congreßverhandlungen in Wien Theil. Doch der Aufstand der spanischen

Colonien in Südamerika (vielleicht auch die Weigerung Spaniens, Olivenza zurückzugeben) bewog den Hof von Rio Janeiro, Monte Video und das linke Ufer des la Platastroms militärisch zu besetzen. Spanien empfand dieß so übel, daß es die Vermittelung Oesterreichs, Rußlands, Preußens und Großbritanniens aufrief, welche durch ihre an den Marquis von Aguiar, portugiesischen Staatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten, gerichtete Erklärung, Paris den 26. März 1817, den Hof von Brasilien bewogen, Monte Video räumen zu wollen, wenn Olivenza zurückgegeben würde. Mit Buenos Ayres ward ein Vertrag geschlossen, und mit Artigas der Kampf fortgesetzt bis 1820. Im J. 1817 drohte ein Aufstand in Pernambuco, wo unter Martinez Anführung eine Republik errichtet werden sollte, weiter um sich zu greifen: allein die Stadt wurde zu Lande und Wasser angegriffen, und während die Insurgenten im freien Felde geschlagen wurden, nahm man die Stadt von der Seeseite in Besitz. Martinez nebst mehrern andern wurde hingerichtet. Eine um dieselbe Zeit in Lissabon gegen die daselbst bestehende Regentschaft entdeckte Verschwörung ward durch die Hinrichtung der Verschwörer unterdrückt. Seitdem wurden die Freimaurer härter als je verfolgt. (S. d. Art. Freyre Gomez). Vgl. d. A. Portugal.

Johanna, die Päpstin, s. Päpste.

Johanna von Orleans, s. Jeanne d'Arc.

Johannes der Täufer wurde 6 Monate vor Jesu, in einer der Mutter desselben verwandten Priesterfamilie in Judäa unter Vorzeichen (Ev. Luc. 1. Cap.) geboren, die ihn als ein von Gott zu besondern Zwecken erkohrenes Werkzeug ankündigten. Er wählte die strenge Lebensart eines Gottgeweihten, und erlangte bei früher Gewöhnung an die einfachste Kost und Bekleidung, durch einsames Forschen und ernstes Eindringen in den Geist der heiligen Schriften die edle Unabhängigkeit und Geistesstärke, die ihn, bei seinem Auftritte als Prophet, zum Gegenstand der allgemeinen Bewunderung macht. Seine Lehre war eine dringende Auffoderung zur Buße und Vorbereitung auf das durch Jesum herannahende Gottesreich. Die in den Evangelien von ihm aufbehaltenen Reden sind scharf und mächtig; überall kündigt er sich als den Vorläufer des Größeren an, der nach ihm kam, und erfüllt seine Bestimmung, diesem den Weg zu bereiten, mit eben so viel Eifer, als Selbstverleugnung und Demuth. Er hatte zahlreiche Anhänger auf den Glauben an seine Lehre getauft, und gerade durch den Contrast seiner rauhen Tugend gegen die Weichlichkeit seiner Zeit ungemeines Ansehn unter Hohen und Niedern erlangt; als ihm aber bei der Taufe, durch die sich Jesus von ihm im Jordan einweihen ließ, dessen höhere Sendung offenbar worden war, wies er seine Schüler zu diesem neuen Lehrer, und sah ohne Neid, wie sein Wort: er muß wachsen und ich muß abnehmen, in Erfüllung ging. Für sich selbst begehrte er keinen Ruhm und keine weitern Erfolge; nur das Recht, die Wahrheit zu reden, wollte er behaupten, und wurde daher, weil er sie einem Fürsten gesagt, das Opfer derselben. Einem rachsüchtigen Weibe zu gefallen, ließ der Vierfürst Herodes Antipas in Galiläa ihn im Gefängnisse hinrichten. Eine Anzahl seiner Jünger blieb ihm noch im Tode getreu, und von ihnen wurde ohne Zweifel die unter dem Namen Sabier oder Johannischristen im Orient, am Irak und Shuster, noch jetzt beste-

hende Secte gestiftet, welcher der Täufer Johannes ein Gegenstand besonderer Verehrung ist. Vergl. d. Art. Sabier. E.

Johannes der Evangelist ist unter den Charakteren des christlichen Alterthums einer der reinsten und liebenswürdigsten. Auf den Ruf Jesu verläßt er als ein Jüngling seine Fischernetze und folgt dem göttlichen Lehrer von Stund an mit unwandelbarer Treue. Nicht nur auf seinen Reisen ist er immer um ihn und in allen Lagen sein nächster Vertrauter, sondern auch da die andern Jünger fliehen, begleitet er denselben vor Gericht und unter das Kreuz, wo ihn der sterbende Freund an seiner Stelle zum Sohn und Pfleger Mariens erklärt. Darum heißt er auch vorzugsweise der Jünger, den Jesus lieb hatte; denn so hatte er keinen geliebt, so hatte aber auch ihn keiner geliebt. Das sanfte, zarte, sinnige Gemüth, das aus den Schriften Johannis spricht, war vor andern geeignet, den Herrn ganz zu verstehen. Und bewundern wir schon den Schwung, mit dem sein Evangelium anhebt, und den bündigen, tiefen Zusammenhang, in dem darin die Begebenheiten zu dem einigen Zwecke, den Glauben an Jesum zu begründen, geordnet sind, redet der Geist der ächten, christlichen Liebe nirgend wärmer und inniger zu uns, als in seinen Briefen: so haben wir wol auch Ursache anzunehmen, daß an ihm im höchsten und eigentlichen Sinne erfüllt worden sei, was Jesus den Seinen verheißt: Wer mich liebt, den wird mein Vater lieben, und ich werde ihn lieben und mich ihm offenbaren. Die Offenbarung Johannis ist das Werk der feurigsten christlichen Begeisterung, freilich in den Farben des Orients, aber darum nicht weniger des Jüngers würdig, der die Kirche seines Herrn im Herzen trug und ihre künftigen Schicksale in einem Lichte sah, das nicht Jedem zu schauen vergönnt ist. Auch wurde Johannes, dessen erste Jünglingsgefühle an der Brust Jesu erwacht waren, alt genug, um von der Vergangenheit auf die Zukunft schließen zu können. Er theilte die Arbeit und Leiden der Apostel, lebte in Ephesus, eine Zeitlang in der Verbannung auf Patmos, vielleicht auch in Rom, und starb endlich hochbetagt in der ihm vor andern theuern Gemeinde Ephesus. Der Kirchenvater Hieronymus erzählt aus seinen letzten Lebensjahren einen rührenden Zug. Da es ihm wegen Altersschwäche nicht mehr möglich war, ausführlich zu der Gemeinde zu sprechen, so ließ er sich doch stets in ihre Versammlungen tragen und rief ihnen, so oft er kam, die Worte zu: Kinder, liebet euch unter einander! Endlich befragt, warum er diesen Zuruf unabläßig wiederhole, und nichts Anderes und Neues sage, antwortete er: Weil das des Herrn Gebot ist, und wird das erfüllt, so ist es genug. E.

Johannes Parricida, auch Johann von Schwaben genannt, war der Neffe Kaisers Albrecht I. Selbst von sanfter friedlicher Gemüthsart, hätte er die Ungerechtigkeit seines Oheims, der ihm Erbländer und Lehen vorenthielt, vielleicht ohne Rache ertragen, wäre nicht sein Zorn von den Feinden des Kaisers (s. Albrecht I.) zur hellen Flamme angefacht worden. Nach der vollbrachten blutigen That entflohen die Mörder, unter ihnen Johann, der in Mönchstracht gehüllt, Italien durchirrte, nirgends eine bleibende Stätte fand und sich endlich in eine solche Dunkelheit verlor, daß Niemand wieder etwas von ihm hörte. Einige behaupten, er sei als Augustinermönch zu Pisa gestorben, Andere, er habe in der Gestalt eines unbekannten Mönchs auf dem Stammgut Eigen in einem hohen Alter sein Leben geendet. Zur Beglaubigung letzterer Angabe wird erzählt: es sei

einstens, wenigstens 60 Jahre nach der Ermordung Albrechts I., ein Ehrfurcht gebietender Greis von edler Gestalt, mit Namen Johann, auf jenes Stammgut gekommen, habe daneben eine Hütte erbaut, und endlich im Tode, der 1368 erfolgt sei, sich als den unglücklichen Herzog von Schwaben zu erkennen gegeben. Späterhin will man zu Wien den Sohn desselben, Lathonius, als einen Blinden betteln gesehen haben. Die übrigen Mörder entkamen gleichfalls sämmtlich durch die Flucht, drei Knechte ausgenommen, die aber, trotz der entsetzlichen Todesstrafen, welche man an ihnen verübte, nichts bekannten. Desto grausamere Rache nahm Leopold, der zweite Sohn des Kaisers, und besonders Agnes, seine Schwester, verwittwete Königin von Ungarn, an den Verwandten und Freunden der Mörder. Diese wurden unter den entsetzlichsten Martern hingerichtet, ihre Burgen zerstört und die Einwohner derselben zu Hunderten niedergemetzelt. Nachdem man endlich, besonders auf Agnesens Betrieb, mehr als 1000 unschuldige Männer, Weiber und Kinder durch Henkers Hand hingerichtet hatte, stiftete eben diese Agnes, in Vereinigung mit ihrer Mutter Elisabeth, die gegen jene Unglücklichen nicht minder schrecklich gewüthet hatte, auf dem Felde, wo Albrecht ermordet worden war, ein Mönchs- und ein Frauenkloster, welche beide mit ansehnlichen Freiheiten und mit beträchtlichen Gütern reichlich beschenkt wurden. Die Geschichte Johanns von Schwaben hat zu einem Schauspiele gleiches Namens Veranlassung gegeben, welches vor einigen zwanzig Jahren häufig und mit Beifalle auf den deutschen Bühnen aufgeführt wurde.

Johannes Secundus, war der schriftstellerische Name Johannes Everhards, eines berühmten lateinischen Dichters. Er wurde im Haag 1511 geboren. Zu Bourges, wo er die Rechtswissenschaften unter Alciatus Leitung studirte, wurde er Doctor, aber die schöne Literatur und Dichtkunst hatten größere Reize für ihn, als die Jurisprudenz. Er ward mit einigen Dichtern jener Zeit bekannt, und der Umgang mit ihnen bestärkte ihn noch mehr in seiner Liebe für diese Kunst. Er zeichnete sich zugleich durch seine Kenntnisse in der Malerei, der Bildhauer- und Kupferstecherkunst aus; aber seinen größten Ruhm verdankt er seinen dichterischen Werken. Er reis'te nach Italien, darauf nach Spanien, wo er Secretär des Cardinals Tavera, Erzbischofs von Toledo, ward, auf dessen Rath er Carl V. auf seinem Zuge nach Tunis begleitete. Doch erlaubte ihm seine schwache Gesundheit nicht, den Mühseligkeiten des Krieges sich zu unterziehen, weßhalb er nach den Niederlanden zurückkehrte, wo er den 8ten October 1536 an einem bösartigen Fieber 25 Jahr alt starb. Wenigen neuern lateinischen Dichtern verdanken wir so liebliche erotische Dichtungen wie ihm. Die „Küsse des Johannes Secundus" sind darunter am bekanntesten. Seine Werke, worin Elegien, Oden, Epigramme und vermischte Gedichte enthalten sind, wurden von seinen Brüdern Nicolaus Grudius und Andreas Marius, die gleichfalls als Dichter sich auszeichneten, herausgegeben, und haben sehr viele Auflagen erlebt. Eine der neuesten ist die 1771 in 8. zu Leyden, mit einer französischen Uebersetzung herausgekommene. Ins Deutsche übersetzt sind die Küsse des Johannes Secundus von Fr. Wilh. Freiherrn von der G. (Goltz), und herausgekommen in drei Sprachen, lat., franz. von Mirabeau und deutsch von dem genannten Uebersetzer, 1798. Viele findet man in der Zeitschrift Polychorda. Eine neuere Uebersetzung der Küsse ist von Franz Passow (Leipzig 1807, 8.).

Johannesberg (oder Bischofsberg), ein Pfarrdorf und

schönes Bergschloß in einer herrlichen Gegend im Rheingau, ehemals zum Bisthume Fulda gehörig, jetzt im nassauischen Amte Rüdisheim, ist wegen des vortrefflichen Rheinweins berühmt, der daselbst wächst. Der beste ist der, welcher auf dem Schloßberge selbst wächst. Im J. 1807 ward dieß Schloß nebst seinen Besitzungen von Buonaparte dem Marschall Kellermann geschenkt. Nach der Befreiung Deutschlands wurde es 1816 von dem Kaiser Franz dem Fürsten von Metternich zum Geschenk gemacht. Die Einkünfte betragen 30,000 Fl. Das Schloß selbst ist in den J. 1722 bis 1732 auf den Ruinen eines alten Klosters erbaut worden.

Johanniter-Ritter (späterhin Rhodiser-Ritter, jetzt gewöhnlich Maltheser-Ritter genannt), heißen die Ritter des berühmten weltlichen Ritterordens, welcher zu Anfange der Kreuzzüge und bei Gelegenheit der Wallfahrten, in dem gelobten Lande gestiftet wurde. Bereits im elften Jahrhunderte, (1048) legten Kaufleute aus Amalfi in Neapel eine Kirche zu Jerusalem an, und bauten daselbst ein Mönchskloster, welches sie Johannes dem Täufer widmeten. Die Mönche, welche den Namen Johanniter- oder Hospital-Brüder führten, waren verpflichtet, Kranke und Arme zu verpflegen und die Wallfahrenden gegen die Anfälle der Saracenen zu schützen. Dieser geistliche Orden, welcher nach und nach große Besitzungen erhielt, ward zu Anfange des zwölften Jahrhunderts von dem Ordensmeister Raymund du Puy, mit Beibehaltung des Mönchsordens, zu einem weltlichen oder Ritterorden gemacht, dessen Pflichten, außer dem Gelübde des Gehorsams, der Keuschheit und der Armuth, noch in der Vertheidigung der Kirche gegen die Ungläubigen bestehen sollten. Auch theilte Raymund die sämmtlichen Ritter in drei Classen, in Ritter (welche die Waffen führen mußten), in Capellane (die eigentlichen Geistlichen) und in Serventi d'Armi (Waffenträger), welche letztern die Kranken verpflegen und die Pilgrime begleiten mußten. Lange Zeit wußte sich der Orden durch Tapferkeit und Einmüthigkeit gegen die Waffen der Saracenen und Türken aufrecht zu erhalten; wurde jedoch endlich (zu Ende des 12ten Jahrhunderts) aus Palästina vertrieben. Er eroberte darauf Cypern, verlor es aber wieder, und setzte sich zu Anfange des 14ten Jahrhunderts auf der Insel Rhodus fest, in deren Besitz sich die Ritter fast über 200 Jahre behaupteten. Auch von da durch den türkischen Sultan Soliman II. (1522) vertrieben, gingen sie nach Candia, dann nach Venedig, Rom, Viterbo, vornehmlich aber nach Nizza, Villa Franca und Syracusa, bis ihnen endlich Carl V. (1530) die Insel Malta, nebst den Inseln Gozzo und Comino, unter der Bedingung eines beständigen Krieges gegen die Ungläubigen und Seeräuber, zum eigenthümlichen Besitze überließ. Von dieser Zeit an wurden sie gewöhnlich Maltheser-Ritter genannt. Hier hatten sie 1565 einen gewaltigen Angriff von den Türken auszuhalten, welche jedoch von ihnen mit großem Verluste zurückgeschlagen wurden. Sie setzten darauf die Seekriege mit den Türken bis in die neueste Zeit fort, und nur durch Tapferkeit und standhaften Muth in verschiedenen heftigen Fehden mit der Pforte gelang es ihnen, sich vom Untergange zu retten. Doch wären sie im J. 1760, ohne französische Vermittelung, wahrscheinlich ganz bezwungen worden. Seitdem wurden sie von jenen für unbedeutende Feinde gehalten, und ihre Streitigkeiten zur See sind nicht selten nur Spiegelgefechte gewesen. Die innere Einrichtung des Ordens, der beinahe durch ganz Europa, wo er allenthalben große Besitzungen

hatte, verbreitet war, bestand in Folgendem. Das Oberhaupt desselben, welches Großmeister des heiligen Hospitals zu St. Johann von Jerusalem, und Guardian der Armee Jesu Christi hieß, residirte zu La Valette auf der Insel Maltha, hatte fürstliche Würde und bekam von auswärtigen Mächtigen den Titel Altezza Eminentissima. Er erhielt jährlich 6000 Scudi aus der Ordenskammer, nebst allen Gefällen von den Inseln Maltha, Gozzo und Comino, so daß seine jährlichen Einkünfte vielleicht nahe an eine Million Gulden betragen mochten. Die weltliche Macht lag größtentheils in seinen Händen: doch war er auch hierin von den Vorstehern der verschiedenen Zungen (Bezirke) beschränkt, welche Gesetze gaben, Steuern anordneten u. s. w. Die geistliche Gewalt, d. h. die unmittelbaren Ordensangelegenheiten, wurden von dem Capitel geleitet, welches aus 8 Ballivi Conventuali bestand, und in welchem der Großmeister den Vorsitz hatte. Bei dem Tode eines Großmeisters ernannten die 8 Zungen, von welchen weiterhin gesprochen werden soll, 21 Repräsentanten, und diese wiederum 3 Wähler, nämlich einen Ritter, einen Priester und einen Waffenträger. Nachdem diese drei noch 13 andere Glieder zu Wählern aufgenommen hatten, ward von allen zusammen der neue Großmeister gewählt. Die vornehmsten Stellen in dem Orden bekleideten die Häupter (Piliers) der acht Zungen, in welche die Ritter nach den Nationen, aus denen sie bestanden, eingetheilt wurden. Diese Zungen hießen: Provence, Auvergne, Frankreich, Italien, Aragonien, Deutschland (die vornehmste Zunge), Castilien und England. Aus diesen Zungen wurden die obenerwähnten Ballivi Conventuali gewählet und die Ländereien derselben in Priorate, diese in Balleien, und diese wiederum in Commenden (Commenthureien) eingetheilt. Von den Prioraten hatte das deutsche den Vorzug, und hieß daher Großpriorat. Es wurde von dem Großprior von Deutschland, oder dem Johannitermeister durch Deutschland (Obersten Meister des ritterlichen St. Johannis-Ordens in deutschen Landen) bekleidet, der ein deutscher Reichsfürst war und seine Residenz in Heitersheim (Stadt und Schloß in Breisgau, jetzt im Badenschen Treisamkreise) hatte. Heitersheim bildete nebst den dazu gehörigen Dörfern ein Fürstenthum des oberrheinischen Kreises, und der Großprior hatte daher als Reichsfürst Sitz und Stimme im Reichsfürstenrathe und beim oberrheinischen Kreise. Der Johannitermeister stand unter dem Großmeister zu Maltha, dem er alle Jahre gewisse Türkensteuern und Responsgelder lieferte, die man auf 170,000 Fl. berechnete. Er selbst besaß die Gerichtsbarkeit über das Heermeisterthum Brandenburg, über Ungarn, Böhmen und Dänemark; doch machten Oestreich, Böhmen und Mähren ein eigenes Großpriorat der deutschen Zunge aus, das mit dem Obermeisterthume zu Heitersheim nur in geringem Zusammenhange stand. Der letzte Johannitermeister, ein Graf von Reichenbach-Fourmaigne, verlor durch den preßburger Frieden, und die Einrichtung des rheinischen Bundes, alle seine Besitzungen im westlichen Schwaben an den Großherzog von Baden. Von den oben erwähnten 8 Zungen hatte sich England bereits im 16ten Jahrhunderte losgerissen; die drei französischen verloren während der Revolution ihre Existenz; die castilische und aragonische war seit dem Frieden zu Amiens von Maltha getrennt, und die italienischen und deutschen Zungen hatten gleichfalls durch die neuesten Ereignisse aufgehört. Auf diese Weise ist der Johanniter-Orden seit jener Zeit für auf-

gehoben zu achten, und seine Wiederherstellung um so weniger zu erwarten, da die Insel Maltha förmlich in den Besitz Englands gekommen. Nur als eine Erinnerung an diesen durch Alter und Verdienst ehrwürdigen Orden kann der von Friedrich Wilhelm III. gestiftete preußische Johanniterorden angesehen werden, der unter die königlichen Orden gehört. (S. Preußen.) Die Johanniter-Ritter beobachteten, außer den bereits angeführten Gelübden, noch die Regel des Augustiner-Ordens; die Protestanten waren jedoch nicht verbunden, ehelos zu leben. Alle Mitglieder mußten von gutem, altem Adel sein. Die Ritter, welche ihre Ahnen auf das strengste erweisen konnten, hießen Cavalieri di giustizia (Ritter von Rechtswegen); diejenigen hingegen, bei welchen die Ahnenprobe schwierig war, die aber dennoch, in Rücksicht ihrer Verdienste, aufgenommen wurden, Cavalieri di grazia (Ritter aus Gnaden). Die Ordenspflicht der Ritter, wenigstens drei Mal gegen die Ungläubigen oder die barbarischen Seeräuber zu Felde zu ziehen, wurde in der letzten Zeit wenig mehr beobachtet; ja durch den Frieden von Amiens hob man sogar alle Feindseligkeiten gegen die Türken gänzlich auf. Die Kleidung der Ritter bestand in Friedenszeiten in einem langen schwarzen Mantel; auf der linken Brust trugen sie ein achteckiges weißes und mitten auf derselben ein goldenes Kreuz; im Kriege waren sie mit einem rothen Gürtel und einem silbernen Kreuze geschmückt. Blos in geistlichen Sachen war der Orden dem Papste unterworfen, in allen weltlichen Dingen besaß er eine vollkommene Souveränetät. Die Seemacht bestand 1770 aus 4 Galeeren, 3 Galeotten, 4 Schiffen von 60, und 2 Fregatten von 36 Kanonen, nebst verschiedenen kleinen Fahrzeugen. Was die neue Geschichte des Ordens anbetrifft, so muß darüber in der Kürze Folgendes gemeldet werden. Nachdem Maltha am 8ten Juni 1798 unvermuthet von Buonaparte angegriffen worden war, ergab sich die Insel ohne Widerstand durch Capitulation, kraft welcher dem Großmeister Baron v. Hompesch, der späterhin 1803 zu Montpellier im 62sten Lebensjahre gestorben ist, bis zu anderweitiger Entschädigung, jährlich 400,000 Fr. zugesichert wurden. Im J. 1800 eroberten jedoch die englischen Flotten die Insel durch Hunger, und seit dieser Zeit befindet sie sich in den Händen Englands. Im Frieden von Amiens (1802) wurde zwar bedungen, daß die Insel dem Orden, unter der Aufsicht und Garantie einer neutralen Macht, wiedergegeben werden sollte; da aber die Engländer für die Zukunft einen abermaligen Einfluß der Franzosen auf Maltha, und durch diesen die Zerstörung ihres Uebergewichts im mittelländischen Meere befürchten mußten: so blieben sie fortwährend im Besitze derselben, und der 26ste Artikel des Entschädigungsplans und Reichsdeputations-Recesses vom 25. Februar 1803 blieb ohne Wirkung. In der Zwischenzeit wählte der Orden den russ. Kaiser Paul I., der jene Capitulation von 1798 für verrätherisch erklärte, und die Johanniter-Ritter in Schutz genommen hatte, am 16. Dec. 1798 zum Großmeister. Diese Wahl fand vielen Widerspruch, selbst bei dem Papste, und der neue Churfürst von Pfalzbaiern, Maximilian Joseph, hob sogar am 21sten Februar 1799, um den Streitigkeiten mit Rußland auszuweichen, in seinen Staaten den Orden gänzlich auf. Nach dem Tode Paul I. ernannte der Papst, am 9. Febr. 1805, den Italiener Tommasi, und als dieser mit Tode abgegangen war, das Großcapitel sogleich den Bailli Caracciolo zum Großmeister. Der Hauptsitz des Ordens ist jetzt Catania in Sicilien. Vor der Revo-

lution schätzte man die Anzahl aller Ordensritter auf 3000. Das Wappen des Großmeisters bestand in einem silbernen, achteckigen Kreuze, im rothen Felde, oben mit einer herzoglichen Krone, aus welcher sich ein Rosenkranz um das Wappenschild schlängelte, mit einem untenhängenden kleinen Kreuze und den Worten: Pro Fide (für den Glauben).

John Bull, s. Bull.

Johnson (Benjamin), gewöhnlich zusammengezogen Ben Johnson genannt, ein englischer dramatischer Dichter, ward 1574 geboren, und stammte aus einer alten schottischen Familie. Da ihm sein Vater kein Vermögen hinterlassen hatte, nahm er Kriegsdienste und zeichnete sich in den Kriegen in Flandern aus. Nach dem Frieden widmete er sich dem Studium der Poesie, und brachte es in seinen theatralischen Productionen so weit, daß ihn Einige für den Wiederhersteller, oder wol gar für den Gründer des englischen Theaters hielten. Er stand bei seinen Landsleuten in solchem Ansehn, daß man seinen Leichenstein mit der Inschrift: „O seltner Ben Johnson!" schmückte. Uebrigens war er ein jüngerer Zeitgenosse, und sogar Nebenbuhler Shakspeare's, und starb im J. 1637. Um ein Urtheil über ihn zu fällen, können wir uns auf Wilhelm Schlegel berufen. Ben Johnson war ein dramatischer Schriftsteller, der im Schweiße seines Angesichts, aber mit geringem Erfolge, das englische Schauspiel nicht romantisch, sondern nach dem Muster der Alten auszubilden strebte. Er fand an Shakspeare einen bereitwilligen Aufmunterer seiner Talente. Sein erstes, wiewol noch ziemlich unvollkommenes Stück: Every man in his humour (Jedermann in seiner Laune), wurde durch Shakspeare's Empfehlung auf die Bühne gebracht, und an dessen Sejanus legte dieser sogar selbst Hand, ja er übernahm in beiden eine Hauptrolle. Trotz aller Schulgelehrsamkeit, worin er dem Shakspeare überlegen war, fielen seine Stücke entweder ganz und gar durch, oder sie erhielten doch nur einen geringen Beifall neben der erstaunlichen Popularität Shakspeare's. Ben Johnson besaß allerdings einen sehr gründlichen Verstand: er war sich bewußt, daß er die Kunst mit Ernst und Eifer ausübe, und sein Streben ging dahin, dem engl. Drama Regelmäßigkeit und Correctheit zu geben; daß ihm aber die Natur die Grazie versagt hatte, ahnete er freilich nicht. Somit war er recht eigentlich zum kritischen Dichter gemacht, im guten und bösen Sinne des Worts: und es gelang ihm meistens in derjenigen Gattung, woran der Verstand den meisten Antheil hat, am besten. Man hat von ihm zwei tragische Versuche, Sejanus und Catilina, dreizehn Lustspiele und eine Menge sogenannter Masken. Der Tragödie entsagte er nach dem mißlungenen Versuche mit den beiden so eben erwähnten: dagegen widmete er sich desto eifriger dem Charakter-Lustspiele, in welchem er mehr ernsthaft spottet, als Lachen erregt; auch zeigt sich mehr Beobachtungsgeist als Phantasie darin. Außer oben erwähntem: Jedermann in seiner Laune, sind noch zu merken: Jedermann außer seiner Laune; Velpone; der Alchymist; Epicöne oder das stumme Mädchen, und der dumme Teufel. Seine Masken sind allegorische Gelegenheitsstücke, welche zum Theil bei Hofe aufgeführt wurden, eine Gattung, die mit ihm fast wieder ausgestorben ist; späterhin hat nur noch der Comus von Milton in derselben einigen Ruhm erlangt. Ben Johnsons Werke sind 1716 in 6, und 1757 in 7 Octav-Bänden zu London erschienen.

Johnson (Samuel), einer der größten englischen Gelehrten, Satiriker und Kunstrichter, welcher eine riesenhafte Gelehrsamkeit, vielumfassende literärische Wirksamkeit mit classischer Cultur, reifem Urtheile, reinem Geschmack und gehaltvollem Witze verband, wurde am 18. Sept. 1709 zu Lichfield in Staffordshire geboren, und verrieth frühzeitig außerordentliche Geistesfähigkeiten. Die alten Classiker, doch mehr die römischen als die griechischen, machten den vornehmsten Gegenstand seiner frühern Studien aus, und mehrere Uebersetzungen aus dem Homer, Horaz, Virgil u. s. w., welche er damals verfertigte, verrathen nicht gemeine Sprachkenntnisse und dichterisches Genie. Späterhin zeichnete er sich auf der Universität zu Oxford, welche er 1728 bezog, durch eine gelungene Uebersetzung des Popischen Messias in lateinischen Hexametern aus. Ein Anfall von Hypochondrie, die ihn besonders im J. 1729 betraf, war so heftig, daß er dem Wahnsinne nahe zu sein glaubte: auch genas er nie ganz von dieser Krankheit. Nachdem er bereits 1731, wegen Dürftigkeit, die Universität wiederum verlassen, und während einer kurzen Zeit die Stelle eines Unterlehrers an der Schule zu Market-Bosworth in Leicestershire bekleidet hatte, ließ er sich in Birmingham nieder, wo er sich mit literärischen Arbeiten das Leben zu fristen suchte. Er wollte darauf eine Erziehungs-Anstalt errichten, erhielt aber nur drei Schüler, und unter diesen den nachmals so berühmt gewordenen Garrik. Diesen begleitete er auch späterhin nach London, wo er sich abermals bloß von dem Ertrage seiner literärischen Arbeiten zu ernähren suchte. Lange kämpfte er auch hier mit Dürftigkeit. Oft verbarg er sich in einem Keller, um einem Zimmer mit eisernen Gittern zu entfliehen. In dieser Zeit schrieb er Demosthenische Reden für und wider die wichtigsten Fragen im Parlament, unter Namen wirklicher Mitglieder, die man eine Zeitlang in den Provinzen für ächt hielt, und es ist nicht allgemein bekannt, daß unter diesen die berühmte Rede Pitts ist, die dieser gehalten haben soll, als man ihm seine Jugend vorwarf, die aber nie aus Pitts Munde kam. In London machte er damals mit dem unglücklichen Savage, dessen Leben er nachmals so meisterhaft beschrieben hat, Bekanntschaft. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, wo Johnson eine bedeutende Stufe zu seiner künftigen Größe ersteigen sollte. Er gab nämlich im J. 1738 seine berühmte Satire London, eine Nachahmung der dritten Juvenalschen Satire, in den Druck, in welcher er mit Witz und Laune die Thorheiten der Hauptstadt schildert. Sie ward in einer Woche zweimal aufgelegt, und brachte dem Verleger reichlichen Gewinn, dem Verfasser Berühmtheit. Pope ward durch diese Satire so angezogen, daß er die persönliche Bekanntschaft des Dichters zu machen suchte. Auf dieses Werk folgten seine Debatten des Senats zu Groß-Liliput, welches eigentlich commentirte Auszüge aus den Reden der berühmtesten Parlamentsglieder der damaligen Zeit sind, und von Johnson selbst nur bis 1743 aufgesetzt, nachher aber von Hawkesworth bis 1770 fortgeführt worden sind. Im J. 1739 erschien von ihm: A compleat Vindication of the Licensers of the Stage from the malicious and scandalous aspersions of Mr. Brooke, author of Gustavus Vasa, ein ironischer Angriff auf den Lord Kammerherrn, welcher Brooke's Trauerspiel, Gustav Vasa, zu verbieten für gut befunden hatte; desgleichen Marmor Norfolciense, or an Essay on an ancient prophetical inscription in monkish rhyme, lately discovered near Lynne in Norfolk by Probus Britanni-

aus, eine Schrift politischen Inhalts, die ihm einen Verhaftsbefehl zuzog, welchem er aber durch die Flucht zuvorzukommen wußte. Im Jahre 1744 erschien darauf sein erwähntes Life of Richard Savage, eine meisterhafte Biographie; und ein Jahr später seine Miscellaneous Observations on the Tragedy of Macbeth, with Remarks on Sir Thomas Hanmer's Edition of Shakspeare, welche zugleich Vorschläge zu einer neuen Ausgabe dieses Schriftstellers enthielten. Im J. 1747 machte er darauf seinen Plan zu einem Wörterbuche der englischen Sprache bekannt, der die Aufmerksamkeit des Publikums in einem hohen Grade auf sich zog. Der Buchhändler Robert Dodsley, der sich mit einigen andern Buchhändlern zu diesem Unternehmen vereinigt hatte, übernahm den Verlag, und schloß mit Johnson für ein Honorar von 1575 Pf. St. den Contract ab. Während sich Johnson mit diesem riesenhaften Werke beschäftigte, arbeitete er noch andere Werke aus, die zu den Zierden der englischen Literatur zu zählen sind. Dahin gehört das Seitenstück zu seinem Gedichte London, the Vanity of human wishes, welches 1749 erschien, und eine Nachbildung der zehnten Satire Juvenal's ist. In demselben Jahre ward auch sein Trauerspiel Irene aufs Theater gebracht, aber ausgezischt und bald vergessen. Im J. 1750 fing er eine Zeitschrift, the Rambler (der Herumstreifer) an, von welcher bis zum 24. März 1752 das 280ste und letzte Stück erschien, und vom Publikum als meisterhaftes Seitenstück zum Spectator mit dem allgemeinsten Beifalle aufgenommen wurde. Als einen Beweis dieses Beifalles wollen wir nur anführen, daß Johnson noch die 10te Auflage davon erlebte. Er erhielt übrigens nur zehn fremde Beiträge zu demselben, und ist also weit eigentlicher der Verfasser des Rambler, als Addison Verfasser des Spectator. Endlich erschien im May 1755 sein berühmtes Dictionnarry of the English language, in 2 Foliobänden, durch welches er eine große Autorität in der engl. Sprache erlangte. Es übertraf die kühnsten Erwartungen, und wurde 1758 bereits zum 6ten Male aufgelegt. Johnson selbst veranstaltete im folgenden Jahre einen Auszug aus demselben. Im Jahre 1758 begann er darauf eine neue Zeitschrift: the Idler, von welcher 1760 das 103te und letzte Stück erschien. 1759 schrieb er seinen politischen Roman: History of Rasselas, Prince of Abyssinia. Um diese Zeit stand Johnson auf dem Gipfel seines Ruhms, und erhielt vom Hofe eine Pension von 300 Pf. St., die er auch bis an seinen Tod genossen hat. Im J. 1765 erschien endlich die längst von ihm angekündigte neue Ausgabe der Werke des Shakspeare, welche unter der Erwartung der Kunstrichter blieb. In der That scheint Johnson diesem Werke nicht die ganze Fülle seines kritischen und ästhetischen Genies gewidmet zu haben. Nachmals vereinigte er sich mit Georg Steevens zu einer neuen Ausgabe desselben, welche zum ersten Male 1774, und zum zweiten Male 1778 in 10 Octav-Bänden erschien. Nachdem er noch einige politische Schriften herausgegeben hatte, ward er durch einen Zweifel an der Aechtheit der Ossianschen Gedichte, welchen er öffentlich geäußert hatte, mit Macpherson, dem er vielleicht aus Vorurtheil gegen die Schotten nicht traute, in eine heftige Fehde verwickelt. Schon 70 Jahre alt, begann er noch das berühmte Werk: The Lifes of the most eminent English Poets, eine Reihe von Biographien, die sich durch eine meisterhafte Schreibart und viele scharfsinnige ästhetische Bemerkungen empfehlen, ob sie gleich von dem Vorwurfe der

Parteilichkeit nicht ganz frei sind. Diese Biographieen, denen die Poesien jedes Dichters beigefügt sind, erschienen von 1777 bis 1781, und wurden endlich 1790 in 68 Duodezbänden von neuem aufgelegt. Sie waren das letzte schriftstellerische Erzeugniß Johnson's. Von der Zeit an kränkelte er, und starb endlich am 13. Dez. 1784. Johnson's sämmtliche Werke sind 1786 von Hawkins zu London in 12 großen Octav-Bänden herausgegeben, welche jedoch die poetischen Werke desselben nicht mit enthalten. Sein Freund James Boswell und Arth. Murphey haben sein Leben (in engl. Sprache) beschrieben.

Jomelli (Nicolo), ein berühmter italienischer Tonsetzer, ward im J. 1714 zu Atelli im Königreiche Neapel geboren, studirte zuerst in dem Conservatorium de' Poveri di Gesù zu Neapel unter Durante, und, als dieses aufgehoben wurde, in dem Conservatorium della Pietà de' Turchini unter Prota, Mancini und Leo, die Composition. Anfangs setzte er Ballete, eine in Italien nur wenig geschätzte Musikart, durch welche er sich auch so geringen Beifall erwarb, daß, als er seine erste komische Oper (L'Errore amoroso) geschrieben hatte, er nicht wagte, sich als den Verfasser derselben zu nennen, sondern sie unter dem Namen Valentino's, eines eben nicht sehr berühmten Meisters, aufführen ließ. Diese Oper, welche er in seinem 23sten Jahre, wahrscheinlich für das neue Theater in Neapel, setzte, erhielt jedoch einen großen Beifall, durch welchen er angefeuert wurde, in seinen Compositionen fortzufahren. Im J. 1738 schrieb er darauf seine Oper Odoardo für das florentinische Theater, und mit noch größerem Glücke, welches ihn bewog, 1745 nach Rom zu gehen, wo seine erste Oper mit seltener Auszeichnung aufgenommen wurde. Ueberhaupt schrieb er von 1740 bis 1748 für Rom 14 Opern, von denen Astianatte, Ifigenia und Cajo Mario zu bemerken sind, in welcher letztern die vortreffliche Arie: Sposo, io vado a morir, besonders ausgezeichnet wurde. Unter diesen Opern sind diejenigen nicht mit begriffen, welche er in dieser Zeit für Venedig und andere Städte verfertigte. Jetzt erhielt er die Stelle eines Capellmeisters an der St. Peterskirche. Als solcher componirte er unter mehreren Motetten auch den Psalm: Benedictus Dominus Deus Israel, dessen Musik ein Meisterstück ist. Der damalige Herzog von Wirtemberg trug Jomelli seine Dienste an. Dieser willigte ein und begleitete den Herzog nach Stuttgart, wo er von 1748 bis 1765 blieb, und des größten Ruhms und der schmeichelhaftesten Auszeichnung genoß. Als er nach Italien zurückgekehrt war, lud ihn der König von Portugal, Johann V, an seinen Hof ein. Ob er gleich dieses Anerbieten ablehnte, so schrieb er doch eine beträchtliche Anzahl Opern für den König, auch übersandte er demselben von allen seinen folgenden Arbeiten Abschriften. In Rom setzte er darauf zwei Opern, Achille in Sciro und eine andere, welche aber beide nicht gefielen, weil er in Deutschland den leichtern, gefälligern italienischen Styl, mit der gründlichen deutschen Setzkunst vertauscht hatte. Er kam hierauf nach Neapel, wo er nicht glücklicher war, und am 28. Aug. 1774, wie man meint, aus Neid über die Palme, welche der Deutsche, Schuster, errungen, und aus Verdruß über den unglücklichen Erfolg seiner Oper an einem Schlagflusse starb. Gerber in seinem Tonkünstlerlexicon weicht von dieser Erzählung in Einigem ab. Kurz vor seinem Tode verfertigte er noch ein Miserere, welches vorzüglich wegen der sich stets gleich bleibenden Verkettung der beiden Chöre Bewunderung verdient. Schu-

hart rühmt von Jomelli, er sei der Schöpfer eines neuen Geschmacks gewesen, welcher auch die Instrumentalmusik hob, und eines der ersten musikalischen Genie's. Sein feuriger Geist habe sich durch grosses harmonisches Verständniß, Reichthum der Melodie, kühne Modulation, und unnachahmliche Instrumentation eine neue Bahn gebrochen. Er habe zuerst das Stoccato der Bässe gebraucht, das musikalische Colorit durch Crescendo und Decrescendo genauer bestimmt, und gemeint, man müsse den Instrumenten auch zu thun geben, um sie zu bilden. Einige ziehen seine Opern seinen Kirchenstücken vor. Im Kammerstyle soll er nachlässiger gewesen sein. Man hat ihm überhaupt in seinen frühern Werken Mangel an gründlichem Satz, in seinen spätern Künstelei und Schwerfälligkeit vorgeworfen, durch welche er jenen zu verdecken suche.

Jomini (Baron Henri), General-Lieutenant und Adjutant des Kaisers Alexander, ein ausgezeichneter militärischer Schriftsteller, geb. zu Payerne im Waadtlande um das Jahr 1775, diente in Frankreich in einem Schweizer-Regimente, als der 10. August 1792 die Auflösung dieser Truppen herbeifuhrte. Jomini wählte jetzt den Handel. Er war Obristlieutenant bei der Landmiliz, als Ney 1802 eine Sendung in das Waadtland erhielt, wo er Jomini kennen lernte, und seitdem dessen Beförderer wurde. Jomini trat 1803 in ein pariser Handelshaus; aber seine ganze Muße weihte er seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Studium der Taktik. Schon begann im Jahre 1804 der Druck seines Traité des grandes opérations militaires, als ihn Ney mit dem Grade eines Bataillonschefs bei seinem Generalstabe anstellte. Am Ende des Jahres 1805 ward er in Dienstsachen nach Wien zum Kaiser Napoleon gesandt, dem er die beiden ersten Bände seines Werks überreichte. Es fand Beifall, und Napoleon erhob den Verfasser zum Obersten. Darauf machte Jomini, als Chef vom Generalstabe des Marschalls Ney, die Feldzüge 1806 und 7 in Preußen und Polen mit, wurde Brigade-General und Baron, folgte dann dem Marschall Ney nach Spanien, wo er an den Feldzügen 1808 und 1809 Theil nahm, trat in der Folge in den Ober-Generalstab des Marschall Berthier, hatte aber mit diesem einige Streitigkeiten, weshalb er seinen Abschied nehmen wollte. Er erhielt ihn nicht, begab sich aber in die Schweiz, und wurde erst 1812 wieder bei der großen Armee, die in Rußland eindrang, angestellt. Hier blieb er als Gouverneur in Smolensk, bis zu dem unglücklichen Rückzuge. Darauf nahm er, bei dem Ober-Generalstabe, an dem Feldzuge 1813 in Sachsen Theil. Allein nach Aufkündigung des Waffenstillstands von Pleischwitz verließ er heimlich das Heer in Schlesien, und ging den 14. August zu den Verbündeten über. Napoleon hatte ihm nämlich den Grad eines Divisions-Generals verweigert. Er ward von einem Kriegsgericht zum Tode verurtheilt; allein Alexander ernannte ihn zum Generallieutenant und zu seinem Adjutanten. Als solcher kämpfte er mit gegen die Franzosen. Hierüber machte ihm General Sarrazin in seiner Geschichte dieses Krieges so beleidigende Vorwürfe, daß Jomini an ihn schrieb und Genugthuung verlangte. Da er diese nicht erlangen konnte, ließ er die deßhalb gewechselten Briefe drucken (Correspondance entre le Général Jomini et le Gén. Sarrazin, sur la campagne de 1813.) Jomini befand sich 1815 im Gefolge des Kaisers Alexander in Paris, wo er von Ludwig XVIII. das Ludwigs-Kreuz erhielt. Die erste Ausgabe seines oben genannten Werks erschien unter dem Titel: Traité de grande tactique, 2. vol. 8.

m. e. Atlas, Paris 1805; Die zweite unter dem Titel: Traité des grandes opérations militaires, oder Relation critique et comparative des campagnes de Frèdéric et de Napoléon. Die dritte Ausgabe erschien 1817. 8. vol. 8. m. 2 Atl. Der 7te und 8te Theil enthalten die Histoire critique et milit. des campagnes de la révolution. Jomini's Operationslehre beruht auf dem doppelten Grundsatz von der Zusammenziehung der Streitkräfte und von der Initiative der Bewegungen. Indeß hat er manchmal Napoleon auf Kosten Friedrichs des Großen, des ersten unter den neuern Taktikern, zu sehr erhoben. Doch bleibt sein Werk für die Kriegsgeschichte schätzbar, weil Jomini aus den Archiven des Kriegsministeriums und andern Amtsquellen geschöpft hat. Was Friedrichs Feldzüge betrifft, hat er aus Loyd und Tempelhof genommen. Kürzlich ist von ihm erschienen ein Tableau de la campagne d'automne en Allemagne, Paris 1817. und in den europ. Annal. 1817.

Jones (Sir William), einer der größten Orientalisten, wurde am 28. Sept. 1746 auf dem Gute seines Vaters in Wales geboren, und erhielt in der Schule zu Harrow seine erste wissenschaftliche Bildung, wo er sich durch Fleiß und Talent vor allen seinen Mitschülern auszeichnete. Bereits in seinem 16ten Jahre trat er als Dichter auf, und verfertigte seine Prolusions, welche er späterhin unter dem Titel Arcadia drucken ließ. Im 18ten Jahre bezog er die Universität zu Oxford, wo seine Vorliebe für das Studium der morgenländischen Literatur, und zunächst der arabischen Sprache, rege gemacht wurde. Mit Hülfe eines jungen Mannes, der, aus Aleppo gebürtig, das gemeine Arabische fertig redete und schrieb, übte er sich im Uebersetzen aus dieser Sprache, und legte sich dann mit großem Fleiße auch auf die persische Sprache, da er beider Zusammenhang eingesehen. Nicht minder studierte er auch die neueren Sprachen, besonders die italienische, spanische und portugiesische. Hierauf wurde er in seinem 19ten Jahre Lehrer und Erzieher des jungen Grafen Spencer, und erhielt den Auftrag, Dolmetscher der morgenländischen Sprachen zu werden, welchen er aber nicht annahm. Darauf fing er, im 21sten Jahre seines Alters, an, seine Commentare über die asiatische Poesie auszuarbeiten, kopirte eine arabische Handschrift über Aegypten und den Nil, und beschäftigte sich mit Erlernung der sinesischen Charaktere. Da der König von Dänemark, der 1768 in London war, eine morgenländische Handschrift, welche die Lebensbeschreibung Nadir Shah's enthielt, übersetzt zu haben wünschte, übernahm Jones diese Arbeit, und ward dafür zum Mitgliede der königlichen Societät zu Copenhagen ernannt. Vor dieser Uebersetzung, die 1770 in französischer Sprache gedruckt wurde, steht eine Abhandlung über die morgenländische Poesie, die viel, damals Neues und Interessantes, enthält. Der Wunsch, noch unabhängiger den Wissenschaften leben zu können, bestimmte ihn im J. 1770, das Amt eines Erziehers aufzugeben, und die Laufbahn eines Rechtsgelehrten zu betreten; wobei er jedoch das Studium der morgenländischen Literatur keineswegs aufgab, auch im J. 1772 einen kleinen Band Gedichte, meistens aus asiatischen Sprachen übersetzt, in den Druck gab, worauf er im folgenden Jahre zum Mitgliede der königlichen Societät zu London ernannt wurde. Bei der Erlangung der Magisterwürde schrieb er 1774 eine Rede, welche die gelehrten Kenntnisse gegen den Vorwurf, als wenn durch sie der männliche Geist entkräftet, die Freiheit beeinträchtigt und eine sclavische Unterwürfigkeit begün-

stigt werde, zu schützen suchte. Zu Anfange des Jahrs 1774 erschien sein treffliches Werk, über die asiatische Dichtkunst, worin er eben so viel Geschmack und Urtheil als ausgebreitete Belesenheit zeigt. Im J. 1778 lieferte er eine Uebersetzung der Reden des Isäus, welche das athenische Erbfolgerecht betreffen, mit Einleitung, kritischen und historischen Noten und Commentar begleitet. Nachdem er drei verschiedene Reisen nach Paris gemacht, und seine Uebersetzung der unter dem Namen Moallakat bekannten sieben arabischen Gedichte vollendet hatte, ward er im J. 1783 Oberrichter zu Fort William in Bengalen, und bei dieser Gelegenheit in den Ritterstand erhoben. Er ging im April desselben Jahres nach Indien ab, und lieferte von der Insel Hinzuan (Joanna), wo er nach einer Fahrt von 10 Wochen ankam, eine sehr interessante Beschreibung. Im September landete er in Calcutta, wo man ihn mit Sehnsucht erwartete, und mit Freuden bewillkommte. In den Nebenstunden, die ihm sein neues Amt übrig ließen, beschäftigte er sich mit wissenschaftlichen Gegenständen, die sich besonders auf den politischen und gelehrten Zustand Indiens bezogen. Bald darauf gründete er auch die gelehrte Gesellschaft zu Calcutta, welche bereits im J. 1784 ihre erste Versammlung hielt. Von ihrer Einrichtung ertheilt er im ersten Bande der Asiatic Researches umständliche Nachricht. Nun studirte er auch, als unentbehrliches Hülfsmittel zur Kenntniß der alten Geschichte Indiens, die Sanskritsprache mit dem größten Eifer. Im J. 1785 erschien zu Calcutta eine periodische Schrift: The Asiatic Miscellany, deren Inhalt sich meistentheils auf Indien bezieht. Die ersten beiden Bände enthalten sehr viele Beiträge von Jones, welche rühmliche Beweise von der Gewandtheit seines Geistes ablegen, der sich den verschiedenartigsten Gegenständen und Behandlungsarten anzuschmiegen wußte. Ein Hauptzweck seiner literarischen Bemühungen ging dahin, seinen Landsleuten eine vollständige Sammlung von den Gesetzen der Hindus und Moslemin mitzutheilen, zu welchem Ende er unter Mitwirkung des Gouvernements, für das Geschäft der Compilation, eine hinlängliche Anzahl gelehrter Hindus und Mohamedaner auswählte, den Plan des Ganzen entwarf, und die Handschriften nachwies, woraus es geschöpft werden sollte. Im J. 1789 erschien unter William Jones Leitung der erste Band der Researches der Societät zu Calcutta. Seine eigenen Arbeiten machen den lehrreichsten Theil dieses Bandes aus. Während seines Lebens erschienen noch zwei Bände dieser Untersuchungen, die noch jetzt fortgesetzt werden. Sie enthalten die wichtigsten Aufklärungen über Geschichte, Alterthümer, Künste und Wissenschaften Asiens, besonders aber Indiens. In eben demselben Jahre lieferte Jones die englische Uebersetzung der Sacontala, oder der entscheidende Ring, eines überaus reizenden Schauspiels des indischen Dichters Calidasa. Im J. 1794 erschien seine Uebersetzung der Verordnungen Menu's, welche das ganze indische System religiöser und bürgerlicher Pflichten enthalten. Jones besaß so reiche und mannichfaltige Kenntnisse in Künsten, Wissenschaften und Sprachen, als sie vielleicht noch Niemand, wenigstens nicht in einem höhern Grade, besessen hat. Sein ganzes Leben war von dem großen Gedanken beseelt, den Orient und Occident in engere geistige Verbindung zu bringen, die Literaturschätze des Morgenlandes, welche die reinen Grundlaute menschlicher Bildung enthalten, dem verfeinerten Europa mitzutheilen, und die Morgenländer sowol an ihre eigene Literatur zu erinnern, als für

europäische Mittheilungen und Fortschritte empfänglich zu machen. Er starb im April 1794. Seine Werke, unter denen auch eine sehr gute persische Grammatik Auszeichnung verdient, sind gesammelt in 6 Quartbänden zu London erschienen.

Jones (Inigo), ein ausgezeichneter englischer Baumeister und Zeichner. Er wurde 1572 zu London geboren und starb daselbst 1651. Früh entwickelte er große Talente in der Zeichnung und in der Landschaftsmalerei. Ein hoher Gönner, dem seine Arbeiten in die Hände fielen, gab ihm die Mittel, nicht allein Italien, sondern auch einen großen Theil des civilisirten Europa's durchreisen zu können. Nachdem Jones diese Reise vollendet hatte, ließ er sich zu Venedig nieder, wo er des Palladio Werke studirte und sich bereits einen glänzenden Ruf erwarb. Von dort führte ihn der König von Dänemark, Christian IV., nach Copenhagen, dessen Schwester Jacob I. von England geheirathet hatte, welche ihn als ihren Architekten mit nach Schottland nahm. Er ging noch einmal nach Italien und kehrte darauf nach London zurück, wo ihm von Jacob I. die Oberaufsicht über alle königliche Gebäude übertragen wurde. Dieses ehrenvolle Amt bekleidete er auch unter Carl I. und II. bis an seinen Tod. Seine vorzüglichsten Werke hat er erst nach seiner zweiten Reise nach Italien ausgeführt. Ihm hat man die Zeichnungen des Palastes von Whitehall, so wie den Plan zu dem anatomischen Theater in London zu verdanken. Er hat ferner die Capelle der Königin Catharina in dem Palaste von St. James, die Kirche, den Markt von Covent-Garden und viele andere (im Vitruvius Britannicus nahmhaft gemachte) Werke aufgeführt. Seine Zeichnungen sind 1727 und 1744 von M. Kent und Isaac Ware herausgegeben worden. Auch hat er sehr interessante Bemerkungen über die Baukunst des Vitruv und Palladio hinterlassen, welche der englischen Uebersetzung des Vitruv von Lioni (London 1742) beigefügt worden sind.

Jongleurs waren zu den Zeiten der Troubadours die Instrumentisten, welche eigenen oder fremden Gesang durch Harfe, Zither oder Leier begleiteten. Sie standen späterhin nicht in besonderm Rufe, da sie sich zu Gauklern herabwürdigten, und sich durch Unsittlichkeit verächtlich machten.

Jordan. Dieser durch heilige Erinnerungen merkwürdige Fluß entspringt am Fuße des Gebirges Antilibanon in Syrien, (Pascha-lik Damascus) bildet den See Genezaret oder Tiberias, durchschneidet Palästina von Norden nach Süden, nimmt den Kidron auf und verliert sich ins todte Meer. Seine Ufer, sonst belebt und angebaut, sind jetzt wüst, und langsam walzt sich sein gelbes Wasser im Sande fort. Die Hebräer nannten ihn Jordan, d. h. Fluß des Gerichts; bei den Arabern heißt er jetzt Nahar-el-Chiria. Den religiösen Abwaschungen in diesem Flusse schreiben sie Heilkräfte zu, und für Juden und Christen ist er ein Gegenstand ehrfurchtsvoller Betrachtung. E.

Jordan, (Camille), in der Revolution als freimüthiger Staatsredner bekannt, gegenwärtig seit 1817 Staatsrath Ludwigs XVIII.; geb. zu Lyon 1769, zeigte in seiner Jugend viel Eifer für die katholische Religion. Er trat im März 1797 als Deputirter des Rhone Departements in den Rath der Fünfhundert ein. Hier hielt er unvorbereitet eine kräftige Rede zur Vertheidigung seiner Vaterstadt, die man als den Brennpunkt der Gegenrevolution ansah. Den 17ten Juli legte er seinen bekannten Bericht über die Kirchenpolizei ab,

und verlangte allgemeine Freiheit des Gottesdienstes, so wie den Gebrauch der Glocken auf dem Lande, was in Caricaturen lächerlich gemacht wurde. Darauf sprach er gegen das Directorium, welches Truppen nach Paris zog, und erhob sich kräftig gegen die Anarchisten, Jacobiner, vor allen gegen die Orleans'sche Faction, die er das verborgene Triebrad aller Ränke nannte. Am 18. Fructidor (5. Sept. 1797) ward er zur Deportation verurtheilt; allein er entfloh, und erhob gegen jene Gewaltthat öffentliche Beschwerde, in s. Schrift: Camille Jordan, député du Rhône, à ses commettans, sur la révolution du 18. Fructidor 1797, Hamb. 1798. Erst im Febr. 1800 erlaubte man ihm zurückzukommen, und er lebte unter Aufsicht zu Grenoble. Darauf gab er in Paris 1802 die Flugschrift: Vrai sens du note national sur le consulat à vie, heraus, in welcher er mehr als je republikanische Grundsätze an den Tag legte. Die Polizei ließ die Schrift wegnehmen. Nun nannte sich Jordan öffentlich als den Verfasser. Er ward deßwegen von Buonaparte nicht angestellt, sondern lebte zurückgezogen in Lyon bis 1814. In diesem Jahre erklärte er sich für die Rückkehr der Bourbons, und ging als Deputirter des Municipalraths von Lyon, den 30. März, zum Kaiser von Oestreich nach Dijon, vorgeblich um der Stadt Erleichterung von Kriegslasten zu verschaffen, insgeheim um die Gesinnungen des Kaisers in Ansehung der Bourbons zu erforschen. Allein die Deputation erfuhr hierüber nichts. Hierauf nahm Jordan den 8. April an der Sitzung Theil, in welcher der Municipalrath von Lyon Ludwig XVIII. als König von Frankreich ausrief, und gehörte zu der Deputation, welche diesen Beschluß dem Grafen Artois, dem Bruder des Königs, mittheilte. Der König erhob ihn im August 1814 in den Adelstand und gab ihm das Kreuz der Ehrenlegion. Im J. 1815 wurde er zum Präsidenten des Wahlcollegiums von Lyon ernannt; im J. 1816 ging er nach London, um eine Erbschaftssache der Stadt Lyon bei der britt. Regierung zu betreiben. Darauf wurde er Präsident des Wahlcollegiums des Ain-Departements. Allein die Wahl der Deputirten für die Kammer von 1817 kam wegen Uneinigkeit nicht zu Stande; doch wurde Jordan gewählt. Er stimmte stets als Deputirter im Sinne der Mehrheit, z. B. für das Wahlgesetz, gegen die Preßfreiheit der Journale und für das Budget. Damals wurde er an die Stelle des Herrn Benoist in den kön. Staatsrath berufen; als er aber 1820 im Sinne der Doctrinaires gegen das neue Wahlgesetz stimmte, nebst seinen Freunden Royer Collard und Guizot, wieder entlassen.

Jornandes, eigentlich Jordanes, ein Alane. Er lebte unter Kaiser Justinian, war Notarius, trat aber in den Mönchsstand und wird fälschlich als Bischof von Ravenna aufgeführt. Er hat sich als Historiker einen bleibenden Namen erworben. Sein Werk De Gothorum origine et rebus gestis, und seine Chronik De regnorum et temporum successione, welche beide bis 552 reichen, sind von großer Wichtigkeit, obgleich in barbarischem Latein geschrieben. Sie finden sich in Muratori's Script. rerum ital.

Joseph war als der spätgeborne Sohn der geliebten Rahel ein Gegenstand der besondern Zärtlichkeit seines Vaters Jacob und des Neides seiner Brüder. Erbittert durch den Vorzug, den ihm der Vater gab, und durch den Uebermuth, den sie in der Bedeutung seiner unschuldigen Träume zu entdecken glaubten, verkauften sie ihn, um sich seiner zu entledigen, an ismaelitische Sclavenhändler, durch

welche er in das Haus Pothiphars, eines der vornehmsten Staatsbeamten in Aegypten, kommt. Die Treue und Klugheit, mit der er hier die Güter seines Herrn verwaltete, milderte seine Lage, und durch seinen Widerstand gegen die wollüstigen Zumuthungen der Frau Potiphars erwirbt er sich auf ewige Zeiten den Beinamen des Keuschen. Sein Betragen in dieser Versuchung zeugt von einer Geistesstärke und Frömmigkeit, die an einem Jünglinge von 20 Jahren in Erstaunen setzt, aber ihn zugleich zum Opfer der Rachsucht des verschmähten Weibes machte. Doch auch in dem Gefängnisse, wohin ihre Beschuldigungen ihn bringen, weiß er sich durch das Vertrauen des Aufsehers bald einen bedeutenden Wirkungskreis zu verschaffen, und die trostvolle Auslegung, die er dem darin verhafteten königlichen Mundschenken von einem Traume gibt, bahnt ihm den Weg zum glänzendsten Glücke. Denn da der Mundschenk wieder zu Gnaden gekommen, erinnert er sich bei Gelegenheit eines Traumes, um dessen Deutung sich Pharao und der ganze Hof bekümmert, des hebräischen Knechts, der im Kerker ihm den seinigen so glücklich und sicher gedeutet hatte. Joseph wird gerufen und erklärt den Traum des Königs von den 7 fetten und 7 magern Kühen mit Geistesgegenwart und Kenntniß des Landes von 7 fruchtbaren und 7 unfruchtbaren Jahren, die Aegypten nach einander zu erwarten habe, und gibt dabei so zweckmäßige Vorschläge zur Sicherung des Volks vor Mangel an die Hand, daß Pharao ihn auf der Stelle zu dem Manne macht, durch welchen sie ausgeführt werden sollen. Die großen Verdienste, die er sich auf diesem Posten um Aegypten erwirbt, rechtfertigen ganz das Vertrauen des Königs, der ihn Vater des Vaterlandes genannt, und zum Zweiten im Reiche gemacht hatte. Verheirathet mit der Tochter eines ägyptischen Großen, im Besitze der höchsten Gewalt und Würde nach dem Könige, so wie der Liebe des Volks, sieht Joseph alle seine Wünsche befriedigt, außer der Sehnsucht nach den Seinigen. Aber auch diese will die Vorsehung ihrem Lieblinge gewähren. Seine Brüder kommen in den Jahren der Theuerung, um Korn aus den von ihm angehäuften Magazinen zu kaufen. Ohne sich ihnen gleich zu erkennen zu geben, suchte er sie durch einige harte Proben zur Reue über das gegen ihn begangne Unrecht zu bewegen, und ihre Gesinnungen zu erforschen, bis endlich sein Herz ihn übermannt und in ihre Arme wirft. Höchst rührend ist dieß Erkennen und die Scene, wo Joseph den mit seiner ganzen Familie nach Aegypten gerufenen Vater wieder sieht. Er, den seine Brüder verstoßen hatten, wird nun ihr Wohlthäter, wofür Jacob bei seinem letzten Segen seinen beiden Söhnen gleiche Rechte mit den übrigen Brüdern gibt; daher zwei Stämme, Manasse und Ephraim, das Andenken Josephs unter den Hebräern erhalten. Niemand kann ohne lebhaftes Interesse so große Talente, so seltene Tugenden und Verdienste, so ausgezeichnete und wunderbare Schicksale in einem Manne vereinigt wahrnehmen, der den ältesten Zeiten der Menschengeschichte angehört. Die Erzählung seines Lebens ist unstreitig die schönste Partie in den Mosaischen Schriften, und ob sie gleich Jedermann weiß, fürchten und hoffen immer noch Junge und Alte beim Wechsel seines Glücks, wenn sie die einfache Darstellung jener Urkunde lesen. Darum ist Joseph auch ein Lieblingsstoff der Kunst; gute und schlechte Gemälde haben die Scenen seines Lebens verewigt, zahllose Poesien und Romane haben, meist ohne ihr Original zu erreichen, die Züge seines Charakters und den Gang seiner Schicksale nachgeahmt, und erst neuerdings ist

er in Mehul's Oper: Jacob und seine Söhne, wieder auf die Bühne getreten und durch den Zauber der Tonkunst verherrlicht worden. E.

Joseph I., deutscher Kaiser, Sohn Leopolds I. Er war zu Wien den 26. July 1678 geboren und empfing schon 1687 die ungarische und bald darauf die römische Königskrone. Im J. 1705 trat er die Regierung wirklich an, deren kurze Dauer durch Kriege in den Niederlanden, Ungarn, Deutschland, Italien und Spanien bezeichnet war. Er war ein Fürst von edler Gesinnung, aber zu weniger Thätigkeit, daher man keine großen Thaten von ihm rühmen kann. Um das deutsche Reich machte er sich vornämlich durch Wiederbelebung des Reichskammergerichts verdient. Die Protestanten erfreuten sich unter seiner milden Regierung der Toleranz und mehrerer Freiheiten. Er starb den 17ten April 1711.

Joseph II., römisch-deutscher Kaiser, Sohn Franz I. und der Maria Theresia. Die Zeiten, wo dieser seltene und zu großen Dingen bestimmte Monarch die Welt betrat (am 13ten März 1741), waren eben so kriegerisch, seine Staaten eben so unruhig, als damals, wo sein brechendes Auge wieder Abschied von ihnen nahm. Schon war Friedrich der Große Besitzer von der einen Hälfte Schlesiens, schon näherte sich die baiersche Armee den österreichischen Gränzen, und erst 7 Jahre darauf machte der aachener Friede dem Kriege ein Ende. So waren es denn Nachrichten von Schlachten, von Eroberungen und Verwüstungen, die Joseph statt der Wiegenlieder und Feenmärchen hörte, und vielleicht trugen diese dunkeln Eindrücke dazu bei, in ihm späterhin den kriegerischen Geist zu erzeugen, der sich mit seiner übrigen menschenfreundlichen Gesinnung nicht zu vertragen scheint. In den Wissenschaften blieb Joseph hinter seinem Bruder (Leopold II.) zurück; doch zeigte er muntern Geist und Scharfsinn und machte besonders in den Sprachen, der Mathematik und Musik gute Fortschritte. Die Handlungsweise seiner Mutter trug wahrscheinlich Vieles zur Bestimmung seines Charakters bei. Sein lebhaftes Temperament und ihr strenger Wille mußten sich natürlich oft begegnen; er gehorchte aus Ehrfurcht, aber ohne Ueberzeugung und mit zurückgehaltenem Unwillen. Sie war fromm; der Sohn bemerkte, wie sehr ihre andächtige Denkungsart gemißbraucht wurde; und so bekam er eine unbesiegbare Abneigung gegen die Geistlichkeit. Sie legte einen zu hohen Werth auf die Geburt, und so faßte er früh einen Widerwillen gegen unverdiente Vorzüge, und sah in dem Menschen zunächst nur den Menschen. Unterdessen war der siebenjährige Krieg ausgebrochen; alles war bereit, daß der Thronerbe zur Armee abgehen sollte, als Theresia ihren Entschluß zurücknahm. Er vermählte sich 1760 mit der Prinzessin Elisabeth von Parma, und diese Ehe wurde ein Band der zärtlichsten Liebe; aber er verlor sie schon bei der zweiten Niederkunft. Von seiner zweiten Gemahlin, der baierschen Prinzessin Josephe, mit der er nicht so glücklich lebte, wurde er auch durch den Tod bald wieder getrennt. Nach dem hubertsburger Frieden ward Joseph 1764 zum römischen König erwählt und ein Jahr später, nach dem plötzlichen Tode seines Vaters, zum Oberhaupte des deutschen Reichs. Seine Mutter erklärte ihn zwar zum Mitregenten der Staaten seines Hauses und übertrug ihm die Verwaltung der Armeen; aber die eigentliche Regierung blieb in ihren Händen. Joseph hatte während des Kriegs Veranlassung gehabt, aufmerksam auf den großen Gegner seines Hauses zu werden,

ihn zu bewundern und sich zum Muster zu nehmen. Von diesem Muster durchdrungen, trat er seinen erhabenen Beruf an; da er jedoch, das Kriegswesen ausgenommen, welches er mit Lascy verbesserte, wenig freie Hand hatte, so benutzte er diese Zeit zum Reisen, um seine Staaten selbst kennen zu lernen. Auf einer derselben besuchte er, als Graf von Falkenstein, (am 25sten August 1768) Friedrich den Großen im Lager bei Neisse. Die beiden Monarchen setzten sich über den Zwang des Ceremoniels hinaus, unterhielten sich geheim und vertraut, und man sah sie wie zärtliche Freunde mit einander umgehn. Im folgenden Jahre erhielt der Kaiser im Lager zu Mährisch-Neustadt einen Gegenbesuch von Friedrich. Sie besprachen sich lange über die Theilung Polens, die bald darauf zu Stande kam, wodurch Oesterreich die Königreiche Gallizien und Lodomirien nebst drei Millionen Menschen ohne Schwertschlag erwarb. Im Jahr 1777 besuchte er Paris und verweilte 6 Wochen dort. Jedermann war von ihm entzückt. Als am Ende dieses Jahres der Churfürst von Baiern starb, brach zwischen Oesterreich und Preußen der bekannte Erbfolgekrieg aus, dem jedoch Theresia ohne Vorwissen und gegen den Wunsch ihres Sohnes, der vor Begierde brannte, sich mit seinem großen Gegner im offnen Felde zu messen, ein Ende machte. Endlich im Jahre 1779 trat Joseph in den vollen Besitz seiner Erbstaaten. Vierzig Jahre alt, gesund, voller Feuer, Gebieter über mehr als 22 Millionen Menschen und über eine vortreffliche Armee erregte er die Erwartung von ganz Europa. Sein Volk betete ihn an; nur der inländische Adel und die Geistlichkeit glaubten ihn fürchten zu müssen. Dennoch geschah es, daß bereits nach einigen Jahren das Mißvergnügen über ihn unter allen Ständen allgemein war. Es sei uns erlaubt, einige von den Verfügungen und Einrichtungen Josephs, die zum Theil sehr beifallswürdig waren, wodurch er sich aber den Haß der Großen und der Geistlichkeit zuzog, hier kürzlich nahmhaft zu machen. Er führte die Conduitenlisten und größere Preßfreiheit ein, hob die Verbindung zwischen den Ordensleuten und Rom auf, und regulirte die Pensionen. Durch christliche Duldung ward die jüdische Nation gehoben, die Leibeigenschaft vernichtet, alle Nonnenklöster und viele Mönchsklöster eingezogen, besonders alle die, welche keine Schulen hatten, oder nicht Kranke pflegten, oder deren Mönche nicht predigten. Im Frühjahre 1782 hatte man den seltenen Anblick, den Papst Pius VI. in Wien einen Besuch abstatten, geistliche Handlungen verrichten und Segen austheilen zu sehen, während Joseph fortwährend Klöster einzog, so daß acht Jahre später die Zahl der Ordensleute in seinen Staaten von 63,000 auf 27,000 gesunken war. Durch ein neues Gesetzbuch hob er die Todesstrafen auf. Alle Zweige der Staatsverwaltung, die öffentliche Erziehung, die Polizei, das Kirchenwesen und der Landbau wurden verbessert. Die Reform, welche er mit Ungarn vornahm, welches Königreich er seinen übrigen deutschen Staaten ganz gleich machen wollte, bewirkte leider einen Aufruhr der Wallachen, welchen er nur durch die Hinrichtung ihrer Anführer, des Hora und Gloska, zu dämpfen im Stande war. Hierauf folgte 1784 der Streit mit den Holländern über die freie Schifffahrt auf der Schelde, und die Unterhandlungen, um Flandern gegen Baiern zu vertauschen, welchen sich der deutsche Fürstenbund 1785 entgegenstellte. Im Jahre 1787 reisete er, abermals als Graf von Falkenstein, in die Krimm, wo ihm Catharina in Cherson die glänzendsten Feste

gab. Als er wieder nach Wien zurückgekehrt war, traf ihn eine Reihe von Unglücksfällen, die nur mit seinem Tode endigte. Die Niederländer brachen in einen Aufruhr aus; Joseph hob alle Neuerungen wieder auf, und die Ruhe schien zurückzukehren. Am 9ten Februar 1788 erklärte Joseph den Türken den Krieg. Dieser schien in den ersten Monathen eine günstige Wendung für die Oesterreicher zu nehmen; dann aber wurde er desto unglücklicher geführt. Sie mußten sich zurückziehen und litten außerordentlich an den Folgen der unerträglichen Hitze und der ungesunden Gegend. Joseph selbst kam, erschöpft an Seele und Leib, und niedergebeugt durch das Unglück seiner Armeen, im December krank in Wien an. Obgleich im folgenden Jahre das Glück den österreichischen Waffen wieder günstig ward, Belgrad sich an Laudon ergab und die Russen große Fortschritte machten, so war doch während dieser Triumphe ganz Deutschland um das Leben seines Kaisers besorgt, der von Schmerzen des Leibes und der Seele umlagert war. Mit dem November dieses Jahres 1789 wurde das neue Steuergesetz eingeführt, ein Gesetz, das als die eigentliche Ursache aller, Joseph nachher zugestoßnen Unglücksfälle anzusehen sein dürfte. Edelleute und Bauern bezeigten sich gleich unzufrieden damit, und die Losung zur allgemeinen Unordnung und zum offenen Streite war gegeben. Hierzu kam, daß die Niederländer in dieser Zeit völlig in Aufruhr geriethen, sich für frei erklärten, die kaiserlichen Truppen aus allen Provinzen vertrieben, und nur noch Luxenburg in des Kaisers Gewalt ließen. Joseph zeigte sich zur Nachgiebigkeit geneigt, aber die Niederländer wiesen jeden gütlichen Vorschlag trotzig von sich. Auch die Ungarn, bei denen die allgemeine Unzufriedenheit nur unter der Asche geglommen hatte, empörten sich um diese Zeit, und verlangten ihre Rechte und ihre alte Verfassung mit Nachdruck zurück. Da erklärte Joseph, zum Erstaunen von ganz Europa, im Januar 1790, alle während seiner Regierung erlassenen Verordnungen für aufgehoben, und zerstörte so mit einem Schlage sein mühsames Werk. Tyrol zeigte sich ebenfalls unzufrieden und Joseph eilte, auch dort wieder Alles auf den vorigen Fuß zu setzen. Wir wollen es nicht versuchen, mit Worten zu schildern, welchen Eindruck die Nothwendigkeit, demüthigende Schritte thun zu müssen, auf Josephs Geist machen mußte. Die Folge zeigte es: schon im Februar 1790 fühlte er, daß er sich mit großen Schritten dem Tode nähere: am 20sten Februar Morgens um 5 Uhr war er bereits nicht mehr unter den Lebendigen. Joseph war von mittler Größe; sein Temperament war äußerst lebhaft; schnell ergriff er und eben so schnell verwarf er wieder, immer geneigt zu wirken, zu herrschen, zu zerstören und zu bauen. Furchtlosigkeit in Gefahren war ein Hauptzug seines Charakters Er hatte ein starkes lebendiges Gefühl von der Würde der Menschheit, und ehrte sie in Jedem. Er fühlte, daß das Conventionelle nicht nothwendig sei, daß jeder rechtschaffene Mann einen Anspruch auf die Achtung des Andern machen könne, und wenn dieser Andere durch die Umstände auch noch so hoch gestellt sei. Er ließ den bisher verschlossenen Augarten dem Publikum zum Spaziergange öffnen und über den Eingang die Inschrift setzen: „Allen Menschen gewidmeter Belustigungsort von ihrem Schöpfer.“ Als man ihn einst bat, den Prater nur einzelnen Ständen zum Spaziergange zu erlauben, damit man sich hier mit seines Gleichen vergnügen könne, schlug er es ab und setzte hinzu: „Wenn ich nur mit meines Gleichen leben wollte,

so müßte ich in die kaiserliche Gruft zu den Capuzinern steigen, und darin meine Tage zubringen." Friedrich der Große schrieb an Voltaire folgendermaßen über ihn: „Kurz, es ist ein Kaiser, wie Deutschland lange keinen gehabt hat. Erzogen in der Pracht, hat er doch einfache Sitten angenommen, unter Schmeicheleien groß geworden, ist er doch bescheiden; entflammt von Ruhmbegierde, opfert er doch seinen Ehrgeiz der Pflicht auf." Offenbar war Josephs Lieblingsidee, Selbstbeherrscher im eigentlichen Verstande zu sein und die große Maschine des Staats ganz einfach durch sich selbst zu lenken. Alles was er durch eigenes Nachdenken oder durch Kenntniß anderer Länder als eine nützliche Einrichtung ansah, wollte seine große Seele auch wirklich bei sich einheimisch machen. Aber er bedachte nicht genug, daß er es mit andern Menschen, mit andern Verhältnissen zu thun habe, daß eine lange Gewohnheit, ein durch das Alter geheiligter Gebrauch sich nicht mit einem Male verändern lasse, daß die Menschen, auf die er wirken wollte, nicht die Kenntniß und Erfahrung besäßen, die er sich gesammelt hatte. Wenn ihm eine nützliche Erfahrung begegnet war, sollte sie auch wirksam werden. Aber Niemand verstand ihn, oder wollte ihn verstehen, und Vorurtheil und Eigennutz stellten ihm tausend Schwierigkeiten entgegen. Dieser Widerspruch, aus so unlautern Quellen, bewirkte dann natürlich Unbiegsamkeit und Härte in seinen Entschließungen. Man wird unwillkührlich von dem Gefühle einer sanften Wehmuth ergriffen, wenn man dem Andenken Josephs eine ernsthafte und anhaltende Betrachtung widmet. Ein Weiser, der immer das Gute wollte, und es doch nur so selten ausführen konnte! Ein Regent, der seine Staaten zu beglücken suchte, und sie unglücklich machte! Ein Vater, der sich für seine Kinder aufopferte und dem sie es nicht dankten! Ein Mensch, der alle Menschen liebte, und von ihnen nicht wieder geliebt, ja endlich sogar gehaßt wurde! Sein früher Tod gewährte ihm nicht einmal den Trost, aus den harten Schlägen des Schicksals, die er erdulden mußte, die Belehrungen ziehen zu können, die darin liegen, und mit deren Hülfe er vielleicht Alles wieder gut gemacht haben würde, was sein zu großer Eifer verdorben hatte. Kraftvolle, rasche Menschen lassen sich selten durch die Warnungen der Geschichte, oder durch den vorsichtigen Rath ihrer Freunde leiten; im Vertrauen auf ihre Kraft wollen sie Alles selbst versuchen. Joseph konnte die Schule der Erfahrung nicht beenden, und die Schule der Könige ist doch so schwer und lang! Man denke sich ihn als einen sechzigjährigen Mann, mit kühlerm Blute, mit der Klugheit des Alters, mit den großen und theuren Erfahrungen seiner frühern Jahre, würde er da nicht der beglückendste und glücklichste Regent der Erde geworden sein? Achtung, Ehrfurcht und Mitleiden dem Helden, der in der Mitte seines Berufes gefallen ist! der jetzige Kaiser von Oesterreich, Franz I., sein Neffe, hat ihm in Wien 1807 ein glänzendes Monument durch den Bildhauer Zauner errichten lassen. Interessant sind die Anekdoten- und Charakterzüge von Kaiser Joseph II., in 3 Theilen, und Pezzls Charakteristik desselben, Wien 1790. Auch in Dohms Denkwürdigkeiten finden sich wichtige Aufschlüsse über Josephs Regierung und Reformenwesen.

Josephus Flavius, ward im J. 37 nach Chr. Geb. zu Jerusalem aus dem Priesterstande geboren, und gab schon in der frühesten Jugend einen nicht gewöhnlichen Scharfsinn zu erkennen.

So ward er späterhin die Zierde der pharisäischen Secte, zu deren Anhängern er sich bekannte. Dann wurde er Statthalter von Galiläa. Hierauf ward ihm der Befehl der jüdischen Armee übertragen, worauf er mit Muth, Kenntniß und Entschlossenheit in der Festung Jotapata von Vespasian und Titus eine siebenwöchentliche Belagerung aushielt. Durch Verrath wurde die Festung den Feinden überliefert, 40,000 Einwohner wurden niedergehauen, 1200 zu Gefangenen gemacht. Josephus hatte sich in einer Höhle versteckt, wo er jedoch bald entdeckt, und dem römischen Feldherrn ausgeliefert wurde. Dieser wollte ihn eben dem Nero übersenden, als es, wie man sagt, Josephus gelang, durch die Prophezeihung, daß Vespasian einst Kaiser werden würde, sich dessen Gunst zu verschaffen, und in Freiheit gesetzt zu werden. Dieß bewog ihn, als er mit Titus zur Belagerung von Jerusalem gezogen war, seine Landsleute aufzufordern, die Gnade der Römer anzuflehen, und sich zu ergeben. Weit entfernt aber, daß die Juden dieser weisen Ermahnung hätten Gehör geben sollen, belohnten sie ihn einst, als er nahe unter den Mauern der Stadt sich mit ihnen unterredete, mit einem Steinwurfe, welcher ihn fast todt zur Erde streckte, und den Juden überliefert haben würde, hätten die Römer ihn nicht schleunig den Händen seiner wüthenden Landsleute entzogen. Nach der Eroberung Jerusalems ging er mit Titus nach Rom und schrieb als Augenzeuge seine Geschichte des jüdischen Krieges in 7 Büchern, hebräisch, dann griechisch; ein Werk, das unter allen griechischen Geschichtsbüchern dem Livius am nächsten kommt. Seine jüdischen Alterthümer (in 20 Büchern) sind ebenfalls vortrefflich; sie enthalten die Geschichte der Juden von den ältesten Zeiten bis gegen das Ende der Regierung Nero's; doch werfen die Christen diesem Werke vor, daß es die Wunder Christi entstelle, auch alles dasjenige unterdrücke oder mildere, was im Stande gewesen wäre, die sogenannten Heiden zu beleidigen. Als scharfsinniger Politiker deutete er die Weissagung des Messias auf den Kaiser Vespasianus. Seine zwei Bücher vom Alterthume des jüdischen Volks enthalten kostbare Fragmente von alten historischen Schriftstellern, und sind gegen Apion, einen alexandrinischen Grammatiker und erklärten Widersacher der Juden, gerichtet. Die beste Ausgabe seiner Werke ist die von Havercamp, Amsterdam, 1729, in 2 Foliobänden, griech. und lat. Neuste A. von Oberthür (Leipz. 1781 — 85.) Deutsch von Friese.

Jourdan (Jean Baptiste), Graf, Marschall und Pair v. Frankreich, geb. den 29. Apr. 1762 zu Limoges, wo sein Vater Chirurg war, trat 1778 in Kriegsdienste und focht in Amerika. Nach dem Frieden kam er zurück und widmete sich der Handlung. Im J. 1790 nahm er Dienste bei der Nationalgarde; 1791 führte er ein Bat. Freiwilliger zur Nordarmee; im Mai 1793 ward er Brigadegeneral, zwei Monate darauf Divisionsgeneral. In der Schlacht bei Hondscoote erstieg er an der Spitze der Truppen die feindlichen Verschanzungen, darauf übernahm er an Houchard's Stelle dem Heerbefehl. Den 17. Oct. erfocht er nach 48 stündigem Kampfe den Sieg bei Wattignies gegen den Prinzen v. Coburg. Weil aber Jourdan gegen die Meinung des Wohlfahrtsausschusses mit neugeworbenen Truppen ohne Kriegszucht nicht sogleich angriffsweise verfahren wollte, erhielt Pichegrü den Oberbefehl; doch gab man Jourdan bald darauf an Hoche's Stelle das Commando der Moselarmee. Er eröffnete den Feldzug durch den Sieg bei Arlon, hierauf bewirkte er die Verei-

nigung seines Heeres mit dem rechten Flügel der Nordarmee, ging über die Sambre, belagerte Charleroi, und erkämpfte im Juni 1794 den Sieg bei Fleurus, wodurch er Herr von Belgien wurde und die Alliirten bis über den Rhein trieb, so daß Mastricht und Luxenburg fallen mußten. Man kann also Jourdan an den Eroberer Belgiens und des linken Rheinufers ansehen; Provinzen die Frankreich bis 1814 behauptete. Im Septbr. 1795 ging er bei Bonn, Neuwied und Düsseldorf über den Rhein, während Pichegrü bei Manheim dasselbe that. Doch konnte sich Jourdan auf dem rechten Ufer nicht behaupten. Er kam hierauf an Pichegrü's Stelle, und unternahm 1796 den berühmten Ueberfall am rechten Rheinufer, worauf er Franken eroberte und gegen Böhmen und Regensburg vordrang. Allein der Erzherzog Carl schlug ihn, und sein Rückzug bis über den Rhein ward zuletzt unordentliche Flucht, worauf Beurnonville das Commando übernahm. Jourdan kehrte darauf nach Limoges in den Privatstand zurück. Im März 1797 wurde er zum Mitgliede des Raths der Fünfhundert gewählt. Unveränderlich fest hielt er an der Republik; zweimal wurde er zum Präsidenten erwählt. Er stand auch hier seinem Nebenbuhler Pichegrü gegenüber. In den Vorgängen des 18ten Fructidor war er auf der Seite des Directoriums. Er war es, der 1795 das Gesetz der Conscription in Vorschlag brachte. Hierauf ward er zum Befehlshaber der Donau-Armee ernannt. Er ging d. 1. März 1799 über den Rhein, drang in Schwaben ein, griff den Erzherzog Karl an, wurde aber am 25. März bei Stockach geschlagen und mußte sich zurückziehen. Am 10. Apr. ward er durch Massena abgelöset. Nach der Revolution d. 18. Brumaire (9. Nov.), der er sich widersetzte, erhielt er im Juli 1800 die Verwaltung von Piemont. Im J. 1802 kam er in den Staatsrath und ward für den Senat gewählt. Darauf ernannte ihn Buonaparte 1803 zum Chef der italienischen Armee und im folgenden Jahre zum Reichsmarschall und Großkreuz der Ehrenlegion. Allein da er im Sept. 1805 erklärte, daß seine Armee zu schwach sei, erhielt Massena den Oberbefehl. Er aber ward 1806 unter König Joseph Obergeneral in Neapel und ging 1808 nach Spanien, wo er als Majorgeneral dem Könige Joseph zur Seite gegeben war. Aus Verdruß, daß man ihm alle Unfälle zur Last legte, nahm er 1809 seinen Abschied. Allein wie Napoleon den Krieg gegen Rußland unternahm, befahl er Jourdan, auf seinen Posten nach Spanien zurückzukehren. Doch Joseph mußte Madrid räumen, und verlor am 21. Juni 1813 die alles entscheidende Schlacht von Vittoria. Er zog sich jetzt nach Rouen zurück. Im J. 1814 ward er Gouverneur der 15. Militär-Division. Hier erklärte er sich für Ludwig XVIII. Den 10. März 1815 schwor er dem König aufs Neue, und ging, nachdem dieser Fürst Frankreich verlassen, auf sein Landgut. Buonaparte ertheile ihm die Pairswürde im Juni, und trug ihm die Vertheidigung von Besançon auf. Nach Ludwigs Rückkehr war Jourdan einer der ersten, der sich für ihn erklärte. Darauf führte er an Moncey's Stelle dem Vorsitz in dem Kriegsgericht über den Marschall Ney, das sich für incompetent erklärte. Im J. 1816 sandte ihm der König von Sardinien sein Portrait, als ein Zeichen seiner Dankbarkeit für die treffliche Verwaltung Piemonts im J. 1800 zu, und Ludwig XVIII. ernannte ihn 1817 zum Gouverneur der 7ten Militär-Division und 1819 zum Pair. Er gehört zu der liberal-constitutionellen Partei.

Journal s. Buchhalterei.

Journale. Mit dem Worte Journal bezeichnet man ein Tagebuch überhaupt, am häufigsten aber im gemeinen Leben periodisch (besonders Monatsweise) erscheinende Blätter aller Art. Unter den europäischen Ländern sind es hauptsächlich drei, in denen dieser Zweig der Literatur vorzügliche Unterstützung findet: England, Deutschland und Frankreich. In dem erstgenannten Lande sind es vornehmlich politische Zeitschriften, die dort lebhaften Beifall finden, und wenn sich gleich die Zahl der Journale dieser Art, die in Frankreich nie sehr groß war, in Deutschland in den Jahren der französischen Tyrannei beträchtlich verminderte, indem selbst einige der gelehrtesten Zeitschriften ihrer Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe wegen unterdrückt wurden, so zeigt doch die große Zahl neu entstandener und glücklich mit einander wetteifernder politischer und sonstiger gemeinnütziger Blätter, die seit der Befreiung von Deutschland allgemein verbreitet sind, daß der Gemeingeist der Deutschen keineswegs erloschen, sondern nur dessen Aeußerung einige Zeit durch die Schrecknisse einer tyrannischen Gewalt unterdrückt war. Der Nutzen der Journale ist mannigfaltig beurtheilt worden. Freilich läßt sich nicht wohl leugnen, daß sie durch ihre Menge und die Mannigfaltigkeit der darin vorkommenden Gegenstände leicht vom ernsthaften Betreiben der Wissenschaften abziehen können, daß Gewöhnung an Journalleserei einen Widerwillen gegen angestrengte wissenschaftliche Beschäftigung hervorbringt, daß endlich durch das Journalwesen (Journalistik) eine höchst verderbliche Seichtigkeit allgemein verbreitet werden kann, so wie z. B. in Frankreich die Bildung eines beträchtlichen Theils der sogenannten großen Welt sich nur auf das Lesen einiger Journale beschränkt. Dagegen muß man sich aber auch durch das so oft gehörte Geschrei gegen Zeitschriften nicht verführen lassen, den großen Nutzen zu verkennen, den die bessern Institute dieser Art gehabt haben und immer haben können. Es ist unstreitig keineswegs in Abrede zu stellen, daß durch dergleichen Journale zur allgemeinen Verbreitung einer gewissen Cultur unter allen Classen der Nation sehr thätig gewirkt worden, daß dadurch manche gemeinnützige Kenntnisse in Umlauf gekommen, und der öffentliche Geist oft auf eine sehr kräftige Weise geweckt und geleitet worden ist; so in England und Deutschland. Daß sie freilich aber auch zur Verkehrung des öffentlichen Urtheils, zur Verbreitung irriger und abgeschmackter Meinungen gemißbraucht werden können, hat die Erfahrung überall und besonders das Beispiel von Frankreich nur zu sehr bewiesen. Weniger gilt das Gesagte von den rein wissenschaftlichen Journalen, z. B. über Medicin, Physik u. s. w., die als Vehikel zur Verbreitung des Neusten und Wissenswürdigsten aus ihrem Kreise von entschiednem Nutzen seyn können.

Jouy, Flecken mit 900 Einw. und einem schönen Schlosse nebst Park, an der Bievre, nicht weit von Versailles, im Depart. Seine und Marne, berühmt wegen der Cattunfabrik mit 200 Drucktischen und 1200 Arbeitern, die im J. 1760 von Oberkampf gegründet worden ist, und nach und nach ihre jetzige Vollkommenheit erreicht hat. Ihr Cattun empfiehlt sich durch schöne und dauerhafte Farben und ist fast durch ganz Europa unter dem Namen Toiles de Jouy bekannt.

Jouy (Victor Etienne de) Mitglied der zweiten Classe des Instituts, und seit 1815 (an Parny's Stelle) in der Académie françoise, ein fruchtbarer dramatischer Dichter und geistvoller Sittenzeichner, geb. zu Jouy bei Versailles 1769, war in seiner Jugend Soldat,

diente 1787 zu Cayenne, dann zu Pondichery, kam 1790 nach Frankreich zurück, wurde Capitän, und machte 1791 mit Auszeichnung seinen ersten Feldzug als Adjutant des Gen. O-Maran. Als dieser 1794 auf dem Blutgerüste starb, rettete sich Jouy durch die Flucht, und lebte 8 Monate mit dem Marq. de Montesquieu zu Bremgarten in der Schweiz. Nach Robespierre's Sturz kam er zurück, und diente als Adjutant général und Chef des Generalstabes in der Armee von Paris. Er trug am 2. Prairial zum Siege des Convents über die Terroristen bei; als er aber am 13. Vendemiaire der obsiegenden Conventspartei entgegen war, kam er als Anhänger der Sectionen von Paris ins Gefängniß. Zwar erhielt er bald seine Freiheit, und wurde Commandant zu Lille; aber auch hier ward er, wegen angeblich verdächtiger polit. Verbindungen mit dem engl. Friedensunterhändler Lord Malmesbury verhaftet. Nach seiner Loslassung nahm er seinen Abschied, 1797, und bekam, seiner Wunden und langen Dienste wegen, Pension. Darauf stellte ihn der Präfect des Dyle-Departement zu Brüssel, Graf Pontecoulant, als Büreauchef an, wo er wesentlichen Antheil an mehrern guten Einrichtungen hatte. Als Pontecoulant in den Senat eintrat, gab Jouy seine Stelle auf, und lebt seitdem ganz der Literatur. Seine Oper, die Vestalin, componirt von Spontini, (1820) erhielt den Preis vom Institute. Eine Parodie auf diese Oper erschien zu gleicher Zeit und fand gleichen Beifall; — Jouy hatte sich selbst parodirt. Noch dichtete er die Opern: Bayadères; les Abencerrages; Fernand Cortez; u. a. m.; das in der Wahl des Stoffs verfehlte Trauerspiel Tippoo-Saëb. 1813; und mehrere Vaudeville-Comödien, unter andern (zugleich mit Longchamp), Comment faire, ou les épreuves de Misantropie et Repentir. 1799; l'Avide Héritier, in Prosa 3 Akten u. a. m. Als Redacteur und Mitarbeiter bei mehreren Journalen z. B. dem Mercure, wußte er seinen Beiträgen eine so anziehende dramatische Form zu geben, daß man ihn den Inventeur des journaux mis en action nannte. Er richtete seinen leichten und witzigen Humor auf die Darstellung der Sitten des Tages. Diese Schriften, die eben so anziehend geschrieben sind, als sie von einem feinen Beobachtungsgeiste zeugen, obwohl der Vf. Personen, die andere politische Meinungen als er haben, zu sehr als Caricaturen zeichnet, haben auch im Auslande Beifall gefunden; wie der Hermite de la Guiane 3 vol. (Paris 1816) den der Verf. selbst ins Englische übersetzt hat. Vorzüglich gefiel sein L'Ermite de la Chaussée d'Antin, 5 vol. (engl.: The Paris Spectator, 1815. von Jerdan). Noch schrieb er den Franc-Parleur, 2 vol. (engl.: Paris chitchat, or a view of the society.); ferner: Jeux de (12) cartes historiques; und im J. 1818 seine 22ste Schrift: den Ermite en province, vol. 1. Jouy bekennt sich in diesen Schriften ganz zu der Philosophie des 18ten Jahrh. und ist ein Bewunderer Voltaire's. Revolutionär war er nie. Seit 1818 war er Mitarbeiter an der Minerva, die in diesem Jahre an die Stelle des Mercurs trat.

Joyeuse Entrée hießen ehemahls die wichtigen Privilegien der Stände von Brabant und Limburg, mit Einschluß von Antwerpen. Den Namen: Joyeuse Entrée (freudiger Einzug), erhielten diese Privilegien daher, weil die Herzöge sie bei der Huldigung vor dem feierlichen Einzuge in die Residenz beschwören mußten. Ihr wichtigster Punkt war, daß, sobald der Herzog versuchen würde, eines jener Privilegien aufzuheben, kein Unterthan weiter zum Gehorsam gegen ihn verpflichtet seyn sollte.

Juba, König von Numidien und einem Theil von Mauritanien, der es mit Pompejus gegen Cäsar hielt, und erst nach einem hartnäckigen Kampf nicht ohne bedeutenden Verlust von diesem endlich in Africa bei Thepsus besiegt wurde. Sein Sohn gleiches Namens wurde in Rom, nachdem ihn Cäsar im Triumph aufgeführt, anständig erzogen und späterhin von Augustus zum Beherrscher von Mauritanien und Gätulien gemacht. Er schrieb über Afrika und Arabien, was der ältere Plinius benutzte.

Jubeljahr oder Halljahr (s. d. Art.) war in der jüdischen Verfassung jedes 50ste Jahr, wo die veräußerten Güter wieder an ihre alten Herren fielen. Die römische Kirche ergriff die Idee einer solchen allgemeinen Versöhnungsepoche, und der Pabst Bonifacius VIII. erklärte 1300 das erste Jahr des neuen Jahrhunderts für ein Jubeljahr oder Jubiläum, in welchem Alle, die nach Rom wallfahrten und fromme Spenden bringen würden, einen großen Ablaß erhalten sollten: daher auch Ablaßjahr. Der Gewinn, den der römische Stuhl davon zog, und der Wunsch, daß jeder Christ es erleben möchte, bewog erst Clemens VI. 1350 jedes 50ste, dann Urban VI. 1389 jedes 30ste, und endlich Paul II. 1470 jedes 25ste Jahr zu einem Jubeljahre zu erklären. Freilich wurden nun die Regierungen auf das viele Geld, das man in solchen Jahren nach Rom trug, aufmerksam, und Paul sah sich genöthigt, zugleich gewisse Kirchen in den verschiedenen Ländern der Christenheit zu Gnadenstätten für diejenigen zu machen, welche nicht selbst nach Rom kommen konnten, jedoch nur unter der Bedingung, daß der beste Theil des Gewinnes dieser Provinzialjubiläen in die römische Kammer floß. Die durch solche allgemeine Ablässe gesammelten Gelder wurden bald zum Türkenkriege, bald zum Bau der Peterskirche verwendet. Letzterer blieb seit dem 16. Jahrhunderte der stehende Vorwand, unter dem man sie eintrieb. Die Reformation, zu der eben das Ablaßunwesen den ersten Anstoß gegeben hatte, schmälerte indeß diese Einkünfte merklich, und das Jubeljahr, das Benedict XIV. 1750 ausschrieb, hatte geringen Erfolg. Feste von specieller Bedeutung sind die Jubiläen, welche öffentliche Anstalten zur Bezeichnung der Jahrhunderte seit ihrer Stiftung; Regenten und Beamte am Ziele einer 50jährigen Amtsführung, und Eheleute durch ihre goldene Hochzeit (Jubelhochzeit) feiern. Ein Jubelgreis (jubiliarius) ist ein solcher, der sein Jubelfest feiert. E.

Jubiläum s. d. vorigen Artikel.

Juchten oder Juften ist eine Art rothgefärbtes Stier-, oder Kuh-, auch wohl Roßleder, welches wegen seiner Feinheit, Geschmeidigkeit und Stärke, wie auch wegen des ihm eigenen Geruchs und der dauerhaften angenehmen Farbe, sehr beliebt ist. Man vermuthet, daß die Kunst, dieses Leder zu bereiten, von den alten Bulgaren, einem fleißigen und geschickten Volke, erfunden worden sei. Jetzt werden die Juchten von den Russen zubereitet, welche starken Handel mit demselben treiben. Der Name soll von Juften (ein Paar) herkommen, weil bei der Zubereitung allemal zwei Häute zusammengenäht werden.

Juda, Stamm und Königreich, s. d. Art. Hebräer und Juden.

Judas Makkabäus, s. Juden.

Judäa, s. Palästina.

Jude, der ewige, ist eine poetische Person aus der alten Volkssage, deren Entstehung sich auf eine durch Ueberlieferung bekannte Scene aus der Passionsgeschichte gründet. Als der Heiland auf sei-

nem Leidensgange zum Richtplatze, unter der Last des Kreuzes erliegend, auf einem Steine vor dem Hause des Juden Ahasverus, so nennt ihn die Sage, ruhen wollte, stieß dieser ihn weg und verwünschte ihn. Jesus aber erwiedert ihm mit stillem Blicke: du sollst nun wandern auf Erden, bis ich wiederkomme. Erst nachdem der Zug vorüber und die Straßen leer sind, kömmt der bestürzte Jude zu sich selbst, und getrieben von Reue und Sehnsucht, wandert er auf Geheiß des Herrn seitdem in ewiger Unruhe von Ort zu Ort, und hat bis diesen Tag sein Grab nicht finden können. Diese Strafe des Unglaubens und der Herzenshärtigkeit, zu einem immerwährenden Wandern auf Erden und zum Zeitgenossen aller Jahrhunderte verdammt zu sein, so wie die ganze Sage, war bedeutsam genug, um die christlichen Dichter zur Bearbeitung anzuregen. Mehrere haben sich daher nach dem Vorgange der Legende an diesem Stoffe versucht. Unter den Neuern behandelte ihn Dan. Schubart in seiner fast überkräftigen Weise, A. W. Schlegel in einer Romanze, die Warnung, (in seinem Musenalmanach auf 1802,) und Göthe gibt im dritten Theile seines Lebens eine mit Geist und Humor componirte Skizze zum Besten, in welcher Ahasverus als ein sokratisirender Schuster zu Jerusalem erscheint, der sich dem Heilande im Charakter einer kalten, nur auf das Zeitliche gerichteten Verständigkeit entgegenstellt, und dafür verwünscht wird, sich so lange in dieser Welt, die ihm die einzige ist, umherzutreiben, bis ihm der Sinn für die höhere aufgegangen sein würde. Wir mögen nun entweder nach dieser ingeniösen Idee in dem Schicksale des ewigen Juden das Loos jener rauhen, für alles Himmlische und Heilige unempfänglichen Sinnesart der sogenannten Verstandesmenschen erkennen, oder ihn im Sinne der christlichen Legende als den Repräsentanten seines in alle Gegenden der Erde zerstreuten, nirgends recht einheimischen Volks betrachten; der Aufbehaltung und des öftern poetischen Gebrauchs wird diese Sage immer werth erscheinen. E.

Juden werden die Hebräer nach dem babylonischen Exil mit Recht genannt, denn da ein großer Theil dieses Volkes während der Gefangenschaft in den mittleren und östlichen Provinzen der persischen Monarchie ansässig geworden war, kehrten nur 42,360 Männer mit ihren Familien, meist von den Stämmen des alten Königreichs Juda, mit Erlaubniß des Cyrus (J. 536 v. Chr.) in ihr Vaterland zurück, und gründeten einen neuen, von den Persern abhängigen, doch im Innern der Leitung eigener Hoherpriester und Aeltesten nach der Mosaischen Constitution überlassenen Staat in Judäa. Jerusalem, der Tempel und die Ackerstädte des Landes wurden nicht ohne Hindernisse wieder aufgebaut, die Schriften Mosis, der Historiker und Propheten zu einer Tempelbibliothek (aus welcher der Canon unsers A. Testaments entstanden ist,) gesammelt, die große Synagoge von 120 Gelehrten zur kritischen Bearbeitung und Auslegung der heiligen Schriften, für jeden Ort, so wie einzelne Synagogen, Schulen zur Vorlesung des Gesetzes und Bildung des Volks, gestiftet. Alle diese Anstalten, durch welche Esra und Nehemia die Wiederhersteller ihrer Nation wurden, vermochten nicht den ächten Mosaismus ins Leben zurückzurufen. Der Geist dieser Gesetzgebung gehörte einer andern Zeit und andern Verhältnissen an; die neuern Juden konnten nur den Buchstaben derselben festhalten und sich bei ihren Auslegungen in die Grübeleien verlieren, die sie den Chaldäern abgelernt hatten. An Uebung und Anstelligkeit für den Erwerb übertrafen sie aber ihre Vorfahren. Ihr Handelsver-

kehr und die jährlichen Festreisen zum Tempel, dem jeder Jude eine Abgabe entrichten mußte, häuften unter der milden persischen Regierung Reichthümer in Jerusalem an, wie sie zu Salomo's Zeiten daselbst nicht gesehen worden waren. Daher fehlte es dieser Nation nicht an Mitteln, die macedonischen Eroberer zu besänftigen, und ob sie gleich im Sturze der persischen Monarchie Alexander dem Großen zufiel und in den Strudel der Kriege seiner Feldherren um die Oberherrschaft verwickelt wurde, so blieb ihr Schicksal doch immer noch erträglich. Ptolemäus von Aegypten, der 320 v. Chr. von Palästina Besitz nahm, schonte ihre Sonderbarkeit, und gab der jüdischen Colonie, die er nach seiner Hauptstadt Alexandria zur Belebung des Handels hinüberführte, Vorrechte vor den Eingebornen. Um so übler bedachten sich die Juden, da sie sich in einem Kriege zwischen den ägyptischen und syrischen Königen (197 v. Chr.) auf die Seite der letzteren schlugen. Denn die syrischen Seleuciden betrachteten ihre Reichthümer bald als gute Beute; und nachdem Seleucus IV. den Tempel zu plündern versucht hatte, beschloß Antiochus IV., um sie den übrigen Bewohnern seines Reichs in Allem gleich zu machen, sogar die Ausrottung ihrer Religion. Den Verfall derselben hatte zwar das schändliche Spiel, das der Wetteifer ihrer Priester und Großen um die hohepriesterliche Würde mit Ränken und Bestechungen am Hofe der Seleuciden trieb, schon vorbereitet; aber das Volk hing mit der alten Hartnäckigkeit an den Formen des Mosaischen Cultus. Als daher Antiochus den olympischen Jupiter im Tempel zur Verehrung aufstellen, und die Juden zwingen ließ, Schweine zu opfern und zu essen, starben viele lieber den schrecklichsten Märtyrertod, als daß sie vom Gesetze Mosis abgefallen wären. Vergebens wurde Jerusalem und das Land umher verwüstet; gerade unter diesen Verfolgungen entwickelte sich eine Nationalkraft, die in der Empörung der Makkabäer zum vollen Ausbruche kam. Judas, genannt Makkab (der Hammer), war der 3te Sohn eines Priesters, der sich mit den Seinigen vor dem Unterdrücker geflüchtet, und in den Gebirgen von Judäa eine Schaar rechtgläubiger Juden gesammelt hatte. Mit dieser schlug er die Syrer, eroberte Jerusalem und stellte den Mosaischen Cultus (165 v. Chr.) wieder her. Eine neue Epoche des Ruhms und Ansehens beginnt für die Juden unter der Anführung der Makkabäer. Drei Brüder aus dieser Heldenfamilie, Judas, Jonathan und Simon, bekleideten nach einander die hohepriesterliche Würde und vollendeten das Werk ihrer Befreiung vom syrischen Joche. Simon, den die Dankbarkeit der Nation zum Fürsten erhob, hinterließ 135 v. Chr. seinem Sohne Johannes Hyrcanus ein unabhängiges und durch Bündnisse mit den Römern gesichertes Reich, das dieser durch Siege über die Samariter und Idumäer noch erweiterte, und durch die Einsetzung des hohen Rathes oder Sanhedrins befestigte. Bedeutende Fortschritte der Bildung und des Wohlstandes bezeichnen Hyrcans Regierung, auch entstanden unter ihnen die Secten der Pharisäer, Sadducäer und Essäer. Sein Sohn Judas Aristobulus nahm 105 v. Chr. die Königswürde an, und von außen schien der jüdische Staat auf dem Wege, die Größe und Herrlichkeit des Davidischen Zeitalters wieder zu erlangen, da Alexander Jannäus, Aristobuls Nachfolger, in einem glücklichen Kriege gegen Aegypten Gaza eroberte. Aber eben jene Secten gaben Anlaß zu innern zerrüttenden Factionen. Die Krone wird nach dem Tode der, nur von Pharisäern regierten, Königin Salome 70 v. Chr. unter ihren Söhnen Hyrcanus und Aristobulus streitig; ein Bru-

derkrieg ruft fremde Schiedsrichter ins Land. Pompejus, obwol vom Aristobul beschenkt, eroberte, 63 v. Chr., Judäa nach römischer Politik für den schwachen Hyrcan. Durch diesen Ausgang des Streites fällt das Gebäude der neuen jüdischen Freiheit zusammen. Jerusalem verliert seine Mauern, das Reich die neuen Eroberungen, die Nation ihre Unabhängigkeit und die Familie der Hasmonäer (Erlauchte wie die Makkabäer genannt wurden) den königlichen Titel. Hyrcan wird Hoherpriester und Ethnarch, und jeder Jude den Römern zinsbar. Umsonst versuchen Aristobuls Söhne durch neue Empörungen den vorigen Zustand wieder herzustellen; die römische Uebermacht hält das Volk in Fesseln, und ein falscher Freund, Antipater aus Idumäa, drängt sich als römischer Procurator in Hyrcans Familie ein, um sie zu stürzen. Denn während die Hasmonäer nach Selbstständigkeit streben, wirbt Herodes, Antipaters Sohn, in Rom für sich um das Reich. Antigonus, Aristobuls II. Sohn, der sich mit Hülfe der Parther 5 Jahre in Jerusalem behauptet hatte, ward 35 v. Chr. von dem neuen Könige Herodes verjagt, und auch der letzte Hasmonäer hingerichtet. Die Regierung dieses fremden Königs, der nur, weil er sich unter vielfältigen Unruhen aufrecht erhielt, den Beinamen des Großen bekam, brachte der Nation keinen Vortheil. Bei der Zweideutigkeit seines eigenen Glaubens wurden die an ihm hängenden Großen gleichgültiger gegen ihr altes Heiligthum, und die Mordthaten, die er an seiner eigenen Familie verübte, so wie die fortdauernden Bedrückungen von Seiten der Römer konnten dem Volke nur das Gefühl des allgemeinen Unglücks einflößen. Dabei artete der Gottesdienst immer mehr in geistlosen Ceremoniendienst aus, und die Sittenlosigkeit des Hofes verdarb Hohe und Niedere. So waren die Juden und das Judenthum beschaffen, als Christus geboren wurde. Herodes erlebte dies große Ereigniß noch, um seine letzten Tage durch den Mord der bethlehemitischen Kinder zu beflecken. Aber weder er und seine Nachfolger, noch die Anschläge der Pharisäer, vermochten das Schicksal der Juden zu hintertreiben. Um den einzigen Trost, den sie noch an den messianischen Weissagungen hatten, brachten sie sich durch ihren Unglauben gegen den, der sie erfüllte. Unter den Schattenfürsten, die nach Herodes regierten, wurde das Land bald ganz als römische Provinz behandelt. Von den Procuratoren gepeinigt, in seinen religiösen Gewohnheiten gestört, brach das gereizte Volk 66 nach Chr. in eine Empörung aus, die mit dem gänzlichen Untergange des jüdischen Staats endigte. Titus eroberte den 7ten Sept. 70 nach Chr. Jerusalem mit Sturm, der Tempel ging in Feuer auf, die Stadt wurde geschleift, was von den Einwohnern nicht umkam, als Sclaven verkauft oder verjagt. Bei 110,000 Juden sollen während der Belagerung und Zerstörung von Jerusalem das Leben verloren haben, und es gibt keinen Greuel und keinen Jammer, den das unglückliche Volk nicht in dieser Catastrophe erfahren mußte. Gleichwol konnten die in den Gebirgen und auf den Trümmern zurückgebliebenen Juden erst nach mehrern vergeblichen Empörungen gezwungen werden, das in eine unwirthbare Einöde verwandelte Vaterland zu verlassen. Die nun in alle Gegenden der Erde zerstreuten Ueberreste hatten indeß Vortheile auf ihrer Seite, deren kein Volk bei gleichem Unglück sich rühmen konnte. An ihrer natürlichen Verschlagenheit und Erwerbsamkeit, an der Energie ihres Religionseifers und an den literarischen Schätzen ihrer heiligen Schriften besaßen sie ein Eigenthum, das ihnen überall Eingang und Fortkommen verschaffte und die Dauer ihrer Nationalität sicher stellte,

Judengenossen (Proselyten, die zum Judenthum übergetreten waren) und alte Glaubensverwandte fanden sie in allen Ländern des römischen Reichs und im Orient bis an den Ganges, wo die im babylonischen Exil Zurückgebliebenen sich zahlreich vermehrt hatten. Aegypten und die ganze Nordküste von Afrika war voll jüdischer Colonien, und in den Städten Kleinasiens, Griechenlands und Italiens waren Tausende im Besitze des Bürgerrechts. So wurden sie durch ihre Verbindung unter einander und durch ihre heiligen Bücher, ohne es zu wollen, Werkzeuge der Ausbreitung des Christenthums, das nur wenige von ihnen annahmen. Die römischen Kaiser zwangen sie auch nicht dazu. Unter dem Kaiser Julian durften sie sogar zu einem neuen Tempelbau, in dem von Hadrian unter dem Namen Aelia capitolina wieder aufgebauten Jerusalem, Anstalten machen, und ob schon dies Unternehmen mißlang, behielten sie doch an ihrem in Tiberias wiedererrichteten Sanhedrin und durch Patriarchate (Präsidentschaften des Sanhedrin), deren eines erblich in Tiberias für die westlichen Juden bis 429, das andere, dessen Inhaber Fürst der Gefangenschaft (Achmâlotarch) hieß, erst zu Mahasia, dann zu Bagdad residirte und von dem dasigen Sanhedrin gewählt wurde, für die Juden jenseit des Euphrats bis 1038 bestand, feste Schützpunkte, so wie an ihren blühenden Akademien im Orient Pflanzschulen ihrer durch mannichfaltige Kenntnisse ausgezeichneten Lehrer (Rabbiner). Ein Werk derselben war die Sammlung der durch Tradition fortgepflanzten Auslegungen und Zusätze zum alten Testamente, welche um 200 von Rabbi Juda dem Heiligen veranstaltet, um 500 vollendet, und unter dem Namen Talmud als Glaubensnorm von den zerstreuten Judengemeinden angenommen wurde. Er verpflichtet sie, wo 12 Mündige an einem Orte beisammen wohnen, eine Synagoge zu errichten, und da der Opferdienst mit der Zerstörung des Tempels aufhören mußte, dem Gott ihrer Väter durch eine Menge Gebete und kleinlicher Formalitäten in der täglichen Lebensordnung zu dienen, welche als ein Hauptgrund ihrer beschränkten Religiosität zu betrachten sind und ihnen den Betrieb von Gewerben, die eine anhaltende Arbeitsamkeit erfordern, verleiden mußten. Dazu kommt, daß in diesem Gesetzbuche der Wucher erlaubt, Ackerbau und Viehzucht mit Verachtung belegt, die strengste Absonderung von andern Völkern eingeschärft, den Rabbinern, als ihrem Lehr- und Adelstande, die Regierungsgewalt anvertraut und überhaupt eine unreine Moral aufgestellt ist, die den Charakter der Juden verschroben, ihr Treiben und Wesen der öffentlichen Wohlfahrt der Völker, unter denen sie leben, gefährlich und ihre Einbürgerung auch da, wo sie die größten Begünstigungen genossen, unmöglich gemacht hat. Dieß gilt von den Rabbaniten, d. h. Anhängern des Talmuds, wozu fast alle Juden in Europa gehören. Die jüdische Secte der Kariten, die ihn verwirft und sich blos an das Gesetz Mosis hält, wird weniger zahlreich und meist nur im Orient, der Türkei und dem östlichen Rußland gefunden. Während des Verfalls der Cultur in Europa, wo die Juden noch unter den Römern als Colonisten und durch den Sclavenhandel in Gallien und Deutschland eingedrungen waren, blieben sie wegen ihrer Lehranstalten immer im Besitze einer gewissen Bildung, welche, in der Verwirrung der untergehenden und nach der Völkerwanderung neu entstehenden Staaten, nicht nur ihre Existenz sicherte, sondern ihnen selbst Einfluß und Ansehn verschaffte. Sie bemächtigten sich des Handels der alten Welt und wurden als Darleiher und Unterhändler, ja nicht

selten in wichtigen Aemtern den Fürsten und Großen unentbehrlich; und so häufige und schreckliche Verfolgungen auch seit dem 7ten Jahrhunderte die Intoleranz der Christen über sie verhängte, sah man sie doch gerade in den Ländern und Zeiten, wo man am grausamsten gegen sie gewüthet hatte, bald wieder emporkommen. Denn meist war ihr Wucher, und die Habsucht der Christen mehr, als Religionshaß, die Ursache dieser Verfolgungen. Alles Unheil, jede Landplage und die schrecklichsten Frevel wurden ihnen Schuld gegeben, um einen Vorwand zu haben, sich durch ihre Hinrichtung oder Landesverweisung von lästigen Gläubigern zu befreien und mit ihren Schätzen zu bereichern. Aber durch ihr Geld und ihre Gewandtheit waren sie zu wichtig geworden, als daß sie nicht bei geistlichen und weltlichen Herren immer wieder Schutz und Aufnahme gefunden hätten. Glücklicher, obschon durch entehrende Abzeichen erniedriget und mit starken Abgaben belegt, lebten sie unter den Muhamedanern; und während der maurischen Herrschaft in Spanien begann eine neue Blüthe ihres Wohlstandes und ihrer Gelehrsamkeit. (Vergl. d. Art. Rabbinische Sprache und Literatur.) In den Städten von Frankreich, Deutschland und Italien räumte man ihnen seit dem 11ten Jahrhunderte eigene Gassen und geschlossene Plätze (noch jetzt Judengassen genannt) ein, wodurch in den Verfolgungen während der Kreuzzüge oft Tausende auf einmal Opfer der Volkswuth wurden. Wiederholte kirchliche Synodalbeschlüsse und landesherrliche Decrete erklärten die Juden für unfähig zum Mitgenusse der bürgerlichen Rechte der Christen und zur Bekleidung öffentlicher Aemter. Einheimisch, ansässig, irgend einer christlichen Zunft oder Innung zugethan, sollten sie nirgends seyn, sondern nur gegen Erlegung gewisser Abgaben den unmittelbaren Schutz der Landesherren genießen, die sie in Geldverlegenheiten einmal über das andere nöthigten, die Fortdauer dieses precären Vertrags zu erkaufen. In Deutschland wurden sie als des heiligen römischen Reichs Kammerknechte (Geldagenten), wie sie ein kaiserl. Schutzbrief nannte, gegen Entrichtung einer bedeutenden Judensteuer (1 Fl. rhein. auf den Kopf) geschützt. Ihre Bekehrung zum Christenthume konnte bei einer so inconsequenten Behandlung nicht gelingen. Zwar gaben sie bisweilen, wie besonders am Ende des 15ten Jahrhunderts, in Spanien und Portugal der Gewalt nach, und ließen sich in Masse taufen; war aber der Sturm nur vorüber, so sah man sie wieder in den Synagogen. Ja sie konnten bei dem Aberglauben des Mittelalters, dessen Heiligen- und Reliquienverehrung ihnen als Abgötterei erscheinen mußte, wohl auf den Gedanken kommen, daß ihr reiner Monotheismus vernunft- und schriftmäßiger sei. Daher, und aus ihrem Stolze auf das Alterthum ihrer Nation und Verfassung, ist erklärlich, wie viele öffentlich zum Christenthume Uebergetretene, die in Portugal neue Christen heißen, zu adlichem Range, ja selbst zu hohen geistlichen Würden gelangen konnten, ohne in ihrem Privatleben etwas anders zu sein, als Juden, welche die Mosaischen Gebräuche gewissenhaft zu beobachten fortfuhren. Die portugiesische Judenschaft ist, wegen ihrer Verbindung mit diesen heimlichen Anhängern, vorzüglich angesehen und im Besitze bedeutender Ländereien. Die holländischen Juden, meist geflüchtete portugiesische, waren sonst durch unermeßliche Reichthümer, so wie durch eine gewisse Rechtlichkeit ausgezeichnet, die polnischen, die schon seit 1264 im Besitz bedeutender Privilegien und dem städtischen Gewerbfleiße sehr hinderlich waren, und die russischen, jetzt die zahlreichsten unter

allen, hatten sich ehedem fast alles Handels, der Gastgerechtigkeiten, des Bier- und Brantweinschanks, ja hier und da sogar der Postanstalten bemächtiget; den deutschen blieb bei dem Wachsthume der deutschen Handelsstädte und Innungen meist nur die Nachlese des Kleinhandels. Gleich sind sich die Juden aber unter allen Himmelsstrichen. Ihre Beschränkung auf Gewerke, die mehr List und Gewandtheit, als ausdauernden Fleiß erfordern, hat ihrem Charakter die Züge eingeprägt, durch welche sie so oft ein Gegenstand der Verachtung wurden. Die einzelnen Edeln, die sich in neuern Zeiten als Gelehrte, Philosophen oder Aerzte unter ihnen hervorgethan haben, wie Spinoza, Moses Mendelssohn, Moses Kuh u. s. w., gehören durch den Weg, den ihre Bildung nahm, mehr den Christen, als ihrem Volke an. Die Menge der Juden, durch ein unstetes Leben verwildert, im täglichen kleinlichen Treiben des Eigennutzes befangen und zur Erduldung des Spottes der bevorrechteten Christen gezwungen, konnte nicht Sinn für die edeln Gedanken und Gefühle haben, die den Menschen im Staate erheben und zu gemeinnützigen Thaten anfeuern. Ohne Ehre, Vaterland und Freiheit glaubte der gemeine Jude sich durch die Künste des Betrugs und der Lüge nicht tiefer herabzuwürdigen, als er schon stand. Erst in der philosophischen Stimmung der letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts begann man, neben andern Menschenrechten, auch die der Juden anzuerkennen; philanthropische Ideen zur Verbesserung ihres bürgerlichen und moralischen Zustandes kamen zur Sprache und auch zum Theil, durch den guten Willen einiger Regierungen, zur Ausführung; indeß mit geringem, oft ganz verfehltem Erfolge. Nur der Ansässigkeit, die ihnen einige Fürsten zugestanden, mochten sie sich mit Dank erfreuen; am wenigsten schienen sie aber geneigt, den Wucher zu lassen und nützliche Handwerke zu treiben, oder in die Reihen der Krieger zu treten. Doch konnten sie diesem letzten Schicksale im Zeitalter Napoleons nicht entgehen. Von dem großen Sanhedrin, zu dem er 1806 gegen 100 reiche Juden berief, ist zwar kein anderer Erfolg bekannt geworden, als daß diese Deputirten ihr Geld in Paris verzehrten und ein kaiserliches Decret bald darauf nur diejenigen Juden für französische Bürger erklärte, die sich eines nützlichen Gewerbes befleißigen würden; aber zur Conscription wurden sie dennoch alle gezogen. Ernstlicher waren die deutschen Fürsten bedacht, die Juden zu Staatsbürgern zu machen: die entehrenden Bedingungen ihrer bisherigen Existenz wurden aufgehoben, bürgerliche Rechte ihnen zuerkannt, zur Verbesserung ihres Cultus und ihrer Schulen in Cassel sogar ein israelitisches Consistorium errichtet, dessen, am westphälischen Hofe beliebter, Präsident Jacobsohn (s. d. Art.) im J. 1810 mit vielem Gepränge die Einweihung eines neuen Judentempels (Synagoge) — zu Seesen im Hessischen veranstaltete. Weniger schimmernd, aber sorgfältiger und nachhaltiger sind die Verbesserungen der jüdischen Schulen in Oesterreich, wo sie zu Prag und Lemberg, in Baiern, wo sie zu Fürth eigne Akademien für ihre Rabbiner haben, und in den Preußischen Staaten, wo ihnen, wie es scheint zum Nachtheil der Christen, 1811 alle Staatsbürgerrechte bewilligt wurden; und im Allgemeinen schreitet die jüdische Nation in Europa, ohne ihre Religion zu verleugnen, jetzt mehr als je zuvor einer Anschließung an christliche Sitte und Bildung entgegen, (selbst in Polen, worüber Dav. Friedländers Gutachten (Berl. 1819) Treffliches enthält;) während ihre Glaubensgenossen unter den Muhamedanern und Heiden noch die Bar-

barei ihrer Gebieter theilen, und selbst in dem einzigen 1772 noch bestehenden, jüdischen Staate der Falascha im Westen von Habesch (vergl. den Art. Habesch) nach den Berichten neuerer Reisenden Rohheit und grobe Unwissenheit herrscht. Ueber die Anzahl der Juden in Europa hat man vom J. 1817 folgende Angaben: Rußland mit Polen 402,800, Cracau 2500, Oesterreich 415,000, Preußen ohne die Rheinlande 78,000, Deutsche Staaten 68,500, Dänemark 5,300, England 25,000, Niederlande 30,000, Frankreich 60,000, Italien 27,000, Jonische Inseln 4,500, Türkei 60,000, zusammen 1,179,500, welche Summe jedoch viel zu gering ist, da allein Polen vor der Theilung über eine Million und Gallicien 422,000 Juden zählte und die deutschen gemeiniglich auf 300,000 Köpfe angenommen werden. Die schwarzen Juden in Ostindien sind Eingeborne und Sclaven, die das Judenthum angenommen haben. In Rußland ist aus den Juden, die das Christenthum annehmen, 1817 eine besondere Gemeine Israelitischer Christen mit großen Vorrechten gebildet worden. S. Spieker über die ehemalige und jetzige Lage der Juden. 8. 1809. — Ueber das Judenjahr und den jüdischen Calender s. d. Art. Calender und Jahr. E.

Judenschule s. Synagoge.

Jüdeln heißt gewöhnlich kleinlich wuchern, im Handel und Wandel knickern u. s. f. In der Schauspielersprache bedeutet es einen jüdischen Dialekt oder auch Jargon sprechen, (s. diese beid. Art.) Dieser Dialekt, den der Jude selten ganz ablegt, gewinnt dadurch, daß er an komische Eigenheiten dieser Nation mahnt und selbst eine ist, in der Theaterpraxis eine Wichtigkeit, die dem Schauspieler das Studium desselben empfiehlt. Ihn nach Bedürfniß der Rolle, der Localität u. s. f. zu behandeln, um ihn bald zu verstärken, bald zu mäßigen, bald mit niederländischer Naturmäßigkeit zu geben und bald zu idealisiren, sind Fertigkeiten, in deren Gebrauch sich der Künstler auszeichnen kann. Iffland gab ihn als Shylock in Shakspeare's Kaufmann von Venedig mit großer Kunst. Man hörte keinen Berliner, keinen Wiener, keinen Breslauer, keinen Hamburger Juden; man hörte aber doch den Juden, der Dialekt war poetisch universalisirt, und der Künstler vermied es glücklich, durch ihn komische Nebenideen anzuregen, wo sie der ernsten Bedeutung dieses Grauen erregenden Charakterbildes Eintrag gethan haben würden. Von selbst versteht sich übrigens, daß das Jüdeln nicht in jeder Judenrolle am Platz ist, Lessings Nathan z. B. würde auch durch den leisesten Anflug von Dialekt unendlich leiden. A. Mnr.

Juften, s. Juchten.

Jugurtha war der Sohn des Manastabal, eines Sohns des Masiniffa mit einer Beischläferin. Als Neffe des Micipsa, der seines Vaters Bruder, und, nach dem Masiniffa, König von Numidien war, erhielt Jugurtha eine eben so sorgfältige Erziehung, als die beiden Söhne des Micipsa, Adherbal und Hiempsal. Auch besaß er Eigenschaften, welche ihm allgemeine Liebe und Achtung erwarben. Er war schön von Körper, voll männlicher Kraft und mit großen Talenten begabt. Er bildete sich früh zum Krieger. Micipsa, der ihn zu fürchten begann, beschloß, ihn auf irgend eine schickliche Art von sich zu entfernen, und ihn deßhalb zu allerlei gefährlichen Unternehmungen zu gebrauchen. So schickte er ihn z. B. mit einem Heere den Römern zu Hülfe gegen Numantia; aber hier gewann er durch seine Tapferkeit und durch sein kluges Betragen die

Achtung des Kriegsheers und die Freundschaft des Scipio. Micipsa änderte selbst seine Gesinnung gegen ihn, und suchte ihn durch Güte an sich zu fesseln. Er nahm ihn jetzt an Kindes Statt an, und erklärte ihn mit seinen Söhnen zum gemeinschaftlichen Erben seiner Krone. Noch auf seinem Todbette ermahnte er ihn zur Freundschaft und Treue gegen seine, durch brüderliche Bande mit ihm verbundenen Söhne; diesen aber befahl er, dem Jugurtha mit Ehrerbietung zu begegnen, und seinen Tugenden nachzueifern. Jugurtha antwortete dem sterbenden Könige, wie es dieser nur wünschen konnte, ob er gleich schon damals den Entschluß gefaßt hatte, sich zum Alleinherrscher von Numidien zu machen. Bald nach dem Tode des Micipsa machte er Anstalt, diesen Entschluß auszuführen. Es gelang ihm, den Hiempsal zu ermorden, und seinen Bruder Adherbal aus dem Lande zu jagen, indem er sich fast seines ganzen Antheils an Numidien bemächtigte. Auf die Nachricht, daß Adherbal nach Rom gegangen sei, schickte er ebenfalls Gesandte dahin ab, um durch Bestechungen die Schritte desselben zu vereiteln. Dieß glückte ihm auch. Der größte Theil des Senats erklärte sich für ihn, und suchte sein Verfahren zu rechtfertigen. Es wurden zehn Bevollmächtigte ernannt, um Numidien zwischen Adherbal und Jugurtha zu theilen, und über den Tod des Hiempsal an Ort und Stelle Erkundigung einzuziehen. Auch diese Bevollmächtigte wußte Jugurtha ganz für sich zu gewinnen. Sie erklärten die Ermordung des Hiempsal bloß für Gegenwehr, und gaben bei der Theilung dem Jugurtha die reichsten und schönsten Provinzen. Kaum waren die Bevollmächtigten abgereiset, als Jugurtha, um den Adherbal zum Kriege zu reizen, in die Gränzen seines Antheils feindlich einfiel, und daselbst die schrecklichsten Verwüstungen anrichtete. Adherbal blieb bei allen Beleidigungen ruhig. Wollte also Jugurtha seinen Zweck erreichen; so durfte er nicht weiter auf Vorwand zum Kriege warten. Er brach demnach von neuem mit einem zahlreichen Heere in die Länder des Adherbal ein und nöthigte diesen mit Gewalt zur Gegenwehr. Bei der Hauptstadt Cirtha kam es zu einem Treffen, in welchem Adherbals Heer geschlagen und zerstreut wurde. Adherbal fand kaum Mittel, nach Cirtha zu entfliehen, wo er von Jugurtha belagert wurde. Während der Zeit bot sich dem Adherbal Gelegenheit dar, einen Brief nach Rom zu übersenden, worin er seinen unglücklichen Zustand schilderte. Dennoch wußten es die Freunde Jugurtha's dahin zu bringen, daß man wiederum nur Bevollmächtigte nach Numidien abgehen ließ. Natürlich, daß auch diese Sendung nichts entschied, sondern daß vielmehr Adherbal der Willkür seines Feindes überlassen wurde. Dieser belagerte nun Cirtha mit dem stärksten Nachdrucke, und nöthigte den Adherbal zur Uebergabe. Ungeachtet seines Versprechens, ihm das Leben zu schenken, ließ er ihn gefangen nehmen und auf die unmenschlichste Art ermorden. Diese schändliche That Jugurtha's siegte endlich bei dem römischen Senate über die Bestechungen desselben. Das Volk verlangte selbst, daß man ernstliche Maßregeln gegen ihn nehme, und der Senat beschloß den Krieg gegen ihn. Das Commando wurde dem Consul L. Calpurnius Piso übertragen, einem Manne, der mit vielen Feldherrntalenten die niedrigste Habsucht verband. Anfangs führte er den Krieg mit vielem Nachdrucke und eroberte mehrere Städte; bald aber ließ er sich mit Jugurtha in Unterhandlungen ein, und bewilligte ihm endlich, als Jugurtha seine Schätze

nicht gespart hatte, unerwartet sehr vortheilhafte Bedingungen. Jugurtha behielt Numidien, und lieferte der Republik bloß eine gewisse Anzahl Pferde, Elephanten und eine mäßige Geldsumme. In Rom war man damit sehr unzufrieden, und Jugurtha wurde beschieden, sich vor dem Richterstuhle des Volks zu stellen. Da man ihm sicheres Geleit versprochen hatte, so stellte er sich in Rom, wo es ihm gelang, einen der Volkstribunen auf seine Seite zu bringen. Als er sich daher vor dem Volke verantworten sollte, legte ihm der Tribun Stillschweigen auf, und so mußte das Volk auseinander gehen, ohne das Geringste beschließen zu können. Jugurtha trieb nun seinen Uebermuth in Rom so weit, daß er den Massiva, einen unehelichen Sohn des Gulassa, Bruder des Micipsa, dem das römische Volk die Krone von Numidien zu ertheilen geneigt war, meuchelmörderisch umbringen ließ. Da ihm sicheres Geleit versprochen worden war, so erhielt er bloß Befehl, Rom unverzüglich zu verlassen. Der Krieg wurde ihm nun von neuem erklärt, und vom Consul Posthumius Albidus geführt. Aber die Ränke des Jugurtha machten, daß das Jahr zu Ende ging, ohne daß abermals etwas entschieden wurde. Jugurtha war sogar so glücklich, gleich nach der Abreise des Consuls, dem Bruder desselben, Aulus Posthumius, eine völlige Niederlage beizubringen, ihn zu einem schimpflichen Frieden zu nöthigen, und seine Armee durch das Joch gehen zu lassen. Dieß war Ursache, daß der Senat den Frieden für ungültig erklärte, und den berühmten Metellus nach Numidien schickte. Dieser besiegte den Jugurtha in einem Haupttreffen und blieb allen seinen Bestechungskünsten unzugänglich. Schon auf dem Punkte, einen schimpflichen Frieden zu unterzeichnen, und sich den Römern zu ergeben, änderte Jugurtha plötzlich, aus Furcht, dieselben möchten die von ihm begangenen Uebelthaten rächen, seinen Entschluß, und wollte noch einmal das Aeußerste wagen. Er sammelte daher seine letzten Kräfte, und wußte so geschickt zu operiren, daß Metellus seinen Wunsch, den Krieg zu beendigen, unerfüllt sah. Marius hatte nämlich durch seine Ränke bewirkt, daß Metellus zurückberufen, und er selbst an dessen Stelle zum Feldherrn ernannt wurde. Aber beinahe wäre Jugurtha, noch vor des Marius Abreise von Rom, durch die Verrätherei des Bomilcar, eines seiner Bedienten, den Römern ausgeliefert worden. Nach einem neuen Siege, den Metellus über den Jugurtha erfocht, und welcher ihn fast nöthigte, aus seinem Reiche zu entfliehen, faßte er den Entschluß, die Gätulier und den mauritanischen König Bocchus um Hülfe anzuflehen. Er erlangte sie auch wirklich, und wagte es nun, mit seiner neuen Armee die Wiedereroberung seines Reichs zu versuchen. Unterdessen war Marius in Afrika angekommen, um den Metellus im Commando abzulösen. Nachdem er die Stadt Capsa und das feste Schloß Mulucha erobert hatte, zog er sich an die Seeküste zurück, wurde aber unterwegs von dem vereinigten Heere des Bocchus und Jugurtha angegriffen, und genöthigt, sich auf einen Berg zurückzuziehen. Hier umschlossen ihn die Feinde, und überließen sich, in der sichersten Erwartung eines vollständigen Sieges, dem Ausbruche der unmäßigsten Freude. Als sie aber, vom Tanzen und Schmausen ermüdet, sich eben dem Schlafe überlassen wollten, stürzten die Römer vom Berge auf sie herab, und schlugen sie nach einer gräßlichen Niederlage völlig in die Flucht. Vier Tage nachher

wagten Jugurtha und Bocchus einen neuen Anfall, weil sie die Römer in völliger Sorglosigkeit zu finden hofften. Aber Marius empfing sie so tapfer, daß beinahe ihr ganzes Heer von 90,000 Mann niedergehauen wurde, obgleich Jugurtha selbst mit bewundernswürdiger Tapferkeit gefochten hatte. Der mauritanische König Bocchus schloß nun Frieden mit den Römern, und verließ den Jugurtha. Ja, als Sylla nachher als Gesandter zu ihm kam, ließ er sich sogar von ihm bereden, den Jugurtha zu sich zu locken, und ihn den Römern zu überliefern. Unter dem Vorwande, zwischen ihm und den Römern einen Frieden zu vermitteln, brachte man ihn an den Hof des Bocchus. Hier wurde er gefangen genommen und dem Sylla überliefert, der ihn in Ketten legen und nach Cirtha zum Marius führen ließ. So war der Krieg beendigt, und Numidien in eine römische Provinz verwandelt. Marius zierte seinen Triumph mit dem gefangenen Jugurtha und dessen beiden Söhnen. Nachdem letzterer bei dieser Gelegenheit auf eine grausame Art vom Pöbel gemißhandelt worden war, warf man ihn in einen finstern Kerker, wo er nach sechs Tagen des Hungertodes gestorben seyn soll. Einige Schriftsteller erzählen, er sei gleich nach geendigtem Triumphe im Gefängnisse hingerichtet worden. Seine beiden Söhne blieben in der Gefangenschaft zu Venusium. Sallustius hat den Jugurtha und den ihn betreffenden Krieg meisterhaft beschrieben.

Julia, die durch ihre Ausschweifungen so berüchtigte einzige Tochter des Kaisers August und der Scribonia, besaß Annehmlichkeiten im Umgange, eine nicht gewöhnliche Schönheit und einen sehr gebildeten Geist. Zuerst wurde sie mit dem ältesten Sohne des Antonius, Antyllus, versprochen. Da aber diese Verbindung nicht zu Stande kam, so heirathete sie den jungen Marcellus, den Sohn der Octavia, welchen diese von ihrem ersten Gemahle hatte. Als dieser bald darauf starb, ward sie Gemahlin des M. Vipsanius Agrippa, welchem sie drei Söhne, den Cajus, Lucius und Agrippa, desgleichen zwei Töchter, die Julia und Agrippina, gebar. Schon bei Lebzeiten dieses ihres Gemahls führte sie ein höchst zügelloses Leben. Ganz Rom kannte ihre Ausschweifungen; August allein war nicht davon unterrichtet. Nach des Agrippa Tode vermählte sie ihr Vater mit dem Tiberius, der zwar ihre Aufführung sehr wohl kannte, aber doch dem Willen des Kaisers sich nicht zu widersetzen wagte. Julia ließ sich durch diese neue Heirath so wenig in ihren gewohnten Ausschweifungen stören, daß Tiberius, der eben so wenig Zeuge als Ankläger derselben beim August seyn wollte, gezwungen wurde, um beiden auszuweichen, den Hof zu verlassen. Ihre Schamlosigkeit ging so weit, daß sie jeden Morgen der Statüe des Mars so viele Kronen aufsetzen ließ, als sie sich in der vorhergehenden Nacht hatte entehren lassen. Endlich konnten ihre Ausschweifungen auch ihrem Vater nicht verborgen bleiben. Er gerieth darüber in den heftigsten Zorn, und wollte sie anfangs umbringen lassen; begnügte sich jedoch, sie auf eine wüste Insel an der Küste von Campanien, mit Namen Pandataria, zu verbannen, wohin sie ihre Mutter Scribonia begleitete. Auch war er so unerbittlich, daß er sie, selbst auf die dringendsten Bitten des Volks, nicht wieder begnadigen wollte. Doch ließ er sich endlich bewegen, den Ort ihrer Gefangenschaft zu ändern, und ließ sie von der Insel auf das feste Land nach der Stadt Rhegium schaffen. Nach Rom durfte sie nicht zurückkehren. Nach dem Tode des Kaisers ward ihr

Schicksal sehr traurig. So lange dieser gelebt, hatte Tiberius noch immer viel Zärtlichkeit gegen sie geäußert, und den Kaiser oft gebeten, sie zu begnadigen. Jetzt aber behandelte er sie mit der größten Grausamkeit. Vorher hatte sie bloß die Stadt Rhegium nicht verlassen dürfen; Tiberius aber sperrte sie im eigentlichen Sinne in ihrem Hause ein. Ja, er entzog ihr auch die kleine Pension, die ihr Augustus ausgesetzt hatte, und so starb sie im 15ten Jahre ihrer Verbannung in Mangel und Dürftigkeit.

Julianus (Flavius Claudius), römischer Kaiser, welchem die Christen den Beinamen Apostata gaben, Sohn des Julius Constanz, (Bruders von Constantin dem Großen) und Basiliens, seiner zweiten Gemahlin, eine Tochter des Präfecten Julian, ward am 6. Nov. 331 zu Konstantinopel geboren. Kaum 6 Jahr alt, sah er, wie sein Vater und mehrere Glieder seiner Familie von den Soldaten des Kaisers Constanz II., seines Onkels, (eines Sohnes von Constantin dem Großen,) ermordet wurden. Er und sein jüngerer Bruder Gallus entgingen kaum dem Tode. Julian selbst lag gerade an einer gefährlichen Krankheit darnieder, von der er sich, wie man glaubte, nicht wieder erholen würde; seinen Bruder Gallus rettete seine große Jugend. Beiden Prinzen verblieben nur Feinde als Stützen ihres hülflosen Alters, und die Erziehung derselben wurde dem Eusebius von Nicomedien anvertraut, welcher ihnen den Mardonius zum Lehrer gab. Man erzog sie im Christenthume, einer Religion, die damals an dem Hofe der Kaiser noch neu war. Man ließ sie sogar in den priesterlichen Stand treten, um sie vom Throne zu entfernen: sie wurden zu Vorlesern in ihrer Kirche gewählt. Diese Erziehung machte einen ganz verschiedenen Eindruck auf die Gemüther der beiden Brüder, deren Charakter an sich selbst schon sehr verschieden war. Gallus, der jüngere, wich nie vom Christenthume, und erwarb sich dadurch das Lob der Kirchenschriftsteller. Nichts destoweniger ergab er sich, als er zur Würde eines Cäsars, und zum Statthalter von Syrien erhoben worden war, den größten Ausschweifungen und den ersinnlichsten Grausamkeiten. Er faßte sogar, wie man sagt, den Entschluß den Kaiser Constanz vom Throne zu stoßen, welcher ihn dafür zum Tode verurtheilen ließ. Julian hatte, da er älter war, auch die Verfolgung, welche man an seiner Familie ausgeübt, so wie den Zwang und die Furcht, in welcher man ihn seine Jugend hatte zubringen lassen, um desto lebhafter gefühlt. Er suchte daher Trost in dem Studium der schönen Wissenschaften und der Philosophie und überließ sich demselben mit Eifer. 14 Jahre alt, ging er nach Athen und Nicomedien, wo er den Unterricht verschiedener Lehrer, insbesondere des Sophisten Libanius, genoß. Hier ward er bestimmt, der Religion derer, die seine Familie ermordet hatten, zu entsagen, und zu dem sogenannten Heidenthume, welches damals noch vorhanden war, überzutreten. Doch scheint er nicht Geisteskraft genug gehabt zu haben, bei Annahme jener Religion, die unhaltbaren, theils sogar läppischen Meinungen derselben zu verwerfen; wenigstens finden wir, daß er an Astrologie, an die Wissenschaft der Haruspices, an die Kunst, gewisse vermittelnde Geister zu seinem Vortheile stimmen, und durch sie in die Zukunft sehen zu können, und an dergleichen Dinge mehr geglaubt hat. Constanz, der theils von den Geschäften der Regierung darnieder gebeugt war, theils den Einfall der Deutschen in die Provinzen des römischen Reichs befürch-

ten mußte, entschloß sich, Julian das Commando gegen dieselben zu übertragen. Dieser ward daher zu Mailand am 6. Nov. 355 von Constanz feierlich zum Cäsar ausgerufen, und erhielt dessen Schwester Helene zur Gemahlin. Nun marschirte Julian mit einer nur geringen Anzahl Truppen nach Gallien, welches von den Deutschen verwüstet wurde, und woselbst er im Anfange des folgenden Decembers anlangte. Kaum war es zu erwarten, daß ein Jüngling, der sich bis dahin nur mit dem Studium der Philosophie und mit den schönen Wissenschaften beschäftigt hatte, im Stande sein würde, besonders bei so schwachen Hülfsmitteln, die furchtbaren Deutschen zu besiegen, und Gallien von ihnen zu befreien. Selbst der Kaiser Constanz schien auf diese Möglichkeit nicht gerechnet zu haben. Nachdem nun Julian den noch übrigen Theil des Winters mit Vorbereitungen zum bevorstehenden Kriege zugebracht hatte, marschirte er den Deutschen entgegen, welche er, nachdem er mehrere Städte erobert und verschiedene Gefechte gewonnen hatte, in einer Hauptschlacht, in welcher 7 Fürsten der Deutschen zugegen waren, bei Strasburg auf's Haupt schlug, wodurch er Gallien von den Feinden gänzlich säuberte. Damit noch nicht zufrieden, verfolgte er die Deutschen bis über den Rhein, und bekriegte sie auf ihrem eigenen Grund und Boden. Doch zeigte sich Julian nicht bloß als tapfern Krieger, sondern bewies auch seine Talente zum Regenten, indem er Gallien eine ganz neue Verfassung gab, die Finanzen herstellte, die Abgaben zweckmäßiger vertheilte, die Lasten derselben erleichterte, die Mißbräuche, welche sich in den Gerichtshöfen eingeschlichen hatten, abschaffte, in den wichtigsten Angelegenheiten selbst Recht sprach, und Städte und Festungen erbauen ließ. Während er sich so um das Wohl eines großen Landes verdient machte, ward er bei Constanz von Höflingen verläumdet, als strebe er danach, sich unabhängig zu machen, oder ihn wohl gar vom Throne zu stoßen. So konnte es nicht fehlen, daß der argwöhnische Constanz auf die glänzenden Erfolge, welche sein Vetter in Gallien bewirkt hatte, bald eifersüchtig werden mußte. Ja, er war nichtswürdig genug, unter der Hand die Gallier selbst gegen ihn aufzureizen, und ihm seine besten Truppen abfodern zu lassen, indem er vorwandte, diese gegen die Perser gebrauchen zu müssen. Dieser Befehl brachte einen Aufruhr unter den Soldaten hervor, welche nicht nach Persien marschiren wollten. Sie riefen daher ihren Cäsar Julian, ungeachtet seines Widerstrebens, im März 360 zum Kaiser aus. Julian meldete dem Constanz den Verlauf der Dinge: dieser befahl, er sollte den Kaiser-Titel ablegen. So sehr nun auch Julian dieß zu thun geneigt war, so widersetzten sich doch abermals die gallischen Legionen. Nun ließ Constanz ein Heer gegen Julian marschiren, und dieser setzte sich in Vertheidigungszustand. Julian verließ Gallien, wo er 5 Jahre zugebracht hatte, eroberte Sirmium, die Hauptstadt von Illyrien, belagerte Aquileja, — da erfährt er den Tod des Kaisers Constanz. Jetzt eilt er durch Thracien, und kommt am 11. Dec. 361 zu Constantinopel an, wo er feierlich zum römischen Kaiser erwählt wird. Nun beschäftigte er sich mit Verbesserung der Angelegenheiten des Reichs, schaffte unzählige Mißbräuche ab, und schränkte seinen Hofstaat ein. Als er eines Tages einen Barbirer verlangt hatte, und dieser in glänzender Kleidung erschien, schickte er ihn wieder fort, mit den Worten: „Ich habe einen Barbirer verlangt, und keinen Senator.“ Von den tausend

Badern oder Barbirern, die sein Vorgänger gehabt hatte, behielt er nur einen. Auch die Zahl der Köche, die sich eben so hoch belief, schaffte er bis auf einen ab. Die Verschnittenen wurden ebenfalls verabschiedet. Auch die sogenannten curiosi, welche unter dem Vorwande, dem Kaiser nützliche Dinge zu hinterbringen, zu den gefährlichsten Spionen und einer Geißel für das gesellschaftliche Leben geworden waren, erhielten ihren Abschied. Diese Aufhebung so vieler unnützer Bedienungen kam dem Volke zu Nutz, welchem der fünfte Theil aller Auflagen erlassen wurde. In allen Verhältnissen seines öffentlichen und Privatlebens bewies Julian einen ausgezeichneten Charakter. Er suchte den heidnischen Gottesdienst in seinem vollkommenen Glanze wiederherzustellen, und wirkte daher dem Christenthume und den Christen beharrlich entgegen, ohne doch letztere, wie viele seiner Vorgänger, grausam zu verfolgen. Er entzog den christlichen Kirchen ihre oft großen Reichthümer, und vertheilte sie unter seine Soldaten, versuchte es auch wohl zuweilen, wenn er sie durch Schmeicheleien und Wohlthaten zu dem Heidenthume nicht zurückzuführen vermochte, ihnen in Dingen, die jedoch die Religion nicht angingen, hinderlich zu sein. So verbot er ihnen z. B., vor Gericht als Sachwalter aufzutreten, Staats-Aemter zu bekleiden; ja, die Christen durften nicht einmal öffentliche Lehrer werden, da er wol wußte, welche große Hülfsmittel, das Heidenthum zu bekämpfen, sie in ihren Schriften besitzen müßten. So wollte er Jesus Prophezeihung, in Betreff des Tempels zu Jerusalem, nichtig machen, und erlaubte daher den Juden, denselben, ungefähr 300 Jahre nach seiner Zerstörung, wieder aufzubauen. Aber es sollen, wie man sagt, aus der Tiefe feurige Flammen emporgestiegen sein, und mehrere Arbeiter verbrannt haben. So eifrig nun auch Julian darauf bedacht war, die christliche Religion auszurotten, so wollte er doch zuvor den Krieg gegen die Perser beenden. Sein erster Feldzug gegen dieselben fiel glücklich aus: er eroberte mehrere Städte und drang bis Ctesiphon vor. Mangel an Lebensmitteln zwang ihn, sich wieder zurückzuziehen. Hier ward er am 26. Jun. 365 gefährlich verwundet, und starb in der folgenden Nacht im 34sten Jahre seines Lebens. Man machte ihm die Grabschrift: „Hier liegt Julian, welcher an den Ufern des Tigris sein Leben verlor. Er war ein vortrefflicher Regent und ein tapferer Krieger.“ Vielleicht gibt es weder in der alten, noch in der neuen Geschichte einen Fürsten, über welchen die Schriftsteller verschiedener geurtheilt hätten: vielleicht kömmt dieß auch daher, weil allerdings in seinem Charakter eine Menge Widersprüche lagen, und Einige glauben, er habe so viel böse und gute Eigenschaften besessen, daß es leicht sei, ihn zu tadeln und zu loben, ohne die Wahrheit zu verletzen. Von der einen Seite unterrichtet, großmüthig, mäßig, enthaltsam, umsichtig, gerecht, gnädig, menschlich; von der Andern leichtsinnig, unbeständig, sonderbar, fanatisch und abergläubisch bis zum höchsten Grade, ehrsüchtig, und voll Begierde, ein Plato, Marcus Aurelius und Alexander zu gleicher Zeit zu sein, strebte er, durch falsches Urtheil verleitet, allein nach dem, was ihn vor allen andern bemerkbar machen konnte. Allen diesen Zügen scheint eine spottende sophistische Kälte und Verstellungskunst zum Grunde zu liegen. Von seinen Werken sind auf uns gekommen: mehrere Reden, Briefe und Satiren, unter welchen letztern sich die Satire auf die Cäsaren, und die Satire auf die

Einwohner von Antiochien, Misopogon betitelt, durch Witz und Laune auszeichnen. Namentlich wird die Satire auf die Cäsaren geschätzt. Ein kritisches Urtheil über diejenigen, welche auf dem ersten Throne der Erde gesessen haben, von einem strengen Philosophen gefällt, der selbst auf diesem Throne gesessen hat, mußte in der That einen eignen Reiz gewähren. In seinem Misopogon spielt Julian den Antiochiern auf eine harte Weise mit, spart aber kein Lob, wenn von ihm selbst die Rede ist. Die verschiedenen Werke, welche uns von ihm übrig geblieben sind, (die vollständige und beste Ausgabe derselben ist von Ezechiel Spanheim, Leipzig 1696. Fol.) beweisen, daß dieser Kaiser Talent, Geist, Lebhaftigkeit, Leichtigkeit im Vortrage und eine gewisse Fruchtbarkeit besaß. Doch scheint er dem Geschmacke seines Jahrhunderts, in welchem eine blos rhetorische Declamation die Stelle der Beredtsamkeit, Antitheſen die Stelle der Gedanken, und Wortspiele die Stelle des Witzes vertreten mußten, zu sehr ergeben gewesen zu sein. Er schrieb auch ein Werk gegen die christliche Religion, von dem uns einige Fragmente erhalten worden sind, welche der Marquis d'Argens in die französische Sprache übersetzt hat. Die neueste Schrift von Bedeutung über Julian ist von A. Neander, betitelt: Ueber Kaiser Julianus und sein Zeitalter, ein histor. Gemälde. Leipz. 1812. 8.

Julianischer Calender, s. Calender.

Julius Romanus, eigentlich Giulio Pippi, der vorzüglichste von Rafaels Schülern und Gehülfen. Er war 1492 zu Rom geboren. Von wem er seinen ersten Unterricht empfangen habe, ist unbekannt. Da er, so lange Rafael lebte, stets bei und unter diesem arbeitete, so war er genöthigt sich nach dessen Anordnungen und Vorschriften zu richten. Nachher aber folgte er seinem angebornen Genius, der sich zum Schrecklichen und Gewaltsamen hinneigte, und legte den ersten Grund zur manierirten Malerei. Nachdem er zu Rom unter Clemens VII. den großen Saal des Constantin vollendet hatte, ging er, nicht, wie man wol geglaubt hat, um dem Zorne des Papstes über die von ihm entworfnen und von Raimondi gestochnen unzüchtigen Zeichnungen zu entgehen, denn diese erschienen später, sondern auf die Einladungen des Grafen Castiglione, nach Mantua. Hier fand er einen freien Spielraum für den kräftigen Schwung seines Geistes, sowol in der Architectur als Malerei. Der Palast del Tè wurde ganz von ihm oder unter seiner Aufsicht von seinen Schülern verziert. Durch seine Schule, welche er hier eröffnete, wurden die Grundsätze Rafaels in der Lombardei bekannter. Nach Sangallo's Tode im J. 1546 ward ihm der Bau der Peterskirche übertragen, aber er starb ebenfalls schon in demselben Jahre. So lange Julius Romanus seinen Lehrer nachahmte, zeigte er sich besonnen, lieblich und gefällig in seinen Werken, als er aber nachher dem ganzen Ungestüm seiner Einbildungskraft sich überließ, setzte er durch die Kühnheit seines Styls, durch die Großartigkeit seiner Zeichnung, durch das Feuer seiner Composition, durch die Hoheit seiner poetischen Ideen, durch die Kraft seines Ausdrucks in Erstaunen. Man bewundert diese Eigenschaften vereint in dem Sturz der Giganten (im Palast del Tè) und in den Schlachten Constantins (zu Rom). Man wirft ihm vor, daß er das Studium der Natur vernachläßigt habe, um allein der Antike zu folgen, daß er den Faltenwurf nicht verstanden, daß in seinem Kopfe zu viel Einförmigkeit herrsche, daß sein Colorit zu sehr ins Grelle falle; dagegen aber hat kein Meister mehr

Geist und Kenntnisse in seine Gemälde gelegt. Seine ausgezeichnetsten Schüler waren Rafael dal Colle, Primaticcio, und Giovanni Battista Mantovano.

Julius Cäsar, s. Cäsar.

Jung (Joh. Heinr.), genannt Stilling, Badischer geh. Hofrath, sonst Professor an der Cameralschule zu Heidelberg, starb den 2. April 1817 zu Carlsruh an Alterschwäche. An derselben Schule lehrte er schon (seit 1778) in Lautern, wo dieses für Forst- und Landwirthschaft, Fabrik-, Handlungswissenschaft und Vieharzneikunde sehr nützliche Institut sich vorher befand. Er war geboren zu Gründ im Nassauischen, den 12. Septbr. 1740. In seiner Jugend auf dem Wege Kohlenbrenner zu werden, ergriff er das Schneiderhandwerk, und nachdem er sich nebenbei von höhern Dingen selbst belehrt hatte, trieb ihn sein lehrlustiger Sinn zu einem Schullehreramt. Dieser Versuch mißlang, und er kehrte zum Handwerk zurück, von dem er jedoch zu wiederholten Malen, weil Jedermann leicht für ihn Zutrauen und Neigung faßte, abgerufen ward, um abermals eine Stelle als Hauslehrer anzunehmen. Später war er, nach beendigtem Studium der Medicin in Strasburg, Arzt zu Elberfeld. Den größten Theil seines merkwürdigen Lebens hat er selbst, ohne dichterische Ausschmückung, in dem berühmten Buche: Heinrich Stillings Jugend, Jünglingsjahre und Wanderschaft (Berlin 1777 in 3 Theilen), in einer neuen Gestalt unter dem Titel: Lebensbeschreibung, (Berlin 1806, wovon der erste Theil des Verfassers Jugend, der zweite seine Jünglingsjahre, der dritte seine Wanderschaft, der vierte, fortsetzende Theil sein häusliches Leben enthält, und der fünfte den Titel Lehrjahre führt) auf eine Weise beschrieben, welche seinen gemüthlichen und frommpoetischen Charakter ganz ausspricht. Er selbst erklärt diese Schilderung vom Kleinsten bis zum Größten, vom Alltäglichsten bis zum Wunderbarsten für lautere, unverfälschte Wahrheit. Weit entfernt, sagt Matthissen in seinen Briefen (Zürich 1795, 1 Thl.), ein zu helles Licht über das Gemälde zu verbreiten, hat er vielmehr Manches, und gerade immer dasjenige, was seinem Geiste und Herzen am meisten zur Ehre gereicht, in ein zweifelhaftes Helldunkel gestellt. Auch hat er uns in demselben manches herrliche Volkslied aufbewahrt, so wie er überhaupt die unverkennbare Bestimmung zum Volksschriftsteller darin bewährte. Allein ein einseitiger Pietismus, zu welchem sein herrschendes Gefühl ihn führte, hat diese Einwirkung auf das deutsche Publicum sehr beschränkt. Seine pietistischen Schriften sind sehr zahlreich. Vorzüglich bekannt ist sein Theobald, der Schwärmer; das Heimweh; der Volkslehrer; der christliche Menschenfreund (in welchem er die sichtbare Zukunft Christi zwischen hier und 1836 setzt); Taschenbuch für Freunde des Christenthums und Sieg desselben; der graue Mann (eine noch immer fortgehende Wochenschrift). Das meiste Aufsehen und den größten Widerspruch hat er durch die, in gegenwärtiger Zeit seltsame, Erscheinung seiner Theorie der Geisterkunde (Nürnberg, 1808) und Apologie derselben (1809), welche sich an seine (schon 1803 zu Frankfurt erschienenen) Scenen aus dem Geisterreiche anschließt, erregt. Hier hat er seine Meinungen und Hypothesen von dem Verkehr der abgeschiedenen Geister mit Lebenden, gleich evidenten Thatsachen, in systematischer Form vorgetragen. Uebrigens sind seine frommen Träume mit einem ehrwürdigen Charakter verbunden. Nicht minder hat sich Jung vorzüglich in den Fächern der praktischen Naturwissenschaft (z. B. Oekonomie, Vieharzneikunde),

so wie in verschiedenen Theilen der Staatswissenschaft (z. B. Nationalökonomie, Cameral- und Finanzwissenschaft) als Docent, und durch viele Schriften über dieselben (seit ungefähr 1783) verdient gemacht, und die ausgebreitetsten Kenntnisse bewiesen. Endlich wird er als geschickter Operateur des Staars (er hat auch über diesen Gegenstand Einiges geschrieben) mit vielem Lobe genannt. Von seiner wohlthätigen Kunst sagt Matthisson a. a. O.: „Schon über 2000, größtentheils armen Blinden hat er das Gesicht nicht nur unentgeldlich wiedergegeben, sondern viele von ihnen noch beschenkt und auf seine Kosten während der Kur im Wirthshause erhalten.“ Das zuletzt erschienene Product seines Geistes ist: Erzählungen, mit einer Vorrede von Ewald. (3 Bdchen. 8.) Wir können nichts Besseres thun, als unsere Leser noch auf die schöne Charakteristik dieses merkwürdigen Mannes verweisen, welche Göthe, der ihn nebst Herder in Strasburg als Jüngling kennen lernte, und ihm sehr befreundet ward, von ihm aufgestellt hat. (S. Göthe aus meinem Leben, 2r Theil, S. 373 f. und S. 489.) Wir führen nur die Hauptzüge an: „Wenn man ihn näher kennen lernte, so fand man an ihm einen gesunden Menschenverstand, der auf dem Gemüthe ruhte, und sich deswegen von Meinungen und Leidenschaften bestimmen ließ; und aus eben diesem Gemüthe entsprang ein Enthusiasmus für das Gute, Wahre, Rechte in möglichster Reinheit. Das Element seiner Energie war ein unverwüstlicher Glaube an Gott und an eine unmittelbar von da her fließende Hülfe, die sich in einer ununterbrochenen Vorsorge und in einer unfehlbaren Rettung aus aller Noth, von jedem Uebel, augenscheinlich bestätigt. Diesen Glauben hatten seine Schicksale in ihm erweckt. Seine innerlichste und eigentlichste Bildung aber hat er jener ausgebreiteten Menschenart zu verdanken, welche auf ihre eigene Hand ihr Heil suchte, und indem sie durch Lesung der Schrift und wohlgemeinter Bücher, durch wechselseitiges Ermahnen und Bekennen zu erbauen trachtete, dadurch einen Grad von Cultur erhielt, der Bewunderung erregen mußte. Weil er, in seiner Art sich zu äußern, einem Nachtwandler glich, den man nicht anrufen darf, wenn er nicht von seiner Höhe herabfallen, einem sanften Strom, dem man nichts entgegenstellen darf, wenn er nicht brausen soll: so mußte er sich in größerer Gesellschaft oft unbehaglich fühlen. Sein Glaube duldete keinen Zweifel, und seine Ueberzeugung keinen Spott, und wenn er in freundschaftlicher Mittheilung unerschöpflich war, so stockte gleich Alles bei ihm, wenn er Widerspruch erlitt. Das treue, redliche Streben dieses Mannes mußte Jeden, der nur irgend Gemüth hatte, fröhlich interessiren, und seine Empfänglichkeit Jeden, der etwas mitzutheilen im Stande war, zur Offenheit reizen. Jungs Umschränktheit war von so viel gutem Willen, sein Vordringen von so viel Sanftheit und Ernst begleitet, daß ein Verständiger gewiß nicht hart gegen ihn sein, und ein Wohlwollender ihn nicht verhöhnen und zum Besten haben konnte. Jung war durch Herder dergestalt exaltirt, daß er sich in allem seinen Thun gestärkt und gefördert fühlte.“ Eine geistreiche Frau hat Jung den deutschen Retif de la Bretonne genannt.

Jünger (Johann Friedr.), wurde am 15. Febr. 1759 zu Leipzig geboren, wo sein Vater Kaufmann war. Er genoß eine gute Erziehung, widmete sich anfangs der Handlung, studirte aber nachher die Rechte, und schloß seine academische Laufbahn mit einer öffentlichen Disputation. In der Folge beschäftigte er sich mehr mit den schönen Wissenschaften, wurde Hofmeister zweier Prinzen, blieb es aber nicht

lange, sondern ging nach Weimar, wo er eine geraume Zeit als Gelehrter privatisirte. Im J. 1787 kam er nach Wien, und wurde hier, nachdem er sich bereits als Schriftsteller im dramatischen Fache rühmlichst ausgezeichnet hatte, 1789 als k. k. Hoftheaterdichter angestellt. Eine Veränderung, welche dieses Theater erlitt, zog 1794 seine Entlassung nach sich. Er privatisirte nun wieder, arbeitete theils für das Theater, theils in andern Fächern der schönen Wissenschaften, und lebte von dem sparsamen Ertrage seiner Schriften. Er hatte jetzt zu wiederholten Malen Anfälle von tiefer Melancholie, die an stillen Wahnsinn gränzte, und theils von dem angestrengten Fleiße, mit welchem er sich seinen Unterhalt verdienen mußte, theils von seiner durchaus einsiedlerischen Lebensart herrührte. Er starb am 25sten Febr. 1797 im neun und dreißigsten Jahre seines Lebens, bedauert von Allen, die seine Talente und seine unerschütterliche Rechtschaffenheit gekannt hatten. Eine merkwürdige, doch nicht ganz seltene Erscheinung ist es, daß er gerade in jener melancholischen und hypochondrischen Periode die heitersten Geistesproducte geliefert hat. Er begann seine schriftstellerische Laufbahn mit dem Romane, Huldreich Wurmsamen von Wurmfeld, und endigte mit dem vielgelesenen Romane Fritz. (4 Theile, 1796 bis 1797.) Eine frische, leichte und gefällige Erzählung machen seine Romane zu einer angenehmen Lectüre, ob ihnen gleich die tiefere komische Kraft abgeht. Zu denen, welche den meisten Beifall erhalten haben, gehören noch der kleine Cäsar, (komischer Roman in 3 Theilen, 1781 — 1787.) und Vetter Jacobs Launen (in 5 Theilen, 1786—1792.) Größer sind Jüngers Verdienste um die deutsche Bühne, in so fern sie die Liebe des Publicums für das Lustspiel erhalten, und die Fähigkeit der Schauspieler für die leichte Darstellung geübt haben. Wiewol Jünger als Schauspieldichter durchaus keine eigentliche Erfindungsgabe besaß: so wußte er sich doch mit glücklicher Leichtigkeit und Wirkung ausländischer und einheimischer Stoffe zu bedienen und dieselben durch seine Bearbeitung zu seinem Eigenthume zu machen, und somit berechtigt ihn sein oft sehr glücklicher Witz, das Lustige und Feine seiner Intriguen, und sein leichter, natürlicher Dialog in der Sprache der Conversation zu einem ehrenvollen Platze unter den deutschen Theaterdichtern. Unter seinen Lustspielen (sie sind in drei Sammlungen erschienen; die erste in fünf Theilen 1785 — 1789, die zweite unter dem Titel komisches Theater in 3 Theilen, 1792 — 1795; die dritte, oder Jüngers theatralischer Nachlaß, in 2 Theilen, 1803 — 1804) haben das meiste Glück auf der Bühne gemacht, aus der ersten Sammlung: der Strich durch die Rechnung; der Revers; das Kleid aus Lyon; der Wechsel; und die Badekur; aus der zweiten: die Entführung; das Ehepaar aus der Provinz; Er mengt sich in Alles; Maske für Maske; aus der letztern: der Krug geht so lange zu Wasser bis er bricht; Was sein soll, schickt sich wol; das Recidiv; die beiden Figaro.

Jungfrau von Orleans, s. Jeanne d'Arc.

Junius (Briefe des), eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der politischen Literatur der Engländer und in der Geschichte ihrer Preßfreiheit. Ein furchtbarer Unbekannter, der gewaltigste Libellist der neuern Zeit, griff in einer Reihe zermalmender Briefe (sie erschienen sämmtlich vom 21sten Jan. 1769 bis zum 21sten Jan. 1771) im Public Advertiser, einer Zeitung, welche der Buchdrucker Woodfall herausgab) die Mitglieder des Cabinets, alle Staatsbeamten,

die Tribunale, das Parlament, endlich die Person des Königs selbst, mit immer gleicher Bitterkeit und Schonungslosigkeit an. Mit Talenten und Kenntnissen vom ersten Range, einer nie übertroffenen und selten erreichten Beredtsamkeit, einer Kühnheit ohne Maß und Ziel, wußte dieser Unhold — dessen Name ein nun schon funfzigjähriges Geheimniß ist, — zwei Jahre lang das brittische Publicum in fortdauernder Spannung zwischen Lust und Schrecken, zwischen Bewunderung und Abscheu zu erhalten. Ein Proceß gegen den Herausgeber, vor der Kings Bench im J. 1770, dessen Verhandlungen endlich niedergeschlagen wurden, hatte einen merkwürdigen Meinungskampf zur Folge, der im Unterhause über den Libellproceß (so nennt man in England das Einschreiten der Gerichte gegen den Mißbrauch der Preßfreiheit) geführt und erst im J. 1792 durch eine Parlamentsacte dahin entschieden wurde, daß die Jury, in Criminalprocessen gegen Libelle, über sämmtliche in der Anklageacte enthaltenen Punkte einen allgemeinen Spruch von Schuldig oder Nichtschuldig zu geben berechtigt sei. Seitdem entscheidet in England nicht das Gesetz, sondern die Jury über den libellistischen oder nicht libellistischen Charakter einer publicirten Denkschrift, und zwar, nach einer Observanz der Gerichtshöfe, ohne dabei auf die factische Wahrheit der libellistischen Behauptungen Rücksicht zu nehmen. (S. v. Gentz in den Jahrb. d. Literat. Wien, 1818, I. S. 240 fgg.) Die Briefe des Junius, welche auf diese Art in der Gesch. der engl. Preßfreiheit Epoche machten, erschienen in einer Sammlung zuerst 1772, welche blos die in Public Advert. mit Junius unterzeichneten enthielt; vollständidiger, mit theils ungedruckten, theils zuvor nicht unter der Firma Junius gedruckten Briefen vermehrt, im J. 1812 in 3 B. 8vo. Woodfall's Sohn gab sie, mit einer Einleit. u. m. Anm. aus seines Vaters Papieren heraus. Doch wandte er auf die Anordnung der Zeitfolge wenig Sorgfalt. Unter den neu aufgenommenen Briefen, die voll heftiger politischer Ausfälle, an Kühnheit, Feuer und Beredtsamkeit den gepriesensten unter den Juniusbriefen gleichkommen, und einen Zeitraum von fünf Jahren umfassen, ist der früheste, mit Publicola unterzeichnet, vom 28. Apr. 1767; andre aus dem J. 1768 mit Lucius, Brutus, Nemesis und andern Namen; die späteren nach 1771, welche wüthende Angriffe auf den Kriegssecretär Lord Barrington enthalten, haben die Signaturen Veteran und Nemesis. Seit dem 19. Jan. 1773 war Junius für immer verstummt. Ohne einen Commentar sind diese Briefe jetzt selbst Engländern nicht mehr verständlich. Man muß die Verbindungen der damals mächtigen Whigfamilien, ihre Spannungen unter einander und mit den Tory's, so wie die Ursachen des Mißtrauens des Volks kennen, das über den Einfluß des geheimen Cabinets auf die Verwaltung unzufrieden war. Junius richtete seine Pfeile vorzüglich auf den Herzog von Grafton, und die Lords Mansfield, Hillsborough, North, Barrington u. a. m. Auch Chatam und Camden wurden nicht geschont. Selbst den Demagogen, wie Wilkes, Horne Tooke u. A. war Junius persönlich abhold; außer Delolme, der ein Fremder war, hat er keinen seiner Zeitgenossen gelobt; außer von Fox, Lord Holland und wenig Andern, hat er von Allen übel gesprochen. Uebrigens dachte und schrieb Junius, trotz seines republicanischen Cynismus, ganz in dem monarchischen Geiste der brittischen Verfassung; so betrachtete er den Widerstand der Amerikaner unabänderlich als Rebellion. Am glänzendsten trat er auf in dem Streite über die Middlesex-Wahl für

John Wilkes, der dreimal zum Parlamentsgliede erwählt, dreimal vom Unterhause ausgestoßen wurde. In Hinsicht auf seine Schreibart wird er allgemein als einer der ersten Prosaisten Englands angesehen. Sie ist gedrängt, zuweilen epigrammatisch, aber nie unklar, im Ausdruck sicher und fest, sparsam in Metaphern, und gewöhnlich ohne Schmuck; dabei sorgfältig genau. Uebrigens scheint dieser politische Sonderling, ohne Zweck und Leidenschaft, blos um einem finstern Unmuthe, einer tief gewurzelten Erbitterung, durch gekränkte Eigenliebe oder betrogene Erwartungen erzeugt, Luft zu machen, sein großes Talent auf jene planmäßige Mißhandlung aller hochgestellten Männer oft in satanischen Caricaturen gerichtet zu haben. Von Woodfall, der durch ihn reich wurde, und der seinen Namen nie erfahren hat, bezog er keinen Gewinn. Ein schön gebundenes Exemplar der Sammlung seiner Briefe, deren genauen Abdruck er zur unerlaßlichen Bedingung machte, war das einzige Honorar, welches er ihm abforderte. Die Furcht entdeckt zu werden, das Gefühl seines Frevels, Worte wie Dolchstiche im Finstern gebraucht zu haben, Widersprüche endlich in seinen Ansichten und Behauptungen, erklären es, warum Junius Alles that, um unerkannt zu bleiben. Das Publicum, (über dessen Meinung er eine Art von unsichtbarer Dictatur ausübte, der keine andre Macht im Staate mehr gewachsen zu sein schien) erschöpfte sich in Muthmaßungen über die Person des verkappten Libellisten. Erst seit der vollständigen Ausgabe seiner Briefe von 1812 weiß man, daß alle diese Vermuthungen grundlos waren. Endlich bezeichneten zwei anonyme Schriften im J. 1817. (The Identity of Junius with a distinguished living character established, und: A Supplement to Junius identified. 1817.) einen noch lebenden, in England sehr geachteten Mann als Verf. dieser Briefe. Sir Philipp Francis (seit 1806 Ritter des Bathordens), zur Zeit des Gouverneurs Hastings Beisitzer des hohen Raths von Ostindien zu Calcutta, nachher Mitglied des Parlaments, ein ausgezeichneter Redner und Geschäftsmann, und obgleich meistens in Verbindung mit der Opposition, doch von dem Ministerium geschätzt und oft zu Rathe gezogen, soll der wahre Junius sein. Für diese Vermuthung haben sich die Herausgeber des Edinburgh Review sehr günstig erklärt; allein dem Verfasser des (hier benutzten) Aufsatzes über die Juniusbriefe (Ritt. v. Gentz) in dem Jahrbuche der Literatur Wien 1818. I. 255, welcher Proben und historische Erläuterungen der Briefe enthält, scheint diese Meinung nicht gegründet, weil sich in den von Sir Philipp Francis gedruckten Parlamentsreden kein auch nur ferner Nachklang von den mächtigen Tönen, mit welchen Junius seine Zeitgenossen erschütterte, vernehmen läßt. K.

Juno, bei den Griechen Here, die höchste und mächtigste Gottheit der Griechen und Römer nach dem Jupiter (griech. Zeus), war die Schwester und Gattin desselben, und eine Tochter des Kronos (Saturn) und der Rhea. Arcadien, Argos und Samos rühmten sich, ihre Geburtsörter zu sein. An letzterm Orte, am Ufer des Imbrasus, zeigte man die längs desselben stehenden Gesträuche, Keuschbaum genannt, wo sie zuerst das Licht der Welt erblickt haben soll. Nach Homer wurde sie vom Oceanus und der Tethys, nach der gewöhnlichen Meinung aber von den Horen, erzogen. Die Vermählung des Jupiter mit ihr wurde auf der Insel Kreta, nicht weit vom Flusse Theron feierlich vollzogen und durch die Anwesenheit aller Götter verherr-

licht. Diese Ehe der beiden höchsten Götter des pelasgischen Stammes wurde diesen ein Vorbild des ehelichen Standes, und die Geschichte dieser Vermählung in besondern Mysterien mimisch dargestellt. Nach Homer umarmte Zeus die Here ohne Wissen ihrer Aeltern; auch soll er sie, nach Andern, durch List errungen und auf der Insel Samos geheirathet haben. Letzteres wird folgendergestalt erzählt. Nachdem er sie schon lange geliebt hatte, ohne jedoch Gegenliebe zu finden, sah er sie einst, von ihren Begleiterinnen getrennt, auf dem Berge Thronax lustwandeln, und sich hier niederlassen, um auszuruhen. Plötzlich schickte er ein schweres Donnerwetter und stürzte sich während desselben in Gestalt eines, von Nässe und Kälte zitternden Kuckucks zu ihren Füßen nieder. Mitleidig nahm diese das arme Thier in ihren Mantel, welches sich aber in seine wahre Gestalt umwandelte und ihr die Ehe versprach, um ihre Umarmung zu erhalten. Die Ehe dieser beiden Gottheiten war jedoch keine glückliche. Die stolze, herrschsüchtige und eifersüchtige Juno konnte die öftere Untreue ihres Gemahls nicht gelassen ertragen; er aber behandelte sie wiederum mit aller Härte, die in ältern Zeiten überhaupt der Mann sich gegen die Frau zu erlauben pflegte. Die alten Dichter, besonders Homer, geben uns davon viele Beispiele. Als Juno den Hercules, ihres Gemahls Liebling, durch Sturm nach Kos verschlagen hatte, ward er so ergrimmt auf sie, daß er ihr die Hände band, ihre Füße mit zwei Amboßen beschwerte und sie so schwebend im Olymp anknüpfte. Keiner der übrigen Götter vermochte ihr zu helfen. Als sie während des trojanischen Krieges den Jupiter eingeschläfert hatte, um während seines Schlafs den Griechen Sieg zu verleihen, entging sie nur mit vieler Mühe den Schlägen, welche ihr Jupiter bei seinem Erwachen zugedacht hatte. In den ältesten Gedichten wurde Juno als eine dem Hercules feindliche Gottheit geschildert, die ihm schon bei seiner Geburt unheilbringend erschien und nachher sich allen seinen Unternehmungen widersetzte. Diese Idee machte Homer allgemeiner und schuf daraus eine feindselige Göttin, deren er sich stets bediente, wenn irgend ein Plan zu verhindern, oder irgend eine Unternehmung zu vereiteln war. Man findet bei ihm eine ausführliche Schilderung der List, welche Juno anwandte, um dem Gebote ihres Gemahls entgegen die Griechen zu schützen. Außerdem wird sie gewöhnlich als die feindselige Verfolgerin der Frauen vorgestellt, welche Jupiter geliebt (z. B. der Latona, Semele und Alkmene) und der Kinder, welche er mit ihnen gezeugt hatte. Unter letztern mußte Hercules und Bacchus am meisten leiden. Sogar die Thebaner erfuhren die Wirkungen ihres Hasses, weil Hercules bei ihnen geboren war; Athamas und dessen Familie wurde von ihr verfolgt, weil er den jungen Bacchus erzogen hatte. Auch empfanden alle diejenigen ihre Rache, welche sich oder Andern einen Vorzug vor ihr gaben. Die Schönheit der Juno ist von der erhabenen, majestätischen, und Ehrfurcht einflößenden Gattung; es fehlt ihr aber das Sanfte, Einschmeichelnde, die Herzen Bezaubernde der Venus. Im trojanischen Kriege war sie die Schutzgöttin der Griechen; ja sie mischte sich zuweilen selbst mit in den Kampf. So z. B. erlaubte ihr Jupiter einst, den Mars, den Schutzgott der Trojaner, aus dem Treffen zu entfernen. Keine der Göttinnen durfte sich im Kampfe mit ihr messen. Diana wagte es einst, aber ihre Wangen mußten die Stärke der mächtigen Juno fühlen. Die Kinder, welche sie dem Jupiter geboren hatte, waren: Hebe, die Göttin der Jugend, Ilythyia, die älteste Göttin der Geburt, Mars, der Gott

des Kriegs, und Vulcan. Letztern soll sie jedoch ohne Begattung geboren haben, gleichsam dem Jupiter zum Trotze, weil dieser Minerven aus seinem Haupte hatte hervorgehen lassen. Nach einigen Schriftstellern brachte sie auch das Ungeheuer Typhon hervor, dem sonst auch eine andere Abstammung gegeben wird. Es werden gewöhnlich vier verschiedene Begriffe mit der Juno verbunden. Nach der Orphischen Religion war sie das Symbol der untern Luft, so wie Jupiter der obern, auch wol der Luft überhaupt. Damit vermischte sich ein anderer Begriff, den man aus der pelasgischen Religion zu Samos geschöpft hatte, nach welchem sie die Königin der Götter war. Hierzu kommen phönizische Vorstellungsarten, indem man die Venus Urania, unter welchem Namen die Phönizier die Natur verehrten, in Griechenland mit der Juno vertauschte. Als solche wurde sie besonders zu Argos verehrt. Endlich gaben ihr die Dichter den Charakter einer feindlichen Göttin, welche die Anschläge Jupiters und anderer Götter, oder Helden und Menschen hintertrieb. Uebrigens ward sie in ganz Griechenland verehrt: ihr vorzüglichster Sitz aber war zu Argos, in dessen Nähe sich ihr berühmter Tempel, Heräum, befand, und zu Samos, dem Orte ihrer Geburt und Vermählung; daher auch, unter vielen andern, der Beiname Samia. Als solche wurde sie auf Münzen, mit dem halben Mond auf dem Kopfe, die Hände auf zwei Stäbe gestellt, abgebildet. Die Gefährtinnen der Juno waren die Nymphen, Grazien und Horen. Unter diesen ist Iris (s. d. A.) ihre vorzüglichste Dienerin. Unter den Thieren war ihr der Pfau, die Gans und der Kuckuck heilig. Ihre gewöhnlichen Attribute sind das königliche Diadem, wie ein längliches Dreieck gestaltet, dessen kürzeste und zugerundete Spitze wie ein Gipfel in die Höhe steht. Oft trägt sie einen mit Sternen besäeten Schleier, entweder als Kopfputz, oder hinter ihr herfliegend. Auf einer Gemme aus der Stoschischen Sammlung siehet man sie in ruhiger Majestät auf einem Throne sitzen, an dessen Rücken zu beiden Seiten Sonne und Mond, und über ihrem Haupte die sieben Planeten gebildet sind, um sie als Herrscherin des Himmels zu charakterisiren. Sie wird auf einem Wagen von zwei Pfauen gezogen. Auf Gemmen findet man sie und Jupiter häufiger mit dem Gesichte en face abgebildet, um dem Charakter der Majestät desto besser auszudrücken. Uebrigens waren die Abbildungen der Juno bei den Alten nicht sehr häufig; denn selbst in der Zeit des edelsten Styls der Kunst besaßen die Griechen keine einzige vollendete große und berühmte Bildsäule derselben. Die meisten Junonen auf geschnittenen Steinen sind von griechischen Künstlern aus der Periode der römischen Kaiser, und stellen gewöhnlich die Kaiserinnen als Junonen vor. Bei den Römern hatte Juno denselben Charakter, wie bei den Griechen. Sie nannten sie hauptsächlich Juno Regina (regia); Pronuba Matrona (als Beschützerin der verlobten Jungfrauen) und Lucina (s. d. Art. Lucina und Ilythyia). Sie hatte in Rom mehrere Tempel. Alle ersten Tage der Monate und der ganze Junius waren ihr heilig. Ueber den Planeten d. Namens s. d. Art. Planeten.

Junta, wörtlich eine Vereinigung, nennt man in Spanien ein hohes Collegium für Staatssachen. Vor der Revolution hatten jedoch nur zwei obere Stellen diesen Namen, nämlich der königliche Handels-, Münz- und Bergwerksrath (Real Junta General de Comercio, Moneda, Minas y Dependencias de Estrangeros) und die Tabacksregie-Direction (Real Junta de Tabaco). Als Napoleon im Jahre 1808 von den spanischen Bourbons die Abtretung ihrer Rechte erschlichen

und erzwungen hatte, berief er nach Bayonne eine Versammlung der Notabeln Spaniens, unter dem Namen einer Junta. In den ältern Zeiten Spaniens, wo die Reichsstände noch berufen wurden, hatte man ihre Versammlung Cortes genannt; Napoleon wählte aber jenen Ausdruck, weil er die Comödie der gesetzlichen Umformung Spaniens nur durch einen weniger zahlreichen Ausschuß zu spielen für gut fand. Die Junta aus Bayonne sollte aus hundert und funfzig Mitgliedern bestehen, nämlich zwei Erzbischöfen, sechs Bischöfen, sechzehn Domherren, zwanzig Pfarrern aus dem Sprengel von Toledo, und sechs Ordensgeneralen, vom geistlichen Stande; vom weltlichen wurden berufen zehn Grandes von Spanien, zwölf Titulos von Castilien, zwei Abgeordnete für Navarra, einer für Biscaja, einer für Guispuscoa, einer für Alava, einer für die canarischen Inseln, einer für Asturien, vier für den Rath (Consejo) von Castilien, zwei für den Rath von Indien, zwei für den Kriegsrath, einer für den Rath de las Ordenes, einer für den Rath de Haziendas, einer für die Inquisition, einer für die Marine, acht für die Landarmee, drei Doctoren für die Universitäten Salamanca, Valladolid und Alcala de Henares, die übrigen für den Handelsstand von Cadix, Barcelona, Corunna, Bilbao, Valencia, Malaga, Sevilla, Alicante, Burgos, St. Sebastian, Santander, für die Bank von St. Carlos, für die Compagnie der Philippinen, für die fünf größern Gremios von Madrid, und für die amerikanischen Provinzen. Aber statt hundert und funfzig erschienen nur neun und neunzig Abgeordnete, und diese ohne hinlängliche Vollmachten, welches aber den Wiedergebärer von Spanien wenig irrte. Die Junta ward den 15ten Juni 1808 eröffnet, und nahm mit großem Beifall die neue Constitution an. Von ihr siehe den Artikel Spanien. Wir bemerken hier nur, daß unter den Staatsgewalten, welche sie festsetzte, auch eine Reichsversammlung von ebenfalls hundert und funfzig Mitgliedern war, die, unter dem Namen Cortes oder Junta, aus drei Collegien bestehen sollte, darunter das erste aus fünf und zwanzig Erzbischöfen und Bischöfen, das zweite aus fünf und zwanzig Grandes, das dritte aus vierzig Deputirten der Provinzen, dreißig Abgeordneten von Städten, funfzehn vom Handelsstande und funfzehn von den Universitäten. (Die Handelskammern, die an jedem Handelsplatze errichtet werden sollten, wurden auch Juntas de Comercio genannt.) — Später trat in Madrid, welches König Joseph Bonaparte bereits am 1sten August wieder hatte verlassen müssen, auch von Seiten der Insurrection und ihrer obersten Leitung eine Junta zusammen. Diese bestand zuerst unter dem Vorsitze des Grafen von Florida Blanca aus folgenden Mitgliedern: für Aragonien Don Francisco Palafox und Don Lorenzo Calve; für Asturien Don Melchior de Jovellanos und der Marquis de Campo Sagrado; für Alt-Castilien Don Lorenzo de Quinton und Don Miguel Valdes; für Catalonien der Marquis de Vissel und der Graf von Sabozena; für Cordova der Marquis de la Purebia und Don Juan de Dios Rabe; für Estremadura Don Martin de Garoy und Don Felix de Ovalle; für Grenada Don Rodrigo Requelindo und Don Luis Gines y Solido; für Jaen Don Sebastiano de Tocano und Don Paula Castanedo; für Murcia der Graf von Florida Blanca (Präsident) und der Marquis de Villar; für Sevilla der Erzbischof von Laodicea und der Graf von Tille; für Toledo Don Pedro de Bibero und Don Garcia de la Torre; für Valencia der Graf von Contamina und der Prinz de Pio; für die balearischen Inseln Thomas

de Vizi und Don Jose de Tajares. Nachher wurde die Zahl ihrer Mitglieder auf 44 bestimmt. Die Fortschritte der Franzosen im Spätherbst verscheuchten diese Junta nach Sevilla, von wo sie nachher nach Cadix flüchten mußte. Aus diesem Schlupfwinkel führten sie erst nach fünf Jahren Wellingtons Siege hervor. Außer dieser Central-Junta war in jeder einzelnen, von den Franzosen nicht unterjochten Provinz eine Provinzial-Junta, die jener untergeordnet sein sollte. Aber viele dieser Junten verweigerten der Central-Junta den Gehorsam. Auch erfüllte diese, besonders wegen Uneinigkeit ihrer Mitglieder, die Erwartungen der Nation nur schlecht; ihr Mangel an Einsicht und Energie schadete der guten Sache sehr, und erleichterte den Franzosen lange das Spiel. (S. Spanien.)

Jupiter, bei den Griechen Zeus, war ein Sohn des Saturn (daher Kronion und Kronides genannt) und der Rhea, und Bruder der Vesta, Ceres, Juno, des Neptun und Pluto. Nach den verschiedenen Zeiten Griechenlands verband man mit dieser Gottheit auch verschiedene Begriffe. Die Pelasger verehrten ihn von den ältesten Zeiten an als das Symbol der Natur, und von da schreibt sich noch sein Orakel zu Dodona her, so wie er auch aus diesem Grunde der dodonäische, pelasgische König heißt. In der Orphischen Religion war Jupiter ein physisches Symbol und bedeutete die obere Luft, den Aether, und in diesem Begriffe war Juno, das Symbol der untern Luft, mit ihm als Schwester und Gemahlin verbunden. Hieraus erklärt man folgende Homerische Fabeln. Juno, Neptun und Apollo wollten den Jupiter binden; aber Tethis rief den hundertarmigen Briareus ihm zu Hülfe. Dieser hintertrieb durch seine bloße Gegenwart den Anschlag der Götter. Dieß erklärt man von einem Streite der Elemente, in welchem der Aether beinahe wäre überwältigt worden, wenn er nicht endlich durch seine Kraft (Briareus) gesiegt hätte. Eben so symbolisch erklärt man die Fabel, nach welcher Jupiter sich einst vermaß, eine Kette vom Himmel herabzulassen, woran sich alle Götter hängen und doch nicht im Stande sein sollten, ihn herunter zu ziehen; er aber wolle sie alle, nebst Erde und Meer, zu sich heraufziehen und dann die Kette um den Gipfel des Olymps schlingen, so, daß sie sämmtlich in den Wolken schweben sollten. Alles vereinte Streben der niedern Elemente ist nicht im Stande, den Aether aus seinem Sitze herunter zu ziehen. Aus dem Symbole des Aethers entwickelte sich dann die Dichtervorstellung vom Jupiter, als Beherrscher des Aethers und des obern Luftraumes. In diesem Sinne werden ihm folgende, auf die Phänomene der Luft sich beziehende Namen beigelegt: der sich am Blitze Vergnügende; der Wolkensammler; der Hochsitzende; der Weitsehende; der Hochdonnernde; der Wolkentreiber. Ein höherer Begriff ist der des Vaters der Götter und der Menschen, wie ihn schon Homer an mehreren Stellen nennt; doch ist dieß noch nicht der Begriff eines höchsten Wesens und Weltschöpfers, welcher erst später entstand. Mehr gehört hierher der Begriff des Jupiter Herkeios, der ein Führer und Schützer des Hauses, der Familien und ihres Eigenthums, auch wol eines ganzen Volks und eines gewissen Districts, mithin eine blos locale Gottheit ist. Er ist ferner Regierer und Lenker der menschlichen Schicksale, und hält in seiner Hand eine Wage, womit er Jedermann Gutes und Böses zuwägt. Auch stehen in seinem Palaste

zwei Urnen: in der einen ist das Böse, in der andern das Gute. Bald giebt er den Sterblichen aus beiden vermischt, bald aus jeder allein. Nichts destoweniger ist er selbst wieder dem Schicksale, einem unbekannten in Dunkel sich hüllenden Wesen unterworfen. Er ist der weiseste aller Götter und Menschen; Minerva sitzt stets zu seiner Seite; er faßt seine Entschlüsse ohne Anderer Beihülfe, und wem er sie nicht offenbart, dem bleiben sie unerforschlich. Mit seinem Rathe steht er den Menschen bei, weßwegen er auch der Ertheiler wol überlegten Raths heißt. Er ist wahrhaftig, seine Versprechungen sind unwiderruflich und untrüglich; er kennt alle Schicksale der Menschen; er hört die Eide der Sterblichen, die sie bei ihm schwören, und rächt den Meineid aufs strengste. Jede Ungerechtigkeit und Härte ist ihm verhaßt. Wer den um Vergebung bittenden Beleidiger (Hiketes) nicht aufnimmt und ihm nicht vergiebt, den straft der Jupiter Hiketesios. Er ist gütig und liebreich, und will, daß die Menschen eben so einander begegnen sollen. Daher heißt er auch Jupiter Xenios, der Schützer der Fremdlinge. Diese Ideen vom Jupiter, die man, obgleich noch auf Jupiter als Localgottheit eingeschränkt, schon bei Homer und den Dichtern seines Zeitalters findet, wurden in der Folge immer mehr entwickelt, je nachdem die Cultur der Griechen fortschritt und eine reinere Philosophie sich zu verbreiten begann. Hiermit verband man die historische Sage, nach welcher Jupiter auf der Insel Creta und zwar auf dem Berge Ida geboren und erzogen war; denn ein Orakel des Uranus und der Gäa hatte der Rhea den Rath ertheilt, ihren Sohn auf jenem Berge zur Welt zu bringen, damit er nicht vom Kronos verschlungen werde. Doch soll auch Jupiter zu Messene, Theben, Olenos in Aetolien, Aegäa in Achaja, auf dem Berge Lykros, oder auf dem Dicte in Creta, auf dem Berge Lycäus in Arcadien, (wo die Höhle gezeigt wurde, in welcher seine Mutter mit ihm niederkam,) geboren sein. So verschieden die Oerter seiner Geburt angegeben werden, eben so verschieden sind auch die Nachrichten von dem Orte seiner Erziehung. Nach Homer erzog ihn Gäa, und verbarg ihn während der Nacht in einer Höhle des waldigen Gebirges Argäus; Tauben brachten ihm Ambrosia. Die Arcadier und Messenier ließen ihn durch Nymphen erziehen, welche ihn von den Cureten erhielten und in dem Brunnen Klepsydra badeten. Nach einer andern Erzählung soll die Mutter das Kind den Cureten übergeben haben, welche letzteren es durch die Nymphen Ida und Adrastea warten ließen, und durch das Zusammenschlagen ihrer Schilder beständig ein solches Geräusch machten mußten, daß Kronos das Kind nicht schreien hörte. Statt des Jupiter verschluckte darauf dieser einen in Ziegenfell gewickelten und mit Honig bestrichenen Stein. Wieder nach andern Erzählungen waren die Töchter des cretischen Königs Melissus, Amalthea und Melissa, seine Erzieherinnen, welche ihn mit der Milch einer Ziege, Amalthea, nährten, deren Horn Jupiter in das Fruchthorn verwandelte. Er wuchs sehr schnell heran. In einem Jahre war er schon im Stande, zur Ausführung eines Plans, den die Mutter gegen seinen Vater entworfen hatte, behülflich zu sein. Von der Metis bekam Jupiter ein Brechmittel, welches er dem Kronos eingab. Dieß that eine so gute Wirkung, daß er alle seine bis dahin verschluckten Kinder wieder von sich gab, auch den zuletzt verschluckten Stein, welchen Jupiter zum Andenken bei Pytho, am Fuße des Parnassus, niederlegte. Nun schritt er zur Entthro-

rung seines Vaters. Die ältesten Söhne des Uranus und der Gäa, die Centimanen und Cyclopen, waren in dem Tartarus hart gefesselt, und das Ungeheuer Kampe bewachte den Eingang desselben. Dieses tödtete Jupiter auf den Rath der Gäa, und befreiete die Gefangenen. Aus Dankbarkeit bewaffneten diese den Jupiter mit dem Blitze, der bis dahin in der Erde verborgen gelegen hatte, den Neptun mit dem Dreizack und den Pluto mit dem unsichtbar machenden Helme. Darauf entthronte er seinen Vater, den er mit demselben Messer entmannte, mit welchem dieser einst den Uranus entmannt hatte. Die Titanen waren mit dieser Regierungsveränderung nicht zufrieden, und so entstand ein zehnjähriger Krieg zwischen ihnen und den Kroniden und Centimanen. Der Schauplatz des Kampfs waren die Berge Olympus und Othrys. Von diesem fochten die Titanen, von jenem die neuen Götter herab. Endlich siegten die letztern, und die Titanen wurden in den Tartarus gestürzt. Nun war Jupiter im völligen Besitze der Oberherrschaft, und theilte durchs Loos das väterliche Reich mit seinen Brüdern, so daß er selbst den Himmel und die Erde, Neptun das Wasserreich und Pluto die Unterwelt zu seinem Antheile erhielt. Aber noch war die neue Herrschaft nicht hinlänglich gegründet. Andere furchtbare Ungeheuer erhoben sich gegen die neuen Götter und drohten ihnen den Untergang. Gäa zürnte, daß ihre Kinder, die Titanen, in den Finsternissen des Tartarus gefangen gehalten wurden, und brachte die furchtbaren Giganten hervor, welche sich gegen die neuen Götter empörten. Aber sie wurden endlich mit Hülfe des Hercules besiegt. Nun gebar Gäa, noch immer zürnend, von dem Tartarus den Typhoeus (Typhaon, Typhon), das furchtbarste aller Ungeheuer, das Jupiter nur mit vieler Mühe sich zu unterwerfen vermochte. Nach Einigen verfolgte Jupiter dasselbe mit dem Blitze und mit seiner Sichel, bis sie am Berge Casius mit einander zu streiten begannen. Typhoeus umwickelte den Jupiter mit seinen Schlangenschwänzen, stürzte ihn zu Boden, und schnitt ihm mit jener Sichel die Sehnen an Händen und Füßen ab, schleppte ihn dann in die corcyrische Höhle und stellte einen Drachen als Wächter vor dieselbe. Aber Mercur und Aegipan (ein Sohn des Jupiter und der Aega, Pans Gemahlin, oder ein Mitbruder des Jupiter) befreieten ihn heimlich aus derselben, heilten ihn und setzten ihn auf einen geflügelten Wagen, von welchem er auf den Typhoeus seine Blitze herabschleuderte. Bei Nisa entstand der erste Kampf, am Hämus der zweite; endlich siegte Jupiter und bedeckte das fast verblutete Ungeheuer mit dem Aetna, oder mit der Insel Pithecusa. Nun befand sich endlich Jupiter im ruhigen Besitze der Oberherrschaft, welche ihm von den Göttern feierlich übertragen wurde, wofür er jedem unter ihnen eine Belohnung ertheilte. Seitdem war Jupiter ein König der Götter, ein Begriff, der in den Zeiten entstanden zu sein scheint, wo Griechenland noch lauter kleine Könige hatte. So wie diese oft einen allgemeinen König oder Aufseher unter sich wählten, der den Vorrang hatte, wie zum Beispiel Agamemnon im trojanischen Kriege, so machten es auch, den Erzählungen der Dichter zufolge, die Götter. Sie wählten den Jupiter zu ihrem Könige und Anführer, und daher hatte er das Recht, die Götter bei wichtigen Angelegenheiten in seinen Palast zu berufen. So hielt er eine Versammlung mit denselben im Titanenkriege, und versprach ihnen, sie sämmtlich nicht nur in allen ihren Würden zu bestätigen,

uch diejenigen, welche unter Saturn verstoßen worden waren, vieder einzusetzen, sondern er verhieß ihnen auch große Belohnun-gen, wenn sie ihm mit Schutz und Hülfe beistehen würden. Im rojanischen Kriege untersagte er den versammelten Göttern, an demselben fernerhin Theil zu nehmen,, und drohte, den Ueber-reter dieses Verbots mit seinem Blitze in den Tartarus zu schleu-dern. Der König Jupiter ist vom Homer ganz nach dem Begriffe der damaligen griechischen Könige geformt, so wie überhaupt der ganze Charakter desselben nach den Sitten der alten griechischen Hel-den, welche roh, wild und leidenschaftlich waren, geschildert ist. Uebrigens wird ihm sogar eine Geißel zugeschrieben, womit er als König züchtigt. Diese Vorstellung war von den Aegyptern entlehnt, bei denen die Geißel ein Bild der königlichen Hoheit war. Wir kommen nun auf die Thaten und Liebschaften Jupiters. Als Regent der Erde hatte er sein Augenmerk vorzüglich auf das Men-schengeschlecht gerichtet, welches er, weil es verderbt und lasterhaft war, von Grund aus vertilgte, und aus Bäumen ein anderes und besseres schuf. Den Prometheus, der das Feuer für die Menschen gestohlen hatte, ließ er durch Vulcan an den colchischen Caucasus schmieden, und seine Leber von einem Geier verzehren. Den Aescu-lap erschlug er mit seinem Blitze, weil er durch seine Heilkunde das Reich des Pluto entvölkert hatte; und als Phöbus, um seinen Sohn zu rächen, die Cyclopen tödtete, welche den Blitz geschmiedet hatten, verbannte er ihn eine Zeitlang aus dem Himmel, und verstieß ihn auf die Erde. So streng rächte er jede Beleidigung seiner Majestät. Aus demselben Grunde tödtete er auch den König Salmoneus, der den Donner nachahmte; den Idas, welcher den Pollux erschlagen wollte, und den Capaneus, welcher zuerst Thebens Mauern erstieg; ferner die Cureten, weil sie, von der Juno verführt, den jungen Epaphus verbargen, und den achäischen Flußgott Aesopus, der seine Tochter, die Jupiter entführt hatte, wieder zurückverlangte. Auch zog er durch die Welt, strafte die Bösen und belohnte die Guten. Seine beständigen Diener waren die Horen und Mercur; sein und der übrigen Götter Mundschenk, Ganymedes, vorher Hebe. Sein Palast ist auf dem Olymp. Themis oder Tike sitzt neben ihm auf dem Throne. Seine erste Gattin war Metis, eine Tochter des Oceanus, die klügste unter allen Gottheiten. Als aber Uranus und Gäa ihm weissagten, daß sie ihm ein Kind gebären würde, welches ihm seine Herrschaft rauben sollte, so verschlang er sie, als sie schwanger war, und gebar darauf aus seinem Haupte die Minerva. Seine zweite Gemahlin war Themis, eine Tochter des Uranus und der Gäa, mit welcher er die Horen und Parzen erzeugte; seine dritte und bekannteste die Juno. Außerdem hatte er unter Göttin-nen und sterblichen Mädchen eine große Anzahl von Geliebten. Unter den Göttinnen liebte er die Dione, eine Tochter des Aethers und der Gäa, und ward durch sie der Vater Aphrobitens; ferner die Mnemosyne, des Uranus und der Gäa Tochter, mit der er die neun Musen erzeugte, indem er neun Nächte in ihrer Umarmung zu-brachte; die Ceres, seine Schwester, welche durch ihn Mutter der Proserpina ward; die Eurynome, des Oceans und der Thetys Tochter, Mutter der Grazien; die Latona, Tochter des Titanen Cöus und der Phöbe, Mutter Apoll's und Dianens. Weit größer ist die Zahl seiner sterblichen Geliebten. Zu ihnen gehören: die Danae, des Acrisius Tochter, Mutter des Perseus; die Niobe,

Tochter des Phoroneus, die erste Sterbliche, die Jupiter liebte, und mit der er den Argus, den dritten König von Argos, zeugte; die Maja, Tochter des Atlas und Mutter des Mercur; ihre Schwester Taygete, Mutter des Lacedämon, und die dritte Schwester Elektra, Mutter des Dardanus; ferner die Semele, Tochter des Kadmus und Mutter des Bacchus; Europa, Tochter des Phönix oder Agenor und Kadmus Schwester, Mutter des Minos, Sarpedon und Rhadamanth; Kallisto, des Lycaon oder Nycteus Tochter, Mutter des Arcas; Jo, des Inachus oder Argus Panoptes Tochter, Mutter des Epaphus; Leda, Tochter des ätolischen Königs Thestius oder Glaucus, Mutter der Helena und des Pollux; Aegina, Tochter des Flußgottes Aesopus und Mutter des Aeacus; Antiope, Tochter des Nycteus und Mutter des Amphion und Zethus; Klara, Tochter des Orchemenos und Mutter des Riesen Tityus; die letzte seiner Geliebten war die schöne Alkmene, die Mutter des Hercules. Auch nennt man die Nymphen als Töchter des Jupiter; so wie er ferner durch die Entführung des schönen Ganymedes den Griechen das erste Beispiel der Knabenliebe gab. Jupiter hatte mehrere Orakel in Griechenland, nämlich zu Dodona, eins zu Olympia, welches aber bald aufhörte, und eins in der heiligen Grotte auf dem Berge Ida in Creta. Sein vorzüglichster Tempel in Griechenland war der zu Olympia oder Pisa. Außerdem wurde er noch besonders verehrt zu Dodona in Epirus, auf dem Berge Casius in Aegypten, in der Stadt Nemea in Argolis, am Aetna, auf den Bergen Athos und Dikte und an vielen andern Orten. Hieraus erklärten sich viele Beinamen des Jupiter. Bei den Römern hieß er Feretrius, Elicius, Stator, Capitolinus u. s. w. Sein gewöhnliches Attribut ist der Blitzstrahl, den er entweder selbst in der Hand hält, oder welchen der Adler neben ihm trägt. Diesen findet man immer bei ihm; auch zuweilen den schönen Ganymedes. Gewöhnlich wird er mit Krone und Scepter abgebildet. Sein Blick verräth Ernst und Majestät, mit Güte und Heiterkeit vermischt. Von Statuen, die den Jupiter darstellten, haben sich verhältnißmäßig nur wenige aus dem Alterthume erhalten; und noch dazu keine vom ersten Range. Desto schönere Vorstellungen findet man auf Gemmen, welche uns den König der Götter bald als Büste, bald in ganz ausgedrückter Figur, bald allein, bald mit andern Figuren gruppirt, in den verschiedenen Auftritten seiner Geschichte darstellen. Das berühmte Wunderwerk Griechenlands, die Bildsäule des olympischen Jupiters von Phidias (s. Phidias), ist zwar für uns verloren gegangen; aber höchst wahrscheinlich sind uns in den vielen vortrefflichen Jupiters-Köpfen auf Gemmen die Hauptzüge desselben aufbehalten. Auf einer Gemme des Stoschischen Cabinets bewundert man besonders den hohen, mit himmlischer Milde gepaarten Ernst, der über sein ganzes Gesicht verbreitet ist, und den schönen, nicht in krausen Locken der Jugend, sondern in den sanften Schwingungen des reifen, männlichen Alters herunterfallenden Haarwuchs, der am treffendsten sich mit der Mähne des Löwen, des Königs der Thiere vergleichen läßt. Auf einer andern Gemme thront Jupiter als König des Himmels und der Erde auf einem Lehnstuhle. Mond und Sterne um ihn her, den Erdball in der Rechten, das Scepter in der Linken, und ein Diadem um sein Haupt, bezeichnen ihn deutlich als den höchsten Herrscher. Der Untertheil des Leibes ist bekleidet; der Adler zu seinen Füßen blickt zu ihm hinauf, seine Befehle

erwartend. Wenn Jupiter steht, so ist er meistens ganz nackend, weil er dann im Handeln begriffen ist, wobei ihm die Kleidung nur hinderlich sein würde. Gewöhnlich opferte man ihm Stiere und Adler; Eichen und Buchen waren ihm besonders heilig. Im zweiten Monate jedes fünften Jahrs wurden ihm die olympischen Spiele gefeiert. Außer der Homerischen und Orphischen Hymne auf den Jupiter, haben wir noch eine vom Kallimachus und Kleanthes. Noch merken wir an, daß die Alten mehrere Jupiter unterschieden. Varro giebt deren dreihundert und Cicero drei als die vornehmsten an: den Sohn des Aether, des Äolus und des Saturn. In dem letzten wurden endlich die Geschichten aller Jupiter vereinigt. Ueber den Planeten dieses Namens s. den Art. Planeten.

Jura, ein 60 — 80 Stunden langes und 15 Stunden breites Gebirge, die nördliche Fortsetzung der aus Savoyen emporsteigenden Alpen (s. d. Art.), enthält da, wo die Rhone das Gebirge durchbricht, den Namen Jura. Aber auch durch die niedrigern Berge des Cantons Waadt steht er mit den hohen berner Alpen in Verbindung. Der Jura zieht sich in mehrern langgestreckten Reihen zwischen den französischen oder Schweizergränzen gegen Norden, theilt sich endlich und läuft mit dem östlichen Hauptarme durch Neufchatel und den helvetischen Canton Solothurn, und endigt an der Ostseite des Frickthals im Canton Aargau am Rhein, wo auf der deutschen Seite der Schwarzwald eine Fortsetzung desselben ist. Der westliche Arm geht weiter gegen Norden und erhält den Namen des voghesischen Gebirges. Der Jura hat keinen immerwährenden Schnee, auch nicht die auffallende zackige Figur der hohen Alpen. Einer der höchsten Gipfel, der Berg Recület, erhebt sich 885 Toisen, und die Dole, westlich von Nion, 846 Toisen über die Fläche des mittelländischen Meeres.

Jurisprudenz, s. Rechtswissenschaft und die einzelnen Rechte, als Civilrecht, Criminalrecht, Römisches Recht u. s. w.

Jury (Geschwornengericht). Das Recht und die Machtvollkommenheit zu strafen, ist von der executiven Gewalt im Staate unzertrennlich. Da aber die Strafgewalt über Eigenthum, Freiheit und Leben der Staatsbürger zu entscheiden hat, so kann die executive oder höchste Gewalt leicht in Despotismus, und das Verhältniß der Staatsbürger zu ihr in Sclaverei ausarten, wenn erstere willkürlich strafen kann. Demnach kam es darauf an, ihr die Willkür und Möglichkeit zu benehmen, ungerecht zu sein. Da nun bei jedem Straffall eine doppelte Frage zu beantworten ist, erstlich: hat der Angeschuldigte die That begangen, welcher er beschuldigt wird, (eine Thatfrage)? und zweitens: wenn er schuldig ist, welche Folgen knüpfen die Gesetze an diese That, welche Strafe muß ihn treffen? (eine juridische Frage): so wird die executive Gewalt hinlänglich beschränkt, und doch nicht aufgehoben sein, wenn man ihr blos die letzte Frage zu beantworten überläßt, dagegen die Beantwortung der ersten einer von ihr geschiedenen möglichst unabhängigen Behörde überträgt. Diese darf sich aber weder auf einen Einzelnen, noch auf ein bestehendes Collegium beschränken. Beide sind zu sehr den Einflüssen der höchsten Gewalt unterworfen. Nur das Volk in Masse ist nicht zu verführen, da es kein anderes, als das volksmäßige Interesse der Sicherheit und Freiheit haben kann; nur dieses steht furchtlos der höchsten Gewalt gegenüber, da das Volk nur durch das Volk gezwungen werden könnte. Weil aber ferner das Volk in Masse nicht zu Gericht sitzen kann, auch

bekannt ist, wie wenig von der unparteiischen Gerechtigkeit der Menge zu erwarten ist, sobald ihr Vortheil in das Spiel kömmt, so muß diese Thätigkeit einzelnen, für einzelne Fälle oder nur auf kürzere Zeit gewählten, geschworenen Repräsentanten übertragen werden, damit das Volksgericht nicht in ein feststehendes Amt ausarte. Diese, da sie nicht im voraus bestimmt sind, können nicht zum Ziel verführerischer Einflüsse gewählt werden, die, wenn auch bei Einigen, doch schwerlich bei Allen Eingang finden können. In diesen Ansichten ist der Grund und zugleich das Wesen eines jeden Geschwornengerichtes enthalten. Von dieser Art ist die sogenannte englische kleine Jury, und die, dieser nachgeahmte, Jury de jugement bei den Franzosen. Der Freiheitssinn ging in dem ersten Lande noch weiter, und erfand, um des Unheils willen, das schon durch bloße Anklagen verursacht werden kann, die sogenannte große Jury, ebenfalls geschworene Volksrepräsentanten, welche über die Zulässigkeit einer Anklage zu urtheilen haben und ob in Gemäßheit ihrer mit der Criminalunterſuchung gegen Jemand zu verfahren sei. Ihr Ebenbild bestand in Frankreich bis 1809 unter dem Namen Jury d'accusation. An diesen wesentlichen Charakter eines Geschwornengerichts knüpfen sich mehrere, zu seiner Vervollkommnung nöthige Bestimmungen. a) Es müssen nicht nur Bürger über Bürger zu Gerichte sitzen, sondern es muß auch die möglichste Standesgleichheit unter den Richtern und dem zu Richtenden beobachtet werden, damit nicht verschiedenes Standesintereſſe oder ungleiche Gesichtspunkte zu Ungerechtigkeiten, Parteilichkeiten, oder falschen Beurtheilungen Veranlassung geben. In England, wo alle Stände vor dem Gesetze gleich sind, und man keine besonderen Vorrechte des Standes oder der Geburt kennt, haben alle Adeliche, welche nicht zu den Pärs des Reichs gehören (denn diese, als unmittelbar integrirende Theile der Verfassung, als Mittelglieder zwischen König und Volk, haben ihres Gleichen, und demnach ihr Geschwornengericht nur in dem Oberhause), ferner die Kinder und Brüder dieser Pärs und alle nur betitelte Lords eine und dieselbe bürgerliche Jury mit den gemeinen Bürgern. In den alten deutschen Gerichten, welche dem Wesentlichen nach Geschwornengerichte waren, wurde die Ebenbürtigkeit des Richters mit dem zu Richtenden auf das strengste beobachtet; jedoch nicht sowol weil kein Niederer von einem Höhern, sondern umgekehrt, weil kein Höherer von einem Niedern gerichtet werden durfte. b) Die Geschwornen können nicht wol anders als von einem öffentlichen Beamten, in England von dem Sheriff, gewählt werden. Jede mögliche Gefährde zu vermeiden, bleibt dem Angeklagten das Recht, einen Theil der Gewählten zu verwerfen. Gleiches Recht ist auch dem Ankläger verstattet. Demnach können in England von jenem 20, und beim Verbrechen des Hochverraths 35 verworfen werden, während der Ankläger im Namen des Königs keinen einzigen ohne namentliche Ursache verwerfen darf. c) Das Geschwornengericht, das in den meisten Fällen nur aus Ungelehrten des Volkes bestehen kann, darf an keine gesetzliche Beweistheorie, sondern blos an seine rein menschliche und individuelle Ueberzeugung gebunden sein, und eben deswegen kann man seine Aussprüche keiner Revision, am wenigsten einer bestimmten höhern Behörde unterwerfen. In England hat man auch für Civilsachen eine Jury. Weil in Civilsachen die Bestimmung der factischen Umstände meistens schon von juridischen Fragen abhängt, so ist hier eine Beweistheorie vorgeschrieben. Allerdings ein offenbarer Widerspruch.

ier bleibt den Gewählten nichts übrig, als in Allem den Ansichten
id dem Vortrage des vorsitzenden Rechtsgelehrten zu folgen. d) Alle
i der Criminalunterſuchung nöthigen Handlungen, Verhöre u. ſ. w.
nd vor den Augen der Geſchwornen zu bewerkſtelligen. Ihre Er-
nntniß auf ein Protocoll, auf Acten oder den Vortrag eines Be-
mten zu verweiſen, würde an ſich Schwierigkeiten haben, auf alle
älle aber einer durch äußere Einflüſſe zu beſtimmenden Willkühr des
rotocollirenden oder des Beamten Raum laſſen, und hierdurch der
eſentliche Zweck des Geſchwornengerichts vernichtet werden. — Mit
r franzöſiſchen Verfaſſung wurde auch das Geſchwornengericht immer
eiter auf dem Continent verbreitet und erregte den größten Antheil,
ei Vielen enthuſiaſtiſche Bewunderung. Es iſt aber von Feuer-
ach, in ſeiner claſſiſchen Schrift über dieſen Gegenſtand, (Landshut
813. 8.) bewieſen worden, daß, in politiſcher Hinſicht betrachtet, das
eſchwornengericht nur in beſtimmten Verfaſſungen einen Werth haben
ann, worüber man deſſen Mängel, in ſo fern es bloß von dem Ge-
chtspunkte der Criminalgerichtsbarkeit aus betrachtet wird, vergeſ-
n mag. Politiſche Rückſichten machen das Geſchwornengericht noth-
endig in Demokratien. Einem einzelnen Magiſtrat oder einer be-
ehenden Behörde anvertraut, würde die Criminalgewalt den unmit-
elbaren Weg zur Alleinherrſchaft oder Ariſtocratie bahnen. Eben ſo
nentbehrlich iſt daſſelbe einer gemiſchten Verfaſſung wie der engli-
chen. Denn dieſe würde entweder zur reinen Monarchie, Democra-
ie oder Ariſtocratie werden, wenn man das ungeheure Uebergewicht
er Strafgewalt allein dem Monarchen, oder einer der ihm entgegen-
virkenden und ihn beſchränkenden Kräfte, dem Volke oder dem die
Nationalſouveränetät repräſentirenden Körper übertragen wollte. Gar
ehr fürchten daher auch die Engländer, dieſe Verfaſſung möge der-
inſt ſich in eine reine Monarchie auflöſen, ſeitdem es der Regierung
elungen iſt, mehrere Modificationen und Beſchränkungen der Ge-
chwornengerichte zu machen. Dagegen leuchtet ein, daß in einer
Verfaſſung, wo der Monarch unumſchränkter, nur an ſeine eigenen
Geſetze gebundener Herr iſt, jener politiſche Vorzug einer Jury weg-
falle. Hier kann keine Verfaſſung, aber auch keine perſönliche Frei-
heit der Einzelnen von dem Geſchwornengerichte vertheidigt werden,
da der Regent dieſes jeden Augenblick aufheben, oder doch in beſon-
dern Fällen willkührlich durch Specialcommiſſionen unwirkſam machen
kann. Das redende Beiſpiel davon iſt Frankreich in den letzten Zei-
ten. Uebrigens ſcheint die Stiftung eines Geſchwornengerichts bei
einer rein monarchiſchen, und ſchon durch längere Dauer begründeten
Monarchie nicht nur nichtig, ſondern auch um ſo entbehrlicher, da
hier der Regent nichts mehr durch Ungerechtigkeit gewinnen kann,
wol aber Alles zu verlieren befürchten muß. In wie fern entſpricht
aber ein Geſchwornengericht den Anfoderungen, welche man an die
Criminalgerichtsbarkeit macht? In wie weit iſt ein zuverläſſiges,
wahres Erkenntniß über das Schuldig oder Unſchuldig von ihm zu
erwarten? Daß die engliſche Jury durchaus den Verbrecher begün-
ſtigt, bewieſe im Allgemeinen noch nichts gegen dieſes Inſtitut, wel-
ches einmal bei den Engländern einen außerordentlich populären Cha-
rakter angenommen hat. 1) „Die Erhebung des ſubjectiven
Fürwahrhaltens zum Princip der Wahrheit ſelbſt, die
Gleichgültigkeit des Geſetzgebers für die objectiven Glieder der rich-
terlichen Ueberzeugung, für die Reinheit oder Unlauterkeit ihres Ur-
ſprungs, räumt dem Irrthum, dem alle Wege offen gelaſſen ſind,

einen vollkommen freien Spielraum, und sogar die Würde und Kraft der Wahrheit selber ein." Kann man dem Geschwornen, welcher nur in dem Kreise gewöhnlichen Verkehrs sich zu bewegen gewohnt ist, und auch nur in und für diesen seine Fähigkeiten gebildet hat, Scharfblick genug zutrauen, um die verwickeltsten Verhältnisse, die so oft bei Criminaluntersuchungen vorkommen, zu durchschauen, um kaltblütig weder die Abneigung noch Zuneigung den Ausschlag geben zu lassen? Diesem Uebel mittelst beständiger Geschwornen, welche durch Uebung sich zu Criminaluntersuchungen bilden könnten, abhelfen wollen, hieße den Begriff des Geschwornengerichts vernichten. Hierzu kömmt, daß bei der mündlichen Verhandlung vor den Geschwornen Alles vollkommene Wirksamkeit erhält, was die Ueberzeugung durch Trugschlüsse und Erregung von Affecten übereilen und irreleiten kann, und daß die verschiedenen, oft unendlich zahlreichen Vertheidigungs- und Beschuldigungsmomente auf keine Weise vergleichend gegenüber gestellt und gegen einander abgewogen werden mögen; was nur der Beurtheilung des Richters aus geschriebenen Protocollen möglich ist. Allemal wird bei einem Geschwornengerichte der letzte Eindruck der entscheidende sein. Die Information, womit, nach beendigten Debatten, der dem Gerichte vorsitzende, rechtsgelehrte Richter die Berathung der Geschwornen zu leiten und ihrem ungelehrten Urtheile zu Hülfe zu kommen sucht, hilft diesem und den unten bemerkten Mängeln auf eine sehr inconsequente Weise ab: denn hierdurch wird dieser in den allermeisten Fällen zum Herrn des Urtheils. Aus seinen strengern oder mildern Gesinnungen kann man in England in der Regel mit Sicherheit dem Ausspruche der Geschwornen entgegensehen. Viele Verbrecher ergreifen die Flucht, wenn ein Großrichter von bekannt strengem Charakter zur nächsten Sitzung in die Grafschaft kömmt, und kehren zurück, wenn sie bei den milderen Gesinnungen eines andern eine günstigere Entscheidung erwarten dürfen. 2) Die Erfahrung bestätigt es, und es liegt in der Natur der Sache, daß die Geschwornen in der Regel Anstand nehmen, selbst ihrer Ueberzeugung entgegen, das Schuldig da auszusprechen, wo von einem der öffentlichen Meinung nach strenger als billig verpönten Gesetze die Rede ist. Der gemeinen Ansicht wird es hier unendlich schwer, das Factische von den rechtlichen Folgen zu trennen. Dieser Nachtheil zeigt sich besonders in England, ja er wird hier, wo die Criminalgesetzgebung nicht mit der Zeit fortgerückt ist, und z. B. ein ganz geringer Diebstahl mit dem Strange bestraft wird, gewissermaßen nöthig. 3) Die Frage über Schuldig oder Nichtschuldig ist keine rein factische, sondern auch eine juridische, und setzt also allemal criminalrechtliche Kenntnisse voraus. Sagen zu können, ob Jemand einen gewaltsamen Diebstahl begangen habe, muß man erstlich wissen, ob er dasjenige überhaupt gethan, was der Ankläger behauptet, und dann, ob diese Handlung jene Kennzeichen habe, welche die Gesetze von einem gewaltsamen Diebstahle verlangen. Wollte man aber, diesem Uebelstande abzuhelfen, die Jury auf Beantwortung des bloß rein factischen Punktes der Frage über das Schuldig beschränken, so würde man ihren Zweck völlig vernichten, und der Behörde, welcher die Entscheidung des juridischen Punktes überlassen bliebe, die größte Willkür freigeben, indem dieselbe jede Handlung zu jedem ihr beliebigen Verbrechen machen könnte. In England hat man den nur zu unsichern Ausweg eingeschlagen, daß, wenn die Geschwornen die Anklage in juridischer Hinsicht nur zum Theil gegründet finden, (der Ankläger muß das von

ihm verfolgte Verbrechen bei Vermeidung der Nullität seines Verfahrens ganz bestimmt nennen) und darin ein kleineres als das angeschuldigte Verbrechen erkennen, ein zusammengesetztes, theils lossprechendes, theils verurtheilendes Verdict (Urtheil, Ausspruch) geben dürfen, z. B. schuldig des Todschlags, nicht aber des Mordes. Sind die Geschwornen über das rein Factische einig, sie können jedoch ihre Zweifel über dessen juridische Beschaffenheit nicht lösen: so haben sie die Entscheidung dem Vorsitzer zu überlassen. Werden aber die Geschwornen ihrer Einsicht nicht mehr als billig vertrauen? Wird hier der Vorsitzer nicht unumschränkter Richter? Man könnte geneigt seyn, mindestens darin einen entschiedenen Vorzug der Geschwornengerichte zu finden, daß der Beschuldigte von Richtern gerichtet wird, welche seines Gleichen sind, und von welchen, scheint es, er eben deßwegen ein gerechteres, seine individuelle Lage mehr berücksichtigendes Urtheil erwarten kann, als von Andern. Allein erstlich muß jene ärmste und verächtlichste Classe des Volks, welche vor allen andern die criminalprocessualischen Annalen füllt, um seiner Stumpfheit und seines Mangels an jedem öffentlichen Interesse willen, von der Jury ausgeschlossen bleiben, wodurch jene Gleichheit in den meisten Fällen vernichtet ist. So muß in England, wer Geschworner werden will, ein bestimmtes Einkommen haben; dasselbe wird in Frankreich beobachtet, wo auch noch besondere Eigenschaften des Standes berücksichtiget werden. Sodann macht nicht bloß der Stand die wichtigste Ungleichheit, sondern es wird, bei den unendlichen Abstufungen und Verschiedenheiten des Vermögens, der Erziehung, der Meinungen und unzähliger äußerer Verhältnisse in der menschlichen Gesellschaft, statt vollendeter Gleichheit oft die größte Ungleichheit zwischen den Richtern und Angeklagten Statt finden. — Die mannichfaltigen Mittel, wodurch man in Frankreich den Gebrechen der Jury abzuhelfen gesucht hat, (man konnte hier, wo sie als politisches Institut gleichgültig war, willkürlich an ihrem Wesen ändern) und welche dennoch keine zweckmäßigere Criminalgerichtsbarkeit schaffen konnten, belegen ihre gänzliche Unzulänglichkeit in dieser Hinsicht zur Genüge. D. M.

Jussieu (Antoine und Bernard de), zwei Brüder, in den letzten Jahren des 17. Jahrh. geb., zeichneten sich sowohl in der practischen Arzneikunde, als in der Botanik aus. Antoine machte botanische Reisen und brachte aus Spanien eine zahlreiche Pflanzensammlung mit. Er schrieb darauf über naturhistorische und medicinische Gegenstände, und starb am 22. Apr. 1758 im zwei und siebenzigsten Jahre, wegen seiner Menschenliebe allgemein betrauert. Bernard geb. 17. Aug. 1699 zu Lyon, erhielt im botanischen Garten des Königs eine Professur der Botanik. Ihm hat man die von Tournefort, 1725 in zwei Duodezbänden herausgegebene Histoire des plantes qui naissent aux environs de Paris zu verdanken. Er stand bei Ludwig XV. sehr in Gnade. Bernard hatte die Freude, die Ceder vom Berge Libanon, die in dem Garten des Königs fehlte, und von welcher er selbst in seinem Hute zwei Stecklinge aus England nach Frankreich gebracht hatte, unter seinen Augen über alle andere Bäume des Gartens hinwegwachsen zu sehen. Linné besuchte ihn während seines Aufenthaltes in Frankreich und wohnte einer seiner botanischen Wanderungen bei. Jussieu's Schüler, so erzählt man, erlaubten es sich, ihren Lehrer auf die Probe zu stellen, indem sie ihm Pflanzen, deren Kennzeichen sie absichtlich zerstört hatten, darbrachten und eine Erklärung derselben von ihm verlangten. Stets erkannte dann Jus-

sieu den Betrug und gab, ohne in Verlegenheit zu gerathen, die verlangte Auskunft. Einst wollten die Schüler mit Linné denselben Versuch machen; dieser aber erklärte frei heraus, nur Gott allein oder ihr Lehrer (Jussieu) könne ihre Frage beantworten. Nachdem sich Jussieu lange Zeit mit einer systematischen Eintheilung des Pflanzenreichs beschäftigt hatte, starb er am 6. Nov. 1777 im 79. Jahre seines Alters. Noch lebt sein Neffe Antoine Laurent de Jussieu, Arzt, Mitglied der Academie der Wissenschaften zu Paris und der königl. medicin. Schule. Im J. 1804 erstattete er einen Bericht über die Resultate der Reise des Cap. Baudins nach Neuholland. In der Anatomie der Pflanzen hat er sich durch die Entdeckung eines im Kern enthaltenen Körpers, Perisperme von ihm genannt, bekannt gemacht. 1784 ließ er seinen Rapport de l'examen du magnetisme animal drucken. Seine Genera plantarum secundum ordines naturales disposita (nach der Methode im botan. Garten zu Paris) erschienen 1789 und 1791; auch in Zürich und in Leipzig. 1796 schrieb er Tableau synoptique de la méthode botanique de B. et A. L. de Jussieu; und 1800: Tableau de l'école de botanique du Jardin des Plantes de Paris. Er erhielt 1817 den St. Michaelsorden.

Justinianus I., der Große genannt, Justinus des I. Neffe, Kaiser des oströmischen Reichs, und berühmt als Gesetzgeber, wurde 483 in einer unbekannten Familie geboren. Er nahm Theil an dem Glücke seines Oheims, der vom gemeinen thracischen Bauer zum Kaiser aufgestiegen war. Als Justinian im J. 521 zum Consul ernannt worden war, gab er dem Volke prächtige Schauspiele. Eben so schmeichelte er dem Senate, und suchte dessen Gunst sich zu erwerben, wofür ihm auch dieser den königlichen Titel Nobilissimus ertheilte. Sein Oheim, vor Alter schwach und an einer empfangenen Wunde leidend, legte gewissermaßen die Regierung nieder. Doch wurde Justinian erst nach dessen Tode, am 1. Aug. 527, zum wirklichen Kaiser ausgerufen. Jetzt verheirathete er sich mit der berüchtigten Theodora, welche er aus dem Stande einer Schauspielerin und öffentlichen Buhlerin auf den kaiserlichen Thron erhob. Diese wußte sich, theils durch ihre buhlerischen Künste, theils auch durch wirkliche Vorzüge, eine unumschränkte Herrschaft über ihren Gemahl zu verschaffen. Unter seiner Regierung erhoben sich die Parteien des Circus mit Erbitterung gegen einander, und veranlaßten, unter dem Namen der Blauen und Grünen, mehrere blutige Scenen in Constantinopel. Durch die gewaltsamen Mittel, welche er anwandte, den entstandenen Aufruhr zu stillen, fachte er denselben nur noch mehr an, und eine Feuersbrunst, die in Folge des Aufruhrs ausbrach, legte den größten Theil von Constantinopel und seine schönsten Gebäude in Asche. Justinians Leben selbst schwebte in Gefahr. Nachdem durch Ströme von Blut und durch eine Menge von Hinrichtungen die Wuth der Factionen gedämpft war, endigte Justinian den Krieg mit den Isauriern, und erkämpfte durch seinen General Belisarius in den Jahren 528, 542 und 543 drei berühmte Siege über die Perser. Dieser große Feldherr zerstörte auch 543 das Reich der Vandalen in Afrika, und führte Gilimer, den König derselben, gefangen nach Constantinopel. Spanien und Sicilien wurden wieder erobert, die Ostgothen, welche Italien besaßen, überwunden. Im J. 536 drang Belisar sogar in Rom ein, und der Eunuch Narses, ein anderer Feldherr des Justinian, machte dem Reiche der Ostgothen in Italien 553 ein völliges Ende. Diese Eroberungen gaben dem römischen Reiche

einen Theil seiner vorigen Ausdehnung wieder. Nachdem Justinian von innen und außen die Ruhe hergestellt hatte, wandte er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Gesetze, welche seit langer Zeit in außerordentlicher Verwirrung gehandhabt worden waren. Er gab zehn Rechtsgelehrten, welche er unter den geschicktesten ausgewählt hatte, den Auftrag, aus seinen eigenen und nach den Gesetzen seiner Vorgänger einen neuen Codex zu bilden. Dieses Gesetzbuch wurde in zwölf Bücher abgetheilt und die Materien darin nach ihrem verschiedenen Inhalte von einander abgesondert. Wissenschaftliche Rechtsgelehrte haben jedoch dem Tribonian, der an dem Entwurfe dieses Codex den vorzüglichsten Antheil hatte, den Vorwurf gemacht, daß er bei Vertheilung der Materien einen mangelhaften Plan befolgt habe. (So handelt er z. B. von den Formalitäten des gerichtlichen Verfahrens, ehe er von den Gegenständen gesprochen, welche demselben vorausgehen müssen.) Auf diesen Codex ließ Justinian die Pandecten, die Institutionen und die Novellen folgen, welche späterhin unter dem Titel: Corpus juris civilis zusammenbegriffen wurden. (S. Corpus juris.) Außer der Sorge, die Justinian auf die Gesetzgebung wandte, war er auch darauf bedacht, neue Städte zu erbauen, andere zu befestigen und mit neuen Gebäuden zu verschönern, besonders aber darauf, den Frieden in der Religion herzustellen. Unter andern Kirchen ließ er die Sophien-Kirche zu Constantinopel, welche bei dem Aufruhr der Blauen und Grünen von den Flammen zerstört worden war, wieder aufbauen. Sie wird für ein Meisterstück der Baukunst gehalten. Der Altar in derselben wurde ganz von Gold und Silber gearbeitet, und mit einer ungeheuren Menge der verschiedenartigsten Edelsteine geschmückt. Diese Kirche, welche zum Theil noch vorhanden und von den Türken in eine Moschee verwandelt worden ist, war so prachtvoll, daß Justinian, als er sie am Tage der Einweihung zum ersten Male in ihrem vollen Glanze erblickte, vor Freude ausrief: „Gott allein die Ehre! Ich habe dich überwunden, Salomo!“ Aber sein Unglück wollte, daß er, gleich diesem jüdischen Könige, sich selbst überlebte. Gegen das Ende seines Lebens war er nicht mehr derselbe. Er wurde geizig, ohne seiner Prachtliebe zu entsagen, mißtrauisch, grausam, drückte das Volk mit Abgaben, und lieh jeder Anklage ein geneigtes Gehör. Wer kennt nicht seine Undankbarkeit gegen Belisarius, dem er so viel zu verdanken hatte, und den er noch in seinem hohen Alter verfolgte? Ungeachtet er Gesetze gab, so ließ er doch von seinen Dienern ungestraft die größten Verbrechen begehen. Er starb im Jahr 565, im 84sten Jahre seines Alters, nach einer Regierung von 38 Jahren. Seine Liebe für die Mönche, für die Heiligen und für theologische Streitfragen schützte ihn nicht vor dem Tadel der Theologen: er starb nach ihrer Meinung als ein Ketzer. An dem Nützlichen und Rühmlichen, das unter seiner Regierung geschah, hatte er selbst wenig Antheil. Sein Scharfsinn entdeckte im Belisarius die Talente zum Krieger, im Narses die Fähigkeiten für die innere Staatsverwaltung. Ohne diese beiden Männer, deren große Thaten seine Regierung verherrlicht haben, und ohne jene Gesetzbücher, welche, ob er gleich keinen unmittelbaren Antheil an denselben hatte, dennoch seinem Namen Berühmtheit verschafften, würde er einer der unbekanntesten Fürsten der neuern Zeit gewesen sein.

Justinus, ein bekannter lateinischer historischer Schriftsteller, über dessen Herkunft, Leben und Zeitalter man sehr ungewiß ist.

Wahrscheinlich aber ists, daß er zu Rom im zweiten oder dritten Jahrhundert gelebt hat. Er machte einen Auszug aus der Geschichte des Trogus Pompejus, eines gebornen Galliers, der zur Zeit des Augustus lebte und dessen Werk in 44 Büchern die allgemeine Geschichte von den ältesten Zeiten an umfaßte, vorzüglich ausführlich aber die macedonische Geschichte abhandelte und daher auch die Ueberschrift führte: Philippische Geschichten. Nach dem Auszuge zu urtheilen, (denn das Hauptwerk selbst ist verloren) fanden sich in dem Buche mehrere grobe Fehler, besonders in der jüdischen Geschichte; indeß fand doch dieser Auszug (der übrigens eben so überschrieben und eingetheilt ist, wie jenes Werk), weil er in der Kürze so vieles Merkwürdige der alten Geschichte zusammenfaßt, und dadurch sich vor andern, an sich weit vorzüglichern geschichtlichen Werken auszeichnet, Beifall und wird auch gegenwärtig häufig in Schulen gelesen. Die Darstellung ist im Ganzen elegant und gefällig genug, wenn ihr gleich ganz edle Einfachheit und classische Correctheit fehlt, die das Werk des Meisters bezeichnen. Neuere gute Ausgaben sind die von Fischer, (Leipz. 1757.) und Wetzel, (Liegnitz 1806.) Deutsch mit Anmerkungen von Ostertag.

Justitia (die Gerechtigkeit) bei den Griechen Asträa, Themis, Dike; doch war die Justitia der Römer mehr ein vergöttertes Abstractum. Auf Münzen erscheint sie häufig als Jungfrau mit einer Stirnbinde oder einem Diadem, bisweilen mit Schwert und Wage, bisweilen mit einer Schale in der einen Hand und einem Scepter in der andern. Die Schale deutet auf Gewissenhaftigkeit, Religiosität.

Justitium (Juristitium) ist der förmliche Stillstand der Gerichte und der Ausübung des Rechts, welcher nur bei außerordentlichen Fällen, z. B. bei einer großen Landtrauer, bei kriegerischen oder sonst bedenklichen Zeiten, während der Pest ꝛc., aber auch bei erfreulichen Veranlassungen eintritt, wo alsdann alle Gewerbe und Amtsverrichtungen während einer gewissen Frist aufhören.

Justizhoheit. Die Justizhoheit im weitern Sinne zerfällt in die bürgerliche Justizgewalt oder Civiljustiz, und in die Criminalgewalt. Erstere ist der Inbegriff aller der Rechte der obersten Staatsgewalt, die unmittelbar darauf Bezug haben, die entstehenden Rechtsstreitigkeiten zu untersuchen und zu entscheiden, und die gesprochenen Urtheile zu vollstrecken. Sie begreift daher folgende Rechte: 1) das Recht der Justizgesetzgebung; 2) die richterliche Gewalt im engern Sinne, oder die eigentliche Gerichtsbarkeit (jurisdictio), die sich mit der Untersuchung und Entscheidung streitiger Rechte, oder der Justizsachen beschäftigt. Mit ihr ist gewöhnlich auch die Befugniß zur Ausübung der Handlungen der sogenannten freiwilligen oder willkürlichen Gerichtsbarkeit verbunden, die jedoch, streng genommen, an und für sich nicht zu den Justizsachen gehören, wenn sie gleich von Richtern vollzogen werden; 3) das Recht der Vollstreckung, und 4) das Recht der Oberaufsicht über das gesammte Justizwesen. Mit dem Worte Criminalgewalt wird dagegen der Inbegriff aller derjenigen Rechte der obersten Staatsgewalt bezeichnet, die sich auf die Bestrafung von Verbrechen beziehen. Sie begreift gleichfalls 1) die Criminalgesetzgebung, oder das Recht, zu bestimmen, welche Handlungen im Staate als Verbrechen bestraft, und mit welchen Strafen dieselben, falls sie begangen worden, belegt werden sollen; 2) die Criminalgerichtsbarkeit, oder die

Befugniß, über begangene Verbrechen, nach vorhergegangener Untersuchung, ein Urtheil zu fällen; 3) das Recht der Vollstreckung und 4) das Recht der obersten Aufsicht über das gesammte Criminalwesen. — So lange die deutsche Reichsverfassung bestand, war die Justizhoheit in Deutschland eine doppelte, theils Reichs-, theils Territorial-Justizhoheit, indem die erstere von den höchsten Reichsgerichten, und wenn es Criminalfälle betraf, mit Zuziehung des Kaisers und auch wohl des Reichstags, letztere dagegen von den einzelnen Fürsten und Ständen geübt ward. C. Z.

Jüterbogk, s. Dennewitz.

Jütland, s. Dänemark.

Juvenalis (Decimus Junius), im Jahre 38 oder 39 nach Chr. zu Aquinum in Italien geboren, studirte anfangs die Beredtsamkeit bloß zu seinem Vergnügen, widmete sich aber hernach der Dichtkunst, und besonders der Satire. Weil er im sieben und achtzigsten Verse der siebenten Satire den beliebten Pantomimen Paris heftig mitgenommen hatte, verwies ihn Domitian (nach Andern Adrian) unter dem Scheine, ihn zu ehren, als praefectus cohortis in das äußerste Aegypten. Doch kam er unter Trajan wieder nach Rom zurück und starb daselbst in seinem zwei und achtzigsten Jahre. Er gehört zu den beißendsten Satirikern der Römer. Er hat sechzehn Satiren geschrieben, (die Aechtheit der letztern wird jedoch bezweifelt) die in fünf Bücher abgetheilt sind, und in welchen er sehr freimüthig und streng gegen die Thorheiten und verdorbenen Sitten seiner Zeit eifert. Sein Styl ist nicht so elegant, sein Charakter nicht so heiter und launig, als der Horazische, aber auch nicht so dunkel und ernst, als der des Persius, und verräth oft den Rhetor. Die besten Ausgaben sind von Henninius (Traj. ad Rhenum, 1635, 4to) und Casaubonus (Amst. 1685, 4to), und die neueste von Ruperti Leipz. 1801, 2 Bde. 8. und abgekürzt Göttingen 1804, 8. Man hat deutsche Uebersetzungen v. C. Fr. Bahrdt (Dessau 1789) und von Abel (Lemgo, 1786, 8.)

Juventa, Juventas, bei den Römern die vergötterte Jugend, aber nicht mit Hebe zu verwechseln, da sie kein individuelles, sondern ein abstractes Wesen ist. Sie hatte auf dem Capitol eine Capelle und eine eigene, von Jünglingen begangene Feier. Auf Münzen sieht man sie öfters mit einer Opferschale in der Linken, und mit der Rechten ein Weihrauchkorn auf einen Dreifuß legend, weil die Jünglinge ihr, wenn sie die Erstlinge des keimenden Bartes weihten, ein Weihrauchopfer brachten.

Jynx, eine Tochter des Pan und der Echo, oder der Peitho (der Suada der Römer). Sie verführte den Jupiter zum Liebeshandel mit der Jo. Zur Strafe dafür verwandelte sie Juno in einen Vogel, den sogenannten Wendehals (Iynx torquilla), dem noch immer die Kraft inwohnte, theils selbst zur Liebe zu reizen, theils andere zu Liebesverständnissen zu bewegen. Als die kolchische Medea mit Liebe zu Jason bethört werden sollte, verehrte diesem Aphrodite den Zaubervogel Jynx, und lehrte ihn, wie er denselben auf ein Zauberrad legen und gegen die Medea gebrauchen müsse. Von dieser Zeit an war die Jynx ein Theil des Zauberapparats bei den griechischen Liebesbeschwörungen. Man gebrauchte sie zum Liebeszauber auf mancherlei Art. Die Zauberin band z. B. diesen Vogel an ein vierspeichiges Rad, welches sie mit Zaubergesang umdrehte; nach einer andern Sage spannte sie die ausgezogenen Eingeweide des Vogels um

das Rad. Ein drittes Verfahren bestand darin, daß die Zauberin den Vogel an einer wächsernen Rolle über Kohlen zergehen ließ. So soll auch der magische Kreisel, dessen sich die Zauberer bedienten, ebenfalls Iynx geheißen haben, weil dieser Vogel, oder doch dessen Gedärm, darüber gespannt war. Die bildende Kunst brauchte sie als Symbol der Ueberredungskünste zur Liebe, und zwar besonders zur buhlerischen Liebe. In der Folge ward die Bedeutung der Iynx verändert. Was ursprünglich bethörenden Liebeszauber bedeutet hatte, das ward nun zum allgemeinen Symbol für jeden Zauber der Musenkünste, für jeden süßbethörenden Reiz der Dichtkunst und Tonkunst. Man nannte die Iynx in dieser letzten Bedeutung auch Keledon (Nachtigall), um den edlern Begriff desto bestimmter auszudrücken, und so erscheint sie auf dem Grabmale des Sophokles und am Tempel des pythischen Apollo.

K. *)

K, der elfte Buchstabe des deutschen Abc, ein harter Gaumenlaut.

Kaaba s. Mecca.

Kabel heißen die großen Seile oder Taue, mit welchen man die Schiffe auf der Rhede oder anderwärts befestigt, damit sie nicht fortgetrieben werden können. Jedes Schiff muß deren wenigstens drei haben. Es werden auch die Taue so genannt, mit welchen man Böte, oder andere schwere Sachen in die Höhe windet, oder Schiffe den Fluß hinaufzieht. Auch heißen die Ankerseile Kabel oder Kabeltaue. Daher heißt die Kabel kappen so viel, als die Ankerseile entzweihauen. Ein Kabeltau pflegt 120 Klafter lang und drei Zoll dick zu sein. Der Kabeltanz ist in Seestädten ein Tanz der Matrosen, welchen sie mit einem Kabeltau unter vielen Figuren aufführen.

Kabeljau oder Kabljau, ein Seefisch, welcher, an der Luft gedörrt, den Namen Stockfisch führt, und eingesalzen oder getrocknet als Klippfisch (im Niedersächs. Rotschär) bekannt ist, eine Länge von 2 bis 3 Fuß, und eine Schwere von 14 bis 20 Pfund hat, und im mittelländischen Meere, in der Nordsee, bei Island ꝛc., am besten aber an den Küsten von Neu-Frankreich bei Terreneuve ꝛc. gefangen wird. Mit dem Kabeljaufang gewinnen die Norweger jährlich einige Tonnen Goldes.

Kabris (Joseph), Prinz von Nukahiwa, aus Bordeaux. Als Matrose wird er von den Engländern kriegsgefangen, erhält aber die Erlaubniß, mit einem Wallfischfänger in die Südsee zu gehn. Sein Schiff scheitert an den Küsten von Nukahiwa (S. d. A.) Schon schwingen die Anthropophagen die Keule über ihn, um ihn zu verzehren, als die junge Valmaica, die Tochter des Königs, sein Leben sich erbittet. Sie wird bald darauf seine Gemahlin, weßhalb ihn

*) Die unter diesen Buchstaben gehörigen Artikel, welche man hier vermißt, sind unter C aufzusuchen.

er König eigenhändig zum Prinzen vom Hause tättowirt, und ihn um Oberrichter der Insel ernennt. So lebt er 9 Jahre in großem Ansehn, als glücklicher Familienvater. Da landet Krusenstern (S. d. A.). Einst schläft er auf dem russischen Schiffe, — so erzählt er, — man segelt ab, und entführt ihn. Er kommt nach Petersburg, wird Schwimmmeister bei der kaiserlichen Seeschule, kehrt 1817 nach Frankreich zurück, wird Ludwig XVIII. vorgestellt und dem König von Preußen, der damals in Paris war; läßt sich für Geld sehen, und begibt sich nach Bordeaux, um von hier nach Nukahiwa zurückzukehren. Er ist in seinen Mittheilungen offen und verständig, und keineswegs ein bloßer Gascogner.

Käfer nennt man überhaupt alle Insecten (s. d. Art.) der ersten Ordnung (Coleoptera). Sie unterscheiden sich von allen andern Insecten durch die beiden hornartigen Decken, welche über ihren beiden untergeschlagenen häutigen, durchsichtigen Flügeln liegen. Bei einigen fehlen die wahren Flügel, und man findet nur Flügeldecken. Manche von ihnen können diese Decken nicht einmal aufheben, weil sie zusammengewachsen sind. Sie haben (wenige ausgenommen) auch auf allen übrigen Theilen des Körpers eine hornartige Bedeckung, und selbst die Beine und Fühlhörner bestehen aus einer ähnlichen Substanz. Alle Käfer haben sechs Beine, wovon zwei am Bruststücke, und vier am Hinterleibe sitzen. An dem Bruststücke und Hinterleibe befinden sich auf jeder Seite acht Luftlöcher. Alle Käfer entstehen aus Eierchen, welche das Weibchen an bestimmte Oerter legt. Aus ihnen schlüpfen kleine madenähnliche Geschöpfe hervor. Diese heißen Larven, und haben, mit Ausnahme einiger, drei Paar am Bruststücke sitzende Beine. Wenn diese Larven völlig ausgewachsen sind, verpuppen sie sich, oder werden zur Nymphe, aus welcher alsdann der vollkommene Käfer hervorgeht, welcher nun aber nicht mehr wächst. Seine Theile sind alle noch weich, erhalten aber an der Luft, nebst der ihnen zukommenden Farbe, auch bald die gehörige Härte. Uebrigens enthält diese Ordnung von Insecten die zahlreichsten Individuen. Linné zählt deren 3819 Gattungen, welche er in 55 Geschlechter vertheilt. Von Zeit zu Zeit entdeckt man jedoch, besonders in andern Erdtheilen, noch neue Gattungen.

Kaftan, die bekannte türkische Nationaltracht, welche die Form eines Schlafrocks hat, und größtentheils von weißlicher Farbe mit blaßgelben Blumen ist, wird von baumwollenem oder seidenem Zeuche verfertigt, und zuweilen auch mit theuerm Rauchwerk gefüttert. Dergleichen Kaftane werden vom türkischen Hofe an christliche Gesandte, oder andere Personen, welchen er eine besondere Ehre erzeigen will, als Geschenke ausgetheilt. Auch sind die Gesandten, wenn es ihnen nicht ausdrücklich gestattet ist, in der Tracht ihrer Nation zu erscheinen, gezwungen, sich bei den Audienzen, welche man ihnen ertheilt, in einen Kaftan zu kleiden.

Kain (Le), s. Lekain.

Kaiser — Kaiserkrönung. In der Rangordnung der europäischen Fürsten haben die Kaiser den höchsten Platz, weßwegen auch die Europäer mächtigen außereuropäischen Fürsten diesen Titel beizulegen pflegen. Das Wort Kaiser kömmt her von Cäsar, dem gewöhnlichen Titel der römischen Imperatoren, und die deutschen Könige, als Schutzherren Roms, behielten seit Carl dem Großen diesen Titel bei, indem sie sich als Nachfolger der alten römischen Imperatoren betrachteten. Eben deßhalb verlangte und erhielt auch der römische Kaiser unbedingt den ersten Rang vor allen Fürsten der Christenheit,

da man ihn als den Nachfolger der Herren der Welt ansah, und Rom das Haupt der Christenheit war. Zweifelhafter ward dagegen der Rang von Rußland, welches im Jahre 1721 gleichfalls den kaiserlichen Titel annahm, dessen Anerkennung von Frankreich und Spanien nur unter der ausdrücklichen Bedingung bewilligt ward, daß Rußland sich anheischig mache, auf diesen Titel durchaus keine Ansprüche, in Betreff irgend eines Vorrangs, gründen zu wollen, wogegen Rußland nachmals zu wiederholten Malen erklärte, daß es nur dem römischen Kaiser den Vorrang zugestehe. Gewöhnlich wird auch der Großherr in Constantinopel als Kaiser aufgeführt, ohne jedoch den kaiserlichen Titel, oder den der Majestat zu führen; der Titel des Großherrn ist bekanntlich der Sr. Hoheit. Die im Jahre 1806 erfolgte Niederlegung der deutschen Kaiserkrone durch Oesterreich, welches schon ein Jahr früher die österreichische Kaiserwürde angenommen hatte, äußerte auf die Rangfolge weiter keinen Einfluß, diese ward vielmehr durch verschiedene ausdrückliche Bestimmungen auf dem alten Fuße beibehalten. — Die Krönung war vormals, vorzüglich bei den römischen Kaisern, ein höchst wesentlicher Punkt. Lange Zeit hindurch hielten die deutschen Könige die Krönung durch den Pabst zu Rom für eine unumgänglich nothwendige Bedingung der Kaiserwürde, zu welchem Ende sie daher die oft sehr verderblichen Römerzüge unternahmen. Nachmals ward jedoch diese Krönung, zufolge der Vorschrift der goldenen Bulle, zu Aachen, und in den letztern Zeiten an dem Wahlorte selbst, zu Frankfurt am Main, vorgenommen. Eine meisterhafte Schilderung der Kaiserkrönung findet sich in Göthe's Aus meinem Leben, 1. Theil. Cz.

Kaiserslautern (Lautern), Stadt am Flusse Lauter, mit 2363 Einw., in der ehemaligen Unterpfalz, auf dem Haardtgebirge, ist in der neuern Zeit durch die Schlacht berühmt worden, in welcher am 28. und 29. Novbr. 1793 der Herzog von Braunschweig, welcher hier seine ganze Macht versammelt hatte, eine Colonne der fränkischen Moselarmee, welche, Landau zu entsetzen, durch das Gebirge hervorzubrechen suchte, in einem blutigen zweitägigen Treffen zurückschlug. Diese Schlacht, in welcher die Taktik der Preußen und das Genie ihres Feldherrn gegen die wüthenden Anfälle der Franken entschied, ist eine der merkwürdigsten in der neuern Geschichte, ob sie gleich mehr aus einer Menge kleiner Gefechte, als aus Hauptangriffen bestand. Ein zweites Treffen bei Kaiserslautern, in welchem am 20. Sept. 1794 der Erbprinz von Hohenlohe-Ingelfingen den linken Flügel der fränkischen Rheinarmee schlug, und in Folge derselben Kaiserslautern besetzte, ist nicht minder merkwürdig. Im lüneviller Frieden ward diese Stadt 1801 an Frankreich abgetreten, und erhielt darauf eine lutherische Consistorialkirche. Im Jahr 1814 fiel sie an Baiern zurück und gehört jetzt zu dem Rheinkreise.

Kakerlaken (Albinos, weiße Neger, Blafards, Leucarthiopes, Dondos), welche man ehemals auf der Erdenge von Panama, an den Mündungen des Ganges, gefunden, und als Individuen einer besondern Menschenart beschrieben hat, sind von neuern Naturforschern in verschiedenen Gegenden Europa's, wie z. B. in der Schweiz, unter den Savoyarden in den Chamounythälern, in Frankreich, in den Rheingegenden und andern Orten ebenfalls wahrgenommen worden. Was man aber sonst für eine eigene Gattung, wenigstens für eine Spielart, genommen hatte, das soll an diesen Kakerlaken eine Krankheit sein, welche die Menschen unter allen Him-

elsstrichen befallen kann, und der sogar die Thiere unterworfen sind. Man hält sie für die Homines nocturni des Linné. Die Kakerlaken hen milchfahl oder leichenhaft aus, und unterscheiden sich von den chten Weißen nicht nur durch ihre runzlige Haut, sondern auch durch re gelben und feuerrothen Augen, welche sie beim hellen Lichte des ages nicht ganz öffnen können. Bei Mondenschein und im Dunkeln nnen sie ziemlich gut sehen, weßwegen sie auch nur in der Nacht uszugehen pflegen, und von Linné und andern Naturforschern Nachtenschen genannt werden. Ihr Haar ist zwar wollartig, wenn sie on wirklichen Negern, und etwas weniger kraus, wenn sie von stindiern abstammen, aber allezeit milchfahl und widrig, wie ihre aut selbst. Dabei sind sie nicht nur außerordentlich dumm, sondern on einer sehr schwachen Leibesbeschaffenheit, und erreichen fast niemals die gewöhnliche Größe der Völker, zu denen sie ihrer Geburt ach gehören. Daher sind sie selten fähig, Kinder zu zeugen; wenn e aber diese Kraft haben, so werden die Nachkommen, wie die Aeltern. Uebrigens ist hier der Name Kakerlaken im Allgemeinen genommen, sowol als Name der sogenannten Albinos, die stets eiß sind, als auch der eigentlichen Kakerlaken, deren braune Haut it weißen Flecken gesprenkelt ist. Girtanner hat die Hypothese aufgestellt, der Kakerlakismus sei eine Ueberladung des Körpers it Sauerstoff, der Negrismus hingegen eine Ueberladung desselben it dem Kohlenstoffe. — Kakerlaken heißen bei den Indianern ine Art Schaben (Blattae), besonders die Blatta gigantea, welche ch in den indischen Wäldern aufhält, auf drei Zoll groß wird und ine Zierde der Insecten-Sammlungen ausmacht. Sie ist dunkelbraun nd glänzend, und ihre Flügeldecken sind fuchsroth und gelblich. Von ieser Schabe haben die Indianer die Kakerlaken benannt.

Kaland (wahrscheinlich von Calendae) hieß eine im 13. Jahrunderte in mehrern Gegenden Deutschlands entstandene Laien-Brüerschaft, die am ersten Tage jedes Monats an bestimmten Orten Kalandshäuser, Höfe) zusammen kam, um gemeinschaftlich für die Seelen verstorbener Verwandten und Freunde zu beten, Beiträge zu Seelenmessen für sie zu steuern und darnach eine Mahlzeit zu halten. Die Mitglieder hießen Kalandsbrüder, und waren sie Geistliche, Kalandsherren. Der fromme Zweck kam später in Vergessenheit und nur das Schmausen erhielt sich, bis es auf die hohen Feste eingeschränkt und endlich die Brüderschaft als eine Veranlassung zu Ausschweifungen gänzlich aufgelöset wurde. Daher sagt man von einem beständig auf Schmausereien herumschweifenden Menschen: er kalandirt die ganze Woche. In Niedersachsen werden noch jetzt festliche Schmausereien, und besonders die jährlichen Versammlungen der Geistlichen eines Districts Kalande genannt, und in Berlin gibt es einen Kalandshof, der zum Stadtgefängnisse gebraucht wird.

Kaleidoscop, Schönbilderzeiger, ist ein von D. Brewster n Edinburg neu erfundenes katoptrisches Instrument. In einem nwendig schwarz gefärbten Rohr von 8 bis 9 Zoll Länge und 20 bis 24 Linien Durchmesser befinden sich zwei Spiegel, welche durch die anze Länge des Rohrs reichen und in einen Winkel gestellt sind, elcher den vierten, achten, zwölften oder sechszehnten Theil der Kreisperipherie ausmacht. Das Okularglas, welches unmittelbar an den Spiegeln anliegt, so wie ein zweites Glas, welches die Enden der Spiegel berührt, sind Plangläser; in einer Entfernung von 1/2 bis 1 Zoll on letzterm befindet sich ein matt geschliffenes Glas. Zwischen diese bei

den Gläser legt man allerlei Stückchen buntes Glas, Moos, Blätter und dergl. von beliebiger Gestalt. Da nun diese Gegenstände, so unordentlich sie auch unter einander liegen mögen, dem Auge stets in regelmäßiger Form und zwar so vielmal vervielfacht, als der Winkel, unter welchem die Spiegel gegen einander stehn, in der Kreisperipherie enthalten ist, erscheinen, und eine eben so vielspitzige arabeskenartige Figur bilden, welche sich verändert, so oft jene sie erzeugenden Gegenstände eine andere Lage gegen einander annehmen, so daß beim bloßen Umdrehen des Instruments sich unaufhörlich neue Bilder, bald um den Mittelpunkt und aus diesem hervorgehend, bald um den Rand, und aus diesem aufsteigend, in stetem Wechsel erzeugen: so kann dieß Instrument nicht nur zu einer angenehmen Unterhaltung, sondern auch dem Zeichner von Rosetten, Arabesken und Mustern für allerlei Zeuge zu einer unerschöpflichen Fundgrube dienen. Sehr zweckmäßig hat man für letztern Zweck das Kaleidoscop mit einem Statif versehen, um die entstehenden und bei jeder Bewegung sich verändernden, höchst selten aber auf dieselbe Weise wiederherzustellenden Bilder für den Zeichner sicherer festzuhalten.

Kalif, (Khalif), **Kalifat**. Kalif, d. i. Statthalter, nannten sich bescheidener Weise die Nachfolger Mohammed's in der Herrschaft über die Gläubigen und in dem hohen Priesterthume. Kalifat haben daher latinisirende Geschichtschreiber das Reich dieser Fürsten genannt, welches die Araber in einem Winkel Asiens gründeten, und, von dort durch religiöse Begeisterung herumgetrieben, binnen wenig Jahrhunderten zu einer Herrschaft erhoben, die an Ausdehnung die römische Universalmonarchie fast übertraf. Mohammed (s. d. Art.) hatte sich als Prophet Gottes zum geistlichen und weltlichen Regenten seines Volks gemacht. In der ziemlich stürmischen Wahl eines Nachfolgers des Propheten nach dessen Tode trug Abdallah Ebn Abu Koafas, genannt Abubekr, d. i. Vater der Jungfrau, (weil seine Tochter Ajedscha die einzige unter den Weibern Mohammeds war, die dieser als Jungfrau geheirathet), über den Ali, den Vetter und Eidam des letztern, den Sieg davon, und ward erster Kalif. (Jahr der Hegira 11., n. Chr. 632.) Durch Hülfe seines Feldherrn, des tapfern Kaled, über alle innern Feinde siegreich, begann er, mit Schwertes Gewalt, den Islam, wie der Koran will, zu benachbarten Völkern zu tragen. Mit der Losung: Bekehrung oder Zinsbarkeit! drang ein unzählbares Heer, ganz aus freiwilligen Streitern bestehend, die durch ein Aufgebot zum heiligen Kriege begeistert worden, zuerst in Syrien ein. Sieger in der ersten Schlacht, wurden sie doch nachher von den Griechen mehrere Male geschlagen; als sie aber einmal durch die verrätherische Uebergabe von Bosra festen Fuß im Lande gefaßt, unternahmen sie unter Kaled die Belagerung von Damascus, und gewannen es, nachdem dieser zwei große Heere, die Kaiser Heraklius zum Entsatz sandte, geschlagen, durch Capitulation (633, Heg. 12), welche treulos gebrochen wurde. Kaled ließ die abziehenden Christen verfolgen und niederhauen. Durch Abubekrs letzten Willen, der nur ein Jahr den Propheten vertrat, ward Omar, ein anderer Schwiegervater des Propheten, zweiter Kalif. Dieser vertraute den Oberbefehl über die Streiter des Islams anstatt Kaleds dem menschlichen Obeidah, und vollendete durch ihn, doch keineswegs leicht, und nicht ohne tapfere Gegenwehr der Griechen, die Unterwerfung von Syrien (638, Heg. 17). Als Jerusalem genöthigt worden, die Uebergabe

nzubieten (636, Heg. 15), zog Omar selbst dahin und bestimmte die apitulation, die nachher dem Verhältnisse der Moslemin zu den unerjochten Christen überall zum Muster gedient hat, und auf deren Beobachtung der gerechte Kalif pünktlich hielt. Eben so glücklich war ein nderer Feldherr, Amru, in Aegypten, das in zwei Jahren (bis 640) em Kalifat unterworfen wurde. Omar ward zuerst Emir al Munenin (Fürst der Rechtgläubigen) genannt, ein Titel, der auf alle olgende Kalifen forterbte, und von den unkundigen Franken in Miamolin verdreht wurde. Nach Omars Ermordung durch einen achsüchtigen Sclaven (643, H. 23) erwählte ein Rath von einien Männern, die er auf dem Todtenbette dazu ernannte, mit bermaliger Uebergehung des Ali, den Osman oder Othman, Eidam des Propheten durch zwei Töchter desselben. Unter ihm gelangte das Reich der Araber schnell zu einer bewundernswürdigen Größe. Während sie in Osten den Islam mit Kriegsgewalt nach Persien brachten, drangen sie in Afrika längs der Nordküste bis nach Ceuta vor. Auch Cypern (647) und Rhodus (654) wurden erobert, jenes aber schon nach zwei Jahren wieder verloren. So mußte uch Alexandrien und ganz Aegypten den Griechen, die sich mit hülfe der Eingebornen wieder dort festgesetzt, zum zweiten Male, nicht ohne Schwierigkeit, entrissen werden. Solche Unfälle begaben ich durch die Maßregeln Othmans, der, dem trefflichen Omar an Weisheit weit nachstehend, nicht den Tüchtigsten, sondern seinen Günstlingen die Provinzen vertraute. Die Unzufriedenheit mit ihm rach (654, H. 34) in einen allgemeinen Aufstand aus, der mit seier Ermordung endigte. Ali, gleichfalls Eidam des Propheten urch Fatimen, ward durch die Wahl des Volks von Medina der ierte Kalif, und wird für den ersten rechtmäßigen gehalten von eier zahlreichen Secte der Mohammedaner, die ihm und seinem Sohe Hossein fast gleiche Ehre mit dem Propheten erweiset. Die Perer sind jetzt dieses Glaubens: daher der Haß der Türken gegen sie. lli selbst hatte, anstatt die Eroberungen seiner Vorfahren fortsetzen u können, stets mit innern Feinden zu kämpfen. Nicht nur gehässig var ihm Ajedscha, des Propheten Witwe, genannt Mutter der läubigen; es machten auch Tellah, Zobeir und besonders der nächtige Moawijah, Statthalter von Syrien, auf die Regierung nspruch. Alle diese wußten den Verdacht zu erregen und zu verreiten, daß Ali die Ermordung Osmans veranstaltet habe. Vergeens suchte Ali seine Widersacher durch Besetzung der Statthalterchaften mit seinen Freunden zu entkräften. Die neuen Statthalter vurden nirgends angenommen. Die Mißvergnügten brachten ein Heer usammen und Bassora in ihre Gewalt. Ali schlug sie, wobei Tellah nd Zobeir blieben, aber den Moawijah und seinen Freund Amru onnte er nicht hindern, in Syrien, Aegypten, und selbst in einem Theile von Arabien sich auszubreiten und zu behaupten. Drei Männer on der Secte der Kharegiten machten den Anschlag, zur Herstellung er Eintracht unter den Gläubigen, jeder eins der drei Häupter der factionen, Ali, Moawijah und Amru zu tödten; doch nur das Unernehmen auf Ali gelang. Er fiel 660, H. 40. Ali war nicht ohne issenschaftliche Bildung. Die bekannten Sittensprüche und das sogenannte Giafa sind unter seinen Werken am berühmtesten. Sein ohn, der sanfte, friedliche Hassan, hatte keine Lust, das ihm bertragene Kalifat gegen den unermüdlichen Widersacher Moawijah zu

vertheidigen; aber vergebens glaubte er durch feierliche Niederlegung der Regierung Sicherheit zu erwerben. Gift, von Moawijah, soll ihn getödtet haben. Moawijah I. verlegte den Sitz des Kalifats aus der Stadt des Propheten, Medina, wo er bis dahin stets gewesen, in seine bisherige Statthalterschaft nach Damascus (673, H. 54). Mit ihm fängt die Reihe der ommajadischen Kalifen an, welchen Namen dieses Geschlecht von dem Urältervater Moawijahs, Ommajah, führte. Auch er mußte bald nach seiner Thronbesteigung einen Aufstand der Khoregiten durch einen Feldzug, und eine Empörung zu Bassora durch schwere Strafgerichte dämpfen. Sodann dachte er ernstlich auf den gänzlichen Umsturz des byzantinischen Reichs. Sein Sohn Jezid durchzog Kleinasien fast ohne Widerstand zu finden, ging dann über den Hellespont und unternahm die Belagerung von Constantinopel, mußte sie aber wieder aufheben (669, H. 49). Glücklicher war der Feldherr Obeidah gegen die Türken in Khorasan; er schlug sie und drang selbst in Turkestan ein (673, H. 54). Ein nicht völlig würdiger Nachfolger des staatsklugen Moawijah war (679, H. 60) sein Sohn Jezid. Er wurde anfangs von den heiligen Städten Mecca und Medina nicht anerkannt, die, so lange die Kalifen in letzterer Stadt gewohnt, eine vorzügliche Stimme bei deren Wahl behauptet hatten, aber nicht gefragt worden waren, als Moawijah, nach der Sitte der Kalifen, bei seinem Leben seinen Nachfolger bestimmte. Die Unzufriedenen fielen theils dem Hossein, dem berühmten Sohne Ali's, theils dem Abdallah, Zobeirs Sohne, welche beide die Krone in Anspruch nahmen, zu. Eine Empörung der Bewohner in Irak zu Gunsten Hosseins, von Moslem und Hani geleitet, ward durch die Klugheit und Entschlossenheit des kufanischen Statthalters Obeidallah erstickt, und der von den Verschwornen herbeigerufene Hossein getödtet (680, H. 61), zu großer Unzufriedenheit des Kalifen, der an den Kindern Hosseins das dem Vater zugefügte Unrecht durch Wohlthaten gut zu machen suchte. Abdallah ebn Zobeir ward in Medina als Kalif erkannt, wo man den Jezid wegen seiner Ueppigkeit und Freigeisterei verabscheute. Medina ward darauf verennt, bezwungen und geplündert, aber Hosseins dort wohnende Familie auf des Kalifen ausdrücklichen Befehl verschont. Nach Jezids Tode (683, H. 64) legte sein Sohn Moawijah II., ein frommer Jüngling von der Secte der Motageliten, (die den Fanatismus der übrigen Mohammedaner verwarfen,) das ihm übertragene Kalifat nach wenig Monaten freiwillig nieder. Da er sich keinen Nachfolger ernannt hatte, so brach Anarchie ein. Obeidallah, Statthalter von Irak, versuchte in Bassora ein eigenes Reich zu stiften, ward aber bald von den Einwohnern selbst vertrieben, die nun, wie ganz Irak, Hegiaz, Yemen und Aegypten, den Abdallah ebn Zobeir als Kalifen erkannten. In Syrien ward anfangs der dem Abdallah ergebene Dehak zum Reichsverweser, dann aber von den Damascenern gleichwol der Ommajade Merwan I. zum Kalifen ernannt, der sich bald ganz Syrien und Aegypten unterwarf. Khorasan riß sich vom Kalifate los und gab sich einen eigenen Fürsten in dem edlen Salem. Im folgenden Jahre (684, H. 65) erhob Soliman ebn Sarad einen mächtigen Aufstand der Unzufriedenen von Syrien und Arabien, und erklärte beide Kalifen für abgesetzt, ward aber von dem bewährten Krieger Obeidallah geschlagen. Merwan hatte eidlich versprechen müssen, dem Sohne Jezids, Kaled, das Kalifat zu hinterlassen; dennoch ernannte er seinen Sohn Abdalmelek zu seinem Nachfolger. Unter ihm (684, H. 65)

ward Mokthar, ein neuer Empörer wider beide Kalifen, vom Neben-
alifen Abdallah überwunden (686, H. 67), dadurch aber dieser dem
Abdalmelek desto furchtbarer. Abdalmelek, um zu seiner Bekämpfung
reie Hand zu haben, schloß mit dem griechischen Kaiser Justinian II.
inen Frieden, worin er, die Ordnung des Korans gerade umkehrend,
en Christen einen jährlichen Tribut von 50,000 Goldstücken bewilligte.
Er zog darauf gegen Abdallah, schlug ihn zweimal, nahm Mecca mit
Sturm, wobei Abdallah blieb, und vereinigte so wieder in seiner Hand
ie Herrschaft über alle Muselmänner; doch machte ihm die Widersetz-
ichkeit der Statthalter, der Fluch aller Despotien und Vorbedeutung
er einstigen Zerspaltung des Kalifats, noch viel zu schaffen. Er war
er erste Kalif, der Münzen schlagen ließ († 705, H. 86). Unter Wa-
id I., seinem Sohne, eroberten die Araber östlich Chowaresmien und
Turkestan (707, H. 88), nördlich Galatien (710) und westlich Spanien
711). (S. den Art. Spanien.) Er starb 716, H. 97. Sein Bruder
nd Nachfolger ließ Constantinopel belagern, erlitt aber durch Stürme
nd durch das griechische Feuer zweimal völlige Zerstörung seiner Flot-
e; dagegen eroberte man Georgien. († 718, H. 99). Omar II., durch
Solimans letzten Willen sein Nachfolger, erregte das Mißvergnügen
er Ommajaden durch seine milden Gesinnungen gegen die Aliden,
nd wurde von jenen vergiftet. (721, H. 102). Jezid II., ebenfalls
nach Solimans Verfügung sein Nachfolger, starb vor Gram über den
elbst verschuldeten Tod einer Geliebten (723, H. 104). Seinem Bru-
er Hescham machte der Alide Zeid, Hosseins Enkel, das Kalifat
reitig. Dieser ward zwar überwältigt und getödtet, aber ein ande-
es Haus, die Abbassiden (von Abbas, dem Sohne des Abdalmo-
taleb, des Oheims des Propheten, abstammend) fing an furchtbar zu
werden. Unter Hescham wurde den Fortschritten der Saracenen im
Westen durch die Kraft Carl Martells, der bei Tours (732) und bei
Narbonne (736) ihre Heere vernichtete, ein Ziel gesetzt. Der Wol-
lüstling Walid II. ward nach einjähriger Herrschaft umgebracht (743,
H. 124). Nach den fast eben so kurzen Regierungen Jezids III. und
des Abbassiden Ibrahim, folgte Merwan II. mit dem, bei den Ara-
bern achtbaren, Beinamen: der Esel (al Hemar). Ibrahim, von die-
sem entthront und eingekerkert, ernannte seinen Bruder Abul Abbas
zu seinem Nachfolger, und ward darauf im Gefängniß ermordet. Ab-
dallah, Abul Abbas Oheim, erhob nun die Waffen gegen den Kalifen,
der eben damals mit einer gefährlichen Empörung in Persien viel zu
thun hatte. Merwan ward zweimal geschlagen und blieb (752, H.
133). Mit ihm schließt die Reihe der ommajadischen Kalifen. Der
wüthende Abdallah rottete verrätherischer Weise durch ein gräßliches
Blutbad bei einer Zusammenkunft alle Ommajaden aus. Nur zwei
entrannen. Abdorrahman entkam nach Spanien, wo er das unabhän-
gige Kalifat von Cordova stiftete (s. Spanien): ein anderer in einen
Winkel Arabiens, wo er als Kalif erkannt wurde und seine Nachkom-
men bis ins 16. Jahrhundert herrschten. Abul Abbas, obwohl un-
schuldig an jener Grausamkeit, die ihm den Thron sicherte, bekam doch
davon dem Namen Saffah, der Blutige. Er starb sehr bald, 18
Jahre alt, an den Kinderblattern (753, H. 134). Sein Bruder Abu
Giafar, genannt al Mansor (der Sieghafte) mußte zuerst im eigenen
Oheim Abdallah einen Nebenbuhler bekämpfen, den er jedoch glücklich
besiegte. Sein Geiz zog ihm viele Feinde zu, die aber seine treulose
Schlauheit zu unterdrücken wußte. Jenen prächtigen Beinamen erwar-
ben ihm seine Eroberungen in Armenien, Cilicien und Cappadocien,

Er baute (764, H. 145) die Stadt Bagdad am Tigris, und verlegte (768, H. 149) dahin den Sitz des Kalifats. Er starb auf einer Wallfahrt nach Mecca, mit Hinterlassung eines ungeheuern Schatzes (775, H. 156). Mahadi, sein edlerer Sohn und Thronfolger, mußte die unruhigen Khorasaner unter dem vorgeblichen Propheten Hakem bekämpfen († 785, H. 166), und Hadi, sein Enkel, die Aliden unter Hossein, Ali's Urenkel. Hadi ließ die Zendinen, eine der Lehre von zwei Naturprincipen anhängende Secte, vertilgen. Nach der gewöhnlichen Erbfolgeordnung und Mahadi's Verfügung folgte dem Hadi nicht sein Sohn, sondern sein Bruder Harun (786, H. 167), der wegen seiner Gerechtigkeit Al Raschid genannt, und durch Beförderung der Künste und Wissenschaften berühmt ist. Er schloß einen Waffenstillstand (wirklicher Friede durfte nie mit den Christen gemacht werden) mit der griechischen Kaiserin Irene (788, H. 169), die ihm Tribut bewilligen mußte. Jahir, ein Alide, machte ihm den Thron streitig, unterwarf sich aber nachher. Gleichwol befleckte Harun seinen Ruhm durch Ermordung desselben; noch mehr durch die seiner Schwester Abbassah und ihres Geliebten, des Barmeciden Giafar, und durch die Verstoßung und Verfolgung des ganzen, um den Staat und ihn selbst hochverdienten Hauses der Barmeciden. Harun theilte das Reich unter seine drei Söhne. Al Amin sollte, als einiger Kalif, Irak, Arabien, Syrien, Aegypten und Afrika unmittelbar beherrschen, unter ihm Al Mamun Persien, Turkestan, Khorasan und den ganzen Osten; Molassem Kleinasien, Armenien und alle Küstenländer des schwarzen Meers. Die jüngern Brüder sollten dem Amin im Kalifate folgen. Zu Thus in Khorasan, wo Harun durchreisete, um einen in Samarkand ausgebrochenen Aufruhr zu stillen, ereilte ihn der durch wunderbare Träume vorbedeutete Tod (809, H. 190). Al Amin (der Getreue; er hieß eigentlich Mohammed) war dieses Namens unwerth. Ungetreu seinen Herrscherpflichten und allen Lüsten ergeben, überließ er, jene auszuüben, seinem Vezier Fadhel. Dieser bewog, aus Haß gegen Mamun, den Kalifen, seinen Sohn zum Nachfolger zu ernennen, und den Molassem aus seinem Landestheile zu verdrängen. Bruderkrieg erhob sich. Mamuns Feldherr, Thaher, schlug die Völker des Kalifen, nahm Bagdad ein, und ließ den Amin tödten (813, H. 194). Mamun ward als Kalif erkannt. Edler in seinen Neigungen als Amin, pflegte er Künste und Wissenschaften, überließ aber, wie jener, Dienern Regierung und Heere. Seine Maßregel, einem, obwohl würdigen, Günstlinge, Riza, zu Gefallen, das Kalifat auf die Aliden zu bringen, brachte die mächtigen Abbassiden zum Aufstande. Sie erklärten den Mamun des Thrones für verlustig und den Ibrahim zum Kalifen, unterwarfen sich aber wieder, als Riza gestorben und der Kalif andern Sinnes geworden war. Das große Reich der Araber, in unzähligen Statthalterschaften über zwei Welttheile ausgedehnt, mochte schwer unter seinem Scepter gehalten werden. Vom Satrapendespotismus ist nur Ein, unter schwachen Oberherren leichter, Schritt zur Selbstherrschaft. Die Weisheit der ersten Abassiden vermochte dieses Uebel nur aufzuhalten, die Fehler der spätern beförderten es. Schon unter Harun al Raschid hatten die Agladiden in Tunis (800, H. 181), eben so die Edrisiden in Fez, unabhängige Reiche gestiftet. Jetzt warf Thaher, zum Statthalter von Khorasan ernannt, sich dort zum Herrn auf. Von ihm die Thaheriden. Mamun sandte den Thomas, einen vertriebenen Griechen, mit einem Heere gegen den griechischen Kaiser Michael II. (den Stammler). Thomas verheerte Kleinasien und belagerte

Konstantinopel; aber ein Sturm zerstreute seine Flotte (823. H. 207). Einen zweiten Angriff auf die Kaiserstadt halfen die Bulgaren abschlagen; Thomas ward gefangen und hingerichtet. Gegen die vielen Religionssecten, in die die Muselmänner sich damals theilten, erwies sich Mamun duldsam. († 833, H. 218). Während seiner Regierung (um 830, H. 215) eroberten die africanischen Araber Sicilien und Sardinien, wo sie sich gegen 200 Jahre behaupteten, bis ihnen jenes (1035) von den Normännern, dieses (1051) von den Pisanern entrissen ward. Montassem, zuerst Billah (von Gottes Gnaden) zubenannt, Haruns dritter Sohn, erbaute 12 Meilen von Bagdad eine neue Stadt, Samareth, und verlegte seinen Sitz dahin. In seinen Kriegen gegen die Griechen und aufrührerischen Perser brauchte er zuerst türkische Söldner. Aus Gram über den Tod seines Leibarztes ward Montassem wahnsinnig und starb (842, H. 227). Vathek Billah, sein Sohn, Anhänger der motazelitischen Secte, that Manches für wissenschaftliche Cultur, aber, ein entkräfteter Wollüstling, starb er an Nervenschwäche (846, H. 232). Einen Erbfolgestreit zwischen seinem Bruder Motawackel und Sohne Mothadi entschied die schon sehr mächtige und anmaßende türkische Leibwache für den Unwürdigsten, den Erstern. Immer mehr wurde es unter Motawackel Billah Sitte, alle Kriege durch die türkischen Söldner zu führen, wodurch die Araber unkriegerisch und weichlich wurden, wie in jenem heißen Clima Jeder, der nicht in beständiger Thätigkeit lebt. Motawackel zeigte einen blinden Haß gegen die Aliden, selbst gegen das Andenken der Verstorbenen, übrigens schadenfrohe Rohheit, Hang zur Wollust und Grausamkeit. Sein eigener Sohn Montasser, von ihm zu beidem erzogen und dabei oft schändlich gemißhandelt, verschwor sich wider ihn mit der türkischen Leibwache und ließ ihn umbringen (861, H. 247). Ihn riefen nun die Türken, die Kalifenwahl sich anmaßend, zum Fürsten der Gläubigen aus, und zwangen seine an der Schandthat unschuldigen Brüder, deren Rache sie fürchteten, der Thronfolge, die ihnen von Motawackel bestimmt war, zu entsagen. Montasser starb nach kurzer Zeit an einem Fieber, das Gewissensbisse ihm zugezogen (862, H. 248). Die Türken erwählten nun Mostain Billah, einen Enkel des Kalifen Motassem. Zwei Aliden warfen sich neben ihm zu Kalifen auf. Der eine, zu Kufa, ward besiegt und getödtet; der andere aber stiftete in Tabarestan ein unabhängiges Reich, das ein halbes Jahrhundert bestanden hat. Uneinigkeit der türkischen Söldner unter einander selbst vollendete die Zerrüttung des Reichs. Eine Partei erhob den Motaz, zweiten Sohn Motawackels, auf den Thron, und nöthigte den Mostain, abzudanken. Motaz Billah ließ ihn bald aus dem Wege räumen, so wie seinen eigenen Bruder Muwiad. Er dachte darauf, die türkischen Söldner abzuschaffen, aber ehe er das Herz faßte, es auszuführen, empörten sie sich wegen rückständigen Soldes und nöthigten ihn, die Regierung niederzulegen, worauf er bald starb (869, H. 255). Sie erhoben zum Kalifat Mohadi Billah, des Kalifen Vathek Sohn, stürzten aber diesen trefflichen Fürsten schon nach elf Monaten wieder, weil er ihre Kriegszucht verbessern wollte. Unter Motawackels drittem Sohne, dem Lüstlinge Motamed Billah, den sie darauf zum Kalifen ausriefen, gelang es endlich seinem klugen und wackern vierten Bruder Muaffek, die verderbliche Uebergewalt dieser Türken zu dämpfen. Motamed verlegte den Sitz des Kalifats von Samarath wieder nach Bagdad (873, H. 259), wo er seitdem geblieben. In demselben Jahre folgte in dem unabhängigen Khorasan, durch eine Revolu-

tion, auf die Dynastie der Thaheriden die der Soffariden, die ihre Herrschaft in der Folge über Tabaresian und Segestan ausbreitete. Auch der Statthalter von Aegypten und Syrien, Achmet ben Tulun, machte sich (877, H. 263) dort zum Selbstherrscher: von ihm die Tuluniden. Zwar vernichtete der tapfere Muaffek das Reich der Zinghier in Kufa und Bassora zehn Jahre nach seiner Entstehung (881, H. 268); aber das Kalifat vor dem Zerfallen, zu dem es immer mehr sich hinneigte, zu erretten, vermochte er nicht. Motamed starb bald nach ihm (892, H. 279) und Muaffeks Sohn, Mothadad Billah, folgte ihm. Er bekriegte unglücklich eine neue in Irak entstandene Secte, die Karmathen (899, H. 286). Sein Sohn Moktaphi Billah (902, H. 289) war glücklicher gegen diese, noch mehr aber gegen die Tuluniden, indem er Aegypten und Syrien sich wieder unterwarf (905, H. 292). Unter dessen Bruder Moktadar Billah, der ihm (909, H. 295) in einem Alter von 13 Jahren folgte, zerrütteten Empörungen und blutige Zwiste um die Reichsverwaltung das Reich. Er ward mehrere Male ab und wieder eingesetzt, endlich gemeuchelmordet (931, H. 319). Unter ihm erhob sich in Africa Abu Mohammed Obeidallah, der von der Fatime, Tochter des Propheten (also von Ali) abzustammen vorgab, stürzte die Dynastie der Aglabiden in Tunis, und stiftete die der Fatimiten (910, H. 298). Nicht zufrieden, dort unabhängig vom Kalifen zu herrschen, behaupteten diese, als Kinder des Propheten, selbst die einzigen rechtmäßigen Kalifen zu sein. Bald darauf gelangte in Persien die Dynastie der Buiden zu Ansehen und Macht (925, H. 315). Khorasan war noch immer unabhängig, nur daß an der Soffariden Stelle die Samaniden traten; in einem Theile Arabiens herrschten die ketzerischen Karmathen, in Mesopotamien die Hamadamiten. In dem kaum wiedergewonnenen Aegypten wurde Akschid vom Statthalter zum Herrscher erhoben. Von ihm die Akschiditen. Kaher Billah, Mothadeds dritter Sohn, verdiente durch Bosheit und Grausamkeit sein Schicksal. Die wieder mächtig gewordenen türkischen Söldner stürzten ihn vom Throne ins Elend (934, H. 322), in welchem er nach 5 Jahren umkam. Rhadi Billah, sein Bruder, führte die Würde eines Emir al Omra (Befehlshaber der Befehlshaber) ein, mit welcher die Ausübung einer unumschränkten Gewalt im Namen der Kalifen verbunden war, und stellte dadurch sich selbst immer mehr in den Hintergrund. Der erste, der diese Würde bekleidete, hieß Raik; bald aber entriß sie ihm der Türke Jakan durch Gewalt der Waffen (939, H. 327) und dehnte ihre Macht zu einer Unumschränktheit aus, die dem Kalifen von seiner weltlichen Gewalt nichts als diesen Namen ließ, und selbst das Recht, über die Thronfolge zu verfügen, umfaßte. Raik bekam zur Entschädigung Kufa, Bassora und Irak Arabeh als unabhängiges Reich. Noch einmal versuchte der folgende Kalif, Motaki Billah, Moktaders Sohn, durch Ermordung Jakems, die Selbstregierung wieder zu gewinnen, aber bald zwangen ihn die türkischen Söldner, einen andern ihrer Landsleute zum Emir zu ernennen, den Tozun, der dieses Amt erb- und eigenthümlich machte. Er vermachte es förmlich einem gewissen Schirzad; bald aber kam es in die Hände des persischen Fürstenhauses der Buiden, die der folgende Kalif Mostakfi Billah gegen die Tirannei des Schirzad zu Hülfe gerufen. Der erste buidische Emir Moezeddulat vererbte es auf seine Nachkommen. Nun herrschte in Bagdad nicht der Kalif, sondern der Emir, aber nur über einen kleinen Strich Landes. In jeder etwas entlegenen Provinz gab es unabhängige Fürsten. Ein Namensverzeich-

niß derer, die fortan Kalifen hießen, fortzuführen, wäre überflüssig; denn diese muselmännischen Päpste hatten bei weitem nicht die Macht der christlichen. Zu weitläufig wäre die Verfolgung der einzelnen Zweige, in welche die Geschichte des Kalifats sich nun zerspaltet; aber die Hauptveränderungen, durch welche die einzelnen Staaten und ihre Dynastien hindurch gingen, und durch welche die Herrschaft der ottomannischen Pforte vorbereitet wurde, müssen wir andeuten. — Die Minderjährigkeit des Ajphibiten Ali benutzte der Fatimir Moez Ledinillah, Nebenkalif in Tunis, um sich Aegypten zu unterwerfen (969, H. 358), und baute darauf Kahirah, den Sitz seines Kalifats. So waren nun drei Kalifen, zu Bagdad, Kahirah und Cordova, deren jeder die andern verketzerte. Die Fatimiten fielen aber, wie die Abassiten, unter die Gewalt ihrer Veziere; die Ommajjaden in Cordova wurden, wie diese, durch Theilung Spaniens in viele kleine Reiche, um alle Gewalt gebracht, bis die Morabethun sie völlig stürzten (s. Spanien). Als Ilkan, König von Turkestan, Khorasan erobert und die Samaniden gestürzt hatte, vertrieb ihn Machmud, Fürst von Gazna, wieder, und gründete dort die Herrschaft der Gazneviden (998, H. 388), die aber bald von seldschukischen Türken unter Togrul Beg wieder gestürzt wurden (1030, H. 421). Dieser eroberte auch Chowaresmien, Georgien und das persische Irak. Vom Kalifen Cajem Bemeillah zu Bagdad gegen die Tyrannei der buidischen Emirn zu Hülfe gerufen, kam er nach Bagdad und ward selbst Emir (1055, H. 448), wodurch die Herrschaft der Türken über alle Muselmänner fest begründet wurde. Er vererbte auf seinen Neffen Alp Arslan (der den griechischen Kaiser Romanus Diogenes schlug und gefangen nahm) diese Würde mit solcher Macht, daß diese türkischen Emire al Omra häufig Sultane von Bagdad genannt werden. Türkische Fürsten, die sich in andern Provinzen zu Herrschern aufwarfen, begnügten sich anfangs mit dem Titel Atabek (Vater, Lehrer), wie die Atabeks von Irak und Syrien, von Adherbidschan, Fars (Persien) und Laristan. Die Atabeks von Syrien und Irak waren es, mit denen die Kreuzfahrer hauptsächlich zu kämpfen hatten. Der erste hieß Omadeddin Zenghi, bei den Franken Sanguin. Nachher nannten auch sie sich Sultane. Alle erkannten den Kalifen von Bagdad als geistlichen Oberherrn aller Muselmänner; seine weltliche Gewalt erstreckte sich nicht über die Mauern von Bagdad hinaus. Nureddin, Zenghi's Sohn, vom fatimitischen Kalifen Adhed ersucht, Bagdad gegen die Willkür seines Veziers zu schützen, sandte gen Cairo nach einander die Kurden, Schirkueh und Salaheddin; Letzterer aber stürzte die Fatimiten (als schismatische Gegenpäpste) und warf sich zum Sultan von Aegypten auf (1170, H. 556), womit er nach Nureddins Tode auch Syrien vereinigte. Dieses ist der große Saladeddin (Saladin), der furchtbare Christenfeind, der Eroberer von Jerusalem. Die Dynastie, die er begann, heißt von seinem Vater Ajub, die der Ajubiden. Sie herrschten über Aegypten, bis die Mamelucken sie verdrängten (1250). Die seldschukischen Sultane von Irak wurden (1194, H. 590) von den Chowaresmiern gestürzt, und da die von Khorasan ausgestorben, blieb von der seldschukischen Herrschaft nur noch das Reich Ikonium oder Rum in Kleinasien übrig, von welchem das heutige türkische Reich sich herschreibt (s. d. Art. Türkisches Reich). Die chowaresmischen Sultane verbreiteten ihre Eroberungen weit nach Asien, bis der Schrecken der Tartarn unter Dschingiskan (1220, H. 617) in diese Gegenden kam. Dessen Sohn Octai stürzte sie endlich ganz. Auch Bagdad, der Rest des Ei-

genthums der Kalifen, ward durch des Veziers al Kami und des Sclaven Amram Verrätherei unter dem 56sten Kalifen Motazem, die leichte Beute einer Mongolenhorde unter Holagu (1258, H. 636.) Der Neffe des grausam ermordeten Motazem floh nach Aegypten, wo er sich mit Vergünstigung der Mamelucken fortwährend Kalif nannte und das mohammedanische Papstthum auf seine Nachkommen vererbte. Als die Türken im J. 1517 Aegypten eroberten, ward der letzte dieser Schattenkalifen nach Constantinopel geführt, und starb, nach Aegypten zurückgebracht im J. 1538. Seitdem nahmen die türkischen Sultane den Kalifentitel an, und der Padischah zu Constantinopel behauptet solchen bis auf den heutigen Tag mit allen, doch außerhalb seines eigentlichen Reichs wenig geachteten, und von den Persern sehr bestrittenen, Ansprüchen der geistlichen Oberherrschaft über alle Muselmänner.

Kalk (Kalkerde) ist, wie es scheint, derjenige Körper, welcher in der ganzen Natur am weitesten verbreitet ist. Die hierher gehörigen Fossilien machen ein eigenes, sehr weitläufiges Geschlecht aus. Doch findet er sich nicht blos als Mineral, sondern ist auch durch das Thier- und Gewächsreich verbreitet. Thierische Substanzen, welche vorzüglich viel Kalkmaterie enthalten, sind die Knochen, Muscheln, Corallen und die Eierschalen; in den Gewächsen findet man ihn weniger. Der Kalk, als Mineral, ist theils nur halbhart, theils gar weich. Im Feuer werden selbst die härtesten mineralischen Kalksubstanzen mürbe. Nicht alle Kalkarten aber sind von gleicher Reinigkeit: manche führen viele fremde Substanzen bei sich. Fast immer stehen sie mit irgend einer Säure in Verbindung, und nach der Verschiedenheit dieser Säuren theilt Blumenbach das ganze Kalkgeschlecht in fünf Gattungen ein, nämlich in kohlensaure, schwefelsaure, spathsaure, phosphorsaure und boraxsaure Kalke. Reine Kalkerde ist graulich von Farbe, löset sich in allen Säuren auf, bildet mit Schwefelsäure Gips, und färbt blaue Pflanzensäfte grün, schmilzt auch, an und für sich, im heftigsten Feuer nicht, außer wenn sie mit Alaunerde vermischt ist; gebrannt erhitzt sie sich mit Wasser. In der Atmosphäre wird sie leicht mit Kohlensäure und mit Wasser gesättigt, ihre Temperatur erhöht, an Gewicht schwerer, und verliert ihren brennenden und ätzenden Geschmack. Im Wasser löset sich reine Kalkerde sehr schnell auf, die Temperatur wird erhöht, und man bemerkt ein Leuchten. Das Wasser wird dabei in Gas verwandelt. Dieses Gas hat einen besondern Geruch, und färbt ebenfalls blaue Pflanzensäfte grün. Kalksteine sind feste mineralische Kalke. In Ansehung ihres Gefüges sind sie von verschiedener Beschaffenheit: dicht, löchericht, schuppig, faserig, schieferig. Sie sind eine kohlensaure Kalkart, welche sich in mancherlei Gestalt überall auf der Erde verbreitet findet. Der gemeine Kalkstein hat eine graue, gelbliche oder röthliche, am meisten aber eine graue Farbe, und wird in vielen Gegenden der Erde bergmännisch aus Flötzgebirgen gewonnen. Der Marmor ist eine feinere Art von Kalkstein. Kalkbrennen heißt durch Feuer Kalk im eigentlichen Sinne hervorbringen, indem die rohe Kalkerde durch Feuer ihres brennbaren Wesens beraubt, und so die reine Kalkerde gewonnen wird. Es geschieht so, daß man in einer ovalen oder länglichen Grube, die gewöhnlich sechs Ellen tief und drei Ellen breit ist, diejenigen Steine, welche man zu Kalk brennen will, fest auf einander aufschichtet. Diese Grube bewirft, verklebt und beschlägt man alsdann mit Lehm, damit die Steine in derselben weder zerfallen, noch ungleich

rennen können, und schürt sodann Feuer unter dieselbe, welches sieben, cht und mehrere Tage in steter Flamme erhalten wird. Besser als olche Löcher sind jedoch die eigends dazu erbauten Kalköfen. Kalk öschen heißt den gebrannten Kalk mit dem Wasser sich erhitzen las-en. Der Wärmestoff, welcher sich bei diesem sogenannten Löschen des Kalks, d. i. bei der Verbindung desselben mit Wasser, entwickelt, kommt us dem Wasser, und entsteht daher, daß sich das Wasser mit der Kalkerde in fester Gestalt (als Eis) verbindet, wodurch aller Wärme-toff frei wird, welcher die Gestalt des Wassers erhält, das es nicht u Eise wird. Gelöschter Kalk ist daher Kalkerde mit Wasser verbun-en, die, mit Sand vermischt, zu einem Steine verhärtet; unge-öschter oder lebendiger Kalk, der sich mit dem Wasser noch icht erhitzt hat. In der Chemie heißt Kalk auch jeder durch chemische Einflüsse seines brennbaren Wesens beraubte Körper, der von den Säuren aufgelöset wird und mit denselben ein Mittelsalz bildet. Das hemische Zeichen des Kalks ist Ψ.

Kalkmalerei, s. den Art. Freskomalerei.

Kalkreuth, (Friedrich Adolph Graf von) preußischer Feld-narschall, Ritter des schwarzen und rothen Adlerordens u. s. w., geb. zu Eisleben 1737, verlor seinen Vater früh, wurde 1747 von einer Vormundschaft in das Seminar der mährischen Brüder zu Neu-Salza gethan, kam dann in eine französische Erziehungsanstalt nach Berlin und trat 1751 in das Militär. Er wurde zunächst als Volontär-Offizier bei der Garde du Corps angestellt und avancirte zum Lieutenant. Im siebenjährigen Kriege diente er mit Auszeich-nung als Adjutant des Prinzen Heinrich. Er stieg von Stufe zu Stufe bis zum General, und ward 1788 in den Grafenstand erhoben. In dem Kriege mit Frankreich, den er übrigens nicht billigte, bewies er eben so viel Muth als Geschicklichkeit. Den 3. Oct. 1792 hatten er und der Herzog von Braunschweig eine Zusammenkunft mit den französischen Generalen Labaroliere und Galbaud in der Nähe des von den Preußen eroberten Verdün. Man konnte aber über die Räu-mung dieses Platzes sich nicht vereinigen; doch drei Tage später traf der General Kalkreuth mit dem General Dillon deßhalb eine Ueber-einkunft. Im J. 1793 belagerte Kalkreuth Mainz, und unterzeich-nete den 22. Juli die Capitulation dieser Festung. Zu dem Siege Möllendorfs bei Kaiserslautern den 23. Mai 1794 trug er wesentlich bei, indem er die gegen Pirmasens vordringende franz. Heerabthei-lung gänzlich schlug. Er vertrieb hierauf die Franzosen aus Zwei-brücken und drang bis Saarlouis vor. Als aber die Franzosen Trier einnahmen, legten dieß die österreichischen Feldherren den Preußen zur Last. Der General Kalkreuth rechtfertigte dagegen die preußische Armee durch eine öffentliche Anzeige vom 25. August, daß, nach einer am 26. Juli getroffenen Uebereinkunft, Trier gar nicht zur Defensionslinie der Preußen gehört habe, daß er gleichwol Trier zu Hülfe geeilt wäre, aber es nicht habe retten können, weil die Oester-reicher den Platz so schnell geräumt hätten. Am Ende des J. 1795 übernahm er den Oberbefehl über die Trupen in Pommern, wurde darauf im Mai 1806 Gouverneur von Thorn und Danzig, und Gene-ral-Inspecteur der Cavallerie. Im Herbst stieß er mit seinem Heer-haufen zu der Hauptarmee in Thüringen, nahm aber an der Schlacht bei Jena und Auerstädt keinen Theil, weil sein Heertheil zum Nach-zug gehörte. Am 15. Oct. trug er im Namen des Königs auf einen

Waffenstillstand an, den aber Napoleon verweigerte. Der König zog hierauf mit der etwa 12000 Mann starken Abtheilung des Generals Kalkreuth über Magdeburg gegen die Oder. Die Vertheidigung des seit dem 19. März 1807 von dem franz. Marschall Lefebvre belagerten Danzig, wo Kalkreuth an Manstein's Stelle den Oberbefehl übernahm, führte er mit solcher Einsicht und Tapferkeit, daß man ihm, als Danzig (51 Tage nach Eröffnung der Laufgräben) sich nicht länger halten konnte, den 24. Mai dieselbe ehrenvolle Capitulation zugestand, welche er einst der französischen Besatzung in Mainz bewilligt hatte. Am 25. Juni 1807 schloß Kalkreuth zu Tilsit den Waffenstillstand zwischen Preußen und Frankreich mit Berthier ab: hierauf am 9ten Juli nebst Golz den Frieden mit Talleyrand. Er wurde unmittelbar darauf zum Feldmarschall erhoben. Im Januar 1810 ernannte ihn der König zum Gouverneur von Berlin; auch überbrachte er dessen Glückwunsch zu Napoleons Vermählung mit der Erzherzogin nach Paris. Im letzten Kriege war der Graf Kalkreuth Gouverneur von Breslau, kehrte 1814 nach Berlin zurück, wo er das Gouvernement wieder übernahm und den 10ten Juni 1818 starb. Er war ein Mann von seltenen Eigenschaften des Geistes und Herzens und als Held und Mensch gleich hochachtungswerth.

Kalligraphie heißt die Kunst, schön und sauber zu schreiben, Schönschreibekunst. Es ist begreiflich, daß in dieser Kunst gewisse Regeln vorhanden sein müssen, die allein dasjenige hervorbringen können, was wir eine schöne Schrift nennen. Vor Allem muß den gegebenen Buchstaben die möglichst angenehme Form ertheilt werden, denn dieß bedeutet hier der Ausdruck schön. Alles übrige scheint sich auf den Grundsatz zu stützen, daß das Ueberladene entweder gar keinen, oder gerade den entgegengesetzten Effect hervorbringt. Nach diesem Grundsatze muß nun bei der Kalligraphie im Allgemeinen dreierlei beobachtet werden: die Größe der langen Buchstaben, die Einfachheit der Buchstaben überhaupt, und die Deutlichkeit derselben. Die Höhe der langen Buchstaben muß, wenn die Schrift ein dem Auge wohlgefälliges Ansehn erhalten soll, mit den kurzen Buchstaben in einem gewissen Verhältnisse stehen. Dieses Verhältniß scheint getroffen zu sein, wenn dem langen Buchstaben die fünffache Höhe der kleinen Buchstaben, dem halblangen jedoch die dreifache derselben zugemessen wird. In Betreff der Einfachheit der Schrift ist zu bemerken, daß zur wirklichen Schönheit derselben alle und jede Züge, die nicht unmittelbar zur Bildung des Buchstabens nöthig sind, vermieden werden müssen, wenn das Auge nicht unangenehm beleidigt werden soll. Die Deutlichkeit der Schrift ist ein nicht minder unumgänglich nöthiges Erforderniß, und besteht darin, daß die Form jedes Buchstabens mit der ihr zukommenden Ausführlichkeit vollendet dargestellt werde. Letztere Regel wird im Allgemeinen von den Kalligraphen weniger verletzt, als die beiden ersten; denn die Befolgung der erstern scheint mehr Aufmerksamkeit, Geschmack und Uebung zu erfordern. Ausgezeichnet sind die in Kupfer gestochenen kalligraphischen Vorlegeblätter von Jäck, Müller, Roßberg, Bergmann, Heinrigs ꝛc.

Kalliope, die vorzüglichste der neun Musen (s. d. Art.). Mit dem Oeagrus, König in Thracien, zeugte sie die berühmten Dichter Orpheus und Linus. Letzterer wird jedoch von andern auch für einen Sohn Apollo's und der Muse Urania, ersterer auch für einen Sohn Apollo's und der Kalliope gehalten. Außerdem zeugte Kalliope mit dem Strymon den Rhesus, mit dem Apollo den Galmenus und Hymenäus,

mit dem Oeagrus den Cymothus, und mit dem Achelous die Sirenen. Unter den Abbildungen der Muſen kennt man die Kalliope an der Tuba, welche ſie in der einen, und an dem Heldengedichte, welches ſie in der andern Hand hält, ſo wie an den Blumen- und Lorbeerkränzen, mit welchen ihr Haupt geſchmückt iſt. Doch iſt die Beziehung dieſer Muſe auf das Epos oder Heldengedicht ſpätern Urſprungs.

Kalliſto, eine Nymphe der Diana, Tochter des arcadiſchen Königs Lykaon. Jupiter liebte ſie, daher ſie von der eiferſüchtigen Juno in eine Bärin verwandelt, von jenem aber unter die Sterne verſetzt wurde, wo ſie noch als großer Bär glänzt.

Kallugier (aus dem Griech.), ein frommer Alter, iſt die gemeine Benennung der griechiſchen Mönche. E.

Kalmar, kalmariſche Union, ſ. Margaretha und Kalmar.

Kalmäuſer, Andächtler, Kopfhänger. Peter Damiani (ſ. den Art. Geißelungen) hatte den Einſiedlern von Camaldoli auf den Apenninen eine ſtrengere Diſciplin gegeben, wodurch dieſer Orden in den Ruf beſonderer Heiligkeit kam. Wie dieſe Heiligkeit ſelbſt, artete in der Folge auch das, der deutſchen Volksſprache minder geläufige, Wort Camalbulenſer in Kalmäuſer aus. E.

Kalmücken (Oelöt, Eluths, Eluthen) machen den merkwürdigſten Zweig des mongoliſchen Völkerſtamms aus. Sie ſelbſt behaupten, ihre älteſten Wohnſitze zwiſchen dem Koko-Noor (blauen See) und Tibet gehabt zu haben. Lange vor Dſchingis-Chan ſoll dieſes Volk, der größte und mächtigſte Theil von Oelöt, gegen Weſten bis nach Kleinaſien einen Heereszug gethan, und ſich dort und um den Caucaſus verloren, der Ueberreſt aber, welcher in der großen Tartarei zurückgeblieben war, von ſeinen tartariſchen Nachbarn den Namen Thalimik (Abtrünnige) erhalten haben. In der That nennen ſich die Kalmücken auch noch heut zu Tage Chalimik, obgleich Oelöt, welches Wort daſſelbe bedeutet, noch immer ihre eigenthümliche Benennung iſt. Sie theilen ſich, wenigſtens ſeit der Zerrüttung der mongoliſchen Monarchie, in vier verſchiedene Hauptzweige, die ſich Choſchot, Derbet, Soongar und Torgot nennen. Der größte Theil der choſchotiſchen Kalmücken hat ſich in und um Tibet und am Koko-Noor erhalten, und ſoll nach der Zerſtörung der ſoongariſchen Kalmücken unter chineſiſchem Schutze geblieben ſein. Der kleinere Theil dieſes Stammes war ſchon lange zuvor an den Irtiſch gezogen, und gerieth endlich unter die Herrſchaft der ſoongariſchen Horde, mit welcher er gemeinſchaftlich an den Kriegen gegen China Theil nahm, aber auch zugleich mit derſelben zerſtreut wurde. Die unter chineſiſcher Hoheit noch jetzt vereinigte Horde der Caſchoten wird auf 50,000 Köpfe geſchätzt. Ihren Namen Caſchoten (Krieger, Helden) ſollen ſie durch ihre Tapferkeit unter Dſchingis Anführung erworben haben. Da auch ihr Fürſtenſtamm ſeinen Urſprung unmittelbar von des großen Dſchingis Bruder ableitet, ſo behaupten ſie aus beiden Gründen den erſten Rang unter den kalmückiſchen Stämmen. Ein geringer Theil derſelben, etwa 18,000 Familien, hat ſich 1759 an der Wolga niedergelaſſen und freiwillig die ruſſiſche Oberherrſchaft anerkannt. Die ſoongariſchen Kalmücken machten bei der Zerſplitterung der mongoliſchen Monarchie mit den Derbeten nur einen einzigen Stamm aus, der ſich ſpäterhin unter zwei uneinigen Brüdern aus ihrer Fürſtenfamilie theilte. Dieſe Horde iſt es, die ſich im 17ten und zu Anfange des vorigen Jahrhunderts einen großen Theil der übrigen kalmückiſchen

Stämme, besonders die Choschot, Derbet und Choit, unterwürfig machte und mit den Mongolen sowol, als mit dem chinesischen Reiche blutige Kriege führte, welche sich aber mit ihrer gänzlichen Unterjochung und Zerstreuung endigten. Sie galten für die tapferste, reichste und mächtigste Horde. Die derbetischen Kalmücken, welche ihre Weideplätze anfänglich in der Gegend des Koko-Noor hatten, zogen von da wegen der mongolischen Unruhen gegen den Irtisch, und theilten sich hierauf in zwei Haufen. Einer derselben vereinigte sich mit den Soongaren, und wurde mit diesen am Ende aufgelöset; der andere ließ sich am Ural, Don und an der Wolga nieder, und ein grosser Theil derselben vereinigte sich daselbst mit den Torgoten, trennte sich aber nachmals wieder von denselben. Die torgotischen (wolgaischen) Kalmücken scheinen sich später, als die übrigen kalmükkischen Zweige, zu einer besondern Horde gebildet zu haben. Gleich anfangs trennten sie sich von den unruhigen Soongaren und ließen sich an der Wolga nieder, von welcher Zeit sie von den Russen, denen sie sich bereits 1616 unterwarfen, die wolgaischen Kalmücken genannt werden. Als aber der Druck der russischen Regierung eine Unzufriedenheit unter ihnen erregt hatte, zogen sie 1770 in die Soongarei zurück und begaben sich unter chinesischen Schutz, wo man aber gleich anfangs strenge Maßregeln gegen sie nahm. Alle diese verschiedenen Stämme standen ehemals, oder stehen noch jetzt, unter ihren eigenen Chans, die der Regierung, unter welcher die Horde lebt, nur mittelbar durch Tribut unterthan sind. Auch gibt es eine Colonie getaufter Kalmücken, denen die russische Regierung besonders im orenburgischen Gebiete der Statthalterschaft Ufa ein fruchtbares Gebiet, nebst der Stadt Stawropol, eingeräumt hat. Diese Colonie hat sich in der letzten Zeit sehr vermehrt. Noch ist in eben der Statthalterschaft eine kleine Colonie mohammedanischer Kalmücken vorhanden, die aus einzelnen Proselyten, welche die Kirgisen gemacht und unter sich aufgenommen haben, entstanden ist.

Kälte heißt diejenige Empfindung, welche in uns entsteht, wenn uns Körper berühren, die weniger Wärme enthalten, als unser eigener Körper, und die daher letzterm einen größern oder geringern Grad von seiner Wärme entziehen. Der Begriff von Kälte ist also blos relativ: so ist z. B. unser Eis für uns kalt, warm hingegen ist es in Vergleich mit dem Eise der Polarländer. Im heißen Sommer dünkt uns die Luft in einem Keller kalt, im Winter aber warm. Darum hat man auch die Kälte nur für etwas Negatives genommen. Wenn die Wärme die Körper ausdehnt, und zum Theil auf einen gewissen Grad erhoben, in den Zustand der Flüssigkeit versetzt, oder den Zusammenhang ihrer Theile trennt, so bewirkt die Kälte hingegen Zusammenziehung des Volumens, und verwandelt flüssige Körper in feste Massen. Die Dämpfe werden durch die Kälte verdichtet; die Gasarten hingegen werden zwar ebenfalls in einen engern Raum zusammengedrängt, verlieren aber nie ihre elastische Form. Von der Kälte der Atmosphäre ist noch zu bemerken, daß sie nicht in allen Ländern, die unter einerlei Breite liegen, obwol sie dem zu Folge den Sonnenstrahlen in gleichem Maße ausgesetzt sind, von gleicher Stärke ist. Im Allgemeinen ist ein Ort desto kälter, je höher er über der Meeresfläche liegt; daher die hohen Gebirgsgipfel in Peru, selbst unter der Linie mit ewigem Schnee bedeckt bleiben. Diese Erscheinung erklärte man ehemals, und uns dünkt mit Recht, daraus, daß in niedrigen Gegenden das Zurückprallen der Sonnenstrahlen lockere, also auch wärmende Luft verursache,

und daß die dichte Luft auf hohen Gebirgen, eben weil sie durch jenes Zurückprallen nicht locker gemacht werden kann, kalt bleiben müsse. Jetzt aber will man beobachtet haben, daß die Wärme vielmehr von der Natur der Luftschichten, so wie von der Menge der Feuermaterie, welche in denselben enthalten ist, abhängt. Künstliche Kälte heißt vornehmlich derjenige Grad der Kälte, welcher durch Auflösung oder Vermischung gewisser Substanzen, ingleichen durch Ausdünstung (oder denjenigen Zustand, wo die tropfbare Flüssigkeit in Dampf übergeht) hervorgebracht ist. Wenn man Kochsalz, Salpeter, oder Salmiak in einer hinreichenden Menge Wasser auflöset; so wird das Gemisch während der Auflösung merklich kälter, und ein hineingesetztes Thermometer sinkt bis zum Gefrierpunkte herab, wenn das Wasser nämlich vorher bereits hinreichend kalt war. Die Auflösung selbst aber gefriert nicht, wenn gleich die Temperatur derselben unter dem Gefrierpunkte steht; setzt man aber ein Gefäß mit reinem, kalten Wasser hinein, so gefriert dasselbe leicht. Ist das Salz in dieser Masse völlig aufgelöset, so hört der Erkältungsprozeß auf. Fügt man noch Schnee oder geschabtes Eis zu jener Mischung; so kann darin, selbst im Sommer und sogar über dem Feuer, reines Wasser in Eis verwandelt werden. Man erklärt dieß folgendermaßen: Bei Verwandlung eines festen Körpers in einem tropfbar flüssigen (wohin die Auflösung des Salzes im Wasser offenbar gehört) oder eines flüssigen in einem luftförmigen, wird viel freier Wärmestoff gebunden, und den benachbarten Körpern, Behufs dieser Verwandlung, entzogen; daher die auffallende Erkältung. (S. Wärme.) Nach gleichen Grundsätzen kann auch durch Ausdünstung künstliche Kälte hervorgebracht werden. Auf diese Weise kühlt man die Zimmer durch Besprengen mit kaltem Wasser ab, so wie auch nach diesem Grundsatz zu Benares, Calcutta und andern Orten in Ostindien Flüssigkeiten kühl erhalten werden, indem man sie in sehr porösen Gefäßen der allmähligen Verdünstung aussetzt. Auch die mechanische Ausdehnung der zusammengepreßten Luft wird als ein Mittel zur Erzeugung einer künstlichen Kälte betrachtet. Wenn man nämlich aus den Hähnen der hierzu taulichen Maschinen, in welchen die Luft sehr stark zusammengedrückt ist, worin sich aber zugleich etwas Wasser befinden muß, diese Luft entweichen läßt; so reißt sie mit einem lauten Geräusche etwas Wasser mit sich heraus, und verwandelt denjenigen Theil desselben, welcher am Hahne hängen bleibt, in Eis.

Kalypso, eine Tochter des Atlas (nach Andern des Nereus und der Doris, oder des Oceanus und der Tethys). Sie bewohnte die tief im Ocean liegende waldige Insel Ogygia. Obgleich Göttin, lebte sie dennoch einsam und fern von allem Umgange mit Göttern und Menschen. Als Ulysses an ihrer Insel Schiffbruch litt, nahm sie ihn gütig auf, pflegte ihn und versprach ihm die Unsterblichkeit, wenn er sich mit ihr vermählen wollte. Allein seine Sehnsucht nach dem Vaterlande und nach seiner Gattin überwand die Reize der Göttin. Sieben Jahre mußte er bei ihr bleiben. Endlich sandte Jupiter den Mercur vom Olymp, welcher der Kalypso den Befehl bringen mußte, den Ulysses in seine Heimath zurückkehren zu lassen. Dem Befehle des Donnerers durfte sie nicht widerstreben; Ulysses reisete ab, Kalypso aber, welche zwei Söhne mit ihm erzeugt hatte, den Nausinous und Nausithous, starb vor Gram. Vielfach ist dieser Stoff bearbeitet worden, zuletzt in einer Oper dieses Namens mit Musik von Winter.

Kammer, Kameralwissenschaft u. s. w. s. Cammer, Cameralwissenschaft u. s. w.

Kämpfer (Engelbrecht), ein berühmter Reisender, ward am 16ten Sept. 1657 zu Lemgo geboren und erhielt von seinem Vater, der ein Geistlicher daselbst war, eine vortreffliche Erziehung. Nachdem er zu Königsberg studirt hatte, machte er 1683 als Secretär einer schwedischen Gesandschaft eine Reise zu Lande durch Rußland nach Persien, besuchte darauf Arabien, Indostan, Coromandel, die Ufer des Ganges, Java, Sumatra, Siam und Japan, in welchem letztern Lande er zwei Jahre verweilte. Im Jahre 1692 kehrte er zurück, wurde in seiner Vaterstadt Leibarzt des Grafen von der Lippe und starb darauf am 2ten November 1716. Unter seinen Schriften verdient besonders genannt zu werden: Geschichte und Beschreibung von Japan, Lemgo 1774. Dieses Werk war schon 1727 aus der Handschrift in das Englische übersetzt und zu London in zwei Foliobänden herausgegeben worden, worauf es 1774, von Dohm zum Druck besorgt, in deutscher Sprache erschien. Der größte Theil seiner an wichtigen Beobachtungen reichen Handschriften ist noch nicht gedruckt. Hans Sloane kaufte sie von Kämpfers Erben; sie befinden sich jetzt in dem aus der Sloaneschen Verlassenschaft entstandenen brittischen Museum.

Kamtschatka eine 4014 Q. M. große Halbinsel, die sich von der östlichen Küste Sibiriens aus 180 deutsche Meilen lang und in der höchsten Breite von 50 Meilen, südwärts in den Ocean hinein bis an die kurilischen Inseln erstreckt. Dies nordöstliche Ende der alten Welt wurde erst 1696 durch einen gewissen Mososko, der mit 16 Kosaken einen Zug dahin unternahm, genauer bekannt, und im folgenden Jahre der russischen Krone zinsbar. Es ist für den Pelzhandel ausnehmend gut gelegen, und hat in der Awatscha-Bay vortreffliche Häfen, und ist es durch sein Klima (zwischen dem 51. und 63. Grad n. Br.) keineswegs der jetzt fast noch ganz vernachlässigten Cultur unfähig; so daß bei liberalen und zweckmäßigen Maßregeln der Regierung, zu denen Krusenstern Vorschläge gethan hat, dort Handelsniederlassungen sehr gut gedeihen werden. Besonders wäre nöthig, statt der Soldaten und Zuchtmeister eine Colonie von Ackerleuten hinzusenden, und nicht ferner, wie bisher, Kamtschatka als ein Botany-Bay für Officiere von schlechter Aufführung anzusehen. — Kamtschatka wird der Länge nach von einer Gebirgskette durchschnitten, von welcher rechts und links kleine Flüsse dem kamtschatkischen und ochotzkischen Meere zulaufen, und die an der südlichen Spitze das Vorgebirge Loratka bildet. Sie enthält Kupfer- und Eisenwerke, und mehrere Vulkane. Die Bevölkerung von Kamtschatka ist außerordentlich gering; die Zahl der Eingebornen, ohne die Russen, beläuft sich jetzt nicht viel über 1000 Köpfe. Vor hundert Jahren war sie vielleicht 20 bis 30 Mal so groß. Ursachen dieser Entvölkerung sind die mörderischen Kämpfe bei verschiedenen, zur Befreiung vom russischen Joche, gemachten Versuchen, die verheerenden Kinderblattern, der unmenschliche Druck der Russen, und die unnatürliche Gewohnheit der heidnischen Kamtschadalinnen, die Leibesfrüchte abzutreiben. Die Kamtschadalen, ein häßliches Mongolengeschlecht, nennen sich selbst Itelmen. Sie sind gutmüthig und gastfrei, aber voll der gröbsten Sinnlichkeit, welches ihre Gefräßigkeit und ihre unkeuschen Tänze sattsam beurkunden. Am widrigsten macht sie ihre Unreinlichkeit. Jedes kamtschadalische Dorf (Ostroschok) wird von einer

Familie bewohnt, und besteht aus mehrern Balaganen oder Sommerwohnungen, die auf Pfählen erbaut sind, so daß man auf gekerbten Baumstämmen hinansteigt. Im Winter kriechen die Bewohner von etwa sechs Balaganen zusammen in eine Jurte oder Winterwohnung, eine fünf Fuß tiefe, durch ein rings verschlossenes kegelförmiges Dach bedeckte Grube, in welche man nicht anders kommen kann, als indem man äußerlich am Dache, an dem Rande der Grube hinauf, und durch den im Gipfel angebrachten Schornstein, mitten im aufsteigenden Rauch hinabsteigt. Die kamtschadalische Kleidung besteht aus Rennthier- oder Hundefellen, hat aber jetzt viel Russisches angenommen. Die Kamtschadalinnen sind mit der häuslichen Arbeit ganz allein belastet, während der Mann faullenzt, wenn ihn nicht die Nothwendigkeit treibt, zu jagen und zu fischen, die Geräthschaften für beides zu verfertigen, oder Schlitten und Häuser zu bauen. Die Jagd geht auf Pelzthiere, Rennthiere, Wallfische und Seehunde. Ackerbau wird nur von den Russen etwas getrieben. Die Hauptnahrung der Kamtschadalen besteht in Fischen, mit Wallfisch- und Seehundsfett zugerichtet, und einer Art Nudeln aus zarter Birkenrinde bereitet; ihr liebstes Getränk ist Birkensaft. Das wichtigste und unentbehrlichste Hausthier ist den Kamtschadalen der Hund. Dieser gibt ihm nicht nur seine Kleidung, sondern er ist auch sein Zugthier. Die Hunde werden zu diesem Zwecke castrirt, und vier bis acht vor einen kleinen Schlitten gespannt, der 16 Pfund schwer ist, und einen Menschen trägt. Mit diesem legen sie jede Stunde fast eine deutsche Meile zurück. Der größte Vortheil ist, daß dieses Gespann nur im Winter Futter verlangt; denn im Sommer läßt man die Hunde frei laufen, welche ihren Unterhalt durch die zahlreichen Fische finden, die Flüsse und Meere auswerfen. Zahme Rennthiere hält der Kamtschadale gar nicht, wiewol es alle benachbarte Völker thun. Die Religion der Kamtschadalen war, und ist noch bei den Wenigen, die das Christenthum nicht angenommen haben, die schamanische. Aber auch die christlichen Kamtschadalen haben sich ihre Zauberer oder Schamanen nicht nehmen lassen. Indeß findet man bei ihnen bewundernswürdige, auf eine uralte Tradition unverkennbar hindeutende Religionsideen. Sie glauben einen allmächtigen Gott, Schöpfer der Welt, Kutka genannt, verehren ihn aber nicht, weil die unzähligen schamanischen Fetische sie nicht dazu kommen lassen. Sie glauben die Unsterblichkeit der Seele, die sie jedem, auch dem unbedeutendsten Thierchen, zuschreiben. Sie schreiben den Thieren Sprache und Vernunft zu, und glauben, die Hunde erkundigten sich nach den Fremden, wenn sie dieselben anbellten. Auch von einer vor Alters über die Erde verbreiteten allgemeinen Ueberschwemmung, aus der nur ein Paar Menschen sich gerettet, erzählen sie. Solche Gedanken sind bei so rohen verwilderten Menschen klare Beweise einer reinern edlern Religion, die vielleicht, ehe die Nation aus bessern Climaten verdrängt wurde, ihr Eigenthum gewesen, und auf welche Verwilderung und kindische Furchtsamkeit, die Tochter der Unwissenheit, den Schamanismus pfropften. K.

Kanonen, s. Canonen.

Kant (Immanuel) war geboren zu Königsberg den 22sten April 1724, wo er auch anfangs, durch dürftige Umstände genöthigt, Theologie studirte, ferner als akademischer Lehrer (1755) auftrat, seit 1770 als Professor der Logik lebte und bis zu seinem Tode (12. Febr. 1804) in dem Dienste der Wahrheit unablässig wirksam war. Sieht man aber auf die

Art und Größe seiner Wirksamkeit, mit welcher er in dem Gebiete des philosophischen Wissens eine heilsame Revolution bewirkt, und durch sie allen folgenden Denkern den freien Weg zur Wahrheit gebahnt hat; sieht man ferner auf das ausgebreitete Wissen und die Mannichfaltigkeit der Kenntnisse, welche der Geist dieses Mannes, der nach Joh. Fr. Reichhardt's Schilderung (s. Urania, Taschenbuch f. d. J. 1812. S. 260.) nicht über Pillau (7 Meilen von Königsberg) hinausgekommen war, umfaßte, und endlich auf den Ernst seines sittlichen Charakters, mit welchem sich bei ihm auf die seltenste Weise die heiterste Geselligkeit verband, so dürfen wir mit Stolz und Recht behaupten: Kant gehörte der Welt und Menschheit an. Zu seiner mehr äußerlichen Schilderung entlehnen wir von dem zuletzt genannten Schriftsteller folgendes: Kant war ein an Leib und Seele ganz trockener Mann. Magerer, ja dürrer, als sein kleiner Körper, hat vielleicht nie einer existirt; kälter, reiner in sich abgeschlossen, wol nie ein Weiser gelebt. Eine hohe, heitere Stirn, feine Nase und helle, klare Augen, zeichneten sein Gesicht vortheilhaft aus. Aber der untere Theil desselben war dagegen auch der vollkommenste Ausdruck grober Sinnlichkeit, die sich bei ihm besonders im Essen und Trinken übermäßig zeigte. Das Bild vor dem Repertorium der allgemeinen Literaturzeitung drückt diese Eigenschaften auch gut genug aus (auch die bekannte Büste von Schadow), und ist das ähnlichste, welches man von ihm hat. Er liebte sehr eine gute Tafel in fröhlicher Gesellschaft, und war selbst ein angenehmer Gesellschafter, der durch sehr ausgebreitete Belesenheit und einen unerschöpflichen Vorrath von unterhaltenden und lustigen Anekdoten, die er ganz trocken, ohne je dabei selbst zu lachen, erzählte, und durch ächten Humor in treffenden Repliken und Anmerkungen jede Gesellschaft aufheiterte und unterhielt. Kant's Gesellschaft wurde um so mehr von den besten Häusern und angesehensten Familien gesucht, da er sich durch die vollkommenste Rechtlichkeit und durch den ächten Stolz, der ihm nicht nur als dem geistreichsten Manne des Orts, sondern als einem der tiefsten Denker, die je die Menschheit geehrt haben, wol anstand, überall in hoher Achtung zu erhalten wußte, auch im Aeußern nicht nur stets sauber, sondern sehr stattlich erschien. Er paßte auch um so mehr in jede große und kleine Gesellschaft, da er das Kartenspiel liebte, und nicht gern einen Abend ohne seine kleine L'Hombre-Partie zubrachte. Er hielt dieses für das einzige, stets sichere Mittel, den Kopf vom angestrengten Denken abzuziehen und zu beruhigen. Schöne Künste hatte er nie geübt, und liebte sie auch nicht besonders. Er war vielmehr, als wäre er lauter reine Vernunft, oder (vielmehr) tiefer Verstand, neben welchem man selten ein so gränzenloses Gedächtniß antreffen wird, als Kant besaß. Seine Vorlesungen wurden auch dadurch äußerst interessant und lehrreich. Er las den größten Theil des Vormittags; Nachmittags selten, und ließ sich zwischen jeder Vorlesung zwanzig Minuten Zeit für die folgende. Logik und Methaphysik las er gewöhnlich öffentlich; dann noch abwechselnd Naturrecht, Moral, Anthropologie, Physik und physische Geographie. Letzteres waren besonders angenehme und lehrreiche Vorlesungen für junge Leute, durch die unermeßliche Belesenheit in Geschichte, Reisebeschreibungen, Biographien, Romanen und in allen Fächern, die nur je Materialien zur Bereicherung oder Erläuterung für jene Wissenschaften liefern können. Sein Gedächtniß zeigte sich dabei in voller Stärke; denn obgleich er die Hefte vor sich liegen hatte, sah er doch selten hinein, und sagte oft

anze Reihen von Namen und Jahreszahlen frei aus dem Kopfe her. lber auch seine Vorlesungen über abstracte Philosophie erhielten urch jenen Schatz von Erläuterungen und Beispielen, die sein Gedächtniß darbot, große Klarheit und Deutlichkeit, und seine Schriften sind Vielen wol immer dadurch so lange dunkel und chwierig geblieben, weil er den besten philosophischen Schriften uviel zutraute, als daß er jene hinzuzufügen für nöthig hätte erchten sollen. Was aber sein innerstes Wesen ausspricht, seine Philosophie, oder vielmehr die philosophische Methode, welche r übte und durch sein Beispiel empfahl, so werden die folgenden Grundsätze derselben zu unserm Zwecke hinreichend sein. In der Periode, welche Kant's philosophischen Untersuchungen kurz vorerging, hatte ein schlaffer Eklecticismus die Herrschaft erreicht, welher sich mehr mit Bearbeitung einzelner abgerissener Theile, als mit em Ganzen der Philosophie und ihren Principien beschäftigte, und uf den noch nicht begründeten Stoff der philosophischen Erkenntniß, oll Zuversicht des Gelingens, die demonstrative Methode der Mathematik anzuwenden suchte. Die Blößen dieses Dogmatismus, wie aller dogmatischen Verwirrungen der frühern Zeit mit scharfem Auge entdekend, und durch Hume's feinen Skepticismus angeregt, wollte Kant en Grund des Mißlingens aller bisherigen Metaphysik den denkenden Köpfen seiner Zeit enthüllen, den philosophischen Schein entdecken, und en Weg anzeigen, auf welchem der philosophische Forscher gehen müsse, enn er sich nicht über die Gränzen der Erkenntniß verlieren, und damit zugleich der Wahrheit verlustig werden wolle. Er führte daher mit äußerster Gründlichkeit und eminentem Scharfsinn die philosophische Untersuchung bis auf ihre eigentlichen Anfangspuncte zurück, weil dadurch allein wahre Wissenschaftlichkeit gewonnen werden konne, indem er vor allem die Frage aufwarf: Was kann ich erkennen? und was ist es, das ich ursprünglich weiß? Die Beantwortung dieser Fragen führten ihn zu einer Kritik und Untersuchung der Grundüberzeugungen des menschlichen Erkenntnißvermögens, oder wie er sie selbst nannte und ansah, zu einer Kritik der reinen Vernunft, (wobei vorausgesetzt wurde, daß die philosophische Erkenntniß die von der Erfahrung ganz getrennte Vernunft zur Quelle habe). Das Allgemeine und Nothwendige in unserer Erkenntniß, lehrt er, kann nicht als durch Erfahrung gegeben gedacht werden; ist also subjectiv. Die Nothwendigkeit in unsern Urtheilen, oder die objective Beziehung unserer Vorstellungen, welche mit allen allgemeingültigen und nothwendigen Urtheilen verbunden ist, ist nicht objective Realität (Gültigkeit) der Erkenntniß, oder objective Erkenntniß selbst. Die Gränzen des Wissens liegen mithin im Gemüthe, oder vielmehr der einzige Gegenstand der philosophischen Erkenntniß ist das Gemüth nach einer erscheinenden Thätigkeit. Zu diesem beschränkenden Resultate gelangte er auf folgendem Wege. Zuerst schied er, was der Sinnlichkeit und dem Verstande in unsern Vorstellungen angehört, und das im Geiste ungetrennt ist, durch psychologische Analyse. Die theoretische Vernunft, oder das Erkenntnißvermögen, zerfällt in Sinnlichkeit (als das Vermögen der Anschauung), und Verstand (als das Vermögen des Denkens), wie das Erkennen selbst im Anschauen und Denken besteht. In der Anschauung unterscheiden wir die Materie, welche durch die jedesmalige Empfindung

gegeben wird, von der Form, welche unserer Sinnlichkeit selbst angehört, und hiernach auch das sinnliche Object, von den ursprünglichen und nothwendigen Bedingungen des sinnlichen Anschauens (d. i. Zeit und Raum nebst ihren mannichfaltigen Bestimmungen), welche die Formen der Sinnlichkeit, oder die transscendentalen Objecte genannt werden, die nur in uns selbst liegen, unabhängig von und vor aller Erfahrung. Sie sind es, nach welchen wir die Welt und ihre Erscheinungen vorstellen. Der Verstand ist das selbstthätige Vorstellungsvermögen, durch welches wir den durch Sinnlichkeit gegebenen Stoff verbinden, und er ist bei dieser Verbindung (im Begreifen und Urtheilen ꝛc.) an ursprüngliche Bedingungen gebunden, die Kategorien, oder Formen des Verstandes, welche Kant meisterhaft entwickelt hat. Nach beiderlei Formen nun werden die Gegenstände der Erfahrung von uns bestimmt; wir erkennen also die Dinge nur wie sie uns erscheinen, und wie wir sie nach den Gesetzen unseres Geistes denken müssen, keineswegs wie sie sind, überhaupt nur die Erscheinungen, nicht die Dinge an sich (wegen letzterer Ansicht hat man auch Kant's Lehre den kritischen — den auf Kritik des Geistesvermögens beruhenden — Idealismus genannt). Durch alle jene Formen aber, heißt es, schreibt der Verstand der Natur Gesetze vor, so nämlich, daß sie überall nach ihnen gedacht werden müsse, und in ihnen bestehe die einzige theoretische Erkenntniß a priori, oder philosophischer Art. Denn die theoretische Vernunft ist selbst das höchste Denkvermögen (ein höherer Verstand), welchernach absoluter Einheit durch Ideen strebt. Aber diese Ideen, die Erzeugnisse derselben, haben kein ihnen entsprechendes Object in dem Kreise der Erfahrung, und es darf von ihnen kein constitutiver Gebrauch gemacht werden, um wirkliche Gegenstände, die über das Gebiet der Erfahrung hinausliegen (transscendentale Gegenstände), durch sie zu erkennen; ja die Vernunft geräth in lauter Widersprüche, wenn sie einen constitutiven Gebrauch von ihnen machen will, was Kant durch seine sogenannten Antinomien zu zeigen sich bemühte. Die reine Vernunft erhält in ihnen also nur regulative Principien zur Erweiterung der gegebenen Erkenntniß, und kann mithin überhaupt über das Gebiet der Erscheinungen hinaus nie zu einer gewissen Erkenntniß vordringen, und etwas objectiv Wahres über Gott, Freiheit ꝛc. aussagen, denn dieses sind bloße Ideen. Allein die Vernunft ist auch practisch, in so fern sie den Willen selbstthätig zur Tugend bestimmt, welche zur Glückseligkeit würdig macht. Was nun die theoretische Vernunft nicht zu leisten vermag, leistet die practische. Denn durch das practische Vermögen der Vernunft (moralische Freiheit) strebt der Mensch weit über die Erfahrung hinaus zu einer übersinnlichen Vollkommenheit, und dieses Streben überzeugt ihn von der Realität des Idealen und einer intelligibeln Welt: indem die Tugend, welche durch ein Vernunftgesetz a priori geboten wird, nur mit Glückseligkeit verbunden, das höchste Gut macht, für welche Verbindung, da sie nicht von uns abhängig ist, wir eine höchste Ursache annehmen müssen, welche nur das vollkommenste Wesen, die Gottheit, sein kann. Diese Ueberzeugung aber ist kein theoretisches Wissen, sondern ein practischer Vernunftglaube, und somit nun die Philosophie überhaupt nur auf die Erkenntniß unserer moral. Natur und jener ursprünglichen Verstandesformen beschränkt und verwiesen. Es gibt mithin keine eigentliche specu-

ative Philosophie, oder Metaphysik, sondern nur eine Kritik derselben. Aber wodurch erkennen wir denn die practische Vernunft und ihr Vermögen? wirft hier der Denker unwillkürlich ein. Antwort: Nur durch die theoretische Vernunft, die mit der practischen doch nur ein Vermögen ist. Darum sagte ein neuerer philosophischer Forscher: Kant lasse den Glauben gleichsam in seiner ersten Instanz den Prozeß verlieren, um ihn bei einer andern wieder zu gewinnen, und suche die Gültigkeit der Ideen durch moralische Beweise oder Postulate zu stützen, anstatt hierin ohne Beweis auf die unmittelbare Erkenntniß der Vernunft zurückzugehen; ein anderer: er führe die Ideen zur Vorderthüre der Philosophie hinaus, um sie durch die Hinterthür wieder einzuführen. Die Richtung, welche hier Kant's Untersuchungen nahmen, führte ihn hauptsächlich zur Ausbildung der practischen Philosophie (hieher gehört seine Grundlegung der Sitten, Riga 1785, 8.), zu welcher er nun auch die Religionsphilosophie (eben weil er den Glauben an Gott auf das Practische gründete) verwies, namentlich aber zur strengern und reinern Ausbildung der Moral im engeren Sinne, und der moralischen Begriffe von Pflicht und Sittengesetz, welches er den kategorischen Imperativ nannte (vergl. auch seine metaphysischen Anfangsgründe der Tugendlehre, Riga 1797); wobei sich sein strenger, dem erschlaffenden Eudämonismus entgegengesetzter, moralischer Sinn kräftig offenbarte; obgleich nicht zu läugnen ist, daß die von ihm beschriebene Tugend nur strenge Gesetzmäßigkeit (Handlungsweise um des Gesetzes willen) ist. Dieses sind die Grundzüge seiner Ansicht, welche er in seiner Kritik der reinen Vernunft, (5. Aufl. Leipz. 1799) und in seiner Kritik der practischen Vernunft (zuerst Riga, 1787), seinen beiden Hauptwerken, niedergelegt hat: denn was seine übrigen Behauptungen über einzelne philosophische Gegenstände anlangt, so sind diese nur untergeordnet, wie z. B. seine Untersuchungen über die Natur (in den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft, Riga 1786, 8.; Kritik der Urtheilskraft, Berlin 1790), und über das Schöne (Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen, Riga 1771. S. auch d. Art. Aesthetik); ferner seine Rechtslehre (metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre, Königsberg 1797, 8.), — eine formale Entwickelung juristischer Begriffe, welche zu einer negativen Moral führt. Seine Anthropologie in pragmatischer Hinsicht (Königsberg 1798 und 1800) enthält einen Reichthum feiner Bemerkungen aus dem Gebiete der höheren Menschenkenntniß, mehr in der populären Form eines Lesebuchs; seine physische Geographie (herausgegeben von Rink, 1802, 8.) und seine von Jäsche herausgegebene Logik aber sind leider nur Abdrücke unvollkommener Collegienhefte. Die meisten kleineren, aber größtentheils sehr scharfsinnigen, und an feinen Bemerkungen reichhaltigen Abhandlungen Kants, sind in seinen kleineren Schriften (Königsberg und Lpz., 1797, in 3 Bdn. 8.), und in der von Tieftrunk herausgegebenen Sammlung (Halle, 1799, 3 Bde. 8.) enthalten. Man hat nun jene philosophische Grundansicht Kants, wegen des Ganges, welchen seine Untersuchung nahm, oder wegen der Methode, die er hierin zuerst aufstellte, und selbst durch den Titel seiner Hauptwerke bezeichnete, den Kriticismus, oder die kritische (prüfende) Philosophie genannt. Weil jedoch die kritische Methode zu philosophiren, d. h. diejenige, vermöge deren man von einer, nach gewissen allgemeingültigen Principien angestellten Prüfung und Untersuchung des Erkennt-

nißvermögens, zur Erkenntniß der Objecte fortschreitet (dahingegen der Dogmatismus durch folgerechte Ableitung seiner Behauptungen aus gewissen willkürlich angenommenen Principien — ungeprüften Erkenntnißsätzen — Gewißheit der Erkenntniß erlangt zu haben glaubt, deren Möglichkeit der Skepticismus entweder überhaupt oder doch mit Einschränkung läugnet) auch von andern Philosophen angewendet werden, und zu andern Resultaten führen kann: so ist der Ausdruck kritische Methode und Kriticismus nicht gleichbedeutend mit kantischer Philosophie, und kritische Philosophen sind nicht blos die Kantianer, oder alle Kantianer kritische Philosophen zu nennen; ja jene Methode sollte von jedem selbstthätig und vorurtheilsfrei denkenden Philosophen überall angewendet werden. Darin aber besteht das Hauptverdienst Kant's, daß, obwol er diese Methode nur auf beschränkte Weise angewendet, er doch zuerst auf sie aufmerksam gemacht, und in dieser Hinsicht der Erfinder derselben genannt werden kann. Die Wichtigkeit dieser Erfindung zeigte sich auch in der That. Denn obgleich die ersten Schriften Kant's anfangs fast unbemerkt blieben (so seine Abhandlung de mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis, Königsb. 1770, 4, in welcher er die Grundidee zu seiner Kritik der reinen Vernunft aufstellt), und selbst diese Kritik (erschien zuerst Riga, 1787), als das Product eines ächtphilosophischen Geistes, wegen seiner Neuheit und seines eminenten Scharfsinnes, anfangs mehr ein dumpfes Staunen, und die natürliche Klage über Schwerfälligkeit und Dunkelheit bei dem damaligen philosophischen Publikum erzeugen mußte, auch die bei diesem Werke gebrauchten Terminologien viele zurückstießen: so schien doch zu einer lebendigeren Regsamkeit im Gebiete der deutschen Philosophie durch Kant's Kritik der erste und kräftigste Antrieb gegeben zu sein (s. d. Art. Deutsche Philosophie). Viele Gegner traten gegen diese Ansicht mit verschiedenen Waffen auf; die vorzüglichsten: Feder, Garve, Platner, Flatt, Jacobi, Herder, und besonders G. E. Schulze (als Aenesidemus, 1792, und in seiner Kritik der theoretischen Philosophie, Hamb. 1801, 2 Thle). Bald aber sammelte sich eine noch größere Schaar von Anhängern, und man muß, was den größern Theil derselben anlangt, fast gestehen, daß jene sich durch ihre freieren Untersuchungen um die Kantische Philosophie verdienter gemacht haben, als die Kantianer selbst, welche den großen Meister in unzähligen Schriften oft sehr geistlos commentirten, und durch leeres Geräusch mit seinen Formeln zu erreichen glaubten, oder nichts ernstlicher bestrebten, als aus seiner Kritik, ganz gegen den Sinn des Urhebers, ein System zu bilden, welches bei dem gegebenen negativen Resultate derselben, und weil nur die Verstandesformen nebst den practischen Gesetzen der Vernunft, als das eigentlich Philosophische der Erkenntniß zurückblieben, consequent durchgeführt nothwendig verunglücken, und in psychologische Untersuchungen über philosophische Gegenstände (Subjectivitäts-Philosophie) ausschlagen, oder sich in logischen Formalismus verlieren mußte. Daher, und weil Kant nach seiner zum Grunde gelegten psychologischen Ansicht den Verstand zu sehr erhoben hatte, so viele gehaltleere und blos logische Bearbeitungen der einzelnen Wissenschaften in der Kantischen Schule, welche dadurch entstanden, daß man den gegebnen Stoff der Wissenschaften, und die vorgefundenen Begriffe derselben, über den Leisten der aufgestellten Kategorien schlug, als könne daraus eine gründliche Erkenntniß der Dinge entstehen; daher jener geistlose Formalismus, welcher kaum in einer an-

dern Schule so prosaisch aufgetreten war, und welcher Schiller'n das scharfe Wort entlockte: „wenn die Könige bau'n, haben die Kärner zu thun." Konnte aber selbst in der Kantischen Schule der Trieb nach dem Dogmatismus nicht unterdrückt werden, um so mehr mußte jenes negative Resultat der Kantischen Lehre außer seiner Schule das Bedürfniß philosophischer Systeme erwecken, welche durch diese Untersuchungen Kant's auf verschiedene, wenn auch nur negative Weise vorbereitet, zahlreicher, verschiedener und bedeutender als vorher erschienen. So war es auch das Beschränkende der Kantischen Untersuchungen, was die größten der neueren Philosophen neben Kant, nämlich Fichte und Schelling, zur Aufstellung ihrer Ansichten erweckte. Wenn also auch der Trieb nach systematischer Ansicht (Philosophie) über das Wesen der Dinge, und somit auch in gewissem Sinne der Dogmatismus, durch die Kantische Philosophie nicht vertilgt werden konnte, so daß das Bedürfniß darnach vielmehr nur immer dringender sich äußerte, je mehr man bei dem Schwanken der äußern Dinge, vorzüglich in der politischen Welt, einen festen Standpunkt in dem Gebiete des Geistigen suchte: so wird doch Kant's scharfsinniger und feinerer Untersuchung das große Verdienst bleiben, durch dieselbe den zu ihrer Zeit herrschenden rohen Dogmatismus in seine Schranken verwiesen, und einen kräftigern Ton in der Philosophie angestimmt zu haben; auch wird sie künftig jeden philosophischen Denker an eine sorgfältigere und umfassendere Prüfung der Principien seiner Ansicht warnend erinnern, und zu einer auf wahre Selbsterkenntniß (d. i. Erkenntniß der eigenen Vernunft) gegründeten Philosophie, treffliche Winke und Anleitung geben. Hierdurch vorzüglich verdient Kant die Verehrung der Nachwelt, welche sich schon auf mehrere Weise würdig geäußert hat, so z. B. bei seiner am 22. April zu Königsberg gehaltenen Gedächtnißfeier (beschrieben, mit einem Kupfer und Bildnisse Kant's, Königsberg 1811, 8.), bei welcher man seine aus tararischem Mormor von Schadow gearbeitete Büste, in einer offenen Halle der königsberger Dom- und Universitätskirche, wo bereits die Gebeine des großen Mannes ruheten, als ein Denkmal öffentlicher Verehrung feierlich aufstellte, und dadurch jene Halle zu einer Stoa Kantiana weihte. Ueber Kant vergl. übrigens Ludw. Ernst Borowski, Darstellung des Lebens und Charakters Kant's (Königsberg 1805, 8); Wasianski, Im. Kant in seinem letzten Lebensjahre (Königsberg 1805, 8); Jachmann's Im. Kant geschildert in Briefen ꝛc. (Königsberg 1805), und die nordischen Miscellen (1804, 3. Hft. p. 172 u. 184), auch Prof. Herbarts (welcher gegenwärtig den Kantischen Lehrstuhl in Königsberg einnimmt) Rede über Kant's Verdienste in der angeführten Beschreibung seiner Gedächtnißfeier. Uebrigens sind die Versuche, Kant's Philosophie im Auslande zu verbreiten, in Beziehung auf Frankreich (z. B. durch Charles Villers unternommen) und England, ohne große Wirkung geblieben. Mehr Eingang hat diese Ansicht in Holland und in den nördlichen Reichen gefunden. T.

Kanzlei ist eigentlich ein von Schranken (cancellis) umgebener, eingeschlossener Ort, wo sich ein Gericht, ein Collegium ꝛc. absondert von den Parteien versammelt, dann das Collegium selbst (besonders bei kleinen Dicasterien kleinerer Fürsten,) und der Vorstehende desselben heißt Kanzlei-Director. Ferner auch der Ort, wo öffentliche Schriften und Urkunden Einer Art ausgefertigt, oder aufbewahrt werden, (z. B. die Hofkanzlei, Kriegskanzlei,) und

das dazu angestellte Personale, dessen oberster Vorsteher der Kanzler ist, eines der höchsten Aemter. Indessen hatten auch die Stifter und Klöster, hohe Schulen und Universitäten ehemals ihren Kanzler. — Kanzleischreiben ist ein solches, das aus einer Kanzlei erlassen wird, und sich durch gewisse Förmlichkeiten (z. B. das Wir statt ich) unterscheidet. Die dabei sonst gebräuchliche deutsche Schriftart, welche zwischen Fractur und Current steht, nennt man Kanzleibuchstaben. Hierauf beruht auch der Kanzlei-Styl, d. i. der Styl, dessen man sich bei Abfassung öffentlicher Schriften und Urkunden in den Kanzleien, besonders in den deutschen, bedient. Er ist die höhere Gattung des Geschäftsstyls und wird eingetheilt in den Hofstyl und in den Gerichtsstyl. Der Hofstyl enthält den Ausdruck und die Bezeichnung derjenigen Verhältnisse, in welchen der Staat, als eine moralische Person, theils gegen andere Staaten, theils gegen seine eignen Bürger steht. Er betrifft also die ausländischen und inländischen Angelegenheiten. Zu den Schriften, welche an andere Staaten gerichtet werden, gehören aber sowohl die öffentlichen Verhandlungen und gegenseitigen Bekanntmachungen (Verträge, Vergleiche, Bündnisse, Manifeste, Kriegserklärungen, Friedenschlüsse u. s. w.) als auch die geheimen Negotiationen. Der Hofstyl für die innern Staatsangelegenheiten faßt in sich theils die Verhandlungen der Regierung mit allen Bürgern ihres eigenen Staates zur Begründung und Sicherstellung der Rechte derselben (Wahlcapitulationen, Landtagsordnungen, Recesse, Vergleiche mit einzelnen Ständen, Mandate zur Festsetzung von Steuern und Abgaben, Rescripte, Bestallungen, Decrete, Privilegien u. s. w.) theils die Verhandlungen der Bürger eines Staates mit der Regierung (Bittschriften, Gesuche, Memoriale, Berichte, Klagen, Anhaltungsschreiben u. s. w.). Im Gegensatze des Hofstyls enthält der Gerichtsstyl die Bezeichnung und Form der rechtlichen Verhältnisse der Staatsbürger und der einzelnen Stände eines Staates unter sich selbst unter der Garantie und im Namen der Regierung. Durch den Gerichtsstyl werden die wirklichen Rechte der Mitglieder eines Staates näher gegen einander bestimmt, und die streitigen Rechte gegen einander entschieden und ausgeglichen. Zu ihm gehören alle Verhandlungen der Justiz und Polizei (Citationen, Protokolle, Relationen, Klagschriften, Protestationen, Appellationen, Läuterungen, Repliken, Dupliken, Exceptionen, Attestate, Consense, Contracte, Steckbriefe, Kundschaften, Geburtsbriefe, Testimonia, Vollmachten, Testamente, Trauscheine, Todtenscheine u. s. w.). Im Allgemeinen soll der Kanzlei-Styl bei aller Würde, mit welcher eine Regierung spricht, auch die vernünftige Klarheit besitzen, welche vor allen den Aussprüchen einer Regierung, als höchster Intelligenz, gebührt, und ihnen einen innern Vorzug vor dem gemeinen Geschäftsstyl geben kann. Statt dessen finden wir, daß der gewöhnliche Styl deutscher Regierungsschriften (einige Regierungen haben auch darin den Geist der Zeit erkannt) so steif, schleppend, weitschweifig und verworren ist, daß dadurch nicht nur der Sinn der öffentlichen Verfügungen verdunkelt wird, dessen klares Verständniß der Regierung, wie den Unterthanen wichtig ist, und der Unterthan, um den Willen seiner Obrigkeit zu treffen, sich unzuverlässigen Mittelspersonen anvertrauen muß, die nicht immer sein Interesse berücksichtigen; sondern auch der Styl der öffentlichen Verhandlungen ein Gegenstand des Spottes geworden ist, indem man durch den Ausdruck Kanzlei-Styl sprichwörtlich

jeden steifen, durch abgeschmackte und verworrene Phraseologie schwerfälligen Styl zu bezeichnen pflegt. Der deutsche Kanzlei-Styl, wie er noch jetzt herrschend ist, stammt aus dem 17. Jahrhundert, einer Zeit, wo die lateinische oder Gelehrtensprache, und die franz. (die Hof- und Galanteriesprache) die Freiheit und Ausbildung der deutschen auf jedem ihrer Schritte hemmten. Da nun der Kanzleistyl, mittelst der Dicasterien, welche sich die Regierungen natürlicher Weise zum Muster nahmen, zum stehenden Muster des öffentlichen Geschäftsstyls überhaupt (Kanzleistyl im weitern Sinne) wurde, eine gebildete Prosa aber sich durch die größtentheils dem Mittelstande entsprossenen deutschen Schriftsteller und Dichter allmälig unter allen Ständen verbreitete: so zeigt sich, wie weit der öffentliche Geschäftsstyl der Deutschen, bei allen Abänderungen im Einzelnen, hinter der Prosa des gemeinen Lebens zurück ist, so daß derselbe mit dem unverständlichen Lallen des Kindes verglichen werden könnte, dessen sich der Mann, ohne kindisch zu scheinen, nicht bedienen darf. Diese Erscheinung aber, welche den seltsamsten Contrast der höchsten Bildung und Mißbildung unter einem Volke zeigt, ist aus der übertriebenen Anhänglichkeit der Deutschen und ihrer Regierungen an dem Hergebrachten, vorzüglich in öffentlichen Formen, zu erklären, und die Gewandheit, Kürze und zweckmäßige Präcision der uns hierin ganz entgegengesetzten Franzosen übertrifft uns in dem öffentlichen Geschäftsstyl, wenn nicht überhaupt in dem Geschäftsstyl, weit. Vergebens haben unsere Schriftsteller über den Geschäftsstyl diesen Gebrechen entgegen zu wirken gesucht; eine Reformation kann hier nur allmählig entstehen, und von oben ausgehen. Unter den Schriften über den Kanzleistyl sind vorzüglich: Bischoffs Lehrbuch des deutschen Kanzleistyls (Helmst. 1795, 2 Thle., noch nicht ganz vollendet); Links neuer Catechismus des Kanzleistyls (Coburg 1798); von Brenfens Versuch einer systematischen Entwickelung der Lehre von den Staatsschriften ꝛc. (Erlangen 1800 — 1802, in 2 Bdn.) und einige andere seiner Schriften zu empfehlen.

Kapital (Nationalökonomie) ist der Vorrath von Gütern oder Genußmitteln, welcher den gegenwärtigen Bedarf des Besitzers übersteigt, und bestimmt ist zur Erfüllung von Zwecken in der Zukunft. Je nachdem diese Güter entweder geistig oder sinnlich sind, heißt der Vorrath derselben geistiges oder sinnliches Kapital. Der Vorrath von geistigen sowol, als von sinnlichen Gütern im Besitze einzelner Bürger heißt Privatkapital, der Gütervorrath sämmtlicher Bürger im Staate heißt Volks- oder Nationalkapital (s. d. Art.) und derjenige Gütervorrath, in dessen Besitz sich die Volks- oder Nationalgesammtheit befindet, macht das Staatskapital aus. Der Gütervorrath besitzt entweder die Eigenschaft, daß er augenblicklich gegen andere Güter umgesetzt werden kann, oder er besitzt dieselbe nicht, im ersten Falle nennt man jenen Vorrath lebendiges Kapital (s. d. Art.) oder Kapitalstoff, im letzten todtes Kapital. — Mit Unrecht wird gewöhnlich das Kapital als eine unmittelbare Quelle von neuen Gütern betrachtet, und demselben in dieser Hinsicht ein hoher Werth beigelegt: aber Güter können nie Güter schaffen, schaffende Kraft besitzen blos die Natur und der menschliche Geist. Wie sehr daher immerhin die Masse von Kapitalien bei einem Volke sich vermehrt haben mag, so kann doch sein Vermögen und sein Einkommen dadurch allein nicht zunehmen, eben so wenig als das Vermögen

und das Einkommen eines Münzkapitalisten wachsen kann, der seine Münzvorräthe nicht auf Zinsen leiht, sondern müssig im Kasten liegen läßt. Unendlich groß aber ist der Einfluß, welchen Kapitale *mittelbar* auf Hervorbringung neuer Güter äußern, wenn der menschliche Geist sich ihrer bedient als Mittel zur Aeußerung seiner schaffenden Kraft. Hier erscheint das Kapital recht eigentlich als Resultat früherer Gütererzeugungen, welches der gegenwärtigen Gütererzeugung zu Hülfe kommt, und wodurch der Mensch eine ungeheure Kraft in einen einzelnen Punkt zusammenzudrängen in den Stand gesetzt wird. Dieser Einfluß des Kapitals kann auf doppelte Weise sich äußern, *einmal*, wenn der menschliche Geist sich seiner bedient, um dem Schooße der Natur Dinge zu entlocken, welche er demnächst zu Gütern erheben will, und *zweitens*, wenn das Kapital angewandt wird zur Unterstützung und Belebung der schaffenden Kraft des menschlichen Geistes. — Die Mitwirkung des Kapitals auf Hervorbringung *neuer* Güter kann auf doppelte Weise sich äußern; entweder geschieht dieselbe so, daß das Kapital noch über die Hervorbringung des Guts fortdauert und im Besitze dessen bleibt, der denselben zu diesem Behufe verwandte, diese Gattung heißt *stehendes* Kapital (s. d. Art.); oder die Mitwirkung auf Hervorbringung neuer Güter geschieht auf solche Weise, daß, um diesen Zweck zu erreichen, der Besitz des Kapitals aufgegeben werden muß, diese Art von Kapital heißt *umlaufendes* Kapital (s. d. Art.) K. M.

Kapitalrente (Nationalökonomie) *ist der Ertrag, welcher aus der Anlegung eines Kapitals hervorgeht, der Antheil an der Hervorbringung eines Guts, welcher der Mitwirkung des Kapitals zu verdanken ist.* — Die Anwendung eines Kapitals auf Hervorbringung neuer Güter geschieht entweder von dem Eigenthümer des Kapitals selbst oder von einem Zweiten, welchem jener dasselbe vorgeschossen hat zur Belebung und Unterstützung seiner schaffenden Kraft. Im ersten Falle fließt dem Benutzer oder Anleger des Kapitals der ganze Ertrag der mit Hülfe desselben hervorgebrachten Güter, also die ganze *Kapitalrente*, zu, im andern muß gewöhnlich der Anwender des Kapitals einen Theil der Kapitalrente dem Eigenthümer des Kapitals (dem Kapitalisten) abtreten, von welchem er das Kapital als Darlehn bekommen hat. Der auf solche Weise abzutretende Theil der Rente heißt *Kapitalzins*. Sowol das stehende als das umlaufende Kapital, jenes jedoch nur in so fern es *sinnlich* ist, kann Andern zur Benutzung überlassen werden, daher kann auch bei dem einen wie bei dem andern ein Zinsertrag Statt finden. Wird die Gattung von umlaufenden Kapitalen, welche man unter dem Ausdruck *Münze* begreift, Andern zur Benutzung dargeliehen, so dient dieselbe dem Empfänger als allgemeines Tauschmittel, wodurch er sich diejenigen Dinge verschafft, durch deren Bearbeitung oder Verwendung er die Rente gewinnen will, welche er dem Kapitalisten als Zins zu entrichten hat; diese Dinge bestehen z. B. in Nahrungsmitteln, welche ihm und den Arbeitern, deren schaffende Kraft die seinige unterstützt, zum Unterhalte während der Gütererzeugung dienen, oder in rohen Stoffen, woran sich diese schaffende Kraft äußern soll. — Die Höhe des Kapitalzinses richtet sich zunächst lediglich nach den Bedingungen, durch welche der Preis aller in den Tausch kommenden Waaren geleitet wird. Je größer die Anzahl derer ist, welche fremde Kapitale suchen, und je ungleicher die Größe der Nachfrage im Verhältniß gegen die

Größe des Angebots ist, um so höher muß auch der Zins sein, welchen der Kapitalist von seinem, Andern zur Benutzung dargeliehenen Kapitale erwarten kann, und umgekehrt muß dieser Zins um so niedriger sein, je schwächer die Nachfrage nach Kapitalen ist und je mehr das Angebot die Nachfrage überwiegt. Hoch muß daher selbst bei einer großen Anzahl von Kapitalisten die Zinsrente sein, wenn diese größtentheils selbst zugleich Anleger ihrer Kapitale sind und mit denselben fremde Kraft für eigene Rechnung miethen, niedrig hingegen, wenn der größte Theil der Kapitalisten es vorzieht, die Kapitale Andern zur Benutzung zu überlassen, und sich bloß mit dem Zinse zu begnügen. Der Zinsfuß kann daher nie als ein Gradmesser des Reichthums eines Volks betrachtet werden. Aus dem Sinken des Zinsfußes läßt sich eben so wenig auf Vermehrung des Nationalwohlstandes ein Schluß ziehen, als sich aus dem Steigen desselben auf Verminderung des Nationalwohlstandes schließen läßt. In den an Kapital reichsten Ländern muß der Zinsfuß wachsen, wenn der Handelsverkehr und der Umsatz der Kapitale lebhaft ist, und in den ärmsten muß derselbe sinken, fehlt es dem Volke an Betriebsamkeit oder an Stoff oder an Gelegenheit zu Anlegung von Kapitalen; soll daher aus dem Steigen oder Sinken des Zinsfußes im Lande irgend eine Folgerung für die Erhöhung oder Verminderung des Volkswohlstandes gezogen werden, so kommt es lediglich darauf an, die Ursachen zu ergründen, welche jenes Steigen oder Sinken veranlaßt haben. Ohne genaue Kenntniß dieser Ursachen muß jedes Urtheil der Art als gewagt und schwankend erscheinen (s. Kapital). K. M.

Kapitalstoff, s. Lebendiges Kapital.

Kapitalsteuer. Man versteht darunter bald die Abgabe, welche vom eigentlichen Kapitalvermögen der Staatsbürger erhoben und gewöhnlich Vermögenssteuer genannt wird, bald die Abgabe von der Kapital-Rente, d. h. von dem Einkommen, welches die Anwendung des Kapitals verschafft. Die erstere Gattung von Steuern widerspricht den Grundsätzen einer guten Finanzwirthschaft, wornach das National-Kapital von aller Besteurung befreit bleiben muß, die letztere hingegen, die Kapitalrenten-Steuer ist, in so fern sie richtig angelegt worden, jenen Grundsätzen vollkommen angemessen. (S. Abgaben). Es erfordern jedoch wenige Steuern hinsichtlich ihrer Anlage und Vertheilung eine solche Vorsicht und Sorgfalt wie diese, denn 1. je nachdem das Einkommen, was Kapitale gewähren, entweder Zins oder Gewinnst ist, (S. Kapitalrente) muß auch die Art und Weise, dasselbe zu besteuern, verschieden sein, und während der Kapitalzins überall im Lande fast gleich, also der Ertrag desselben leicht auszumitteln ist, sind die Gewinnste, welche den Anlegern der Kapitale zu Theil werden, immer höchst verschieden und ungleich. 2. Es ist ganz unmöglich, genau in Erfahrung zu bringen, was Jemand an Kapital besitzet, strenge Nachforschungen sind tyrannisch und führen nur theilweise zum Zweck; es muß nämlich hierbei nicht bloß das sichtbare, sinnliche, Kapital in Anschlag gebracht werden wie, z. B. Häuser, Waaren, Maschinen ꝛc. sondern auch das unsichtbare, geistige Kapital, nämlich die erworbenen Geschicklichkeiten und Talente der Staatsbürger, denn zu deren Erwerbung hat ein Kapital angewendet werden müssen, welches productiv wirkt und Gewinnste abwirft. 3. Eine starke Abgabe dieser Art und strenge Nachforschungen von Seiten der Finanzbehörde können einen großen Theil der Kapitale, wenigstens der beweglichen

und umlaufenden wie z. B. Metallmünze, aus dem Lande treiben, was die Production umgemein schwächen und mittelbar den Finanzen größern Schaden zufügen würde, als der Vortheil beträgt, welchen die Steuer ihnen gewährt. Wollte aber die Regierung, um eine solche Wegsendung der Kapitale ins Ausland zu verhüten, die Besteurung auch auf die aus der Fremde eingehende Kapitalrente ausdehnen, so würde sie immer nur höchst unvollkommen in dieser Hinsicht ihren Zweck erreichen, theils weil es ihr stets an der dazu nöthigen Kontrolle fehlen müßte, theils weil sie doch nie das Auswandern der Kapitalisten selbst ganz zu hindern vermöchte. K. M.

Kapudan-Pascha heißt bei den Türken der Großadmiral der Flotte. Er ist ein Mitglied des Divans und bekleidet seine Stelle gewöhnlich nur ein Jahr. Sein Hauptgeschäft besteht darin, daß er im Sommer mit einem Theile der türkischen Flotte nach dem Archipel segelt, theils um dieselbe im Seedienste zu üben, theils um die Abgaben aus den dortigen Provinzen einzutreiben. Er führt zwei bis drei Roßschweife.

Karamsin, ein gelehrter Russe und einer der vorzüglichsten Schriftsteller seiner Nation. Er ist Verfasser einer Geschichte seines Vaterlandes, von der im J. 1816 die neun ersten Bände erschienen, die bis 1560 reichen. Seine Briefe eines reisenden Russen sind von Richter ins Deutsche übersetzt worden (Leipz. 1799 — 1800, 4 B.); deßgleichen seine Erzählungen. Von letztern begnügen wir uns die Sammlung Aglaja zu nennen (Moskau, 1794, 2 B.). Kais. Alexander hat ihm den St. Annenorden verliehen, ihn zum Staatsrath ernannt und für die Herausgabe seines großen Werks 60000 Rubel, dem Verfasser aber in einem Lustschloß der Kaiserin Catharina II. freie Wohnung angewiesen.

Karat, ein kleines Gewicht, dessen sich die Münzmeister, Wardeine und die Goldarbeiter bei Bestimmung des innern Gehalts oder der Feinheit des Goldes, so wie die Juweliere bei Abwegung und Schätzung der Perlen und Edelsteine bedienen. Eine Mark enthält 24 Karat, ein Karat 12 (bei Edelsteinen aber nur 4) Gran, und ein Gran 3 Grän. Bei Abwägung des Goldes rechnet man nach Gran. Man nimmt nämlich an, daß der Gegenstand von Gold, den man abwägen will, in vier und zwanzig Theile, welche man Karat nennt, getheilt ist. Enthält dieser Gegenstand nun gar keinen Zusatz von einem andern Metalle, das heißt, ist er ganz reines Gold, so sagt man, es sei vierundzwanzigkaratiges Gold. Finden sich aber z. B. in dem zu wägenden Gegenstande nur zwanzig Karat reines Gold, und sind die übrigen vier Karat fremdartiger Zusatz, so sagt man, es sey zwanzig-karatiges Gold, ꝛc. Bei den Edelgesteinen wird das Karatgewicht auf 4 Gran, jeder so schwer, als das Ae des Ducatengewichts bestimmt. Auch wird die Versetzung des Goldes mit Silber oder Kupfer zum Bearbeiten Karatirung, und zwar im ersten Falle die weiße, im zweiten die rothe Karatirung genannt.

Karfunkel s. Carbunkel.

Karlstadt, eigentlich Andreas Bodenstein und nur nach seinem Geburtsorte Karlstadt in Franken so genannt, ist in der Geschichte der Reformation durch seine Hitze und Schwärmerei, wie durch sein Unglück merkwürdig geworden. Als Archidiaconus, Canonicus und Professor der Theologie zu Wittenberg wurde er schon durch sein Ansehn und seine Gelehrsamkeit eine bedeutende Stütze Luthers bei seinen ersten Schritten zur Reformation. Das berühmte

eligionsgespräch, das er zur Vertheidigung der strengaugustinischen ehre von der Gnade (s. d. Art. Gnade) 1519 mit Dr. Eck zu Leipig hielt, seine Streitschriften gegen diesen und den Papst, der ihn 520 in der Verdammungsbulle gegen Luthern ausdrücklich als dessn Anhänger bezeichnete, seine kühne Appellation vom Papste an in allgemeines Concilium, worin er das erste Beispiel gab, und eine bald wirksame Erklärung für die Ehe der Kleriker waren deutche Beweise seines Eifers für die Reformation. Während aber Luher auf der Wartburg saß, erlaubte sich Karlstadt noch stärkere nd sogar tumultuarische Ausbrüche dieses Eifers. Am Weihnachtsfeste 1521 fing er an, in der Schloßkirche die Messe in deutscher prache zu lesen, das Abendmahl mit Weglassung der Beichte unter eiderlei Gestalt auszutheilen, und führte Volk und Studenten mit ngestüm zur Zerstörung der Heiligenbilder und Altäre an. Luther, er diese unzeitigen Schritte höchlich mißbilligte, stellte gleich nach einer Zurückkunft die alte Ordnung der Dinge her, und Karlstadt, bwol dabei mit Schonung behandelt und auf zwei Jahre zum Schweigen gebracht, konnte doch diese schnelle Vernichtung eines Werks, von em er sich nicht weniger Ruhm für seine Person, als Segen für ie gute Sache versprochen hatte, nicht verschmerzen. Er ging daher 1524 heimlich nach Orlamünde, veranlaßte daselbst, nach Vertreibung des Pfarrers, dieselben gewaltthätigen Auftritte, und warf ich, als eben Luther zu Jena gegen diese Unruhen predigte, öffentich als dessen Gegner auf; so daß selbst Churfürst Friedrich durch seine eftige Klagschrift wider Luthern gereizt und, (zumal da Karlstadt ich schon früher mit den zwickauischen Bilderstürmern und den mühlhausischen Aufrührern, ja selbst mit Münzern in Verbindung eingelassen hatte,) für die öffentliche Ruhe besorgt, ihn im Sept. 1524 us seinen Landen verwies. Karlstadt wich, begann aber nun den nseligen Sacramentsstreit, in welchem er gegen Luthern die leibliche Gegenwart Christi im Abendmahle leugnete, einen Streit, der von eiden Seiten mit der größten Erbitterung geführt, und, da sich Zwingli, wiewol mit bessern Gründen, für Karlstadts Meinung erklärte, der erste Anlaß des Kampfes der schweizerischen Theologen nit den Wittenbergern und der daraus erfolgten Trennung der reformirten von der lutherischen Kirche wurde. Er selbst irrte inzwichen, der Theilnahme an dem Bauernkriege in Franken mit Grund erdächtig, in Deutschland unstät umher und suchte endlich, zum äußersten Elende herabgesunken, bei Luthern Hülfe, der ihn auch, nach iner in etwas befriedigenden Erklärung über jenen Streit, großmüthig aufnahm, und ihm unter der Bedingung, daß er seine Meinungen ganz zurückhalte, einen Zufluchtsort in Lemberg verschaffte. Hier lebte der gedemüthigte Mann, als Nachbar Andreas, von Feldbau und einem Handel beinahe drei Jahre. Sein unruhiger Geist verleitete ihn jedoch schon im J. 1528 jene Bedingung durch Herausgabe einiger Schriften und durch Verkehr mit dem Irrlehrer Schwenkfeld (s. d. Art.), ja selbst durch Machinationen gegen Luthers Person zu brechen. Um dem verschuldeten Ungewitter auszuweichen, begab er sich zu Ende desselben Jahres nach der Schweiz. Hier fand er die beste Aufnahme, wurde zuerst Pfarrer zu Altstädt m Rheinthal, 1530 Diaconus zu Zürch, und endlich 1531 Prediger und Professor der Theologie zu Basel, wo er ruhig und mit em Ruhme eines frommen und redlichen Mannes starb. Seine Verrungen waren gewiß mehr Fehler des Kopfes als des Herzens, und

wenn man auch den Eifer, den er an eitle und mißliche Unternehmungen verwendete, bedauern, seine Schwärmerei, Unbesonnenheit und anfangs ganz ungegründete Erbitterungen gegen Luthern mißbilligen muß; so ist doch die Beschuldigung, daß er sich selbst an dessen Stelle zum Haupte der Reformation habe aufwerfen wollen, keineswegs erwiesen. E.

Karnieß, s. Säule.

Kärnthen, ein zur österreichischen Monarchie gehöriges Herzogthum. S. Oesterreich.

Karschin (Anne Louise), geborne Dürbach, wurde am 1. Dec. 1722 auf einer adelichen Meierei unweit Schwibus an der schlesischen Grenze geboren, und nach dem frühzeitigen Tode ihres Vaters, eines Pachters und Bierbrauers, bei ihrem Oheim, einem Amtmanne, unterrichtet. Ihr Talent und die Fortschritte, die sie in den Wissenschaften machte, brachten die Mutter auf den Gedanken, welchen nachher die Erfahrung nur allzusehr bestätigte, daß sie einst die Hauswirthschaft darüber vernachlässigen würde. Sie wurde also von ihrem Oheim weggenommen, und mußte drei Jahre lang auf dem mütterlichen Landgute die Kühe weiden. Allein sie fand bald Gelegenheit, ihrer Lieblingsneigung nachzuhängen; denn sie machte Bekanntschaft mit einem Hirtenknaben, der sie mit verschiedenen, meistens schlechten Büchern versorgte. Durch diese Lectüre, die sie nur heimlich treiben konnte, so wie durch ihr Naturgefühl und ihre lebhafte Phantasie, wurden ihre ersten, ohne alle Anweisung gemachten Gedichte veranlaßt, die man, ungeachtet ihrer Fehler, dennoch nicht ohne Bewunderung lesen kann. Ihre Mutter, die sie nur zu einer guten Hausmutter bilden wollte, bestimmte sie endlich einem Tuchmacher zu Schwibus, Hirsekorn, zur Gattin. Die Tochter, obwol sie den Bräutigam nie gesehen, willigte gehorsam ein. Aber die Ehe mit diesem geizigen, zänkischen und mürrischen Manne stürzte sie in unabsehbare Qualen, die sich erst nach elf Jahren durch Scheidung endigten. In die äußerste Armuth dadurch versetzt, begab sie sich auf ein nahes Dorf, und lebte hier fast ein Jahr ganz hülflos. Ihre Lage zu verbessern, beschloß die zur Unzeit sorgsame Mutter, sie mit einem Handwerker, Karsch, zu verheirathen, den die Tochter wegen seiner beständigen Trunkenheit sogar haßte. Allein die Mutter drohte, und unsere Dichterin verehelichte sich zum zweiten Male. Nun erst ward sie in eine wahrhaft traurige Lage versetzt. Ihr Mann verschwendete durch Trunk sein ganzes Vermögen: und sie wurde gezwungen, sich durch ihre Muse den nöthigsten Unterhalt zu verdienen. Sie verfertigte daher Gelegenheitsgedichte und Glückwünsche, reisete sogar viele Meilen weit im Lande umher, und declamirte aus dem Stegreife Verse, erwarb sich auch dadurch allgemeine Bewunderung und vieles Geld, welches jedoch ihr Mann sogleich wieder verschwendete. Nun wandte sie sich mit ihrem Manne von Fraustadt nach Großglogau; aber ihre Armuth nahm immer mehr zu. Endlich entfernte sie sich von ihrem Manne, und der Baron von Kottwitz war so großmüthig, sie 1761 in Berlin bei sich aufzunehmen, und mit Kleidung und allen Bedürfnissen reichlich zu versehen. Hier begann die glänzendste Periode ihres Lebens. Man zog sie in die ersten Gesellschaften, und ergötzte sich an ihrer ungemeinen Fertigkeit zu improvisiren, und Gedichte sogleich niederzuschreiben. Hierdurch bekam ihr Geist einen neuen Schwung. Ramler, Sulzer, Krünitz u. a. m. unterstützten sie; Gleim, welcher sie die deutsche

Sappho nannte, gab ihre Gedichte 1763 heraus, und verschaffte ihr dadurch 2000 Thaler; sie bekam von dem Grafen von Stollberg-Wernigerode und Andern ansehnliche Jahrgelder; allein alles reichte doch nicht zu, sie selbst, zwei Kinder und ihren Bruder zu ernähren. Friedrich II., an den sie sich mehrmals gewendet hatte, nahm wenig Interesse an ihr und gewährte ihr die versprochene Pension nicht. Sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. dagegen ließ ihr in Berlin ein einträgliches Haus bauen. Allein sie konnte dieses Glück nicht lange genießen, denn sie starb bereits am 12. Oct. 1791. Zwar hat sie die musterhaften neuern oder auch gleichzeitigen Dichter unserer Nation nicht erreicht; viele Stellen in ihren Gedichten sind alltäglich und prosaisch; jedoch muß man, um gerecht zu sein, bedenken, daß sie sich im Anfange bloß durch sich selbst und nach schlechten Mustern bildete, und drückende Armuth sie nöthigte, mit der größten Geschwindigkeit Tag und Nacht zu versifiziren. Ihre bessern Geisteswerke hat nach ihrem Tode 1792 ihre Tochter, die Frau von Klenke, sehr vermehrt und zum zweiten Male 1797 nebst ihrem Lebenslaufe herausgegeben.

Kartenspiel, wahrscheinlich eine Erfindung der Morgenländer, wie aus den Namen, welche die Karten anfänglich in Italien, Spanien und Portugal führten, zu erhellen scheint. Man findet nämlich, daß sie im J. 1393 von den Italienern Naibi, und von den Portugiesen und Spaniern Naipes genannt worden, welches Wort in den morgenländischen Sprachen so viel als Voraussehung oder Wahrsagung bedeutet. Wenn noch erwiesen werden könnte, daß die Zigeuner, welche offenbar ein indisches Volk sind, die Karten zuerst in Asien und Afrika bekannt gemacht haben, so wäre jene Vermuthung außer allem Zweifel gesetzt. Von den Zigeunern lernten, wie man behauptet, die Araber oder Saracenen die Karten kennen, welche letzteren den Gebrauch derselben in Europa verbreiteten. Auch der Weg, den das Kartenspiel bei seiner Verbreitung durch Europa nahm, zeigt, daß es aus dem Oriente zu uns gekommen sein muß: denn in den Ländern, die weiter gegen Morgen und Mitternacht liegen, wird es früher vorgefunden, als in den Abendländern. Die ältesten historischen Spuren vom Gebrauche der Karten finden sich in Italien, dann in Deutschland, Frankreich und Spanien. Die ersten Karten wurden gemalt, und für solche werden die ital. Karten vom J. 1299 anerkannt. Die Kunst, Karten zu drucken, ward zwischen 1350 und 1360 von den Deutschen erfunden. Außerdem haben die Deutschen noch manche Veränderungen mit den Karten vorgenommen: die Figuren, Bilder und Zeichnungen, so wie die Namen Schellen, Eicheln, Herz, Grün, der große und der kleine Wenzel u. a. m., beweisen dieß. Das Landsknechtsspiel, welches man für das erste deutsche Kartenspiel hält, ist ebenfalls eine deutsche Erfindung. Von diesem Spiele finden wir schon 1392, unter dem Namen Lansquenet, eine Nachahmung in Frankreich, welche sich daselbst bis zu Moliere und Regnard, und vielleicht noch länger, erhalten hat. Die erste sichere Spur vom Kartenspiele in Frankreich fällt in das Jahr 1361; späterhin soll sich Karl IV. am Ende des 14. Jahrhunderts in seiner Krankheit mit demselben ergötzt haben. Aus den oben angeführten Gründen geht übrigens hervor, daß die Meinung derer, welche das Kartenspiel für eine französische Erfindung halten, irrig ist: auch bedarf sie keiner Widerlegung, da man in Italien und Deutschland weit ältere Spuren von demselben findet.

Die neuern franzöſiſchen Figuren ſollen in Frankreich zwiſchen 1430 — 1461 erfunden ſein. Eine unverbürgte Meinung behauptet, daß die Karten ſchon 1332 in Spanien bekannt geweſen ſeien: indeſſen kann dieſelbe durch nichts begründet werden. Das älteſte bekannte Zeugniß vom Kartenſpiele in Spanien iſt das Verbot der Karten, welches der König von Kaſtilien, Johann I., im J. 1387 ergehen ließ.

Kartoffeln, ſ. Erdäpfel.

Kaſſiopeja, die Gemahlin des Cepheus, Königs von Aethiopien, dem ſie die Andromeda gebar. Vom Jupiter ward ſie Mutter des Atymnius. Vergl. Andromeda, Perſeus und Sternbilder, von denen eins der nördlichen dieſen Namen führt.

Kaſtenvogt, Vogt, advocatus, hieß im Mittelalter derjenige Fürſt oder Edle, dem der Schutz einer Kirche oder eines Kloſters übertragen war. Seine Geſchäfte beſtanden hauptſächlich in Ausübung der weltlichen Gerichtsbarkeit über die Unterthanen des Kloſters, und in Anführung derſelben, in ſofern ſie heerbannspflichtig oder ſpäter lehnspflichtig waren. In ältern Zeiten ſetzte der Kaiſer die Kaſtenvögte, nach Abgang der Karolinger aber maßten ſich die Stifter an, ſie ſelbſt zu wählen und belehnten ſie mit der Kaſtvogtei. Die Vögte mißbrauchten häufig ihre Gewalt zu Bedrückungen der ihnen anvertrauten Stifter, daher die Klagen dieſer über ſie durchs ganze Mittelalter ſehr häufig waren.

Käſtner, (Abraham Gotthelf), einer der berühmteſten Mathematiker und witzigſten Epigrammatiſten, wurde am 27. Sept. 1719 zu Leipzig geboren. Er beſuchte nie eine öffentliche Schule, ſondern ward theils von ſeinem Vater, theils von Privatlehrern unterrichtet. Schon von ſeinem zehnten Jahre an benutzte er die juriſtiſchen Lehrſtunden ſeines Vaters, welcher Profeſſor in Leipzig war, und trat bereits im elften einem Collegio disputatorio mehrerer die Rechte ſtudirender Jünglinge bei. Eigentlicher Student ward er erſt 1731. Als ſolcher legte er ſich mit großem Eifer auf Philoſophie, Phyſik und Mathematik; beſonders hatte, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, die Methaphyſik viel Anziehendes für ihn. Merkwürdig iſt, daß ihm das Addiren und das Einmaleins noch ſchwer fielen, als er bereits in der Mathematik einige Fortſchritte gemacht hatte. Uebrigens ſetzte Käſtner das Studium der Jurisprudenz eifrig fort, und ward 1737 als Candidat dieſer Wiſſenſchaft examinirt, ob er gleich von nun an dieſes Fach zu Gunſten der früher genannten zurückzuſetzen anfing. Im J. 1739 disputirte er, um ſelbſt öffentlich leſen zu können, von welcher Zeit an er mathematiſche, philoſophiſche, logiſche und juriſtiſche Vorleſungen zu halten begann. Außer der Mathematik beſchäftigte er ſich auch mit den ſchönen Wiſſenſchaften. Nachdem er im J. 1746 eine außerordentliche Profeſſur nebſt einer Penſion erhalten hatte, ward er 1756 unter ſehr vortheilhaften Bedingungen in Göttingen als wirklicher Profeſſor der Naturlehre und Geometrie angeſtellt. Im J. 1765 ward er zum großbritanniſchen Hofrathe ernannt und ſeine glänzendſte Epoche als Lehrer und Rathgeber zum Beſten der Academie waren die ſechziger und ſiebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Durch ihn ward das mathematiſche Studium ſehr befördert. Unter ſeinen vielen Schriften, die in Meuſels gelehrtem Deutſchland allein neun Seiten füllen, und welche nach und nach die Wolfiſchen Lehrbücher verdrängten, bleibt ſeine Geſchichte der Mathematik (1795) dasjenige Werk, von welchem Kenner urtheilen, daß es unter dem Ruhme ſeines Verfaſſers ſtehe,

wie denn überhaupt sein Scharfsinn mehr auf das Einzelne gerichtet
t sein schien, als daß er das Ganze der mathematischen und physi-
ılischen Wissenschaften hätte glücklich umfassen und darstellen können.
:ben so sehr, wie durch den Anbau ernster Wissenschaften, ward er
urch seinen unerschöpflichen Witz berühmt, der sich oft in treffenden
:pigrammen ergoß, von denen eine Auswahl zu allen Zeiten gefallen
ird. Durch sie zog er sich aber auch manche Fehde in seinem lite-
ıriſchen und bürgerlichen Leben zu. Er starb am 20. Juni 1800.

Katafalk, s. Castrum doloris.

Katharer, ein Ketzername, der seit der Mitte des elften
ahrh. bis in das 13. Jahrh. mehreren, erst in der Lombardei, dann
ıch in andern Ländern des Occidents entdeckten und wegen mani-
äiſcher Lehren und Gebräuche als Feinde der Hierarchie heftig ver-
ılgten Separatistenhaufen und Secten beigelegt wurde. Man nannte
: bald wegen ihrer Herkunft aus der Bulgarei Bulgaren, woraus
ıs französische Schimpfwort, „Bougres" entstand, bald zum Zeichen
rer Verächtlichkeit, als Menschen aus der niedrigsten Volksklasse,
ıch der Pataria, einer übelberufenen Gegend bei Mailand, Pata-
ener oder Patariner, bald Publicaner oder Popelita-
er und in den Niederlanden Piphles. Der allgemeinste Namen
ber, mit dem das Mittelalter diese und ähnliche Ketzer bezeichnete,
ar Katharer, der entweder aus dem griechischen Worte καθαροὶ,
ie Reinen, wofür sie sich selbst hielten, oder nach der Nationalbe-
ennung Gazaren, weil sie aus der Gazarei, der heutigen Krimm,
ekommen sein sollten, gebildet und in dem deutschen Ausdrucke
Ketzer" erhalten wurde. Die Religionsansicht und Uebung der un-
r diesem Namen begriffenen Ketzerhaufen war freilich nach der Ge-
end um dem Zeitalter, worin sie auftraten und nach dem Geiste
rer Anführer sehr mannichfaltig modificirt; doch in der hartnäcki-
en Opposition gegen den Catholicismus stimmten sie alle überein und
:afen in folgenden Punkten der Lehre und des religiösen Lebens zu-
ammen. Den Widerwillen gegen das Jüdische im Christenthum, den
ı biblische Redensarten gekleideten Dualismus, der den Teufel neben
Gott stellt, und den Dünkel einer höheren sittlichen Vollkommenheit
atten sie mit den alten Manichäern gemein, ohne Mani als Pro-
het zu verehren. Der Einfluß Arianischer Vorstellungen und Plato-
ischer Ideen leuchtete aus ihren Deutungen der Trinitätslehre her-
or, nach denen der Vater die Einheit des göttlichen Willens, der
Sohn oder Logos sein erster Gedanke und der Geist die gemeinsame
Wirkung sein sollte. In jedem guten Menschen sahen sie einen Chri-
us und unterschieden daher in ihren Gemeinen Auserwählte von den
nfängern. Das Verdienst des Erlösers fanden sie mehr in seinem
Beispiele, als in seinem Versöhnungstode und bauten die Hoffnung
rer Seligkeit, zu der eine Auferstehung der Leiber ihnen nicht nö-
hig schien, auf das Maaß ihrer eignen Tugend. Im religiösen Le-
en des Menschen hielten sie die Erhebung des Geistes über das Ir-
ische bis zur mystischen Beschauung für die höchste Stufe; als leeres
Gepränge verachteten sie Messe, Altardienst und ähnliche Kirchenge-
räuche, als todten Aberglauben die Verehrung des Kreuzes, der
eiligen und Reliquien sammt allen willkürlichen Bußübungen und
genannten guten Werken. Die tägliche Einsegnung ihrer Speisen
nd Getränke galt ihnen als heiliges Abendmahl, das Auflegen der
ände untadelhafter Lehrer zur Mittheilung des Geistes als Taufe
nd Unterpfand der Sündenvergebung. Innige Herzensandacht beim

Gebet und reiner, durch Enthaltung vom Beischlaf und Genuß aufreizender Nahrungsmittel, verherrlichter Wandel war ihnen genug zur Uebung der Frömmigkeit. Die Satzungen der Hierarchie und das Priesterthum der Catholischen, wie es damals war, hielten sie für ganz unchristlich und verderblich; dagegen drangen sie auf Rückkehr zur apostolischen Einfachheit und auf buchstäbliche Erfüllung der Vorschriften des neuen Testamentes, das sie fleißig lasen, aber freilich oft mißverstanden. In einem Zeitalter, wo todtes Buchstabenwesen, kalte Dialectik, mechanische Verwaltung des Cultus und ärgerliche Sitten des Klerus die Religion immer mehr aus der herrschenden Kirche entfernten, mußten solche Lehren und Grundsätze schon um des Gegenstandes willen Beifall finden. Die lebendige Religiosität und Sittlichkeit, deren sich die meisten dieser Separatisten befleißigten, der Reiz ihrer geheimen Verbindung und vorgeblichen höheren Einsicht, die Wärme ihrer Mystik und die rührende Kraft ihres einfachen Cultus verschafften ihnen viele Anhänger und zwar nicht bloß aus dem gemeinen Volke; Unzufriedene aller Art, auch Kleriker und Edelleute schlossen sich an sie an, daher sie in Frankreich bons hommes, gute d. h. adeliche Leute hießen und bei dem rohen Zustande der Staatsverfassungen, unter den Verwirrungen der bürgerlichen Kriege und kirchlichen Händel jener Zeit konnten ihre wenig mit einander zusammenhängenden, politisch nicht gefährlichen Gemeinen oft lange Jahre straflos ihr stilles Wesen treiben. Freilich fehlte es auch nicht an Ausartungen bei diesen Secten: die nächtlichen Zusammenkünfte, die Gemeinschaft der Güter, die heimathlose, herumschweifende Lebensart, wegen der mehrere derselben Passageren, Passagini genannt wurden, die ursprünglich ascetische Geringschätzung des Ehestandes Mancher von ihnen machte, da sie doch das Zusammenleben beider Geschlechter gestatteten, Gelegenheit zu groben Unsittlichkeiten und das Geheimniß, in das sie ihre Religionsübung hüllten, bedeckte bisweilen auch arge Verwirrungen einer sich selbst überlassenen Schwärmerei. Doch wenn ältere Sectennamen durch solche Flecken übel berüchtigt wurden, so gaben neue Anführer und Reformen in Lehre und Leben auch neuen Secten Dasein und Namen und dem einmal beliebten Geiste des Separatismus frischen Schwung. Versuche dieser Art waren die Regungen unter dem Volke in Frankreich, der Schweiz und Italien, die Peter von Bruys, Heinrich und Arnold von Brescia im 12. Jahrh. verursachten und dadurch die Parteinamen Petrobrusianer, Henricianer und Arnoldisten aufbrachten. (Vergl. d. Art. Arnold v. Brescia). Nun wurden zugleich die geistlichen Obern eifriger im Aufspüren und Bestrafen der Ketzer, so daß diese neuen, noch dazu unter einander nicht einigen Gattungen der Katharer bald wieder erloschen. Zwar brauchten jetzt jene ältern Katharer, Publicaner, Patarener u. s. w., wo sie ansässig waren, die Vorsicht, sich öffentlich zu den katholischen Kirchen zu halten und ihre Privatversammlungen immer mehr in nächtliches Dunkel zurückzuziehen; auch gestatteten sie den bedrängten Gliedern, sich vor den geistlichen Gerichten durch scheinbaren Widerruf zu helfen. Die Aufmerksamkeit dieser Behörden war aber einmal rege, und da die Päpste die Verfolgung der Ketzer durch eigne Legaten betrieben und im 13. Jahrh. das furchtbare Institut der Inquisition errichteten, so gab auch das unbescholtenste bürgerliche Leben und die tiefste Verborgenheit der Religionsübung den Irrgläubigen keine Sicherheit mehr. Das Schicksal der Albigenser, (s. d. Art.),

elche großentheils Katharer waren, brachte endlich im 13. Jahrh. eser ganzen Sectenfamilie den Untergang. Nur die Waldenser . d. Art.), die man ohne Grund mit den Katharern verwechselt hat, hielten sich. Später entstandene Secten führten nicht mehr diesen lgemeinen Ketzernamen. E.

Katalecticus, ein unvollzähliger Vers, der am Schlusse um ne Sylbe verkürzt ist.

Katapult, s. Geschütz.

Kataract, Wasserfall, Wassersturz (z. B. des Nil), s. d. rt. Wasserfall.

Katastrophe, eine besonders entscheidende Veränderung, wel- e eine Sache nimmt, besonders in Schauspielen und Erzählungen ne überraschende Wendung, welche die Geschichte nimmt, Auflö- ung des Verwickelten; — daher auch der Entscheidungspunkt.

Katt, s. Friedrich II., König von Preußen.

Katzbach, (Schlacht an der) 26. August 1813. Der Waf- nstillstand zwischen Napoleon und den Verbündeten hörte mit dem Mor- n des 17. Aug. auf. Blücher stand seit dem 14. am rechten, der Feind am nken Ufer der Katzbach (einem Flusse im preuß. Regierungsbezirk Liegnitz Schlesien). Letzterer zog sich aber gegen den Bober zurück, und wich nach utigen Postengefechten am 19. u. 20. von Bunzlau, wo Ney die Bober- rücke abbrechen ließ, bis hinter Löwenberg. Doch auf Napoleons Befehl ückte den 21. das französische Heer unter Ney, Macdonald, Lauriston und Sebastiani, zu denen noch Marmont und Mortier nebst allen Garden estoßen waren, 130,000 Mann stark, wieder an das linke Boberufer or. Denselben Tag kam der Kaiser in Löwenberg an. Sofort berschritten die französischen Heerhaufen hier und bei Bunzlau, wo Sacken vor Ney weichen mußte, den Bober, und drängten in drei lutigen Tagen die Verbündeten bis hinter Goldberg. Blücher sollte des Haupttreffen gegen überlegene Macht vermeiden. Er stellte aher das Heer in einer durch Stromthäler und Höhenzüge gedeckten Gegend auf, und nahm den 23. sein Hauptquartier zu Jauer. Das eindliche befand sich zu Goldberg an der Katzbach. Aber schon am 3. Nachmittags eilte Napoleon mit sämmtlichen Garden und den Heerhaufen unter Marmont und Mortier, nebst den Marschällen Berthier und Ney, nach Dresden zurück, um diese Stadt gegen das us Böhmen hervorgebrochene Heer der Verbündeten zu behaupten. In Schlesien standen jetzt zwei Heere einander gegenüber, jedes etwa 0,000 Mann stark; unter Blücher: Sacken, York und Langeron nit ihren Heermassen; unter Macdonald: außer seiner Heerschaar, ie von Ney und Lauriston, nebst der Reiterei unter Sebastiani. lls nun der Kampf mit gleicher Streitkraft beginnen sollte, regnete s fünf Tage und Nächte, (24. bis 28. August) fast ohne Aufhören, aß alle Bergströme aus ihren Ufern traten. Doch Neys Heerhaufen ückte am 25. bis an die Katzbach vor, und stand den 26. bei Liegnitz; auriston stand bei Goldberg, und Macdonald hinter Goldberg. Schon hatte Blücher den Angriff beschlossen, als der Feind über die Katzbach ging, und die Heerhaufen unter Langeron und York zurück- drängte. Da ward er am 26. von den Verbündeten zwischen Eichholz nd Weinberg angegriffen. Sacken focht gegen Souham auf dem echten, Langeron gegen Lauriston auf dem linken Flügel, York gegen Macdonald in der Mitte des Bundesheeres. Aber zu weit war auriston auf dem linken Flügel der Verbündeten vorgegangen, als Blücher Nachmittags vom siegenden rechten Flügel her, an der

Spitze der russischen Reiterei mit Geschütz und Fußvolk auf Macdonald stürzte, und das feindliche Mitteltreffen zerriß. Man schlug sich mit blanken Waffen, da kein Gewehr losging. Ein Viereck französischer Grenadiere wurde von dem brandenburger Bataillon, das 200 Mann verlor, binnen 20 Minuten mit den Kolben zu Boden geschlagen. So ward des Feindes Schlachtlinie durchbrochen! Als nun Blücher mit der Reiterei den vorgedrungenen Lauriston in die Flanke fiel, mischte sich im furchtbaren Todeskampfe preußische und französische Reiterei, 8000 Mann. Nach einer Viertelstunde entschied Blüchers altritterlicher Muth, und die Heldenkraft seiner begeisterten Schaaren den Sieg. Der Feind ward mit Roß und Mann in die wüthende Neisse, und unter dem Rufe: Drauf und dran! in die Katzbach gestürzt. Am folgenden Tage schlug man das fliehende Heer bei Liegnitz; Blücher trieb es bis hinter Goldberg; am 28. ward es bei Löwenberg geschlagen. Durch die angeschwollenen Bergströme aufgehalten, traf General Pacthod, der am 24. von Löwenberg aus über Schönau marschirt war, um der verbündeten Armee bei Jauer in den Rücken zu kommen, zu spät in der Gegend des Kampfplatzes ein. Da er sich nun nicht bei Hirschberg auf das linke Boberufer retten konnte, zog er am rechten hinab bis gegen Löwenberg. Hier stieß er auf Langeron. Zwar setzte er sich auf den Höhen von Plagwitz, aber sein 8000 M. starker Haufe ward zertrümmert, und er entkam den 30. mit nur 700 Mann zu Macdonald. Vergebens wollte dieser den 29. mehrere Brücken über den Bober schlagen. Er wurde Nachmittags angegriffen, und wer nicht im Bober ertrank, ward gefangen. Doch entfloh Macdonald in der Nacht vom 29. auf den 30. mit etwa 12,000 Mann über den Bober nach Görlitz. Der ausgetretene Fluß hemmte die weitere Verfolgung. Dieß war der Sieg an der Katzbach. Die Verbündeten nahmen 103 Kanonen, 2 Adler, 250 Munitionswagen, des Feindes Lazareth, Gepäck, Feldschmieden und Mehlvorräthe; dabei machten sie 18,000 Gefangene, nebst einem Divisions- und 2 Brigade-Generalen. Schlesien war befreit. Darauf trieb der graue Feldherr den Feind bis zum 7. Sept. über den Queiß und die Neisse. Blücher blieb bei Görlitz auf dem rechten Neisseufer stehen, und vereinigte sich mit den Oesterreichern unter Bubna. Dadurch ward auch Böhmen frei gemacht; und Poniatowski, der bis Reichenberg vorgedrungen war, mußte sich den 17. September in die feste Stellung bei Stolpen zurückziehen. K.

Kauf und Verkauf (emtio et venditio) ist ein gegenseitiger Vertrag, durch welchen Jemand irgend einen Gegenstand, der ihm zugehört, gegen einen bestimmten Preis dem Andern zu überlassen verspricht. Besteht dieser Preis in Gelde, so nennt man ihn Kauf und Verkauf im Sinne des römischen Rechts. Dabei hängt es, wie sich von selbst versteht, von dem Willen der Contrahenten ab, von welcher Zeit an das Eigenthum auf den Käufer übergehen soll. Ist der Kauf unter einer successiven Bedingung geschlossen worden; so geht das Eigenthum nicht früher über, als bis die Bedingung vorhanden ist. Ist jedoch die Sache überhaupt (in genere) verkauft, ohne daß eine besondere Verbindlichkeit Statt gefunden hat; so geht das Eigenthum sogleich an den Käufer über. Ist der Handel auf baares Geld, und nicht auf Credit geschlossen worden; so geht das Eigenthum nicht eher über, als bis der Kaufschilling oder das Aufgeld bezahlt ist. Nach dem römischen Rechte soll ein Vertrag

cht hinreichen, das Eigenthum zu übertragen, sondern es wird berdieß noch eine körperliche Handlung dazu erfordert, welche die ebergabe (traditio) genannt wird und darin besteht, daß der Verkäufer den Käufer persönlich in den Besitz der verkauften Sache setzt, der diese ihm eigentlich übergibt. Allein, da Eigenthum auch ohne irklichen Besitz Statt finden kann; so scheint es, wie man behauptet, ohne Grund, daß es nicht ohne jene körperliche Handlung an einen Andern übergehen könne. Sobald aber das Eigenthum auf den Käufer übergegangen ist, so trägt auch dieser die Gefahr, wenn nämlich hier nicht eine suspensive Bedingung Statt findet. Ob nun gleich die erwähnte persönliche und körperliche Uebergabe nicht zur Vollkommenheit, sondern nur zur Vollendung (consummatio) des Vertrages zu gehören scheint; so dürften dabei dennoch, nach Pufendorf, einige Einschränkungen zu machen sein. Wenn nämlich nach vollkommen abgeschlossenem Contracte eine Verzögerung eintritt, so fragt es sich, ob dieselbe vom Käufer oder Verkäufer herrührt. Im ersten Falle muß der Käufer die Gefahr tragen. Denn von der Zeit an, da vermöge des Contracts die Sache hat übergeben werden sollen, ging das Eigenthum der Sache, wenn der Verkäufer beweisen kann, daß er nicht an der Verzögerung der wirklichen Uebergabe Schuld gewesen ist, auf den Käufer über, und die Sache selbst fing an, ein Eigenthum des letztern zu werden. Sollte der Verkäufer aus freiem Willen die Aufbewahrung der Sache, die in dem Vertrage nicht ausbedungen war, über sich genommen haben; so schiene es unbillig zu sein, wenn er auch noch den Schaden, welcher durch Zufall entsteht, tragen sollte. Auf der andern Seite übernimmt der Verkäufer die Gefahr, wenn er versäumt hat, die Sache zur bestimmten Zeit zu übergeben. Wenn aber Grotius behauptet, daß eine Sache, welche an verschiedene Personen zwei oder mehrere Male verkauft worden ist, derjenigen Person angehören müsse, welcher sie überliefert worden ist; so stimmt damit zwar das bürgerliche Recht überein, in sofern Letzterer ein stärkeres Recht hat, nämlich das jus in re, dem das jus ad rem allemal nachstehen muß. Allein nach dem natürlichen Rechte scheint obiger Grundsatz nicht anwendbar zu sein. Denn der Verkäufer hat ja bereits durch den ersten Vertrag, wenn derselbe mit keiner suspensiven Bedingung geschlossen worden ist, sein Eigenthum einem Andern überlassen, und kann es folglich nicht zum zweiten Male verkaufen. Wenn demnach der erste Vertrag alle Eigenschaften eines vollkommenen Vertrags hat, und der erste Abkäufer nichts unternommen hat, was diesem Vertrage entgegenstehen kann; so muß die verkaufte Sache unbezweifelter Weise dem ersten Käufer angehören. Denn es ist nicht seine Schuld, daß er das jus in re nicht bekommen hat, sondern Schuld des Verkäufers. Eben so kann es aus der Natur eines solchen Verkaufs nicht bewiesen werden, daß der Verkäufer die Eviction leisten müsse, am wenigsten, wenn er bonae fidei ist, obgleich diese Eviction in einigen Fällen zur Bedingung gemacht werden kann. Uebrigens ist Alles, was in einem Werthe geschätzt, und auf einen Andern übertragen werden kann, ein Object des Kaufvertrags. Folglich lassen sich auch alle Hoffnungen, die ein Mensch zu gewissen Gütern, oder zur Erhaltung eines wahrscheinlichen Gewinnes hat, alle Foderungen des Einen an den Andern, so wie alle Versicherungen gegen einen ungewissen Schaden eines Andern, kaufen und verkaufen. (Vergl. Vertrag.)

Kauffahrteischiff (von Kauffahrdei, Seehandel,) ist ein solches, welches bloß Kaufmannswaaren und die dazu gehörigen Personen über das Meer führt. Dergleichen Schiffe sind sowol in der Bauart als in der Größe verschieden, und führen auch verschiedene Namen, als: Barken, Feluken, Gallionen, Galliassen, Briggs, Jachten, Paketboote, Tarten, Ostindienfahrer u. s. w. Laufen viele Handelsschiffe, welche auch Kauffahrer heißen, zusammen und zu einerlei Zwecke aus, so nennt man sie zusammengenommen eine Kauffahrtei-Flotte, und setzt den Ort ihrer Bestimmung hinzu, z. B. die ostindische, die brasilianische, die Silber-Kauffahrteiflotte u. s. w.

Kaufmann, der, welcher den Handel (s. d. Art.) zu seinem Hauptgewerbe gewählt hat. Er muß den Zweck haben, an dem einen Orte so wohlfeil als möglich einzukaufen und an dem andern Orte so theuer als möglich zu verkaufen. Die Nebenbenennungen erhält derselbe von der Art des Handels, die er zu seinem Hauptgeschäfte macht, z. B. Wechselkaufmann oder Wechsler, Banquier, Waarenkaufmann, Assecuradeur ꝛc. Ein Kaufmann, der sein Geschäft gut und mit Nutzen treiben will, muß nicht nur ein ordnungsliebender Mann sein, sondern außer dem Schreiben, Rechnen und den lebenden Sprachen auch noch eine große Summe der mannichfaltigsten andern Kenntnisse besitzen; mithin passen unordentliche und stumpfsinnige Köpfe überhaupt nicht für den Stand eines Kaufmanns. Um nur einige dem Kaufmanne höchstnöthige Kenntnisse zu erwähnen, nennen wir die Geld-Wechsel- und Waarenkenntniß, die Technologie, die Erdbeschreibung, Statistik und fortgesetzte Vertrautheit mit den laufenden politischen Verhältnissen, die Groß-Aventur und Averei, die Assecuranz und Bodmerei, die Schiffahrtskunde ꝛc. Bloß unter Voraussetzung dieser Kenntnisse kann man ein wahrer Kaufmann sein, und den Handel mit möglichster Sicherheit treiben. — Alle an einem Orte neben einander lebende oder in einer Provinz abgesondert von einander wohnende Kaufleute nennt man entweder den Kaufmannsstand oder die Kaufmannschaft, z. B. von Hamburg, von England ꝛc., und dieser Stand gehört zu den nützlichsten und nothwendigsten in jedem Staate, der zu irgend einem Nationalwohlstande gelangen will. — Kaufhaus heißt in Handelsstädten ein Ort, wo die Güter der Kaufleute theils aufbewahrt, theils zum Verkauf ausgelegt werden, z. B. in Venedig das deutsche, das türkische Kaufhaus. An einigen Orten wird es auch Packhof genannt.

Kaufmann (Angelica), eine berühmte Malerin, ward im J. 1741 zu Chur in Bünden geboren und erhielt von ihrem Vater, der ein herumziehendes Leben führte, bei der Geburt der Tochter aber bischöflicher Hofmaler war, den ersten Unterricht im Zeichnen und Malen. Früh entfaltete sich ihre Neigung zu allem Schönen: sie liebte die Musik, besonders aber die Malerei, in welcher Kunst sie unter ihrem Vater, der selbst nur ein mittelmäßiges Talent besaß, die bedeutendsten Fortschritte machte. Mit dem angestrengtesten Fleiße erwarb sie sich bald eine nicht gewöhnliche Kunstfertigkeit, und bald hatte sie ihren Vater und Meister übertroffen. Kaum dreizehn Jahre alt, machte sie ihre erste Reise nach Italien, wo sie sich abwechselnd bis 1769 zu Mailand, Florenz, Rom und Neapel aufhielt, und in diesen, den Künsten geweihten Städten ihre Kunstfertigkeit zur Meisterschaft erhob.

Im angezeigten Jahre verließ sie Italien und begab sich nach London, wo sie das Glück hatte, die königliche Familie zu malen. Dieser Umstand gründete sowol ihren Ruf, als ihre Glücksumstände: beide wuchsen mit der Dauer ihres Aufenthalts in England. Hier ward sie zum Mitgliede der königlichen Academie der Künste aufgenommen. Hier ging sie auch ihre erste unglückliche Ehe ein, von welcher gewöhnlich so erzählt wird: Während ihres Aufenthaltes in London bewarb sich ein englischer Künstler um ihre Hand, erhielt aber eine abschlägige Antwort. Dadurch erbittert, sann er auf Rache. Ein schöner, aber aus den Hefen des Volks gewählter Mensch ward in den Stand gesetzt, in Angelica's Hause erscheinen und sich um ihre Liebe bewerben zu können. Diese ließ sich täuschen, reichte dem Abenteurer ihre Hand und der verschmähte Künstler entdeckte den ihr gespielten Betrug. Angelica ward nun zwar geschieden, mußte jedoch ihrem Manne, der aber bald darauf starb, eine jährliche Pension geben. Nach ihrer Rückkehr nach Rom (1782) verheirathete sie sich zum zweitenmal mit einem venetianischen Maler Zucchi, welche Verbindung glücklicher ausfiel. Aber auch dieser starb lange vor ihr, und Angelica lebte seitdem einzig der Kunst und ihren Freunden bis zu ihrem Tode den 5ten Nov. 1807. Ihrem Leichenzuge folgten alle ausgezeichnete Männer Roms, und ihre Büste ward 1808 im Pantheon aufgestellt. Sie hinterließ eine ausgesuchte Bibliothek und ein ansehnliches Vermögen. Sie hat viele Porträts und historische Gemälde, letztere besonders nach Antiken gemalt; ihre Arbeiten werden vorzüglich wegen der Grazie geschätzt, welche darin herrscht, wenn auch dem wahren Kenner sowol die Incorrectheit ihres Styls, als auch das Einerlei ihres Plans und der Ausführung nicht entgehen kann. Daher dürfte sie recht eigentlich eine Künstlerin für Dilettanten sein.

Kaufmann (Johann Gottfried und Friedrich), Vater und Sohn, berühmt als Akustiker, Mechaniker und Tonkünstler. Der Vater war 1752 zu Siegmar bei Chemnitz in Sachsen von armen Aeltern geboren. Schon als Kind verrieth er Genie für Mechanik. Er kam darauf zu einem Strumpfwirker in die Lehre, entsagte jedoch nach drei Jahren dieser Profession und ging, um seiner Neigung zu mechanischen Arbeiten zu folgen, nach Dresden. Hier kam er in das Haus eines Mannes, der sich mit Repariren von Uhren uud ähnlichen Arbeiten beschäftigte. Wie schnelle Fortschritte er hier machte, beweiset der Umstand, daß er, als nach 1½ Jahren sein Lehrmeister starb, das Geschäft allein für Rechnung der Witwe und der Kinder fortzusetzen im Stande war. Im J. 1779 heirathete er die jüngste Tochter des Hauses, mit der er eine Tochter und einen Sohn zeugte. Nachdem er mehrere neue Uhren gefertigt, versuchte er auch, obgleich er nie Unterricht in der Musik genossen hatte, den Bau von Spiel- und vorzüglich Harfenuhren, wozu er einen eignen Mechanismus erdacht hatte. Späterhin wagte er sich in das Gebiet der Orgelbaukunst und lieferte bald ganz vorzügliche Flötenuhren. Aber auch hier blieb er nicht stehen: er war in Sachsen der Erste, der beides mit einander verband und im J. 1789 eine Flöten- und Harfenuhr zu Stande brachte, die wegen ihrer Vortrefflichkeit sogleich von dem damaligen Churfürsten von Sachsen zum Geschenk für seine Gemahlin bestimmt wurde. Diese Aufmunterung spornte seinen Fleiß immer mehr an, und so brachte er es durch rastlosen Eifer und durch den Grundsatz, nie zwei Werke ganz gleich zu bauen, dahin, daß schon 1800 seine Arbeiten in Italien, Oesterreich und Rußland als Meister-

werke geſucht und dahin verſendet wurden. Um dieſe Zeit fing auch ſein Sohn Friedrich, den er von Jugend auf in der Muſik hatte unterrichten laſſen, an, ihn bei ſeinen Arbeiten zu unterſtützen. Im J. 1804 ſah er zum erſtenmal ein von Mälzl in Wien gefertigtes Trompetenwerk. Sogleich verſuchte er ein ähnliches Werk, und was er leiſtete, beweiſet ſein Belloneon. In den J. 1807 und 8 projectirte er eine Vorrichtung, wodurch an ſeinen Spieluhren die ſ. g. Harfe in ein wahres Fortepiano umgewandelt wurde. Auch gelang es ihm, die gewöhnlichen Orgelpfeifen dahin zu vervollkommnen, daß ſie, ohne die Stimmung zu verändern, durch Vermehrung und Verminderung des Windes das Crescendo und Decrescendo hervorbringen, was man bis dahin für unmöglich gehalten hatte. Von Vater und Sohn gemeinſchaftlich wurden dieſe Ideen nachher berichtigt und bei dem Chordaulodion zuerſt ausgeführt. Beide Künſtler erfanden darauf auch das Harmonichord, über deſſen außerordentliche Eigenſchaften nur Eine Stimme iſt. Der Sohn gab dazu die erſte Idee und ein Theil der Ausführung gehört ihm; die originelle Art der Stimmung aber iſt die Erfindung des Vaters. Nachdem beide Künſtler ſchon früher mehrere Städte Deutſchlands mit ihren Inſtrumenten beſucht, unternahmen ſie 1816 eine Reiſe über Hamburg nach London und Paris. Ueberall erwarben ſie eben ſo viel Beifall und Bewunderung durch ihre Talente als Hochachtung und Zuneigung durch ihren perſönlichen Charakter. Im J. 1818 waren ſie in Frankfurt, wo am 10. April der Vater ſtarb.

Kaufmänniſches Syſtem, ſ. Merkantilſyſtem.

Kaufungen, ſ. Kunz von Kaufungen.

Kaunitz (Wenzel Anton, d. h. R. R. Fürſt von), zuletzt Graf zu Rietberg, Ritter des goldenen Vließes, des heil. Stephans-Ordens Großkreuz, k. k. Staats- und Conferenz-Miniſter, geheimer Hof- und Staatskanzler, ſtammte aus einem altgräflichen Hauſe, deſſen Stammhaus die Herrſchaft Kaunitz in Mähren, zwei Meilen von Brünn, iſt. Sein Großvater, Andreas Dominik, Graf von Kaunitz, Ritter des goldenen Vließes und mit andern hohen Würden bekleidet, war k. k. erſter Botſchafter bei der Friedensverſammlung zu Ryswick und ſtarb 1705. Der Sohn deſſelben, Maximilian Ulrich Joſeph Fortunat, geboren 1679, wurde k. k. Kämmerer, geheimer Rath, Ritter des goldenen Vließes, Geſandter am römiſchen Hofe und an einigen Kreiſen des deutſchen Reichs, endlich Landeshauptmann in Mähren und Reichshofrath, und ſtarb 1746. Durch die Heirath mit einer gebornen Erbgräfin von Oſtfriesland und Rietberg brachte er die Grafſchaft gleiches Namens an die Familie Kaunitz, hatte aber darüber langwierige Prozeſſe mit dem Könige von Preußen, als Nachfolger in der Grafſchaft Oſtfriesland. Aus dieſer Ehe entſprangen neunzehn Kinder, unter welchen Wenzel Anton der fünfte Sohn war, und zu Wien am 2ten Febr. 1711 geboren wurde. Da er unter ſeinen am Leben gebliebenen Brüdern der jüngſte war, ſo wurde er dem geiſtlichen Stande gewidmet, auch ſchon im dreizehnten Jahre ſeines Alters mit einer Domherrnſtelle zu Münſter bekleidet. Als aber ſeine Brüder theils im Felde, theils auf dem Krankenbette geſtorben waren, und er dadurch der einzige Stammhalter ſeines Hauſes wurde, verließ er wiederum den geiſtlichen Stand, und beſchloß, ſich den Staatsgeſchäften zu widmen. Seine geiſtigen Fähigkeiten, unterſtützt durch einen ſchönen und ſtarken Körperbau und große Gewandtheit in allen Gattungen von Leibesbewegungen, entwickelten ſich nach Wunſch. Er ſtudirte anfangs

zu Wien, hierauf, nach damaliger Gewohnheit des österreichischen Adels, zu Leipzig, auch einige Zeit zu Leyden, und benutzte den Unterricht, den er an diesen Orten erhielt, mit Ernst. Im J. 1732 trat er seine Reisen nach England, Frankreich und Italien an, wo er für seinen wißbegierigen Geist reichlichen Stoff antraf. Im J. 1735 ernannte ihn Kaiser Carl VI. zum Reichshofrath und nicht lange darauf, im acht und zwanzigsten Jahre seines Alters, zum zweiten kaiserlichen Commissarius am Reichstage zu Regensburg. Als bald nachher dieser Kaiser starb, und Kaunitzens Amt dadurch aufhörte, begab sich dieser auf seine Güter in Mähren. Nach dem Regierungsantritte der Königin Maria Theresia eröffneten sich ihm glänzende Aussichten. Er wurde 1741 nach Rom an den Papst Benedict XIV., und von da nach Florenz geschickt, und entledigte sich seiner geheimen Aufträge zum Beifalle der gegenseitigen Parteien. Am Ende des Jahrs 1742 ging er als Gesandter nach Turin, um das Vertheidigungs-Bündniß zwischen Oesterreich und Sardinien gegen die Bourbonischen Höfe desto enger zu knüpfen, welcher Verbindung auch endlich England beitrat. Die Art, wie er diese verschiedenen Aufträge ausgeführt hatte, erregte eine solche Meinung von seinen Ministertalenten, daß man ihm bald noch wichtigere Geschäfte anvertraute. Er wurde 1744 zum österreichischen Minister am Hofe Herzogs Carl von Lothringen und der Erzherzogin Maria Anna, des General-Gouverneurs der österreichischen Niederlande, ernannt. Da kurz darauf die Erzherzogin starb, so übernahm er, in Abwesenheit des Herzogs Carl, die Interims-Regierung der österreichischen Niederlande, welche damals um so bedenklicher zu führen war, als Frankreich schon den Krieg erklärt hatte, und die Niederlande den französischen Einfällen am ersten ausgesetzt waren. Im Februar 1745 ward er zum wirklichen bevollmächtigten Minister daselbst ernannt, und verwaltete diesen schwierigen Posten zur Zufriedenheit der Niederländer, bis die französischen Waffen allzumächtig vordrangen. Als sich im Februar 1746 Brüssel den Franzosen ergeben mußte, erhielt Kaunitz für das Gouvernement und für die wenigen vorhandenen österreichischen Truppen eine besondere Capitulation, welche ihnen freien Abzug nach Antwerpen gewährte, von wo er, als auch diese Stadt sich den Franzosen ergeben mußte, nach Aachen ging. Hier bat er, seiner geschwächten Gesundheit wegen, die Kaiserin wiederholt um seine Entlassung, die er auch erhielt. Kaum nach Wien zurückgekehrt, erschien Kaunitz schon wieder als k. k. Gesandter bei dem Friedenscongresse zu Aachen. Bekanntlich wurde die Unterhandlung daselbst nur zwischen den Bevollmächtigten von Frankreich, England und Holland gepflogen und so eifrig betrieben, daß die übrigen Minister, und auch Kaunitz ausgeschlossen wurden. Letzterer protestirte daher gegen die Präliminarien und trat denselben später, als die übrigen Minister, bei. In dieser ganzen Unterhandlung erwarb er sich durch seine Geschicklichkeit und Offenheit die Achtung der verschiedenen Gesandten, und legte hier den Grund zu seinem nachher so großen Ruhme als Diplomatiker. Nach geschlossenem aachner Frieden wurde Kaunitz zum wirklichen k. k. Conferenz- und Staatsminister ernannt und 1749 mit dem Orden des goldenen Vließes belohnt. Zugleich bestimmte ihn die Monarchin zum Gesandten am französischen Hofe. Diese Gesandtschaft dauerte von 1750 — 1752, während welcher er durch sein kluges, einschmeichelndes Wesen den Grund zur Aussöhnung des österreichischen und französischen Hofes legte und das Bündniß unter beiden knüpfte, das erst 1756 bekannt wurde. Im Jahre 1753 wurde

er als Hof- und Staatskanzler nach Wien zurückberufen und noch überdieß 1756 zum niederländischen und italienischen Kanzler ernannt, wodurch die Leitung der Geschäfte dieser Provinzen in seine Hände fiel. Seit dieser Zeit hatte er alle auswärtigen Staatsangelegenheiten Oesterreichs unter Maria Theresia geleitet, auch auf die innere Verwaltung den größten Einfluß gehabt. Im Jahre 1764 wurde er darauf vom Kaiser Franz I. mit seinen männlichen Nachkommen, nach dem Rechte der Erstgebort in den Reichsfürstenstand erhoben. So lange Maria Theresia lebte, war das Vertrauen dieser Monarchin zu Kaunitz unbegränzt. Als aber Kaiser Joseph allein regierte, bechrte er zwar den greisen Minister mit allen äußerlichen Zeichen der Achtung und des Vertrauens, befolgte aber nicht immer dessen Rathschläge. Der mißlungene Versuch, die Schelde zu eröffnen, der mißlungene Austausch von Baiern, und der noch ungleich mißlungenere Krieg mit den Türken, wären davon die Folgen. Noch schwächer ward Kaunitzens Einfluß unter Leopolds II. Regierung. Das hohe Alter und die damit verknüpfte Abnahme seiner Kräfte bewogen ihn endlich, beim Antritte der Regierung Franz II., die Würde als Hof- und Staatskanzler niederzulegen. — Kaunitz hatte einen ausgebildeten Verstand. Seine Beurtheilung war langsam, aber desto reifer, und daher seine endliche Entscheidung fast immer richtig. Voltaire war sein Lieblingsschriftsteller, und Rousseau, der sogar einige Wochen lang sein Privatsecretär in Paris gewesen war, wurde sehr von ihm geschätzt. Die dramatische Literatur der Franzosen liebte er leidenschaftlich; weniger kannte er die deutsche Literatur, ob er gleich derselben in den neuern Zeiten, nachdem Wieland aufgetreten war, viel Aufmerksamkeit schenkte. Der deutschen Sprache war er kundig; in der französischen aber lebte er. Er sprach Französisch, Italienisch und Deutsch; das Lateinische las und verstand er; auch war ihm in seiner Jugend die englische Sprache nicht fremd gewesen. Die große Encyclopädie wurde fleißig von ihm gebraucht, um daraus für seine gesellschaftlichen Unterhaltungen Stoff zu holen, und um einen Faden zu haben, an den er seine und seiner Freunde Ideen anreihen konnte. Auch hinterließ er den Ruhm eines Freundes der Wissenschaften und Gönners der Gelehrten. Er schuf in der Lombardei und in den Niederlanden sehr ansehnliche Academien. Fremde Gelehrte fanden bei ihm Zutritt und Aufnahme. Er war es, der den verdienstvollen Geschichtschreiber der Deutschen, den würzburgischen Hofrath Schmid, nach Wien brachte. Noch entschiedener war seine Neigung für die schönen Künste und deren Ausüber. Die vortrefflich eingerichtete Kunstschule zu Wien ist fast ganz seine Schöpfung. Er trug viel dazu bei, daß der berühmte Kupferstecher Schmutzer durch Wille in Paris gebildet, und nach seiner Zurückkunft der Stifter und Director einer Lehrschule der Kupferstecherkunst wurde, aus welcher so viele schätzbare Künstler hervorgegangen sind. Mit Mecheln aus Basel, der lange Zeit zu Wien war und die Bildergallerie ordnete, besonders aber mit dem Historienmaler Casanova, lebte Kaunitz, bei ihrem Aufenthalte in Wien, in einem täglichen, fast vertrauten Umgange. Doch hatten sie diese Auszeichnung wol eben so sehr ihrer feinen Lebensart, als ihrem Kunsttalent zu verdanken: denn der Künstler, wenn er nicht die Geschmeidigkeit des Hofmannes hatte, galt ihm wenig. Kaunitz war in seinen jungen Jahren ein schöner Mann gewesen und hatte eine von jenen Physiognomien, die Ehrfurcht einflößten. Man hat ihn einer weiter getriebenen Putzliebe beschuldigt,

als einem Manne sonst wol geziemen möchte. Unter seinen moralischen Eigenschaften rühmt man von ihm Treue und Redlichkeit. Vornehm und trocken war er oft gegen Fremde von seinem Stande, dagegen gütig und herablassend gegen Niedere; ernst aber gegen Alle, und immer, besonders in Anwandlungen von Unmuth, kurz und derb. Es erinnert sich Niemand, ihn, besonders in seiner spätern Zeit, lachen gesehen zu haben. Nie hat wol ein Minister an irgend einem Hofe ein größeres Vertrauen auf längere Zeit genossen, als Kaunitz an dem seinigen. Dieß Vertrauen war auf die vollkommenste Ueberzeugung von seiner Rechtschaffenheit und seinen Einsichten gegründet. Unter Josephs II. Regierung kam er nicht mehr nach Hofe, sondern der Kaiser ging, wenn er ihn sprechen wollte, zu ihm, und dieß geschah sehr oft. An den kirchlichen Reformen Josephs nahm Kaunitz den thätigsten Antheil. Zu Rom war man sogar überzeugt, daß alle diese Reformen von ihm allein ausgingen; deßwegen wurde er in der Ministerial-Correspondenz nie anders als il ministro eretico (der ketzerische Minister) genannt. Als der Papst in Wien war, reichte er dem Fürsten, aus einem Uebermaße von Politik, nicht den Rücken der Hand, sondern das Innere derselben zum Küssen dar, welches ehemals für die größte Gnadenbezeugung galt. Der Fürst aber that, als ob er nichts von dieser Etiquette verstände, nahm die ihm von dem Papste dargebotene Hand und drückte sie nach altdeutscher Sitte. Obgleich sein Einfluß unter Leopold II. aufhörte, so fuhr man dennoch fort, ihm mit der ausgezeichnetsten Achtung zu begegnen. Er starb am 27sten Juni 1794 an Entkräftung mit dem bleibenden Ruhme eines vielerfahrnen, um Oesterreich hochverdienten Ministers und dem noch schönern eines edeln Menschen.

Kauscher, (Koscher) heißt bei den Juden was rein und ihnen nach ihrem Gesetz zu genießen oder zu gebrauchen erlaubt ist. — **Kauscher-Wein**, der zum Gebrauch der Juden gekoscherte und deßhalb versiegelte Wein.

Kausticität, s. **Aetzkraft**. **Kaustik**, s. **Aetzkunst**. **Kaustisch**, ätzend, beißend, auch figürlich vom Witz.

Kaviar (Ickari, **Störrogen**) wird in Rußland aus dem Rogen der Störe, der Hausen, der Beluga's, der Sterleten u. a. m. gemacht. Man streift nämlich den Rogen von der daran klebenden Haut ab, salzt ihn ein und thut nach acht Tagen Pfeffer und kleingeschnittene Zwiebeln hinzu. So eingemacht, wird er getrocknet und als eine delicate Speise auf gerösteter Semmel oder Butterschnitten genossen. Der beste Kaviar ist der krimmische (taurische), von welchem aus Kersch und Jenikale jährlich auf anderthalbtausend Tonnen in die Moldau- und die Donau-Gegenden ausgeführt werden.

Kayster (Kaystros), ein Fluß bei Ephesus in Kleinasien, berühmt durch seine vielen Schwäne, deren Gesang man pries.

Kegel (mathematischer) wird in der Stereometrie derjenige Körper genannt, welcher zur Grundfläche eine Kreisebene hat, und mit dieser kreisförmigen Rundung spitzig zuläuft; auch die runde Pyramide, — **Conus**. Die Kegel sind entweder gerade- oder schiefstehende. Schneidet man einen geradestehenden Kegel ringsum gleich hoch über der Grundfläche, d. i. mit der Grundfläche parallel durch, so muß die dadurch entstehende Fläche der Grundfläche ähnlich, und da diese ein Kreis ist, ebenfalls ein Kreis sein. Geschieht aber der Schnitt schief, d. h. auf der einen Seite höher über der Grundfläche, als auf der andern, so entsteht keine kreisförmige, sondern eine läng-

lich-runde Fläche, welche man eine Ellipse nennt. Geschieht dieser Schnitt nicht schief durch, sondern neben der Spitze senkrecht herab auf die Grundfläche, so entsteht eine nur nach oben krumme, unten aber durch die Grundlinie abgeschnittene Fläche. Diese heißt Hyperbel. Drittens kann aber auch der Schnitt mit der einen Seite des Kegels gleichlaufend geschehen, wodurch eine andere, ebenfalls nur nach oben gekrümmte und unten von der Grundfläche abgeschnittene Fläche entsteht, welche Parabel genannt wird. Diese drei letztern aus Zerschneidung eines Kegels entstehenden Figuren oder Flächen nennt man Kegelschnitte. Die Eigenschaften derselben sind schon von den Griechen mit bewundernswürdigem Scharfsinne entwickelt worden. Das Hauptwerk, das noch darüber vorhanden ist, ist von Apollonius Pergäus. Um die Vervollkommnung der Theorie derselben haben sich dann insbesondere die Engländer verdient gemacht. — In der Buchdruckerkunst heißt Kegel die Dicke, welche die Lettern (nicht in die Breite, sondern in die Länge gerechnet) nach den verschiedenen Schriftgrößen haben. Bei den Kanonen heißt Kegel das Visir. M. L.

Kehl, Dorf und Festung am Ausflusse der Kinzig in den Rhein, über welchen hier eine Brücke nach dem, eine halbe Stunde davon gelegenen, Straßburg führt. Im ryswicker Frieden kam es an den Markgrafen von Baden-Baden, doch behielten sich Kaiser und Reich das Besatzungsrecht vor. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts aber wurden die Wälle abgetragen; Kehl ward ein bedeutender Fabrik- und Handelsort, und unter andern auch durch die von Beaumarchais daselbst angelegte Druckerei berühmt, aus welcher die prächtige Ausgabe des Voltaire und andere Prachtdrucke hervorgingen. Während des Revolutionskrieges stellte man die Festungswerke wieder her. Kehl mußte mehrere Belagerungen aushalten, (die merkwürdigste 1796) war abwechselnd in deutschen und französischen Händen, brannte zu drei verschiedenen Malen nieder, und wurde endlich 1808 von Napoleon mit dem Departement Niederrhein verbunden, bis es 1814 wieder an Baden zurückfiel. Im J. 1815 wurden die Festungswerke abgetragen.

Keil, das bekannte Werkzeug, welches zum Spalten des Holzes so häufig gebraucht wird, ist ein viereckiger, in Verhältniß zu seiner Breite und Dicke langer Körper, der nach dem einen Ende in eine gerade Schärfe, oder auch in eine Spitze ausgeht. Die Größe seiner Wirkung hängt von der Neigung seiner Seitenflächen, von der Größe des Spaltes selbst, und von dem Widerstand der gespalteten Flächen ab, und ihre Bestimmung gehört zu den schwierigen Aufgaben der Mechanik. Vorzüglich wichtig ist die Lehre vom Keil in der Theorie der Gewölber. In der Baukunst wird auch der Schlußstein Keil genannt.

Keilschriften hat man einige morgenländische Schriftarten auf alten Denkmälern in Persien und Babylonien genannt, weil ihre Charaktere aus einer Verbindung mehrerer oder weniger keilförmigen Striche in allerlei Richtungen bestehen. Man erkennt leicht ihre Bestimmung zu einer heiligen Steinschrift, die von keinem der bekannten Alphabete abstammt. Nach äußern und innern Merkmalen kann man zwei Hauptgattungen der Keilschrift, die persische und die babylonische oder medische und chaldäische unterscheiden, wovon jene wieder drei, diese zwei Unterarten hat. Die persische Keilschrift findet sich, ein paar Kleinigkeiten aus Aegypten ausgenommen, nur in den Ruinen von Päsargadä und Persepolis, und zwar stehen hier gewöhnlich alle

drei Schriftarten, fast Wort für Wort sich entsprechend, unter einander; die babylonische hingegen findet sich immer nur einfach, auf allerlei Ziegel- und andern Steinen des alten Babylons, wie auch auf Gemmen und cylinderförmigen Amuleten. Alle diese Schriftarten stimmen darin überein, daß sie wagerecht von der Linken zur Rechten gelesen werden und eine Lautschrift, zum Theil mit besondern Wortheilen und einzelnen Monogrammen sind. Ohne bei den verschiedenen Meinungen und Entzifferungsversuchen zu verweilen, wozu diese Schriften Veranlassung gegeben, führen wir nur an, daß, nach der wahrscheinlichsten Auslegung, die persischen Inschriften Titel der persischen Könige und Glückwünsche für ihr und ihrer Völker Wohl, die babylonischen aber magische Formeln für Talismane und zur Sicherung gegen den Einfluß böser Geister enthalten.

Keim ist die Grundlage zu jedem organischen Körper, aus welchem sich dieser unter den dazu erforderlichen Bedingungen nach und nach entwickelt. Besonders bedient man sich dieses Ausdrucks bei den Gewächsen, und hier kann man eine dreifache Gattung derselben annehmen: die Knospen an mehrjährigen Pflanzen, die Zwiebeln (Knollen) unter der Erde, und die Keime in den Früchten (Samen). Daß die Augen (Knospen) Keime sind, sieht man daraus, daß sich vermittelst des Einimpfens aus ihnen neue Pflanzen entwickeln. Sie würden sich sogar wie Samen aussäen lassen, wenn sie nicht in der Erde der Fäulniß zu sehr ausgesetzt wären. Im Samenkorne oder in der Frucht ist der Keim derselbe, aber nur anders eingehüllt, und von der Natur bestimmt, sich in feuchter Erde zu entwickeln.

Keiser (Reinhard) ward im Jahre 1673 zu Leipzig geboren, und erhielt daselbst auf der Thomasschule seine erste wissenschaftliche Bildung. Nachdem er hier ebenfalls die Universität bezogen hatte, entwickelte sich sein nachher so ausgezeichnetes musikalisches Talent um so mehr, als die dortige Oper, verbunden mit den Concerten dieser Stadt, ihm Vorbilder jeder Musikgattung zum Studium darstellen konnte. Bald zeichnete er sich so sehr aus, daß der braunschweigische Hof, der noch zu Wolfenbüttel residirte, ihn zur Composition zweier Opern berief, welche großen Beifall erhielten. Im Jahre 1694 begab er sich nach Hamburg, wohin ihn die dortige Oper zog, die sich damals in ihrem höchsten Glanze befand. Auch hier gefielen seine Opern so sehr, daß er, eine Reise nach Copenhagen ausgenommen, Hamburg nie wieder verließ und 40 Jahre hindurch mit dem größten Ruhme für das dortige Theater componirte. Wir haben, außer seinen übrigen Concert- und Kirchenmusiken, 116 (118) Opern von ihm, in welchen sämmtlich eine so geniale Erfindung, eine solche Neuheit der Gedanken und besonders ein so edler, melodischer Gesang herrschen, daß man ihn, besonders wenn man bedenkt, daß er kein Nachahmer war, sondern fast Alles aus sich selbst erfand, für einen der größten Componisten, die je gelebt haben, erklären muß. Er starb am 12ten Sept. 1739 im 66sten Jahre seines Alters.

Keith (Jacob von), königlich preußischer Feldmarschall, und einer der ausgezeichnetsten Feldherren des vorigen Jahrhunderts, jüngster Sohn Georg Keiths, Marschalls von Schottland, wurde 1696 zu Freterressa in der schottischen Grafschaft Kincardin geboren, und zeigte schon in früher Jugend eine außerordentliche Neigung zum Militärstande. In einem Alter von achtzehn Jahren trat er auf Antrieb seiner Mutter, deren Vater, Lord Perth, unter Jacob I. Großkanzler von Schottland gewesen war, zu der Partei des Prätendenten

über, und wohnte der Schlacht von Sherifmuir bei, in welcher er verwundet wurde. Da die Armee des Prätendenten zerstreut worden war, floh Keith nach Frankreich und legte sich daselbst, unter Mauvertuis Anleitung, mit so vielem Glücke auf das Studium der Mathematik, daß er durch Verwendung seines Lehrers in die Academie der Wissenschaften aufgenommen wurde. Nachdem er voll brennenden Eifers, sich zu unterrichten, Italien, die Schweiz und Portugal durchreiset war, bot sich ihm Gelegenheit dar, dem Czaar Peter I. 1717 zu Paris vorgestellt zu werden. Dieser trug ihm Dienste an, welche Keith ablehnte, um nicht in die Lage gesetzt zu werden, gegen Carl XII., für welchen er eine große Verehrung hegte, fechten zu müssen. Er reisete darauf nach Madrid, wo der Herzog von Leyria ihm eine Stelle als Oberst des irländischen Regiments verschaffte. Als bald darauf der Herzog, welcher ihn zu seinem Schützlinge ernannt hatte, zum außerordentlichen Gesandten nach Petersburg ernannt worden war, begleitete ihn Keith, und trat darauf (1728) in den Dienst der Czaarin, welche ihn zum Brigadegeneral, und bald darauf zum Generallieutenant und Ritter des Andreasordens ernannte. Hier zeichnete sich Keith in allen Schlachten, welche unter der Regierung dieser Kaiserin gegen die Türken (1737) geliefert wurden, durch seinen Muth aus, und war bei der Eroberung von Otschakow der erste, der die Bresche erstieg, wobei er an der Ferse verwundet wurde. In dem Kriege mit den Schweden (1741 — 1743) stritt er in Finnland, und er war es, der sowol den Gewinn der Schlacht von Wilmanstrand entschied, als auch die Schweden von den Alandsinseln in der Ostsee vertrieb. In dem Frieden zu Abo (1743) ward er von der Kaiserin als Gesandter an den Hof von Schweden gesandt, wo er sich durch Pracht auszeichnete. Als er nach Petersburg zurückgekehrt war, schmückte ihn die Kaiserin mit dem Marschallsstabe. Da aber dennoch seine Einkünfte in Rußland immer sehr mäßig blieben und er überdieß von Bestuchef beleidigt worden war, begab er sich an den Hof des Königs von Preußen, welcher darauf bedacht war, talentvolle Männer in seine Dienste zu ziehen. Dieser schenkte ihm sein unumschränktes Vertrauen, und machte ihn zum Generalfeldmarschall und Gouverneur von Berlin (1749). Keith durchreisete mit ihm einen großen Theil Deutschlands, Polens und Ungarns. Als im Jahre 1756 der siebenjährige Krieg ausgebrochen war, ging er als Feldmarschall mit einem preußischen Armeecorps nach Niedersachsen. Er war es, der nach der aufgehobenen Belagerung von Olmütz (1758) den merkwürdigen Rückzug des Belagerungscorps deckte, aber auch in dem nämlichen Jahre (14ten Oct.), als Daun das Lager der Preußen bei Hochkirchen überfiel, von einer Stückkugel vom Pferde gerissen, auf dem Schlachtfelde starb, nachdem er im Dunkel der Nacht dreimal die Oesterreicher zurückgetrieben hatte. Keith war ein Mann von großen Talenten, ausgezeichneter Tapferkeit und strenger Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit. Lord Marschall, sein Bruder, schrieb an Madame Geoffrin nach Paris: „Denken Sie sich, welch' eine große Erbschaft mir mein Bruder hinterläßt. Er hat, an der Spitze einer großen Armee, Böhmen gebrandschatzt, und ich habe siebenzig Dukaten bei ihm gefunden!" Friedrich der Große ließ ihm zur Anerkennung seiner Verdienste in Berlin auf dem Wilhelmsplatze eine Statue von Marmor errichten.

Keith, (Lord Viscount George Elphinstone) Admiral, geboren 1747, aus einer alten berühmten schottischen Familie, diente von

seiner ersten Jugend an zur See, und ward 1775 Schiffscapitän. Zum Parlamentsglied (i. d. J. 1779, 1780 und 1786) erwählt, bemühte er sich 1780 vergeblich, Pitt mit Fox und dem Herzog von Portland zu versöhnen. Im Kriege mit Nordamerika befehligte er mit Auszeichnung ein Schiff von 74 Kanonen. Im Kriege gegen Frankreich 1793, diente er unter dem Admiral Hood, und besetzte mit demselben Toulon im August; beim Abzuge ward ihm die Einschiffung der französischen Royalisten, welche auswandern wollten, übertragen. Im J. 1794 erhielt er den Bathorden. Darauf ward er zum Contreadmiral, und als er im J. 1795 mit seiner Flotte das Cap genommen, 1797 zum Pair von Irland ernannt, mit dem Titel Baron Keith von Stone-Haven-Marischal. Im J. 1799 commandirte er die Canalflotte, und kreuzte als Viceadmiral mit dem Admiral S. Vincent im mittelländischen Meere, wo er Genua 1800 mit bombardirte. Er übernahm hierauf im J. 1801 als Admiral den Oberbefehl über die Flotte, welche das Heer unter Abercrombie nach Aegypten führte. Hier trug er wesentlich bei zum Gelingen des ganzen Unternehmens. Als die Franzosen nach dem Vertrage zu El Arisch Aegypten räumen wollten, bestand Lord Keith darauf, daß sie sämmtlich kriegsgefangen würden. Hierüber aufgebracht, griffen die Franzosen wieder zu den Waffen, und Kleber schlug die Türken völlig. Nach Lord Keiths Rückkehr bezeugte ihm das Parlament seinen Dank. Er wurde Pair; die Stadt London ertheilte ihm das Bürgerrecht, und der Großherr gab ihm den Orden des Halbmondes. Im Sept. 1804 beobachtete er die französischen Küsten, wo man sich zu einer Landung in England rüstete. Auch im J. 1814 commandirte er die brittische Seemacht von Finisterre bis Bayonne. Der Prinz Regent erhob ihn darauf zum Viscount. Lord Keith vermählte sich 1787 mit Johanne, der einzigen Tochter und Erbin Williams Mercer, die 1789 starb, und ihm eine einzige Tochter hinterließ, Margarethe Marie Elphinstone, welche 1816 die Gemahlin des Grafen Flahault wurde.

Keläno, eine der Harpyen. (s. d. Art.)

Keller (Johann Balthasar), ein ausgezeichneter Erzgießer, ward zu Zürich geboren, und widmete sich dieser Kunst zu Paris in der blühendsten Periode der Regierung Ludwigs XIV. Bald zeichnete er sich durch die Kühnheit aus, mit welcher er den Guß der bedeutendsten Stücke unternahm. Gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts verfertigte Girardon das Modell einer Ritterstatue Ludwigs XIV. von 21 Fuß Höhe. Bis dahin waren die Statuen Marc Aurels, Cosmus von Medici, Heinrich IV. und Ludwigs XIII. in einzelnen Stücken gegossen worden; Keller unternahm es zuerst, jene Statue in einem einzigen Gusse zu gießen. Dieses Werk machte unstreitig Kellern eben so viel Ehre, als Girardon; ja, man könnte sagen, daß die Schönheiten des Modells der Kühnheit des Gusses keineswegs gleich kamen. Der König ließ ihn durch seine Minister belohnen, und übertrug ihm auch die Aufsicht über die Stückgießerei des Zeughauses. Er starb im Jahre 1702. Sein Bruder Johann Jacob Keller, welcher 1700 im 65. Jahre zu Colmar starb, war ebenfalls ein geschickter Künstler im Gießen.

Kellermann, (Franz Christian) Herzog von Valmy, Marschall und Pair von Frankreich ꝛc. geb. d. 30. Mai 1735 in Straßburg, trat 1752 als gemeiner Husar in die Legion von Conflans, zeichnete sich im siebenjährigen und im polnischen Föderationskriege

aus, und ward schon 1788 Maréchal-de-camp. Im Anfang der Revolution bemühte er sich im Elsaß die Kriegszucht unter den Truppen wiederherzustellen. Eine Bürgerkrone, die er zu Landau erhielt, war der Lohn dieser Anstrengungen. Im Aug. 1792 gab man ihm das Commando über die Mosel-Armee. Als er darauf im September seine Vereinigung mit Dumouriez bewerkstelligt hatte, hielt er in der Stellung bei Valmy, einem Dorfe in der Champagne, am 19. Sept. den Angriff des Herzogs von Braunschweig aus, welchen man die Kanonade von Valmy nennt. Bei dem darauf erfolgten Rückzuge der Preußen legte ihm Custine zur Last, daß er Mainz und Trier nicht weggenommen habe. Kellermann schrieb deßhalb d. 6. Nov. an den Convent, daß diese Beschuldigung nichts sei, als die Wirkung: ou de la folie ou du vin. Er ward darauf an der Mosel, bei der Belagerung von Lyon angestellt, welche letztere er jedoch nicht rasch genug betrieb, so daß man ihn zur Alpen-Armee versetzte, wo er die südliche Grenze gut vertheidigte. Allein er ward der Verrätherei beschuldigt, abgesetzt, aus dem Jacobiner-Club gestoßen, und im Sept. 1793 in die Abtei gebracht, woraus ihn erst nach Robespierre's Sturz, ein Ausspruch des Revolutions-Tribunals, am 6. Nov. 1794 befreite. Im folgenden Jahre empfing er das Commando der Alpen- und ital. Armee, mußte jedoch Bonaparte weichen, der bald darauf als Obergeneral der italienischen Armee nach Italien kam. Nachdem er 1797 nach Paris zurückgekehrt war, erhielt er vom Directorium den Befehl, Lyon in Belagerungsstand zu setzen, und die Gendarmerie zu organisiren. Im folgenden Jahre ward er zu einer General-Inspection ernannt, und erhielt im Theater zu Angers eine Krone, die er sogleich den constituirenden Autoritäten übersandte. Hierauf trat er in die Kriegskanzlei, und nach dem 18. Brumaire in den Erhaltungssenat, von welchem er am 2. Aug. 1801 zum Präsidenten ernannt wurde. Am 3. Juli 1803 erhielt er den Titel eines Großofficiers der Ehrenlegion, ward darauf zum Reichsmarschall, dann zum Commandeur der eisernen Krone erhoben und mit der Senatorie von Colmar belehnt. Im J. 1805 organisirte er die Nationalgarden am Oberrhein; im Juli 1806 schlug er vor, Napoleon ein Denkmal zu errichten. Darauf organisirte er die neuen Regimenter in Mainz. Napoleon schenkte ihm dafür den Johannisberg, und ernannte ihn im J. 1808 zum Herzog von Valmy und Oberbefehlshaber der Canalküsten-Armee. Bei dem Ausbruche des Krieges mit Oesterreich 1809, ward ihm die Organisation der Neuconscribirten im Elsaß übertragen. Diesen Wirkungskreis behielt er auch in den Feldzügen von 1812, 13 und 14. Nach der Wiederherstellung des Königthums in Frankreich, für welches sich Kellermann schon den 1. Apr. 1814 erklärte, ward er von Ludwig XVIII. zum königl. Commissär für die Militär-Division Metz, und d. 4. Juni zum Pair des Reichs, Großkreuz des St. Ludwigs-Ordens und Gouverneur der 5ten Militär-Division ernannt. Auch Napoleon hatte ihn bei seiner Usurpation (1815) zum Pair gemacht; allein er nahm keine Stelle an, und behielt deßwegen nach Ludwigs XVIII. Zurückkunft seine Aemter und die Pairswürde. Er starb den 13. Sept. 1820 zu Paris in s. 80. Jahre. Sein Herz wurde, wie er verlangt hatte, auf dem Schlachtfelde vom 19. Sept. 1792, begraben. Sein Sohn, (geb. 1770), Graf von Valmy, Großkreuz der Ehrenlegion, St. Ludwigsritter, General-Lieutenant und General-Inspector der Cavallerie, zeichnete sich 1796 als General-Adjutant bei der Armee von Italien, und am 16. März beim Uebergange über den Taglia-

mento aus. Im J. 1800 trug er als Brigade-General, nebst Dessair, zum Siege von Marengo bei. (S. d. A.) In der Schlacht bei Austerlitz ward er verwundet. In Portugal unterzeichnete er, in Junot's Namen, die Capitulation von Cintra, 30. August 1808. Darauf erkämpfte er 1809 in Spanien mehrere Vortheile; zeichnete sich 1813, 20. Mai, in der Schlacht bei Bautzen aus; vorzüglich aber 1814 in den Treffen bei Nangis (17. Febr.) und bei Provins. Den 6. Apr. erklärte er sich für Ludwig XVIII., der ihm seine jetzigen Würden ertheilte. Napoleon erhob ihn 1815 zum Pair, was er aber nach der Rückkunft des Königs nicht blieb.

Kemble (John Philipp), eine der ersten Zierden der englischen Bühne, ist zu Preston in Lancashire im J. 1757 geboren. Sein Vater, Roger Kemble, der sich als Schauspieler ebenfalls vortheilhaft bekannt gemacht hat, gab ihm eine sorgfältige Erziehung. Zum geistlichen Stande bestimmt, studirte er im College zu Douay in Flandern; allein er verließ die Schule, und ward, wider den Willen seiner Familie, Schauspieler. Er trat zuerst zu Wolverhampton als Theodosius in Rowe's Tragödie dieses Namens mit großem Beifall auf, besuchte dann Manchester, Liverpool und York, und ging von da nach Dublin. Hier trat er in der Rolle des Hamlet auf, worin er seitdem ohne Nebenbuhler glänzte. Nicht mit gleicher Auszeichnung versuchte er sich in komischen Rollen. Nachdem er zwei Jahre in Dublin gewesen, kam er 1783 nach London, wo er zuerst als Hamlet auf dem Theater Drury-Lane auftrat. Zehn Jahre später ward er Regisseur, und blieb es bis 1796. Er hatte in diesem Zeitraume, als ein feiner Kenner der dramatischen Werke seiner Nation, wovon er vielleicht die größte Sammlung in England besitzt, manches treffliche ältere Stück wieder aufs Repertorium gebracht. Dagegen fanden seine neuen Lesarten, wodurch er z. B. den Text des Shakspeare häufig veränderte, nicht den Beifall der Kritiker. Nach manchen Verdrießlichkeiten nahm er seinen Abschied, und besuchte in den J. 1802 und 3 Frankreich und Spanien. Nach seiner Rückkehr kaufte er für 20,000 Pf. einen Antheil am Covent-Garden Theater, und trat hier in Lewis Stelle. In heroischen Rollen, deren Charakter mehr in Kraft und Würde, als im Pathos besteht, in philosophischer Declamation, und in Rollen würdevoller Zärtlichkeit, hat er vielleicht seines Gleichen nicht. Als Schriftsteller hat sich Kemble durch einige Farcen, z. B. The Projects, The Panuel, The Farm-House, und durch einige Umarbeitungen, bekannt gemacht. Eine Sammlung von Jugendgedichten hat er bald nach ihrer Erscheinung unterdrückt. Von Shakspeare hat er 24 Schauspiele für die Bühne bearbeitet. Seine Hauptrollen waren Hamlet, Macbeth, Coriolan, Beverley und Othello. Im J. 1817 verließ Kemble die Bühne. Er trat zum letzten Male als Coriolan auf. Mit der größten Bewunderung seiner Kunstleistung ward dieser Abschied vom Hause und seinen Freunden gefeiert. Lord Holland überreichte ihm bei dem festlichen Male eine prächtige Vase mit der Inschrift, daß Kemble 34 Jahre lang die Würde des Drama und Shakspeare's Ruhm auf der Nationalbühne behauptet habe. Die Geschichte seiner Kunst hat Kemble gründlich studirt. Moliere'n bewunderte er als den Mann der Natur, der nicht Frankreich allein, sondern allen Nationen angehöre. Kembel's Schwester ist die berühmte Siddons. Sein Bruder Charles Kemble, geb. im Nov. 1775, studirte ebenfalls in Douay, und ward dann bei der Post angestellt; aber auch ihn trieb seine

Neigung auf die Bühne. Er trat zuerst 1792 als Roland in dem Stück von Shakspeare: As you like it, mit Beifall in Sheffield auf; dann 1794 als Malcolm im Macbeth auf dem Drurylane Theater. In der Folge spielte er auf Haymarket bis 1802, in welchem Jahre er auf das feste Land reiste. Nachher vereinigte er sich mit seinem Bruder beim Coventgarden Theater. Er hat einige Lustspiele geschrieben. Seine Gattin, Marie Therese Kemble, geb. zu Wien 1774, wo ihr Vater Ge. Ludw. von Camp Tonkünstler war, trat schon als Kind in Noverre's Balleten auf. Sie spielte und tanzte auf mehreren Bühnen mit Beifall; vorzüglich auf dem Drurylane Theater als Julie in der Oper Richard Löwenherz. Im Jahr 1799 wurde ein von ihr verfaßtes Lustspiel: die ersten Fehler, auf derselben Bühne mit Beifall gegeben. Im J. 1806 heirathete sie Hrn. Charles Kemble, und spielt jetzt auf dem Coventgarden Theater. Von ihr ist noch 1808 ein Zwischenspiel: der Tag nach der Hochzeit, erschienen. Eine umständlichere Biographie und Charakteristik John Philipp Kemble's (von Hüttner) findet sich im IX. Heft der Zeitgenossen.

Kempelen, (Wolfgang von) ein berühmter mechanischer Künstler, zuletzt k. k. wirklicher Hofrath, starb am 22. März 1804 in seinem 71sten Jahre. Um welche Zeit dieser erfinderische Mann die berühmte Schachmaschine zu Preßburg bekannt gemacht hat, ist unbekannt; doch wird derselben schon 1771 gedacht. Sie stellt einen Mann von natürlicher Größe vor, der türkisch gekleidet ist, und vor einem Tische sitzt, auf welchem ein Schachbrett steht. Der Tisch selbst hat an den Füßen Rollen, um ihn desto leichter von einer Stelle auf die andere bewegen, und somit den Verdacht, als sei ein Mensch unter dem Tische verborgen, um so mehr vermeiden zu können. Diese Maschine spielte mit den geschicktesten Spielern, und war ihnen fast immer überlegen. In wiefern der Erfinder, der alle Zeit neben dem Tische stand, oder auch in ein, auf einem entfernten Tische befindliches mit dem Schachspieler selbst in keiner Verbindung stehendes, Kästchen sah, das Spiel des Schachspielers leitete, oder ob in der Maschine selbst ein Mensch verborgen war, hat nicht entdeckt werden können. Der Erfinder war stets bereit, das Innere der mit Rädern, Hebeln und Springfedern angefüllten Maschine Jedem, der es verlangte, zu zeigen. Da die Züge eines Schachspiels indeß nur durch ein denkendes Wesen hervorgebracht werden können; so war nur ein denkendes Wesen im Stande, den gethanen Zügen entsprechende entgegenzusetzen, und folglich mußte, auf welche Weise es auch bewerkstelligt wurde, ein denkendes Wesen mit ihr in verborgener Verbindung stehen. Demnach lag das Verdienstliche der Maschine in dem Mechanismus, nicht in der Kunst, mit welcher sie ihrem Gegenspieler die Partien abzugewinnen wußte. Im Jahre 1778 erfand Herr von Kempelen die noch künstlichere Sprachmaschine, welche 1½ Fuß breit und ½ Fuß lang, aus einem viereckigen, mit einem Blasebalge versehenen Kasten bestand. Wenn der Blasebalg nebst seinen Klappen, nach Verhältniß der zu sprechenden Wörter, bewegt wurde, so sprach die Maschine alle Sylben deutlich und vernehmlich aus. Er erfand auch eine Dampfmaschine, die sich von allen dergleichen Triebwerken merklich unterschied, aber bald wieder zerbrach.

Kempis (Thomas a) s. Thomas a Kempis.

Kennicott (Benjamin), zuletzt Doctor und Professor der Theologie zu Oxford, ward 1718 zu Tottneß in Devonshire geboren, wo sein Vater ein armer Schuhmacher und zugleich Küster war. Er hat sich

durch seine weitläufige und kostbare Sammlung von Lesearten aus 253 Handschriften und 12 gedruckten Ausgaben der hebräischen Bibel, und durch den Abdruck derselben unter dem hebräischen Texte verdient und berühmt gemacht. Dieses Werk führt den Titel: Vet. Test. hebr. cum variis lectionibus, II. Tomi Oxon. 1776 — 1780 fol. Dem zweiten Bande ist eine Diss. gener. in V. T. hebr. vorgedruckt, welche Bruns (Brunovici 1783. 8.) besonders herausgegeben und mit Anmerkungen versehen hat. Kennicott war bei dieser mühsamen und kostspieligen Unternehmung durch eine Unterzeichnung von mehrern tausend Pf. St. unterstützt, und somit in den Stand gesetzt worden, mehrere Gelehrte, unter andern Bruns, nach Spanien, Italien, Deutschland u. s. w. zu schicken, welche Handschriften und Ausgaben vergleichen sollten. Allein die Ausbeute war dennoch nicht so bedeutend, als man sich anfangs geschmeichelt hatte. Im Ganzen hat man der Schreibfehler viele, der brauchbaren Lesearten hingegen sehr wenige in dem Werke selbst gefunden. Auch fehlte Kennicott theils selbst im Plane, theils war er weder mit den morgenländischen Sprachen, noch mit den ächten Grundsätzen der Kritik vertraut genug. Nach seinem Tode erschien von ihm: Remarks on select passages in the Old Test., to which are added eight sermons, Oxf. 1787. 8. (Bemerkungen über einige auserwählte Stellen des alten Testaments, nebst acht Predigten). Er starb 1783.

Kent (Prinz Eduard August, Herzog von), vierter Sohn des Königs von England, geb. d. 2. Nov. 1767, K. Großbrit. Feldmarschall, lebte seit 29. Aug. 1816 zu Brüssel, als Graf von Dublin, von 24000 Pf. jährl. Eink. Im J. 1802 war er Gouverneur zu Gibraltar, wo sich ein Theil der Besatzung gegen ihn empörte, weil er die Abgeordneten derselben, die ihn um Erlaubniß baten, die Weihnachtsnacht feiern zu dürfen, hatte in Verhaft bringen lassen. Die Aufrührer wollten den General Barnet an seine Stelle setzen. Nach vier und zwanzigstündigem Tumult ward der Aufstand mit Gewalt unterdrückt, indem der Prinz an der Spitze des ihm treu gebliebenen Regiments mit Kanonen ausrückte, und die Rebellen nach einem zweistündigen Kampfe zurückschlug. Die Schuldigen wurden gestraft. Im folgenden Jahre gab der Prinz seinen Posten auf, und kehrte nach England zurück. Hier nahm er im Juli 1816 an der Versammlung in der Londoner Taverne Theil, welche über Mittel dem gesunkenen Manufacturstande aufzuhelfen berathschlagte. Der Prinz schlug vor zu erklären, daß die Ursache der Noth in dem plötzlichen Uebergange aus dem Kriegs- in den Friedensstand liege; was aber Lord Cochrane bestritt. Darauf ward eine beträchtliche Summe zur Unterstützung der Nothleidenden unterzeichnet. Der Prinz begab sich bald nachher nach Brüssel, und hat sich 1818 mit der verwittweten Fürstin von Leiningen vermählt. Er starb zu London den 25. Jan. 1820 und hinterließ eine Tochter.

Keppler (Johann), ein berühmter Mathematiker und Astronom des 16ten Jahrhunderts. Ihm verdankt die Astronomie den Grund der Höhe, zu welcher sie in den neuern Zeiten gelangt ist. Er war d. 27. Dec. 1571 zu Wiel im Wirtembergischen geboren, und stammte aus einem adelichen Geschlechte. Armuth und das immer wandelbare Schicksal seines Vaters (eines Gastwirths) war der Grund der Vernachlässigung seiner Erziehung und der vielen trüben Tage seiner Jugend. Obgleich sein Unterricht in den Anfangsgründen der Wissenschaften bisweilen durch ökonomische Geschäfte unterbrochen wurde, so brachte er es doch in seinem 18ten Jahre dahin, daß er nach seines

Vaters Tode die Klosterschule Maulbrun verlassen, und die Universität Tübingen beziehen konnte. Hier studirte er, nach dem damals vorgeschriebenen Gange, zuerst Philosophie und Mathematik, und dann Theologie. Nebenbei aber folgte er seiner Lieblingsneigung zur Astronomie, wo ihn insbesondere die Untersuchung der physikalischen Gründe der Bewegung der Weltkörper beschäftigte. Von Tübingen wurde er als Professor der Mathematik und Moral nach Grätz in Steyermark berufen, wo er seine astronomischen Untersuchungen fortsetzte. Aus Furcht, seine Stelle zu verlieren, ging er nach Ungarn, kehrte aber nach einiger Zeit wieder zurück. Unterdessen war der berühmte Astronom Tycho de Brahe nach Deutschland gekommen, dessen Bekanntschaft auf Kepplers Schicksal einen wichtigen Einfluß hatte. Keppler entschloß sich nämlich sein Amt zu verlassen, und sich nach Prag zu wenden, um mit Tycho die Rudolphinischen Tafeln zu verfertigen. Durch des Letztern Empfehlung wurde er zwar hier vom Kaiser Rudolph II. als kaiserlicher Mathematikus angestellt; allein da ihn sein Amt und seine Wissenschaft nicht hinlänglich nährten, so studirte er noch Medicin, um von der Praxis leben zu können. Der Kaiser hatte ihm ein Jahrgeld bestimmt; allein in den bedrängten Zeiten, welche den 30jährigen Krieg vorbereiteten, blieb dieses immer aus. Selbst, da er auf Befehl des Kaisers Matthias in Linz angestellt war, wurde seine Hoffnung, das Rückständige zu erhalten, getäuscht. Streitigkeiten mit den Geistlichen, so wie überhaupt die damaligen Unruhen in den österreichischen Landen, hatten sehr nachtheiligen Einfluß auf seine Lage. Er verließ Linz, begab sich nach Regensburg, schlug einen Ruf nach England aus, wurde vom Kaiser Ferdinand II. zum kaiserlichen Mathematiker bestätigt und ging darauf nach Ulm, wo er die Rudolphinischen Tafeln drucken ließ. Im Jahre 1627 kam er nach Prag zurück, und erhielt vom Kaiser 6000 Gulden. Endlich bekam er auf Befehl des Herzogs Albert von Friedland und Sagan, welcher damals das Patronatrecht über die Universität Rostock hatte, eine Professur daselbst, erhielt aber die versprochene Besoldung nicht. Er reisete deßhalb nach Regensburg, wo er den 15. November 1630 im 59sten Lebensjahre starb. Keppler war klein, hager und schwach von Körper, kurz von Gesicht, nicht selten munter und scherzhaft; mit Liebe hing er an seiner Wissenschaft, mit Eifer suchte er die Wahrheit, vergaß aber darüber die Regeln der Weltklugheit. Sein Schicksal hatte ihm die Freuden des Lebens sparsam zugemessen, aber er ertrug alle Widerwärtigkeiten mit Standhaftigkeit. Hauptsächlich beschäftigte sich sein scharfsinniger Geist mit der Bestimmung der Bahn des Mars. Die wichtigste seiner Entdekkung war: daß die Cubikzahlen der mittlern Abstände der Planeten von der Sonne sich verhalten, wie die Quadratzahlen der Umlaufszeiten. Er machte sie den 15ten Mai 1618. Die von ihm entdeckten Gesetze des Planetenlaufs (die sogenannten drei Kepplerschen Regeln, s. d. Art. Naturgeschichte) gaben Newton die nähere Veranlassung zu seinen Entdeckungen. Es war ihm überdieß eine gewisse Geheimnißsucht eigen. Seine unsterblichen Verdienste um die Astronomie fanden aber in unsern aufgeklärten Zeiten, bei einer dankbaren Nachwelt, ihre gerechte Verehrung. Zu Regensburg ward ihm von Karl Theodor von Dalberg 1803 ein Denkmal errichtet. Es besteht in einem dorischen Tempel, in welchem Kepplers von Doll gearbeitete Büste steht.

Kerguelen Tremarec (Ives Joseph von), ein berühmter

Seeheld, zu Quimper in Bretagne geboren, zeichnete sich in der königlichen Marine aus und starb 1797. Während die tapfersten und erfahrensten Seehelden Englands, gegen welche er gestritten hatte, seinen vorzüglichen Talenten und seinen ausgebreiteten Kenntnissen die größte Gerechtigkeit widerfahren ließen, bezeigte ihm derjenige Staat, dem er so glorreich gedient hatte, eine seltene Undankbarkeit. Selbst während der Revolution verfuhr man nicht gerechter gegen ihn: er entging den Blutscenen von 1793 nur, um drei Jahre später seinen wirklichen Abschied zu erhalten. In dieser unglücklichen Zeit dankte man einen der tapfersten Seehelden ab, der zwei weite und gefährliche Reisen in das Südmeer und nach den beiden Indien gemacht hatte, Reisen, welche durch die Entdeckung einer in der Südsee gelegenen, hundert Meilen großen Insel (welcher Capitän Cook den Namen Kerguelen beilegte) gekrönt wurden. Nachdem Kerguelen im Ministerium der Marine angestellt gewesen, gab man ihm das Commando über eine Division Seetruppen, die für den Ocean bestimmt waren. Aber noch vor der Abreise ward er zu Brest arretirt und nach Paris geführt, aber bald wieder in Freiheit gesetzt. Er hat folgende Werke geschrieben: Geschichte der Seekriege, und Darstellung der Ursachen, welche den Ruin der französischen Seemacht herbeigeführt haben, so wie der Mittel, dieselbe wieder herzustellen, 1796. Diesem Werke geht voraus: Nachricht von den Gefechten und den Ereignissen des Seekrieges von 1778 zwischen Frankreich und England. — Nachricht von einer Reise in die Nordsee, nach den isländischen Küsten, Grönland, Ferro, Schettland, den Orcaden und Norwegen, in den Jahren 1767 und 1768, in 4. — Nachricht von zwei Reisen nach dem Südmeere und Indien in den Jahren 1771 und 1773, zur Auffindung eines neuen Weges nach China. Paris, 1781.

Kesselsdorf, ein Dorf, eine Meile von Dresden, berühmt durch die Schlacht, welche zwischen diesem Dorfe und dem Städtchen Wilsdruf am 15ten Dec. 1745 geliefert wurde, und in welcher die Preußen, unter Anführung des Fürsten Leopold von Dessau, die sächsische Armee (unter Rutowski) schlugen. S. Friedrich II.

Kette, s. Messungen.

Kettenbruch heißt in der Rechenkunst ein solcher Zahlenbruch, wo der Zähler eine ganze Zahl, der Nenner aber nicht wie gewöhnlich auch bloß eine ganze Zahl ist, sondern noch einen Bruch bei sich hat. Beistehendes Beispiel zeigt einen solchen:

$$\frac{1}{2}+\frac{1}{3}+\frac{1}{7}+\frac{1}{1}+\frac{1}{9}$$

Jeden gewöhnlichen Bruch kann man in einen Kettenbruch verwandeln, wenn man den Zähler durch den Nenner dividirt; daher die Zähler der Brüche, wodurch das Ganze wie eine Kette zusammenhängt, gemeiniglich 1 sind, wie auch das Beispiel zeigt. Eben so kann man auch jeden Kettenbruch rückwärts wieder in einen gewöhnlichen verwandeln,

$$\frac{1}{1+\frac{1}{9}}$$

wenn man den letzten Nenner (hier $1+\frac{1}{9}$) auf die gewöhnliche Form $\frac{9}{10}$ bringt und eben so bis zum ersten fortfährt. Das beigesetzte Beispiel gibt den Bruch $\frac{405}{855}$. Die Kettenbrüche dienen dazu, gemeine Brüche auf die möglichst genaue Art abzukürzen. Den ersten Gebrauch derselben hat Lord Brounker gemacht, und die beste Theorie Joh. Schulz (Hofpred. in Königsberg) geliefert. M. L.

Kettenrechnung nennt man in der Rechenkunst das künstliche Verfahren, zwei verschiedenartige Größen durch ihre Mittelgrößen zu vergleichen. Sie ist daher, in so fern das Rechnen ein Denken oder Schließen ist, eine Schlußkette (Logik), und hat, weil durch die Einschiebung der Mittelgrößen alle wie die Glieder einer Kette in einander hängen, mit ebendemselben Rechte jenen Namen. Man vergleicht und vertauscht die Größen so mit einander, daß und bis man auf diejenige kommt, welche man sucht. Ein Beispiel wird dieß deutlich machen. Will man wissen, wieviel eine engl. Krone Conventionsgroschen macht, so schließt man so: 1 engl. Krone ist 573 As fein Troys, 4864 As fein Troys machen 1 cöln. Mark fein, 1 cöln. M. f. giebt 20 Conventionsgulden und 1 Conventionsgulden 16 Conventionsgroschen. Wenn man nun die Producte der gegenseitig in Verhältniß stehenden Zahlen durch einander dividirt ($573 \times 1 \times 20 \times 16$ divid. d. $4864 \times 1 \times$ d. i. nach der Reduction $^{28}\frac{65}{76}$), so gibt d. Quotient die Summe der Conventionsgroschen, die auf eine Krone gehen. Die Ursache dieses Zutreffens entwickelt die Arithmetik. Die Zusammenstellung und Anordnung der verbundenen Größen bei dieser Rechnung, welche Aufmerksamkeit und Genauigkeit erfordert, nennt man einen Kettensatz, und die Vorschrift dieses kunstreichen Verfahrens Kettenregel, Regula multipler (weil oft sehr viele Sätze dabei gebraucht werden) und auch Reesische Regel (von ihrem Erfinder K. F. de Rees). Diese Rechnungsart findet beim Handel und Verkehr häufige Anwendung, nämlich bei Vergleichung der Maße, Gewichte, Geldsorten u. dgl. und ist daher Geschäftsleuten sehr wichtig. M. L.

Ketzer gibt es nur in so fern, als eine sich für rechtgläubig haltende Kirche Andersmeinende, die ihr angehört, dafür erklärt. Als das Christenthum in Palästina entstand, war dasselbe in den Augen der Juden eine Ketzerei (Häresie), d. h. eine Abweichung von dem geltenden Lehrbegriffe und Cultus des Judenthums. Seit sich aber das Christenthum förmlich von ihm trennte, sich auch unter den Heiden Bekenner sammelte und seinen, vom Judenthum wesentlich verschiedenen Grundcharakter durch ein eigenes Kirchenthum geltend zu machen anfing, konnten weder die Christen von den Juden, noch die Juden von den Christen mehr Häretiker genannt werden; eben so wenig sind Heiden und Mohammedaner in den Augen der Christen Ketzer, sondern Ungläubige, die keiner Abweichung vom orthodoxen Christenthume, das sie nicht angenommen hatten, beschuldigt werden können. Aber in der Christenheit selbst entstand der Gegensatz zwischen den Rechtgläubigen und Ketzern, sobald die Tendenz der Kirche zur Einheit des Glaubens und zur Alleinherrschaft gewisser, durch Uebereinkunft der Mehrzahl-für orthodox erklärter statutarischer Lehrsätze und Gebräuche bei den wortführenden Lehrern zum Bewußtsein kam. Der Streit über solche Lehrsätze und Gebräuche führte zur Verketzerung der unterliegenden Gegenpartei. Die Häresiarchen (Anführer andersdenkender Parteien) wurden mit ihren Anhängern vor der Erhebung des Christenthumes zur Staatsreligion nur mit Ausschließung aus der Kirchengemeinschaft, seit Constantin d. G. aber von der weltlichen Macht, außer den Bann, den die Bischöfe verhängten, auch mit dem Exil, der Verbrennung ihrer Bücher und dem Verluste ihrer bürgerlichen Rechte bestraft. Das erste Beispiel einer Lebensstrafe gegen Ketzer gaben auf der Synode zu Trier 385 spanische Bischöfe durch die Verurtheilung Priscillians zum Tode. Die bis zur Einführung der Inquisition den Bischöfen überlassenen Ketzergerichte konnten nur unter Mitwirkung der weltlichen Macht Lebensstrafen über Ketzer ver-

hängen; seit dem Anfange des 13ten Jahrh. wurden aber fast in allen Ländern der Christenheit eigene Ketzermeister mit unumschränkter Vollmacht bestellt, die sich durch zahllose Confiscationen und Hinrichtungen furchtbar machten. Die Kreuzzüge, die Simon von Montfort um diese Zeit gegen die Albigenser, eine aus Manichäern, Katharern und Waldensern bestehende, im südlichen Frankreich, besonders um Toulouse und Albi, weit verbreitete Secte, anführte, war offenbar ein bürgerlicher Krieg zur Vernichtung der Ketzer. Frankreich, Spanien und Italien wurden vom 13ten bis ins 16te Jahrh. durch häufige Ketzerverfolgungen verheert und ersteres noch im 17ten Jahrh. durch den Fanatismus der Beichtväter Ludwigs XIV. seiner fleißigsten Einwohner beraubt. Seit dem 11ten Jahrh., wo einer unter dem Namen Katharer oder Gazarer besonders in der Gazarey (Krim) herrschende Secte nach Westen vordrang, scheint durch diese Gazarer der Ausdruck Ketzer zur Bezeichnung von Christen, die vom orthodoxen Kirchenglauben abweichen, unter den Deutschen in Gebrauch gekommen zu sein. Auch in Deutschland trieben Ketzermeister, deren erster Conrad von Marburg von 1214 — 1233 am Rheine wüthete, von Zeit zu Zeit ihr Wesen; doch konnte hier, wenn auch der unpolitische Fanatismus einiger deutschen Fürsten sich bisweilen Hinrichtungen und noch öfter Verbrennungen Andersmeinender erlaubte, die Verketzerungssucht nie so weit um sich greifen, als in den Staaten von West- und Südeuropa, und die Aufklärung neuerer Zeiten hat, indem sie den religiösen Werth des Menschen mehr nach seinem Wandel, als nach seinen Meinungen schätzen lehrte, in und außer Deutschland Grundsätze der Toleranz verbreitet, die auch den unversöhnlichen Ketzerhaß, den die Lehre des Katholicismus athmet, entwaffnen und Glaubensgenossen jeder Art an gegenseitige Verträglichkeit gewöhnen mußten. E.

Keuchhusten, eine Krankheit, die eigentlich zwar dem Kindesalter angehört, jedoch zuweilen auch Erwachsene überfällt. Der ächte Keuchhusten besteht aus heftigen, öfters hintereinander ununterbrochen folgenden Ausathmungen, gleichsam kleinen Lungenconvulsionen, die endlich, wenn die Lungen beinah luftleer sind, durch ein tiefes, pfeifendes Einathmen unterbrochen werden, worauf sogleich wieder die vorigen Hustenanfälle folgen. Dieses convulsivische Aushusten und schreiende Einathmen wechseln so lange mit einander ab, bis der die Lungen zusammenschnürende Krampf den höchsten Grad erreicht hat, worauf das Kind entweder in eine Art Starrsucht und Stillstand des Athems, mit Nasenbluten, dunkel- sogar blaurothem Angesicht, unwillkürlichem Abgang der Winde und des Urins, geräth, oder zum Brechen kommt, wonach der Anfall für dießmal gelöset ist. Läßt der Husten ohne Brechen nach, so ist der Anfall noch nicht beendigt, sondern setzt bald von neuem an. Husten, welche die obigen wesentlichen Zufälle nicht haben, sind blos Krampfhusten. Der ächte Keuchhusten ist eine fremde, aus andern Welttheilen (nach Rosenstein aus Afrika) zu uns gebrachte Krankheit, herrscht jederzeit epidemisch, entwickelt ein ansteckendes Gift, durch welches er sich nach Art der Masern, des Scharlachs u. s. w. von einem Kinde zum andern fortpflanzt, und wahrscheinlich den Menschen nur einmal befällt. Der regelmäßige Verlauf der Krankheit kann wahrscheinlich eben so wenig unterbrochen oder abgekürzt werden, wie der jener Krankheiten, so lange wir kein gewisses Mittel haben, den Ansteckungsstoff zu zerstören. Gewöhnlich braucht der Keuchhusten 4 bis 6 Wochen zu seinem

Verlauf. Sich selbst überlassen, kann er mehrere Monate bis zu einem halben Jahre dauern, und, wenn er nicht früher tödtlich wird, endlich in Auszehrung und Lungensucht übergehen. Gefährlich wird er durch Convulsionen, Steckfluß, Uebergang in Lungenentzündung, Entstehung von Brüchen u. a. m. Bei vollem Magen kann der Anfall durch Ersticken tödten, daher die Kinder immer nur wenig essen dürfen, und das baldige Erbrechen befördert werden muß. Auch ist es rathsam, die Kinder bei Zeiten durch Bandagen vor der Entstehung eines Bruchs zu schützen. Als Schutzmittel hat man Verschiedenes versucht. Das Sicherste ist, Kinder vor der Ansteckung zu bewahren. Man hat vorzüglich solche Mittel empfohlen, deren Ausdünstung krampfstillend ist, z. B. das Anhängen von Kampfer und Moschus. H.

Kew, Dorf und königl. Lustschloß in der Grafschaft Surry an der Themse, zwischen London und Windsor, wegen des vortrefflichen Gartens berühmt, in welchem sich alle in Europa bekannten Pflanzen, Gesträuche und Bäume befinden. Der Garten wird mit dem größten Fleiße in dem besten Zustande erhalten.

Kiel, eine ansehnliche Stadt, mit einem guten Hafen, an einem Busen der Ostsee, im dänischen Herzogthum Holstein, bis 1773 die Hauptstadt der großfürstl. holstein-gottorpischen Länder in Deutschland, welche in dem genannten Jahre gegen Oldenburg und Delmenhorst an Dänemark vertauscht wurden. Die dasige Universität ward 1665 vom Herzoge Christian Albrecht von Holstein gestiftet (daher ihr Name Christiana Albertina), und zählte im J. 1811 über 100 Studirende. Unter ihren Lehrern nennt sie den Philosophen Reinhold, die Theologen Eckermann und Kleuker, unter den Juristen die Etatsräthe Reitemeier und Cramer, ferner den Philologen Heinrich, den Historiker Hegewisch, die Docenten Nasser, den Bibliothekar und Literator B. Kordes u. a. Der große Jahrmarkt, genannt der kieler Umschlag, welcher nach dem heil. Dreikönigstage gehalten wird, ist berühmt, weil auf demselben eine große Menge Fremder zusammenkommen, um Geld zu leihen oder einzucassiren und umzusetzen. Auch befindet sich in Kiel ein Seminar für Schullehrer und mehrere treffliche Anstalten. Die dasige kleine Gemeine von der griechischen Religion hat ihren eigenen Geistlichen und steht seit 1773 in geistlichen Sachen unter der russischen Gesandtschaft in Copenhagen. Die Stadt enthält 800 Häuser mit 7000 Einw., die Handel und Schifffahrt treiben. In Kiel schloß Schweden d. 14. Jan. 1814 den Frieden mit Dänemark, durch den letzteres Norwegen abtrat.

Kiel. Dieß Wort hat sehr verschiedene Bedeutungen, besonders in seinen Zusammenstellungen. Wir führen deren einige, der Conversation nicht fremde, hier an. Kiel, Spuhle, Pose, der festere, unten hohle, spannkräftige Theil der Feder, wird oft in der ernsten wie in der scherzhaften poetischen Sprache für Schreibfeder gebraucht. „Mein Kiel soll dich erheben." — Kiel nennen die Gärtner die Zwiebel der Blumengewächse. Daher Kielwerk für Zwiebelgewächse. — Kiel heißt ferner der unterste lange Grundbalken eines Schiffes, welcher vom vordern bis zum hintern Ende des Schiffes geht, und die Grundlage des ganzen Gebäudes ist. Dichter brauchen es daher zuweilen für Schiff, wenn damit vornehmlich der Begriff des Tragens verbunden werden soll. „Mich trug kein Kiel durch die Wogen" (Voß). — Kielwasser ist die ziemlich lange sich erhaltende, sichtbare Furche, welche der Kiel beim Laufe des Schiffs

im Wasser hinter sich läßt, und die, selbst bei hoher See fast ganz eben und ruhig ist, so daß ab- und zugehende Böte sie gern benutzen. — Kielrecht werden die Abgaben genannt, welche Schiffe zahlen müssen, wenn sie zum ersten Male in einem Hafen ankern. — Kielherr ist so viel als Schiffer. — Kielen heißt ein Schiff mit einem neuen Kiele versehen, ist auch mit kielholen (das Schiff auf die Seite legen) gleichbedeutend; dann sagt man es von Vögeln, welche Kiele bekommen; und endlich von einem Flügel (das Musikinstrument), den man ganz oder zum Theil mit neuen Kielspitzchen versieht, wo man auch bekielen, befiedern gebraucht. — Kielholen oder kielen heißt ein Schiff so auf die Seite legen, daß man zum Kiele kommen und diesen ausbessern, oder den untern Theil des Schiffbauchs kalfatern, oder mit Kupfer beschlagen, oder eine andere Reparatur daran vornehmen kann. — Kielholen, Kielhaalen ist auf den Schiffen eine Strafe, welche zunächst auf die Todesstrafe folgt, und wobei das Leben immer auf dem Spiele steht. Sie ist von den Holländern zuerst gebraucht, jetzt aber allgemein abgeschafft worden. Der Verbrecher wird in einen bleiernen Brustharnisch gesteckt. An diesem sind hinten zwei starke Seile befestigt. Ueber dem Kopfe hängt er an einem andern Seile, welches durch Körbe an der Seite des Schiffs so tief ins Wasser läuft, daß der Mann, ohne anzustoßen, unter dem Kiel durchgehen kann, welches man an einem Zeichen erkennt. Er erhält in die linke Hand eine, mit etwas Luft gefüllte Blase an einem Federkiel, den er zum Athemholen in den Mund nimmt, und in die rechte wird ihm ein mit Oel getränkter Schwamm gebunden, den er vor die Nase hält, damit ihm kein Wasser in den Leib dringe. An die Füße werden schwere Gewichte gehängt. Nun läßt ihn die am Seil kommandirte Mannschaft bis auf die gehörige Tiefe ins Wasser hinunter. Dann ergreifen ihn die unten in 2 Schaluppen haltenden Leute an den Stricken am Rücken und ziehen ihn daran dreimal unter dem Kiel des Schiffs hindurch und wieder zurück. Hier ist die Hauptgefahr; denn, wenn die Soldaten ihn nicht tief genug unter dem Kiel hinwegziehn, so stößt er an diesen und zerschmettert sich den Kopf; was besonders bei zu großer Schnelle leicht geschieht. Darauf wird er rücklings in die Schaluppe gelegt und mit Spiritus gelabt. Dieß Verfahren muß er dreimal ausstehen. Zum Beschluß wird er an den hintern Mastbaum gebunden, und erhält noch, nach Bestimmung der Sentenz, eine Anzahl Geißelhiebe, welche bis auf 100 steigen können. Kielkropf heißt der Kropf an der Kehle, vorzüglich wenn er schon bei der Geburt vorhanden ist. Auch nennt man ein damit behaftetes Kind Kielkropf.

Kienlong (Kiân Lun), Kaiser von China, eben so groß im Kriege als im Frieden, der vierte Kaiser aus dem durch seine Helden- und Regententugenden berühmten tatarischen Geschlecht Tsim, war im J. 1710 geboren, und gelangte 1735 nach dem Tode seines Vaters zur Regierung. Bis 1754 regierte er ruhig; von dieser Zeit an aber war er immer mit den benachbarten Reichen in Kriege verwickelt, die er fast immer glücklich führte. Unter andern Eroberungen, die er in denselben machte, nahm er die ganze Kalmuckei in Besitz, so daß das chinesische Reich unter ihm nach dem russischen das weitläufigste aller jetzigen Reiche geworden ist. Sein Charakter war voll Menschenliebe und Sanftmuth; ganz unverdient haben ihn Einige als ein Ungeheuer von Grausamkeit und Tyrannei verschrieen. Er hat

mehrere Millionen an seine durch Mißwachs- und Ueberschwemmungen ins Elend gestürzten Unterthanen vertheilt. Die christliche Religion wurde aus politischen Ursachen von ihm mehr heimlich als öffentlich begünstigt; er verhängte sogar einige Christenverfolgungen, entweder in Rücksicht auf das Volk, oder weil er die zu große Verbreitung des Christenthums zu verhindern wünschte. Doch duldete er zu Peking vier Missionshäuser oder Kirchen, behandelte auch die Missionäre sehr gut, und nahm mehrere davon in seine Dienste. Er war nicht nur selbst Gelehrter, sondern auch Beschützer der Künste und Wissenschaften. Von seinen poetischen Aufsätzen kennt man unter andern ein Lobgedicht auf den Thee und auf die Hauptstadt Mukden (übersetzt von Amiot), ingleichen ein anderes auf die Eroberung der Kalmukkei, das er in Stein graben ließ. Unter den Künsten schätzte er besonders die Malerei und Kupferstecherkunst. Er wollte das Andenken seiner Siege durch diese Kunst verewigen, und trug französischen Meistern die Copie der Gemälde auf, welche sie vorstellten; Ludwig XV. ließ sie für ihn in Kupfer stechen. Auch eine Bibliothek von 600,000 Bänden legte er an, lauter Abschriften nützlicher Bücher. Auf seine Veranstaltung kam die im 14ten Bande des Büschingschen Magazins befindliche Beschreibung des chinesischen Reichs heraus. Er starb zu Peking 1786, in einem Alter von 76 Jahren.

Kiesel, ein weitläufiges Geschlecht von Mineralien, hat seinen Namen von der Kieselerde, welches eine primitive oder Grunderde ist, die den Hauptbestandtheil der Kieselarten ausmacht. Diese Erde ist für sich allein im Feuer nicht schmelzbar, wol aber in Verbindung mit andern mineralischen Substanzen. Sie bleibt an der Luft und im Wasser unveränderlich, wird nur von der Spathsäure angegriffen, schmilzt mit beiderlei feuerfestem Laugensalze, der Soda und Pottasche, zu Glas, und wird daher auch glasartige oder vitrescible Erde genannt. Trocken und fein bildet die Kieselerde den Sand, welcher rauh und scharf anzufühlen ist und zwischen den Zähnen knirscht. Alle kieselartige Steine sind härter, als thonige und kalkige; sie geben, mit dem Stahle geschlagen, Funken, und sind größtentheils mehr oder weniger durchsichtig. Ganz reine Kieselarten findet man nicht; denn selbst der Bergkrystall enthält etwas Thonerde und Kalk. Will man ganz reine Kieselerde haben, so schmelze man sie mit Weinsteinsalz. Hierdurch erhält man eine durchsichtige, an der Luft zerfließende Masse, welche man Kieselflüssigkeit nennt. Aus dieser schlägt dann wiederum jede andere Säure die Erde nieder, und dieß ist die reine Kieselerde. Gewisse Kieselgattungen sind in ungeheurer Menge über den Erdboden verbreitet: die gemeinen Kieselsteine finden sich in ganzen Lagen theils unter der Erde, theils an der Oberfläche derselben. Einzelne Gattungen dieses Geschlechts sind der Quarz, der Kieselflinter, der Chalcedon, der Opal u. s. w. Zu dem Kieselgeschlechte gehören die meisten Edel- und Halbedelsteine. Auch wird der reine durchsichtige Kiesel, welcher im Sande gefunden wird, wie Edelsteine geschnitten, in Ringe gefaßt oder zu Uhrpetschaften u. s. w. verarbeitet.

Kilogramm, s. Gramme.

Kind, Kindheit, s. Alter.

Kind (Johann Friedrich), Dichter in Dresden, Herz. S. Gothaischer Hofrath, geb. den 4. März 1768 zu Leipzig. Sein Vater, der als Stadtrichter zu Leipzig im J. 1793 starb, ist unter

andern auch durch seine Uebersetzung der Biographien Plutarchs bekannt. Unser Dichter, der unter dem Namen Friedrich Kind allen gebildeten deutschen Sprachgenossen lieb und bekannt ist, studirte in Leipzig, und ward im J. 1793 Advocat; legte aber im J. 1816 die juristische Praxis nieder. Das Capitel zu Wurzen hat ihn 1770 unter die Capitulares expectantes aufgenommen. Seine Erzählungen haben ihm unter den Lieblingsschriftstellern unserer Nation eine Stelle angewiesen, die er auch bei der Nachwelt behaupten wird. Er gehört im Reiche der Kunst ganz unserem Volke an. Sein Genius hat nie in den Lustrevieren der fremden neuern Sprachen umhergeschweift; wol aber hat er romantische Stoffe des Mittelalters in frische, blühende Gestalten verwandelt, oder den Ernst der Geschichte durch die Darstellung erheitert. Unter seinen Schriften nennen wir: Die Novelle Carlo (Züllichau, 1801. 8.), Natalia (Züllichau, 1802. 3 B.), Leben und Liebe Nyno's und seiner Schwester Minona (Züllichau, 1804. 8. 2 B.), die von ihm herausgegebenen Sammlungen von Erzählungen, Gedichten und kleinen Theaterstücken, die Malven (Züllichau, 1805. 2 B.), die Tulpen (Leipzig, 1806—1810. 7 B.), Rosewitha (Leipz., 1811 bis 1813. 3 B.), deren Fortsetzung: die Lindenblüthen (bis 1819. 3 Bde) und die Harfe (1814 bis 1819. 8 Bde). Eine Sammlung seiner Gedichte erschien in Leipzig 1808. 8. (2te verb. Aufl. Lpz. 1817—19. 4 B.) Kleine Erzählungen und Gedichte findet man in den beliebtesten Taschenbüchern und Journalen. Becker's Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, zu welchem er seit 1807 Beiträge geliefert, wird, nach dem Tode des Hofraths Becker (im J. 1813) seit 1815 von ihm herausgegeben. Auf das J. 1821 ist von Kind der 7te Jahrg. erschienen. Sein Schauspiel, Vandyks Landleben, welches er 1816 auf die Bühne brachte, erhielt den größten Beifall und schien eine neue Gattung der scenischen Darstellung begründen zu wollen. Auch sein Nachtlager von Granada ward in Dresden und Wien 1818, so wie sein Weinberg an der Elbe, ein Festspiel, mit plastischen Darstellungen nach der Antike, 1817 mit großem Beifall aufgenommen. Seit 1817 gibt Theodor Hell (Carl Winkler) mit ihm gemeinschaftlich die Abendzeitung heraus. Vandyks Landleben und der Weinberg an der Elbe, beide mit Kpf., erschienen in Leipzig bei Göschen 1818. Von jenem die 2te Aufl. 1820.

Kinderkrankheiten sind solche, zu denen die Anlage in der Natur des kindlichen Alters gegründet ist, welche daher entweder bloß Kinder überfallen, oder doch vorzüglich bei denselben gewöhnlich sind. Die Eigenheiten des kindlichen Alters sind in dem Artikel: Alter, dargestellt, und es ist daselbst gezeigt, welche Theile vermöge derselben vorzüglich von Krankheiten befallen werden und der Entwickelung derselben günstig sind. Die vorzüglichsten Kinderkrankheiten sind: Asphyxie der Neugebornen, Gelbsucht, Schwämmchen, Verhärtung des Zellgewebes (Elephantiasis), Kinderrose, Skropheln, Atrophie (Darrsucht), Rhachitis (englische Krankheit), Keuchhusten, Masern, Blattern, Scharlachfieber, Rötheln, Würmer, Wasserkropf, häutige Bräune (Croup) u. a. m. H.

Kindermord, s. Mord.

Kings-Bench, s. Bench.

Kinsbergen, (Ritter van) holländischer Admiral, hatte in dem Seetreffen gegen die Engländer unter Parker, bei der Doggersbank (5. Aug. 1781) den alten Ruhm der holländischen Tapferkeit behauptet; daher ihn König Ludwig von Holland 1806 zum Grafen von Doggers-

bank erhob. Nach der Vereinigung Hollands mit Frankreich ernannte ihn Napoleon 1811 zum Mitgliede des Erhaltungs-Senats. Im J. 1814 trat er in die Dienste seines Vaterlandes zurück, wo er eine der ersten Stellen in der Admiralität bekleidete. Er hat eine gute Charte von der Crim in 4 Bl. herausgegeben. Er starb 1819.

Kingston (Elisabeth, Herzogin von), mit Schönheit und Geist gleich verschwenderisch ausgestattet, war eine Tochter des Obersten Thomas Chudleigh, nach dessen frühem Tode sie (1743) Hofdame bei der Prinzessin von Wallis wurde. Bald darauf warb der Herzog von Hamilton um ihre Hand und erhielt dieselbe: die völlige Verbindung wurde jedoch verzögert, denn der Herzog machte vorher eine Reise durch Europa. Indessen wurden die Briefe des Herzogs an seine Geliebte durch den Sohn des Grafen von Bristol, Hervey, der sie schon lange ins geheim geliebt hatte, aufgefangen, und Miß Chudleigh suchte den Herzog zu vergessen, weil sie sich von ihm vergessen glaubte. Sie heirathete im Stillen eben diesen Hervey, ging aber schon nach einigen Tagen in ihren Dienst zurück, während ihr Gemahl, mit dem sie sich bald verumeinigte, als Schiffslieutenant nach Westindien segelte. Indessen war ein Kind die Folge dieser kurzen Verbindung: es starb jedoch, und die Verbindung blieb geheim. Sie selbst ging nach Deutschland, und fand die schmeichelhafteste Aufnahme sowol am preußischen als am sächsischen Hofe. Bei ihrer Rückkunft nach England eroberte sie durch Liebreiz und Geist Aller Herzen. Da sie die angesehensten Partien ausschlug, so glaubte man sie ins geheim mit Lord Howe vermählt; und dieses Gerücht war die günstigste Auslegung ihres vertraulichen Umgangs mit demselben. Es gewann noch größere Glaubwürdigkeit, da Miß Chudleigh von dieser Zeit an den ungeheuersten Aufwand machte. Das Gerücht gab ihr überdieß einen Liebhaber an der Seite des Thrones. Unter der Begünstigung des Staatsministers vertilgte sie die letzte Spur ihrer Verbindung mit Hervey aus den öffentlichen Acten. Als dieser jedoch im J. 1759 Graf von Bristol ward, und in eine Krankheit fiel, von welcher keine Rettung möglich schien, so reizte sie plötzlich der Ehrgeiz, ihre Vermählung mit dem Grafen eben so eifrig bekannt zu machen, als sie dieselbe vorher geheim gehalten hatte. Auch jetzt kam der Minister ihren Wünschen zuvor. Als aber der Graf ganz unvermuthet wieder hergestellt wurde, zeigte sie plötzlich eine andere Gesinnung. Ihre Absichten gingen nun auf den Herzog von Kingston. Im Jahr 1765 schlug ihr der Graf von Bristol, der sich in eine andere Dame verliebt hatte, die Ehescheidung vor; sie klagte ihn vor dem Matrimonialgerichte an, und wurde für frei und ledig erklärt. Einen Monat hernach heirathete sie der Herzog von Kingston. Fünf Jahre hatte sie in dieser Ehe gelebt, als ihr Gemahl starb. Vermöge seines letzten Willens kam ihr der lebenslängliche Genuß aller seiner Güter und Besitzungen zu; nach ihrem Tode fiel die ganze Erbschaft an einen jüngern Neffen des Verstorbenen, mit Ausschließung eines ältern. Voll Unwillen hierüber, suchte dieser die letzte Ehe seines Oheims für ungültig zu erklären. Während die verwittwete Herzogin eine Reise nach Italien machte, klagte er sie der Bigamie an. Sobald sie in Rom Nachricht hiervon bekam, flog sie zu ihrem Banquier Jenkind, setzte ihm eine Pistole auf die Brust, und nöthigte ihn zur Auslieferung der ihm anvertrauten Papiere. Bei ihrer Rückkunft in England verbürgten sich der Herzog von Newcastle, der Lord Mont Stuart und Glover für sie. Ihr Prozeß, der vor dem Oberhause

geführt wurde, begann am 15. April 1776 und dauerte fünf Tage hindurch. Die Herzogin wurde verurtheilt; allein sie wich der Strafe, mit einem glühenden Eisen in die Hand gebrannt zu werden, dadurch aus, daß es ihr gelang, ein Privilegium, welches den Adel von dieser Strafe ausnimmt, geltend zu machen. Ihre Feinde machten den Anschlag, sie einsperren zu lassen; sie aber rettete sich übers Meer nach Calais. Seit der Zeit lebte sie bald in Rom, bald in Petersburg, immer auf einem glänzenden Fuß, da das Testament des Herzogs von Kingston in seiner ersten Kraft geblieben war. Endlich begab sie sich nach Frankreich, wo sie zu gleicher Zeit ein Haus zu Calais und zu Paris unterhielt. Sie starb an letzterem Orte im Sept. 1787.

Kiosk ist bei den Türken eine Art Pavillon, welcher aus einigen Säulen von mittler Höhe besteht, deren Stellungen einen gevierten Raum bilden. Er ist mit einem Zeltdache versehen, welches unten einen Gang rund um das Gebäude enthält. Die Türken bedienen sich dieser offenen Säle in ihren Gärten und auf Anhöhen, um frische Luft zu genießen, oder um eine angenehme Aussicht zu haben.

Kiow (Kioff, Kiew), die Hauptstadt der Ukraine. S. Ukraine.

Kirche, wird zuerst die Gesammtheit der Bekenner des Christenthums genannt, in wiefern sie eine moralisch-religiöse, d. h. eine Gesellschaft ausmachen, deren Zweck es ist, sittliche und religiöse Bildung und Belehrung unter ihren Mitgliedern zu befördern. Der Stifter der Kirche in diesem Sinne war Jesus Christus. Denn, obgleich seine Bekenner erst nach seinem Tode von der Gemeinschaft der Synagoge sich trennten und in eine besondere Gesellschaft zusammentraten, so hatte er doch durch seine eigenthümliche, von dem Judaismus wesentlich verschiedene Lehre und durch die Schüler und Freunde, die er um sich versammelte, den Grund zu einer solchen Vereinigung gelegt, und da er seinen Jüngern bei seinem Abschiede von der Welt den Auftrag gab, auszugehen in alle Welt, die Heiden zu lehren und sie zu taufen im Namen des Vaters, des Sohnes und des Geistes, und zwei Religionshandlungen anordnete, welche Unterscheidungsmerkmale seiner Bekenner sein sollten: so läßt sich nicht bezweifeln, daß die Stiftung der Kirche in seinem Plane lag. Eine die christliche Kirche vorbereitende Anstalt war das religiös-politische Institut des Judenthums, von welchem aber die christliche Kirche sich dadurch wesentlich unterscheidet, daß sie theils gar keine politische, sondern blos eine religiös-moralische Tendenz hat, theils nicht auf ein Volk sich beschränkt, sondern ein Institut von universeller Bestimmung ist. Wesentlich unterscheidet sich die Kirche von dem Staate. Denn der Zweck des Staates ist Erhaltung der Selbstständigkeit eines Volkes und Realisirung des Rechts; der Zweck der Kirche ist Beförderung sittlich-religiöser Bildung. Ueber das Verhältniß der Kirche und des Staates gibt es ein dreifaches System, das hierarchische, nach welchem der Staat der Kirche subordinirt wird, das Territorialsystem, nach welchem das entgegengesetzte Verhältniß Statt findet, und das Collegialsystem, nach welchem Staat und Kirche als coordinirte Gesellschaften betrachtet werden. Das zuletzt genannte ist das zweckmäßigste. Die aus dem hierarchischen Systeme fließenden Ansprüche kann der Staat nicht dulden; durch die Befugnisse aber, welche das Territorialsystem dem Staate zugesteht, wird die Kirche beeinträchtiget, und offenbar tritt der Staat aus der, durch seinen Zweck bestimmten Sphäre hinaus, wenn er sich anmaßt, den Lehrbegriff der Kirche bestimmen

und ihren Gottesdienst anordnen zu wollen. Auch ist es nicht gut, daß, wie in den meisten protestantischen Ländern geschieht, die Diener der Kirche von den Staatsbehörden angestellt werden; weit zweckmäßiger ist es, wenn der Kirche selbst, d. h. den sie repräsentirenden Synoden, die Wahl der Lehrer überlassen bleibt, wie dieß auch in einigen reformirten Ländern der Fall ist. Die Entstehung der Kirche, ihre allmälige Ausbreitung, ihr in verschiedenen Zeiten verschiedenes Verhältniß zu dem Staate, die Ausbildung ihrer Gesellschaftsverfassung, so wie die Umänderungen, welche in ihren Lehren und Gebräuchen erfolgt sind, beschreibt eine höchst lehrreiche und interessante Wissenschaft, die Kirchengeschichte genannt. — Nicht immer aber wird das Wort Kirche von der Gesammtheit der Bekenner des Christenthums gebraucht. Oft hat dieses Wort eine engere Bedeutung und bezeichnet einen Theil der Christenheit, welcher sich durch eigenthümliche Lehren, Verfassungen und Gebräuche von andern Christen unterscheidet. Seit dem eilften Jahrhunderte trennten sich die griechischen oder morgenländischen Christen von den lateinischen oder abendländischen, und es entstand dadurch der Unterschied zwischen der griechischen Kirche, deren Oberhaupt der Patriarch von Constantinopel war, und der lateinischen, an deren Spitze der römische Bischof stand. Im sechszehnten Jahrhunderte erfolgte durch die Reformation eine Trennung der abendländischen Christenheit, indem ein Theil derselben von der Verbindung mit dem römischen Bischofe sich losriß und einen neuen Lehrbegriff annahm, der andere aber in dieser Verbindung beharrte, und die Lehren, welche bis dahin gegolten hatten, zu bekennen fortfuhr. So entstand der Unterschied zwischen der katholischen und der protestantischen Kirche, welche letztere, da ihre Stifter über einige, jedoch außerwesentliche Punkte sich nicht vergleichen konnten, sich wieder in die lutherische und reformirte theilte. Das Verhältniß dieser drei Kirchen zu einander hat sich zwar im Laufe der Zeiten wesentlich verändert; die lutherische und reformirte Kirche haben sich einander so genähert, daß fast gar keine dogmatische Verschiedenheit mehr Statt findet, und obgleich der Katholicismus und der Protestantismus sich nicht in einander verschmelzen konnten, so haben doch die Grundsätze der Toleranz unter den Katholiken, wie unter den Protestanten Eingang gefunden. Die Gränzen der drei Kirchen des Abendlandes aber sind seit dem sechszehnten Jahrhunderte, wo sie entstanden, nicht merklich verändert worden. Die kleinen kirchlichen Gesellschaften, welche entweder zu der Zeit der Reformation entstanden, wie die Socinianer und die Taufgesinnten, oder die später, besonders in England, sich bildeten, wie die Quäker und die Methodisten, pflegt man nicht Kirchen, sondern Secten und Parteien zu nennen. — In einer noch engern Bedeutung nimmt man das Wort Kirche, wenn man dasselbe drittens von den Christen eines Landes braucht, und von einer deutschen, englischen, französischen Kirche redet. — In einer vierten Bedeutung ferner bezeichnet Kirche ein dem öffentlichen Gottesdienste der Christen bestimmtes Gebäude, und in dieser Bedeutung unterscheidet man eine Kirche von einem Tempel, wo Heiden, von einer Synagoge, wo Juden, und von einer Moschee, wo Muhamedaner ihren öffentlichen Gottesdienst halten. Die Christen im ersten Jahrhunderte hielten ihren Gottesdienst, da sie eine von dem Staate nicht anerkannte und oft verfolgte Partei waren, in Privathäusern, oft auch im freien Felde an entlegenen Orten. Seit dem dritten Jahrhunderte erst konnten sie es wagen, ihrem Cultus mehr Publicität zu geben und

Kirchen zu erbauen. Seit dem vierten Jahrhunderte wurden die Kirchen der Christen große und prachtvolle Gebäude. Constantin, besonders Theodosius und Justinian erbauten dergleichen Kirchen; auch verwandelte man viele heidnische Tempel in christliche Kirchen. In dem Baue der Kirchen besonders versuchte sich die Baukunst der mittlern Zeit. Die berühmtesten Kirchen sind gegenwärtig die Peterskirche zu Rom, die Paulskirche zu London, die Kirche Notre Dame zu Paris, die Stephanskirche zu Wien, die Isaakskirche zu Petersburg, der Münster zu Strasburg und der Dom zu Cölln. — In einer fünften Bedeutung endlich heißt Kirche die Versammlung der Gemeinde eines Orts zur Ausübung des öffentlichen Cultus, in welcher Bedeutung man das Wort nimmt, wenn man sagt, daß man zur Kirche gehe, oder daß an diesem oder jenem Tage Kirche gehalten werde. — Ueber den Ursprung des Worts Kirche übrigens sind die Meinungen der Sprachforscher getheilt, indem es Einige von dem griechischen Worte κυριακον, welches ein dem gottesdienstlichen Gebrauche bestimmtes Gebäude bezeichnet, herleiten, Andere aber annehmen, daß es die wörtliche Uebersetzung des lateinischen ecclesia sei, daher von Kören, Küren, herkomme und den Begriff der Auswahl, des auserwählten Volks andeute. N.

Kirchenagende ist das, von der über die kirchlichen Angelegenheiten eines Landes gesetzten Behörde autorisirte Buch, welches die bei kirchlichen Handlungen (bei der Taufe, bei dem Abendmahle, bei der Trauung u. s. w.) zu brauchenden Formulare enthält. Wenn die Consistorien die Prediger verpflichten, sich nur der in der Agende enthaltenen Formulare zu bedienen, so beschränken sie die Amtsthätigkeit derselben, und hindern die Wirksamkeit der heiligen Gebräuche, weil Formulare ihrer Natur nach nur allgemein sein können, die Wirksamkeit der Amtsreden aber vornehmlich auf ihre Angemessenheit zu den jedesmaligen Umständen und zu der Individualität der Zuhörer beruht. Daher sollen die Agenden dem Prediger nur eine Anweisung zu seinen Amtsverrichtungen geben und ihn in solchen Fällen unterstützen, wo ihm eine Vorbereitung auf sein Geschäft nicht möglich ist. N.

Kirchenbann ist die Ausschließung entweder von der Gemeinschaft einer kirchlichen Gesellschaft überhaupt, oder von der Theilnahme an ihren Andachtsübungen und Gebräuchen, namentlich von der Feier des heil. Abendmahls, weßhalb der Kirchenbann in den großen und kleinen eingetheilt wird. Er ist das Mittel, durch welches eine kirchliche Gesellschaft ihre Disciplin aufrecht erhält, und da jede Gesellschaft das unstreitbare Recht hat, Mitglieder, welche sich ihrer unwürdig machen, oder doch die von ihr gebilligten Gesetze übertreten, von ihrem Vereine auszuschließen, und durch die Entziehung der ihnen zustehenden Gesellschaftsrechte zu bestrafen, so ist der Kirchenbann ein rechtliches Institut. Dem Kirchenbanne verdankte die alte Kirche die Reinheit ihrer Sitten, und nur so lange haben die kleinen kirchlichen Gesellschaften der neuen Zeit durch Reinheit der Sitten vor den größten Kirchen sich ausgezeichnet, als sie streng über die kirchliche Disciplin hielten. Anfangs übte in der alten Kirche die gesammte Gemeinde das Recht aus, über die Ausschließung und Aufnahme ihrer Mitglieder zu entscheiden; später kam dieß Recht an die Bischöfe. Wie alle menschliche Institute, so ist auch der Kirchenbann gemißbraucht worden, und der römische Bischof insbesondere hat sich desselben oft bedient, seine hierarchischen Ansprüche durchzusetzen. Auch

nach den Grundsätzen der protestantischen Kirche ist der Kirchenbann zulässig, und der kleine Kirchenbann wenigstens in frühern Zeiten nicht selten gegen Personen, die einen anstößigen Wandel führten, ausgeübt worden. Das Recht indeß, ihn auszuüben, steht nicht dem Pfarrer, sondern dem Consistorium zu. Mit dem Umfalle der kirchlichen Disciplin aber ist auch die Anwendung des Kirchenbanns außer Gebrauch gekommen. Vergleiche Interdict. N.

Kirchenbuße ward in der alten Kirche die Genugthuung genannt, welche die Gefallenen und von der kirchlichen Gemeinschaft Ausgeschlossenen der Gesellschaft, wegen des ihr gegebenen Aergernisses, leisten mußten, wenn sie wieder in die Gemeinschaft derselben aufgenommen werden wollten. Die Büßenden standen in Trauerkleidern am Eingange in die Kirche, baten die Ein- und Ausgehenden um Verzeihung und mußten ein öffentliches Bekenntniß ihres Vergehens ablegen, ehe die Absolution erfolgte und sie wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen wurden. Dieser Kirchenbuße mußten sich theils solche, welche während der Verfolgungen vom Christenthume abgefallen waren, theils solche, welche durch unsittliche Handlungen die Gemeinde geärgert hatten, unterziehen. Bei schweren Vergehungen dauerte die Zeit der Buße viele Jahre lang. Auch in der protestantischen Kirche fand vormals eine Kirchenbuße Statt, welche besonders denen, die sich fleischlicher Vergehungen schuldig gemacht hatten, auferlegt ward, und darin bestand, daß die büßende Person während des Gottesdienstes vor dem Altare kniete und der Geistliche im Namen derselben eine öffentliche Abbitte von der Kanzel ablas. N.

Kirchengesang, ist eins der wirksamsten Mittel der Erbauung, da sich in ihm Dichtkunst und Musik vereinigen, das menschliche Herz auf religiöse Weise zu rühren. Er war schon in der frühesten Kirche gebräuchlich, welche sich anfangs der Psalmen, bald auch anderer religiöser Gesänge bediente. Die früher für den kirchlichen Gebrauch gedichteten Gesänge sind verloren gegangen; aus dem vierten und fünften Jahrhunderte aber haben sich mehrere von Ambrosius, Prudentius u. a. für diesen Zweck verfaßte Gesänge erhalten. Um das Musikalische des Kirchengesanges machte sich der römische Bischof Gregor der Große, welcher im sechsten Jahrhunderte lebte, verdient. Es wurden aber in der alten Kirche und im Mittelalter die Kirchengesänge nicht von der Gemeinde, sondern von dem Chore, oder von dem Chore und den administrirenden Geistlichen gesungen. Doch gab es auch Wechselgesänge, an denen die Gemeinde Theil nahm (Antiphonien). Viel verlor der Kirchengesang im Mittelalter dadurch, daß er durchaus lateinisch und mithin den Laien unverständlich war. Ein großes Verdienst erwarb sich daher Luther durch die Einführung des deutschen Kirchengesanges, welcher nirgends mehr als in der deutschprotestantischen Kirche vervollkommnet worden ist. Luther selbst dichtete kraftvolle Kirchenlieder; später versuchten sich viele Andere, unter denen besonders Paul Gerhard ausgezeichnet zu werden verdient, in der heiligen Poesie, und in der neuern Zeit haben die ersten Dichter der Nation, Gellert, Klopstock, Cramer, durch ihre herrlichen Lieder den Kirchengesang vervollkommnet. Zu beklagen ist, daß die größten Dichter der letzten Zeit, Schiller und Göthe, nichts für diesen Zweck gedichtet haben. Nicht zu berechnen ist der Einfluß, welchen der Kirchengesang auf die Bildung des deutschen Volks gehabt hat. N.

Kirchengeschichte. Ueber den Begriff und die Behandlung dieser historischen Wissenschaft s. d. Art. Geschichte. Einen Umriß

von dem Inhalte der Geschichte der christlichen Kirche giebt der Art. Christenthum.

Kirchengesetze sind die das Verhalten der Mitglieder einer kirchlichen Gesellschaft bestimmenden Verordnungen, welche entweder von der Kirche selbst oder von der Staatsgewalt ausgehen. Die ersten Kirchengesetze gingen von der Kirche selbst aus und wurden auf den Synoden gegeben, wo die Repräsentanten mehrerer Gemeinden zu gemeinschaftlicher Berathung versammelt waren. Diese Kirchengesetze heißen canones. (S. den Art. Canonisches Recht.) In der katholischen Kirche heißen Kirchengebote insbesondere, zum Unterschiede von den sogenannten 10 Geboten Gottes, sechs von der Kirche oder deren sichtbarem Oberhaupte gegebene sittliche Gebote. Als in der Folge die Kirche mit dem Staate in eine Gesellschaft zusammenfloß, wurden, ohne daß darum die Synoden aufhörten, auch von der Staatsgewalt Gesetze über kirchliche Angelegenheiten gegeben. Viele solche Gesetze werden in dem Codice Theodosiano und Justinianeo auch in den Capitularibus der fränkischen Könige gefunden. Nachdem das hierarchische System sich ausgebildet hatte, kam die gesetzgebende Macht in die Hände des Papstes, und die von ihm erlassenen Bullen erhielten in der ganzen Christenheit gesetzliche Kraft. Nach dem Territorialsysteme, welches in den protestantischen Ländern gilt, gehen die Kirchengesetze einzig von der Staatsgewalt aus. N.

Kirchenjahr. Es fängt in Deutschland und in den meisten katholischen und protestantischen Ländern mit dem ersten Adventsonntage an. Daß es nicht mit dem 25sten December, als mit dem Tage, welcher als der Geburtstag Jesu Christi angenommen wird, beginnt, muß allerdings befremden. Der Grund hiervon liegt unstreitig darin, daß das fromme Alterthum wollte, es sollten in jedem Kirchenjahre der Vorbereitung auf die Erinnerung an das wichtige Ereigniß der Geburt Jesu Christi einige Wochen gewidmet werden. In England fängt das Kirchenjahr mit dem Feste der Verkündigung Mariä (25. März), als mit dem Tage an, an welchem die Entstehung der menschlichen Natur in dem Leibe seiner Mutter begonnen habe. N.

Kirchenmusik. Wie alle schöne Künste in ihrem reinsten Aufblühen mehr oder weniger dem religiösen Leben huldigen, so auch die Musik. Fast alle Nationen, die einen öffentlichen, festlichen Gottesdienst hatten, haben die Tonkunst zu einem wichtigen Bestandtheile desselben gemacht. Aber auch dem Herzen, das in der Einsamkeit sein frisches Gefühl ausströmte, mußte die Erfindung der Kunst zur Veräußerung religiöser Stimmungen um so willkommner sein, je lebendiger in der Jugendzeit der Völker das Verhältniß des Menschen zu der überall umgebenden Gottheit ist. Hier war die Kunst mehr dem Gefühl überlassen; dort bildete sich die Kunst in regelmäßigen Gattungen den jedesmaligen Forderungen des Gottesdienstes gemäß zur Darstellung gemeinsamer religiöser Stimmungen aus. In diesem allgemeinen Sinne könnten wir nun auch die bei den gottesdienstlichen Festen der vorchristlichen Völker, namentlich der Aegypter, Hebräer, Griechen und Römer angewendete Musik, nicht minder auch die religiösen Festgesänge der Barden und Skalden Kirchenmusik nennen. Da jedoch die religiöse Musik der Christen, welchen wir ausschließend eine Kirche zuschreiben, sich dem Character ihrer Religion gemäß eigenthümlich entwickelt hat, so nennen wir richtiger und bestimmter nur die für den christlichen Gottesdienst bestimmte Musik Kirchenmusik, und wollen nur kürzlich die Bedingungen andeuten, unter

welchen dieselbe entstanden ist. Die unvollkommene Musik der Griechen und Römer war durch den Luxus des sinkenden Heidenthums noch mehr in Verfall gerathen. Die Christen, die zu religiösem Gesang in ihren Gemeinden schon durch viele Stellen ihrer heiligen Schriften aufgefordert waren, verpflanzten die Gesänge der Psalmen und Hymnen zum Theil aus dem jüdischen Gottesdienst in ihre Gemeinden; vorzüglich die morgenländischen. Die abendländische Kirche erhielt durch Ambrosius, Bischof von Mailand, (s. d. Art.) einen geregelten und der morgenländischen ähnlichen Kirchengesang, den man den Ambrosianischen Kirchengesang nennt. Wahrscheinlich war dieser nicht blos ein declamatorisch freier Vortrag, sondern mit bestimmter Modulation und bestimmtem Rhytmus bekleidet, nur daß beide durch Mangelhaftigkeit damaliger Musik noch sehr unvollkommen, und letzterer auf bloße lange und kurze Töne beschränkt gewesen zu sein scheint, erstere sich auf die in Italien damals noch üblichen griechischen Tonarten stützte und sehr gering war. Vielleicht wurden hier manchen vorhandenen Melodien griechischer und römischer Hymnen christlich-religiöse Texte untergelegt. Die Zeugnisse der Kirchenväter beweisen den Gebrauch des Gesangs in den christlichen Gemeinden der ersten Jahrhunderte, und viele derselben, wie eben Ambrosius und Augustinus selbst, waren hohe Verehrer desselben und von der Würde der Tonkunst überhaupt ergriffen. Was die Art des Singens in den ersten Gemeinden betrifft, so war sie bald Sologesang, bald Wechselgesang (Antiphonien), bald Chorgesang der ganzen Versammlung, die in einen vorgesungenen oder vorgelesenen Spruch einfiel, wovon wahrscheinlich erst später das weibliche Geschlecht ausgeschlossen wurde. Zur regelmäßigen Anordnung des Gesangs wurden aber bald (im 4ten Jahrhundert) besondere Vorsänger angestellt, die zu den niedern geistlichen Beamten gerechnet wurden, und ihre Nachfolger bildeten. Eigene Singschulen aber findet man erst später und nur an wenig Orten. Besonders hat sich Papst Gregorius der Große im 6ten und 7ten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung als Stifter einer neu entstandenen Singschule, in welcher Knaben aufgenommen und unterrichtet wurden, in der römischen Kirche berühmt gemacht. Sie wurden das Muster vieler anderer Anstalten dieser Art. Durch die Bildung besonderer künstlicher Sänger aber, welche auch in verschiedene Classen getheilt wurden, wurde der Gesang nicht nur künstlicher und daher bald ausgeartet, sondern auch dem Volke aus den Händen gerissen, um so mehr da er lateinisch war. Gregor sammelte in seinem Antiphonarium die vorhandenen Kirchengesänge, die er nach den besten alten Melodien auserwählte, verbesserte und mit neuen vermehrte. Der nach ihm benannte Gregorianische Gesang schritt einstimmig im Einklange und in lauter Noten von gleichem Werthe ohne Rhythmus und Metrum (dadurch soll er sich von dem Ambrosianischen hauptsächlich unterschieden haben. S. Forkel Gesch. der Mus. 2. Th. S. 182), aber mit umfassenderer Modulation fort. Und dieser Gesang ist es, der durch Gregor und seine Nachfolger auf dem päpstlichen Stuhle im ganzen Orient verbreitet wurde, und welcher die Grundlage der eigentlichen christlichen Kirchenmusik geworden ist. Man nannte ihn auch cantum choralem (Choral), weil er vom Chor gesungen wurde. Und in der That war seine beschriebene Beschaffenheit nicht nur dem Gesange einer großen Volksmasse, welcher sich schwer und in weniger bestimmt abgemessenen Zeiträumen fortbewegt,

ndern auch dem feierlichen einfachen Ausdruck eines allgemeinen
ristlich-religiösen Liedes sehr geeignet, so daß man sich nicht wundern
arf, warum der Choral, so viele Jahrhunderte hindurch, bei allem
Wechsel der übrigen Musik sich behauptet und unverändert erhal-
n hat. Zuerst verbreitete sich der Gregorianische Gesang nach England
nd nach Frankreich. Karl der Große, der vorzüglich zu seiner Ver-
reitung wirkte, ließ mehrere Singschulen in Frankreich errichten,
nd verband sie mit den Klöstern. Nach Deutschland kam der
Gregorianische Gesang zuerst, wahrscheinlich durch Bonifaz; aber
rst zu Karls des Gr. Zeiten wurde er auch in Deutschland verbrei-
t. Durch den Choral mochte sich wol der vierstimmige Ge-
ng leichter entwickeln, aber gewiß haben dazu, so wie überhaupt
ur Entwickelung der vollkommenen Harmonie, die musikalischen
nstrumente noch mehr beigetragen, unter diesen aber vorzüglich
ie Orgel, die in der Kirche bald den Vorrang behauptete (s. d.
rt.). Nun entwickelte sich die Figuralmusik und der figurirte Gesang
Cantus figuratus), welcher im 15ten Jahrhunderte anfing allgemeiner
u werden, indem man zuerst nur die begleitenden Stimmen einer Me-
odie veränderte, erweiterte und ausschmückte, wogegen die Haupt-
timme, d. h. diejenige, in welcher die Grundmelodie enthalten war,
nverändert blieb (daher sie cantus firmus, canto firmo, plein chant
enannt wurde), doch so daß die Hauptstimme sehr oft in die Unter-
timme verlegt wurde. Dieß geschah jedoch nachher auch mit der
Melodie. Die Erfindung der Mensuralmusik bewirkte, daß auch
er Choral im bestimmteren Zeitmaß vorgetragen wurde, und bildete
ie Harmonie weiter aus. Nun wurden Singchöre nothwendiger,
nd der Gesang vorzüglich in Italien zu mehrerem Glanze
es religiösen Cultus angewendet (s. Italienische Musik). Die
Orgeln wurden seit dem 15ten Jahrhundert immer vollkommener und auch
ndere Instrumente in der Kirche eingeführt, gegen welche, so wie
berhaupt gegen die neue Figuralmusik, die in der Instrumentalmusik
ine vorzügliche Stütze fand, sich öfters eifernde Stimmen in der
Kirche erhoben. Doch gingen sie größtentheils gegen den Mißbrauch
er Figural- und Instrumentalmusik, und vermochten diese nicht aus
er Kirche überhaupt zu verbannen. Die Kirchenmusik wurde nun
mmer glänzender, und immer mehr durch weltliche Musik verfälscht,
agegen Luthers Verdienst um den guten deutschen Kirchenge-
ang in Ehren bekannt ist. Forkel, der in der Einleitung zum
weiten Theile seiner Geschichte der Musik von dem Verfalle des ge-
ammten kirchlichen Musikwesens in den neuern Zeiten spricht,
ührt als Haupturſachen an, den allzuhäufigen Gebrauch der
Musik, wodurch dieselbe, möchten wir sagen, profanirt wird, ferner
Mißbräuche in der Anwendung der Musik, Mangel an hinlänglicher
Kenntniß derselben, und Sparsamkeit in Hinsicht des zu einer guten
Musik erforderlichen Aufwandes, wobei man die Vermögensumstände
er meisten Kirchen, so wie die zu großen Anforderungen der neuen
Componisten auch in Betracht ziehen muß. In Hinsicht auf den
ezten Punkt betrachtet er die Beschaffenheit der Cantorate,
eren geringe Einkünfte mit den Forderungen an gute Kirchenmusik
n großem Mißverhältnisse stehen, ferner die Organisten, Stadt-
musikanten und Singchöre, welche zur Kirchenmusik erforder-
ich sind, und redet dann von der Nothwendigkeit einer Verbesserung
er Kirchenmusik, und von den Mitteln, diese Verbesserung zu be-
wirken, mit Rücksicht auf die vorher berührten Forderungen und

Mängel. Indessen muß die Klage über die unvollkommene Ausführung der Kirchenmusik, welche man besonders in den protestantischen Kirchen häufig wahrnimmt, von der Klage über Ausartung der Kirchenmusik überhaupt unterschieden werden. Da es der Zweck der Kirchenmusik ist, religiöse Gefühle zu erwecken und auszudrücken, welche die Herzen der Zuhörer zu feierlicher Andacht und Frömmigkeit stimmen sollen, so muß sich der Kirchenstyl durch Ernst, Feierlichkeit, Erhabenheit und würdige Haltung, durch Entfernung aller profanen Künsteleien und Manieren, schwieriger Läufe und Coloraturen, die allein dazu dienen, die äußere Bildung und Fertigkeit der Sänger und Spieler zu zeigen, und Verbannung weltlich süßer üppiger oder scherzender Melodien, von dem freiern und ungebundenern Style der weltlichen Musik, besonders vom Theaterstyl, welchen man dem Kirchenstyl entgegensetzt, unterscheiden. In dieser Hinsicht darf man von der Ausbildung des religiösen Gesangs in unsern neuern Schulen und der wieder erwachten Liebe für den alten Kirchengesang viel Gutes erwarten. In Rücksicht des Technischen und Akustischen erfordert die Kirchenmusik große Einsicht, weil größre Gattungen der Harmonie und zu schnelle Modulationen in den nachhallenden Gewölben großer Kirchen leicht undeutlich vernommen und mißtönend werden. In der römischkatholischen Kirche hat übrigens die Kirchenmusik ihre bestimmten Formen des Textes, an welche sie sich fester anschließt, (z. B. der Text der Messe oder Missa, die Offertorien, Te deum, Salve, Requiem, Psalmen); bei den Protestanten hingegen haben sich Dichter und Tonsetzer neue Formen erlaubt, und es wechseln bei dem gewöhnlichen Gottesdienst zum Theil jene genannten Stücke lateinisch gesungen mit deutschen Motetten, Cantaten, Oratorien ab, in welchen letztern, besonders wenn sie dramatisch sind, sehr oft der Uebergang in die Opernmusik bemerkt worden ist. Die größten neuern Kirchencomponisten sind: Palestrina, Allegri, Durante, Leo, Pergolesi, Händel, Bach, Graun, Hasse, Jomelli, Rolle, Naumann, Schulz, Kunzen, Wolf, Mich. und Jos. Haydn, Mozart, Vogler, Cherubini, doch sind die letztern, vom Vater Haydn an, nicht immer dem galanten Styl der weltlichen Musik ausgewichen. Auch haben wir treffliche Werke von Homilius, Telemann, Schmittbaur, Schuster, Doles, Hiller, Schicht, Fasch, Weinlig, Himmel, Zumsteg, Abt Stadler, Danzi, Winter, G. und L. W. Weber, Fr. Schneider (Vocalmissen) u. a. — Schriftsteller über die Kirchenmusik sind: Gerbert de musica sacra (geschichtlich) St. Blasii 1774 2 Vol. 4., Hiller, was ist wahre Kirchenmusik? ꝛc. Leipzig. 1789 4. und Voglers deutsche Kirchenmusik ꝛc. München 1807. T.

Kirchenraub, ist im engern Sinne der nach gewaltsamem Einbruche in eine Kirche an den in ihr aufbewahrten heiligen Gefäßen, Kostbarkeiten und Geldern verübte Raub. Im weitern Sinne wird jede Verletzung des Kirchenguts durch Raub, Diebstahl oder Betrug, Kirchenraub genannt. Nach den Criminalgesetzen der meisten Länder wird der Kirchenraub im engern Sinne härter, als der an andern Orten und Gegenständen verübte Raub bestraft.

Kirchenrecht, s. canonisches Recht.

Kirchensatzungen sind von der Kirche angenommene Meinungen und eingeführte Gebräuche, welche sich nicht auf die Autorität der heiligen Schriften gründen.

Kirchenspaltung, s. Schisma.

Kirchenstaat. So nennt man die Besitzungen des Papstes in Italien. Er hat seinen Ursprung in der Schenkung, welche 754 der König der Franken, Pipin, Stephan II., dem Bischofe von Rom, mit den Besitzungen machte, welche die Longobarden dem Exarchate entrissen hatten, und gegen welche Stephan II. den König Pipin zu Hülfe gerufen hatte. Carl der Große erneuerte 774 die Schenkung und erhielt dafür zur Dankbarkeit 800 von Leo III. die römische Kaiserwürde. Die consequente Politik der Päpste erzog sich, durch die Begünstigung der Normänner in Unteritalien, in diesen kräftige Vertheidiger ihres Stuhls, welchem darauf die Normänner den Lehnseid leisteten. Die künstliche Gründung des Papstthums gedieh 1075 unter Gregor VII. zur höchsten Vollendung. Die Kreuzzüge, welch 1096 begannen, förderten die Absichten des römischen Stuhls im Anfange mehr, als im Fortgange. Die Mathildische Erbschaft vergrößerte die Macht der Päpste und sie behielten sie, so oft auch von den Deutschen der Versuch gemacht wurde, sie denselben zu entreißen. Der päpstliche Stuhl befreite sich von seinen gefährlichen Nachbarn aus dem hohenstaufischen Stamme dadurch, daß er 1265 das Haus Anjou auf den Thron von Neapel rief. Die ungezähmte Herrschsucht der Päpste, verbunden mit ihrem regellosen Wandel, erregte am Ende die innern Kämpfe der unzufriedenen Römer gegen den päpstlichen Stuhl, und die Päpste selbst sahen sich genöthigt, von 1360 bis 1378 ihre Residenz nach Avignon zu verlegen, welches Clemens VI. 1348 von Johanne, Königin von Neapel und Gräfin von Provence, gekauft hatte. Da nun auch die unter dem Einflusse des französischen Königs stehenden Päpste selten oder nie die Zustimmung der Römer und Deutschen erhielten: so entstand daraus die Wahl mehrerer Gegenpäpste, in deren Kämpfen mit einander weder der Kirche, noch des Staats Bestes befördert wurde. Die Rückkehr der Päpste nach Rom war, obgleich die deutschen Kirchenversammlungen oft eine nachdrückliche Sprache führten, der Vergrößerung der päpstlichen Besitzungen nicht anders als sehr vortheilhaft. Julius II. brachte 1513 den Staat von Bologna und 1532 Ancona an sich. Die Venetianer mußten Ravenna abtreten; Ferrara wurde 1598 der modenesischen Erbschaft entrissen, und Urbino von seinem letzten Herzoge, Franz Maria, aus dem Hause Navarra, dem päpstlichen Stuhle vermacht. Jetzt zum höchsten Gipfel der weltlichen und geistlichen Macht erhoben, verloren die Päpste von 1517 an durch den schnellen und großen Fortgang der Reformation einen großen Theil ihres weltlichen und geistlichen Einflusses. Sixtus V. weise Oeconomie gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts steuerte dem Uebel; aber die Verschwendung und der Nepotismus der folgenden Päpste erzeugte wiederum verderbliche Uebel. Clemens XIV. (Ganganelli) sah sich genöthigt, 1773 den Jesuitenorden aufzuheben. In den neuern Zeiten hob Neapel 1788 seine alten Verbindlichkeiten gegen den päpstlichen Stuhl auf, und selbst die Reise Pius VI. konnte 1782 die großen Veränderungen nicht aufhalten, welche Joseph II. in den geistlichen Angelegenheiten unternahm. Durch das Waffenglück der Franzosen in Italien sah sich der Papst im Frieden von Tolentino am 13. Febr. 1797 gezwungen, Avignon an Frankreich, und Romagna, Bologna, Ferrara an die cisalpinische Republik abzutreten. Ein Aufstand in Rom gegen die Franzosen, am 28. Dec. 1797, veranlaßte am 10. Febr. 1798 die Einnahme Roms und die Erklärung des Kirchenstaats zur römischen Republik. Pius VI. ward nach Frankreich abgeführt, wo er am 9. Aug. 1799 zu

Valence starb. Die Siege der Russen und Oesterreicher in Italien begünstigten die neue Papstwahl Pius VII. (Chiaramonti) am 14ten März 1800, welcher alsdann unter dem Schutze der österreichischen Waffen von Rom wiederum Besitz nahm. Durch das Concordat, welches er am 15. Jul. 1801 mit dem ersten Consul der französischen Republik, Bonaparte, abschloß, ging dem päpstlichen Stuhle abermals ein großer Theil seiner noch übrigen weltlichen Macht verloren. Aber 1807 erfolgten an den heiligen Vater neue Zumuthungen und Foderungen, den Code Napoleon einzuführen und England feierlich den Krieg zu erklären. Der Papst weigerte sich. Da rückte 1808 den 2. Febr. ein französisches Corps von 8000 Mann in Rom ein, und da auch jetzt noch der Papst widerstrebte, wurde ihm am 3. April erklärt, daß Frankreich mit dem Papste im Kriege sei, und die Provinzen Ancona, Urbino, Macerata und Camerino wurden dem Königreiche Italien einverleibt; dem Papste blieb fast nur das Gebiet von Rom. (Man sehe die Actenstücke, z. B. die Correspondenz des Papstes Pius VII. mit Napoleon betreffend, in Stäudlins kirchenhistorischem Archiv 1. Bd. 1815). Ein Decret vom 17ten Mai 1809 vernichtete endlich den Kirchenstaat ganz. Die noch übrigen Besitzungen des Papstes wurden zu Frankreich geschlagen und dem Papste, dessen geistliche Hoheit fortdauern sollte, 2 Mill. Franken jährlich angewiesen. Der Papst wurde genöthigt, seinen Aufenthalt in Frankreich zu wählen, bis ihm die Ereignisse des J. 1814 erlaubten, von dem Kirchenstaate wieder Besitz zu nehmen. (S. d. Art. Pius VII.) — Der Kirchenstaat (Stato della Chiesa) bestand vor dem französischen Revolutionskriege aus folgenden zwölf Provinzen: das Gebiet von Bologna, das Herzogthum Ferrara, Romagna, das Herzogthum Urbino, Ancona, Spoleto, Perugino, Orvieto, das Herzogthum Castro, das Patrimonium Petri, Sabina und Campagna di Roma. Jetzt enthält er 18 Delegationen: Rom, Frosinone, Rieti, Civita Vecchia, Viterbo, Perugia, Spoleto, Macerata, Camerino, Fermo, Ascoli, Ancona, Urbino und Pesaro, Forli, Ravenna, Bologna, Ferrara, die Fürstenthümer Benevent und Ponte-Corvo. Diese Länder liegen mitten in Italien zwischen der sogenannten Lombardei, dem Königreiche Neapel und dem toscanischen und adriatischen Meere. Die Apenninen erstrecken sich mitten durch dieselben und die merkwürdigsten Flüsse sind der Tiber und der Po. Die Volksmenge ist 2,424,150 Seelen auf 7145/4 Q. M. Die Einkünfte rechnet man auf circa 8 Mill. Gulden. Die Kriegsmacht, welche 1791 etwa unter Pius VI. aus 5000 Mann Landtruppen, einigen Galeeren und Kriegsfahrzeugen bestand, ist jetzt höchstens 4000 Mann Landsoldaten stark, wozu 60 Cürassiers, 60 Chevauxlegers und 40 Schweizer gehören. Eine Marine existirt nicht mehr. Die Producte des Landes sind: alle Arten von Getreide, feines Obst, Pomeranzen, Citronen, Feigen, Datteln ꝛc., viel Oel, gute Weine und Maulbeerbäume zur Cultur der Seide. Die Berge enthalten reiche, nicht hinlänglich benutzte Waldungen, auch schönen Marmor; Spuren von Metallen finden sich an mehrern Stellen, aber den eigentlichen Bergbau kennt man daselbst nicht. Die Cultur des Rindviehs und der Schafe wird ziemlich sorgfältig betrieben. Der Ackerbau ist vernachlässigt; Manufacturen gedeihen nicht und die Bevölkerung ist verhältnißmäßig unter allen Staaten Europa's, Rußland ausgenommen, die geringste.

Kirchenstrafen sind die Strafen, welche von der Autorität, die in einer kirchlichen Gesellschaft die gesetzgebende und ausübende Ge-

valt besitzt, den die Gesetze der Gesellschaft übertretenden Mitgliedern erselben auferlegt werden. Bestehen sie bloß in der Entziehung der Gesellschaftsmahle, in der Zurückweisung von den gottesdienstlichen Versammlungen, in der Versagung des heil. Mahls, in der Verweigerung des Begräbnisses nach dem Gebrauche der Gesellschaft, und in der Ausschließung von der kirchlichen Gemeinschaft, so läßt sich gegen die Zulässigkeit der Kirchenstrafen nichts einwenden, da jede Gesellschaft die unbestrittene Befugniß hat, denen, die ihre Gesetze übertreten, den Genuß der ihren Mitgliedern zustehenden Rechte zu versagen. Hierher gehören die Kirchenbuße, der Kirchenbann (s. d. Art.). Erstrecken sie sich aber auch auf den Verlust der bürgerlichen Rechte, so müssen sie als ein Mißbrauch der kirchlichen Gewalt betrachtet werden. So war es z. B. ein widerrechtliches Verfahren, wenn die katholische Kirche die Häretiker mit dem Tode oder mit Gefängniß bestrafte, da es hingegen ein völlig rechtliches Verfahren ist, wenn die protestantische Kirche Selbstmördern oder Personen, welche sich schon lange der Theilnahme an dem Gottesdienste und der Abendmahlsfeier entzogen haben, ein Begräbniß nach christlichen Gebräuchen und eine Ruhestätte an dem Orte versagt, wo ihre Mitglieder begraben werden. N

Kirchenväter (patres ecclesiae) sind die Lehrer und Schriftsteller der alten Kirche, welche nach den Aposteln und apostolischen Vätern (so nennt man die unmittelbaren Schüler der Apostel), mithin vom zweiten Jahrhundert an bis in das sechste Jahrhundert herab blüheten. Von Einigen werden aber auch noch die Lehrer und Schriftsteller der folgenden Jahrhunderte bis zu den Scholastikern, die mit dem zwölften Jahrhundert anfangen, Kirchenväter genannt. Eine große Zahl ihrer Schriften ist erhalten und von neuern Gelehrten herausgegeben worden. Die Kenntniß ihres Lebens und ihrer Werke machte sonst den Inhalt einer eigenen Wissenschaft, Patristik genannt, aus. Die Kirchenväter führten die griechische und römische Wissenschaft in das Christenthum ein, und viele von ihnen waren eben so geistvolle und originelle, als gelehrte Männer. Die meisten der frühern Kirchenväter waren, ehe sie sich zum Christenthume wendeten, Rhetoren und Sachwalter gewesen, woraus manche Eigenthümlichkeiten ihrer Disputirmethode sowohl, als ihres Vortrags erklärbar werden. Ihre Schriften beschäftigen sich entweder mit der Vertheidigung der christlichen Religion und der Gesellschaft der Christen, oder mit Bestreitung des Heiden- und Judenthums, oder der Ketzer, oder mit der Erklärung der heiligen Bücher, oder mit Darstellung der Glaubens- und Sittenlehre, oder mit der Geschichte des Christenthums und der christlichen Kirche, oder mit dem Unterrichte und der Erbauung des Volkes, und sie sind daher entweder apologetischen, oder exegetischen, oder dogmatischen, oder moralischen, oder historischen, oder polemischen, oder endlich ascetischen Inhalts. Die Kirchenväter theilen sich in 2 Hauptclassen, in die griechischen und in die lateinischen. Die berühmtesten unter den griechischen sind Clemens von Alexandrien, welcher zuerst über das Christenthum philosophirte; Origenes, ausgezeichnet als Apologet, Exeget und Homilet; Eusebius, welcher die erste Geschichte der christlichen Kirche schrieb; Athanasius, welcher auf die Bildung des Lehrbegriffs entschiedenen Einfluß hatte, und Chrysostomus, der bewundertste Kanzelredner der alten Kirche. Die merkwürdigsten lateinischen Kirchenväter aber sind Tertullian, einer der originellsten Schriftsteller;

Augustin, ebenfalls ein Mann von originellem Geiste, welcher das Orakel der abendländischen Kirche ward; Ambrosius, welcher sich als Kanzelredner auszeichnete, und Hieronymus, welcher zwar viel Gelehrsamkeit besaß, und besonders ein glücklicher Erklärer der heil. Schriften war, aber auch den Fortgang des Aberglaubens, namentlich die Bewunderung des ehelosen Lebens und die Entsagung der Welt in den Abendländern beförderte. N.

Kirchenversammlung, s. Concilium.

Kirchenzucht, begreift die Zwangsanstalten, durch welche eine kirchliche Gesellschaft das Ansehn ihrer Gesetze aufrecht erhält. Die Kirchenzucht wird auch kirchliche Disciplin oder Kirchendisciplin, kirchliche Polizei genannt. Ueber die Rechtmäßigkeit der Kirchenzucht und die Grenzen derselben s. den Artikel Kirchenstrafen.

Kirchsprengel, s. Diöces.

Kirchweihe ist die Religionshandlung, durch welche eine neuerbaute, oder ihrer Bestimmung eine Zeitlang entzogene Kirche dem gottesdienstlichen Gebrauche feierlich gewidmet wird. Die Sitte, die Kirchen zu weihen, entstand seit dem vierten Jahrhunderte. Bei den Katholiken pflegen die Bischöfe, bei den Protestanten die Superintendenten die Weihung der Kirche zu vollziehen. In der alten Kirche schon ward der Tag der Kirchweihe als ein Fest gefeiert; welche Sitte bis auf diesen Tag in einem großen Theile der christlichen Welt herrscht. Man pflegt dies Fest das Kirchweihfest, auch die Kirchmesse, und im gemeinen Leben, in wiefern man besonders die an diesem Festtage gewöhnlichen Vergnügungen andeuten will, zusammengezogen, die Kirmse zu nennen, weil es in der röm. Kirche üblich ist, zum Andenken der Stiftung und Einrichtung einer Kirche eine Messe (Kirchmesse) zu halten.

Kircher, (Athanasius) ein Jesuit, geb. 1601 zu Fulda, ein guter Mathematiker und gründlicher Gelehrter, war Professor zu Würzburg, als die Waffen der Schweden die Ruhe, welche er daselbst genoß, unterbrachen. Dieß veranlaßte ihn, sich nach Frankreich zu begeben, woselbst er mit dem P. Maignan Streit bekam, darauf 1635 nach Avignon und von dort nach Rom ging, wo er 6 Jahre Mathematik lehrte, über die hebräische Sprache las und sich mit dem Studium der Hieroglyphen beschäftigte. Er starb daselbst 1680 in einem Alter von neun und siebzig Jahren. Unter seinen Werken sind die berühmtesten: Praelusiones magneticae. Romae, 1654 (1658), in fol. Ars magna lucis et umbrae. Romae, 1646. 2 Vol. in fol. Primitiae gnomonicae catoptricae in 4to. Musurgia universalis, 1650, in fol. 2 Vol. Obeliscus Pamphilius, 1650, in fol. Obeliscus Aegyptiacus, in fol. Oedipus Aegyptiacus. Romae, 1652 — 1655, 4 Vol. in fol. Dieß seltene Werk enthält die Erklärung einer großen Anzahl von Hieroglyphen, wie man sie von einem Gelehrten erwarten konnte, der voll sonderbarer Grillen und abenteuerlicher Vermuthungen war. In diesem Werke so wie in seinem Prodromus coptus (Rom 1636, 4) und seiner Lingua aegyptiaca restituta (Rom, 1644. 4.) stellte er Forschungen über die coptische Sprache an. Iter exaticum coeleste, sive mundi opificium, quo coeli siderumque natura, vires et structura exponuntur. Romae, 1656 in 4to. Hierauf ließ er im folgenden Jahre drucken: Iter extaticum terrestre, in 4to, in welchem Werke er die Gestalt der Erdkugel beschreibt. Mundus subterraneus. Amstelod. 1678, in fol. 2 Vol. China illustrata. Amstelod.

1667, in fol. Dieß Werk ist in das Französische übersetzt worden. Arca Noë, in fol. Turris Babel, in fol. Amstelod. 1679. Dieses seltsame Werk handelt von der Bauart des Thurms zu Babel und von der Zerstreuung der Nationen. Phonurgia nova, de prodigiosis sonorum effectibus, et sermocinatione per machinas sono animatas, 1673, in fol. Ars magna sciendi, 1669, in fol. Dieß Werk enthält mehr gesuchte Subtilitäten, als wahrhaft nützliche Nachforschungen. Uebrigens ist es mit einer Menge mühsam errungener Combinationen und Speculationen angefüllt. Polygraphia, seu artificium linguarum, quocum omnibus totius mundi populis poterit quis correspondere, 1663, in fol. Scrutinium physico medicum contagiosae luis. Lips. 1671, mit einer Vorrede von Langius. Dieß ist eine Abhandlung über die Pest, welche sehr kenntnißreich und gut geschrieben ist. Mundus magnus, in 4to, in welchem Werke die Idee einer allgemein anziehenden Kraft dargestellt wird. Magia catoptrica, in welcher von den Brennspiegeln des Archimedes gehandelt wird. Dieß Werk enthält in der That nicht die einzige Idee, welche er den neuern Physikern an die Hand gegeben hat. Im Gegentheil ist es ihm gelungen, auf mehrere spätere Erfahrungen vorzubereiten. Nur gereicht ihm zum Nachtheil, daß er mit wahren und gegründeten Meinungen die Vorurtheile seiner Zeit und seine eigenen zusammenstellte. Latium, id est nova et parallela Latii, tum veteris, tum novi, descriptio, 1671. in fol., ein Werk, welches sehr gelehrt ist und viele Nachforschungen gekostet hat, aber doch mehr Sonderbares als Erschöpfendes enthält. Historia Eustachio-Mariana, de admiranda Eustachii sociorumque vita. Romae, 1665. in 4to, cum fig. Diese Lebensbeschreibung des heiligen Eustachius ist ein sehr seltenes Werk. — Alle Schriften des Paters Kircher verrathen eine tiefe, erschöpfende Gelehrsamkeit, zeichnen sich aber auch durch gehäufte Sonderbarkeiten aus. Kircher hinterließ ein Antiquitäten- und Modell-Cabinet, welches von Bonanni (Rom, 1709) eigends beschrieben worden ist. Er wird mit Recht für einen der ausgezeichnetsten Gelehrten seiner Zeit, so wie für einen der fruchtbarsten Schriftsteller der Gesellschaft Jesu gehalten. Er besaß ein ungemeines Wissen in der Philosophie, Mathematik, Physik, Kosmographie, Naturgeschichte, Philologie, Geschichte und Alterthumskunde, hatte Alles studirt und schrieb über Alles. Am geschätztesten sind seine Werke über die Alterthumskunde, von welchen wir jedoch seine Turris Babel, so wie seine Arca Noë ausnehmen wollen. Zu seinen Erfindungen gehört der von ihm genannte Kirchersche Brennspiegel, aus 5 Planspiegeln (ebenen Spiegeln) von gleicher Größe bestehend, welche sämmtlich die Stralen auf Einen Punkt, der über 100 Fuß entfernt ist, werfen und von sehr starker Wirkung sind. Kircher machte damit den ersten Versuch auf der Insel Malta, daher dieser Spiegel auch der maltesische Spiegel genannt worden ist. Auch erfand er einen künstlichen Springbrunnen (der Kirchersche Brunnen), wo ein Vogel so viel Wasser schluckt als eine Schlange in ein Becken ausspeit.

Kirchgeßner (Mariane) ward 1770 zu Bruchsal (nach Einigen zu Waghäusel) geboren, und verrieth schon als Kind ihr großes Talent für die Musik, welches durch den Verlust ihres Gesichts, den sie bereits im vierten Jahre durch bösartige Blattern erlitt, eher zugenommen, als sich vermindert zu haben schien. In einem Alter von sechs Jahren spielte sie bereits das Clavier mit Fertigkeit und Ausdruck,

Sie ward darauf von dem badischen Capellmeister Schmittbaur zu Carlsruhe in der Musik, und besonders auf der Harmonica, unterrichtet, auf welcher sie schon in ihrem zehnten Jahre so außerordentliche Fortschritte gemacht hatte, daß sie sich öffentlich, unter allgemeiner Bewunderung, hören lassen konnte. In Gesellschaft des Raths Voßler, ihres nachherigen Biographen, machte sie zu Anfange des Jahrs 1791 eine Reise durch ganz Deutschland, wo ihr allenthalben der enthusiastische Beifall zu Theil wurde, und begab sich darauf 1794 nach London. Ihr dortiger dreijähriger Aufenthalt war ihr nicht nur, außer der Vervollkommnung ihrer Kunst, zur Erfindung einer Harmonica mit Resonanzboden nützlich; sondern ihr ward auch daselbst das Glück, einigermaßen ihr Gesicht wieder zu erhalten. Zu Anfange des Novembers 1796 ging sie über Deutschland nach Copenhagen, von wo sie sich, abermals über Deutschland, nach Petersburg begab, und dann, nachdem ihr in allen diesen Ländern gerechter Beifall und verdienter Lohn geworden war, 1799 das Dorf Gohlis, nahe bei Leipzig, zu ihrem Wohnorte wählte. Im J. 1801 machte sie eine Reise in ihr Vaterland, und dann nach Paris, von wo sie abermals nach Gohlis zurückkehrte, und daselbst in Gesellschaft des Raths Voßler bis 1807 lebte. In diesem Jahre unternahm sie eine neue Reise in ihr Vaterland, wo sie jedoch zu Schaffhausen von einem Brustfieber befallen wurde, an welchem sie daselbst am 9. Dec. in ihrem 38sten Jahre starb.

Kirgisen (Kirgis-Kaisaken) nennen sich selber Sara-Kaisaki (Steppenkosaken). Den Namen Kirgisen haben sie wahrscheinlich von irgend einem Stifter ihrer Horde. Man hält sie gewöhnlich für Nachkommen der ältesten Mongolen, die anfänglich in der Nähe der chinesischen Mauer gewohnt haben, und bei der allgemeinen Wanderung mongolischer Stämme, in westlichere Gegenden gezogen sind. Als man zur Zeit der russischen Eroberung Siberiens zuerst von diesem Volke etwas vernahm, nomadisirten die Kirgisen in der Gegend des obern Jenisei, und wurden dann zugleich mit den Barabinzen dem russischen Reiche unterwürfig. Seit der Zeit haben sie sich als ein sehr unruhiges, treuloses, wankelmüthiges und gefährliches Volk bekannt gemacht. Jetzt bewohnen sie die ungeheure Wüste zwischen dem Ural und Irtisch, welche von den Russen die kirgisische Steppe genannt wird, die 31681 Q. M. groß ist. Diese Wüste gränzt westlich an das kaspische Meer und die Statthalterschaft Caucasien, nördlich an die ufaische und tobolskische, und östlich an die koliwanische Statthalterschaft. So lange die Kirgisen bekannt sind, haben sie sich stets in die große, mittlere und kleine Horde getheilt. Die erste war lange, wegen ihrer Tapferkeit und wegen der unzugänglichen Gebirge, in welchen sie wohnt, unabhängig, bis ihr Sultan 1819 Rußlands Hoheit anerkannte; die mittlere und kleine Horde erkennen seit 1731 die russische Schutzherrschaft an, haben sich aber stets als treulose Bundesgenossen, und als ein sehr räuberisches Volk gezeigt, weßhalb auch längs den Grenzflüssen Linien von kleinen Festungen gegen sie angelegt sind. Man schätzt die mittlere und die kleine Horde jede auf 30,000 Kibitken, oder Familien; wahrscheinlich sind sie jedoch weit stärker.

Kirnberger (Johann Philipp), ein berühmter Contrapunctist in der Musik, wurde am 24sten April 1721 zu Saalfeld im Thüringischen geboren. Nachdem er hier die ersten Anfangsgründe der Violine und des Claviers gelernt hatte, nahm er Unterricht bei dem berühmten Organisten Kellner zu Gräfenrode, ebenfalls im Thüringischen. Im J. 1738 begab er sich nach Sondershausen, wo er

unter Anleitung des Kammermusikus Meis sich dem Violinspiele widmete. Hier benutzte er jede Gelegenheit, die sich ihm darbot, seinen Geschmack zu bilden, hörte unausgesetzt die Capelle des Fürsten, und suchte sich mit der Spielart des Organisten Gerber, eines Schülers von Bach, dessen Bekanntschaft er fleißig suchte, vertraut zu machen. Erster hatte ihm diesen großen Componisten so ausnehmend gerühmt, daß Kirnberger der Lust, nach Dresden zu gehen, und dort die Bekanntschaft desselben in eigner Person zu machen, nicht widerstehen konnte. Er führte diesen Vorsatz im J. 1739 aus, und genoß in Dresden während zweier Jahre sowol auf dem Clavier, als in der Composition, den Unterricht jenes großen Meisters. Im J. 1751 studirte er noch unter der Anführung des königlichen Kammermusikus Fickler die Geige. Von dort begab er sich nach Berlin, und trat daselbst als Violinist in die Capelle des Königs, welche er aber 1754, mit Zustimmung desselben, wieder verließ, um Kammermusikus des Markgrafen Heinrich zu werden. Auch diese Stelle gab er kurze Zeit nachher wieder auf, und ging als Kammermusikus in die Dienste der Prinzessin Amalie von Preußen. Hier starb er in der Nacht vom 26sten auf den 27sten Juli 1783 nach einer langen und schmerzhaften Krankheit. In den letzten 20 Jahren seines Lebens beschäftigte er sich blos mit der Theorie der Kunst, ob es ihm gleich zur practischen Ausführung weder an Geschicklichkeit, noch an Geschmack gebrach. Seine theoretischen Werke sind: Construction der gleichschwebenden Temperatur, 1760; die Kunst des reinen Satzes, 2 Thle., 1774; die wahren Grundsätze zum Gebrauche der Harmonie, 1773 (welches Werk jedoch nicht von ihm, sondern von Schulz verfaßt seyn soll); Grundsätze des Generalbasses, als erste Linien zur Composition, mit vielen Kupfern, 1781; Gedanken über die besondern Lehrarten der Composition, 1782; Anleitung zur Singcomposition, mit Oden in verschiedenen Sylbenmaßen, Berlin, 1782. Außerdem hat er die meisten musikalischen Artikel verfaßt, welche in dem ersten Bande der Sulzerischen Theorie der schönen Künste befindlich sind. Auch ist hier, unter seinen Bemühungen um die Harmonie, das von ihm neu erfundene Intervall zu erwähnen, dem er den Namen J gab. Das Verhältniß desselben ist 4: 7, oder etwas größer, als die übermäßige Sexte, und etwas kleiner, als die kleine Septime. Er machte nicht allein in einer Flötensonate von diesem Intervalle Gebrauch; sondern veranlaßte auch, das es einer berlinischen Orgel, wenn wir nicht irren, in der Garnisonkirche, einverleibt wurde. Da aber nach ihm Niemand davon Gebrauch machen wollte oder konnte; so ist es wieder weggenommen worden. Daß dieses Intervall keine blose nutzlose Speculation Kirnbergers war, beweiset der Gebrauch, den in neuern Zeiten Fasch davon zu machen gewußt hat.

Kislar-Aga, das Oberhaupt der schwarzen Verschnittenen am Hofe des Sultans, und Oberaufseher über den Harem, nicht minder Vorsteher der Moscheen und milden Stiftungen — welcher am Hofe des Kaisers eine sehr wichtige Rolle spielt.

Klafter (toise, Faden; Orgyia) ist ein Holzmaß, 6 Fuß oder 3 Ellen lang, und eben so breit, so weit ein Mann klaftern, d. h. mit ausgespannten Armen reichen kann, ungefähr 6 pariser Fuß oder 3 Ellen. Sie wird auch zur Ausmessung der Tiefe des Meeres, der Flüsse, der Bergwerke, der Seile und Taue ꝛc. angewendet. Eine Kubikklafter hat 3 Ellen in der Breite, und ebensoviel in der Höhe und Länge.

Klagen und Einreden. Beide sind gerichtliche Mittel, seine Rechte gegen Andere zu verfolgen, und Haupthandlungen der streitenden Theile im bürgerlichen Prozesse; und zwar ist die Klage (actio) dasjenige Rechtsmittel, vermöge dessen man dem Richter ein von Andern bestrittenes Recht oder erlittenes Unrecht vorstellt, und ihn auffordert, dasselbe als Recht des Klagenden gerichtlich anzuerkennen, und die dadurch begründete Forderung (an den Beklagten) geltend zu machen. Jede Klage soll daher eine Geschichtserzählung, einen Klagepunkt und eine bestimmte Anzeige der Forderung (Bitte) enthalten. Sie ist eine mündliche bei Gegenständen von geringerm Belange; eine schriftliche bei wichtigern Gegenständen, und mit ihr beginnt der bürgerliche (Civil-) Prozeß (s. d. Art.). Die Schrift, welche die Klage enthält, heißt die Klageschrift, Libell, auch oft selbst die Klage. Die Klage muß bei dem competenten Richter angebracht werden, d. h. bei demjenigen, dessen Gerichtsbarkeit sich sowol über den Beklagten, als über den Gegenstand der Klage erstreckt. Wer aber die Klage anstellt (erhebt, führt — der Kläger, actor), muß nicht nur überhaupt die in den Gesetzen bestimmten Erfordernisse eines Klägers haben, sondern öfters schon bei Einreichung der Klage sogleich mit erweisen, in wiefern ihm ein Unrecht geschehen sei (z. B. wenn er wegen einer Erbschaft klagt; in welchem Falle er sein Erbrecht aus dem Testamente darthun muß) öfters auch wegen der durch Anstellung des Prozesses verursachten Kosten Sicherheit leisten (damit weder der unschuldige Beklagte, noch der Richter in Nachtheil gerathe). Auch hat die Klage einen bestimmten Zeitpunkt, innerhalb dessen sie allein angestellt werden kann, und nach dessen Verlust sie als erloschen betrachtet wird; dieses nennt man die Verjährung der Klagen. Die Klagen selbst sind ferner, in Beziehung auf ihren Gegenstand und Zweck, in Beziehung auf die Art und Weise, wie sie angestellt werden (z. B. ordentliche oder außerordentliche — summarische Klagen, in welchen unmittelbar die Hülfe des Richters aufgefodert wird); in Beziehung auf Dauer und Verjährung, so wie in Rücksicht auf die Vererbung verschieden. Hat Jemand mehrere Klagen gegen eine und dieselbe Person anzustellen, so entsteht ein Zusammenlauf der Klagen (concursum actionum), welche entweder einen oder verschiedne Gegenstände betreffen. Die Klage in dem angegebenen (engern) Sinne (im weitern nennt man Klage jedes Rechtsmittel, durch welches man vor Gericht sein Recht verfolgt) hat überhaupt zum Zweck, die gerichtliche Verurtheilung des Gegners, und eine Veränderuug, welche dadurch in den Verhältnissen der Partheien vorgehen soll. Ihr entgegen steht die Einrede (exceptio), oder die Einwendung gegen die Klage, welche zur Einlassung auf die Klage gehört, und den Grund enthält (oft heißt auch dieser die Exception), durch welchen sich der Beklagte gegen den Antrag des Klägers schützt. Sie hat mithin den entgegengesetzten Zweck. Die Einreden sind verzögerliche (dilatorische), welche die Anklage wenigstens eine Zeitlang abwenden (z. B. wenn ein incompetentes Gericht abgelehnt wird), oder zerstörliche, welche die Klage ganz unwirksam machen, oder den Prozeß verhindern; schriftliche oder mündliche (nach Beschaffenheit der Klagen). Es wird dem Beklagten zur Beantwortung der Klage, mithin auch zu Einreden, eine gewisse Frist gestattet; eben so dem Kläger zur Replik u. s. f., doch so, daß der Beklagte das letzte Wort haben muß. Nach Einlassung des Beklag-

ten auf die Klage darf der Kläger seinen Klaggrund nicht eher ändern, er müßte denn einen neuen Prozeß anstellen und die Kosten des ersten tragen wollen; eben so sind nach geschehener Einlassung auf die Klage Einreden, welche man zur Zeit der Einlassung schon kannte, unzulässig; was aber der Beklagte nicht ausdrücklich einräumt, wird als abgeläugnet angenommen. Die juristische Lehre von den Klagen und Einreden ist seit Böhmer und Menken am besten von J. L. Schmidt, in seinem practischen Lehrbuche von Klagen und Einreden, 6. Ausg. von Weber, 1803, wozu dessen Sohn einen Commentar geliefert hat (Lpz. 1792), und Weber in seinem Beitrage zu dieser Lehre, 2. Ausg. 1795; ferner von Wehrs, Mößler u. A. bearbeitet worden. Uebrigens darf mit der Klage im bürgerlichen Prozeß nicht die Anklage (denunciatio) oder Anzeige im peinlichen Prozeß verwechselt werden, welche ganz anderer Natur ist. S. Peinliches Verfahren und Prozeß.

Klang ist ein Schall, bei dem sich die Geschwindigkeit und die übrige Beschaffenheit der Schwingungen bestimmen läßt. Siehe Acustik.

Klangfiguren. Wenn man eine gläserne, metallene oder auch hölzerne Scheibe, in horizontaler Richtung auf einer passenden Stelle gehalten oder unterstützt, mit klarem Sand oder einer andern ähnlichen körnigen, trocknen und gleichförmigen Materie bestreut und am Rande mit einem geharzten Violinbogen streicht: so wird gleichzeitig mit dem dadurch erregten Klang der Sand oder die aufgestreute Masse durch die vibrirende Bewegung der Scheibe an den mehrsten Stellen ab- und fortgestoßen werden, an andern aber zurückbleiben und sich anhäufen, so daß sich linearische Figuren auf der Scheibe bilden, die nicht nur Regelmäßigkeit zeigen und unter gleichen Verhältnissen immer auf gleiche Weise wieder erscheinen, sondern auch mit der Form und der Größe der Scheibe und dem darnach hervorgelockten Tone in einem gewissen übereinstimmenden Verhältniß stehen. Es liegt dabei folgendes Gesetz der schwingenden Bewegung tönender Körper zum Grunde. Jeder klingende Körper kann in seiner ganzen Ausdehnung (mit Ausnahme eines oder zweier Punkte, wo er gehalten wird) schwingen; oder er kann auf mannichfaltige Art in Theile relativ sich scheiden, die in entgegengesetzten Richtungen schwingen, während die zwischen diesen Theilen befindlichen Stellen, die man Schwingungsknoten nennt, in Ruhe bleiben. Die Theile, in welche sich der klingende Körper theilt, haben allemal gegen einander ein solches Verhältniß der Größe, als erforderlich ist, um in gleicher Geschwindigkeit schwingen zu können. Mehrere Arten der schwingenden Bewegung und also auch mehrere Töne können zugleich bei einem klingenden Körper Statt haben, ohne daß eine die andre hindert. Jene Knotenlinien, die in Ruhe bleiben, sind es, wo die aufgestreute Masse auch in Ruhe bleibt, während sie von den übrigen Stellen abgestoßen wird und sich nach der Richtung jener Linien anhäuft. Die dadurch hervorgebrachten Figuren aber werden regelmäßig oder unregelmäßig seyn, je nachdem die Scheiben eine regelmäßige Form haben und an Stellen, wo Knotenlinien durchlaufen, gehalten oder befestigt werden, auch die gestrichenen Stellen der Scheiben mit ihnen in einem proportionirten Verhältniß stehen. Chladni hat zuerst diese Erscheinung beobachtet und erklärt und dadurch die Acustik wesentlich bereichert.

Klaproth (Martin Heinrich), königl. preuß. Professor, Obermedizinal- und Sanitätsrath, Ritter des rothen Adlerordens 3ter Klasse, Mitglied der beiden Akademien der Wissenschaften und der Künste zu Berlin, der Akademie zu Paris, und mehrerer andern in und außerhalb Deutschland ꝛc. ꝛc., geb. den 1. Dec. 1743 in Wernigerode, erlernte die Apothekerkunst, durch welche er, bei seinem Forschungsgeiste und Fleiße, auf das Studium der Chemie geführt ward. Seine Verdienste um diese Wissenschaft sind bleibend; er hat sie theils durch Entdeckungen, namentlich mehrerer einfachen Stoffe, theils durch seine mit der höchsten Genauigkeit angestellten Experimente erweitert und bereichert. Unter seinen vielen Entdeckungen nennen wir die Circonerde, das Tellurium, Titanium, Uranium und seine Zergliederung der Meteorsteine. Seine Größe als Chemiker bestand theils in einer glücklichen Combinationsgabe, theils in einem schnellen Ueberblick und in der Diagnose der Körper, theils, und dieß vorzüglich, in einer unglaublichen Fertigkeit und Sicherheit im Experimentiren. Dadurch hat er Vielen vorgearbeitet. Abgeneigt der Speculation weset er allenthalben auf den Weg der Erfahrung hin. Ihm gebühret mit Recht der Name des deutschen Fourcroy. Bis ein Jahr vor seinem Tode hielt er unausgesetzt Vorlesungen über Chemie u. s. w. Von seinen Schriften nennen wir Beitr. z. chemischen Kenntniß d. Mineralkörper, 6 Bde., und sein mit Fr. Wolff gemeinschaftlich bearbeitetes Chemisches Wörterbuch, 5 Bde., nebst 2 später erschienenen Supplementbänden. Auch bearbeitete und supplirte er die Werke eines Green, John u. s. w. Abhandlungen stehen von ihm in vielen Sammlungen. — Nachdem er lange der Besitzer einer Apotheke in Berlin gewesen, verkaufte er selbige und lebte seitdem allein der Wissenschaft und seinen Aemtern. Seine mineralogischen Sammlungen gehören zu den vorzüglichsten in ihrer Art. Dieser verdienstvolle Gelehrte und ächt deutsche Biedermann, ohne Dünkel und Falsch, starb den 1sten Januar 1817.

Klaproth (Heinrich Julius von), des Vorigen Sohn, geb. zu Berlin 11. Oct. 1783, ein ausgezeichneter Sprach- und Geschichtsforscher. Er bildete sich auf dem joachimsthalischen Gymnasium. Aus Neigung beschäftigte er sich mit den asiatischen Sprachen, besonders der chinesischen, schon seit 1797; er fand die besten Hülfsmittel für diese Studien auf der königl. Bibliothek in Berlin. Schon damals ließ er einige Aufsätze über die Geographie von Asien in den geographischen Ephemeriden abdrucken. Im J. 1801 bezog er die Universität Halle. Hier eröffnete er im J. 1802 das asiatische Magazin. (Weimar 1802 flg. 12 H.) In der Mitte desselben Jahres ging er nach Dresden, um die dortige Bibliothek zu benutzen, von da nach Weimar, und im Jahre 1804 nach Berlin zurück. Im April 1805 folgte er einem Rufe der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Petersburg für das Fach der asiatischen Literatur. Er begleitete die nach Peking bestimmte russische Gesandtschaft, unter dem Grafen Golowkin, über Kasan, Perm, Tobolsk, Tomsk und Irkutzk, bis nach Kiächta, und kehrte, da die Gesandtschaft nicht angenommen wurde, im Febr. 1806 nach Irkutzk zurück. Hier verfaßte er, nach einem japanisch-chinesischen Originale, und mit Hülfe des Japaners Nicolai Kolotschin, ein japanisches Wörterbuch in Originalcharakteren, mit deutscher Uebersetzung. Im J. 1806 verließ er Irkutzk, ging über Tomsk und Barnaul nach der Gränzfestung Ust Kamenogorsk am Irtisch, von wo er eine Reise über Buchtarma und

das Altaigebirge nach der chinesischen Festung Tschingistai machte, ging dann den Irtisch aufwärts, bis zum See Dsaisan, im Lande der Dsungaren, dann nach Ust Kamenogorsk zurück, und über Omsk, Ischim, Kasan und Moskwa nach St. Petersburg, wo er im Dec. 1806 wieder eintraf. Im folgenden Jahre ernannte ihn die Akademie zum außerordentlichen Akademiker und zum Hofrath, und der gelehrte Graf Johann Potocki entwarf für ihn einen Reiseplan nach dem Kaukasus und Georgien. Nachdem derselbe von der Akademie genehmigt worden, reiste Klaproth im Sept. desselben Jahres über Moskwa, Tula, Charkow, Tscherkask, Georgiewk und Mosdok, nach Tiflis. In Georgien machte er 1808 verschiedene Reisen, ging dann durch das Terektual nach Mosdok zurück, und von da über die Schneegebirge der Dagunen nach Imereti. Im J. 1809 kam er krank nach St. Petersburg zurück. In demselben Jahre gab er dort heraus: Archiv für die asiatische Literatur, 1 Bd. 4., und eine Abhandlung über den Ursprung und die Sprache der Afghanen, 4. Im J. 1810 arbeitete er einen vollständigen raisonnirenden Catalog aller chinesischen und mandschurischen Bücher der akademischen Bibliothek aus, und hatte eine kurze literarische Fehde mit dem Dr. Antonio Montuci in Berlin, welche eine enge Freundschaft zwischen beiden Streitenden knüpfte, die nebst Remusat die einzigen gründlichen Kenner des Chinesischen im außerrussischen Europa sind. Im Febr. 1811 kam Klaproth nach Berlin, um daselbst mehrere tausend chinesische Buchstaben zum Druck seiner Werke in Holz schneiden zu lassen. Er gab heraus: Leichenstein auf dem Grabe der chinesischen Gelehrsamkeit des Dr. Hager, 1811, 8., und die Inschrift des Yu, 4., zwei Werke von tiefer Gelehrsamkeit, welche zugleich Hagers Chalatanerie aufdecken. Von 1812 — 1814 erschien die Beschreibung seiner Reisen nach dem Kaukasus und nach Georgien, in drei Bdn.; ferner eine Abhandlung über die Sprache und Schrift der Uiguren, 8. Im J. 1813 war Napoleon im Begriff, ihn in Paris anzustellen, als die leipziger Schlacht ihn daran verhinderte. Im J. 1814 erschienen von ihm eine Beschreibung des östlichen Kaukasus, eine Beschreibung der russischen Provinzen zwischen dem caspischen und schwarzem Meere, und Güldenstädts Reise in Georgien und Imereti, u. a. Schriften mehr; auch gab er schätzbare Abhandlungen in den Fundgruben des Orients, und Beitr. zur Forts. des Mithridates von Adelung. So verdanken wir ihm schon jetzt eine vollständige Kenntniß der kaukasischen Länder, und dürften von seiner Gelehrsamkeit noch größere Resultate erwarten, da er im Besitz einziger Materialien für die Geschichte der asiat. Völker des Mittelalters ist. Er besuchte darauf Italien und Frankreich, wo ihn in Paris seine Exécution de l'Automne, eine polemische Schrift, in Händel mit Langlès verwickelte. Er hält sich seit einigen Jahren in Paris auf, läßt dort verschiedene Werke drucken und giebt seine kaukasische Reise neu bearbeitet französisch heraus.

Kleanthes, ein Schüler und Nachfolger Zeno's des Stoikers und einer der berühmtesten Philosophen dieser Sekte im 3ten Jahrh. vor Chr., gebürtig aus Assus in Kleinasien. Noch haben wir von ihm einen trefflichen Hymnus, auf Zeus, der ein merkwürdiges Ueberbleibsel aus dem Alterthum ist. Er ist einzeln herausgegeben mit Anmerk. von Sturz (Leipzig 1785) und griechisch und deutsch nebst einer Darstellung der wichtigsten Lehrsätze der stoischen Philosophie von Claudius (Göttingen 1786).

Kleist (Ewald Christian von) ward am 3. März 1715 zu Zeblin in Pommern aus einem durch mehrere Helden berühmten Geschlechte geboren. Seine Eltern gaben ihm eine vortreffliche Erziehung: im neunten Jahre schickten sie ihn in eine Jesuitenschule nach Cron in Großpolen, im funfzehnten auf das Gymnasium zu Danzig, und im siebenzehnten ging er auf die Universität nach Königsberg, um die Rechte zu studiren. Hier gewann er die Liebe zu den Wissenschaften, die ihn nachher vor Männern seines Standes stets ausgezeichnet hat; hier erwarb er sich eine ausgebreitete Kenntniß der alten Literatur, der Philosophie, der Mathematik und der Rechte, und eine große Fertigkeit in den neueren Sprachen. Von hier reisete er, um sich Kenntniß der großen Welt zu verschaffen, zu seinen Anverwandten nach Dänemark, die ihn bald so lieb gewannen, daß sie ihn für immer an ihr Vaterland zu fesseln wünschten. Er bewarb sich daselbst vergeblich um einige Civilstellen. Daher wählte er, auf Anrathen seiner Anverwandten den Militärstand, und wurde 1736 dänischer Offizier. In dieser Laufbahn studirte er Alles, was in das Gebiet der Kriegswissenschaft gehörte, mit Eifer, verließ aber den dänischen Dienst bald, ging gleich bei dem Antritte der Regierung Friedrichs II. nach Berlin, und wurde dem Könige vorgestellt, der ihn zum Lieutenant bei des Prinzen Heinrichs Regimente ernannte. Die Feldzüge, die der König in den ersten Jahren seiner Regierung unternahm, verschafften ihm Gelegenheit, seine militärischen Talente auszubilden. Im Grunde scheint er jedoch nie wahre Neigung für den Soldatenstand, den ihn nur der Zufall wählen ließ, empfunden, auch sich nur durch die Vorstellung seiner Pflicht, und die Bewunderung seines großen Königs mit demselben versöhnt zu haben. Dieser Streit seines Schicksals mit den Wünschen seines Herzens, welche nur Ruhe beabsichtigten, verbunden mit einer unglücklichen Liebe, die sich seit 1738 entspann, hat ihn auch vielleicht zum Dichter gemacht, oder doch seinen Gedichten den Hauptcharakter der sanften Schwermuth, der in ihnen herrscht, aufgedrückt. Sein ältestes Gedicht ist an seinen Schulfreund, den Rittmeister Adler, 1739 geschrieben. Nicht leicht machte ein deutsches Gedicht, und zwar von einem noch unbekannten Verfasser, ein so schnelles Glück, als sein Frühling, welcher zuerst 1749 blos für die Freunde des Verfassers gedruckt wurde. Kleist hatte ein sehr glückliches Talent, Gegenstände der sichtbaren Natur zu schildern, wozu seine einsamen Spaziergänge viel beitrugen, die er (nach Göthe, aus meinem Leben 2 Th.) seine poetische Bilderjagd nannte. Im J. 1757 wurde Kleist Obrist-Wachtmeister bei dem Hausenschen Regimente, welches von Halle nach Leipzig in Garnison kam. In Leipzig verschaffte er sich Gellert's und Weiße's vertrauten Umgang. Nach der roßbacher Schlacht übertrug der König Kleisten die Aufsicht über das leipziger große Lazareth. Im J. 1759 focht er unter dem Prinzen Heinrich in der kunnersdorfer Schlacht, erhielt zwölf starke Contusionen, und wurde in die beiden ersten Finger der rechten Hand verwundet, so daß er den Degen in der linken halten mußte. Er hatte mit seinem Bataillon bereits drei Batterien erobert, führte es darauf gegen die vierte an, wurde durch eine Kugel in den linken Arm verwundet, nahm den Degen wieder in die verwundete rechte Hand, drang weiter vor, und war nur noch 30 Schritte von dieser letzten Batterie entfernt, als ihm durch einen Kartätschenschuß das rechte Bein zerschmettert wurde. Man trug ihn hinter die Fronte; ein Feldscheer wollte ihn eben verbinden, als dieser in den Kopf geschossen wurde. Bald dar-

auf kamen die Kosaken, zogen ihn nackt aus und warfen ihn in einen Sumpf. In der Nacht fanden ihn einige russische Husaren, zogen ihn aufs Trockne und bedeckten ihn mit einem Mantel. Einer von ihnen wollte ihm einen halben Gulden geben; Kleist weigerte sich, ihn anzunehmen; aber der Husar warf das Geld mit edlem Unwillen auf eben den Mantel, womit er ihn bedeckt hatte, und ritt davon. Die Kosaken kamen am Morgen wieder, und beraubten ihn nochmals. Gegen Mittag ließ ihn ein russischer Offizier, der vorbei ging, und dem sich Kleist entdeckte, nach Frankfurt an der Oder bringen. Elf Tage nach der Schlacht trennten sich die zerschmetterten Knochen und zerrissen eine Pulsader, worauf er am 24sten Aug. 1759 an einer Verblutung starb. Sein Freund Uz hat ihm ein würdiges Grablied gesungen, und Nicolai durch das Ehrengedächtniß, das er ihm schrieb, das erste Beispiel einer guten deutschen Biographie gegeben. Durch seine Talente und seinen vortrefflichen Charakter hatte sich Kleist nicht nur die Freundschaft der besten Köpfe seiner Nation erworben, sondern auch jeder gebildete Deutsche zollte ihm Bewunderung; und sein Name wird in der deutschen Literatur, welche er zuerst mit bilden half, unvergeßlich sein. Seine Schriften sind zuletzt unter folgendem Titel erschienen: Ewald Christian von Kleist's sämmtliche Werke. Von Wilh. Körte. 2 Thle. Berl., 1803. gr. 8.

Kleist (Heinrich von), dieser Dichter war d. 10. Oct. 1777 zu Frankfurt a. d. O. geb., trat in königl. preuß. Kriegsdienste, wurde Lieutenant, dann Assessor der Kammer zu Königsberg, und privatisirte seit 1807 zu Dresden. In dem Feldzuge am Rhein bildete sich seine Freundschaft mit Fouqué. Späterhin lebte er zu Berlin, wo er seine Geliebte Adolphine Sophie Henriette Vogel, geb. Keber, und sich am 21sten Nov. 1811 in einem nahe bei Potsdam gelegenen Gehölze am heiligen See erschoß. Man muß ihm den Dichterberuf allerdings zuerkennen, und bedauern, daß er nicht länger unter uns geweilt, um sich mehr und mehr auszubilden. Denn eine Eigenthümlichkeit der Erfindung, ein ungemeiner Schwung und Flug der Phantasie, ein tiefes zartes Gefühl, das mit holder Gemüthlichkeit sich den Gegenständen hingibt, und liebend auf ihnen verweilt, eine seltene Kraft und Gesundheit der Charakteristik, die des Plastischen sich erfreut, ja eine nicht gemeine Ironie, und überhaupt eine sprudelnde Lebensfülle verrathen seine Werke. Diese sind: die Familie Schroffenstein, ein Trauerspiel; Penthesilea, ein Trauerspiel; Amphitryon; der zerbrochene Krug, ein Lustspiel; das Käthchen von Heilbronn oder die Feuerprobe, ein historisches Ritterspiel, und endlich zwei Bändchen Erzählungen. Die Familie Schroffenstein ist ein Werk, das bei manchen kleinen Flecken doch zu den bessern gehört, die aus der Tiefe der Zeit, wenn auch nicht ganz schlackenlos, sich hervorgehoben. — Noch tiefer aus den Abgründen des Geistes ist das Käthchen von Heilbronn gegriffen. Wol ist die Symmetrie des Baues hier zuweilen verletzt, durch gehäufte und in die Handlung nicht scharf und stetig eingreifende oder umrissene Figuren. Dafür aber sind auch viele an und in der Handlung sich entwickelnde eigenthümlich und scharf gezeichnet, und der Styl so frei, großartig und üppig, daß er mit Wahrheit das Gemüth ergreift. Im Käthchen ist der tiefe, dunkle Abgrund der Liebe mit tief geheimen seelenvollem Zauber erschlossen. — In der früher erschienenen Penthesilea ist die Liebe in der Brust der Scythia, einer Amazonenkönigin, mit ihrer

schicksalverhängten, tiefdunkeln Gewalt, gemischt mit dem durch Sitte genährten rauhen Männerstolz, in weicher Frauenbrust, und mit ihrem milden Kosen dargestellt. — Auch für das Lustspiel zeigte Kleist einen ungemeinen Sinn. Der zerbrochene Krug, wenn er auch unsern, für das Komische nicht empfänglichen Zeiten nicht zusagen sollte, enthält einen Schatz von Laune und Witz. Alles ist scharf und keck gezeichnet und greift rasch in einander. Manchen üppigen Sproß des Humors möchte man doch nicht wegwünschen, denn jeder offenbart des Dichters übersprudelnden, regen, frischen Geist. Daß das Ganze im Kleinen und Gemeinen sich bewegt, wird wol Niemand tadeln, wer überlegt, daß das Komische überhaupt das Widerspiel des Schönen ist. — Amphitryon, die bekannte Mythe, ist von Kleist mit gutmüthiger Treue dem Molierischen Lustspiele nachgebildet; nur ist einerseits der lockere französische Frevel verwischt, andererseits Jupiter und Alkmene edler und zarter gehalten. Das Ganze beurkundet einen, zu heiligem, innigem Ernst, wie zu leichtem, geistreichem Scherze gleich aufgelegten und mit Liebe sich hinneigenden Geist. — Unleugbar hatte sich in ihm ein vorzüglicher dramatischer Genius unserm schlaffen, und in trüber, mit moralischen Floskeln behangenen Empfindseligkeit dahin treibenden Zeitalter angekündigt. Aber auch seine Erzählungen zeichnen sich durch Reichthum und Ueppigkeit der Erfindung, durch raschen Fortgang der Handlung, in und mit welcher zugleich sich die Charaktere entwickeln, durch lebendige, scharfe Zeichnung der Charaktere, durch tiefes Gefühl, ja durch eine seltene Gediegenheit des Styls aus. Auch durch sie zieht nicht selten etwas Mystisches hin, welches in der Darstellung wunderbar erschüttert, wie z. B. in der H. Cäcilie. Vor Allem ist wol die längere Erzählung Michael Kohlhaas für gelungen zu achten. Der Farbenton des Ganzen, den Kleist immer mit kühnem Pinsel gab, ist hier unnachahmlich und einzig wahr, die Gruppirung einfach und klar. Auch dem Zweikampfe kann man die Bewunderung nicht versagen. Die Verlobung in St. Domingo ist durch eine nicht gelungene Bearbeitung für die Bühne von einem talentvollen, muthig für die Idee deutsches Volksthums gefallenen Jünglinge, bekannter geworden, unter dem Titel Toni. Wa.

Kleist von Nollendorf. Emil Friedrich Graf Kleist von Nollendorf, Königl. Preußischer General der Infanterie und commandirender General in der Provinz Sachsen, ward zu Berlin im J. 1762 geboren. Früh dem Kriegsdienst gewidmet, wohnte er bereits dem Feldzuge von 1778 bei, ward dann später Adjutant des Feldmarschalls von Möllendorf, dann im Generalstabe angestellt, in welchem er zum Capitain aufgerückt die Rheincampagnen mitmachte, und durch seltene Entschlossenheit zum glücklichen Ausgange des Gefechts am 2. October 1792 beitragend, den Verdienstorden erwarb. Nachdem er einige Jahre lang als Commandeur eines Grenadier-Bataillons bewiesen, daß auch damals schon Humanität gegen den Soldaten weiter führe als strenger Despotism, trat er 1803 in den bedeutungsvollen Wirkungskreis des vortragenden General-Adjutanten des Königs. Er muß diesen Posten trotz des Tadels des Herrn von Massenbach sehr zur Zufriedenheit seines Herrn ausgefüllt haben, denn er blieb fünf Jahre darin, und schied nur daraus, um ein nicht unbedeutendes Commando zu übernehmen. Nach der Schlacht von Auerstädt dem Könige folgend, ward er unter andern von demselben an Napoleon (im Hauptquartier Osterode) abgeschickt, um auf

die durch den General Bertrand gemachten Friedensvorschläge zu entgegnen. Bei der Rückkehr der vaterländischen Truppen als General-Major und Chef der Westpreußischen Brigade in Frankfurt an der Oder angestellt, erhielt er bald einen neuen Beweis des Vertrauens seines Monarchen, indem ihn dieser, als nach Schills bekanntem Auszuge der bisherige Commandant von Berlin Chazot diese Stelle niederlegte, dazu bestimmte: wer die damaligen Verhältnisse kennt, wird wissen, welches Maaß von Fähigkeit, Energie und Gewandheit erfodert wurde, um in diesem Posten allen Ansprüchen der Regierung zu genügen. Er hat das Problem vollkommen befriedigend gelöst. Der Krieg von 1812 rief auch ein Preußisches Armee-Corps ins Feld, bei welchem der G. M. von Kleist angestellt ward und rühmlichen Antheil an den Gefechten nahm, in welchen diese ganz gegen ihre Wünsche fechtenden Truppen eben so sichre Beweise der Tapferkeit als der Hingebung in die Befehle des Königs ablegten. Die Convention, welche General York schloß, ist bekannt. Man brauchte die dadurch erlangte Muse zu den eifrigsten Rüstungen zum Kriege gegen Frankreich, in welchem der Held sich das ewige dankbare Andenken seines Vaterlandes erringen sollte. Wir finden den Generallieutenant von Kleist am Ende des Monats März vor Wittenberg wieder, welches damals bloquirt ward. Als die große verbündete Armee die Elbe überschritt, folgte das Corps des Generallieutenants von Kleist dieser Bewegung über Dessau und besetzte den Saalübergang bei Halle, dessen patriotische Bewohner die langersehnten Befreier mit Jubel aufnahmen. Am 28. April mit Uebermacht angegriffen, hielt der General den Posten mit großem Verlust den ganzen Tag, um der Stadt die Greuelscenen eines Sturms zu ersparen, und zog sich darauf über Schkeuditz zurück. Es ist wohlthuend zu erwähnen, daß die Einwohner von Halle das was damals für sie geschehen würdigend, sich bei erster Gelegenheit beeilten, ihrem Retter so rührende als achtungswerthe Beweise ihres Dankgefühls zu geben. In der Schlacht von Bautzen fand der Generallieutenant von Kleist zuerst Gelegenheit, seinen Feldherrnberuf auf das glänzendste zu bewähren. Unter den Augen des Kaisers Alexander und seines Königs so wie der ganzen Armee vertheidigte er den ganzen 20sten May mit geringen Kräften den Spree-Uebergang bei Burg, und zog sich erst zurück, als der General Miloradowitsch Bautzen verlassen hatte, auf das schmeichelhafteste von Alexander belobt, der seinen General auf dieses ruhmwürdige Beispiel aufmerksam gemacht haben soll. Es ist bekannt, daß der General von Kleist es war, der als Preußischer Bevollmächtigter den Waffenstillstand mit abschloß; er commandirte nach Ablauf desselben das Corps, welches nebst den Garden zur großen Oesterreichischen Armee in Böhmen stieß. Nachdem sein Corps an der Schlacht von Dresden Antheil genommen hatte und dem allgemeinen Rückzuge folgte, trat die Catastrophe ein, in welcher dem Helden nur die verhängnißvolle Wahl zwischen Tod oder Gefangenschaft zu bleiben schien; Vandamme war bereits auf nähern Wegen mit 40,000 M. in Böhmen eingedrungen, der Rückzug abgeschnitten. Da faßte der General ganz von selbst den kühnen Entschluß, sich das Gebürge herab gerade in den Rücken des Feindes zu werfen. Die Lage der Dinge ward den Truppen nicht verheimlicht, ein Theil blieb zur Sicherung des eignen Rückens auf den Höhen von Peterswalde stehen, der Rest stürmte (am 30. August) in das Thal von Culm hinab, die Schlacht entscheidend, die Böhmen und einen großen Theil der verbündeten

Armee rettete. So ließ die kalte Entschlossenheit des Generals und seiner Truppen Muth das ihnen zugedachte schmähliche Geschick auf den Gegner zurückfallen und erwarb dem Helden einen Namen, den die Erinnerung an diesen ruhmvollen Tag auf späte Geschlechter fortpflanzen wird. Wir übergehen die übrigen Gefechte in den Böhmischen Grenzgebirgen, um sogleich des Antheils zu erwähnen, den der General von Kleist an der Schlacht bei Leipzig nahm, wo er auf dem linken Flügel der großen Armee bei Markkleberg, Gossa und Wachau sich aufs neue Ansprüche auf den Dank des Vaterlandes und einen Ehrenplatz in seiner Geschichte erwarb. Das Corps des Generals bloquirte sodann Erfurt und folgte, als die französische Garnison sich in die Citadellen zurückgezogen, dem Heer nach Frankreich, wo es bei der Schlesischen Armee eben noch ankam, um die Reihe von Unfällen, die sie rasch nach einander trafen, durch das Gefecht bei Joinvillers (am 14. Febr. 1814) zu beschließen. Die großen Vortheile, welche der linke Flügel der Armee bei Laon am 9. May erfochten, wurden durch den Entschluß der Generale von York und von Kleist, den Feind am Abende zu überfallen, errungen. Daß sie nicht zu noch glänzendern Resultaten führten, lag wenigstens nicht an diesen Männern. Nach dem Gefecht bei Claye (29. März), wo der General persönlich eine Brigade zum Sturm eines Vorwerks führte, rückten die Armeen bekanntlich vor Paris, wo der Friede eine bessere Ordnung der Dinge herstellte und befestigte. Von dem Könige zum Grafen Kleist von Nollendorf erhoben, mit einem Infanterie-Regimente (1stes Westpreußisches das 6te in der Armee) beliehen, folgte er dem Monarchen nach England und übernahm später das Commando der am Rheine stehen bleibenden Armee. Es war ihm bei Napoleons Rückkehr gewiß mit weiser Auswahl das Norddeutsche Bundes-Corps, so wie das 2te Preußische Corps übergeben worden. Ehe er es indeß vor den Feind führen konnte, überfiel ihn eine langwierige gefährliche Krankheit, die jede Theilnahme an den nachherigen Ereignissen hemmte. Bei der neuen Eintheilung der Preußischen Monarchie in Provinzen und Militärabtheilungen, vernahmen die Bewohner der Provinz Sachsen mit hoher Freude, daß der König ihnen in dem General von Kleist einen Mann zum commandirenden General gegeben, dem der Ruf so vieler menschlichen und geselligen Tugenden vorherging. Das dabei bewiesene Vertrauen des Königs ist eben so sehr als die frohen Hoffnungen der Unterthanen gerechtfertigt worden, und wenn das Gefühl geehrt und geliebt zugleich zu sein, etwas Beglückendes hat, so wird der Held bei einem Rückblicke auf sein thatenreiches Leben gewiß auch gern bei dem Gedanken verweilen, daß in dieser ganzen Provinz nur ein Gefühl, der dankbaren Verehrung und Liebe, für ihn herrscht. L.

Klerus, ist die aus der griechischen Sprache stammende Benennung des geistlichen Standes, mit welcher derselbe im Gegensatze gegen die Laien bezeichnet wird. Das griechische Wort bedeutet: Eigenthum, Erbtheil, und der geistliche Stand ward darum Klerus genannt, weil man ihn auszeichnen, ehren und andeuten wollte, daß er in einem besondern Sinne Gottes Eigenthum und Erbtheil sei. Der Klerus (man sagt auch die Kleriker) ward in der alten Kirche in den hohen und niedern getheilt. Zu dem ersten gehörten die Bischöfe, Presbytern (Aelteste) und Diakonen; zu dem letztern alle übrige geistliche Personen. Von dem Worte Klerus kommt die Benennung

Klerisei her, mit welcher man die die gesammte Geistlichkeit eines Landes oder einer Stadt bezeichnet. S. d. Art. Geistlichkeit. N.

Klinger (Friedrich Maximilian von), geb. zu Frankfurt a. M. im J. 1753, gehört zu denen, durch deren Kraft und eigenthümliches Streben vor nun etwa 40 Jahren jene neue Periode unserer Literatur geschaffen wurde, welche man nach dem Titel eines Klingerschen Schauspiels die Sturm- und Drangperiode benannt hat. Auch ihn begeisterte der Genius Shakspeare's, und seine Jugendkraft gefiel sich im Excentrischen. Da es wirkliche Kraft war, die ihn hob und drängte, so durfte er das schon wagen, und das kühne Wagstück wurde vom glücklichsten Erfolge gekrönt. So hatte noch kein deutscher Dichter alle Leidenschaft in Bewegung gesetzt, als er in seinen Zwillingen, so gewaltig hatte noch keiner in die Saiten des Herzens gegriffen und die Phantasie entzügelt. Was Wunder, wenn ihm die Bewunderung des ganzen Publicums ward! Die größere Bewunderung verdient indeß, daß er mit seiner Kraft sich selber bändigte, und durch seine Virtuosität sich nicht lange auf Abwege leiten ließ. Uebung und Umgang, sagt er selbst, hätten ihn von überspannten Idealen zurückgebracht und ihn in Gesinnungen der wirklichen Welt genähert: das bürgerliche Leben müsse Jeden lehren, daß Einfachheit, Ordnung und Wahrheit die Zauberruthen wären, mit denen man an das Herz anschlagen müsse, wenn es ertönen solle. Wie sehr macht uns ein solches Geständniß bedauern, nicht mehr von dem Leben dieses Mannes zu wissen. Zum Glücke hat Göthe, sein Landsmann und Jugendfreund, uns in den Stand gesetzt, den Mangel einigermaßen zu ersetzen. „Klingers Aeußeres, sagt er, war sehr vortheilhaft. Die Natur hatte ihm eine große, schlanke, wohlgebaute Gestalt und eine regelmäßige Gesichtsbildung gegeben; er hielt auf seine Person, trug sich nett. Sein Betragen war weder zuvorkommend noch abstoßend, und, wenn es nicht innerlich stürmte, gemäßigt. Er empfahl sich durch eine reine Gemüthlichkeit, und ein unverkennbar entschiedener Charakter erwarb ihm Zutrauen. Auf ein ernstes Wesen war er von Jugend auf hingewiesen; er, nebst einer eben so schönen und wackern Schwester, hatten für eine Mutter zu sorgen, die, als Witwe, solcher Kinder bedurfte, um sich aufrecht zu erhalten. Alles, was an ihm war, hatte er sich selbst verschafft und geschaffen, so daß man ihm einen Zug von stolzer Unabhängigkeit, der durch sein Betragen durchging, nicht verargte. Entschiedene natürliche Anlagen, leichte Fassungskraft, vortreffliches Gedächtniß, Sprachengabe besaß er in hohem Grade; aber Alles schien er weniger zu achten, als die Festigkeit und Beharrlichkeit, die sich ihm, gleichfalls angeboren, durch Umstände völlig bestätigt hatten. Einem solchen Jünglinge mußten Rousseau's Werke vorzüglich zusagen. Emil war sein Haupt- und Grundbuch, und jene Gesinnungen fruchteten um so mehr bei ihm, als sie über die ganze gebildete Welt allgemeine Wirkung ausübten, ja bei ihm mehr, als bei Andern. Denn auch er war ein Kind der Natur, auch er hatte von unten auf angefangen; das, was Andere wegwerfen sollten, hatte er nie besessen; Verhältnisse, aus welchen sie sich retten sollten, hatten ihn nie beengt: und so konnte er für einen der reinsten Jünger jenes Naturevangeliums angesehen werden, und in Betracht seines ernsten Bestrebens, seines Betragens als Mensch und Sohn, recht wol ausrufen: Alles ist gut, wie es aus den Händen der Natur kommt! Aber auch den Nachsatz: Alles verschlimmert sich unter den Händen der Menschen! drängte ihm eine widerwärtige Erfahrung auf.

Er hatte nicht mit sich selbst, aber außer sich mit der Welt des Herkommens zu kämpfen, von deren Fesseln der Bürger von Genf uns zu erlösen gedachte. Weil nun in des Jünglings Lage dieser Kampf oft schwer und sauer ward, so fühlte er sich gewaltsamer in sich zurückgetrieben, als daß er durchaus zu einer frohen und freudigen Ausbildung hätte gelangen können: vielmehr mußte er sich durchstürmen, durchdrängen; daher sich ein bitterer Zug in sein Wesen schlich, den er in der Folge zum Theil gehegt und genährt, mehr aber bekämpft und besiegt hat. In seinen Productionen zeigt sich ein strenger Verstand, ein biederer Sinn, eine rege Einbildungskraft, eine glückliche Beobachtung der menschlichen Mannigfaltigkeit, und eine charakteristische Nachbildung der generischen Unterschiede. Seine Mädchen und Knaben sind frei und lieblich, seine Jünglinge glühend, seine Männer schlicht und verständig, die Figuren, die er ungünstig darstellt, nicht zu sehr übertrieben, ihm fehlt es nicht an Heiterkeit und guter Laune, Witz und glücklichen Einfällen; Allegorien und Symbole stehen ihm zu Gebot; er weiß uns zu unterhalten und zu vergnügen, und der Genuß würde noch reiner seyn, wenn er sich uns den heitern bedeutenden Scherz nicht durch ein bitteres Mißwollen verkümmerte. Doch dieß macht ihn eben zu dem, was er ist, und dadurch wird ja die Gattung der Lebenden und Schreibenden so mannichfaltig, daß ein Jeder, theoretisch, zwischen Erkennen und Irren, practisch, zwischen Beleben und Vernichten hin und wieder wogt. Klinger gehört unter die, welche sich aus sich selbst, aus ihrem Gemüth und Verstande heraus zur Welt gebildet hatten. Jenes Beharren eines tüchtigen Charakters aber wird um desto würdiger, wenn es sich durch das Welt- und Geschäftsleben durch erhält, und wenn eine Behandlungsart des Vorkömmlichen, welche Manchem schroff, ja gewaltsam scheinen möchte, zur rechten Zeit angewandt, am sichersten zum Ziele führt. Dieß geschah bei ihm, da er ohne Biegsamkeit, aber desto tüchtiger, fester und redlicher, sich zu bedeutenden Posten erhob, sich darauf zu erhalten wußte, und mit Beifall und Gnade seiner höchsten Gönner fortwirkte, dabei aber niemals weder seine alten Freunde, noch den Weg den er zurückgelegt, vergaß. Ja er suchte die vollkommenste Stetigkeit des Andenkens, durch alle Grade der Abwesenheit und Trennung, hartnäckig zu erhalten; wie es denn gewiß angemerkt zu werden verdient, daß er, als ein anderer Willigis, in seinem durch Ordenszeichen geschmückten Wappen, Merkmale, seiner frühesten Zeit zu verewigen nicht verschmähte." Man sieht aus diesem Letzteren, daß Klinger bürgerlicher Herkunft ist, und seine Eltern durch keinen hohen Stand ausgezeichnet waren; desto ehrenvoller für ihn, daß er durch eigene Kraft emporstig. Er war in der Zeit seiner ersten Blüthe Theaterdichter bei der seilerschen Gesellschaft, und lebte eine Zeitlang in Weimar, von wo er nach Rußland ging, um sein Glück zu suchen. In Petersburg begünstigte ihn der Zufall, daß er der großen Kaiserin früher bekannt ward. Seit 1780 trat er als Offizier in russische Dienste, wurde nachher Vorleser bei dem Grosfürsten Paul, ging im Generalstabe des Prinzen von Wirtemberg mit nach Taurien, und wurde bei seiner Rückkehr, mit dem Charakter eines Majors, als Director der Ritterakademie angestellt. Auf der schlüpfrigsten Laufbahn, umgeben von einer luxuriösen Welt, unter mißlichen Verhältnissen, zu einer Zeit, wo fester Männlichkeit und kühnem Muthe wol gar Gefahr drohte, stand er fest in Behauptung hoher moralischer Kraft, und erhielt sich stets ein unwandelbares Vertrauen. Selbst Kaiser Paul ver-

zieh ihm seine männliche Geradheit; unter Alexanders Regierung ward er zu noch höherer Wirksamkeit hervorgezogen. Er wurde General, Ritter des St. Annen-Ordens, Curator der Universität Dorpat, Präsident zweier wichtigen Departements, Director der Cadettenschule, und wirkte in allen diesen Beziehungen mit dem erfreulichsten Erfolge. Im J. 1820 nahm er seine Entlassung, behielt jedoch seinen vollen Gehalt. Bei allem diesem Wirken in der bürgerlichen Welt hat die poetische Welt Klingern nicht verloren, der aber freilich eine Ansicht von der Poesie und dem Dichten gewonnen hatte, von der sich unsere Aesthetiker nichts träumen ließen. Eine hohe, moralische Stimmung, einen mit edeln, großen Gedanken beschäftigten Geist, eine durch den Charakter bestimmte, kräftige Denkungsart, einfache Sitten, Gefallen an einer beschränkten Lebensweise, völlige Unkenntniß der Glücksjägerei, der schleichenden Mörderin des Besten im Menschen, wer hätte denn die von dem Dichter gefodert? Wie eine solche Theorie in ihm entstand, wie erst die wirkliche Welt blos durch den dichterischen Schleier sich seinem Geiste darstellte, wie die Dichterwelt bald darauf durch die wirkliche erschüttert ward, und dann doch den Sieg behielt, weil der erwachte, selbstständige, moralische Sinn Licht durch die Finsterniß verbreitete, die des Dichters Geist ganz zu verdunkeln drohte, darüber wird der achtsame Leser manches Bekenntniß in dieses Dichters interessanten Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und Literatur leicht ausfinden. Ganz in diesem Sinne entwarf er eine Reihe von Romanen: Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt; Geschichte Giafars, des Barmeciden; Geschichte Raphaels de Aquillas; die Reisen vor der Sündfluth; der Faust der Morgenländer; Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit; der Weltmann und der Dichter (in jeder Hinsicht sein gelungenstes Meisterwerk); Sahir, Eva's Erstgeborner im Paradiese. Diese Werke umfassen alle natürliche und erkünstelte Verhältnisse des Menschen, dessen ganzes moralisches Dasein, und berühren alle Punkte desselben, Gesellschaft, Religion, hohen idealen Sinn, die süßen Träume einer andern Welt, die schimmernde Hoffnung auf reineres Dasein über dieser Erde. Natürlich ist der Ton seiner verschiedenen Romane verschieden, und eben so verschieden der Eindruck, den sie im Gemüthe des Lesers hinterlassen. Das Herz, das im Faust sich zerrissen fühlt, wird im Giafar und Raphael stark und erhoben. Will der kalte Verstand die Blüthe des Lebens vertrocknen, so wird sie im Faust der Morgenländer durch das Herz belebt. Erregten der Weltmann, der Dichter und die Geschichte eines Deutschen eine milde Trauer, so wird Sahir diese mild verscheuchen. Es ist unmöglich, die Werke dieses Geistes zu lesen, ohne reicher an Welt- und Menschenkenntniß, reicher an hohen, kräftigen Gedanken, reicher an edlen Gesinnungen und Gefühlen, aufgelegter zur Tugend und zum Kampfe für sie, hingegebener der Natur und ihren einfachen reuelosen Genüssen von der Lectüre zurückzukehren. Es ist daher so dankenswerth als erwünscht, daß Klinger sich entschloß, in einer neuen Sammlung seiner Werke das Reinste, was er empfunden, das Edelste, was er gewollt, das Beste, was er gedacht, in möglichster Vollendung der Nachwelt zu hinterlassen. (Klingers Werke, in zwölf Bänden, Königsberg, 1809. 8. Vergl. Leipziger Literatur-Zeitung, Nr. 186. Jahrgang 1815.)

dd.

Klippfisch, s. Kabeljau.

Klockenbring (Frdr. Arn.) Geh. Canzlei-Secretär in Hannover, geb. 31. Juli 1742, im Lüneburgischen Flecken Schnackenburg, gest. d. 12. Juni 1795 in Hannover. Weder die Schicksale noch die Schriften dieses übrigens gewandten und geistreichen Mannes würden ihm einen Platz in unserem Lexicon verschaffen, da erstere weder außerordentlich sind, noch diese ihr Zeitalter überlebten. Es thut dieß allein der merkwürdige Umstand, daß er über die pasquillantischen, niedrig obscönen Verunglimpfungen, welche sich Kotzebue in dem berüchtigten Buch: Bahrdt mit der eisernen Stirn, (1790) wegen seiner Verbindungen mit Nicolai und seines Antheils an der Allg. deutschen Bibliothek mit eigener eisernen Stirn gegen ihn erlaubte, mehrere Jahre wahnsinnig wurde, bis ihn der bekannte Arzt Hahnemann wieder heilte.

Klopstock (Friedrich Gottlieb), einer der größten Dichter der Deutschen, ward zu Quedlinburg am 2. Jul. 1724 geboren. Sein Vater, anfangs queblinburgischer Commissionsrath, ein sehr origineller Mann, der sich oft mit Ahnungen und Teufelserscheinungen befaßte, hatte nachher das Amt Friedeburg im Mansfeldischen gepachtet, wo unser Klopstock im ländlichen Aufenthalte sein Knabenalter glücklich verlebte, und hernach das Gymnasium zu Quedlinburg besuchte. Im 16ten Jahre kam er auf die Schulpforte bei Naumburg. Hier entwikkelte sich zuerst sein Charakter als Mensch und als Dichter. Unter dem hiesigen verdienten Rector Freitag vervollkommnete er sich in den alten Sprachen, gewann immer mehr Vorliebe für die classischen Schriftsteller, machte selbst mehrere poetische Versuche, und faßte schon hier den Entschluß, irgend ein großes episches Gedicht zu fertigen, obgleich er in der Wahl des Stoffes nicht mit sich einig werden konnte, und ihm damals vorzüglich Kaiser Heinrich der Vogler, als würdiger Gegenstand einer Epopee vorschwebte. Im Jahre 1745 verließ er Pforte, ging dann nach Jena, studirte hier Theologie, und entwarf schon im Stillen die ersten Gesänge der Messiade. In Leipzig, wohin er sich schon im folgenden Jahre begab, lernte er nun Cramer, Schlegel, Rabener, Zachariä u. a. m. kennen, die damals die bremischen Beiträge herausgaben, in welchen dann zuerst die drei Gesänge seines Messias erschienen. Bald wurde ihm der Aufenthalt in Leipzig unangenehm, da mehrere seiner Freunde die Akademie verliessen, und so ging auch er 1748 nach Langensalza in das Haus eines Verwandten, Weiß, über dessen Kinder er die Aufsicht übernahm, und wo er Schmidts Schwester, die in seinen Oden so oft besungene Fanny, persönlich kennen lernte, und mit der heißesten Zärtlichkeit liebte, deren Gegenliebe er aber nicht fand. Die Erscheinung seiner Messiade erregte damals außerordentliches Aufsehen, und zog ihm eben so viel Bewunderung als Tadel zu. Ein Theil verehrte den Sänger des Messias wie einen heiligen Dichter und Propheten des alten Bundes; man sah sein Werk als ein Religionsbuch an, und den Dichter nannte man nur mit Ehrfurcht. Andere, namentlich alte Theologen, glaubten, die Religion werde durch seine verwegenen Dichtungen entweiht. Ja ein ehrlicher Dorfpfarrer kam ausdrücklich zu ihm und bat ihn in allem Ernste, „er möchte um Gottes und um der Religion willen den Abadonna (einen abgefallenen Engel) ja nicht selig werden lassen.“ Daß auch tadelnde Kritiken erschienen, war wol um so weniger zu verwundern, je weniger damals das richtige Verständniß dieses Gedichtes zu erwarten war. Klopstocks Ruhm wurde dadurch nur noch

mehr erhöht. Den stärksten Eindruck hatte sein Gedicht in der Schweiz gemacht. Kein Wunder, daß ihn Bodmer und seine Freunde wiederholt einluden, in die Schweiz zu kommen. Klopstock nahm es an, und reisete mit Sulzer im Sommer 1750 nach Zürich, wo Alles aufgeboten wurde, ihm seinen Aufenthalt angenehm, und wo möglich zu seinem immerwährenden Wohnorte zu machen. Man bewunderte ihn hier mit einer Art heiliger Ehrfurcht. Auch fand er es hier und in mehreren Kantonen, in welche er eine Lustreise machte, äußerst reizend, und auf schweizerischem Grund und Boden keimten jene großen Ideen von Vaterland, Freiheit und deren heldenmüthigem Vertheidiger Herrmann. Auch in Dänemark hatte man die drei ersten Gesänge seines Messias, hauptsächlich durch Bernstorf kennen gelernt, und Klopstock wurde, mit einem Gehalte von 400 Thalern, nach Copenhagen eingeladen, um seinen Messias zu vollenden. Er reisete 1751 ab, machte seine Reise über Braunschweig und Hamburg, und hier lernte er, durch einen Brief von Gärtner an eine eigentlich strenge Leserin seiner Gesänge empfohlen, in dieser selbst das geistreiche Mädchen, Meta (eigentlich Margaretha) Moller, kennen, über welche er Fanny bald vergaß. In Copenhagen, von wo er mit ihr Briefe wechselte, wurde er von Bernstorf mit Freundschaft und hoher Achtung aufgenommen: er blieb den Winter über in Copenhagen, wurde dann im folgenden Sommer durch seinen Freund Moltke dem Könige Friedrich V. vorgestellt. Da dieser im Sommer 1752 eine Reise nach Holstein machte, benutzte Klopstock die Gelegenheit, zu seiner geliebten Meta nach Hamburg zurückzukehren, wo er sich den ganzen Sommer aufhielt, zwar wieder nach Dänemark mit dem Könige zurückkehrte, auch das Jahr 1753 hier noch zubrachte, aber im Sommer 1754 abermals nach Hamburg reisete, und am 10ten Juni sich mit Meta verband. Leider genoß er das Glück der ehelichen Liebe nicht lange: der Tod entriß sie und ein noch ungebornes Kind dem Dichter (1758), an dem sie mit der reinsten, innigsten Liebe hing; er begrub sie in dem Dorfe Ottensen bei Hamburg, und setzte ihr dort die einfache schöne Grabschrift:

Saat gesäet von Gott,
Am Tage der Garben zu reifen.

In den J. 1759 — 1763 war er abwechselnd in Braunschweig, Quedlinburg und Blankenburg. Am letztern Orte entspann sich zwischen ihm und einem Mädchen, das er poetisch Done nennt, eine neue Liebe; doch widerstrebte der Vater derselben ihrer Verbindung. Im J. 1764 dichtete er seine Hermannsschlacht, und sendete sie dem Kaiser Joseph zu. Später beschäftigte er sich mit Untersuchungen über die deutsche Sprache. Von 1770 an lebte er, mit dem Charakter eines königl. dänischen Legationsraths und markgräfl. badenschen Hofraths (welchen letztern ihm der nachherige Churfürst Friedrich von Baden nebst einem Jahrgehalte ertheilt hatte), in Hamburg in der Stille, wo er nun seinen Messias vollendete. Im Winter fand er sein höchstes Vergnügen am Schlittschuhlaufen, wobei er aber selbst einmal in die höchste Lebensgefahr kam. Darauf bezieht sich eine Stelle am Schlusse des Messias:

Du gabst mir Muth in der Nähe des Todes.

Klopstocks Ende war wie sein Leben. Mit voller religiöser Ueberzeugung, mit Ruhe und Ergebung starb er den glücklichen Tod des Gerechten und Guten, den er selbst im zwölften Gesange seiner Messiade

besungen hat, am 14. März 1803 sanft und ohne Schmerzen. Sein Leichenbegängniß, gewiß eines der feierlichsten, das einem Gelehrten Deutschlands zu Theil ward, zeigt die allgemeine Theilnahme seiner Mitbürger, die sie im Namen aller fremden Verehrer des Entschlafenen hier zu Tage legten. Die hier wohnenden Gesandten und Geschäftsträger, alle angesehene Bürger, Senatoren, Kaufleute, Kirchen- und Schullehrer, Künstler u. s. f. begleiteten in hundert sechs und zwanzig Wagen die Leiche, welcher unter einer Ehrenwache von 100 Mann zu Fuß und zu Pferde, unter dem großen volltönenden Geläute der sechs Hauptthürme von Hamburg, durch Zuströmen vieler Tausende und unter mehrern angemessenen Feierlichkeiten, an einem heitern Frühlingstage den 22. März zu Ottensen neben seiner Meta eingesenkt wurde, wo er schon bei ihrem Tode sich sein Grab bestellt hatte. Klopstock war von Seiten seines Charakters munter und aufgeweckt, sein nicht sparsamer Scherz stets mit einer gewissen Würde verbunden, sein Spott nie bitter. Eine gewisse Geradheit hielt ihn von der nähern Bekanntschaft mit Vornehmern zurück, denn die kalte Herablassung der Großen sah er mehr als Beschimpfung an. Er zog gern mit ganzen Familien seiner Freunde aufs Land, und war immer gern unter Kindern. An dem Wohl und dem häuslichen Glücke seiner Freunde nahm er den innigsten Antheil; aber besonders angenehm war ihm die Rückerinnerung an seine Dichterfreunde, mit denen er in Leipzig vereint gewesen, und von denen er einen nach dem andern ins Grab sinken sah. Auch Ebert überlebte er; mit Fassung und Standhaftigkeit vernahm er die Nachricht von seinem Tode. Vier und zwanzig Tage vor seinem Tode starb ihm Gleim. Beide waren sich über ein halbes Jahrhundert treu geblieben. — Von den neuern Weltbegebenheiten vermied er absichtlich zu sprechen, und so sehr er auch Freiheit des menschlichen Geistes liebte, und überhaupt jede Tyrannei haßte, so ist doch die ihm zugeschriebene Revolutions-Ode an Rochefoucaulds Schatten als untergeschoben zu betrachten. Zu seiner Biographie dient: Klopstock und seine Freunde. Briefwechsel der Familie Klopstock unter sich und mit Gleim, Schmidt, Fanny. Aus Gleims briefl. Nachlasse herausgegeben von Klamer Schmidt, 2 Theile, Halberstadt, 1810. 8. Als Odendichter gehört wol Klopstock zu den größten Dichtern aller Zeiten. Man kann ihn den Pindar der neuern Poesie nennen, aber er übertrifft diesen an Fülle und Tiefe der Empfindung, so wie die Seelenwelt, die er schildert, die von dem griechischen Dichter dargestellten Gegenstände der Sinnenwelt übertrifft. Seine geistlichen Oden, z. B. die Frühlingsfeier, nehmen den Schwung des Psalmisten, und zeigen selbst in der Freiheit des Metrums die Sicherheit seines lyrischen Geistes. Die ersten Oden an Fanny, Ebert sind wegen der darin herrschenden Melancholie und erhabenen Stimmung gewiß keinem gebildeten Leser unbekannt. Und auch im Gefühle der Freude, z. B. in der Ode, am Zürcher See, selbst wenn er beinahe anakreontisch wird, wie in manchen kleinen Gedichten an Cidli, verleugnet er nie seine hohe Würde und die hohe, Platonische Richtung seiner Liebe. Die spätern Oden, wo er Theil an den Begebenheiten der Zeit, namentlich an der französischen Revolution nimmt, und worin deutsches Vaterland und deutsche Sprache die gefeierten Hauptgegenstände sind, zeichnen sich durch das Feuer des Patriotismus und neue schöpferische Wendungen des Ausdrucks aus. Durch letztere, wie auch durch die gewählte nordische Mythologie wird er freilich mehrern Lesern oft dunkel; aber auch eben dieses größere Publi-

cum wird Klopstock als geistlichen Liederdichter verstehen und dankbar verehren, wenn es sich an die Lieder: Auferstehn, ja auferstehn wirst du ꝛc. Wenn ich einst von jenem Schlummer ꝛc., die sich besonders durch den von Klopstock sonst vermiedenen Reim unterscheiden, mit Rührung erinnert. Den größten und schnellsten Ruf erwarb sich aber Klopstock durch seine Epopee, der Messias, deren erste Gesänge gleich bei ihrer Erscheinung durch den erhabenen Prophetenschwung, durch die Pracht ihrer Schilderungen und durch den hohen ächt patriarchalischen Idyllenton den glücklichen Nebenbuhler Miltons verkündigten. Wenn der Britte auch als epischer Dichter durch die Charaktere seiner Helden, besonders des Satans, und durch Klarheit des epischen Styls den Vorzug verdient, so übertrifft ihn auf der andern Seite Klopstock durch lyrischen Gehalt, musikalischen Wohllaut und den Glanz der Darstellung. Ein einziger Vers von Klopstock hat einen größern Schwung der Empfindungen, als Milton je hervorbringen kann; aber freilich ermüdet auch zuweilen der fortgesetzte Hymnenton. Klopstocks Bardiete sind mehr dramatisirte Heldengedichte und lyrisch-theatralische Scenen, als Trauerspiele: die Chöre, von denen auch Gluck mehrere meisterhaft componirt hatte, die aber leider! da sie Gluck mehr im Kopfe als auf dem Papiere hatte, ganz für uns verloren sind, sind vom höchsten lyrischen Schmuck und athmen den kühnsten Patriotismus und Freiheitssinn. Er hat den deutschen Charakter idealisirt, wie Keiner. Ueber Klopstock als vaterländischen Dichter hat kürzlich Morgenstern eine Vorlesung mitgetheilt (1814, Dorpat), so wie früher eine andere über Klopstock (Dorpat, 1807. 4). Um die Sprache hat Klopstock ein großes grammatisches Verdienst. Seine Fragmente über Sprache und Dichtkunst, seine Gelehrten-Republik und seine grammatischen Gespräche klärten viele Gegenstände der deutschen Grammatik und Poesie auf, wenn auch seine Neuerungen in der Orthographie, wo er alle überflüssigen Buchstaben wegwarf, so wie überhaupt mehrere Grundsätze seines Styls, nicht allgemeinen Beifall finden konnten.

Kloska (Gloska) war, nebst seinem Gefährten Horiah, der Anführer einer räuberischen Bande, welche 1784 in Ungarn die größten Gewaltthätigkeiten ausübte und besonders alle Edelleute in der Gegend zittern machte. Horiah hatte sich von Joseph II. für den Flecken Brad in zarandischen Kreise das Marktrecht ausgewirkt. Mit Hülfe der darüber ausgefertigten Urkunde überredeten nun beide den einfältigen Pöbel, es sei ihnen das Recht zur Vertilgung aller Edelleute gegeben worden; ja auf einen bestimmten Tag sollten alle Adelige in der ganzen Gegend ermordet werden. Da aber die Verschwörung entdeckt und zur Habhaftwerdung beider Aufrührer Befehl gegeben wurde, so glaubte nun die Rotte, zu ihrer eigenen Sicherheit nicht länger zögern zu müssen, und fing an, gegen Adel und Geistlichkeit mit unerhörter Grausamkeit zu wüthen. So verloren über 400 Personen, größtentheils unter den entsetzlichsten Martern, ihr Leben. Der Kaiser gab die geschärftesten Befehle, um die Ruhe wieder herzustellen. Aber die Rebellen leisteten den hartnäckigsten Widerstand, und konnten nur mit der größten Anstrengung zerstreut werden. Die beiden Anführer wurden erst am 3. Januar 1785 gefangen genommen und erhielten bald nachher auf dem Rade den Lohn ihrer Verbrechen.

Klöster wurden zuerst im 4ten Jahrhundert im Morgenlande,

namentlich in den Wüsten Oberägyptens gegründet. (S. den Artikel Mönchswesen.) Antonius, der insgemein der Große genannt wird, sammelte hier um 305 eine Anzahl Einsiedler, die, um die Vortheile der Einsamkeit in Gesellschaft zu genießen, ihre Hütten an einander bauten und ihre Andachtsübungen gemeinschaftlich hielten, wie später die palästinensischen und noch jetzt die abyssinischen Mönche pflegen. Genauer als diese Verbindung, welche man Laura nannte, war die von seinem Schüler Pachomius gegen die Mitte des 4ten Jahrhunderts gestiftete. Dieser baute auf Tabenna, einer Nilinsel in Oberthebais, mehrere Häuser in geringer Entfernung von einander, in deren jedem eine Anzahl Mönche (monachi) zu drei bis vier in Zellen beisammenwohnten und unter einem Prior standen. Diese Priorate machten zusammen das Cönobium oder Monasterium (daher Münster) aus, wurden von einem Vorsteher, der Abbas (Vater), Higumen oder Mandrit hieß, regiert und zu einer bestimmten gleichförmigen Lebensordnung angehalten. Nach des Pachomius Tode 348 bestand die Mönchcolonie auf Tabenna aus 50,000 Personen. Aber nicht nur in Aegypten hatte diese Einrichtung einen schnellen Fortgang, auch in Palästina, Syrien und Armenien fand sie bald Nachahmung. Die Wüsten und Wälder füllten sich mit Cönobien von verschiedener Größe; selbst in und bei den Städten entstanden solche Institute, in denen, wegen der Nähe der Versuchung, die Strenge der Clausur, d. h. des Verbots hinauszugehen und mit den Weltleuten zu verkehren, den Mangel abgeschiedener Wüsteneien ersetzen sollte, und die daher Anlaß gaben, die Cönobien Claustra, d. h. verschlossene Oerter, Klöster zu nennen. Das Klosterleben, anfangs nur von Männern frei erwählt, und daher noch wenig durch andere Gesetze eingeschränkt, als die Jeder, dem Zwecke andächtiger Einsamkeit gemäß, sich selbst gab, erhielt, da seit der Mitte des 4ten Jahrhunderts auch Frauenmünster oder Nonnenklöster (Nonne soll in der koptischen Sprache die Reine bedeuten) gestiftet wurden und Menschen jedes Alters und Standes sich zudrängten, bestimmte Regeln vom heiligen Basilius, durch welche eine gewisse Gleichheit der Verfassung und Disciplin in den Klöstern des Orients hergestellt wurde. Doch gab es im 4ten und 5ten Jahrhunderte (außer daß der Eintritt ins Kloster für eine stillschweigende Verpflichtung zur Keuschheit und Enthaltsamkeit von allen Weltfreuden, und zum Gehorsam gegen die angenommenen Statuten der innern Lebensordnung galt), noch keine eigentliche Klostergelübde und solenne Professionen. Erst im 6ten Jahrhundert brachte sie der heil. Benedict von Nursia auf. Seiner strengen und zweckmäßigen Regel, die zuerst in dem, von ihm 529 erbauten Kloster zu Montecasino bei Neapel und nachher in allen Klöstern des Abendlandes als eine gemeinsame Gesetzgebung angenommen wurde, ist es vornehmlich zuzuschreiben, daß die Häuser nun Wohnsitze der Frömmigkeit, des Fleißes, der Mäßigkeit und der, bei der Verwirrung jener Zeiten in ihre Mauern geflüchteten Gelehrsamkeit zu werden anfingen. Missionäre gingen von ihnen aus, Wälder und Einöden wurden von den arbeitsamen Mönchen gelichtet und urbar gemacht; um die Cultur des Bodens, und um die Bekehrung und Civilisation der germanischen und slavischen Völker erwarben sie sich vom 6ten bis ins 9te Jahrhundert wesentliche Verdienste. Freilich veränderten diese, im Zeitalter der Rohheit so gemeinnützigen Institute allmählig ihre Natur, jemehr ihr Reichthum und Ansehn wuchs. Müßiggang und Schwelgerei schlich mit allen Lastern

der Welt in ihre Mauern ein, und ihr Verfall war unvermeidlich, da sie theils durch die, unter den fränkischen Königen eingerissene, und von andern Fürsten bald nachgeahmte Gewohnheit, Klöster wegen ihrer Pfründen an Grafen und Herren zu verschenken, unter die Aufsicht von Laienäbten (Commendaturäbten) kamen, welche, nur auf den Genuß der Einkünfte bedacht, nichts zur Aufrechterhaltung der Zucht unter den verwilderten Mönchen und Nonnen thun mochten, theils von den Bischöfen, welche die ursprünglichen Aufseher und Visitatoren der Klöster waren, aber den Sinn für das kanonische Leben meistens selbst verloren hatten, entweder nun beraubt und gedrückt, oder wegen der ihnen zugestandenen Privilegien und Exemtionen sich selbst überlassen wurden. Nur durch die von Carl dem Großen zur bessern Bildung des Clerus gestifteten Klosterschulen wußten einige, z. B. die zu Tours, Lyon, Cöln, Trier, Fulda, Osnabrück, Paderborn, Würzburg u. s. w. den Ruhm ihrer Gemeinnützigkeit auch im 9ten und 10ten Jahrh. zu behaupten. Dem allgemein empfundenen Bedürfnisse einer Reform suchte zuerst das Kloster zu Clugny in Burgund abzuhelfen, das 910 nach der fast vergessenen Regel Benedicts eingerichtet wurde und sie noch durch einige strengere Zusätze verschärfte. Eine Menge Klöster in Frankreich, Spanien, Italien und Deutschland ließen sich nach diesem Muster reformiren; andere gaben der Regel Benedicts eine eigene neue Gestalt und stifteten im 11ten und 12ten Jahrhunderte mehrere Orden mit einer großen Anzahl von Filialklöstern, die als Zweige des Hauptstammes der alten Benedictiner eben so viele, durch einen stolzen und eifersüchtigen Conföderationsgeist eng verbundene Mönchsstaaten bildeten. Mit dem Rufe der wiederhergestellten Heiligkeit gewannen die Klöster neues Ansehn und neue Schätze; viele wußten sich die Exemtion von aller, außer der unmittelbaren päpstlichen, Gerichtsbarkeit zu verschaffen (exemte Klöster) und während der Kreuzzüge, wo eine Menge Kreuzfahrer ihnen ihre Güter verpfändeten, oder auf den Fall, daß sie nicht zurückkehrten, ganz überließen, ihren Reichthum beträchtlich zu vermehren. Das Vorrecht der Unverletzlichkeit, das die öffentliche Meinung den Klöstern unter den täglichen Räubereien und Privatfehden des Mittelalters zugestand, brachte überhaupt unsäglich viel Privateigenthum, das man bei dem rohen Zustande der Justiz und Polizei nicht besser sicherstellen zu können glaubte, unter ihren Schutz und in ihre Gewalt. Freilich riß damit, als jener Verbesserungseifer abgekühlt und die Macht der Orden befestigt war, auch neues Sittenverderben in den Klöstern ein, und es kam, da der landesherrliche und bischöfliche Einfluß durch tausend Exemtionen geschwächt war, und gegen den, durch die Politik der Päpste geschützten, Uebermuth der in allen Ländern mächtigen Ordenscorporationen wenig vermochte, meist nur auf die Persönlichkeit der Aebte an, welcher Geist in ihnen herrschen sollte. Zur Zeit der Reformation, wo die reichen Güter der von den Mönchen und Nonnen verlassenen Klöster in den protestantisch gewordenen Staaten von den Fürsten theils zu ihrem Fiscus gezogen, theils zu Gründung und Erhaltung öffentlicher Bildungsanstalten, die unter dem Namen Klosterschulen, Fürstenschulen u. s. w. bestehen, oder in Universitäten und Akademien verwandelt worden sind, angewendet, theils zur Belohnung verdienter Kirchenlehrer als Pfründen (wie die Abteien in Niedersachsen und im Würtembergischen) vorbehalten wurden, mußte sich die Zahl der Klöster beträchtlich verringern. In katholischen Län-

dern erhielten sie zwar ihre Verfassung bis ins 18te Jahrhundert, fielen aber doch durch den Alles ergreifenden Einfluß eines neuen Zeitgeistes immer mehr in der Meinung des Volkes, und mußten beim Sinken der päpstlichen Macht auch von katholischen Fürsten manche Beschränkung ihrer alten Rechte erdulden, oder was ihnen noch blieb, durch große Opfer erkaufen. Was sie ehedem als Depots literarischer Schätze, als Zufluchtsörter für Verfolgte und Nahrlose, als Erziehungsanstalten für die Jugend, als bequeme Ruheplätze für ausgediente und abgelebte Weltleute aus den höhern Ständen, als milde Gewahrsame und Besserungshäuser für verirrte und gefährliche Glieder der menschlichen Gesellschaft geleistet hatten, verschwand in den Augen der statistischen Berechnung und philantropischen Philosophie neuerer Zeiten vor dem Nachtheile, den sie durch die Beförderung der Ehelosigkeit der Bevölkerung, durch ihr unabläßiges Streben nach den Familiengütern der Reichen, die ihnen Söhne und Töchter anvertrauten, dem Nationalwohlstande, durch den Müßiggang ihrer Bewohner der Industrie, durch ihre frommen Gaukeleien der Aufklärung und wahren Religiosität, und durch die in ihren Mauern erzeugten geheimen Sünden und Intriguen, deren Greuel sich nicht länger verbergen ließen und jedes menschliche Gefühl empören mußten, der Sittlichkeit brachten. So waren diese veralteten Institute, als Freistätten der Faulheit, der Heuchelei und des geistlichen Despotismus, schon von einem großen Theile der erleuchteten Welt geächtet, als Joseph II. 1781 die Klöster einiger Orden ganz aufhob, und die, welche er bestehen ließ, auf eine bestimmte Zahl von Religiosen einschränkte, und außer alle Verbindung mit auswärtigen Obern setzte. In Frankreich wurde 1790 die Abschaffung aller Orden und Klöster decretirt, welchem Beispiele sowol die diesem Reiche incorporirten Länder, als auch im 19ten Jahrhundert unter Napoleons Aegide alle katholische Staaten des Continens, außer Oesterreich, Spanien, Portugal, Neapel, Polen und Rußland, folgten. Die Absicht dieser Aufhebung schien indeß mehr eine wohlberechnete Finanzspeculation, als ein Werk der Humanität zu sein. Nur in Preußen wurde leidlich für die vertriebenen Religiosen gesorgt, und, nach Josephs Beispiele, der durch die Secularisationen gewonnene Reichthum den Fonds des Kirchen- und Schulwesens zugewendet; wo aber das französische System galt, fielen die Klostergüter dem landesherrlichen Fiscus zu, und die Religiosen sahen sich, weil die ihnen versprochenen Pensionen oft ausblieben, aus einem müßigen Wohlleben in die kümmerlichste Dürftigkeit versetzt. Die neuesten Zeitereignisse haben indeß ihr Schicksal in Italien und Spanien sehr verbessert, und während Pius VII. die Wiederherstellung der eingegangenen Klöster beabsichtigt und in seinen mit Frankreich, Baiern und Neapel geschlossenen Concordaten die Errichtung neuer Klöster und die Erhaltung der noch bestehenden gesichert hat, wird die bei jenen gewaltthätigen Secularisationen aufgeworfene Frage: ob es nicht gerathener gewesen sei, einige dieser reich dotirten Institute als Prytancen für verdiente Gelehrte und Künstler, als Ruhestätten einer beschaulichen Muße, und Zufluchtsörter für Schwache, die durch Verwaisung und Unglück mit der Welt zerfallen sind, noch ferner zu erhalten, aufs neue zur Sprache gebracht. In den österreichischen Staaten ist zur allmäligen Abschaffung der unnützen Klöster der milde Weg eingeschlagen worden, sie aussterben zu lassen. Diejenigen aber, welche sich durch die Erziehung der Jugend, besonders der weibli-

chen, und durch Krankenpflege verdient machen, sollen auch in Zukunft beibehalten werden. E.

Klostergelübde sind die drei das Klosterleben bedingenden Gelübde der Armuth, Keuschheit und des Gehorsams. Die Armuth besteht darin, daß der Klostergeistliche kein Eigenthum haben darf; wol aber können die Klöster Eigenthum besitzen und hier unterscheidet die Kirche eine hohe, höhere und höchste Armuth. Die hohe Armuth besteht darin, daß ein Kloster zwar etwas von liegenden Gründen besitzen darf, jedoch nicht mehr als zur Erhaltung des Lebens nöthig ist, wie die Carmeliter und Augustiner. Die höhere Armuth besteht darin, daß ein Kloster gar keine liegenden Gründe, wol aber bewegliche Gegenstände, als Bücher, Kleider, Vorräthe an Speisen und Getränken, Renten u. s. w. besitzen kann, wie die Dominicaner. Die höchste Armuth endlich besteht darin, daß ein Kloster weder bewegliches noch unbewegliches Besitzthum hat, wie die Franciscaner und vornemlich die Capuciner. Die Keuschheit besteht in der gänzlichen Enthaltung alles vertrauten Umgangs mit dem andern Geschlecht; der Gehorsam endlich besteht in der Befolgung der Ordensregel und der Befehle der Vorgesetzten.

Klotz, (Christian Adolph). Dieser berühmte, gegen das Ende seiner literarischen Laufbahn aber durch seine literarischen Streitigkeiten, namentlich mit Burmann und Lessing, berüchtigte Gelehrte wurde d. 13. Nov. 1738 zu Bischofswerda in der Lausitz geboren, wo sein Vater Superintendent war. Den ersten Unterricht genoß er von dem Rector Baumeister in Görlitz, dem er die Liebe zu den Griechen und Römern und den guten lateinischen Styl verdankte, welcher so viel zu seinem Rufe beitrug. Er studirte darauf in Leipzig und Jena. Im Hörsaale sah man ihn jedoch wenig: desto mehr liebte er den Privatfleiß, benutzte den Umgang mit Gelehrten und bediente sich ihres Büchervorraths; auch empfahl er sich wenig durch regelmäßige Lebensart. Im J. 1762 wurde er zum außerordentlichen Professor in Göttingen ernannt und 1764 erhielt er daselbst eine ordentliche Professur. Bald aber mißfiel ihm Göttingen, und er nahm den Ruf an, den er 1765 durch seinen Gönner Quintus Icilius, von Friedrich II. als Hofrath und Lehrer der philosophischen Beredsamkeit nach Halle erhielt. Friedrich d. Gr. achtete ihn als einen seiner vorzüglichsten Gelehrten so sehr, daß, als er einen Ruf nach Warschau mit 1200 Thlr. Gehalt erhielt, und deßhalb um seinen Abschied bat, und der Curator der Universität bei dem Könige anfragte, ob man ihm die erbetene Dimission ausfertigen sollte, er antwortete: nein, man muß ihn flattiren mit einer Zulage. Diese und der Titel eines Geheimenraths bestimmten Klotz zu bleiben. Klotz hat viel geschrieben, und sich vorzüglich durch seine lateinischen Gedichte, seine Historia nummorum contumeliosorum et obsidionalium, seine Werke über das Studium des Alterthums und über den Nutzen und Gebrauch alter geschnittener Steine und ihrer Abdrücke ꝛc. berühmt gemacht. Das letztere Werk aber, das er 1768 herausgab, erweckte ihm harte Widersprüche, welche seinen Ruhm sehr schmälerten. Am meisten war er als Recensent in seinem Wirkungskreise; er arbeitete auch an der allgemeinen deutschen Bibliothek, unter der Chiffer E. Weil aber in dieser Zeitschrift vieles nicht nach seinem Willen ging, auch hin und wieder Einiges an seinen Schriften getadelt wurde, so ging er ab, und errichtete in seinen Actis litterariis eine Opposition gegen die Bibliothek, wo-

durch er zu dem Namen Klotzianer Gelegenheit gab. Er verwickelte sich mit vielen der angesehensten Gelehrten in Streitigkeiten. Der scharfsinnigste und witzigste seiner Gegner, der seinen Fall am meisten beschleunigte, war Lessing, der, wie Herder in seinem Aufsatze über Lessing sich ausdrückt, in seinen beiden Bändchen von Briefen antiquarischen Inhalts zwei Bären gegen Klotz und seine Brut abschickte. Klotz war ohnstreitig ein feuriger und genialer, aber auch ungestümer und wilder Kopf, welcher eine Idee, die sich ihm darbot, schnell auffaßte und weiter ausbildete. In der griechischen und lateinischen Sprache hatte er gute Kenntnisse und erwarb sich als Lehrer derselben entschiedene Verdienste; von neuern Sprachen wußte er wenig. Bei allen seinen eingeschränkten Kenntnissen in den Alterthümern kam er dennoch auf den Einfall, diese Kenntnisse in einer neuen Einkleidung vorzutragen. Im Umgange war er feurig und einnehmend, doch etwas veränderlich und sarkastisch. Selbst sein Busenfreund Schirach mußte ihm oft zur Zielscheibe seines Witzes dienen. Ein regelloses Leben beschleunigte seinen Tod. Er starb den 31. Dez. 1771 am Schlusse seiner Bibliothek der schönen Wissenschaften und des Zeitungs-Jahrgangs.

Kluft, s. Gang.

Klugheit ist die durch Uebung erlangte Unterscheidungskraft, durch welche der Mensch den Werth und die Wichtigkeit seiner Zwecke, so wie die Schicklichkeit der Mittel, die er zu ihrer Erreichung anwendet, richtig beurtheilt. Ohne dieselbe ist der Mensch nicht im Stande, mit sich übereinstimmend, standhaft und mit glücklichem Erfolge zu handeln. Ferguson sagt: die Klugheit soll den Menschen lehren, was er für sich selbst, für seine Freunde, für sein Vaterland und für das menschliche Geschlecht wünschen und thun soll. In eingeschränkterer Bedeutung bezieht sich die Klugheit nur auf diejenigen Pflichten, die des Menschen eigenen Zustand betreffen, nämlich: Anstand, schickliches Betragen, Bescheidenheit, gute Wirthschaft, Entschlossenheit und Behutsamkeit. Sie heißt insbesondere Weltklugheit, wenn sie die auf Menschenkenntniß gestützte Geschicklichkeit ist, durch den Einfluß auf Andere seine Absichten zu befördern. Durch sie richtet der Mensch mehr aus, als durch seine Macht. Sie wird, wie die Erfahrung lehrt, als die nothwendigste Eigenschaft des gesellschaftlichen Lebens anempfohlen und ohne sie kein Glück im bürgerlichen Leben für möglich gehalten. Wenn aber Weltklugheit in der Fähigkeit besteht, andere Menschen so geschickt als möglich für die Erreichung seiner Endzwecke zu gebrauchen, so geht daraus hervor, daß eine solche Weltklugheit auf eigenen Charakter und auf eigene Meinungen oft Verzicht leisten, und sich den Gesinnungen Anderer unterordnen müsse. Denn es läßt sich begreifen, wie eine solche Fertigkeit, nie das eigene Ich, sondern stets eine fremde, künstlich angenommene Gesinnung zu zeigen, nur auf Kosten eigener Charakterfestigkeit, oder gar der Sittlichkeit, erlangt werden könne. Auch ist es fast unmöglich, daß derjenige, der stets nur seine Zwecke vor Augen hat und die möglichst vortheilhafte Erreichung derselben beabsichtigt, nicht endlich dahin gelangen müsse, diese Zwecke auf Kosten seiner eigenen Hochherzigkeit und fremden Wohls zu befördern. Und dieß ist denn auch die Geschichte aller sogenannten weltklugen Leute; sie betrachten sich selbst nur als Person, alle übrigen Menschen aber als Sachen, deren sie sich zu ihren Endzwecken bedienen und sie bei Seite legen, sobald sie ihnen nicht mehr nützlich sind. Und diese

Weltklugheit sollte die vornehmste Tugend des bürgerlichen Lebens sein? Nein, wir glauben im Gegentheile, sie ist das vornehmste Laster desselben. Denk man lasse jeden Menschen weltklug sein, und was würde daraus entstehen? Auch lehrt die Geschichte aller Zeiten und Völker, daß wahrhaft große Männer (wir meinen sittlich- und nicht politisch-große Männer) nie weltklug gewesen sind, eben weil ihnen fremdes Wohl näher am Herzen gelegen, als eigenes. Brauchen wir, um unsere Behauptung zu begründen, aus der alten Geschichte mehrere Beispiele anzuführen, als Sokrates, und aus der neueren Rousseau? Soll man nun aber niemals weltklug sein, selbst wenn ein großer, edler Endzweck dadurch beabsichtigt und erreicht werden könnte? Darauf antworten wir, ein wahrhaftiges, hochsinniges Gemüth wird sich nie der Weltklugheit bedienen, sondern sich stets mit Geradheit und Offenheit zeigen, selbst auf die Gefahr hin, verkannt und verfolgt zu werden. Der Weltklugheit, so wie der Klugheit überhaupt, muß die sittliche Klugheit vorangehen, oder vielmehr zum Grunde liegen. Diese beruht auf der Erkenntniß und Ueberzeugung, daß eine sittliche Ordnung vorhanden sei, daß mit derselben alle Fähigkeiten und Kräfte der menschlichen Natur in Beziehung stehen müssen, und daß dazu endlich noch eine Geschicklichkeit und Fähigkeit, alles Andere diesem höchsten Endzwecke unterzuordnen, erfodert werde. Derjenige Theil der practischen Philosophie, welcher lehrt, was der Wille des Menschen zu thun habe, um die geschicktesten Mittel zur Erreichung menschlicher Endzwecke zu erwählen, heißt die Klugheitslehre.

Knall heißt jeder augenblicklich vorübergehende, heftige Schall. Er wird entweder durch eine starke Anhäufung von Luft und Dampf in einem verschlossenen Raume bewirkt, welche sich plötzlich einen Ausweg verschafft, oder auch durch einen plötzlich entstandenen luftleeren Raum, in welchen die äußere Luft schnell einzudringen sucht. Von den vielen detonnirenden Substanzen explodiren viele bei Entzündung, Erhitzung oder Schmelzung, wie, außer dem bekannten Schießpulver, folgende: Das Knallgold (Plattgold), ein Niederschlag des Goldes aus seiner Auflösung in Königswasser mittelst des Ammoniaks oder des flüchtigen Laugensalzes. Es hat das Ansehn eines gelblichen Kalks und zerplatzt bei geringer Hitze mit einem heftigen Knalle. Dieser Knall, der bisher noch nicht hat erklärt werden können, wird wahrscheinlich vom Ammoniak hervorgebracht. Die Antiphlogistiker, welche das Knallgold als eine Ammoniak-Goldhalbsäure betrachten, erklären das Phänomen, indem sie sagen, der Wasserstoff des Ammoniaks verbinde sich mit dem Sauerstoffe der Goldhalbsäure, während sich der Stickstoff des Ammoniaks, mit dem Wärmestoffe verbunden, als Stickstoffgas entwickele. Knallkugeln sind hohle Glaskugeln von der Größe einer Zuckererbse, mit etwas Wasser, Weingeist oder Luft in ihrer Höhlung versehen. In Feuer oder auf glühende Kohlen gelegt, zerspringen sie mit einem heftigen Knalle. Diese Erscheinung ist leicht zu erklären. Das im Innern befindliche Wasser wird durch die Hitze in Dämpfe verwandelt, welche dann, um sich auszudehnen, die Kugeln zersprengen. Dadurch können zugleich die Elasticität und die bewundernswürdige Kraft der Dämpfe bewiesen werden. Eine andere Art dieser Kugeln, die von größerem Umfange sind, werden an der Lampe geblasen und dadurch ziemlich luftleer gemacht. Zerbricht man sie, so entsteht ebenfalls ein heftiger Knall, aber aus einem andern Grunde: die äußere Luft

bringt nämlich plötzlich in den leeren Raum. Knallpulver ist ein Gemenge, welches, auch ohne eingeschlossen zu sein und selbst in geringer Quantität, mit einem heftigen Schlage abbrennt, wenn es in einem Löffel über glühende Kohlen allmählig einen Grad von Hitze erlangt, bei welchem sich Schwefel entzündet. Das Knallpulver besteht aus 3 Theilen Salpeter, 2 Th. getrocknetes Weinsalz und 1 Th. Schwefel. Wahrscheinlich wird durch das allmählige Schmelzen aus dem Schwefelalkali ein schwefelhaltiges Wasserstoffgas, und aus diesem wiederum mit der aus dem Salpeter entbundenen Lebensluft (Sauerstoffgas) eine Knallluft gebildet. Knallqueckſilber wird durch Auflösung des Queckſilbers in Salpetersäure und Niederschlagung dieser Auflösung durch Alkohol in Gestalt eines Pulvers gebildet, welches sich wie Schießpulver entzünden läßt, nicht so stark knallt wie Knallgold, aber doch im Stande ist, einen Flintenlauf zu zerstören. Selbst unter der Luftpumpe bei 368 Grad Fahrenheit entzündet es sich; sehr laut blitzt es auf durch einen electrischen Funken, noch lauter durch Reiben, am lautesten aber durch einen Schlag mit dem Hammer. Doch kann es das gewöhnliche Schießpulver nicht entzünden. Man erhält das Knallqueckſilber, wenn man 100 Gran Queckſilber in 1½ Kubikzoll Salpetersäure mittelst der Hitze auflöset, die Auflösung kalt in einem Glase auf zwei Kubikzoll wasserfreien Weingeist gießt, bis zum Aufbrausen erhitzt, dann den Niederschlag auf Fließpapier bringt, denselben mit destillirtem Wasser wol abwäscht und bei einer Wärme des siedenden Wassers trocknet. Knallſilber ist ein schwärzliches Pulver, welches man erhält, wenn man in Salpetersäure aufgelöſetes Silber mit Kalkwasser niederschlägt, mit distillirtem Wasser wäscht, mit ätzendem Salmiakgeiste im Sonnenscheine so lange digerirt, bis es eine schwärzliche Farbe angenommen hat, und dann trocknet. Hitze über dem Siedpunkte, Druck und Reibung entzünden das Knallsilber mit einer starken Explosion. Die Ursache des Knallens sowol dieses, als des Knallqueckſilbers, ist dieselbe wie bei dem Knallgolde. Knallluft ist eine Vermischung von Wasserstoffgas mit atmosphärischer Luft. Andere Körper hingegen explodiren durch einen bloßen Schlag, wie vorzüglich ein Gemenge von 20 Th. hyp. oxygenirt salzsaurem Kali, 2 Th. Schwefel und 2 Th. Kohle; noch andere bei bloßer Berührung mit der Luft, wie das Phosphor-Wasserstoffgas, und besonders eine neuerlichst entdeckte Substanz, das oxygenirt salzsaure Salpeterstoffgas, in Verbindung mit Phosphor oder Schwefel. Y.

Knappe, s. Schildknappe.

Knechtschaft, Sclaverei. Mit dem allgemeinen Ausdrucke Knechtschaft wird dasjenige Verhältniß bezeichnet, durch welches der Mensch in seiner Persönlichkeit verletzt, nicht als eine selbstständige Person, sondern nur als eine Sache angesehen und behandelt wird, und wo er, mit einem Worte, seiner persönlichen Freiheit entbehrt. Die Modificationen dieses Verhältnisses sind unzählig. Von der Sclaverei des Negers in den westindischen Colonien der Europäer, bis zu der milden beinahe unmerklichen Eigenhörigkeit, die in einigen Gegenden von Deutschland, selbst in neueren Zeiten, bestand, findet bei allen Schmälerung der persönlichen Freiheit Statt. Zwei Fragen sind es, die bei der Untersuchung, ob Knechtschaft überhaupt zulässig sei, berücksichtigt werden müssen, nämlich: 1) kann sie überhaupt je rechtlich sein? und 2) ist sie dem, der sie übt, ist sie dem Berechtigten selbst zuträglich? Ist es für ihn vortheilhafter, wenn

er über unfreie, als wenn er über freie Menschen zu gebieten hat? Was die erste Frage betrifft, so kann darüber nicht leicht Streit entstehen, sobald man bedenkt, daß der Mensch ein vernünftiges Wesen, eine Person ist, nicht aber eine Sache, ein unvernünftiges Werkzeug, daß er also von Natur die Rechte seiner Persönlichkeit, d. h. die Behandlung als ein selbstständiges Wesen fodern kann. Jede Behandlung eines Menschen als eine Sache ist unnatürlich, was aber gegen die Natur streitet, kann nicht rechtlich sein. Man führe dagegen nicht an, daß der Leibeigene sich oft freiwillig in ein eigenhöriges Verhältniß gesetzt habe, daß er selbst, wenn ihm die Gelegenheit dazu gegeben worden, dieß oft ungern verlassen wolle. That er dieß, so that er es unwissend, weil er die Folgen und die Wichtigkeit seines Schrittes in seiner Blödsinnigkeit nicht einsah. In einem solchen Falle ist er dem Kinde gleich zu achten, das über sein Vermögen Verträge schließen wollte. Was in keinem gut geordneten Staate in Rücksicht des Vermögens rechtlich ist, das sollte in Rücksicht der Person und der Rechte der Persönlichkeit, des höchsten Gutes, das der Mensch besitzt, rechtlich sein können? Nimmermehr! Der Mensch, der einen solchen unnatürlichen Vertrag eingehen könnte, ist ein Blödsinniger, der durch die Gesetze gegen die Folgen seiner Thorheit, die er nicht begreift, geschützt werden muß; aus dieser Thorheit Vortheil ziehen zu wollen, bleibt in jedem Falle höchst widerrechtlich. Diejenigen jedoch, welche die Knechtschaft, gleichviel unter welcher Form, in Schutz nehmen, berufen sich ungleich weniger auf ihre Rechtmäßigkeit, als vielmehr darauf, daß sie des Vortheils der Berechtigten wegen beibehalten werden möchte, daß diese durch ihre Aufhebung einen nicht zu berechnenden Verlust erleiden würden. Es kommt also hier hauptsächlich auf die Entscheidung der Frage an, ob der unfreie Gezwungene eben so viel und gut, oder vielleicht noch besser und mehr arbeite, als der Freie, und ob der Lohn, der dem Letztern für seine Arbeit allerdings gereicht werden muß, mit den Kosten im Verhältnisse stehe, welche der Unterhalt des Unfreien dem Herrn verursacht. Der erste Punkt wird durch die Vernunft und Erfahrung auf vollkommen gleiche Weise beantwortet. Erstere sagt, es streite gegen die menschliche Natur, daß derjenige, der nur durch Zwang zu einer Arbeit vermocht werde, von der er übrigens keinen Vortheil zu hoffen habe, so viel beschicken solle, als der, dessen Vortheil größer wird, je mehr er arbeitet, und der von seiner Arbeit auch allein den Vortheil zieht. Sie zeigt, daß der Unfreie durchaus nicht viel arbeiten wollen könne, denn er muß fürchten, daß, je mehr er arbeitet, ihm desto mehr auferlegt werde, daß er daher das Interesse habe, so wenig als möglich zu arbeiten, während bei dem freien Arbeiter gerade die entgegengesetzten Triebfedern wirken. Die Furcht ist ein ungleich schwächeres Motiv, als das eigene Interesse; gegen die Strafe selbst wird der unfreie, rohe Mensch abgestumpft. Noch ungleich mehr aber muß sich dieser Unterschied bei der Qualität der Arbeit bewähren. Wer ungern arbeitet, und der Gezwungene arbeitet jederzeit ungern, wird nie auf die Vervollkommnung seiner Arbeit bedacht sein. Was liegt ihm daran, ob die Arbeit gut oder schlecht ausfällt, sobald er nur keine Strafe zu befürchten hat? Er arbeitet nur, was ihm aufgegeben ist; selbst auf Verbesserungen zu sinnen, fällt ihm nicht ein; theils ist er dazu nicht im Stande, denn die unwürdige Behandlung, die er erduldet, stumpft seine äußern und innern Sinne ab, theils würde er

auch dadurch selbst nicht den geringsten Vortheil haben. Nicht so der Freie: je vollkommener er arbeitet, desto mehr wird seine Arbeit gesucht werden; jede Vereinfachung, jede Vervollkommnung, die er dabei anzubringen vermag, gereicht ihm zum Vortheile und er allein hat den Gewinn davon zu erwarten. Wann ward auch je eine Arbeit, die etwas mehr als die einfachsten Handgriffe, die irgend Nachdenken erfoderte, durch Unfreie vollendet? — Aus dem Vorhergegangenen beantwortet sich auch die zweite aufgeworfene Frage beinahe schon von selbst, ob nämlich der Lohn, der dem freien Arbeiter gereicht werden muß, mit den Kosten in Verhältniß stehe, die der Unterhalt des Unfreien erfodert. Es versteht sich von selbst, daß hier auch zugleich mit in Anschlag gebracht werden muß, daß der Freie erwiesener Maßen mehr und besser arbeiten werde, als der Unfreie, der obendrein bei seiner Arbeit durchaus nichts, keine Geräthschaften u. s. w. schonen wird, da ja doch Alles seinem Zwingherrn allein gehört, diesen allein der Schaden trifft; daher auch jene unbegreifliche Sorglosigkeit, die man an den Leibeigenen wahrnimmt. Er sorgt nicht für die Zukunft, selbst wenn er mit leichter Mühe könnte; warum sollte er es auch thun, muß ja doch der Herr ihn füttern, wenn er sich nicht selbst den größten Schaden zufügen will. Alles, was er besitzt, gehört entweder durchaus seinem Herrn, oder sein eigener Besitz ist wenigstens schwankend, hängt von den Launen seines Gebieters ab: wie mag man da Sorgsamkeit und Sparsamkeit erwarten? Sich einige viehische Genüsse zu verschaffen, im vorübergehenden Rausche der Zuchtruthe zu vergessen, die ihn zur Arbeit treibt, darauf sinnt er allein. — Fragt man endlich die Erfahrung, so bestätigen die unverwerflichsten Zeugnisse das, was schon eine oberflächliche Untersuchung als vollkommen einleuchtend darstellt. Wo das Verhältniß der Eigenhörigkeit oder der Leibeigenschaft, versteht sich mit der nie zu vergessenden, höchst nöthigen Vorsicht, aufgehoben wurde, da geschah es jedesmal auch zum größten Vortheile der Berechtigten und des Staats. Cz.

Knees (Knäzi) bedeutet in Rußland eine Person von hohem Adel, oder auch einen Fürsten. Sie können in alte und einheimische, und in neue und fremde eingetheilt werden. Unter den einheimischen Knäzi sind Familien, welche von den alten Großfürsten abstammen, z. B. Dolgorucki und Repnin. Die Kneesen Golitzin und Kurakin leiten ihren Ursprung von den alten Großherzögen von Litthauen ab. Die tartarischen Kneesen in Rußland stammen theils aus vormals wirklich regierenden Familien, theils nur von tartarischen Mursen ab. Diese letztern haben mit den russischen Kneesen bei weitem nicht gleichen Rang. Da die Kneesen über ihre Unterthanen keine größere Gewalt haben, wie die übrigen Edelleute, so kommen sie mit den regierenden deutschen Fürsten in keine Vergleichung.

Kneller (Gottfried), einer der berühmtesten Porträtmaler, ward 1648 zu Lübeck geboren, und, weil ihn seine Aeltern für den Militärstand bestimmt hatten, nach Leyden auf die Universität gesandt, um sich daselbst der Mathematik und Festungsbaukunde zu widmen. Da er jedoch eine entschiedene Neigung für die Malerei zeigte, so ließen ihn seine Aeltern anfangs unter Rembrandt und nachher unter Ferdinand Bole studiren. In Gesellschaft seines Bruders, Johann Zacharias, der sich der Baukunst gewidmet hatte, begab er sich darauf nach Italien, wo er einige der vollendetsten Gemälde Titians und Hannibal Carracci's copirte und nebenbei auch den freundschaftlichen Unterricht Carlo Maratti's benutzte. Nach einem kurzen Auf-

enthalte zu Rom ging er nach Venedig, wo er anfangs Historienmalerei trieb, sich aber nachher fast einzig der Porträtmalerei widmete, durch deren Werke er daselbst einen großen Ruhm erlangte. Von Venedig begab er sich 1672 nach Deutschland zurück, arbeitete in Nürnberg, München und Hamburg, und ging von da 1674 mit großen Empfehlungen nach London. Hier erregten seine Arbeiten allgemeine Bewunderung. Auch Karl II. ließ sich von ihm mahlen, schenkte ihm seine Gunst und ernannte ihn 1680 zu seinem Hofmahler. Im J. 1684 machte Kneller, auf Ludwigs XIV. Einladung, eine Reise nach Paris, wo er den König und die ganze königl. Familie mahlte. Dort erhielt er die Nachricht von dem Tode Karls II., seines Beschützers. Doch brachte dieß keine Aenderung in seiner Lage hervor: denn Jacob II. hegte dasselbe Wohlwollen gegen ihn. Auch Wilhelm bewies sich gegen den Künstler sehr gnädig. Kneller ward 1692 zum Knight (Ritter) ernannt und mußte, auf Befehl des Königs, eine Reise nach Brüssel machen, um daselbst den Churfürsten von Baiern zu mahlen, wofür er von diesem eine Medaille, nebst goldener Kette, dreihundert Pfund an Werth, zum Geschenk erhielt. Kneller schien vom Schicksale ausersehen zu sein, im Besitze der Gunst der Könige zu leben, ohne die veränderliche Laune derselben erfahren zu müssen: selbst nicht die politischen Stürme hatten Einfluß auf sein günstiges Schicksal. Obgleich ein eifriger Anhänger der Revolution, welche den Prinzen von Oranien auf den Thron gehoben hatte, blieb er doch in stetem guten Vernehmen mit den Freunden des vertriebenen Königs, Jacobs II.; ja, Kneller setzte sogar seinen vorigen Umgang mit demselben fort. Georg I. ernannte ihn am 24sten Mai 1715 zum Baronet, unter dem Titel von Whitton in der Grafschaft Middlesex, und der deutsche Kaiser Joseph I. machte ihn um eben diese Zeit zum römisch-deutschen Ritter. Was den wahren Werth seiner Porträts betrifft, so behaupten gleichzeitige Schriftsteller, er habe nie ganz vollkommen getroffen, aber durch Leichtigkeit und Anmuth der Ausführung sowol, als durch kräftiges Colorit und edle Einfalt, den Mangel der Aehnlichkeit ersetzt. Uns scheint jedoch, als hätte Kneller, als Porträtmaler, keinen so ungemeinen Ruf erlangen können, wenn ihm das Talent zu treffen von der Natur versagt gewesen wäre. Kneller starb am 19. Oct. 1723 in s. 75. Jahre, und hinterließ ein großes Vermögen. Nach seinem Tode ward ihm in der Westminster-Abtei ein Monument ereichtet, mit einer übertrieben lobpreisenden Inschrift, für deren Verfertigung Pope, noch bei Lebzeiten des Künstlers, fünfhundert Pfund empfangen haben soll. Vergl. Spence's Anecdotes, by Singer. Lond. 1820.

Knigge (Adolph Franz Friedrich Ludwig, Freiherr von) geb. d. 16. Oct. 1752 zu Bredenbeck, einem Gute seines Vaters, nicht weit von Hannover, ward daselbst bis in sein vierzehntes Jahr sehr sorgfältig erzogen. Dann machte er einige Reisen mit seinem Vater, auf welchen dieser den Ueberrest seines Vermögens verzehrte, so daß er dem Sohne bei seinem Tode (1766) nebst ansehnlichen Gütern auch beträchtliche Schulden hinterließ. Der junge Knigge genoß nun Privatunterricht und bezog 1769 in seinem siebzehnten Jahre die Universität Göttingen. Auf einer Reise nach Cassel wurde er vom Landgrafen Friedrich II. zum Hofjunker und Assessor der Kriegs- und Domainenkammer ernannt, welche Stelle er 1772 antrat. Indessen ward er, ehe seine dortigen vortheilhaften Aussichten sich verwirklichen konnten, durch ökonomische Verhältnisse genöthigt, seine Stelle in

Cassel niederzulegen und auf seine Güter zu gehen. Aber schon 1777 trat er als Kammerherr in Dienste des weimarischen Hofes, machte nachher mehrere Geschäftsreisen und privatisirte dann mit seiner Familie nach und nach zu Hanau, Frankfurt und Heidelberg. Im J. 1790 ward er zum Oberhauptmann und Scholarchen in Bremen erwählt, wo er bereits am 6. Mai 1796 im 44sten Jahre sein ziemlich unruhiges Leben endigte. Er war in mehr als einem Fache ein ziemlich routinirter Schriftsteller; besonders erhielten seine Romane, durch leichte, gefällige Erzählung, und durch einen Anstrich von Satire, besonders aber durch eine Art populärer Lebensphilosophie, die stets im Bereiche der Menge lag, den Beifall der Lesewelt. Seine Reise nach Braunschweig, die man lange für einen komischen Roman hat gelten lassen, in welcher aber nur einige lustige Situationen anzutreffen sind, zeigt, daß Knigge, wenn er nicht stets in seiner eigenen Persönlichkeit befangen gewesen wäre, sich vielleicht zu rein-komischen Producten hätte erheben können. Ein großes Glück hat sein Werk Ueber den Umgang mit Menschen gemacht, welches auch, aus dem beschränkten Standpunkte angesehen, von welchem aus der Verfasser den Menschen betrachtet, allerdings viel Gutes enthält, welches aber, wenn es wirklich zur allgemeinen Handlungsweise erhoben werden sollte, das Leben, wie der Detailhändler seine Waare, in einzelnen Quentchen auswägen würde. Einen solchen Handel können aber nur arme und armselige Menschen treiben. Daß übrigens Knigge's Laune keine natürliche, sondern nur erkünstelt war, daß sein Charakter sich in einiger Befangenheit erhielt, sehen wir schon aus seiner Hinneigung zu dem bekannten Illuminaten-Orden, dessen Mitglied er 1780 wurde, und für welchen er mit großer Thätigkeit wirkte. Diese Verbindung verwickelte ihn in viele unangenehme Verhältnisse, unter andern mit Zimmermann, gegen welchen er jedoch den angestellten Prozeß gewann. Unter dem Namen Philo gab er dann, nach Aufhebung jenes Ordens, eine merkwürdige Erklärung über denselben heraus, so wie er seinen Unwillen in der Geschichte der Aufklärung von Abyssinien, in Wärmbrands politischem Glaubensbekenntnisse und den Papieren des Etatsrath von Schafkopf dem Publikum vor Augen legte. Einen Antheil an Bahrdt mit der eisernen Stirn hat er hinlänglich von sich abgelehnt. Seine übrigen Schriften sind: der Roman meines Lebens; Geschichte Peter Clausens, und Geschichte des armen Herrn von Mildenburg.

Knight, auf englisch ein Ritter, kömmt von dem deutschen Knecht, welches ehemals eine Person männlichen Geschlechts überhaupt, dann die den Fürsten oder hohen Adligen dienenden Personen, welche ebenfalls Edelleute waren, bedeutete, und erst nach und nach seine heutige niedere Bedeutung erhalten hat. In England ist der Knight die Stufe des niedern Adels, welche dem gemeinen Edelmann vorangeht. Die Knights-Bannerets erhalten den Ritterstand vom Könige dadurch, daß ihnen dieser eine Fahne überreicht. Der Charakter eines Knight-Batchelor hingegen ist persönlich und wird nur ausgezeichneten Gelehrten, Künstlern und Kaufleuten zu Theil. Die Mitglieder eines Ritterordens werden ebenfalls Knights genannt. K. B., welches man häufig bei englischen Titeln findet, heißt: Ritter des Bath-Ordens.

Knipperdolling, s. Wiedertäufer.

Knittelverse heißen kurze jambische Verse (am gewöhnlichsten acht- oder neunsylbige) welche sich paarweis reimen, übrigens aber keine strenge Messung beobachten, wodurch sie gewöhnlich etwas Rauhes, Ungeebnetes erhalten, und weßhalb ihr Gang mit dem über einen Knitteldamm verglichen worden; daher ihr Name. Es läßt sich nicht bestimmt nachweisen, wann und von wem diese Art Verse zuerst gebraucht worden ist: so viel ist indessen gewiß, daß sie sehr alt und schon lange vor Martin Götz im Gebrauche gewesen sind. Ihr Alter geht schon daraus hervor, daß unsere ältesten Sprichwörter in Knittelversen abgefaßt sind. Da das Gesetz des Reims in den neuern Sprachen das erste Erforderniß bei Ausbildung derselben zur Poesie gewesen ist (denn ein noch ungeübtes Ohr ist am empfänglichsten für den Reim); so scheint mit dem sogenannten Knittelverse auch der erste Schritt zur Verskunst gethan zu sein. Jetzt bedient man sich ihrer nur in der burlesken Poesie, wo sie durch ihren freien Charakter oft von großer Wirkung sind.

Knobelsdorf (Hans Georg Wenceslaus, Freiherr von), ein großes architectonisches Genie. Er wurde 1697 geboren, trat in königlich preußische Kriegsdienste, und stieg bis zum Hauptmann. Im J. 1730 nahm er seinen Abschied, um sich ganz der Malerei und Baukunst zu widmen, und machte eine Reise nach Italien und Frankreich, durch die er seinen Geschmack bildete. Hierauf begab er sich nach Rheinsberg zu Friedrich II., damals Kronprinzen, dem er an Malerei und Baukunst Geschmack beibrachte. Als dieser auf den Thron gelangt war, ernannte er ihn zum Oberaufseher aller königlichen Gebäude und zum geheimen Finanzrath. Er starb im J. 1753 zu Berlin. Unter so manchen unter seiner Direction aufgeführten königlichen Gebäuden bleibt besonders das Schloß Sans-Souci ein Denkmal seines Ruhms; den Thiergarten zu Berlin hat er gleich beim Antritte der Regierung Friedrichs II. ungemein schön angeordnet. Man hat auch gute Bildnisse und Landschaften von ihm. Von diesem Manne, der mit einem großen Geiste Treue und Redlichkeit verband, sagte ein Zeitgenosse, daß, wenn er den Verstand als Person malen sollte, Knobelsdorf ihm dazu sitzen müsse. Sein Freund Friedrich II. schrieb selbst sein Ehrengedächtniß, welches in den Memoiren der Akademie T. VIII. gedruckt ist.

Knochen (Gebeine) sind die härtesten und festesten Theile des thierischen Körpers. Sie machen die Grundlage solcher Körper aus, die nicht von außen, wie die Körper der meisten Insecten, durch einen festen hornartigen Ueberzug gedeckt sind. Die weichen festen Theile schließen sich an die Knochen an. Diese sind bei ihrem Entstehen weich und biegsam und heißen dann Knorpel. (Viele Thiere haben statt der Knochen nur Knorpel, sie heißen daher Knorpelthiere — z. B. die Knorpelfische). Der ursprüngliche Stoff, woraus die Knochen gebildet werden, ist der Knochensaft, welcher aus phosphorsaurer Kalkerde und thierischer Gallerte besteht und von der die Knorpel und späterhin die Knochen umgebenden Haut abgesondert wird und dahin strömt, wo nach der Absicht der Natur ein Knochen gebildet werden soll. Zuerst fließt der Knochensaft nach dem Mittelpunkte dieser Stelle (dem Verknöcherungspunkte) und häuft daselbst immer mehr Knochenmaterie zusammen, bis der Knochen seine durch den Knorpel bestimmte Gewalt gewonnen hat. Leidet er irgend eine Zer-

störung, so ersetzt die Natur den Schaden durch Herbeiführung des Knochensafts sogleich wieder. Der Knorpel, an welchem sich die Knochensubstanz absetzt, wächst selbst durch den, ihm von den Arterien zugeführten Stoff. Knorpel bemerkt man schon in Embryonen von einem Monate, aber noch keine Knochen. Gegen Ende des zweiten Monats bemerkt man Knochenkerne, und zu Ende der Reife völlig ausgebildete Knochen in ihnen. Nach der Geburt bilden sich die Knorpel immer mehr aus, und haben in gemäßigten Erdstrichen beim Menschen zwischen dem 15ten und 20sten Jahre ihre Vollkommenheit erlangt. Von hier an bis zum 50sten Jahre verändern sie sich nicht sonderlich, ob ihnen gleich nicht ganz dieselbe Form bleibt. Nach dieser Zeit verschlechtern sie sich, und werden sogar dünner und leichter. Alle Knochen der Thiere aus den beiden ersten Klassen sind äußerlich, auf und dicht unter ihrer Oberfläche dichter und fester, nach innen zu lockerer. Ihre Substanz ist, die Zähne ausgenommen, fast einerlei, und nur die Zusammenfügung oder Verbindung der feinsten Knochentheilchen zu einem ganzen Knochen ist zellig; und alle sind, außer den Zähnen, mit der Bein- oder Knochenhaut überzogen, welche letztere aus dichtem Zellstoffe, aus Schlag- und Blutadern und aus Saugadern besteht. Diese Beinhaut dient zur Erhaltung und Ernährung des Knochens. Bei den Knochen, welche inwendig hohl sind, trifft man eine andere Materie, nämlich das Mark- oder Knochenfett an, welches durch Arterien, die überall in die Knochen eindringen, abgesondert wird, die wahrscheinlich dazu dienen, die Knochen stets in einem geschmeidigen Zustande zu erhalten. Durch anhaltendes starkes Kochen im Wasser, besonders im Papinianischen Topfe, oder durch Auflösung des erdigen Theils in einer mit vielem Wasser verdünnten Salpetersäure kann man die Knochengallerte abscheiden. Die Knochenerde erhält man durch das Verbrennen oder Verkalken der Knochen. Die Lehre von den Knochen wird nach dem griechisch-lateinischen „Osteologia" Osteologie genannt.

Knorpelthiere s. Amphibien.

Knoten (in der Astronomie) werden die beiden Punkte genannt, in welchen die Bahnen der Planeten, Nebenplaneten und Kometen die Ekliptik an der scheinbaren Himmelskugel durchschneiden. Sobald jene Himmelskörper auf ihrer Laufbahn um den Himmel die Knoten berühren, befinden sie sich selbst in der Ekliptik und haben daher keine Breite. Die scheinbare Himmelskugel wird durch die Ekliptik in zwei Hälften getheilt, wovon die eine über der Ekliptik nach dem Nordpole, die andere aber unter ihr nach dem Südpole zu liegt. Tritt nun einer der Himmelskörper bei seinem Durchgange durch einen der Knoten in die obere Hälfte, so ist dieß der aufsteigende Knoten, weil der Himmelskörper sich dann uns, Bewohnern der nördlichen Hemisphäre, nähert; tritt er in die untere Hälfte, so ist dieß der niedersteigende Knoten. Alle Knoten der Himmelskörper haben eine langsame rückgängige Bewegung, welche zwar in einer kurzen Reihe von Jahren wenig beträgt, aber doch auf die Länge bedeutend wird. Davon ist die gegenseitige Anziehung der Planeten Ursache. Bei dem Monde ist der Rückgang so beträchtlich, daß die Knoten desselben binnen 19 Jahren durch den ganzen Thierkreis gehen.

Knotenlinie: die gerade Linie, welche man in Gedanken von einem Knoten zum andern zieht.

Knox (Johann), der Reformator Schottlands, geb. 1505 in Gifford bei Haddington in Schottland, auf der Akademie St. Andrews zum scholastischen Philosophen und gewandten Dialektiker gebildet und schon vor 1530 Lehrer dieser Philosophie und ordinirter Priester, kam durch das Studium der Kirchenväter, besonders des Hieronymus und Augustinus, seit 1535 in nähere Bekanntschaft mit der Bibel und durch diese zu protestantischen Ansichten. Schottland, um hundert Jahre hinter der Cultur des Continents zurück, trug damals die Fesseln eines Klerus, der roher als irgendwo, aber durch Reichthum und Volksglauben übermächtig, seit 1524 mehrere Anhänger der deutschen Reformation den Flammen geopfert hatte. Erst 1542 nach Jacobs V. Tode gewann das neue Licht einigen Raum, da der Regent, Graf Arran, ihm anfangs selbst huldigte und 1543 das Lesen der englischen Bibel frei gab. Knox, seit 1542 erklärter Protestant, predigte um diese Zeit im Süden des Reichs gegen das Papstthum und fand unter den neuen Verfolgungen, welche die 1543 erfolgte Umstimmung des Regenten nach sich zog, einen sichern Aufenthalt im östlichen Lothian als Hauslehrer bei dem Laird Douglas. Im Jahre 1547 wurde er Prediger bei den Verschwornen, die nach Ermordung des Cardinals Beaton das Schloß St. Andrews eingenommen hatten. Hier veranstaltete er die erste öffentliche Communion unter beiderlei Gestalt, kam aber noch in demselben Jahre mit der Besatzung in Gefangenschaft und nach Frankreich auf die Galeeren. Nach seiner Befreiung im Febr. 1549 wurde er von der Regentschaft in England als Missionsprediger des Evangeliums in der Provinz Berwick gebraucht, 1551 mit Beibehaltung dieses Geschäfts zum Capellan des Königs ernannt und ein vorzügliches Werkzeug der englischen Reformation. Besonders denkwürdig machte er sich der englischen Kirche dadurch, daß er bei Berathungen mit der Regentschaft die Abschaffung der Brodverwandlungslehre und der Hostienverehrung bewirkte. Doch immer unzufrieden mit den papistischen Gebräuchen, die man in England noch stehen ließ, schlug er 1553 ein Pfarramt in London und bald darauf auch ein von Eduard VI., vor dem er mehrmals predigte, ihm angetragenes Bisthum aus. Durch den Tod dieses Königs verlor er 1554 seine Bevollmächtigung zum Missionsgeschäft und entging den Verfolgungen der Königin Maria nur durch seine Flucht nach Genf, wo ihn Calvin mit brüderlicher Achtung und Freundschaft aufnahm. Hier befestigte sich seine schon entschiedene Vorneigung für die Lehre und Kirchenverfassung der presbyterianischen Reformirten, daher er auch das im Nov. 1554 übernommene Predigtamt bei den englischen Exulanten in Frankfurt am Main wegen innrer Spaltungen dieser zum Theil der englischen Liturgie geneigteren Gemeine nach wenigen Monaten aufgeben mußte und 1555 nach Genf und von da nach Schottland zurückkehrte. In diesem Reiche hatten inzwischen die Freunde der Reformation sich zwar vermehrt, aber von der katholischen Kirche noch nicht förmlich losgesagt. Dazu bewog nun Knox die in Edinburgh Gegenwärtigen, vor denen er in Privatversammlungen predigte, wie auch Viele in den Provinzen, wo er predigend umherzog. Vom Klerus nach Edinburgh citirt, erschien er daselbst den 15. Mai 1556; aber statt ihn zur Verantwortung zu ziehen, ließen die erschrockenen Bischöfe ihn 10 Tage in einem Privathause ungestört predigen und die Königin Regentin be-

gnügte sich, seine Rechtfertigung nicht zu lesen. Denn nach ihrem Wunsche sollten entscheidende Schritte von beiden Seiten jetzt vermieden werden und daß Katholiken und Protestanten in Schottland verträglich neben einander leben könnten, hielt weder die katholische Geistlichkeit, noch die protestantische Parthei für räthlich oder nur möglich. Ohngeachtet Knox mehrere bedeutende Männer vom hohen Adel für diese Parthei gewonnen hatte, schien ihm sein Vaterland zu einer allgemeinen Reformation doch noch nicht reif und noch im Sommer 1556 folgte er mit seiner Gattin, Miß Bowes, die er schon in England gewählt, aber wegen seines unstäten Lebens bis jetzt nicht bei sich gehabt hatte, dem Rufe zum Predigtamte bei der englischen Gemeine in Genf, während die schottischen Bischöfe ihn nach seiner Abreise wieder citirten und in contumaciam zum Feuertode verdammten. Von Genf aus erließ er eine Appellation gegen dieses Urtheil an ein allgemeines Concilium mit Ermahnungen an den Adel und die Gemeinen von Schottland und wußte überhaupt den Mangel seiner Gegenwart im Vaterlande durch kraftvolle Lehrschreiben zu ersetzen. Schon 1557 verlangte die nun verbundene Congregation Christi (so nannte sich die protestantische Parthei in Schottland) seine Rückkehr; er übergab auch sein Predigtamt einem Andern; doch ihre Unentschlossenheit nöthigte ihn, von Dieppe nach einigem Aufenthalte unter den Reformirten in Frankreich wieder nach Genf zu gehn, wo er nicht nur seine theologischen Studien, vorzüglich der hebräischen Sprache fortsetzte, sondern auch mit einigen Freunden die englische Bibelübersetzung besorgte, die unter dem Namen der Genfer Bibel bekannt ist. Auch gab er hier sein Schreiben an die Königin Regentin zur Widerlegung der Vorurtheile gegen die Reformation und seinen Zuruf und Ermahnung an den Adel und die Reichsstände von Schottland heraus, worin er diesen ihre Pflicht für die Kirchenverbesserung zu sorgen einschärfte und den Protestanten eine Liturgie für ihre Versammlungen vorschrieb. Beide Schriften waren für ihren Zweck von großer Wirkung. Aber ohne etwas zu verbessern, schadete er nur sich selbst durch die 1558 erschienene, eigentlich blos gegen die grausame Maria von England gerichtete höchst bittre und heftige Schrift: Erster Trompetenstoß gegen das monströse Weiberregiment, die ihm die persönliche Feindschaft der Königin Elisabeth von England, wie der Regentin und ihrer Tochter, der Königin Maria Stuart zuzog. Er ging daher neuen Gefahren entgegen, als er den ruhigen und für die Erweiterung seiner theologischen Kenntnisse sehr wichtigen Aufenthalt in Genf 1559 endigte, um wiederholten Einladungen nach Schottland zu folgen und, das Vorbild der Genfer Kirche im Herzen, eben ankam, da die Regentin die Vertreibung der protestantischen Lehrer beschlossen hatte. Sogleich erklärte sie ihn besonders in die Acht und befestigte dadurch seine nun unverholen ausgesprochene Ueberzeugung, daß den Königen in ungerechten Dingen kein Gehorsam zu leisten sei. Das Volk nahm ihn mit Begeisterung auf und drängte sich zu seinen Predigten; aber wider seine Absicht brach es nach einer feurigen Predigt, die er zu Perth gegen den Bilderdienst hielt, in eine Zerstörungswuth aus, die seine Worte gerechtfertigt zu haben schienen, wenn gleich der Schlag, mit dem ein nach der Predigt des Reformators Messe lesender Priester die Neckereien eines Knaben bestrafte, das Signal dazu war. Altäre und Bilder wurden niedergerissen und zerschmettert, Klöster der Erde gleich gemacht und ihre Schätze unter

die Armen vertheilt; dieß geschah erst zu Perth, bald auch in andern Städten. Die einmal aufgeregte Menge war von einem Fanatismus ergriffen, den weder Lehrer noch Obrigkeiten mehr bändigen konnten. Freilich gehörten diese Bilderstürmer zum niedrigsten Pöbel und Knox selbst äußerte laut seinen Unwillen über ihre Ausschweifungen. Dennoch brachte sie die katholische Parthei auf seine Rechnung, und die Congregation der protestantischen Lords mußte sie vertreten. Man schritt daher auf beiden Seiten zur Gewalt der Waffen. Wo die Protestanten siegten, reformirten sie auf eigne Hand. Knox, die Seele ihrer Parthei, predigte zu St. Andrews und auch hier zertrümmerte das Volk die Zierden des Katholicismus. Das Kriegsglück brachte ihn endlich nach Edinburgh, wo die Bürgerschaft ihn zum Prediger wählte. Doch er mußte bald wieder dem französischen Heere der Regentin weichen und unternahm eine Predigerreise durch die Provinzen. Von hier aus knüpfte er Unterhandlungen mit England an, um den französischen Hülfstruppen der Regentin englische entgegen zu stellen; vergebens setzte sie einen Preis auf seinen Kopf, seine Parthei nahm ihr die Zügel der Regierung und erzwang den Abzug der Franzosen. So wurde der Protestantismus in Schottland frei und die Reformation 1560 durch das Parlament gesetzlich. Knox hatte dabei die Genugthuung, daß in Rücksicht der Lehre und des Cultus seine (die presbyterianisch reformirte) Ansicht die allgemeine Zustimmung gewann und den Charakter der Schottischen Kirche bestimmte, aber auch den Schmerz, das reiche Erbe der alten Kirche durch die Habsucht des Adels zersplittert und den Zwecken der Religion größtentheils entzogen zu sehen. Seit 1560 verwaltete er das Predigtamt in Edinburgh mit der ihm eignen Freimüthigkeit und Gewalt über die Seelen. Schon darum, aber noch mehr wegen seines Gewichts im Rathe der Congregation mußte er, sobald die junge Königin Maria Stuart 1561 den schottischen Boden betrat, ein Gegenstand ihrer Sorgen und Pläne werden. Vergebens suchte sie ihn in fünf vertraulichen Unterredungen, zu denen sie ihn berief, bald zu schrecken, bald zu gewinnen. Ihre Künste scheiterten in der Gradheit und sittlichen Strenge dieses Mannes, der, obwol nicht ungerührt bei den Thränen, die der Aerger über seine Unbiegsamkeit ihr auspreßte und weder so unehrerbietig, als ihre Schutzredner behauptet haben, noch härter gegen sie, als ihm das Gewissen gebot, seinem Unwillen über ihre leichtsinnige Lebensweise und papistische Denkungsart selbst auf der Kanzel freien Lauf ließ. Da sie endlich für ihren Hof den katholischen Cultus öffentlich einführte, berief er, um die seiner Kirche drohende Gefahr abzuwenden, den Adel zu einer Versammlung. Der Brief, worin er dieß that, wurde aufgefangen und Knox von der Königin des Hochverraths beschuldigt und vor ein Gericht der Lords gestellt, bei dem sie nur das rachgierige Weib zeigte. Zu ihrem Verdrusse sprachen die Richter ihn frei und „an diesem Abende," so schreibt er selbst, „wurde bei Hofe weder gefiedelt noch getanzt." Seine bittern Aeußerungen über ihre Heirath mit dem katholischen Darnley gaben ihr neuen Anlaß zur Klage. Doch verließ Knox Edinburgh erst, da sie 1566 selbst dahin kam und kehrte sogleich nach ihrer Absetzung im Sommer 1567 dahin zurück. Er hatte dazu desto eifriger mitgewirkt, jemehr ihr Plan, die Reformation in Schottland wieder zu unterdrücken, ihm klar geworden war; ja er stimmte selbst für ihr durch Mord und Ehebruch verdientes Todesurtheil, dem sie sich aber durch die Flucht entzog

(s. d. Art. Maria Stuart). Noch das letzte Jahr seines Lebens wurde durch einen Bürgerkrieg beunruhigt, den ihre Anhänger 1571 erregten; sie vertrieben ihn von Edinburgh und als die Wiederherstellung der Ruhe ihn 1572 dahin zurückführte, war er so schwach, daß seine Stimme die Kirche nicht mehr ausfüllte. Arbeiten und Kämpfe aller Art hatten ihn aufgerieben, am 24. Nov. 1572 starb er. Im Augenblicke der Einsenkung seines Leichnams gab der Regent Graf Morton ihm das Zeugniß: Hier liegt der Mann, der sich nie vor einem Menschen fürchtete. Er hinterließ von seiner ersten 1560 verstorbenen Gattin zwei Söhne, die als Theologen zu Cambridge unbeerbt starben, von der zweiten, ihm 1564 verbundenen Gattin, einer Tochter des Lord Ochiltree drei Töchter, die sich an Prediger verheiratheten; die jüngste derselben zeigte sich bei der Verbannung ihres Gatten, Welch, an Geist und Kraft ihrem Vater ähnlich. — Knox nimmt unter den Reformatoren des 16. Jahrh. eine ehrenvolle Stelle ein. Er besaß mehr Verstand als Gelehrsamkeit, mehr Kraft als Milde. Eifrig und unerschrocken, wie Luther, im Kampfe fast noch heftiger, aber verschlossen in seinem Wesen und tiefer in die politischen Händel der Parthei, die er beseelte, hineingezogen, leitete er die Reformation planmäßiger, als dieser. Eine hinreißende, gewaltige Beredsamkeit, eine ehrfurchtgebietende Persönlichkeit, eine tiefe Religiosität gab seinen Vorträgen den Reiz, der die Gemüther fesselt. In Schottland wurde er von allen Partheien gefürchtet, von der seinigen auch kindlich geliebt und verehrt. Die Verfassung der presbyterianischen Kirche, wie sie in Großbritannien noch besteht, ist sein Werk. Daß ihn Hume getadelt, Robertson nur schwach vertheidigt und die Lobredner der schönen Maria Stuart der Rohheit und Säure beschuldigt haben, mußte in der Periode, wo es unter den Schriftstellern Mode ward, die Parthei dieser Königin zu nehmen, seinem Andenken allerdings schaden. Diese Tadler vergaßen aber, welche Rücksicht die Sitte seines Volks und seiner Zeit, die Bitterkeit seiner Erfahrungen und Schicksale, seine Stellung als Verfechter einer bedroheten Parthei und das unaufhaltsame Treiben seines thatendurstigen Geistes bei der Beurtheilung seines Verfahrens erheischt. Rauh, ja zum Trübsinn geneigt war er freilich bisweilen, doch in Schottland, wo Privatinteressen oft noch stärker wirkten, als öffentliche, und die Verwirrung ohne eine zusammenhaltende Kraft unheilbar geworden wäre, bedurfte die Reformation gerade eines solchen strengen Mannes, um zu gedeihen. Vergl. Life of John Knox by Th. M'Crie, 3 ed. Edinbgh. 1814, im Auszuge übersetzt unter dem Titel: Leben des Schottischen Reformators ꝛc. mit einer Vorrede herausg. von Plank. Göttingen 1817. 8. E.

Kobalt (Kobold) ist ein Mineral, welches ein eigenes Geschlecht ausmacht, und dessen Erze Kobaltspeise genannt werden. Es hat eine eisen- oder stahlgraue, ins Röthliche spielende Farbe. Der Kobalt ist schwer, spröde, zerfällt unter dem Hammer in Brocken, und zeigt nur im Stande der höchsten Reinheit einen geringen Grad von Dehnbarkeit. Gewöhnlich ist er mit Arsenik, Nickel und Eisen vermengt. Er soll auch vom Magnet nicht allein angezogen werden, sondern auch selbst anziehend sein. Im Feuer ist der Kobalt sehr schwer flüssig zu machen, so daß dazu die Hitze des schmelzenden Kupfers verlangt wird, und je mehr er von Arsenik frei ist, desto schwerer fließt er und desto schwerer läßt er sich verkalken. Ja, er zeigt sich in dem stark-

sten Grade von Hitze feuerfest. Er löset sich in allen Säuren auf, im Wasser bleibt er aber unauflöslich. Seine Halbsäuren, aber nicht er selbst, bilden, in Vereinigung mit den Erden, eine Art blaues Glas. Das von seinen Zusätzen geschiedene Erz heißt Kobaltkönig, von welchem man jedoch im Großen keinen Gebrauch machen kann, weßhalb man ihn nur in kleinen Massen zu chemischen Versuchen scheidet. Der Kobaltkalk, mit dem der Kobalt vermischt ist, und das Kobaltglas sind allein der Zweck der Scheidung. Der Kobaltkalk wird durchs Schmelzen mit Kiesel und Potasche, oder einem andern Laugensalze zu einem dunkelblauen, ja schwarzen Glase, welches die bekannte Schmalte (blaue Farbe, blaue Stärke) gibt. Die Anstalten, wo diese Schmalte bereitet werden, heißen Blaufarbenwerke. (S. d. Art.) Ehe man die Erfindung machte, Schmalte aus den Kobalterzen zu bereiten, warf man sie als unnütz, ja wegen ihrer giftigen Eigenschaften, sogar als schädlich, weg. Die vornehmsten Arten von Kobalterzen sind: Weißer Speiskobalt; grauer Speiskobalt (stahlberber Kobalt); Glanzkobalt und schwarzer Erdkobalt. In Sachsen, wo der vorzüglichste im Erzgebirge gefunden wird, ist die Ausfuhr dieses Halbmetalls bei hoher Strafe verboten.

Kobold ist in der Geistertheorie des Volks dadurch vom Gespenst verschieden, daß dieses, wie geglaubt wird, der rückkehrende Geist eines vorhin lebendigen menschlichen Wesens, jener hingegen eine für sich bestehende, an irgend ein Haus, oder an eine Familie geknüpfte körperlose Erscheinung ist. Die Kobolde necken und ängstigen nach dieser Theorie gewöhnlich nur die Menschen, und fügen ihnen nur dann einen eigentlichen Schaden zu, wenn sie dazu gereizt werden. In den Bergwerken heißen die Kobolde Bergmännchen, Berggeister, und erscheinen daselbst in der Gestalt kleiner Kinder, oder blauer, schwebender Flämmchen, die reichhaltige Anbrüche verkünden, aber allerhand schadenfrohe Neckereien ausüben, wenn sie von den Bergknappen in ihrem Beginnen gestört werden. Vielleicht daß auch von hier die ersten Erzählungen von solchen Geistern ausgingen. Kobold (Kobalt) nennen die Isländer auch ihren Abgott oder Teufel, der von ihnen angebetet wird. Pq.

Kochkunst. Sie kam zuerst in Asien auf und wurde in den ältesten Zeiten blos von Männern betrieben; bei den Griechen war sie das Geschäft der Frauen, besonders der Sclavinnen. Bei den Römern wurde sie anfangs sehr vernachlässiget, und nur von Leibeigenen geübt. Die Mahlzeiten der Römer bestanden meistens aus drei Gängen, deren erster leichte Speisen, worunter besonders Eier, Austern und andere den Appetit reizende Gerichte waren, enthielt, dann kamen die Hauptspeisen — die wirkliche Schlacht wie es die Alten nannten, welche aus Gebratenem und Gesottenem aller Art bestand, und dann folgte die Nachkost, das Desert (mensae secundae), aus Obst, Confect und Backwerk bestehend. Der Tafelluxus stieg aber, als die Römer mit der asiatischen Ueppigkeit bekannt wurden, so, daß er endlich sogar durch Gesetze eingeschränkt werden mußte. Ein Lieblingsgericht reicher Römer war das trojanische Schwein, also genannt, weil es in seinem Bauche eine Menge anderer Braten oder Gerichte enthielt. Lucullus trieb den Tafelluxus, aller einschränkenden Gesetze ungeachtet, vielleicht am höchsten. Er ließ in seinen Wohnungen immer mehrere Speisesäle einrichten, deren jeder den Nahmen einer Gottheit führte, der zugleich dem Haushofmeister zur Bestimmung der Etikette und der Kosten des Mahles diente. Eine Mahlzeit (coena)

im Saale des Apollo kostete gewöhnlich 50,000 Drachmen, oder 6250 Thaler Sächsisch. Unter Pompejus erfand M. Aufridius Lurco das Mästen der Pfauen und hatte in kurzem 60,000 Sestertien mit dieser Kunst verdient. In dieser Zeit ließ ein Schauspieler bei einem Gastmahle eine Schüssel auftragen, welche 10,000 Franken kostete. Sie bestand aus Sing- und Sprech-Vögeln, von denen jeder 600 Franken gekostet hatte. Der Sohn jenes Schauspielers trieb die Verschwendung noch weiter, er bewirthete seine Gäste sogar mit Perlen, die er in Essig auflöste. Unter Tiberius gab es in Rom bereits ordentliche Schulen und Lehrer der Kochkunst; unter ihm zeichnete sich auch die Familie der Apicier aus, deren einer viele neue Speisen, z. B. ein salziges Gericht aus der Leber der Fische, manche Küchengeschirre, und die Kunst, die Schweine mit trockenen Feigen zu mästen, erfand. Ein anderer dieses Namens schrieb sogar ein Kochbuch, welches das älteste ist, das wir besitzen, und erfand die Kunst, die Austern frisch zu erhalten. Der Kaiser Vitellius ward einst von seinem Bruder mit 2000 auserlesenen Fischen und 7000 Vögeln bewirthet: Vitellius selbst ließ einmal in einer einzigen Schüssel die Lebern, die Jungen, die Milch und das Gehirn von vielen theuern Vögeln und Fischen auftragen. In den neuern Zeiten ist vorzüglich die französische Küche, besonders seit Ludwig XIV., in ganz Europa verbreitet worden, am meisten fand sie an Höfen Beifall. Man strebt hier vorzüglich darnach, durch Mannichfaltigkeit der Reize bei geringerm Massengehalt der Speisen den Gaumen zu vergnügen, dahingegen die englische Küche mehr für festere, nahrhafte, stärkende Speisen sorgt, und besonders in Bereitung von Mehlspeisen und des Fleisches, vornehmlich des Rindfleisches sich auszeichnet. Die Brühen oder Saucen spielen in England wie in Frankreich eine große Rolle, und in London gab es vor nicht langer Zeit Leute, die sich eigens mit Bereitung des Salats beschäftigten, und zur Zeit des Essens aus einem Hause ins andre gingen, um dieses Geschäft zu besorgen. Die Spanier und Italiener halten weit weniger auf die Freuden der Tafel, erstere sind ganz vorzüglich mäßig im Essen. Die Deutschen stehen wie in vielem andern auch hier in der Mitte. Ihre Küche ist durch nichts ausgezeichnet, obgleich sichs alle Völker bei ihnen recht wol schmecken lassen, wie die Zeitgeschichte lehrt. Wer sich über die Küche der Alten gründlich unterrichten will, lese das 25ste Kapitel der Reise des jüngern Anacharsis durch Griechenland Theil 3, oder den Nonius de re cibaria Veterum. Das Kochbuch des Apicius ist schon oben angeführt worden.

Kochsalz s. Salz.

Kohle, diese Substanz, welche man vormals nur als Brennmaterial betrachtete, ist durch die neuern Fortschritte in der Chemie ungemein wichtig geworden. Der Rückstand, welchen unter der Glocke vollkommen ausgeglühete, vegetabilische oder animalische Substanzen zurücklassen, wird Kohle genannt. Bei der Stahlischen Theorie werden in dem Prozeß des Verbrennens die in den thierischen und vegetabilischen Körpern enthaltenen öhlichten Theile durch die Wirkung des Feuers zersetzt, worauf sich alsdann der Brennstoff (Phlogiston), welchen wegen Mangels an freier Luft nicht verloren gehen kann, mit dem erdigen Grundstoffe verbindet und mit diesem einen festen, trocknen, schwarzen und zerreibbaren Körper bildet. Das Verbrennen der Kohle setzt in der umgebenden Luft viel Phlogiston ab, weßwegen auch der sogenannte Kohlendampf tödtlich werden kann. Ohne den Zutritt

der freien Luft verändert das Feuer die Kohle nicht. Nach Lavoisiers Theorie verbindet sich während des Verbrennens der Sauerstoff mit dem Kohlenstoffe (s. unten) zu Kohlensäure. Der vorher mit dem Sauerstoffe verbundene Wärmestoff wird dadurch frei. Daher entsteht bei dem Verbrennen eines Körpers zu Kohle Licht und Wärme. Die Kohle und der Sauerstoff werden durch einen Theil des Wärmestoffs, den sie aufnehmen und binden, gasförmig, und bilden das kohlengesäuerte Gas. (S. Gas). Kohlenstoff ist nach der neuen französischen Theorie ein einfacher, sehr häufig in der Natur verbreiteter Körper, der einen vorzüglichen Antheil der Kohle ausmacht. Das Dasein desselben erweisen die Antiphlogistiker durch die Erklärung des nachstehenden Versuchs. Man bringe eine bestimmte Quantität gepulverter Holzkohlen auf einer kleinen Schale unter eine auf Quecksilber stehende und mit Sauerstoff angefüllte Glocke, zünde dann, vermittelst eines Brennglases, den Kohlenstaub unter der Glocke an; so wird er anfangs mit einer hellen Flamme brennen, und es wird sich viel Wärmestoff entwickeln. Allmälig aber werden Licht und Wärme abnehmen, und die Kohle wird verlöschen. Nach geendigtem Versuche wird man finden, daß das Gas unter der Glocke an Umfange ein wenig abgenommen hat, und daß es nunmehr aus reinem Sauerstoffgas in eine Mischung von vier Fünftel fixer Luft (was wir oben kohlensaures Gas nannten) und ein Fünftel unveränderten Sauerstoffgases verwandelt worden ist. Die Kohle hat an Gewicht abgenommen, und um eben so viel hat das Gas unter der Glocke daran zugenommen. Kohlenstaub (Kohlenpulver) entfärbt gefärbte Salz-Laugen und andre braune und schwarze Körper und macht sie weiß. Die dunkle Farbe dieser Körper rührt nämlich von dem ihnen beigemischten Kohlenstoffe her. Vermischt man sie nun mit Kohlenpulver, so vereinigt sich der in ihnen enthaltene Kohlenstoff mit der Kohle, und sie werden entfärbt. Faulem Fleische benimmt das Kohlenpulver seinen widrigen Geruch. Denn dieses entsteht von dem sich bei der Fäulniß entwickelnden, geschwefelten und gekohlten Wasserstoffgas, welches sich mit dem Kohlenpulver verbindet und dieses daher auch schwer macht. Auf gleiche Weise kann man durch das Kohlenpulver auch andern stinkenden Körpern, faulem Wasser, Zwiebeln, Knoblauch, Wanzen, besonders aber den heimlichen Gemächern den übeln Geruch benehmen. — Kohlenbrennerei ist die Kunst, Holz bei verschlossenem Feuer zum völligen Glühen zu bringen und dann verlöschen zu lassen. Das Alter dieser Kunst erhellt daraus, daß Salomo bereits der Kohlen gedenkt und sie von dem gewöhnlichen Brennholze unterscheidet. Bei den Römern war diese Kunst sogar geehrt: denn der berühmte M. Aemilius Scaurus, der die Ligurier überwand, handelte einige Zeit mit Kohlen. Theophrast beschreibt schon das Verkohlen des Holzes, und Plinius gedenkt schon eines Kohlenmeilers.

Kolon, s. Interpunctionszeichen.

Kollyridianerinnen s. Maria, Mutter Jesu.

Kolontay, H., ein polnischer Patriot, aus einer adeligen, aber nicht sehr begüterten Familie, studirte in Rom, und wurde Rector der Universität Krakau. Nachdem er 12 Jahre lang Vorlesungen gehalten hatte, ward er Mitglied des Reichstages von 1788, und wirkte auch als Schriftsteller, um die öffentliche Meinung für die Constitution vom 3ten Mai 1791 zu gewinnen, deren Entwurf er vorzüglich bearbeitete. Man ernannte ihn zum Kron-Vicekanzler. Allein nachdem die Russen jene Constitution umgestoßen hatten, begab

er sich mit dem Grafen Ignaz Potocki nach Dresden. Hier ertheilte ihnen Kosciuszko Nachricht von der Insurrection, die man 1793 in Polen vorbereitete; allein beide hielten das Unternehmen für zu gewagt, und es scheint, daß sie an dem Aufstand im J. 1794 keinen Theil hatten; doch schlossen sie sich an, als er einmal — nach ihrer Meinung zu früh, — ausgebrochen war. Kolontay wurde Mitglied des von Kosciuszko in Warschau errichteten Nationalraths, im Finanzfache. Sein unbiegsamer Charakter, der nicht ohne Härte war, und seine kühnen Ansichten machten ihn den Royalisten verhaßt. Man warf ihm vor, er habe als Vicekanzler die Sache der Leibeigenen geführt, und wolle jetzt den Adel stürzen; er strebe nach der Rolle eines Robespierre und sei, nebst seinem Amtsgenossen Potocki, Schuld an dem Tode einiger Gefangenen, welche das Volk, als der russischen Partei verkauft, aufgehangen hatte. Einige Umstände schienen allerdings diese Behauptungen zu bestätigen. Wenigstens war Kolontay einer von den Insurgentenhäuptern, die am eifrigsten der Revolution eine demokratische Richtung gaben. Nach Kosciuszko's Niederlage und Gefangennehmung, entzweite er sich mit seinem Freunde Ignaz Potocki, der ihm Ueberspannung vorwarf. Doch fuhren beide fort, gemeinschaftlich zu handeln bis zu der Einnahme von Warschau. Noch am Schlusse seiner politischen Laufbahn ward er von seinen Feinden heftig angegriffen. Sie beschuldigten ihn und den General Zajonczek, daß er den König, dessen Familie und Anhänger, so wie die russischen Gefangenen habe ermorden wollen, um das Volk und die Armee in die Lage zu bringen, sich auf das Aeußerste vertheidigen zu müssen, indem sie keine Schonung erwarten durften. Er entfloh nach Galizien, ward aber hier verhaftet und nach Olmütz gebracht, bis man ihn auf Alexanders Verlangen wieder in Freiheit setzte. Seitdem lebt er zurückgezogen von öffentlichen Geschäften in seinem Vaterlande, wo er sich einiger jüngern Officiere von seiner Familie, die für die Sache des Vaterlandes gekämpft haben, thätig annimmt.

Kolophon, eine der mächtigsten und reichsten Städte Joniens, berühmt durch das schwelgerische Leben und die ausschweifende Prachtliebe ihrer Einwohner, die sich allen Vergnügungen überließen. Doch war sie auch die Vaterstadt des Philosophen Xenophanes, des Stifters der eleatischen Schule.

Komisch ist einer von den Begriffen, in deren Erklärung die größte Verschiedenheit bei den Aesthetikern geherrscht hat. Der Grund davon liegt in dem spielenden Wechsel, in welchem sich das Komische uns offenbart. In der That scheint die Theorie des Komischen nur die Frucht einer gänzlich freien, vom einseitigen Beispiel abstrahirenden Speculation zu sein. Das Komische gehört der Darstellung des Lächerlichen (s. d. Art.) an, besonders der dramatischen und ist daher der Darstellung des Ernsten oder Tragischen entgegengesetzt. Seinen Namen führt es daher, weil eine solche Darstellung in demjenigen Producte der Poesie, welches wir Komödie (Lustspiel) nennen, den weitesten Spielraum hat, indem sie hier in einer durch mehrere komische Charaktere und Situationen bewirkten Handlung besteht. Die poetische Darstellung des Lächerlichen will aber nicht das Gemeine nachahmen, sondern soll als kunstmäßige Darstellung dasselbe unter der Form des Sinnreichen und Witzigen erscheinen lassen. Sie soll es, in charakteristischen Formen ausgedrückt, als fröhliches Spiel des Geistes zeigen, der über dem verkehrten Thun der Menschen dahinschwebt und sich mit freier Lust und Phantasie in

die niedern Regionen der Menschenwelt herabläßt, um ungebunden, obwol in sich selbst das Maaß des Edeln und Sittlichen tragend, hinter der Maske der Narrheit und Ungereimtheit die Narren zu nekken und das edle Selbstgefühl des geistig Gesunden scherzend zu erregen und über das Nichtige spielend zu erheben. Die komische Darstellung erhebt das Lächerliche zu einem sinnreichen Ganzen und obwol sie scheinbar dem Schönen entgegengesetzt ist und alle Form aufzulösen scheint, die in dem Schönen als ideal dargestellt ist, so schafft sie doch ihre eignen Formen; nur ist das Ideal, welches sie zunächst zeigt, das umgekehrte und die Form demselben angemessen. Der lächerliche Charakter und die lächerliche Situation erheben durch ihre anschaulich und charakteristisch vollendete Darstellung zu dem Idealen, wie der deutlich erkannte Irrthum zur Wahrheit, und der komische Dichter läßt in den lächerlichen Gegenständen, je mehr er sie in einem mit ihnen und in sich selbst vollkommen übereinstimmenden, durch Phantasie und Witz belebten Ganzen zeigt, in den flüchtigen Zerrbildern des Lebens das Ideal schauen, und in den lustig ersonnenen, der Wirklichkeit verwandten Ungereimtheiten, welche die Reflexion in dem Verhältniß menschlicher Lagen und Handlungen und in dem launigen Zufall findet, die freie Lust und den Witz des geistvollen Beobachters zu genießen. Hieraus erhellt, daß auch nicht ein jeder witzige Einfall, oder eine zusammenhangslose Darstellung des Gemeinen in Sitten und Handlungen komisch zu nennen sei. Zugleich erhellt, in wiefern wir auch im täglichen Leben von komischen Lagen, komischen Einfällen und komischen Menschenreden, und diese von den lächerlichen Einfällen und Menschen unterscheiden. Wir halten nämlich diese vergleichend an die komische Darstellung und urtheilen, daß dieselben einer solchen ähnlich sind, oder in dieselben zu gehören scheinen, und daher gleichsam ein höheres, poetisches Lachen erregen. Die neueste Schrift von Gehalt über diesen Gegenstand ist St. Schütze's Versuch einer Theorie des Komischen. Leipzig, 1817, 8vo.

Kommerzielle Production (in der Staatswirthschaft), ist diejenige Kraftäußerung, wodurch Güter oder Genußmittel von deren Erzeuger an den Verbraucher gelangen. Der Kommerz oder Handel befördert weder genießbaren Stoff, oder dem Stoffe entrißene Güter in ihrer ursprünglichen Gestalt zum Genuß, wie es die Urproduction thut, noch gibt derselbe dem ungenießbaren Urstoffe die Form und damit die Eigenschaft der Genießbarkeit, wie es bei der industriellen Production der Fall ist, aber er befördert einen genußfähigen Stoff zu einem Genusse, der außer der zu dieser Beförderung verwandten Kraft nicht Statt gehabt haben würde, und eben darum ist derselbe in nationalwirthschaftlichem Sinne wahre Production. Der Urproducent nämlich so wie der industrielle Producent hört in dem Augenblicke auf, das Eine oder Andere zu sein, wo er Andern sein Product mittheilt, und er kann es auch ohne Stillstand seiner Arbeit höchstens nur seinen nächsten Umgebungen mittheilen, daher muß eine dritte Kraftäußerung zur Austheilung und Verbreitung der Genußmittel Statt finden, welches die kommerzielle ist. Der Sinn des Handels ist kein anderer, als die Erzeugnisse der Natur und der menschlichen Arbeit allen Völkern und Menschen gemeinsam zu machen, d. h. einem jeden Menschen Gelegenheit zu geben, die ganze Sinnenwelt, in sofern sie dem Menschen überhaupt zugänglich ist, in soweit zu gebrauchen, als die Eigenthümlichkeit seines Wesens ihrer bedarf. Gewöhnlich wird der Umsatz oder Umtausch der Genußmittel als das Princip des

Handels dargestellt, jedoch nicht ganz mit Recht; denn die Austauschung der Waaren ist ja nur das Mittel, nicht das Wesen des Handels. Nicht der Tausch an sich producirt und vermehrt den Reichthum, sondern der Zuwachs an Werth, welchen die Genußmittel durch die Verpflanzung von dem einen Orte zum andern erhalten, ist es, was diese wohlthätige Wirkung hervorbringt. Auf doppelte Weise trägt der Handel zur Vermehrung des Nationalreichthums bei, unmittelbar und mittelbar. Die unmittelbare Wirkung desselben besteht in der Wertherhöhung der bereits vorhandenen Genußmittel, die mittelbare hingegen in der Hervorbringung neuer Genußmittel durch Unterstützung und Belebung der Urproduction und des industriellen Gewerbfleißes. Was zuerst jene unmittelbare Wirkung auf den Nationalreichthum betrifft, so besteht die durch den Handel hervorgebrachte Wertherhöhung der bereits vorhandenen Genußmittel theils aus dem Lohne aller mit der kommerziellen Production beschäftigten Arbeiter, also auch der Schiffer und Fuhrleute, welche den Waarentransport besorgen, theils aus den Zinsen und Gewinnsten der im Handel angelegten stehenden und umlaufenden Kapitale. Geblendet von diesen in der That nicht unbedeutenden Vortheilen, welche der unmittelbare Einfluß des Handels auf den Nationalreichthum dem Staate gewährt, waren von jeher die meisten Regierungen hauptsächlich darauf bedacht, nur diesen Einfluß auf alle mögliche Weise zu befördern und beachteten kaum die weit wichtigere und segenreichere Wirkung, welche der Handel durch Unterstützung der Ur- und industriellen Production mittelbar auf den Nationalreichthum äußert, ja sie gingen oft in ihrem Irrthume so weit, daß sie durch unpolitische Maßregeln und Gesetze zu Gunsten jenes mindern Vortheils diesen wichtigern aufopferten. Das Kapital des Kaufmanns gibt nämlich den Urproducenten so wie den industriellen Producenten, von denen er die rohen oder verarbeiteten Waaren, mit welchen er handelt, bekommen hat, ihre Kapitale mit dem gehörigen Gewinnste wieder und setzt Jeden derselben dadurch in den Stand, sein Gewerbe fortzusetzen; es unterstützt auf diese Weise die werthschaffende Arbeit der Gesellschaft und vermehrt die Quantität ihres jährlichen Erzeugnisses. Würde kein Kapital darauf verwandt, die rohen und verarbeiteten Erzeugnisse von den Orten, wo sie überflüssig sind, dahin zu schaffen, wo es daran fehlt, so könnte an keinem jener Orte mehr hervorgebracht werden, als der Ort selbst und die nächste Umgebung verbrauchen kann, denn nur da werden Kapitale auf Erzeugung eines Ueberflusses von Genußmitteln verwandt, wo Hoffnung vorhanden ist, daß der Handel diesen Ueberfluß abnehmen und Genußmittel anderer Art dagegen zuführen werde. Die kommerzielle Production ist gleichfalls das Rad, welches die beiden Endpunkte des Nationalwohlstandes, der Production und der Consumtion, in die nöthige Berührung bringt; indem sie zunächst und unmittelbar nur den Kreislauf des Rades der Consumtion zu fördern scheint, fördert sie zugleich mittelbar auch den Umlauf des Rades der Production. Wäre kein Kaufmann da, welcher dem Producenten seinen Ueberfluß abnähme und ihn in die Hände des Consumenten förderte, so würde die Thätigkeit des Erstern oft eine lange Zeit hindurch stocken müssen und der Producent würde oft mitten im Ueberflusse seiner Erzeugnisse an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen Mangel leiden. (S. Handel.) KM.

Komödie, s. Schauspiel.

Komorn, Hauptstadt der Gespanschaft gl. N. in Ungarn,

2000 Schritt davon zwischen der Waag und Donau liegt die neu gebaute Festung, welche Natur und Kunst beinahe unüberwindlich machen.

König (regulus), heißt in der Sprache der Mineralogen jedes metallische Wesen, das sich bei Schmelzung der Erze im Tiegel zu Boden setzt, oder beim Abtreiben zurückbleibt — der reine, von allen unmetallischen Theilen befreite Bestand, z. B. Bleikönig, Kobaltkönig ꝛc. Man glaubt, daß dieser Ausdruck von den Alchymisten herrühre; welche in allen Schmelzungen Gold, den König der Metalle, zu finden wähnten.

König — Römischer König — König von Rom. Dieser Titel soll aus dem Fränkischen Chunig entstanden sein. So nannten die Franken Chlodowig wegen seiner Tapferkeit, welche im Fränkischen Chune geheißen haben soll. Andere leiten diesen Titel, den Chlodowig unter allen Fürsten deutscher Abkunft zuerst führte, von dem tatarischen Chan oder Khan ab. Nächst dem kaiserl. Titel wird in Europa der königliche als der vornehmste geachtet. Den Königen gebührt, so wie den Kaisern, ausschließlich der Titel Majestät, auch sind noch andere, größtentheils das Ceremoniel betreffende Vorrechte an den Königstitel geknüpft, die in der Diplomatik unter dem Namen der königlichen Ehren (honneurs royaux, honores regii) begriffen werden. Diese königlichen Ehren besitzen jedoch auch zuweilen solche Staaten, deren Regenten den königlichen Titel nicht führen; so besaß sie die alte Republik Venedig und die der vereinigten Niederlande, so noch jetzt die Schweiz, die Großherzoge, wenigstens zum Theil. Die Zahl und die Benennung der in Europa vorhandenen Königreiche hat durch die seit der französischen Revolution erfolgten Umwälzungen mannichfaltige Veränderungen erlitten. Vor der französischen Revolution gaben folgende Länder ihren Regenten den königlichen Titel: Deutschland, Frankreich, Spanien, Portugal, Neapel und Sicilien (oder beide Sicilien), Sardinien, Preußen, Böhmen, Ungarn, Gallizien und Lodomirien, Polen, England, Irland, Schottland, Schweden, Dänemark und Norwegen. Nach dem Ausbruche der französischen Revolution verschwand zuerst Frankreich, bald auch Polen aus der Reihe der Königreiche; dagegen aber wurden, seitdem Bonaparte an der Spitze von Frankreich stand, mehrere neue Königreiche geschaffen, von denen jedoch einige nur eine ephemere Existenz erhielten. So entstand zuerst ein Königreich Hetrurien aus dem vormaligen Großherzogthume Toscana, so bald darauf ein neues Königreich Neapel, während in Sicilien die alte Familie die königliche Würde fortdauernd behauptete, so bildeten sich ein Königreich Italien, ein Königreich Holland und mit dem Anfange des J. 1806 die Königreiche Baiern und Würtemberg, worauf 1807 die Königreiche Sachsen und Westphalen folgten. Hetrurien und Holland wurden jedoch bald durch Frankreich selbst, Westphalen in unsern Tagen durch die Befreiung Deutschlands von fränkischer Oberherrschaft als Königreiche vernichtet. Dagegen entstanden nach Napoleons Sturz das Königreich der Niederlande und das Königreich Hannover. Der königliche Titel ward bisher in Europa nur wirklich regierenden Königen, oder doch solchen, welche es gewesen waren, ertheilt, dagegen aber ward er, seitdem Bonaparte den Kaisertitel angenommen, auch zum Titel für einen Kronprinzen gemacht, welches noch nie der Fall gewesen war. Dieser neue König von Rom war jedoch nicht mit dem römischen Könige zu verwechseln. Der Titel eines römischen Königs bezeichnete in dem vormaligen deut-

schen Staatsrechte den noch bei Lebzeiten des römischen Kaisers von den Churfürsten erwählten Nachfolger desselben, der jedoch als solcher durchaus keinen Antheil an der Reichsregierung hatte; den Titel eines Königs von Rom dagegen sollte, nach der Einverleibung Roms mit dem französischen Reiche, vermöge eines Senatusconsults vom 17. Febr. 1810, jedesmal der älteste Prinz des Kaisers von Frankreich führen. Dieser Titel verschwand mit dem Kaiserthume selbst. Man unterschied sonst zwischen gemeinen Königen und zwischen gesalbten Königen. Diese letztern besaßen die priesterliche und königliche Gewalt, und hatten in ihrem Titel das Dei gratia, welches auch nachher die gemeinen Könige annahmen. (S. d. Art. Staatsverfassung, wo ausführlich über das Königthum geredet und sein Verhältniß zu den beiden übrigen Elementen der constitutionellen Monarchie, dem aristokratischen (in der Pairs-Kammer) und dem demokratischen (in der Kammer der Gemeinen) entwickelt worden.) Cz.

Königsberg (Krolewiez, Karalanzus), Regierungsbezirk und Hauptstadt der Provinz Ostpreußen, im schaakener Kreise, 1ste Militärabtheilung, mit 4,550 Feuerstellen und 64,000 Einw., darunter eine französ. Colonie, die 1780 aus 369 Köpfen bestand, und über 1000 Juden. Sie ist die zweite Residenzstadt der preußischen Monarchie, und eine berühmte Handelsstadt, ehemals zum hanseatischen Bunde gehörig, liegt am Einflusse des Pregel, über welchen hier sieben Brücken gehen, in das frische Haff, und hat, die dreizehn Vorstädte mit eingerechnet, zwei Meilen im Umkreise, in welchen Raum aber viele Gärten, Felder und ein See mit eingeschlossen sind. Das dortige Schloß ist prächtig gebaut, liegt auf einer Anhöhe und enthält 180 Zimmer, von denen aber ein großer Theil nicht mehr bewohnbar ist. Die Stadt hat 23 Kirchen, und ist der Sitz der hohen Landescollegien von Ostpreußen, des Staatsministeriums, der Regierung, der Kriegs- und Domainenkammer u. s. w. Besonders schöne Häuser enthält die Königsstraße (neue Sorge). Der vornehmste Theil der Stadt heißt Kneiphof; dieser liegt auf einer Insel im Pregel und ist auf Pfählen erbaut. In dem sehenswürdigen Dome ist die Orgel zu bemerken, die 1721 vollendet worden ist. Die dortige Universität, welche vom Markgrafen Albrecht dem Ersten, Herzoge von Preußen (daher Academia Albertina), 1544 gestiftet ist, und deren Rector Magnificentissimus seit 1809 der jetzige Kronprinz von Preußen ist, zählt zwischen 300 und 350 Studenten. Auf dieser Universität glänzte Kant, und noch jetzt rechnet sie einen Reidenitz (ihren Kanzler), Schweigger, Herbart, Gaspari, Wrede, Burdach zu ihren Lehrern. Sie hat eine Sternwarte, einen botanischen Garten, und eine Bibliothek, die seit kurzem mit der Schloßbibliothek und einigen andern kleineren Bibliotheken vermehrt worden ist, so daß sie aus 50,000 Bänden bestehen kann. Noch befinden sich daselbst 7 Gymnasien, unter welchen das Collegium Fridericianum das wichtigste ist, 3 Lyceen, 1 Seminarium, Taubstummen-, Blinden- und a. Anstalten. Auch hat Königsberg mehrere gelehrte Gesellschaften. Die Festung Friedrichsburg mit Kirche und Zeughaus liegt vor dem Kneiphofe. Die dortige katholische Kirche ist 1777 erbaut. Obgleich der Pregel neben der Stadt 15 Fuß Tiefe hat, so kann doch, wegen einiger sich darin befindlichen seichten Stellen, kein großes beladenes Seeschiff auf demselben zur Stadt kommen. Die Schiffe müssen also in Pillau, dem Hafen von Königsberg, liegen bleiben. Fabriken und Handel sind von der größten Bedeutung.

Königsmark (Marie Aurore, Gräfin von), zuletzt Propstin des Stifts Quedlinburg, die bekannte Geliebte Augusts II., Königs von Polen und Churfürsten von Sachsen, ward um das J. 1678 geboren und stammte aus einer der ältesten Familien der Mark Brandenburg her. Sie ist, sowol wegen der geistigen und körperlichen Reize, mit welchen sie von der Natur verschwenderisch ausgestattet war, als auch wegen der politischen Verhältnisse, in welchen sie lebte, als eine der berühmtesten und ausgezeichnetsten Frauen des 17ten und 18ten Jahrhunderts, anzuführen, um so mehr, als ihr noch überdem das Glück werden sollte, einem der größten Helden seiner Zeit, dem berühmten Moritz, Marschall von Sachsen (s. d. Art.), das Dasein zu geben. Kaum war sie 18 Jahr alt, und schon redete und schrieb sie, meistens mit Reinheit und Eleganz, die schwedische, deutsche, französische, italienische und englische Sprache, verstand Latein, las die alten classischen Schriftsteller, besaß ausgebreitete historische und geographische Kenntnisse, und war Dichterin in der französischen und italienischen Sprache. Auch war sie Tonkünstlerin, sang vortrefflich, spielte die Laute und Gambe zum Bewundern und componirte für diese Instrumente. Ueberdem malte sie auch in einer Vollkommenheit, von der noch jetzt einige ihrer Werke zeugen, die in Quedlinburg vorhanden sind. Mit diesen mannichfaltigen und ausgezeichneten Talenten verband sie den feinsten Witz und die reizendste Unterhaltungsgabe. So ausgebildet kam sie in Begleitung ihrer beiden Schwestern, im Jahre 1694 nach Dresden, um daselbst in einer Erbschaftsangelegenheit, welche sie in Hamburg hatte, die Verwendung des Churfürsten zu suchen. Dieser sah die Gräfin, entbrannte von heftiger Liebe zu ihr und wandte alles an, um sie sich geneigt zu machen. Nach tausend vergeblichen Bemühungen gelang ihm sein Vorhaben, und Aurora erschien öffentlich als die Geliebte des Churfürsten. Sie schenkte ihm darauf einen Sohn, den der Vater Moritz nannte, man sagt, zum Andenken der Moritzburg, auf welcher der Churfürst den Besitz seiner Geliebten, und dieser Sohn sein Dasein erhalten hatte. Bald aber erlosch die Leidenschaft des Churfürsten für die Gräfin und machte der Liebe zu einem andern Gegenstande Platz. Die Gräfin ertrug ihr Schicksal mit Würde und flößte selbst noch als verstoßene Geliebte nicht allein dem ungetreuen Geliebten, sondern auch dem Hofe und dem Publicum, Achtung und Ehrerbietung ein. So geschah es, daß sie mit dem Churfürsten in dem innigsten Freundschaftsverhältnisse blieb, nachdem sie schon längst aufgehört hatte, seine Geliebte zu sein. Auf sein Verwenden ward sie vom wiener Hof zur Propstin des Stifts Quedlinburg erhoben und daselbst am 24. Mai 1700 feierlich eingeführt. Von dieser Zeit an hielt sie sich abwechselnd zu Quedlinburg und zu Dresden auf. Wie sehr sie sich die Achtung und Freundschaft des Churfürsten, der nun König von Polen geworden war, zu erhalten gewußt, und wie groß dessen Begriffe von ihrer Klugheit und Einsicht sein mußten, erhellt daraus, daß er sie 1702 zu Carl XII. sandte, um mit diesem eine Friedensunterhandlung einzuleiten. Da dieser sich jedoch weigerte die Gräfin vor sich zu lassen, mußte sie unverrichteter Sache wieder zurückreisen. Sie starb den 18ten Februar 1728 in ihrem funfzigsten Jahre. Ihr Leichnam, an welchem man noch jetzt, beinahe nach einem Jahrhunderte, Ueberreste von den Reizen der Gräfinn erkennen soll, ward in der fürstlichen Gruft zu Quedlinburg beigesetzt.

Königsstuhl hieß bei den alten Deutschen ein erhabener Rasenplatz auf freiem Felde, wo von dem Grafen oder obersten Richter des Sonntags Gericht gehalten wurde; insbesondere aber ein steinernes Gebäude bei Rheims, wo ehedem der neugewählte röm. König und Kaiser jedesmal öffentlich ausgerufen wurde.

Königstein, berühmte und vielleicht unüberwindliche Bergfestung im meißner Kreise, Amt Pirna des Königreichs Sachsen, nebst einem Städtchen gl. N., an der Elbe, nahe an der böhmischen Gränze. Der Sandfelsen, auf welchem die Festung liegt, hat, von der Oberfläche der Elbe, 950 Ellen in der Höhe, und eine gute halbe Stunde im Umkreise. Der Bau der Festung selbst hat 1589 unter dem Churfürsten Christian I. begonnen, ist aber 1731 erst gänzlich vollendet worden. Sie hat einen einzigen, sehr verwahrten Zugang, kann weder unterminirt, noch von den umliegenden Bergen beschossen, noch ausgehungert werden, weil, außer dem jedesmaligen Proviante, Ackerbau, auch Holz genug in der hohen Ebene ist, um die kleine Besatzung hinlänglich zu versorgen. Außerdem hat sie einen 586 Ellen tiefen Brunnen, und kann sowol das unten gelegene Städtchen, als auch die Elbe, mit ihren Kanonen bestreichen. Sie hat an 600 Bewohner, wovon 400 zum Militär gehören, die sämmtliche Handwerke zu treiben im Stande sind. Unter ihre Merkwürdigkeiten gehört das Zeughaus, das sogenannte Pagenbette (ein schmaler Absatz der Mauer, auf welchem einst ein Page, ohne herunterzufallen, geschlafen haben soll), das große Weinfaß (welches 3709 dresdner Eimer enthält), die Kirche, die Keller, und der gegenüberstehende, 36 Fuß höhere Berg, der Lilienstein. In der Georgenburg werden die Staatsgefangenen verwahrt, und im Kriege Archive u. a. Kostbarkeiten auf den Königstein geschafft.

Königswasser, s. Scheidewasser.

Konopka (Johann), geb. zu Slonim in Litthauen den 27. Dec. 1777, diente anfangs in der polnischen, dann seit 1795 in der französischen Armee. Im J. 1807 ward er Brigade-General der polnischen Lanzenreiter bei der Garde, und zeichnete sich in mehrern Feldzügen aus, vorzüglich in Italien, in der Schlacht bei Friedland, und mehrmals in Spanien, z. B. bei Ciudad Real und Badajoz. In der letztern Schlacht entschied er den Sieg, indem er mit seinen Lanzenreitern drei englische Regimenter, welche den linken Flügel des franzöſ. Heeres umgangen hatten, gänzlich schlug, und ihnen 900 Gefangene nebst 5 Fahnen und 3 Kanonen abnahm. Im J. 1812 sollte er im Herzogthum Warschau ein zweites Regiment Lanzenreiter für die Garde errichten. Er hatte kaum 500 Mann beisammen, so ging er mit ihnen den Russen entgegen, wurde aber mit dem ganzen Regiment, der Kasse und dem Gepäck, am 3. Oct. um 3 Uhr früh in Slonim, seinem Geburtsorte, gefangen genommen.

Konstanz, s. Costnitz.

Kopf (physisch), derjenige Theil des thierischen und menschlichen Körpers, welcher den Mittelpunkt des Nervensystems, das Gehirn in sich enthält, und die vorzüglichsten Sinneswerkzeuge an sich trägt. Aus dieser Erklärung schon sieht man, daß, wenn ja unter den organischen Gliedern eine Rangordnung Statt findet, der Kopf diejenige Stelle, die er physisch beim Menschen einnimmt, die oberste, mit Recht behauptet, wenn auch, wie in der bekannten Fabel, die übrigen Glieder ihre Unentbehrlichkeit beweisen können. Der Kopf des Menschen weicht in vielen Stücken von dem der Thiere ab, und zeigt den Vorzug des Ren-

schen in Hinsicht seiner äußern Bildung. Der Mensch trägt den Kopf aufwärts, und schaut gen Himmel; bei den Thieren steht er horizontal, oder gar unterwärts; der vordere, glatt heruntergehende Theil bildet das Gesicht, mit vollkommen und schön ausgebildeten Theilen; bei den Thieren sind die Knochen der Kinnladen mehr oder weniger hervorstehend und verlängert. Nur der obere und hintere Theil des Kopfes des Menschen ist mit Haaren bewachsen, der vordere und die beiden Seitentheile sind größtentheils glatt und symmetrisch geordnet. Das Knochengebäude des Kopfes besteht aus acht einzelnen Knochen, die aber so fest in einander gefügt sind, daß sie alle aus einem Stücke zu sein scheinen, und den Schädel ausmachen (s. Schädel). Das Gesicht selbst besteht wieder aus mehreren andern Knochen, die mit dem Schädel in Verbindung stehen. Die ganze Kopflänge wiederholt sich in der Regel sechsmal in der Länge des Körpers. Das Knochengebäude des Kopfes ist mit der Haut bedeckt, welche der des übrigen Körpers gleich ist. Unter derselben ist noch eine Hautlage von Muskeln und Sehnen. Die Knochen selbst haben außerdem noch ihre eigene Beinhaut, wie die andern Knochen. Die Höhle des Kopfes ist vom Gehirn ganz ausgefüllt. Dieses hat gleichfalls eine dreifache Hautdecke um sich, davon die dem Schädelknochen, und die dem Gehirne selbst zunächst liegenden, viele Blutgefäße bekommen, die mit der letztern Haut (Gefäßhaut) bis in das Innere des Gehirns eindringen, welches auch außerdem noch durch mehrere große Schlagadern viel Blut erhält. Daher ist auch der Kopf bei vermehrtem Zuströmen des Blutes verschiedenen Krankheiten unterworfen. Kopfkrankheiten heißen alle diejenigen Krankheiten, welche an oder in dem Kopf vorzüglich erscheinen. Unter diesen sind die Kopfschmerzen die gewöhnlichsten, weil beinahe jede Kopfkrankheit sich durch Schmerz bemerklich macht, daher aber auch die Kopfschmerzen von verschiedenen Ursachen herrühren, und ein Symptom mannichfaltiger Krankheiten sein können. So können von Rheumatismus, von einer Art Entzündung der Muskel- und Sehnenhaut über dem Knochen, selbst von Entzündung der eigentlichen Beinhaut Kopfschmerzen entstehen, welche sehr heftig und hartnäckig sind; ferner können sie von zu starkem Zuströmen des Blutes nach den innern Theilen des Kopfes entstehen, welches von allgemeiner Erhitzung des Körpers und Erregung des Blutes herrührt, oder von Anstrengung des Kopfes durch Geistesarbeiten, oder von zu starken, das Gehirn zu sehr reizenden Ausdünstungen und Gerüchen. Nervenschwache Personen beiderlei Geschlechts sind besonders Kopfschmerzen unterworfen, noch mehr wenn sie vollblütig sind. Jede geringe Blutwallung versetzt das Gehirn in einen gereizten, mit Schmerzen begleiteten Zustand. Man hat sonst, wie alle Schmerzen, auch diese mit dem Namen der Krämpfe belegt, allein das Gehirn hat keine Muskeln, kann daher auch keine wahre Krämpfe haben, und die dagegen oft angerathenen krampfstillenden Mittel vermehren die Blutwallung, und damit auch die Kopfschmerzen. Da die Kopfschmerzen so verschiedenen Ursprung haben können, so ist es besser, jedesmal den Arzt um Rath zu fragen, als aufs Ungefähr verschiedene Mittel zu brauchen, die oft mehr schaden, als helfen. Indessen sind im allgemeinen gelinde kühlende Mittel, als Citronensaft in Wasser mit Zucker, Weinsteinsäure mit Zucker, ableitende Mittel, als Fußbäder und Zugpflaster, noch am meisten zu empfehlen. Hypochondrische und hysterische Personen haben oft auf dem Wirbel des Kopfes einen Schmerz, der einen kleinen Fleck einnimmt, aber sehr empfindlich ist (Clavus hystericus). Manche haben nur auf einer Seite des Kopfes

einen oft wiederkehrenden Schmerz, der meistens von Rheumatismus herrührt. Man sollte bei Kopfschmerzen, mehr als bisher gewöhnlich war, das Anlegen der Blutigel anwenden, weil diese in den meisten Fällen die größte Erleichterung verschaffen. H.

Kopfsteuer, Personensteuer, Personalsteuer ist diejenige Abgabe, welche von der Person als solcher, gleichsam also wegen der persönlichen Existenz, erhoben wird. Diese Abgabe, der eine vernünftige Grundlage gänzlich fehlt, indem sie das Einkommen der Besteuerten der Regel nach völlig unberücksichtigt läßt, ist entweder auf sämmtliche Unterthanenen gelegt oder nur auf einen Theil derselben. In Rußland z. B. sind ganze Stände davon ausgenommen, in Holland und Dänemark waren die Städter davon verschont, in Polen hingegen sind alle Klassen der Bürger damit belegt worden. Von jedem Kopfe kann ein gleich starker Beitrag gefodert werden, der Beitrag der Besteuerten kann aber auch sehr verschieden sein. Trifft die Steuer einen jeden Kopf auf gleiche Weise, so ist dieselbe höchst ungerecht, weil das Einkommen der Einzelnen so sehr verschieden ist. Ist dieselbe aber nach Klassen eingerichtet, so ist es entweder der Rang oder das Einkommen, was die Klasse bestimmt. Im ersten Fall wird die Steuer ungerecht, weil der Rang an sich kein Einkommen gewährt, und im letzten ist dieselbe nichts anders als eine **Einkommensteuer** (S. d. Art.) unter einem andern Namen. Zur Empfehlung dieser Abgabe wird angeführt: 1. die Leichtigkeit, sie zu heben, 2. die Schwierigkeit, sie zu umgehen und 3. die Sicherheit so wie der hohe Belauf ihres Ertrags. Dessen ungeachtet ist die Kopfsteuer von jeher den mersten Völkern verhaßt gewesen, insbesondere aber der brittischen Nation; ein Versuch, dieselbe einzuführen, veranlaßte sogar in England unter Richard II. eine Insurrection, die in eine Revolution überzugehen drohte. Um über den Werth oder Unwerth dieser Abgabe ein richtiges Urtheil zu fällen, hat man zuvor jedesmal zu prüfen, in welchem Lande und unter welchen Verhältnissen sie eingeführt worden. Wird dieselbe Unterthanen aufgelegt, die durch andere Abgaben wenig belastet sind, die Nebenverdienste sich verschaffen und das Product ihres Fleißes vermehren können, so muß sie ganz andere Folgen haben als da, wo bereits starker Druck der Abgaben Statt hat und der Erwerb sich nicht vergrößern läßt. Auch ist das, wornach der Staat die Abgabe benennt, oft nur die Richtschnur, welche ihm das Geschäft der Erhebung erleichtert; die Quelle, woraus die Abgabe wirklich bezahlt wird, kann er selten genau erforschen. So ist die Kopfsteuer freilich eine schlechte Steuer, wenn man sie zur einzigen machen wollte. Wenn aber einmal die nothwendigen Lebensmittel besteuert werden müssen, so wird es in manchen Fällen vielleicht, da Jeder ohngefähr gleich viele solcher Lebensmittel verzehrt, besser sein, die Abgabe davon durch eine Kopfsteuer (direct) als durch eine weitläufige Accis-Anlage (indirect) zu heben. Und so genommen treffen sie alle die Vorwürfe nicht, welche ihr sonst gemacht werden. KM.

Koppeljagd, die Jagd auf gemeinschaftlichem Gebiete.

Koppelwirthschaft, s. Ackerbau.

Korallen (Corallia) heißen diejenigen Pflanzenthiere (Phytozoa), welche horn- oder kalkartig sind, und Löcher oder Zellen bilden. Es gibt **Röhrenkorallen, Sternkorallen, Punktkorallen, Gliederkorallen, Hornkorallen** u. s. w. Ehemals rechnete man die Korallen zum Mineralreiche; jetzt werden sie jedoch zu

dem Pflanzenreiche gezählt. Aber auch bloße Gewächse sind es nicht, sondern Gehäuse, worin lebendige Thiere wohnen. Diese aber sind nicht von den Thieren erbauet, wie etwa die Zellen von den Bienen, sondern sie entstehen ungefähr wie die Muscheln und Schneckenschaalen, nur daß bei der Fortpflanzung das junge Thier zugleich mit seinem kalkigen Gehäuse von dem alten, wie ein Zweig von einem Stamme, hervorgetrieben wird, und sich daher, beim schnellen Wachsthume und bei der starken Vermehrung dieser sonderbaren Geschöpfe, die ungeheure Größe und der Umfang derselben erklären läßt. Wie schnell sich Korallen irgendwo anhäufen, sieht man aus manchem Schiffswrack in Westindien, welches oft über und über mit Korallen dicht bepflanzt ist, ob es gleich zuweilen noch kein völliges Jahr im Meere gelegen hat. Viele vulkanische Inseln in der Südsee und in Westindien, z. B. Barbados, sind ganz von einer Rinde von Korallen überzogen. An manchen Küsten der Südländer und einiger Südseeinseln ragen ungeheure Korallenstämme aus einer erstaunlichen Tiefe vom Grunde des Meers empor; man nennt diese auch Korallenbäume. — Es gibt weiße und rothe oder Blutkorallen. Aus den letztern besonders dreht man kleine Kügelchen zu Halsbändern, Paternostern ꝛc. Die künstlichen Korallen werden aus rothgebeizten Knochen verfertigt.

Kork (Pantoffelholz) ist die dicke, leichte und schwammige Rinde von der Korkeiche (Quercus suber). Dieser Baum unterscheidet sich, dem äußern Ansehn nach, fast gar nicht von der immer grünen Eiche: nur ist seine Rinde nicht glatt, sondern rissig und schwammig. Er wird in Italien, im südlichen Frankreich, in Spanien und Portugal gefunden, wo er, als ein dicker, hoher Baum, ein Alter von hundert Jahren erreicht. In Deutschland kann er jedoch im Winter nicht im Freien ausdauern. Man hält ihn daher bei uns in Gewächshäusern, wo er aber nicht groß wird. Seine Früchte sind süßer, als unsere Eicheln, und werden in Spanien wie Kastanien gebraten und gegessen. Vielen Thieren und Vögeln sind sie eine nahrhafte Kost. Das Merkwürdigste an diesem Baume ist jene Rinde, welche den Kork liefert. So lange der Baum noch jung ist, darf man seine Rinde, wenn er im Wachsthume nicht gestört werden soll, nur alle sieben bis acht Jahre abschälen; im höhern Alter kann man dieß ohne Schaden alle vier Jahre thun. Diejenige Rinde, welche den Splint unmittelbar bedeckt, muß jedoch sorgfältig geschont werden. Die Rinde von alten Bäumen bei der dritten Abschälung ist die beste. Außer zu Stöpseln und Sohlen, dient der Kork auch, seiner Leichtigkeit wegen, zu Schwimmkleidern. Ein Kamisol, mit zwölf Pfund Kork gefüttert, erhält einen erwachsenen Menschen über dem Wasser. Aus verbranntem Kork wird eine feine schwarze Farbe, das spanische Schwarz, gemacht. Korkbildnerei, s. Phelloplastik.

Kornbrantewein. Die Erfindung, aus mehlartigen Substanzen geistige Getränke zu bereiten, ist für die nordischen Völker sehr wichtig, denen die Natur den Wein versagt, und denen bei der Rauhheit des Clima, bei den dicken Nebeln und bei der harten Seeluft der Genuß geistiger Getränke ein so großes Bedürfniß ist. Man mag über den Mißbrauch des Branteweins so viel reden als man will, so ist doch sicher, daß diese Völker seit der Erfindung desselben an Wohlbefinden und Gesundheit gewonnen haben. Besonders gilt dieses in theuerer Zeit, wo die Menschen ungewohnte und schlechte Nahrungsmittel zu sich nehmen, und wo der Genuß des Branteweins den Magen stärkt und erwärmt. Vielleicht muß man es zum großen

Theile dem Branteweine zuschreiben, daß nach den Hungerjahren 1816 und 17 keine Seuchen ausbrachen, so wie in früherer Zeit z. B. 1709, wo nach den Hungerjahren in Litthauen die Pest ausbrach, welche ein Drittel der Bevölkerung wegraffte. Auch hat der Ackerbau sehr dadurch gewonnen, weil nun das Korn einen größern Absatz bekommt und einen größern Markt, denn was jetzt als Korn nicht zu verkaufen ist, wird als Brantewein verkauft. Ebenfalls hat der Ackerbau durch die Vermehrung des Viehstandes sehr gewonnen, die immer eine Folge der Branteweinbrennereien ist. In neueren Zeiten haben sich die Branteweinbrennereien aus Kartoffeln sehr vervollkommnet und vermehrt, und wahrscheinlich gewinnen diese zuletzt ganz die Oberhand über die Kornbrennereien, da man es so weit gebracht, daß man aus 200 Pfund Kartoffeln so viel Brantewein zieht als aus 100 Pfund Korn. Auch wachsen viel mehr Centner Kartoffeln auf einem Morgen als Centner Korn. Man rechnet, daß auf einem Morgen, mit Kartoffeln bestellt, so viel Brantewein wächst als auf 5 Morgen mit Korn bestellt. Dieses ist ein großer Vortheil für die Gesellschaft, denn es werden nun viel mehr Kartoffeln gebaut, die jetzt in Brantewein verhandelt Absatz finden, und die nicht würden gebaut worden sein, weil sie keinen Absatz gefunden. Das Korn bleibt also mehr in der Mehlconsumtion und im allgemeinen Welthandel, wozu es viel geeigneter ist als die Kartoffeln. — Man hat öfters gefragt: ob das Branteweinbrennen in theurer Zeit zu verbieten sei? — Wenn dieses überall geschähe, nemlich in ganz Europa, so könnte es etwas helfen, denn die Frucht, die nicht in Brantewein verwandelt wird, muß in der Mehlconsumtion bleiben, allein da solches nicht überall geschieht, so kann es nicht helfen, und ob eine Schiffslast Roggen in Riga, oder in Amsterdam, oder in Cölln in Brantewein verwandelt wird, sie verschwindet auf gleiche Weise aus der Mehlconsumtion. In Hinsicht der Kartoffeln ist es anders, da diese kein Gegenstand des Welthandels sind, und auch immer da consumirt werden, wo sie liegen, weil sie keine Landfracht ertragen, da diese sie zu sehr vertheuert. Wenn das Branteweinbrennen verboten wird, sobald sie das doppelte des gewöhnlichen Mittelpreises kosten, so müssen sie in der Mehlconsumtion der Gegend bleiben, wo sie liegen. Da man bei einer Hungersnoth sehr die öffentliche Meinung zu berücksichtigen hat, damit die Gesellschaft nicht in Schwankungen gerathe, und da diese sich immer gegen die Branteweinbrenner richtet, die das Volk haßt, weil sie ihres Vortheils wegen die Nahrungsstoffe in Getränk verwandeln, die es selber so große Lust hat zu essen, wenn der Hunger in seinen Eingeweiden wüthet — so ist es weise, durch ein Gesetz festzustellen: daß das Branteweinbrennen aus Korn so wie aus Kartoffeln aufhört, sobald der Preis über das doppelte des Mittelpreises geht. Durch dieses Gesetz werden die Gewerbe nicht gestört, weil jeder es vorher weiß und sich also darnach einrichten kann. Ebenfalls wird kein Scheffel Korn und kein Scheffel Kartoffeln weniger gebaut, weil ein Preis, der das doppelte vom gewöhnlichen ist, dem Landmann so große Vortheile gibt, daß er im nächsten Jahre doch wieder möglichst viel Korn und möglichst viel Kartoffeln baut. Bg.

Körner (Theodor), ein deutscher Tyrtäus im heiligen Kriege (1813). Er stammte aus einer angesehenen und kunstliebenden Familie in Dresden und war den 23. Sept. 1791 geboren. Sein Vater, bis 1813 Appellationsrath daselbst, jetzt königl. preuß. Staatsrath und Ritter des kaiserl. russ. Wladimirordens, in Berlin, als Schriftsteller im

Fache der Staatswissenschaft und Aesthetik (er ist Verfasser der ästhetischen Ansichten, Leipzig 1808), so wie durch die Herausgabe von Schillers Werken, vortheilhaft bekannt, nannte Schiller und Göthe seine Freunde und sah sie oft in seinem Hause. Zu seinen Lehrern gehörte der in seinen besten Hoffnungen gestorbene Professor Dippoldt in Danzig, und der Conrector Küttner an der Kreuzschule zu Dresden. Beide nährten in ihm die glühende Liebe für Alterthum, Kunst und Poesie. Dabei war ihm sein würdiger Vater der beste Freund und Lehrer. Er besuchte zuerst die Bergakademie in Freiberg, und hatte, wie man auch aus seinen Gedichten sieht, viel Interesse für den Bergbau. Im Jahre 1810 bezog er die Universität Leipzig. Schon hier entwickelte er ein ungemeines Talent poetischer Improvisation und Versification. Die durch Uebung schon erworbene Politur und äußere Harmonie seiner poetischen Erzeugnisse (damals erschienen die Knospen von Theodor Körner, Leipzig bei Göschen 1810) widersprachen seinem eignen nachlässigen Aeußern auf seltsame Art. In den meisten seiner damals bekannt gewordenen Versuche zeigte sich das Talent, einzelne poetische Momente schnell und leicht in gebildeten Versen zusammenzustellen; aber meistens ergriff er nur romantische Schatten und Klänge, statt des poetischen Geistes. Eine Erinnerung deßhalb konnte damals keine tiefere Wirkung auf ihn machen, da er theils in jenen glänzenden, doch unstäten Jünglingsträumen und poetischen Bildern noch selbst zu sehr versunken war, theils dem ungebundenen frohen Umgange seiner Freunde fast ganz gewidmet, schon die Meinung zu hegen schien, man müsse, um genial zu sein, sich jedes tiefern Studiums entschlagen und seinem Talente, wohin es auch führe, ganz vertrauen. Man konnte ihm dieß nicht sehr übel anrechnen, da er gewiß zum eigentlichen Gelehrten nicht geboren war, und nur dem Wunsche der für ihn besorgten Seinigen zufolge die Universität besuchte, damit er sich, gleichsam von den Wissenschaften umgeben, für ein bestimmtes Studium entscheide, und dadurch seine bürgerliche Laufbahn begründe. Allein zu sehr hatte ihn der Zauber der Poesie gefesselt. Seine akademischen Verbindungen rissen ihn zu jugendlichen Verirrungen hin, denen ein Gemüth von Ehre schwerer entgeht: so daß er bald genöthigt wurde, die Universität, ohne jenen Zweck erreicht zu haben, zu verlassen. Ein Glück für ihn: denn er schwebte in Gefahr, in seinem Streben nach dem Höheren durch wüstes Treiben gehemmt, und in eine niedere Sphäre herabgezogen zu werden. Ja er mußte sich bei längerem Aufenthalte in diesem plan- und ziellosen Herumtreiben ganz verlieren, denn auch die Poesie, der er anhing, hatte für ihn noch nicht die Gestalt der Wahrheit gewonnen. Auch Berlin verließ er nach einem kurzen Aufenthalte, ohne jenen Zweck erreicht zu haben. Aus Wien hörte man nach einiger Zeit mit rauschendem Lobe Körners Namen nennen. Mehrere dramatische Producte, welche er schnell hinter einander auf die Bühne brachte, hatten die Aufmerksamkeit des Publicums auf den unbekannten Jüngling gezogen. Einige empfehlen sich als artige Kleinigkeiten, wie der überall gern gesehene grüne Domino, die Braut und der Nachtwächter. Von andern z. B. Toni (nach einer Erzählung von Kleist) und Zriny (die hier angeführten Stücke erschienen zuerst in den dramatischen Beiträgen, deren ersten Theil Körner selbst herausgab, Wien, 1813. 8. Wir haben davon drei Bände, letzteren in der zweiten Auflage 1815 gesehen), glaubte man, der Dichter wolle Schillers dramatisches Pathos

mit Kotzebue's gewandter Theater-Praxis verbinden. Letzterem verdankte er auch die Stelle eines k. k. Theaterdichters. Vielen seiner Freunde bangte für den Dichter, und vor der Richtung, welche sein Talent hier so leicht nehmen konnte. Aufgefodert von einem großen, nach dem Neuen und Glänzenden so sehr begierigen Publicum, thätig zu sein, und von Zeit zu Zeit neue Producte für die Bühne zu liefern, da er bis jetzt nur im Gebiete des Lyrischen einheimisch, ohne große und tiefe Kenntniß der Welt und reiche Erfahrung, ohne den scharf beobachtenden Blick in die verschiedenen Kreise der Menschen und in den weiten Umkreis der Geschichte war, in welche der dramatische Dichter seine magische Beleuchtung fallen läßt, wenn er die Geister mit mächtigem Rufe citirt und Charaktere schafft: alles dieses schien für seinen Ruhm mehr als bedenklich zu sein. Bestätigt wurden diese Besorgnisse durch einige Aeußerungen tieferer Kenner, welche auch in jenem vieles Aufsehn erregenden dramatischen Werke Körners nur sein lyrisches Talent, bekleidet mit dem blendenden Schmucke des theatralischen Kothurns, in dem brillanten Feuer der wiener Theaterkunst auffliegen sahen. Allein die Scheinbilder poetischen Lebens befriedigen nicht den kräftigen Lebensdrang, und die Leere, welche ein stetes Herumschweifen in Klängen und Bildern, und die Schwelgerei der Gefühle zurückläßt, mußten den kräftigern Geist zu einem lebendigen Verlangen nach Verwirklichung seiner ritterlichen Ideale aufregen. Körner hatte den festen Zielpunkt seines Wirkens noch nicht gefunden. Wie konnte er das Leben in fremden Handlungen bilden und darstellen, in welchem er selbst noch nicht einheimisch geworden? Wie leicht wäre der hochaufstrebende Jüngling unter die Lieblinge des großen Publicums herabgesunken, mit denen er keinen Ruhm zu theilen verlangte. Sein guter Genius rief ihn warnend in die Bahn der Thaten. Ein neues Morgenroth brach von Osten über Deutschland an. Mächtig und herrlich klang der Ruf von Preußens Söhnen, die sich für Freiheit und Ruhm dem Tode weiheten. Mächtig drang auch in seine Brust der Ruf; und der hochgesinnte Jüngling säumte keinen Augenblick, die deutsche Leier mit dem deutschen Schwerte zu vertauschen. Wie dieß sein freiheitathmender Sinn für seine ernste Pflicht gehalten, und wie er die Feigheit am Jünglinge und am Manne verabscheute, das sprachen mehrere seiner kräftigen Lieder aus, mit denen er damals und nachher die Herzen seiner Brüder und Kampfgenossen hoch beseelte. Kurz er verließ mit fröhlichem Jugendmuthe seine so glücklichen Verhältnisse, so manches ihm geliebte Herz, und zog dahin zur deutschen Schaar, die sich unter Lützow's Anführung in Breslau sammelte. Jetzt, in der Laufbahn des Kriegers, fand er das Ziel des thatendurstigen Strebens, und hochherzige Freunde, die mit ihm wetteiferns sich verbanden auf Leben und Tod. Hier fand er die ernste Beschäftigung, hier den Stoff lebendiger Gesänge, den wahren Sinn der Poesie, welche die ernste Zeit verlangt; und der Sturm der Thaten, der ihn umbrauste, den er selbst erlebte, strebte hoch zum männlichen Liede an. Die besten, kräftigsten, wahrsten und tiefsinnigsten seiner Lieder hat er in dieser Periode hervorgebracht. Früher hatte er sich zu den Lützowschen Büchsenjägern gesellt, aber die für ihn peinliche Unthätigkeit, in welcher nach der Schlacht von Lützen die Infanterie jenes Corps bleiben mußte, bewog ihn, zu der Cavallerie desselben zu treten. Als Lützow's Adjutant machte er den kühnen, den Feind so sehr erbitternden, Streifzug in dem Rücken des letztern

mit. Fast wäre es französischem Verrathe gelungen, ihn bei der berüchtigten Affaire bei Kitzen, wo er stark verwundet wurde, zu fangen; er wurde aber durch menschenfreundliche Hülfe seiner Kameraden und einiger Bauern aufgehoben, gepflegt, und ging nachher, unter Mitwirkung deutschgesinnter Herzen, noch während des Waffenstillstandes über Töplitz zu seinem Corps zurück, für welches sich eine treue Anhänglichkeit in allen seinen Liedern ausspricht. Nach geendigtem Waffenstillstande kämpfte er in mehreren Gefechten gegen die Franzosen unter Davoust mit kühnem — fast allzukühnem Muthe. In einem solchen verlor er auch am 26sten Aug. 1813, Morgens um 8 Uhr, auf einem Felde, neben der Straße von Schwerin nach Gadebusch, nah an einem Gehölze, eine halbe Stunde westlich von Rosenberg, sein jugendlich kräftiges Leben. „Eine Flintenkugel, berichtet einer seiner Freunde, welche zunächst durch den Hals seines Pferdes gegangen war, jedoch ohne es zu tödten, hatte seinen Unterleib durchbohrt. Die Leber und das Rückgrat waren verletzt; die dadurch entstandene Nervenerschütterung benahm ihm gleich die Sprache, und wahrscheinlich auch den Schmerz. Nach einigen Minuten hörte er auf zu athmen." Eine Stunde vor dem Anfange des Gefechts hatte Körner nach einem Nachtmarsche das im Anhange zu den von seinen Freunden herausgegebenen zwölf freien deutschen Gedichten, 1813. 8. befindliche Schwertlied in dem oben erwähnten Holze beendigt und seinen Freunden vorgelesen. Körners Leiche wurde, wie die des nach ihm gefallnen jungen Grafen Hardenberg, fortgeführt, in einen Sarg gelegt, von seinen Freunden mit Eichenlaub bekränzt, mit militärischen Ehrenbezeugungen, begleitet von allen Offizieren des Corps und allen seinen Waffenbrüdern, die ihn näher kannten und liebten, unter einer alten Eiche bei dem Dorfe Wöbbelin begraben. Sein Name schmückt die Rinde dieses Baumes. Der regierende Herzog von Mecklenburg hat dem Vater Körners einen Raum von 45 Quadr. Ruthen um die Grabstätte geschenkt, in deren Mitte sich ein nach des Vaters Idee in Eisen gegossenes Denkmal erhebt. Seine einzige Schwester ist ihm im März 1815 nachgestorben und ruht an seiner Seite. Körners trauernder Vater hat ihm außerdem durch Herausgabe von 32 seiner ausgewählten kriegerischen Gedichte, unter dem Titel: Leier und Schwert (Berlin, 1814, mit Vignette von Gubitz), so wie seines poetischen Nachlasses, (in zwei Bänden, deren erster Zriny und Rosamunde, der zweite aber noch ungedruckte lyrische Gedichte und Erzählungen nebst einem großen Theile der in den Knospen erschienenen, begleitet von biographischen Notizen und einer Charakteristik von Tiedge, nebst dem in Kupfer gestochenen Bildnisse Theodors enthält, Leipz. 1814 und 1815) ein unvergängliches Denkmal gestiftet. In den Zeitgenossen, 2te Abtheil. des ersten Bandes befindet sich eine umständliche Charakteristik Körners.

Kornhandel. Seit der Ackerbau durch die Cerealien die große Ausdehnung erreicht, ist der Kornhandel mächtig geworden, so wie die Gewerbe. Denn bei der Leichtigkeit der Wasserfracht auf den großen Wasserstraßen der Erde kann der Gewerbtreibende in seiner Werkstätte Ackerbau auf einem Acker treiben, der 1000 Stunden von seiner Hausthür entfernt ist. Die Natur des Kornhandels wol zu erkennen, ist besonders in Hungerjahren wichtig, damit die Regierungen nicht aus Unwissenheit auf falsche Maaßregeln geführt werden, und durch unrichtig berechnete Sperrungen den Kornhandel verwirren. In den

beiden letzten Hungerjahren 1816 und 17 hat man hierüber traurige Erfahrungen gemacht. Wenn eine solche Fehlerndte eingetreten, wenn in einem großen Reiche von Europa nur die Hälfte von den gewöhnlichen Lebensmitteln gewachsen ist, so verhungert noch Niemand, weil die Erndte nicht überall mißrathen ist, so wie auch im Jahr 1816, wo das Regenwetter sich an der Weichsel geschieden, und der Osten ein trockenes und fruchtbares Jahr gehabt. Allein es können sich nun nicht mehr alle Leute satt essen, sondern viele müssen mit einer geringern Portion vorlieb nehmen, denn es können nicht mehr Lebensmittel gegessen werden als gewachsen sind, und bis zur nächsten Erndte werden auch keine neuen erzeugt. Die Gesellschaft befindet sich also in der Lage wie die Garnison in einem belagerten Platze, welche mit den vorhandenen Lebensmitteln von einem Monath nun zwei Monath auskommen soll. Jeder muß auf halbe Portion gesetzt werden, und es muß eine möglichst große Zurathehaltung aller Nahrungsmittel eingeführt werden, alles unnöthige Vieh wird abgeschafft, und jedes Krümchen wird zurückgelegt. Allein man kann die Gesellschaft nicht bevormundschaften wie eine Garnison, wo jedem täglich seine halbe Portion Lebensmittel zugewiesen wird, und dadurch die andere Hälfte erspart, die er nicht verzehrt, weil er sie nicht hat. In der Gesellschaft stellt sich diese Ersparniß auf einem ganz natürlichen Wege mit der Theurung ein. Derjenige, welcher wöchentlich nur einen Thaler auf den Ankauf des Brotes verwenden kann, erhält, wenn es doppelt so theuer ist, für seinen Thaler nur die Hälfte — und er ißt also nur die Hälfte, und die andre Hälfte, die er nicht ißt, wird in dem allgemeinen Magazine der Gesellschaft gespart. Ein anderer, dem es nichts verschlägt, ob er wöchentlich 1, 2, 3, oder 10 Thaler auf Brot verwendet, holt sich aus diesem Magazin immer seine ganze Portion und bezahlt diese um so viel theuerer. Dieser trägt also zum Sparen nichts bei. Indeß je theurer das Brot wird, desto höher hinauf reicht in der Gesellschaft das Sparen, desto mehr bleibt im Magazine, bis endlich ein festes Verhältniß zwischen dem was vorhanden ist und dem was verzehrt wird eintritt, wo dann der Preis nicht mehr steigen kann. Denn dieser richtet sich beim Korn, so wie bei allen andern Waaren, immer nach dem Verhältnisse, welches zwischen dem Vorhandenen und zwischen dem Bedarf statt findet. Die Theurung ist also dasjenige, was der Consumtion eine gewisse Grenze setzt. Sie ist die erste Bedingung, daß die Gesellschaft mit dem, was sie in ihrem Magazine hat, bis zur Ernte ausreicht, und indem die Theurung eine Folge der Fehlerndte ist, so ist sie zugleich wieder die Hülfe dagegen, indem sie zwar nicht die Lebensmittel vermehrt, aber doch die Consumtion vermindert, welches für das gestörte Verhältniß eben so gut ist wie jenes, da es auf dieselbe Weise wieder dadurch hergestellt wird. Durch die Theurung wird der Kornhandel aber ungemein befördert, indem nun ungeachtet der Fracht das Korn von dem Orte, wo es wohlfeil ist, nach dem Orte kann hingebracht werden, wo es theuer ist. Besonders gilt dieses von der Seefracht und von der Stromfracht, da diese so wohlfeil ist in Verhältniß gegen die Landfracht. Eine Schiffslast Korn kostete im Jahr 1817 von Riga oder Archangel bis Amsterdam (also 5 bis 700 Meilen) 30 bis 35 Gulden. Dieselbe Last kostete von Amsterdam bis Düsseldorf, 25 Meilen Strom aufwärts, ebenfalls 30 bis 35 Gulden, und wurde sie nachher auf der Achse 6 Meilen weit auf preußischer Chaussee gefahren, so kostete sie ebenfalls 30 bis 35 Gulden.

Die Lasten sind etwas verschieden: die Amsterdammer ist 55 Berl. Scheffel. Der Berliner Scheffel wird also bei 500 Meilen Seefracht, bei 25 Meilen Stromfracht und bei 6 Meilen Landfracht immer nur zwei Gulden theurer, als er an Ort und Stelle war. Alle Völker von Europa sitzen um das Weltmeer als um eine große Tafel, und führen sich ihre Lebensmittel zu. Die See ist der große Markt, und ob ein Sack mit Getreide an dem einen Ende zu Riga oder an dem andern Ende zu Amsterdam steht, das macht nur einen kleinen Unterschied — da das Meerschiff ihn für einen Gulden herüberhohlt. Aus diesem Gesichtspunkte muß man den Kornhandel ansehen, und nach den angegebenen Zahlen beurtheilen. Man sieht dann, daß der Landhandel zwischen viel engern Grenzen eingeschlossen ist, als der Stromhandel und dieser wieder zwischen engern als der Seehandel. Ob man jemand einen Scheffel Korn schenkt, der 50 Meilen weg liegt, das hilft ihm nichts, wenn er ihn zu Lande holen muß. Der Kornhandel befördert das gleichförmige Vertheilen der Lebensmittel in der Gesellschaft, und ist daher äußerst wohlthätig. Denn je mehr an der allgemeinen Ersparniß Theil nehmen, je gleichförmiger die Theurung verbreitet, desto besser ist es, da es offenbar dasselbe ist, ob einer sich in Riga halb satt ißt, oder einer in Cölln, oder einer in Paris. Ebenfalls ermuntert der Kornhandel den Getreidebau. Denn wenn in fruchtbaren Jahren in Gegenden, die eine schwache Bevölkerung haben, wie alle Gegenden an der Ostsee, eine große Menge Korn vorhanden ist, die nicht gebraucht wird, so sinkt es unter seinen Werth und der Ackerbau leidet. Kommt nun der Kaufmann mit dem Seeschiffe und holt es weg, so wirkt dieses auf den Ackerbau wie eine Prämie, und nun ist auch in unfruchtbaren Jahren immer noch mehr Korn vorhanden, als ohne dieses nicht sein würde. (S. den Art. Kornmangel.) Der Kornhandel ist demnach äußerst wohlthätig für die Gesellschaft und darf auf keine Weise durch Ausfuhrverbote gestört werden, auf welche unrichtige Maxime öfter schwache und wenig aufgeklärte Regierungen kommen, weil sie nicht einsehen, daß in Hinsicht des Kornhandels alle Nationen von Europa in einem und demselben Verbande liegen. Bg.

Korn-Magazine. Die Anlegung von Getraide-Magazinen wird häufig als eins der vorzüglichsten Mittel gegen Theurung empfohlen, aber nur selten mit Grund. Allerdings sind dergleichen Anstalten fähig, jenen Zweck zu erreichen, wenn sie groß genug sind, das Land eine geraume Zeit hindurch mit Brotkorn zu versehen. Sie entfernen dann die Furcht vor möglichem Mangel und schützen das Land vor Entblößung von dem zum Bedarfe nöthigen Getraide. Allein der Errichtung und Unterhaltung so bedeutender Land-Magazine stehen große, fast unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege; denn 1. sie können nur in sehr wohlfeilen Zeiten und bei größerm Getraideüberfluß angelegt werden; geschieht die Anlegung in theuern Jahren, so wird dadurch nicht allein die Staatskasse großen Verlusten ausgesetzt, sondern es wird auch offenbar dadurch der Preis des Getraides noch mehr in die Höhe getrieben; 2. ungeheuer ist der Kostenaufwand, den die Anlegung, Unterhaltung und Verwaltung solcher Magazine erfodert, ungeheuer der Verlust, welchen theils die Untreue, die Unterschleife, die Betrügerei bei der Verwaltung, theils die jährliche Einbuße durch Schwand, Mäusefraß, Kornwurm, Brandschaden ꝛc. herbeiführen. — Mit Unrecht wird gewöhnlich zur Empfehlung dieser Maaßregel das Beispiel Preußens unter Friedrich

dem Großen angeführt. Friedrich II. erlebte gerade solche Zeiten, in welchen ergiebige Erndten und fast in allen mit Preußen concurrirenden Ländern sehr niedrige Kornpreise die Einmagazinirung ausnehmend begünstigten. England erbaute fast während der ganzen Dauer seiner Regierung weit mehr Getraide, als es selbst bedurfte und wurde durch die Prämie (bounty) in den Stand gesetzt, alle Märkte mit seinem Ueberflusse zu überschwemmen. In Frankreich war zwar zuweilen das Getraide theuer, aber die deutschen Häfen fanden doch selten ihren Vortheil dabei, es dahin zu führen. Friedrich hatte stets Mittel in Händen, die Polen zu nöthigen, daß sie ihren Getraide-Ueberfluß preußischen Ländern zuführten. Auf solche Weise hatte er es in seiner Gewalt, wohlfeiles Getraide in seinen Magazinen aufzuschütten und damit zuweilen sogar einen für seine Finanzen vortheilhaften Handel ins Ausland zu treiben. Da er den Kornhandel sehr eingeschränkt hatte, mithin nur wenige Privat-Capitale demselben gewidmet werden konnten, so blieb Friedrich in wohlfeilen Zeiten fast der einzige Käufer des Ueberflusses und die Producenten geriethen oft in Verzweiflung, wenn der König nicht kaufte. Diese Umstände haben sich seit dem Tode Friedrichs sehr geändert. Englands Getraide-Ausfuhr hatte schon vor Friedrichs Ableben aufgehört, und nach demselben ist es fast die ganze Zeit hindurch ein starker Käufer auf deutschen Märkten geworden. Deutschlands Bevölkerung hat zugenommen und dadurch ist der Verbrauch im Innern vermehrt worden, ohne daß der Ackerbau wegen der mannichfaltigen ihm entgegenstehenden Hindernisse in gleichem Verhältnisse fortgeschritten. — Unter den zahllosen Entwürfen, welche in der neuesten Zeit zum Vorschein gekommen, um mittelst Getraide-Magazine das Volk gegen das Unglück eines Mangels an Lebensmitteln und gegen einen für viele Klassen der Staatsbürger unerschwinglichen Preis derselben zu schützen, scheint die vom Grafen von Soden zuerst auf die Bahn gebrachte und in mehrern Ländern bereits praktisch ausgeführte Idee eines Ideal-Getraide-Magazins (S. dessen Schrift: Zwei national-ökonomistische Ausführungen, 1) das idealische Getraide-Magazin, 2) die National-Hypothekenbank. Leipzig bei Barth 1813) am meisten Aufmerksamkeit zu verdienen. Diese Anstalt beruht auf einer einzigen, einfachen Staats-Polizei-Verordnung, welche 1. jeden Staatsbürger, der Grund-Eigenthum oder Getraide-Gefälle aus Grund-Eigenthum besitzt, verpflichtet, einen bestimmten Theil dieses seines Getraide-Einkommens für den Staat aufzubewahren oder in Bereitschaft zu halten; 2. um die Masse des aufzubewahrenden Getraides zu bestimmen, muß die Regierung das jährliche ungefähre National-Bedürfniß kennen; 3. die Regierung theilt ein bestimmtes Quantum z. B. die Hälfte dieses jährlichen National-Bedürfnisses, nach Beschaffenheit der Erndte, am Ende jedes Jahrs auf den ganzen Staat, nämlich auf die Grund-Eigenthümer und Natural-Renten-Besitzer aus; 4. diese Austheilung geschieht im abnehmenden progressiven Verhältniß d. h. a., jeder Grund-Eigenthümer oder Natural-Renten-Besitzer, der nur sein und seiner Familie eigenes Bedürfniß erzeugt, bleibt von der Aufbewahrung ganz frei; b. in dem Grade als die Quantität des nicht zum eigenen Bedarf erforderlichen Ertrags und Besitzes steigt, erhöht sich auch die aufzubewahrende Masse; 5. die Regierung visitirt nicht die Getraide-Böden, sie enthält sich inquisitorischer Maßregeln, sie verlangt nur

den jedem Einzelnen nach jenen Grundsätzen zugetheilten Betrag und 6. diesen Betrag verlangt sie nur dann, sie verlangt ihn einzig in dem Fall, wo der Zweck des Instituts sich ausspricht, wo nämlich wirklicher Mangel eintritt, wo also z. B. dieser durch das drei- oder vierfache des unter gewöhnlichen Verhältnissen Statt findenden Getraide-Preises sich verkündet; 7. die Regierung verlangt diesen Betrag nicht in einem andern, als dem höchsten zu beurkundenden Ausfuhr-Preise; 8. sie verlangt zwar zunächst den Natural-Vorrath, aber sie stellt dem Grund-Eigenthümer oder Natural-Renten-Besitzer frei, den ihn treffenden Betrag um diesen ihm von ihr zu vergütenden Preis beizuschaffen; zu dieser Beischaffung und zu nichts weiter verbindet sie ihn. — Die Vorzüge eines solchen idealischen Getraide-Magazins vor den gewöhnlichen Magazin-Anstalten bestehen in Folgendem: 1. das Kapital zum Ankauf des Getraides bei einem reellen Magazin ist erspart, also sind auch die Zinsen dieses Kapitals gewonnen; 2. der sehr bedeutende Nachtheil, daß durch reelle Getraide-Magazine so ansehnliche Vorräthe dem Verkehre entzogen werden, ist vermieden; 3. der Aufwand auf die Unterhaltung der Gebäude, die Aufbewahrungskosten, die Verwaltungskosten, der bei großen Getraidevorräthen unvermeidliche Verlust ist gänzlich erspart. — Praktisch ausgeführt ist diese Idee worden im Herzogthum Sachsen-Gotha, in Baiern und in verschiedenen andern Ländern. — Uebrigens treffen die Einwendungen, welche man gegen die Errichtung allgemeiner Landes-Magazine gemacht, keineswegs die partiellen Anstalten dieser Art, welche für besondere Zwecke, z. B. für das Militär, für die Armen, für die Berg- und Hütten-Arbeiter ꝛc. bestimmt sind. Dergleichen Anstalten sind häufig von großem Nutzen und ihre Anlegung ist in der Regel höchst verdienstlich. KM.

Kornmangel. Seit das Band der Staaten stark geworden und das Eigenthum gesichert, und die Gesetze mächtig, hat sich die Menge der Lebensmittel sehr vermehrt, uud mit dieser die Bevölkerung. Da wo sonst nur 300 Menschen auf der Quadratmeile wohnten, wie jetzt noch in Nordamerika, wohnen in Europa jetzt 3000 darauf. Eine Folge hiervon ist, daß wenn Fehljahre eintreten, diese auch um so viel stärker gefühlt werden. Die Bevölkerung kann sich nie über die vorhandenen Lebensmittel vermehren, und es würde nie Kornmangel eintreten, wenn die Erndten immer eben ergiebig wären oder wenn sie zum Theil aufgespeichert würden, so daß reiche Erndten und arme Erndten immer durcheinander wirkten. Allein eine so große Magazinirung ist nicht wol möglich, da ein Volk von 10 Millionen (so wie Preußen) jährlich 20 Millionen Scheffel an Korn verbraucht. Am meisten wird dem Kornmangel durch den Kornhandel entgegengearbeitet, (s. diesen Artikel) weil doch in ganz Europa nie in demselben Jahre das Korn mißräth und alle Völker um denselben Markt sitzen, das Meer, wo sie ihr Korn hinbringen und holen. Seit die Kartoffeln so allgemein geworden, hat sich die Menge der Lebensmittel ungemein vermehrt und mit ihnen die Bevölkerung. Mißrathen diese ebenfalls (so wie es 1816 der Fall war, wo dieselbe Nässe, die die Kornerndte am Rheine zerstörte, auch die Kartoffelerndte zerstörte) so entsteht eine große Noth, weil die Kartoffeln nicht so ein Gegenstand des allgemeinen Welthandels sind wie das Korn, theils weil sie schwerer an Gewicht und geringer an Werth sind — theils weil sie dem Erfrieren ausgesetzt sind, und sich nicht so leicht magaziniren wie das Korn. In so fern haben die Kartoffeln wirklich zum Kornmangel in schlechten Jahren

beigetragen, als sie die Volksmenge vermehrt und mehr Magen hervorgerufen haben, die gesättigt sein wollen. Von der andern Seite haben sie ihn aber auch wieder vermindert, seit man angefangen, Brantwein aus ihnen zu machen, und man eine große Menge Kartoffeln zieht, nicht um gegessen, sondern um in Getränk verwandelt zu werden. Diese Ausdehnung, die hiedurch der Kartoffelbau erhält, bewirkt, daß auch selbst in Fehljahren eine verhältnißmäßige große Menge vorhanden sind, die nun aus der Getränkeconsumtion in die Mehlconsumtion gehen können. (S. den Art. Kornbrantewein.) Um dem Kornmangel in solchen Jahren wie die von 1816 und 17 abzuhelfen, hat man Kornvereine errichtet (s. diesen Art.), unter denen der von Elberfeld einer der berühmtesten geworden. Bg.

Kornvereine. Man nennt Kornvereine solche Vereine, welche von den Bürgern zum Ankaufe von Korn gestiftet werden, um in theuern Jahren sich gegen Hungersnoth zu sichern, und um zugleich wohlfeileres Brot zu haben, als sie ohne dieses nicht hätten haben können. Sie gleichen einem wohleingerichteten Haushalte, worin der Hausvater gleich von Anfang so viel Frucht kauft, als er das ganze Jahr bedarf, und zwar nicht in der Nähe, wo sie theuer ist, sondern in entfernten Gegenden, wo sie wohlfeil ist. Im J. 1816 und 17 wurden viele solcher Kornvereine gestiftet. In Elberfeld stifteten 153 Bürger eine solche Kornhansa (an deren Spitze der Banquier Aders stand,) welche ein Capital von 74000 Thlr. zusammenschoß, und hiermit einen Kornhandel im Großen trieb, in welchem sie 455,416 Thlr. umsetzte. Sie kaufte das Korn in Amsterdam und an der Ostsee. Hierdurch wirkte sie wohlthätig auf die ganze Gegend, weil nun Elberfeld mit seinen 20000 Einwohnern vom Kornmarkte der Gegend verschwand, und weil sich die Gegend immer nach den Preisen richtete, die die Kornhansa wöchentlich für ihr Kornhaus festsetzte. 15 Schöffen besorgten die Geschäfte der Hansa. Diese ließen eine Münze prägen, auf der die Worte standen: Elberfelder Kornverein, und auf der andern Seite: Kauft in der Zeit, so habt ihr in der Noth, und wöchentlich wurden von 74 Nachbarmeistern diese Münzen nach einer Liste an die Bürger von Elberfeld vertheilt. Diese Münze galt beim Brotkauf für 5 Stüber. Das Brot hatte nun seine gewöhnliche Taxe, allein jeder Bürger der eins holte, bekam es 5 Stüber wohlfeiler, weil er die Münze dem Becker für 5 Stüber anrechnete. Der Becker kaufte nun das Korn im Kaufhause zu dem festgesetzten Preise, und brachte 50 solche Münzen mit, die ihm für 4 Thlr. 10 Stüber angerechnet wurden, wenn er ein Malter Korn holte. Auf diese Weise konnte nur ein Elberfelder Bürger Brot beim Becker holen, und nur ein Elberfelder Becker Korn im Kaufhause. Durch diese einfache Einrichtung wurde allem Verschleppen des Brotes außerhalb Elberfeld vorgebeugt, welches früher gewinnsüchtige Becker gethan. Die Bürgerschaft erhielt das ganze Jahr hindurch das Brot um 5 Stüber wohlfeiler als die Taxe, und gewann gegen die Preise der umliegenden Gegend 65000 Thlr. Dabei hatte die Kornhansa unter so glücklichen Umständen gekauft und verkauft, daß sie noch 10000 Thlr. Ueberschuß hatte. Hiervon wird ein Denkmal errichtet, um an diese Zeit immer zu erinnern, in der verständiger Bürgersinn Elberfeld vor Hungersnoth schützte. Dieses besteht in einem allgemeinen Krankenhause, zu dem der König ebenfalls 1000 Thlr. geschenkt, um sein Wohlgefallen an dieser bürgerlichen Vorsorge und Thätigkeit zu erkennen zu geben. In Frankfurt stifteten 409 Bürger eine ähnliche Kornhansa. Sie schossen 128305 Gulden zusammen, mit de-

nen sie für 300649 Fl. Geschäfte machten. Sie gingen von dem Grundsatz aus: das Brot für die Unbemittelten immer auf dem Preise von 26 Kr. (6 Pfd.) zu halten, wohingegen die Elberfelder Kornhansa dem Preise folgte, so wie das Korn in die Höhe ging, und nur immer 5 Stüber unter dem Satze blieb. Die Frankfurter Kornhansa bildete sich nicht schon im Juli 1816 wie die Elberfelder, sondern erst im Nov. Sie mußte nun in der Nähe kaufen und zu hohen Preisen. Indeß hat sie es doch durchgesetzt, daß die Armen das Brot immer um 26 Kr. erhielten, obgleich die Hansa von ihren 128000 Gulden Capital 74000 Fl. einbüßte, wohingegen die Elberfelder Aktionärs ihr Capital nebst 5 pr. Cent Zinsen zurückerhielten. Diese Kornvereine sind so wie die Hülfsvereine am Rhein dadurch besonders merkwürdig geworden, daß sie sich ganz von selber gebildet, ohne Zuthun der Regierungen, und daß sie in der Wirklichkeit mehr geleistet, als die großen Regierungsapparate der Behörden. Sie sind ein merkwürdiges Zeichen der neuern Zeit, in der verständiger Bürgersinn rege geworden, der die Angelegenheiten der Gemeine wol zu ordnen weiß. Ein merkwürdiges Resultat gab noch der Elberfelder Kornverein in Hinsicht der Größe des Capitals, das in solchen theuren Jahren in der Brotconsumtion umgeht. In Elberfeld hatte jeder Mensch in dem Jahre für 20 Thlr. Brot gegessen. Danach waren in diesem Jahre in den preußischen Provinzen am Rheine und in Westphalen, die eine Bevölkerung von 2 Mill. 800000 Seelen haben, 56 Millionen Thaler in der Brotconsumtion gewesen. Bg.

Kornbill, d. i. das Gesetz in England, nach welchem die Einfuhr fremden Getraides entweder erlaubt oder verboten ist. Diese, nicht nur für England, sondern selbst für ganz Europa und besonders für das nördliche Deutschland, wichtige Parlamentsacte kam im Jahr 1814 und 1815 mit heftigen Debatten und gründlichen Untersuchungen zu Stande. Ihres großen Einflusses wegen wird folgende Erörterung nicht am unrechten Orte stehen. Vor allererst ist nicht außer Acht zu lassen, daß man in Deutschland von einem andern Standpunkte als in England ausgeht. Die Deutschen leiten die allgemeine Noth von der Theurung des Getraides her, die Engländer dagegen von der Wohlfeilheit desselben. Diese streben darnach, durch Verbot der Einfuhr das Getraide im Lande in höhern Preis zu bringen, die Deutschen wollen dagegen Gesetze haben, durch welche die Preise der Lebensmittel möglichst niedrig gehalten werden. Wenn nun auch die Standpunkte, von welchen beide ausgehen, nicht nur verschieden, sondern einander selbst entgegen gesetzt sind, so sind doch die männlich gemachten Untersuchungen, ehe die Bill durchging, von der größten Wichtigkeit für uns. Denn nirgends ist scharfsinniger und gründlicher über diesen Gegenstand geredet worden, als in den Jahren 1814 und 1815 im englischen Parlamente, und in mehrern auf diese Debatten Bezug habenden Flugschriften. Viel unvernünftiges Reden über die Noth und die Verhältnisse der Gewerbe entsteht dadurch, daß man in den Tag hineinredet, ohne Zahlen zu nennen, — ohne zu bestimmen, welche Gewerbe eigentlich in Noth sind — und wie groß die Anzahl der Menschen ist, so von jenem leben, und wie groß die von diesem? Die Reden werden unklug geführt, sie sind gemeiniglich weiter nichts als Declamations-Uebungen. Die Gemüther werden erhitzt, aber der Geist wird nicht zur Untersuchung des Wahren und dessen Verhältnißkenntniß geführt. Man möchte den Kärner steinigen, welcher am nächsten Markttage seinen Scheffel Roggen

um einige Groschen theurer als am vorigen ausbietet, und wagt sich kaum im Stillen zu fragen, ob dieser Mann denselben auch um einen niedrigen Preis selbst erbauet oder angekauft hat. Niemand will erwägen, daß das Getraide zu erzeugen unter gewissen Umständen um ein, zwei oder mehr Mal so viel kostet, als unter andern Verhältnissen. Es wird übersehen, daß ein Acker, der am Ende eine Mißernte gibt, eben so viel Auslage erfoderte, als wenn man darauf eine gute Ernte macht. Nur dem Städter, nicht aber dem Getraideproducenten will man die für sein Erzeugniß gemachten Auslagen, ein billiges Arbeitslohn und endlich einen mäßigen Gewinn zugestehen. Man will dem Getraideproducenten selbst die gemeinsten Gewerbsgrundsätze nicht zugestehen, und darum verfiel man, wenn Nothfälle eintraten, auf die sonderbarsten Hülfsmittel. Es ist darum ein wahres Glück, daß die Engländer zuerst die merkantilischen und staatswirthschaftlichen Verhältnisse des Ackerbaues in helles Licht stellten. Ihre Untersuchungsresultate sind für uns höchst lehrreich. Sie mögen darum hier im Auszuge ihren Platz haben. Zuvor ist der Zustand in Erinnerung zu bringen, worin sich England hinsichtlich des innern Getraideverkehrs im Jahr 1815 befand. Die allgemeine Verschließung der europäischen Küsten, welche die Tyrannenmacht Napoleons bewirkte, konnte Großbritannien nicht, wie doch manche glaubten, durch die Verminderung der Ausfuhr seiner Fabrik- und Colonialwaaren gefährlich werden, wol aber durch die Sperrung aller nordeuropäischen Häfen, woraus es bis dahin den beträchtlichsten Theil seines fremden Kornbedarfs zog. Allein auch dieß war nicht der Fall, sondern vielmehr ein höchst wohlthätiges Ereigniß für die englische Nation. Denn von dem Augenblicke, wo die englischen Pächter, d. h. die Landwirthe überhaupt, sich von der lästigen Concurrenz des auswärtigen Getraides, mit dessen Preise sie nicht auskommen konnten, befreit sahen, wandten sie die größte Anstrengung an, machten viel in Gemeindeheit wüst liegendes Land nach der Theilung urbar, brachen vieles zur Weide liegende Land, das schon früher zum Getraidebau bestimmt war, auf. Man vermehrte den Getraidebau eben so im Allgemeinen, wie es bisher nur an den östlichen Küsten geschehen war. Dieß hatte die wohlthätige Folge, daß England seit 1806, der um 2½ Millionen seit 20 Jahren vermehrten Bevölkerung und der Versorgung der großen Flotten und auswärtiger Armeen ungeachtet, kein fremdes Getraide brauchte, sondern reichlich auskam. Nach merkantilischen Ansichten gewann die Nation durch diese Verminderung des Passivhandels unbezweifelt mehr, als sie durch die Beschränkung des Activ- und Zwischenhandels verlor, und ihr Reichthum vermehrte sich gerade durch das, wodurch man ihren Ruin zu bewirken vorgab. Freilich setzten sich die Marktpreise mit den Erzeugungspreisen mehr ins Gleichgewicht und das irreguläre Schwanken der erstern hörte auf. Das Getraide galt so viel als es gelten mußte, um den höhern Aufwand des Landwirths bei höherer Kultur nebst den Gewerbszinsen und billigem Gewinn zu bezahlen. Arbeit und Kapital, die bisher bei dem landwirthschaftlichen Gewerbe ausgelegt waren, standen in einem äußerst geringen Verhältnisse gegen die Fabriken und Handel; sie wurden und konnten nun vom Landwirthe stärker angezogen werden. Und so ward Großbritannien in kurzer Zeit vom Auslande in seinem Getraidebedarf unabhängig. Selbst ein Mißwachsjahr, wie das von 1812 für England war, erzeugte kaum wahren Mangel.

So wie nun aber im J. 1813 und 14 nach der wiedererrungenen Freiheit von Europa fremdes Getraide in brittische Häfen kam, ward die Konkurrenz des Angebots so stark, daß die Marktpreise auf einen Standpunkt fielen, wofür alle Landwirthe, unter den ihnen aufgebürdeten Lasten und Abgaben, es nicht produciren zu können versicherten. Diese Angelegenheit ward daher schon im Sommer 1814 im Parlamente ausführlich behandelt, und der Grund einer in Vorschlag gebrachten Bill, daß Getraideeinfuhr zum inländischen Verkauf so lange verboten sein solle, bis die Preise über einen gewissen Standpunkt hinausgingen, der durch das, wofür der englische Landwirth im allgemeinen produciren könne, bestimmt sein müsse. Natürlicher Weise theilte sich das Unterhaus gleich in zwei Partheien, je nachdem die Mitglieder von Ansichten und Interessen geleitet wurden. Das Interesse der Manufakturen und des Handels schrie, warum man die Nation von Einer Klasse abhängig machen, um diese zu bereichern, das Brot allen übrigen vertheuern und dadurch den Manufakturbetrieb außer Stand setzen wolle, mit dem Auslande Preis zu halten. Das Landbauinteresse übernahm es, zu erweisen, daß ohne diese Maßregel die Getraideproduktion aufhören, oder doch so beträchtlich vermindert werden müsse, daß der Nation ihr Bedarf nicht gesichert bleibe, weil bei den Lasten, die mittel- und unmittelbar den Ackerbau träfen, und bei dem jetzt bestehenden Silberwerthe er nicht mit Profit, sondern nur mit eminentem Verluste betrieben werden könnte. — Dieß geschah durch die Vernehmung einer beträchtlichen Anzahl der berühmtesten Landbaukundigen, *) die von beiden Theilen vorgeschlagen, und von der ernannten Committé auf eine sehr scharfsinnige Art befragt wurden. Die Aussagen, zu welchem Preise unter den gegenwärtigen Verhältnissen das Quarter Weizen von 400 Pf. mindestens producirt werden könne, schwankte zwischen 76 und 86 Schilling, und als das Mittlere wurden 80 Schillinge (26 2/3 Thlr. 3 ein Berliner Scheffel zu 90 Pf. angenommen käme auf 5 Thlr. 1 gl. 4 pf. zu stehen) in dem Bericht der Committé angenommen. Es kam aber in dieser Parlamentssitzung die Sache zu keiner Entscheidung, sondern ward auf die nächste vertagt. Sie erregte neben den politischen Angelegenheiten von Europa das allgemeine Interesse der Nation, und es erschienen eine Menge Schriften für und gegen die vorgeschlagene Bill, zumal bei Anfang der neuen Parlamentssitzung. Unter diesen zeichnet sich die von William Spence durch Gründlichkeit und Nachdrücklichkeit aus, und mag vielleicht viel dazu beigetragen haben, daß die in Rede stehende neue Kornbill — welche nicht den Eingang, wol aber den Verkauf des fremden Korns, so lange der Durchschnittspreis im Reiche nicht über 80 Schillinge fürs Quarter steht, verbietet — in der nächst folgenden Parlamentssitzung mit einer entschiedenen Mehrheit der Stimmen in beiden Häusern durchging. Die ausgemittelten Wahrheiten sind nicht nur für England, sondern für ganz Deutschland von zu großem Interesse, als daß wir hier nicht die wesentlichen Resultate im Auszuge zu geben versuchen

*) Land-Surveyers, d. h. Leute, die in der Regel das Gewerbe nicht mehr selbst betreiben, aber die Einrichtung und Abschätzung der Güter übernehmen, bei Käufen und Pachtungen zu Rathe gezogen werden und ihr ökonomieverständiges Gutachten bei Rechtsangelegenheiten abgeben. Ungefähr das, was wir bei uns Oekonomie-Kommissäre oder Oekonomierathe zu nennen pflegen. (In Frankreich experts.)

sollten, wozu uns Spence's Schrift wol die beste Gelegenheit gibt. Wir werden hier unter andern unmittelbar von einer Menge irriger Vorstellungen und Vorurtheile über englische Manufacturen und Handel befreit und mittelbar belehrt, unsere eigenen Angelegenheiten gründlicher zu erwägen, als die Verwöhnung bisher zugelassen hat. Zwar war ich seit Anfang der Verhandlungen, sagt Spence, so überzeugt von der Erbärmlichkeit der Gründe, die man der Kornbill entgegen setzte, und fühlte einen solchen Ekel gegen die engherzigen und selbstsüchtigen Gegenvorstellungen derer, die sonst mit Monopolien über und über geharnischt, das Reich in Flammen setzen würden, wenn nur der leiseste Wink gegeben würde, daß es wohlthätig sein könne, unsere Manufakturen der Konkurrenz der ausländischen auszusetzen, und nun die geringste Annäherung zu ähnlichen Grundsätzen zu Gunsten ihrer Landbautreibenden Mitbürger als die höchste Ungerechtigkeit verschreien, — daß ich es für unnöthig hielt, dem über die Sache schon Gesagten noch etwas hinzuzufügen. Jetzt aber wird die Sache dringender und ich muß meine Stimme mit denen vereinigen, welche die gesetzgebende Macht auffodern, den drohenden Ruin von der Nation abzuwenden. Ich bin weder Pächter noch Eigenthümer eines Ackerlandes; meine Gründe, welche ich vorbringe, können nur aus der innern Ueberzeugung und der Wahrheit des Satzes hervorgehen: daß so anscheinend oft National- und Privatinteresse einander entgegen stehen, sie doch am Ende immer zusammentreffen. Welches ist eigentlich der Standpunkt der Frage? Der brittische Landwirth, der sein Getraide mit den schwersten Auslagen jeder Art erbauet — hohe Arbeitspreise, Armentaxe, Wegetaxe, und andre Auslagen ohne Ende, — bittet, man möge seine auswärtigen Mitbewerber mit ihm in gleiche Verhältnisse setzen. Wenn der Pohle für etwas mehr als 30 Schilling, der Franzose für 40 Schilling hier mit Vortheil verkaufen kann, was unserm Landwirth unbedingt 70 Schillinge hervorzubringen kostet, so möge man ihn sichern, daß ihn jene Nation nicht von seinem Markte ausschließe, weil er sonst aufhören müßte, zu produciren; woraus sich die Folge von selbst ergäbe. Man sollte kaum denken, daß hiergegen ein Widerspruch möglich sei, und doch ist er laut und allgemein vernommen worden. Ich werde jedoch nur diejenigen Einwürfe, welche einiges Gewicht zu haben scheinen, beantworten, und dann einige solcher Beobachtungen über die Frage hinzufügen, die man bis jetzt wenig beachtet zu haben scheint. Erster Einwurf, daß die Kornbill den allgemein anerkannten richtigen Grundsätzen der Nationalwirthschaft entgegen stehe. — Man beruft sich auf den von Adam Smith aufgestellten Grundsatz, daß vollkommne Freiheit der Ein- und Ausfuhr, ohne alle Belastungen, den Wohlstand jeder Nation am meisten befördere. Daß dieser Satz in seiner Allgemeinheit wahr sei, werden wol wenige jetzt noch leugnen, und ich gehöre gewiß nicht zu diesen. Wenn also die Gegner der Bill (hauptsächlich die Manufakturisten) diesen Grundsatz beständig vor Augen hätten, so würde Niemand ihre Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit in Zweifel ziehen können. Erklärten sie sich, daß es der Nation vortheilhaft sei, die wollnen, seidnen und leinenen Waaren ausländischer Fabriken ohne hohe Auflagen einzulassen, weil sie alsdann zu weit wohlfeileren Preisen zu haben sein würden, so wären sie allerdings consequent. Aber welchen Lärm würde es geben, wenn Jemand nur einen leisen Wink gäbe, daß Smiths Grundsatz in diesen Stücken bei uns zur Ausführung kommen sollte. Es ist darum lächerlich, wenn

diese Leute die Autorität des großen Mannes vorschieben wollen. Unter besondern Umständen erleiden alle im Allgemeinen richtige Grundsätze der Staatswirthschaft eine Ausnahme. Beschränkungen und Verbote, die bei der Bildung eines neuen Staats unsinnig sein würden, können zur Erhaltung eines solchen nothwendig werden, der einmal auf eine künstliche unnatürliche Basis begründet, und aus solchen Regulirungen aufgebaut ist. Wenn ein Arzt einen Patienten, welcher durch Uebermaß von starken Getränken zu einem solchen hohen Grade der Schwächung gediehen wäre, daß seine Erhaltung von einer mäßigen Portion abhängt, zu behandeln hätte und zu ihm sagte: Mein Freund, es ist ein anerkannter Grundsatz der Arzneikunde, daß der anhaltende Gebrauch des Alkohols in jeder Gestalt nachtheilig sei; ihr sagt nun zwar, daß ihr augenblicklich sterben würdet, wenn man euch euren gewohnten Trunk nicht erlaubte. Das mag wohl sein, aber man kann doch nicht von dem ersten Grundsatze abgehen. Der Doctor ist ein Narr! würden wir sagen und dasselbe müssen wir auch von einem Staatswirthe sagen, der eine bisher durch künstliche Maßregeln gehobene Industrie, aus Anhänglichkeit an abstracte Grundsätze, ihrem natürlichen Gang überlassen wollte. Wer A. Smith recht versteht, der weiß auch, daß er hier den Gegnern gar nicht zur Autorität dienen kann. Es erfordert, sagt er, große Ueberlegung, in wiefern und auf welche Weise man die Einfuhr fremder Waaren wieder frei geben dürfe, nachdem sie eine Zeitlang unterbrochen worden und sich auf die Einfuhrverbote und Beschränkungen eine Menge Hände beschäftigen. Der jetzige hohe Stand des Ackerbaues ist aber allein durch die Unterbrechung der auswärtigen Zufuhr bewirkt und beschäftigt nicht Tausende, sondern Millionen. Wenn, sagt er weiter, eine Taxe auf irgend ein Product der inländischen Industrie gelegt ist, so muß billig eine gleiche Taxe auf das Product der ausländischen Industrie gelegt werden, indem hierdurch nur ein Gleichgewicht im Wetteifer zwischen dieser und jener erhalten werden kann. Kann etwas mehr passen, als diese Ausnahme, auf den englischen Ackerbau, der mit unendlichen mittel- und unmittelbaren Abgaben belastet ist, die der ausländische nicht trägt. Er gab dem Landbaue vor jedem andern Gewerbszweige den Vorzug. Zu seiner Zeit wurden jährlich 25,728 Quarter aller Getreidearten eingeführt und jetzt mehr als das doppelte in einer Woche. Zweitens behaupten die Widersacher der Kornbill, daß man den englischen Landwirth gegen die Concurrenz der Fremden deswegen nicht schützen könne, weil das beim Brodte eine andere Sache sei, indem es die Hauptnahrung der ärmern Klasse wäre und es müsse ein wohlfeiler Preis desselben alle Rücksichten überwiegen. — Darauf erwidert W. Spence sehr richtig, daß hoher Arbeitslohn und niedrige Preise auf die Dauer nie bestehen können und führt genügliche Thatsachen an. Wenn drittens die Gegner der Kornbill vorbringen, das ganze Uebel rühre von dem hohen Pachtgelde her und die Pächter, d. h. in England die Landwirthe, würden bestehen können, wenn die Grundeigenthümer die Pachtgelder herunter setzten: so ist dagegen zu erweisen, daß dennoch die Pächter bei den jetzigen Preisen nicht bestehen würden, wenn sie auch gar kein Pachtgeld gäben. Die Data sind öffentlich vorgelegt, auf welchen die Kostenberechnung des Landbaues beruht und die Gegner aufgefodert, ihre Einwendungen dagegen zu machen. Keiner hat das vermocht, sie ist darum als völlig begründet und unwiderruflich angenommen. Nun aber kann der Landwirth für guten Weizen nicht mehr als 50 Schilling erhalten, an manchen Orten nicht einmal das. Wir wollen aber, um alle Ein-

würfe zu vermeiden, den Mittelpreis durchs ganze Reich zu 60 Schillingen annehmen. Da nun die Productionskosten einschließlich der Bodenrente, wie von dem Parlamente erwiesen worden, 80 Schillinge sind, so verliert der Landwirth — den Ertrag nur zu 2½ Quarter angenommen — auf jedem Acker, den er cultivirt, zwei und ein halb mal die Differenz zwischen 60 und 80 Schillinge oder auf das Product des Ackers 50 Schilling. — Der Verlust dürfte aber, nach Statuirung einiger Ausnahmen, im Durchschnitte um 10 Schillinge größer sein. Daraus ergibt sich, daß, wenn auch das Land gar nichts gälte, der Producent doch verlieren müsse. Die Auflagen, wirft man viertens ein, die den Landwirth drücken, und der hohe Arbeitslohn sind Schuld und diese müssen herunter. — Die Einkommentaxe, auf den Acker im Durchschnitt 2 Schillinge 6 Pence, wenn sie auch aufhört, hilft dem nicht auf, der 50 Schillinge auf den Acker verliert. — So lange 38 Millionen Pfund St. erhoben werden müssen, blos um die Zinsen unserer Nationalschuld zu decken, ist es nicht denkbar, daß die Auflagen so weit verringert werden können, daß unsere Landbauer auf einen Fuß mit dem polnischen Edelmann kommen, dem ein Quarter Weizen nicht 2 Schillinge kostet, der es also für 30 Schillinge mehr sehr gut nach Danzig hinliefern kann. — Was die Erniedrigung des Arbeitslohns betrifft, so würde dessen Herabsetzung dem Landwirthe wenig helfen; denn was er auf der einen Seite gewönne, verlöre er auf der andern. Wenn die arbeitende Klasse ihren Unterhalt nicht verdient, so muß sie aus der Armenkasse erhalten werden, und folglich die Armentare steigen. Der fünfte Einwurf, daß die Engländer mehr eine fabricirende als ackerbautreibende Nation sind und daß der Handel schrecklich leiden würde, wenn die Manufacturen ihre Arbeiter, wegen des hohen Kornpreises, viel theurer als ihre ausländischen Mitbewerber bezahlen müßten, und darum das geringe Interesse des Ackerbaues dem höhern Interesse des Handels billig weichen müßte — widerlegt er, indem er sich vorerst auf das gemachte Experiment bezieht, daß Britannien ohne fremden Handel wohl bestehen könne. Wenn das Interesse der handeltreibenden und der landbautreibenden Klasse unvereinbarlich verschieden wäre, so müsse vernünftiger Weise untersucht werden, welche Klasse die zahlreichste und die wesentlichste sei; die dies am wenigsten ist, müsse nachstehen. Bei der Ausmittelung ergab sich, daß der Theil der Manufacturisten, welche für den auswärtigen Handel, (der Theil, welcher für den inländischen Gebrauch arbeitet, kann hier nicht in Betracht kommen), z. B. im J. 1811 arbeiteten, nach H. Colquhoum, der diesem Zweige selbst eine hohe Wichtigkeit gibt, auf 406,350 Personen oder 101,587 Familien, der Theil der Landbauenden 895,998 Familien betrug. Wenn wir aber eine jede andere Berechnung annehmen, die im Quaterly Review gegeben wird, so wollen wir zugestehen, daß die Manufacturisten für auswärtigen Handel ⅕ der ganzen Zahl betragen, was gewiß weit über die Wahrheit ist. Und so bleibt doch die landbauende Klasse viermal so stark; folglich müßte das Interesse von 895,998 Familien (zu 4 Personen) nicht dem von 225,809 Familien aufgeopfert werden. Aber der Reichthum, den der auswärtige Handel bringt! — Der Betrag unserer ausgeführten Manufacturwaaren übersteigt im Durchschnitte nicht den Werth von 45 Millionen Pf., wir wollen aber 50 Mill. annehmen. Der reine Profit ist höchstens 15 p. C.; der Einwendungen wegen mögen es 25 p. C. sein, wodurch bei den ausgeführten Waaren jährlich 12,500.000 Pf. gewonnen würden. Dagegen gewinnt Großbritannien

durch seinen Ackerbau siebenmal so viel. Die Bodenrente nebst dem Zehnten beträ t mindesten 50 Millionen. Nun ist es bekannt, daß der Profit des Wirthschaftbetriebes 3 Viertel der Rente oder Pacht betragen müsse, wie er auch in der Einkommentaxe berechnet worden ist. Hieraus ergibt sich ein Einkommen von 87 Millionen vom Landbaue oder siebenmal so viel als der Gewinn bei den ausgeführten Manufacturwaaren. Also weg mit der unsinnigen Behauptung, die unsre Augen gegen die einfachsten Sätze der Rechenkunst verschließen will, daß ein Gewerbszweig, der nach der höchsten Annahme nur 13 Millionen einbringt, von größerer Wichtigkeit sei, als einer der auf das mindeste 87 herausgibt. Man würde einen Privatmann verlachen, der eine Herrschaft von 87000 Pf. Einkommen besäße und sie verkaufte, um sich in einen andern Gewerbszweig zu begeben, der ihm jährlich 13000 Pf. eintragen könnte. Durch alle diese Ausmittelungen wurden die Engländer und mit ihnen wir Deutschen zu richtigen Urtheilen über den Werth des Landbaues geführt. Ob sie gleich viele Gegner fanden, so konnten diese doch nicht verhindern, daß eine Menge Vorurtheile verschwanden. Indeß ging die Bill im Parlamente durch; aber wenn dies auch nicht geschehen wäre, so hätte es auch nichts zu bedeuten gehabt. Denn als das Getreide unter dem Kostenpreise verkauft werden mußte, beschränkte man dessen Anbau, zog die Capitalien, die man auf den Ackerbau angelegt hatte, immer mehr ein, und so kam es, daß als die Bill zu Stande kam, der Quarter Weizen über den Normalpreis hinaufstieg, Und so ist denn die Einfuhr bis jetzt ungestört geblieben und wird es bei der großen Bevölkerung Englands immer bleiben müssen. Pl.

Körper heißt jede Materie in der Natur, in so fern wir sie nicht als gestaltlos, sondern als einen bestimmten Raum einnehmend betrachten. In der Geometrie heißen diese bestimmt begrenzten Räume selbst, ohne alle Rücksicht auf Materie, Körper, welche dann nach der Art ihrer Begrenzung in Körper von ebenen, oder krummen Flächen eingetheilt werden. Unter den ersten sind die merkwürdigsten die Prismen, Pyramiden, vollkommen und bedingt regulären; unter den andern besonders die Kugel und das elliptische Sphäroid. Außerdem gibt es Körper, die von ebenen und krummen Flächen begrenzt werden, wie z. B. Cylinder und Kegel. In der Naturlehre theilt man die Körper in Beziehung auf den Aggregatzustand ihrer Materie ein in feste oder flüssige; letztere in liquide oder tropfbarflüssige, und in expansible oder elastischflüssige, wie z. B. Luft und Licht. Bei den festen unterscheidet man bekanntlich wieder harte und weiche, spröde und elastische u. s. w Ferner werden die Körper eingetheilt in organisirte, die vermittelst gewisser innerer Einrichtungen und Lebenskräfte fähig sind, sich selbst zu entwickeln, zu erhalten und fortzupflanzen, und in unorganisirte, die beim Mangel aller Lebenskraft nur durch Anhäufung von außen, durch mechanische Kräfte entstehen und verändert werden. Wir verweisen wegen dieser Eigenschaften auf die einzelnen darauf Bezug habenden Artikel. L.

Korybanten (Cureten, Idäi, Dactyli, bei den Römern Galli, unter welchem Namen sie in Rom eine eigene Priesterschaft ausmachten) sollen von Korybas, einem Sohne der Cybele und des Jasion, abstammen. Sie waren Priester, welche von Korybas zum religiösen Dienste seiner Mutter, der Göttin Cybele, auf der Insel Creta und in Phrygien eingesetzt waren. Nach einer andern, bei wei-

tem ältern Sage, waren sie Abkömmlinge des Vulcan. Darauf deutet man die Erzählung von dem Getöse, das sie mit den Waffen machten, als ihnen Rhea den neugebornen Jupiter übergab, damit Saturn das Geschrei des weinenden Kindes nicht hören möchte. Nach Apollodorus waren die Korybanten Söhne Apollo's und der Thalia, nach Andern Apollo's und der Rhetia.

Kos oder Koos, eine berühmte Insel des ägeischen Meeres (jetzt Stanchio oder Stincho) an der kleinasiatischen Küste, den Städten Halicarnaß und Keidos gegenüber. Es war hier ein berühmter Tempel des Aesculap und sie war das Vaterland des Apelles und Hippokrates. Besonders berühmt waren die feinen halbdurchsichtigen Gewänder, die hier verfertigt wurden.

Kosacken (Kasacken) heißen jetzt mit einem allgemeinen Namen alle diejenigen Völkerstämme, welche die südlichen und östlichen Gegenden von Rußland, Polen, der Ukräne u. s. w. bewohnen, und die unermeßlichen Grenzen des russischen Reichs, nach dieser Seite hin, bewachen, weswegen sie auch keine eigentliche Schatzung bezahlen, sondern dafür den Kriegsdienst versehen. Fast alle bekennen sich zur griechisch-russischen Kirche; die Einrichtung ihres Gemeinwesens ist jedoch gänzlich unabhängig von der russischen Regierungs-Verfassung, und durchaus kriegerisch: denn der Krieg hat sie erzeugt, und erhält sie auch. Sie müssen sowohl in Betreff ihrer Abstammung, als ihrer gegenwärtigen Verfassung, in zwei Hauptstämme eingetheilt werden, in die kleinrussischen (malorossischen), und in die donischen Kosacken. Beide Hauptstämme haben wieder viele Nebenzweige gebildet, besonders der donische. Von diesem, dem gebildeteren, stammen ab die wolgaschen, terekschen, grebinskischen, uralschen und sibirischen Kosacken. Zu jenen gehören auch die saporogischen oder Haydamacken, die zügellosesten und wildesten. Was den Ursprung dieses Volks und die Herleitung seines Namens anbetrifft, so ist man darüber nicht einig. Es ist möglich, daß sich beides auf die Landschaft Kaschia, von Constantin Porphyrogeneta also benannt, zurückführen läßt. Im Türkischen bedeutet das Wort Kazak einen Räuber, im Tartarischen aber einen herumstreichenden, leichtbewaffneten Soldaten. Da die Kosacken in der That aus den großen Gefilden jenseits der Wolga herstammen, so können sie allerdings Ueberbleibsel von verschiedenen Türken- und Tartarhorden sein, welche sich zu verschiedenen Zeiten daselbst niedergelassen haben. Nach Einigen aber sind sie russischen Ursprungs. Auch ihre Sprache ist eigentlich die russische, ob sie gleich durch ihre Kriege mit den Türken und Polen viele Wörter von diesen aufgenommen haben. Wahrscheinlich ist jedoch die Vermuthung, daß sowohl die donischen, als die kleinrussischen (malorussischen) Kosacken von zusammengelaufenen verwegenen russischen Abenteurern der nowogorodischen Provinzen entstanden sind. Ihre Absicht war das Beutemachen in den Kriegen und Fehden mit den Tartaren auf den Grenzen des russischen Reichs. Da sie durch diese Bestrebung zu einer sichern Bedeckung der Grenzen desselben wurden, so gewährte ihnen die Regierung große Vorrechte, wodurch dann diesem gleichsam immer stehenden Freicorps, besonders als man demselben auch Land einräumte, ein bedeutender Zulauf verschafft wurde. Dadurch gewannen sie nun nicht allein an Stärke, sondern auch an innerem Gehalte und dauerndem Bestande. Diese Vorrechte sind aber seit 1804 sehr eingeschränkt worden. Im J. 1597 machten 3000 donische Kosacken den ersten Feldzug mit den Russen nach Liefland. Dann erober-

ten sie Sibirien, drängten die Tartaren aus vielen russischen Provinzen zurück und trugen zur Besiegung der Türken bei. Die donischen Kosacken wiedersetzten sich auch öfters den Befehlen der russischen Regierung: so lebten sie unter der Anführung des furchtbaren Pugatscheff im offenbarsten Aufruhre gegen Rußland. Aus diesen Empörungen entstanden nothwendige Spaltungen unter den Kosacken, und die große Stammfamilie zerfiel in mehrere einzelne Unterabtheilungen, von welchen wir die vornehmsten bereits oben namhaft gemacht haben. Unter diesen sind die sibirischen Kosacken die eigentlichen Eroberer und ersten russischen Colonisten der sibirischen Wüstenei. Dieser Zweig des großen donischen Familienstammes entfloh nämlich, etwa 7000 Mann stark, um der Strafe für mehrere begangene Verbrechen zu entgehen, im J. 1577 nach der Kama und nach Permien, später sogar bis an den Ob. Dort verjagten sie die ansässigen Wogulen, Ostjaken und Tartaren. Als sie jedoch bei diesen immerwährenden Kämpfen mit den dasigen Einwohnern am Ende selbst bis auf ein kleines Häuflein zusammengeschmolzen waren, und der Anführer nicht hoffen durfte, das Eroberte fernerhin behaupten zu können, unterwarfen sie sich der russischen Regierung, baten um Verstärkung, und erhielten sie auch. Dadurch ist nun dieser Stamm der Kosacken gleichsam zum Herrn von Sibirien geworden. Ueber die Stärke der Kosacken im Allgemeinen sind verschiedene Meinungen vorhanden. Archenholz gab die Zahl der wirklich streitbaren Männer unter denselben auf 7,000,000 an. Man darf aber dreist behaupten, daß nicht die Hälfte im wirklichen Dienste ist. Zwei Drittel von dieser Hälfte werden überdem noch zum inneren Dienste gebraucht, und kommen nie nach Europa, so daß also nicht viel mehr als 100,000 Mann der russischen Regierung für den Krieg von Europa zu Gebote stehen möchten. Während des siebenjährigen Krieges hatte die russische Armee nicht mehr als 10,000 Mann Kosacken. Nach der seit 1804 erhaltenen Organisation sind gewöhnlich von 3 Regimentern 2 zu Hause, das dritte versieht den Dienst an der Grenze. Bei einem Aufgebote aber müssen sie alle ins Feld rücken, und erhalten dann von der russischen Krone Sold und Ration. Jetzt bilden sie größtentheils (besonders der donische Stamm, der überhaupt noch am unabhängigsten ist) die irreguläre fliegende Reiterei der russischen Armee, in eigene, abgesonderte Haufen eingetheilt. Die Verfassung der kleinrussischen Kosacken ist jedoch schon beschränkter: letztere sind mehr nach europäischer Sitte organisirt, und können fast für reguläre Truppen gelten. Die Kosacken haben keinen Adel unter sich: alle sind gleich und können, ohne sich herabzusetzen, bald befehlen, bald gehorchen. Die Vorgesetzten werden von ihnen aus ihrer Mitte gewählt: blos die Oberbefehlshaber werden von der Regierung bestätigt, und können auch nur mit Genehmigung derselben wieder abgesetzt werden. Die Befehlshaber stehen sämmtlich im Solde der Krone, die gemeinen Kosacken aber nur so lange, als sie im Dienste sind. Stets auf eigene Kosten bekleidet, beritten und bewaffnet, dienen sie vom achtzehnten bis zum funfzigsten Jahre. Ihre Regimenter (Pulks) sind nach Verhältniß der Größe des Kreises von 500 bis 3000 Mann stark, und werden von einem Obersten (Hettmann, eigentlich in ihrer Sprache Atamann) befehligt. Auch der Oberbefehlshaber sämmtlicher Corps führt den Titel Hettmann. Die Offiziere bis zum Obersten (die Offiziere einiger Regimenter, die gleichen Rang mit den Offizieren in der Armee haben, ausgenommen) sind ohne Rang, und können im Entstehungsfalle Unteroffizieren der regulären Armee

untergeordnet werden. Jeder Kosack muß sein eigenes Dienstpferd haben, und sich polnisch oder orientalisch kleiden, wobei die Farbe und Güte der Kleidungsstücke gänzlich seiner Willkühr überlassen bleibt. Ihre Hauptwaffe ist die 10 bis 12 Fuß lange Pike; nebenbei führen sie einen Säbel, eine Flinte oder ein Paar Pistolen, auch wohl nur Pfeil und Bogen. Die Lanze wird im Reiten, vermittelst eines Riemens auf dem Fuße, am Arme oder Sattelknopfe hängend, aufgerichtet getragen. Die Bogenschützen tragen einen Köcher über die Achsel, und die Lanzen sind meistens mit bunten Fähnchen geschmückt. Auch der Kantschu, ihre aus Leder dick geflochtene Karbatsche, dient ihnen zur Waffe gegen unbewaffnete Feinde, so wie zum Regieren ihrer Pferde. Weniger geschickt zu eigentlich taktischen und regelmäßigen Bewegungen, thun sie Wunder bei Anfällen auf Bagagen, Magazine und beim Verfolgen zerstreuter Corps. Ihre Pferde sind meistens klein und sehen elend aus, sind aber dauerhaft, gut zugeritten und so schnell, daß sie, da sie nicht in geschlossenen Haufen zu reiten brauchen, und nur wenig oder gar kein Gepäck führen, ohne sonderliche Beschwerde, und mehrere Tage nach einander, 12 bis 16 Meilen zurücklegen können. Jeder Pulk hat zwei oder mehrere seiene Fahnen, welche größtentheils mit Heiligenbildern geziert sind. Alle übrige kriegerische Geräthschaften, sie mögen Namen haben wie sie wollen, sind ihnen fremd. Die Taktik der Kosacken, und ihre Art, im Felde zu fechten, besteht vorzüglich darin, daß sie sich in kleinen, getheilten Haufen aufstellen, und mit solchen den Feind auf allen Seiten, vornehmlich auf den Flanken und im Rücken, unter einem lauten, fürchterlichen Hurrah-Geschrei, mit gefällten Piken in dem stärksten Laufe angreifen. Ist es ihnen gelungen, durch einen solchen wüthenden Anprall den Feind zu theilen, so lassen sie die Pike fallen, die an einem Riemen nachschleppt, greifen zum Säbel oder zur Pistole, und richten dadurch große Verwüstungen an. Finden sie Widerstand und ist die Möglichkeit zum Eindringen nicht vorhanden, so stäuben sie gleich aus einander, fliehen eiligst zu einem bestimmten Sammelplatze, bilden dort abermals kleine Haufen, und erneuern ihre Angriffe so lange, bis der abgemattete Feind zur Flucht gebracht ist. Dies ist dann der entscheidende Augenblick, wo sie unter die Zerstreueten oder Fliehenden Tod und Verderben bringen. Die offenbare physische Verschiedenheit, welche zwischen ihnen und den eigentlichen, besonders den nördlichen Russen Statt findet, von denen sie sich durch regelmäßigere Gesichtszüge, einen bessern Wuchs, durch große Reinlichkeit, und besonders durch eine Art von luxuriöser Cultur auszeichnen, liegt wahrscheinlich darin, daß jene Abenteurer, die natürlich keine Weiber mit sich führen konnten, tartarische und circassische Frauen raubten, und dadurch ihren Nachkommen eine abweichende Physiognomie ertheilten. Im J. 1570 erbaueten sie ihre Hauptstadt Tscherkaskoi, 70 Werst oberhalb Asow, auf einigen Inseln mitten im Don. Sie kann das tartarische Venedig genannt werden, denn ihre Häuser ruhen auf hohen hölzernen Pfeilern, und sind durch kleine Brücken in Verbindung mit einander gesetzt. Zur Zeit der hohen Gewässer scheint die Stadt, von welcher alsdann nur die Häuserspitzen hervorragen, auf dem Wasser zu schwimmen. Die Stadt hat ansehnliche Kirchen, deren Inneres reichlich mit Gold und Edelsteinen ausgeschmückt ist. Es ist daselbst sogar ein Theater vorhanden, auf welchem regelmäßig gespielt wird. Man findet mehrere Privatbibliotheken in dieser Stadt, ferner eine Lehranstalt, in welcher der Kosacken-Jugend Französisch, Deutsch, Geo-

metrie, Geschichte, Geographie, Physik ꝛc. gelehrt wird. Die Stadt besitzt einen ausgebreiteten Handel, der durch Griechen, Armenier, Juden ꝛc. noch lebhafter gemacht wird. Die Pracht der Kosacken-Weiber daselbst zeichnet sich insbesondere aus. Da die Stadt wegen der Ueberschwemmungen eine ungesunde Lage hat, wodurch nicht selten verheerende Krankheiten entstehen: so hat man an einem Arme des Don, eine Meile von der jetzigen Stadt, Neu-Tscherkask zu bauen angefangen, wohin alle Einwohner der alten Stadt, die jedoch für den Kostenaufwand entschädigt werden sollen, ziehen werden, so daß vielleicht in funfzig Jahren von der alten Stadt keine Spur mehr übrig sein wird.

Kosegarten (Ludwig Theobul), als Dichter und Prediger rühmlich bekannt, geb. d. 1. Febr. 1758 zu Grevesmühlen, einem mecklenburgischen Städtchen, drei Meilen von Wismar nach Lübeck zu, erhielt daselbst seine erste Bildung, studirte zu Greifswalde, war eine Zeit lang Erzieher in einer adeligen Familie, und wurde darauf Rector der Schule zu Wolgast in Schwedisch-Pommern. Im J. 1792 erhielt er die Stelle eines Probstes auf der Insel Rügen, und wurde im folgenden Jahre Doctor der Theologie. Auf dieser patriarchalischen Insel lebte er im Genusse der Natur, seiner Familie, der Poesie, der Wissenschaften, und in achtungswerther Ausübung seines Amtes, eine Reihe von glücklichen Jahren, bis er im J. 1807 einen Ruf nach Greifswalde annahm, wo er als Professor der Theologie und Pfarrer d. 26. Oct. 1818 starb. Die Früchte seiner Muße, seine Romane, (z. B. Ida von Pleßen, 2 Thle.), seine Poesieen, seine Rhapsodieen, seine Legenden, sein brittisches Odeum, seine episch-idyllischen Gedichte, Jukunde und die Inselfahrt, seine vaterländischen Gesänge, mehrere Uebersetzungen, unter denen Richardsons Clarissa sich vortheilhaft auszeichnet, u. a. m. haben ihm viele Freunde erworben. Indessen sind die Stimmen über sein Verdienst doch sehr getheilt, denn während Einige ihm einen bedeutenden Rang unter unsern väterländischen Dichtern zugestehen, möchten Andere ihm lieber alle Ansprüche auf den Namen eines Dichters verweigern. Alles, sagen sie, ist bei ihm krankhaft und krampfhaft, mühsames Flattern in das Wilde, pathetischer Ausbruch einer exaltirten Verworrenheit, überspannte Bilder, leere Declamation, und um so leerer, jemehr auf Fülle Anspruch gemacht und von derselben geredet wird. Hier wie dort ist Uebertreibung. Mit welcher Zartheit sind nicht einige Legenden von ihm erzählt! Wie rühren mehrere seiner Uferpredigten, seine Reden an Serena von dem Abendmahle des Herrn, durch ihre einfache Herzlichkeit, ihre ungeschminkte Natur, ihre Wahrheit und Klarheit! Wie ergreifen mehrere seiner Gedichte das Herz! Dagegen trifft viele andere allerdings der oben berührte Tadel. dd.

Kosciuszko (Thaddäus), der Republik Polen letzter Oberfeldherr, einer der edelsten Männer seines Zeitalters, aus einer alten adeligen, aber wenig begüterten Familie in Litthauen. Er wurde in der Cadettenschule zu Warschau erzogen, wo der Fürst Adam Czartoryski seine Talente und seinen Fleiß bemerkte. Er schickte ihn deshalb auf eigene Kosten nach Frankreich, wo er die Kriegskunst studirte, und sich in den zeichnenden Künsten übte. Nach seiner Rückkehr wurde er Hauptmann. Aber ein Vorfall, den seine Neigung zu der Tochter des Marschalls von Litthauen, Sosnowski, veranlaßte, nöthigte ihn Polen zu verlassen. Einsame Studien, vorzüglich in

Geschichte und Mathematik, und seine für das Erhabene empfängliche Einbildungskraft, hätten ihn auf der Schule des Kriegs, der Freiheit und der Lebensweisheit, in welche er jetzt unter Washington (als dessen Adjutant) eintrat, vorbereitet. Er machte sich in Amerika bei mehrern Gelegenheiten, vorzüglich bei der Belagerung von Ninety-Six, bemerkbar. Washington wurde sein Freund. Die Armee, die französischen Offiziere und Franklin zeichneten ihn durch ihre Achtung aus. Er und Lafayette waren die einzigen Europäer, welche das Kreuz des Cincinnatus-Ordens trugen. Mehrere Jahre nach seiner Rückkehr in das Vaterland ernannte ihn der Reichstag zum Generalmajor. Er erklärte sich für die Constitution vom 3. Mai 1791, und diente unter dem Prinzen Joseph Poniatowski. In dem Feldzuge von 1792 zeichnete er sich gegen die Russen bei Zieleneck und Dubienco aus. An dem letzten Orte hielt er sich mit ungefähr 4000 Mann gegen 16,000 Russen auf einem Posten, den zu befestigen er nur 24 Stunden Zeit gehabt hatte, sechs Stunden lang, und zog sich ohne großen Verlust zurück. Diese That gründete seinen militärischen Ruf. Als der König Stanislaus sich dem Willen Catharinens unterwarf, nahmen er und 16 Offiziere ihren Abschied. Darauf mußte er Polen verlassen. Er begab sich nach Leipzig. Um diese Zeit ertheilte ihm die gesetzgebende Versammlung in Frankreich den Titel eines französischen Bürgers. Bald rief ihn sein Vaterland zurück. Dieses wurde, nach der zweiten Theilung, durch die Anmaßungen des russischen Gesandten Grafen von Sievers und des Generals Igelström, der zugleich die russischen Truppen in Warschau befehligte und Gesandter war, von Rußland so abhängig, daß es ohne dessen Einwilligung die ihm aufgedrungene Verfassungsform nie ändern oder verbessern sollte. Da beschlossen insgeheim einige edle Polen in Warschau das Joch abzuwerfen. Sie wählten Kosciuszko zum Feldherrn, und machten ihn mit ihrem Vorhaben bekannt. Er theilte dasselbe dem Grafen Ignaz Potocki und Kolontai (s. d. Art.) in Dresden mit, die jedoch das Unternehmen für unzeitig hielten. Indeß begab sich Kosciuszko an die Grenze, nebst Zajonczeck, den er nach Warschau sandte, um Alles in der Stille vorzubereiten, damit nichts übereilt würde. Als aber die polnische Armee theils unter die russische gesteckt, theils bis auf 16,000 Mann vermindert werden sollte, brach der Aufstand vor der Zeit aus. In Posen widersetzte sich Madalinski der Auflösung seines Regiments mit Gewalt. Nun griff Alles zu den Waffen, und Kosciuszko kam in Krakau an, als eben die russische Besatzung aus der Stadt verjagt worden war. Die Bürger entwarfen die Acte der Conföderation von Krakau, vom 24. März 1797, an deren Spitze Kosciuszko die Polen aufrief, die Constitution vom dritten Mai wiederherzustellen. Seume nennt das Manifest unklug, weil es persönliche Beleidigungen enthielt; allein der heftige Ton desselben war auf die polnische Nation berechnet, und der Zorn eines Republikaners von einfachen und strengen Sitten, wie Kosciuszko war, mußte entbrennen, als üppige Fürsten nach Willkühr ein armes, gedrücktes Volk, die Polen, jacobinischer Grundsätze und Verbrechen vor ganz Europa anklagten, und deshalb dem gesetzmäßigen Schritte der Nation und des Königs, sich eine dauerhafte Verfassung zu geben, den Krieg erklärten. Was Catharina durch Bajonnette erzwang, das hatte Friedrich Wilhelm II. durch treulose Aufhebung seines mit Polen geschlossenen Schutzbündnisses möglich gemacht. Solche Politik mußte jeden

Polen, der ein Herz für sein Vaterland hatte, empörten. Als Kosciuszko hörte, daß die Russen anrückten, zog er ihnen entgegen. Ohne Geschütz, mit 4000 Mann, zum Theil nur mit Sensen und Piken bewaffnet, schlug er bei Raclawice, den 4. April 1794, 12,000 Russen. Darauf brachte er sein Heer auf 9000 Mann, und vereinigte sich mit dem General Grochowski. Unterdessen hatten Warschau und Wilna die russischen Besatzungen theils getödtet, theils gefangen genommen. Kosciuszko that den Ausbrüchen der Volkswuth Einhalt, sandte Truppen gegen Volhynien ab, und richtete die Regierung in Warschau ein. Hierauf zog er mit 13,000 Mann den Preußen entgegen, die 40,000 Mann stark vorrückten. Kosciuszko griff sie bei Szczekociny den 8. Juni an, wurde aber nach dem tapfersten Widerstande geschlagen. Er zog sich in das verschanzte Lager vor Warschau zurück. Die Preußen eroberten Krakau. Darüber gerieth in Warschau das Volk den 28. Juni in Aufruhr; es ermordete einen Theil der Gefangenen, und henkte einige von den Russen erkaufte Polen auf. Allein Kosciuszko bestrafte die Schuldigen und stellte die Ordnung wieder her. Jetzt vereinigte sich der König von Preußen mit den Russen, und belagerte Warschau mit 50,000 Mann. Doch Kosciuszko belebte den Muth. Nach zweimonatlichen blutigen Gefechten schlug er einen allgemeinen Sturm zurück. Zugleich trat unter Dombrowski ganz Großpolen gegen die Preußen unter die Waffen. Dies und der Verlust eines Artillerie-Transports nöthigte den König von Preußen, die Belagerung von Warschau aufzuheben. So behauptete sich der kühne Feldherr mit 20,000 Mann regelmäßiger Truppen und 40,000 schlechtbewaffneter Bauern gegen vier feindliche Heere, die zusammen gegen 150,000 Mann stark waren. Seine größte Macht war das Vertrauen seiner Mitbürger. Der Neffe des Königs, einst sein General, diente unter ihm. Niemand zweifelte an seiner Bürgertugend, welche durch ächte Religiosität das Volk begeisterte. Kosciuszko verwaltete die Republik mit unumschränkter Gewalt, aber er bediente sich ihrer mit Washingtons Rechtssinn und mit Cäsars Thätigkeit. Er sorgte für Alles, für die Verpflegung der Truppen, für Anschaffung der Kriegsbedürfnisse, er leitete die Einnahmen und Ausgaben selbst, um Plünderung oder Betrügerei zu hindern; aus dem Staatsrathe flog er auf das Schlachtfeld. Seine Tage und seine Nächte, alle seine Kräfte, waren dem Vaterlande geweiht. Zugleich sicherte er den Gang der Gerechtigkeit, hob die Leibeigenschaft auf, erklärte laut, daß Polen nicht nach jacobinischen Grundsätzen frei sein wolle, und gab endlich der Nation den 29. Mai in dem hohen Nationalrathe, den er errichtete, die ihm anvertraute höchste Gewalt zurück. So ein Aristides und Cincinnatus als Bürger, Staatsmann und Feldherr, war er zugleich Soldat, Unterthan und Regent. Man machte ihm den Vorwurf, daß er die dem Bischofe von Chelm und Lublin, Skarszewski, nach dem Gesetze zuerkannte Todesstrafe, auf Verwenden des päpstlichen Legaten, in Gefängniß verwandelte. Allein er wollte das der Geistlichkeit ergebene Gemüth des Volks schonen. Hätte er nur mehr Strenge gegen die Großen, welche von Gehorsam und Ordnung nichts wissen wollten, bewiesen! Den König Stanislaus behandelte er mit Achtung; aber unmöglich konnte er diesem verdächtigen und gehaßten Schwächling eine Theilnahme an der Gewalt gestatten, welche die Nation allein ihm übertragen hatte. Indessen handelte er zu mild gegen die Verdorbenen unter seinen Landsleuten; er wollte das Recht und die Ehre wirken lassen, wo

nur der Strang die Feigen und Verräther schrecken könnte. Hätte die Nation zu ihm sich erhoben, sie wäre nimmer unterlegen. Friedrich Wilhelm verzweifelte, Kosciuszko zu besiegen. Er machte ihm glänzende Anerbietungen. Wie wenig kannte er den Mann aus Washingtons Schule! Endlich entschied Catharina den Kampf durch Truppenübermacht. Suwarow schlug in Volhynien bei Brzec die Polen unter Sierakowski den 18. und 19. Sept. Repnin drang durch Litthauen vor, und vereinigte sich mit jenem; der russische General Fersen sollte mit 12,000 Mann zu ihnen stoßen. Dies zu hindern, rückte ihm Kosciuszko von Warschau mit 21,000 Mann entgegen. Poninski sollte mit seiner Division zu ihm stoßen; allein die Russen fingen die Botschaft auf. Nun griffen die vereinigten Russen, welche dreimal stärker waren, unter Fersen, den 10. October bei Macziewice das polnische Heer an, (12 Meilen von Warschau); dreimal zurückgeschlagen, durchbrachen sie beim vierten Angriffe die Linie der Polen. Kosciuszko sank mit Wunden bedeckt, unter den Worten: Finis Poloniae, vom Pferde und fiel in feindliche Gewalt. In ihm verlor sein Vaterland Alles. Suwarow stürmte Praga den 4. November. Warschau unterwarf sich den 9. November, Madalinski verließ Großpolen. Ein österreichisches Heer rückte in Polen bis Lublin vor. So ging Polen unter. Hätte Polen Kosciuszko's Geist erfüllt, sein Vaterland würde nicht zu Grunde gegangen sein. Aber unnütz für ihr Vaterland waren die, welche ihm sich opferten, nicht gefallen. Die öffentliche Meinung Europa's war durch die edle Anstrengung der Besiegten für die unglücklichen Polen gewonnen; und Kaiser Alexander hat die theuerste Hoffnung der Nation, mit welcher sie von Napoleon grausam hingehalten ward, — die Wiederherstellung des Königreichs Polen mit einer freien Verfassung, — im J. 1815 großmüthig erfüllt. Eine Nation, die solche Männer erzeugte, wie Kosciuszko war, konnte nicht untergehn. Catharina ließ den Helden und seine edlen Genossen in ein Staatsgefängniß werfen. Paul I. gab persönlich diese Männer frei, und zeichnete Kosciuszko durch mehrere Beweise seiner Achtung aus. Er beschenkte ihn mit 1500, und seinen Freund, den Dichter Niemcewiz mit 1000 Bauern. Beide begaben sich über London, wo Kosciuszko mit Auszeichnung behandelt wurde, im J. 1797 nach Amerika. Sein Vermögen war unbedeutend. Amerika hatte ihm, als er nach dem amerikanischen Freiheitskriege in sein Vaterland zurückging, ein Jahrgehalt gegeben. Auch jetzt fand er mit seinen braven Genossen in Amerika Schutz und Achtung. Im J. 1798 ging er nach Frankreich. Alle Parteien nahmen den Helden der Freiheit festlich auf. Seine Landsleute in der italienischen Armee überschickten an ihn den Säbel Johann Sobieski's, welchen sie 1799 zu Loretto entdeckt hatten. In der Folge faßte Napoleon den Plan auf, durch Polens Wiederherstellung Rußland wehe zu thun, und sich die Herrschaft über das östliche Europa vorzubereiten. Kosciuszko aber konnte, nicht blos durch Krankheit, sondern vielmehr durch sein Paul I. gegebenes Wort, nicht wider die Russen zu dienen gehindert, an ihrem Kampfe unter Dombrowski's Leitung in den Jahren 1806 und 1807 nicht Theil nehmen. Er erklärte selbst auf Napoleons Anträge: er könne nicht an Polens Lage Theil nehmen, bis er diesem Lande eine freie Nationalverfassung und seine alten Grenzen gesichert sähe. Fouché sollte alles versuchen, um Kosciuszko nach Polen zu bringen, sogar mit Gensd'armerie! Aber Kosciuszko erwiederte mit Festigkeit: „Gut, so

werde ich allen Polen sagen, daß ich nicht frei bin.“ Einen Aufruf an die Polen, den man unter seinem Namen den 1. Nov. 1806 im Pariser Moniteur las, hat er für unächt und von Napoleon erdichtet öffentlich erklärt. Er kaufte sich in der Nähe von Fontainebleau ein Landgut und lebte hier bis 1814 in ländlicher Ruhe. Von da reiste Kosciuszko im J. 1815 mit Lord Stewart nach Italien. Im J. 1816. ließ er sich in der Schweiz, zu Solothurn, nieder. Von hier machte er im April 1817 einen gerichtlichen Freibrief bekannt, durch welchen er auf seinem Gute Siecnowiczze in Polen die Leibeigenschaft aufhob. Uebrigens war die Landwirthschaft seine liebste Beschäftigung. Er lebte einsam im Umgange mit wenig Freunden. Ein Fall mit dem Pferde in einen Abgrund unweit Vevay wurde die Veranlassung seines Todes. Er starb mit ruhiger Fassung den 15. Octob. 1817 zu Solothurn, über 60 Jahr alt. Sechs Greise trugen den Sarg. Er war nie verheirathet. Von seiner Familie lebt nur ein Neffe. Im J. 1818 hat Fürst Jablonowski, auf Kosten des Kaisers Alexander, Kosciuszko's Leichnam in Solothurn abgeholt, dessen Beisetzung in Krakau der Kaiser auf die Bitte des Senats erlaubt hat. Hier wird ihm auch ein Denkmahl errichtet. K.

Kothe heißt im Niedersächsischen ein Bauerhaus, welches weder Hof noch Ländereien hat und dessen Besitzer deshalb blos zu Hand- und Fußdiensten verbunden ist. — Daher heißen Kothsassen, Kosassen, (Köther, auch Hintersassen) zum Unterschiede der eigentlichen Bauern, diejenigen Dorfbewohner, welche eine bloße Kothe, mithin weder Zugvieh noch Ländereien besitzen. Oft werden auch die sogenannten Schutzverwandten oder Häuslinge mit dem Namen Hintersassen belegt. Ehemals waren die Kothsassen (adscriptitii) eine Art von Leibeigenen, welche an ein gewisses Gut gebunden waren, mit dem sie auch anderweitig verkauft werden konnten. — Kothen (Salzkothen), besonders in Halle, sind die kleinen Hütten in den Salzwerken, worin das Salz gesotten wird.

Köthen (Anhalt-), ein zum deutschen Bunde gehöriges Herzogthum. Als nach Joachims I. Tode 1586 (s. Anhalt) dessen vier Söhne — der fünfte ward anderweit abgefunden, — sich in die anhaltischen Länder theilten, erhielt Ludwig Köthen. Seine Regierung zeichnete sich durch wohlwollendes Interesse für Künste und Wissenschaften aus: so hatte er z. B. den bedeutendsten Antheil an der 1617 gestifteten fruchtbringenden Gesellschaft, oder dem Palmenorden. Die Wunden, welche der dreißigjährige Krieg auch seinem Lande geschlagen hatte, suchte er durch weise Verwaltung nach Möglichkeit zu heilen. Nach seinem Tode, welcher am 7. Jan. 1649 erfolgte, kam sein Sohn, Wilhelm Ludwig, zur Regierung. Dieser starb am 13. April 1665 ohne männliche Nachkommenschaft. Jetzt fielen laut des Theilungsvertrags (s. Anhalt) die köthenschen Länder an die Söhne Augusts, des ältern Bruders Ludwigs, Lebrecht und Emanuel, welche früher Plötzkau besessen hatten, das aber nun an die Linie Bernburg fiel. Da bald darauf Lebrecht am 7 Nov. 1669 ohne Erben starb, so vererbte der ganze köthensche Ländertheil auf seinen Bruder Emanuel. Dieser starb am 8. Nov. 1670 und hinterließ die Regierung seinem noch ungebornen Sohne, Emanuel Lebrecht, welcher dieselbe 1692 antrat und am 30. Mai 1704 starb. Er stiftete zuerst das Recht der Erstgeburt in seinem Hause, welches aber, da der Kaiser seine Zustimmung nicht gegeben hatte, unter den beiden Söhnen, Leopold und August Ludwig, einen Streit erregte, der

bald ausgeglichen wurde, worauf alsdann Leopold die Regierung antrat. Da dieser aber am 17. Nov. 1728 ohne Nachkommen gestorben war, so gelangte der zweite Bruder August Ludwig zur Regierung, unter welcher das Land an Bevölkerung, Fabriken und Manufacturen sehr gehoben wurde. Ihm folgte 1755 Carl Georg Lebrecht, der in österreichischen Diensten 1789 gegen die Türken kämpfte und am 17. Oct. 1789 zu Semlin starb. Sein Sohn und Nachfolger, August Christian Friedrich, am 18. Nov. 1769 geboren, war sein Nachfolger. Er trat als souveräner Herzog am 18. April 1807 dem Rheinbunde bei und war mit einer neuen Organisirung seines Landes, namentlich mit der Einführung des französischen Gesetzbuchs beschäftigt, als er im J. 1812 starb. Seitdem führte Dessau die Administration für den am 20. Sept. 1802 gebornen, unmündigen Herzog, Ludwig August Carl Friedrich Emil, einen Brudersson des letztverstorbenen Herzogs. Als dieser aber in Leipzig, wo er studirte, 1818 gestorben und das Haus mit ihm erloschen war, gelangte die Seitenlinie Anhalt-Pleß (Fürst Ferdinand, geb. 1768) zur Regierung. Die Gesammtbesitzungen des Herzogthums Anhalt-Köthen betragen 15 Quadratmeilen, mit 28,842 Einwohnern und 120,000 Thalern Einkünften. Das ganze Land enthält 4 Städte, 7 Aemter und 94 Dörfer. Die Hauptstadt Köthen zählt 700 Häuser und 6000 Einwohner. Eine Sehenswürdigkeit derselben ist der Saal, in welchem die Wappen und Denksprüche der von Ludwig 1617 gestifteten fruchtbringenden Gesellschaft befindlich sind.

Kotzebue (Aug. Frieb. Ferdinand von), geb. 3 Mai 1761 zu Weimar, wo sein Vater herzogl. Legationsrath war, und seine Mutter noch lebt. Durch Lebhaftigkeit und Gefühl zeichnete er sich schon als Kind aus, und noch nicht sechs Jahre alt, wagte er die ersten poetischen Versuche. Seine Neigung zur Schauspielkunst wurde früh durch die damalige sehr gute Schauspieler-Truppe in Weimar, bei welcher sich die Familien Seiler, Brandes, Böckh, und Eckhof befanden, geweckt. Kotzebue besuchte um diese Zeit das Gymnasium, wo Musäus, nachmals sein Oheim, durch Unterricht und Beispiel vorzüglich auf ihn wirkte. Er war noch nicht völlig 16 Jahre alt, als er auf die Universität nach Jena ging, wo seine Liebe für die Schauspielkunst in einem Liebhabertheater neue Nahrung fand. Aus Liebe zu seiner Schwester, die sich nach Duisburg verheirathete, ging er eine Zeitlang auf diese Universität, von wo er 1779 nach Jena zurückkehrte, und sich auf die Jurisprudenz legte, ohne darum aufzuhören, für das Theater zu leben und Mancherlei zu dichten. Ein kleines Lustspiel: die Weiber nach der Mode, hatte einige wirklich komische Züge. Bald hierauf wurde er examinirt und Advocat. Jetzt genoß er ganz die Freundschaft des redlichen Musäus, und versuchte, was er bereits mit Wieland, Göthe, Hermes und Brandes gethan, auch Musäus nachzuahmen, wovon sein Ich, eine Geschichte in Fragmenten, den Beweis liefert. Zu Leipzig ließ er ein Bändchen Erzählungen drucken, und ging darauf 1781 nach Petersburg, wohin er durch den preußischen Gesandten daselbst, den Grafen Görz, berufen wurde. Er wurde Secretär bei dem Generalgouverneur v. Bawr, und da dieser die Direction des deutschen Theaters erhielt, so kam Kotzebue wieder in sein Element. Nach zwei Jahren aber starb Bawr. Da er Kotzebuen dem Schutze der Kaiserin empfohlen hatte, so wurde dieser zum Titularrath ernannt, und im J. 1783 als Assessor des Oberappellationstribunals in Reval

angestellt. Im J. 1785 wurde er Präsident des Gouvernementsmagistrats der Provinz Esthland, und als solcher in den Adelstand erhoben, einen Stand, den er wahrscheinlich durch sein Werk: über den Adel, versöhnen wollte, nachdem er ihn als Dichter so oft preis gegeben hatte. Zu Reval war es, wo es seinem Talente gelang, eine Reihe von Werken zu liefern, welche ihn zum Liebling des Publicums machten. Seine Leiden der ortenbergischen Familie (1785 fg.) und seine kleinen gesammelten Schriften (1787 fg.) beurkundeten zuerst seine gefällige und mannigfaltige Darstellungsgabe auf eine glänzende Weise: vorzüglich waren es aber doch seine beiden Schauspiele, Menschenhaß und Reue und die Indianer in England, welche dem Dichter in ganz Deutschland den größten Beifall erwarben. Seine erschütterte Gesundheit nöthigte ihn im J. 1790 zu einer Reise nach Pyrmont, wo er durch seinen berüchtigen Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn, den er sogar unter Knigge's Namen erscheinen ließ, einen großen Theil der Achtung verscherzte, die das Publicum ihm zugewendet hatte. Nach dem Tode seiner Gattin ging er nach Paris, und dann eine Zeitlang nach Mainz. Er nahm hierauf seine Entlassung, und zog sich 1795 auf das Land zurück, wo er sich 8 Meilen von Narva in Esthland den kleinen Landsitz Friedenthal erbaute. Die jüngsten Kinder meiner Laune und über 20 Schauspiele gehören in diesen Zeitraum. Darauf ward er nach Wien als Hoftheaterdichter an Alxingers Stelle berufen. Hier erschien ein ziemlicher Theil seiner Neuen Schauspiele, die jetzt 23 Bände anfüllen. Da mancherlei Unannehmlichkeiten ihm seine Stelle in Wien verleideten, suchte er nach zwei Jahren um seine Entlassung an, und erhielt dieselbe mit 1000 Gulden jährlicher Pension. Er lebte jetzt wieder in Weimar; entschloß sich aber nach Rußland zurückzukehren, wo seine Söhne im Cadettenhause zu Petersburg erzogen wurden. Der russische Gesandte in Berlin, Bar. v. Krüdener, gab ihm den nöthigen Eingangspaß; allein an der russischen Grenze ward er (April 1800) verhaftet, und, ohne zu wissen warum, nach Sibirien geschleppt. Ein günstiger Zufall rettete ihn. Ein junger Russe, Namens Krasnopulski, hatte Kotzebue's kleines Drama: der Leibkutscher Peters des Dritten, eine indirecte Lobrede auf Paul I., ins Russische übersetzt. Diese Uebersetzung wurde dem Kaiser Paul in der Handschrift vorgelegt, welchen das Stück dergestalt entzückte, daß er sogleich Befehl ertheilte, den Verfasser aus seiner Verbannung zurück zu holen, und dem Zurückgekehrten seine vollkommene Gnade zuwendete. Unter andern beschenkte er ihn mit dem schönen Krongute Wocrokül in Liefland, übertrug ihm die Direction des deutschen Theaters, und ertheilte ihm den Charakter als Hofrath. Herr v. Kotzebue hat jenes Exil selbst romanhaft genug beschrieben. (S. von ihm: Das merkwürdigste Jahr meines Lebens. Er gerieth darüber in Streit mit H. Masson, dem Verf. der Mémoires sur la Russie.) Nach dem Tode Pauls I. bat Kotzebue um Entlassung, und erhielt dieselbe mit dem Titel eines Collegienraths. Er wendete sich wiederum nach Weimar, wo er kurze Zeit lebte: dann aber zog er nach Jena. Mancherlei Irrungen, in welche er mit Göthe gerieth, machten ihn jedoch bald so verdrießlich, daß er im J. 1802 nach Berlin ging, wo er, vereinigt mit Garlieb Merkel, den Freimüthigen herausgab. Kotzebue und Merkel machten nun Partei gegen Göthe und dessen Anhänger, namentlich A. W. und Fr. Schlegel, und da Spazier, als damaliger Redacteur der Zeitung für

die elegante Welt, Partei für diese genommen hatte, so gab es einen hartnäckigen Zeitungskrieg zur nicht geringen Belustigung des Publicums. Eine ernstere Folge jener Irrungen zwischen Kotzebue und Göthe war die Verlegung der jenaischen Literaturzeitung nach Halle und die Begründung einer neuen Literaturzeitung in Jena. Außer mehrern größern dramatischen Werken, fing er in dieser Zeit den Almanach dramatischer Spiele an, der bis jetzt fortgesetzt wird. Seine Erinnerungen aus Paris, so wie die aus Rom und Neapel (wohin er in den J. 1803 und 1804 gereiset war), enthalten einiges Gute, mehreres Angenehme, viel Flüchtiges und manches Falsche. Hierauf begab er sich, um die Geschichte Preußens zu schreiben, im J. 1806 nach Königsberg, wo ihm der Gebrauch des Archivs verstattet war. Sein Werk: Preußens ältere Geschichte (4 Thle. Riga 1809), ist zwar kein historisches Kunstwerk, verdient aber besonders wegen der darin abgedruckten Urkunden ausgezeichnet zu werden. Das für die preußische Monarchie so unglückliche Jahr 1806 vertrieb ihn aus Preußen; er flüchtete nach Rußland, wo er seitdem nie aufhörte, die Franzosen und ihren Kaiser mit allen Waffen, die dem witzigen Schriftsteller zu Gebote stehen, (z. B. in der Zeitschrift die Biene) zu bekämpfen. Das deutsche Publicum griff um so begieriger nach seinen confiscirten Blättern, je weniger in Deutschland vor der französischen Polizei ein freies oder gar kühnes Wort verlautbaren konnte. Da nun unter solchen Umständen seine politischen Aeußerungen die Aufmerksamkeit in einem höhern Grade erregt hatten, so schien er bei der großen Wendung der politischen Angelegenheiten Europa's im J. 1813 ganz der Mann, um die den Franzosen so ungünstige Stimmung der Völker zu unterhalten. Zum Staatsrath erhoben, folgte er dem russischen Hauptquartiere, und gab in Berlin eine Zeitlang ein russisch-deutsches Volksblatt heraus. Im J. 1814 ging er als russischer General-Consul in die preußischen Staaten nach Königsberg, wo er nebst mehreren politischen Flugschriften, größern und kleinern Lustspielen, auch eine sehr einseitige Geschichte des deutschen Reichs geschrieben hat. Im J. 1816 wurde er als Staatsrath bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten in Petersburg angestellt und erhielt im J. 1817 mit einem Jahrgehalte von 15000 Rubel den Auftrag, sich nach Deutschland zu begeben, um über den Zustand der Literatur und der öffentlichen Meinung Berichte an den Kaiser Alexander unmittelbar einzusenden. Er that dies in Weimar, später in Mannheim, und schrieb zugleich ein literarisches Wochenblatt, in welchem er sich zum Richter über alle Schriften aus allen Fächern, die ihm nennenswerth schienen, aufwarf, zugleich aber über Politik und Zeitgeist höchst einseitig absprach. Man sah, daß ihm Deutschland und die neue Zeit fremd geworden war. Indeß fand seine „Kosackentaktik", mit der er die liberalen Ideen, vorzüglich das Verlangen der Völker (die er sämmtlich für unmündig erklärt) nach ständischen Verfassungen, Preßfreiheit u. s. w. im Namen des gesunden Menschenverstandes, für dessen Repräsentanten er sich ausah, angriff, bei einer gewissen Classe von Lesern vielen Beifall. Sie reizte aber auch gegen ihn den Unwillen eines nicht kleinen Theils der Nation, und man glaubte in dem durch den Volksfreund von Ludwig Wieland bekannt gewordenen französischen Bülletin, das Kotzebue an den Kaiser Alexander über die politische Literatur der Deutschen eingesandt, eine leichtsinnige, in diesem Falle strafbare Flüchtigkeit zu

bemerken, mit der er Stellen aus Schriften ausgehoben und französisch übersetzt hatte, ohne den Sinn der Verfasser, deren politische Ansichten er verketzerte, einmal zu treffen. — Man sieht aus dieser ganzen Schilderung, daß Kotzebue in gleichem Masse ein Mann von ungemeinen Talenten und ein Schooßkind des Glücks ist. Beinahe möchte man ihn in mancher Hinsicht den deutschen Voltaire nennen, denn beide haben sich in denselben Fächern versucht als Dichter, als Philosophen, als Historiker, als Kritiker, beide haben verwandte Leichtigkeit und Fruchtbarkeit, verwandte Sensibilität und Wärme, sich ähnelnden Geist, Witz und Ton, sich gleichende Leichtfertigkeit und Ungenirtheit, so wie denselben Mangel an Tiefe und Vollendung in der Anlage und Ausführung mit einander gemein. Beide haben als Schriftsteller einen glänzenden Beifall erlangt, nur an Correctheit, Eleganz und Universalität wird Kotzebue von Voltaire unendlich übertroffen. Voltaire's Schriften werden fortdauern, so lange es eine französische Sprache giebt. Die Kotzebueschen Schriften sind schon jetzt größtentheils vergessen. Voltaire war dabei bis zu seinem letzten Athemzuge der eifrigste Verfechter aller liberalen Ideen. Kotzebue dagegen kennt kein Heil für die Völker, als in der Willkühr der Fürsten, und der Zustand Europens vor der französischen Revolution ist ihm der Typus des höchsten Völkerglücks. Dadurch reizte er einen schwärmerischen Jüngling, Sand, (S. d. A. Bd. X, 956.) bis zum Fanatismus; er fiel unter den Dolchstichen desselben in Mannheim den 23. März 1819. Er war dreimal verheirathet und hinterließ eine 82jährige Mutter und 13 Kinder. S. d. Leben A. v. K. nach s. Schriften und authent. Mittheil. Lpz. Brockhaus 1819.

Kotzebue (Otto von) der Sohn des vorigen, russischer Seecapitän, unternahm, auf Kosten des Grafen Romanzow, im August 1814 mit der Brig Rurik eine Reise um die Welt. Er umsegelte das Cap Horn, und suchte eine Durchfahrt im nördlichen Eismeere nach dem nordatlantischen Meere, von Kamtschatka aus, das er im Juli 1816 verließ, worauf er durch die Beringsstraße, an der Küste von Amerika hin bis zum 67° fuhr, und nach Osten zu ein großes Land entdeckte. Auch in der Südsee hat er mehrere Inselgruppen, denen er die Namen Romanzow, Spiridow, Kutusow u. s. w. beilegte, entdeckt, und interessante Nachricht von seiner Reise bekannt gemacht. Er kam gegen die Mitte des Jahres 1818 von seiner Reise nach Europa zurück; seinen Reisebericht läßt jetzt (1819) der Graf Romanzow drucken. — Ein Bruder von ihm, der ebenfalls russischer Offizier ist, befand sich im Gefolge des russischen Generals Yermaloff, auf der Gesandtschaftsreise in Persien.

Kotzeluch (Leopold), wurde 1792 als kaiserlicher Hofkapellmeister an Mozarts Stelle berufen, und starb am 8. Februar 1814. Er war 1753 zu Wellwarn in Böhmen, nahe bei Prag, geboren, studirte in dieser Stadt die Musik und componirte 1771, im 18ten Jahre, für das dortige Theater ein Ballet, welches einen so allgemeinen Beifall erhielt, daß er deren noch 24 andere, nebst drei Pantomimen setzen mußte. Er verließ darauf Prag und begab sich nach Wien, welche Stadt er nachher zu seinem immerwährenden Aufenthaltsorte wählte. Kotzeluch ist einer unsrer geschätzten Tonkünstler, dessen Compositionen, (besonders seine Werke für das Pianoforte,) sich durch Leichtigkeit und Anmuth des Styls, so wie durch gefällige Melodie und reine Harmonie sehr zu ihrem Vortheile auszeichnen. Diese Eigenschaften lassen den Dilettanten, für welchen er vorzugsweise zu

schreiben schien, vergessen, daß ihm Tiefe der Kunst, eigentliche geniale Erfindung und kräftige Fülle abgehen. Außer einigen Opern, von welchen keine öffentlichen Ruf erhalten hat, mehrern Cantaten, einzelnen Opern-Arien und mehrern Sinfonien und Instrumentalsachen, hat er nahe an 100 Clavier-Werke, theils Concerte, theils Sonaten mit und ohne Begleitung, herausgegeben.

Kraftmehl, s. Mehl.

Krahn, Kran, Kranig, Gran, ist ein Hebezeug, Lasten in die Höhe zu ziehen, welche nicht unmittelbar unter die Welle gebracht werden können. Diese Maschine besteht aus einem schräg aufwärts gerichteten Balken, über welchen ein anderer Balken (Krahnbalken) dergestalt gelegt ist, daß die ganze Maschine nach allen Seiten gewendet werden kann. Oben ist eine Rolle angebracht, über welche das Zugseil läuft, an dessen einen Ende die Last angehängt, das andere aber um eine Welle geschlagen wird, welche sich durch Räder (Krahnräder) umtreibt. Diese Maschinen pflegen mehrentheils mit einem Dache oder Gehäuse versehen zu sein. Man gebraucht die Krahne theils an Ufern, um damit Lasten aus den Schiffen oder in die Schiffe zu heben, theils auch bei Aufführung großer Gebäude. Die Benennung dieser Maschine stammt offenbar von dem Vogel Kranig, Kranich, ab, weil die Maschine einige Aehnlichkeit mit dem Baue dieses Vogels hat. — Das Krahnrecht ist das Recht, einen solchen Krahn öffentlich halten zu dürfen. In engerer Bedeutung wird darunter auch das Recht des Landesherrn verstanden, die Schiffer zu zwingen, an einem bestimmten Orte ihre sämmtlichen Waaren auszuladen und sie daselbst zu verzollen.

Krain, ein zur österreichischen Monarchie gehöriges Herzogthum. S. Oesterreich.

Krake (Seekrabbe, Seewurm, Seepolyp) soll ein Seeungeheuer von dem Geschlechte der Polypen, der Sage nach, das größte Thier unserer Erde und einer schwimmenden Insel gleich sein. Nach dem fabelhaften Berichte des Pontoppidan, welcher, als der erste Schriftsteller, in seiner norwegischen Naturgeschichte dieses Seeungeheuers Erwähnung thut, läßt sich dasselbe dann und wann in den norwegischen Gewässern sehen, trägt eine halbe Stunde im Umfange habend, Berge und Thäler auf seinem Rücken, wohnt auf dem Grunde des Meers und erhebt sich nur bei stiller Witterung über das Meer, um sich daselbst auf ein ganzes Jahr satt zu fressen, und dann, bei erhobenem Winde, wieder langsam in die Tiefe zu sinken. Bei diesem Untersinken soll es einen ungeheuern Seeschlund verursachen, der Alles mit sich fortreißt. Diese offenbar mährchenhafte Erzählung des erwähnten Schriftstellers hat hernach durch die eidliche gerichtliche Aussage einer englischen Heringsbuyse, welche dieses Ungeheuer im August 1774, und eines andern Schiffs, welche es am 5. August 1786 gesehen zu haben bestätigten, wieder einigen Schein von Glaubwürdigkeit erhalten. Sehr wahrscheinlich ist es, daß entweder dicke, niedrigstehende Nebel, welche zuweilen, selbst von erfahrnen Seeleuten, für Küsten gehalten werden, oder die großen Klippen und Sandbänke, welche bei stiller See sichtbar werden, bei stürmischem Wetter aber wieder verschwinden, oder endlich Wallfische Veranlassung zur Erzählung von diesen Kraken gegeben haben. Nach einer nordischen Sage soll das sogenannte Medusenhaupt das Junge des Kraken sein.

Krampf, ein krankhafter Zustand des lebenden Körpers, welcher in einer unregelmäßigen Zusammenziehung der Muskeln besteht. Die Muskelbewegung ist an die Einwirkung der Nerven gebunden, theils willkührlich, wie bei den Muskeln der Gliedmaßen, des Kopfes, des Gesichts u. a. m., theils unwillkührlich, nach Bestimmung gewisser Verrichtungen der innern Eingeweide, z. B. die Bewegung des Herzens, der Gedärme, der Pulsadern u. s. w.; andere Bewegungen der Muskeln gehen unwillkührlich vor sich, gehorchen aber auch dem Einflusse des Willens, z. B. die Muskeln des Brustkastens, das Zwerchfell. Auf die Einwirkung des Nerven zieht sich der Muskel zusammen, verkürzt sich, und bewirkt dadurch die Bewegung der Theile, an welche er befestigt ist. Geschieht bei den der Willkühr unterworfenen Muskeln diese Nerveneinwirkung ohne Antrieb des Willens, bei den andern aber heftiger, anhaltender und dem Zwecke nicht angemessen, so entsteht eine unwillkührliche, zu heftige, unordentliche und zweckwidrige Bewegung des Gliedes oder Theils, verbunden mit einem unangenehmen, schmerzhaften Gefühle von Spannung und Anschwellung des Muskelfleisches, welche die Zeichen des Krampfes sind. Die Krämpfe selbst sind sehr mannichfaltig, je nachdem die fehlerhafte Einwirkung der Nerven auf diese oder jene Muskelpartie anhaltend oder abwechselnd wirkt. **Tonische Krämpfe** sind anhaltend; **clonische**, abwechselnd; **Convulsionen** sind heftig, stoßweise; Catalepsie, Epilepsie (s. diese Art.), Herzklopfen, Stammeln, Brustkrämpfe, St. Veitskrampf, Starrkrampf, das sardonische Lachen u. s. w. gehören hierher. Menschen, deren Nervensystem besonders empfindlich und deren Muskelsystem schwach ist, sind den Krämpfen am meisten unterworfen, z. B. Kinder, zarte Frauenzimmer, und kränkliche, hypochondrische Männer. Krampfstillende Mittel sind solche, welche den unordentlichen Wirkungen des Nerven auf die Muskeln Grenzen setzen, indem ihre Wirkung die Thätigkeit desselben überhaupt herabgesetzt, regulirt und beschränkt oder die Stärkung des Muskelsystems bewirkt. Wenige Mittel wirken jedoch nur allein und unmittelbar auf die Nerven, die meisten zugleich erhitzend auf das Blutsystem. Der Gebrauch derselben erfodert daher Vorsicht. H.

Krankenhäuser sind zur Aufnahme, Unterhaltung und möglichen Heilung einer größern oder kleinern Anzahl von Kranken, zuweilen auch noch zum Unterricht und zur Uebung angehender Aerzte, wie z. B. bei den großen Krankenhäusern in Berlin (Charité), in Wien, Würzburg u. a. m. bestimmt. Obgleich mit den Krankenhäusern mehrere Nachtheile verbunden sind, die nicht allemal vermieden werden können, so haben doch die Vortheile, welche sie gewähren, und das Bedürfniß ihre Errichtung und Erhaltung nothwendig gemacht. Eben darum aber, weil die Noth die Ursache zur Entstehung der meisten Krankenhäuser war, konnten viele Mangelhaftigkeiten bei der ersten Stiftung und Errichtung derselben nicht vermieden werden, und wenn auch in der Folge durch Vergrößerungen und Verbesserungen den meisten Mängeln abgeholfen wurde, so konnten doch selten die Fehler der ersten Anlage ganz vertilgt werden. Daher findet man, so viele Krankenhäuser es auch giebt, vielleicht kaum einige wenige, welche den Erfordernissen derselben vollkommen entsprechen. Es müssen aber bei der Anlage eines Krankenhauses besonders folgende Regeln beobachtet werden. Es muß an einem freien, luftigen, trockenen und hinlänglich großen Platze gebaut werden, der fließendes Wasser in der Nähe oder wenigstens Brunnenwasser in Ueberfluß hat. Kranken-

häuser, die in Plätzen, vom beständigen Luftwechsel abgeschnitten, sumpfig stehen, oder Mangel an Wasser leiden, führen nicht nur die größten Unbequemlichkeiten mit sich, sondern werden auch durch verderbte Luft, Mangel an Reinlichkeit, die schlimmsten Brutnester fauliger, bösartiger, ansteckender Krankheiten. Bei dem Baue selbst muß Alles vermieden werden, was dem Zwecke des Krankenhauses zuwider wirkt. Die Steine müssen trocken und fest, nicht dem Salpeterfraß unterworfen sein, welches die Mauern feucht und kältend macht. Die Kosten für unnöthige äußere Verzierungen verwende man lieber auf innere Bequemlichkeit. Im Innern überhaupt muß hinlänglicher Raum sein, damit die Kranken nicht zu enge beisammen wohnen, und die gehörige Lüftung möglich bleibt. Die Oefen müssen zur gleichmäßigen Erwärmung gehörig vertheilt, die Krankenstuben nicht nach der Wetterseite gerichtet, nicht zu enge und nicht zu niedrig, die Geräthe von hartem Holze verfertigt, die Betten von Eisen sein, und bei der übrigen Möblirung alle wollene Stoffe vermieden werden, weil in wollenen Zeugen sich die Ansteckungsstoffe leichter festhänge. Die verschiedenen Abtheilungen der Kranken müssen von einander gehörig abgesondert, die ansteckenden getrennt, die Kranken selbst nicht zu sehr angehäuft sein, und die Zahl der Aerzte, Chirurgen und Krankenwärter mit der Menge der Kranken in Verhältniß stehen; auch müssen alle gehörig belohnt werden, damit der Staat die ordentliche Besorgung der Kranken mit Recht verlangen kann. Endlich dürfte auch die Art der zu versorgenden Kranken nicht zu verschieden sein, weil eins das Andere stört. So taugt es nicht, wenn ein und dasselbe Krankenhaus, noch dazu von beschränktem Raume, auch Wahnsinnige, oder wohl gar Schwangere und Gesunde zur bloßen Versorgung aufnehmen soll. Es ist besser, dafür verschiedene Anstalten abgesondert zu errichten, und selbst unter den Kranken die blos chirurgischen, die venerischen und krätzigen, abgesondert zu versorgen. Einige der vornehmsten Krankenhäuser in Europa sind: das Friedrichshospital in Copenhagen, gestiftet im Jahre 1756 vom Könige Friedrich V. durch den Grafen von Bernstorf; in Stockholm das königliche Lazareth und das Dankwiks-Hospital; in Turin das Hospital vom heiligen Johannes; in Mailand das große vom Herzoge Francesco Sforza gestiftete Hospital; in Wien das große allgemeine Krankenhaus; in Berlin die Charité; in Frankfurt a. M. das Senkenbergische Hospital; in Würzburg das Juliushospital; in Bamberg das Krankenhaus; in München u. a. O. m. H.

Krankheit, ist derjenige Zustand des lebenden Organismus, in welchem die Harmonie der Verrichtungen der einzelnen Theile zur Erhaltung des Ganzen gestört ist. Jede Krankheit trübt also die reine Idee des Organismus. Nicht jede Abweichung von derselben in der Wirklichkeit erscheint jedoch als Krankheit (vergl. d. Art. Gesundheit), sondern es wird dazu erfodert, daß dieselbe das Organ in seiner Verrichtung störe. Man kann daher die Krankheit auch als eine Abweichung von der relativen Gesundheit bestimmen. Die Gefahr der Krankheit für das Leben hängt davon ab, in wiefern sie in einem zum Leben mehr oder weniger nothwendigen Organe oder Systeme Statt findet, die gestörte Verrichtung zur Erhaltung des Lebens von größerer oder geringerer Wichtigkeit, und die Störung selbst anhaltend oder vorübergehend ist. So ist z. B. das Gehirn ein zur Erhaltung des Lebens höchst wichtiges Organ, und die Ver-

tzung desselben, oder eine anhaltende Hemmung seiner Verrichtungen erscheint als bedeutende Krankheit. Die Verrichtung der Lungen ist bestimmt, die Flamme des Lebens im Organismus zu unterhalten, daher diese bald zu verlöschen droht, wenn das Athmen unterbrochen wird, oder die Lungen bedeutend verletzt werden. Die Verrichtungen der Sinneswerkzeuge hingegen zielen nicht unmittelbar auf Erhaltung des Lebens, daher ist ihre Störung, obgleich örtliche Krankheit des Sinnorgans, doch für das Leben an und für sich nicht gefährlich. Ein Blinder z. B. kann, seiner Blindheit ungeachtet, so alt werden als ein Sehender. Die Krankheiten werden in örtliche und allgemeine eingetheilt, in so fern die Krankheitsäußerung nur in einem einzelnen Organe und an einer bestimmten Stelle des Organismus zu bemerken ist, oder das Ganze desselben leidet. Da jedoch alle einzelne Organe mit den andern in Verbindung stehen, die einzelnen Systeme des Körpers sich allenthalben zeigen, und ihre Verrichtungen wechselseitig einander bestimmen, so ist es nothwendige Folge, daß, wenn das eine angegriffen, und dessen Verrichtung gestört ist, auch bald die Verrichtung eines andern, und zwar zuvörderst des zunächst mit ihm verbundenen, darunter leiden muß. Ist also das ursprünglich ergriffene Organ ein wichtiges, auf viele andere Einfluß habendes, so werden bald auch in mehrern andern Krankheitserscheinungen zu bemerken sein. So hängt z. B. von dem Magen die Verdauung ab, von der Verdauung die Bereitung des Milchsaftes, von der Beschaffenheit des Milchsaftes die Qualität des Blutes, von dem Blute der Stand der Lebenskraft überhaupt. Ist also der Magen in seiner Verrichtung gestört, so kann zwar anfangs diese Krankheit blos örtlich sein, allein bald wird die Beschaffenheit des Blutes schlechter werden, weil der Nahrungsstoff, schlecht bearbeitet, einen schlechten Milchsaft für das Blut liefert, welcher als roher fremdartiger Stoff die Lebensluft aus der Atmosphäre (das Sauerstoffgas) wenig aufnimmt. Daher wird der ganze Körper schwach, die Lebenskräfte sinken, die Ernährung des Körpers leidet, und so wird die Krankheit allgemein. Die Krankheiten werden ferner eingetheilt nach der Länge ihrer Dauer in hitzige und langwierige (acute und chronische). Unter die ersten gehören z. B. diejenigen Fieber, welche ihren Verlauf in Zeit von 8, 14 Tagen, höchstens 4 Wochen beendigen. (Vergl. d. Art, Chronisch). So macht man ferner einen Unterschied zwischen innerlichen Krankheiten, welche einen inneren Theil, oder ein ganzes System des Körpers befallen, z. B. Nervenkrankheiten, Fieber und dergleichen, und äußerlichen, welche blos auf der Oberfläche des Körpers ihren Sitz haben, ohne innere Theile zugleich mit zu befallen, oder ihren Grund in ihnen zu haben. Krankheitsanlage ist die hervorstechende Neigung zu irgend einer besondern Abweichung von der relativen Gesundheit. Sie ist also auch nicht Krankheit selbst, kann aber bei gleicher Einwirkung einer Schädlichkeit leichter in diese übergehen, als bei einem andern Menschen, der die Krankheitsanlage nicht hat. Wer z. B. eine schwache Brust und reizbare Lungen hat, kann sich immer dabei relativ gesund befinden, jedoch wird er bei kalter feuchter Luft von Catarrh oder einer andern Brustkrankheit eher befallen werden, als bei einem Andern der Fall sein würde. — Krankheitsursachen sind diejenigen, welche den Grund der wirklichen Ausbildung und Erscheinung der Krankheit enthalten. Man unterscheidet dabei die nächste Ursache, welche in derjenigen Veränderung in dem Organismus besteht, die den voll-

ständigen Grund aller andern darauf folgenden in sich enthält und die entfernten Ursachen, welche in solchen schädlichen Einwirkungen auf den Körper bestehen, die theils die erste Abweichung setzen, theils zum Uebergang aus der Krankheitsanlage in die wirkliche Krankheit Veranlassung geben. — Krankheitserscheinungen (Symptome) sind die sinnlich wahrnehmbaren Zeichen und Ausdrücke der Krankheit. — Krankheitsform ist die Reihe von Erscheinungen in und an dem Körper, wodurch sich eine bestimmte Krankheit äußerlich offenbart und von allen andern unterscheidet. Diese sind theils zugleich vorhanden, theils folgen sie in bestimmter Ordnung auf einander (successive Symptome) nach den Gesetzen des Organismus, nach dem Zusammenhange der Organe und Systeme in demselben, und ihrer Wechselwirkung auf einander. — In so fern die Krankheitsform bei jedem Menschen durch dessen individuelle Constitution, Anlage und eigene Verhältnisse modificirt wird, entsteht der einzelne Krankheitsfall. Unter Kränklichkeit versteht man den Zustand der zwischen Anlage und Ausbruch einer Krankheit mitten inne schwebt. H.

Krasinski, (Vincenz Graf), polnischer General, aus einer in den Jahrbüchern ihrer Nation berühmten Familie. Er war Napoleons Kammerherr, und Oberster des ersten französ. Ulanen-Regiments leichter Pferde. Im J. 1812 ging er zuerst mit seinem Regimente, schwimmend, über den Niemen, und nahm an allen Treffen Theil; das Jahr darauf ward er Brigade- und 1814 Divisions-General. Den 13ten März d. J. entschied er den Sieg bei Rheims, indem er den Feind von der Straße nach Berry au Bac abschnitt, so daß derselbe 22 Kanonen 5000 Gefangene und 100 Wagen verlor. Nach Napoleons Fall wandten sich, mit Bonaparte's Erlaubniß, die Polen in seinem Heere an den Kaiser Alexander, der ihnen ihre Adler und Waffen ließ. Darauf führte der General Krasinski die Ueberreste des polnischen Heeres nach Polen zurück, und hielt in Posen den 25. August 1814 seinen feierlichen Einzug.

Krater, s. Vulkane.

Kräuterabdrücke erhält man, wenn man die getrockneten Pflanzen mit Kienruß überstreicht und auf Papier abdruckt. Diese Kunst ward zu Anfange des 16ten Jahrhunderts von dem pseudonymen Schriftsteller Ulcrius Pedemontanus, den man mit J. Jac. Wecker, welcher 1586 starb, für eine und dieselbe Person hält, bekannt gemacht. Auch Hieronymus Cardanus, der um 1576 starb, soll diese Kunst gelehrt haben, und der nun verstorbene Professor Baier besaß eine Sammlung solcher Pflanzenabdrücke aus dem 16ten Jahrhunderte. Hessel, der 1707 in Amerika die Pflanzen selbst zu den Typen oder Abdrücken in botanischen Werken gebrauchte, ist also nicht der erste Erfinder dieser Kunst. Der Professor Kniephof legte 1727 (1728) mit Hülfe des Buchdruckers Funke zu Erfurt die erste ordentliche Druckerei an, worin auf Schreibpapier schwarze Pflanzenabdrücke von natürlichen Pflanzen geliefert wurden. Diese Arbeit blieb aber liegen, als eine Feuersbrunst die Besitzungen Kniephofs 1736 in Asche gelegt hatte. Der Buchdrucker Trampe verbesserte darauf mit Hülfe des Professors Ludwig den Kräuterdruck, und beide gaben 12 Centurien von Abdrücken heraus. Im J. 1728 verfertigte der Engländer Kirnhals die ersten Pflanzenabdrücke mit bunten Farben, welche Kunst 1734 von Seuter zu Augsburg wiederholt wurde. Der Doctor Junghans zu Halle hat nachher die Mittel entdeckt, fast alle Pflanzen (die zu weichen ausgenommen) so abzudrucken, daß sie mindestens den

Kupferstichen an die Seite gesetzt werden können, vor denen sie den Vorzug der größern Wohlfeilheit und Natürlichkeit haben.

Kräuterkunde (medicinische) gehört als Hülfswissenschaft zur Arzneikunde, und zwar in die Lehre von den Arzneimitteln. Wir unterscheiden deßwegen die besondere Kräuterkunde, in medicinischer Rücksicht, von der allgemeinen, der wir den Namen Botanik, Pflanzenkunde lassen wollen, und rechnen zu jener blos die Summe von botanischen Kenntnissen, deren der Arzt, als solcher, zu seiner vollkommenen Ausbildung bedarf. Der Botaniker von Profession muß den ganzen Umfang dieser Wissenschaft inne haben; dazu gehört, bei der jetzigen Ausbreitung und Höhe derselben, ein Menschenleben beinahe ausschließlich. Der Arzt, welcher die Botanik zu seinem Hauptstudium machen wollte, würde daher seiner Ausbildung sehr schaden, da die Arzneikunde selbst für sich eben so viel Zeit erfodert. Die medicinische Kräuterkunde besteht in der historischen Kenntniß derjenigen Pflanzen, die einen Beitrag zu den Heilmitteln liefern, in der Kenntniß der Physik der Pflanzen, in soweit sie dazu dient, den organischen Bau derselben mit dem der Thiere zu vergleichen, und die Gesetze des organischen Lebens zu erläutern. So können wir auch eine ökonomische, eine Forst-Kräuterkunde u. s. w. unterscheiden. H.

Krebs, Krebsschaden, ein höchst bösartiges Geschwür, dessen Entstehung in einer Drüse, oder in drüsigten Theilen Statt findet, von da aber auch auf andere Theile sich fortpflanzen kann. Der Ursprung des Krebses ist meistens in verhärteten (scirrhösen) Drüsen. doch darf man deßwegen nicht jede Drüsengeschwulst als Anlage zum Krebs fürchten, denn es gibt auch dergleichen, welche ohne Nachtheil sind, und sich leicht wieder zertheilen lassen. Entstehen in veralteten Scirrhen plötzliche Schmerzen und Stiche, so ist der Uebergang in Krebs zu befürchten, und man nennt es den verborgenen Krebs. Dabei wird die Verhärtung größer, es laufen blaue aufgetriebene Adern um die Geschwulst herum, welche von ihrem Ansehn (besonders auf einer Brust) wahrscheinlich zu dem Namen Veranlassung gegeben haben. Bricht die Geschwulst auf und bildet ein um sich fressendes, sehr schmerzhaftes, leicht blutendes und mit vielen Auswüchsen, welche schnell emporkommen, versehenes, übelriechendes Geschwür, so heißt dies der offene Krebs. Zur Entstehung des verborgenen Krebses gibt oft äußere Verletzung der Drüsen, ein Stoß, Druck oder Reiben, die erste Veranlassung, doch kann auch eigenthümliche Erzeugung des Krebsgiftes und Absatz desselben Statt finden. Im letztern Falle ist die Heilung sehr schwer, wo nicht ganz unmöglich; im erstern Falle ist das Ausschneiden der Verhärtung das sicherste Mittel. Oft wird ein Geschwür krebsartig genannt, nur weil es an Bösartigkeit und Hartnäckigkeit dem wahren Krebse nahe kommt. H.

Kreide gehört nach der Bestimmung der neuen Chemiker zu den kohlensauren Kalkerden, und besteht aus feinen, mager anzufühlenden Theilen, die nur leicht an einander hängen und sich daher leicht an fremde Körper ansetzen. Dieß ist der Grund, warum Kreide so leicht abfärbt. Sie besitzt im Allgemeinen die Eigenschaften der Kalkerden. Die reinste ist schneeweiß, fällt aber ins Graue, je mehr sie mit Thon und Kieselerde vermischt ist. Ihr Name kommt wahrscheinlich von Creta (jetzt Candia) her, welche Insel sie nicht nur in großer Menge, sondern auch in besonderer Güte liefert. In England, Frankreich, Spanien, Italien, Deutschland, Dänemark und andern Ländern ist sie sehr gemein, und bildet daselbst oft ganze Vorgebirge, zumalan

den Seeküsten, wie in England. In letzterm Lande brennt man aus der Kreide Kalk; wir brauchen sie zum Schreiben, mit Leim vermischt zum Anstreichen, und zum Poliren des Silbers und anderer Metalle. Sie wird ferner zur Verfertigung des Spiegelglases, des Reaumurschen Porzellans, der Schmelztiegel, als Grundlage auf Holz bei Vergoldungen, als Düngmittel auf thonigen Aeckern und noch zu anderm Behufe gebraucht. Durch sie kann man saures Bier verbessern. Fettflecke aus dem Papiere bringen, und in Verbindung mit Alaun ranzige Oele wieder herstellen. Die Kreide kommt mehrentheils aus England und Dänemark in ganzen Ladungen als bloßer Ballast nach Hamburg, Bremen und andern Seestädten.

Kreis, circulus, in der Geometrie, die in sich selbst geschlossene krumme Linie, in welcher alle Puncte von einem innerhalb gelegenen Punct dem Mittelpunct gleich weit abstehen; welcher Abstand Radius oder Halbmesser genannt wird. — Figürlich heißt Kreis jede Rückkehr zu dem Puncte, wo man ausgegangen war. So begeht man z. B. einen Kreis oder Cirkel (s. d.) im Beweise, wenn man den Schluß des Beweises schon im Anfange desselben vorausgesetzt hat. — Aus der geometrischen Erklärung des Kreises folgt, daß die Größe seines Umfangs (Peripherie) allein von der Größe seines Durchmessers abhängt, und es ist daher eine höchst wichtige Aufgabe, das Verhältniß des Durchmessers zur Peripherie zu finden, d. h. den Kreis zu rectificiren, weil man hierbei die krumme Linie des Kreises sich in eine gerade verwandelt denken muß. Inhalt des Kreises aber heißt der Flächeninhalt der vom Kreise begrenzten Ebene, der dem Product aus dem Umfange in den halben Radius gleich ist. Gäbe es ein rationales Verhältniß (d. i. ein Verhältniß in ganzen Zahlen,) der Kreisfläche zu einer Quadratfläche, so hätte man offenbar zugleich auch ein rationales Verhältniß des Durchmessers zur Peripherie. Weil nun dieses Verhältniß häufig aus jenem Flächeninhalt ist gesucht worden, so wurde die Rectification des Kreises gewöhnlich Quadratur (Quadratur des Cirkels) genannt. Aus geometrischen Gründen aber ist kein rationales Verhältniß des Durchmessers zum Umfange möglich, sondern es kann dasselbe nur näherungsweise gefunden werden, doch so genau und weit genauer noch, als es zu irgend einem Zwecke nöthig ist. Indeß hat es in den neuesten Zeiten noch Cirkelquadrirer gegeben, die sich ihr ganzes Leben damit beschäftigt und in ihrer Unwissenheit am Ende ein Resultat gefunden haben, das sich weit von der Richtigkeit entfernte. Setzt man den Durchmesser = 1, so ist nämlich der Umfang = 3, 141 592 6535 u. s. w. So weit hat schon Franz Vieta diese Zahl gefunden. Nachher ist sie weiter bestimmt worden von Adrianus Romanus bis auf 15, von Ludolph von Kölln (von ihm wird sie auch die Ludolphische Zahl genannt) bis auf 35, von Scharp bis auf 72, von Machin bis auf 100, von Lagny bis auf 126, und endlich findet sie sich in einem oxfordischen Manuscript bis auf 156 Decimalstellen berechnet. Zuerst fand Archimedes das Verhältniß des Durchmessers zum Umfange wie 7 zu 22, oder wie 1 zu 3, 142... nachher Metius wie 113 zu 355, oder wie 1 zu 3, 141 592 9, also schon bis auf 6 Decimalstellen richtig, was zu den meisten Zwecken hinlängliche Genauigkeit gibt. L.

Kreml (Kremlin) das kaiserliche Residenzschloß in der Stadt Moscau. Es macht gleichsam eine kleine Stadt aus und ist mit dreifachen dicken Mauern und einem tiefen Graben umgeben, auch mit Geschütz versehen. Es befinden sich in diesem Schlosse, außer zwei Klö-

ftern, viele steinerne Kirchen, insonderheit die Cathedralkirche, in welcher letztern jedesmal die kaiserliche Krönung geschieht. In der Kirche zum Erzengel Michael ist das Begräbniß der russischen Monarchen, und hinter derselben das Haus des ehemaligen Patriarchen, in welchem sich jetzt die geistliche Synode versammelt und eine an griechischen und russischen Handschriften reiche Bibliothek vorhanden ist. Im Schlosse selbst haben die kaiserlichen Collegien ihren Sitz; auch befindet sich das Zeughaus in demselben. Als am Ende des J. 1812 bei dem Vordringen der französischen Armee die Stadt von den russischen Behörden freiwillig angezündet und den Flammen Preis gegeben wurde, brannte ein Theil des Kremls ebenfalls mit ab; den andern aber sprengte der Marschall Mortier, auf Napoleons Befehl, als die französische Armee Moscau hatte verlassen müssen, so daß nur noch einzelne Ringmauern stehen blieben. Alexander hat den Kreml wiederhergestellt.

Kretinen, Kretiblinge, eine eigene Menschenart, die sich durch Mißgestalt des Körpers und Geistesschwäche auszeichnet. Sie haben nämlich einen dicken, unförmlichen, oben platten Kopf, plumpe, grobe Gesichtszüge, schlaffe Muskeln an Backen, Händen und Füßen, röthliche Augen ohne Geist und ohne den geringsten Ausdruck, einen großen Kropf, der nicht selten bis über die Brust herabhängt. Sie sind fühllos und keiner höhern Bildung fähig, dabei äußerst träg, unreinlich und gefräßig. In den Thälern des Walliserlandes, der Schweiz und Savoyens kommen sie am häufigsten vor. Sie machen wohl auf 1000 Familien aus und pflanzen meistens den **Kretinismus** unter sich (so nennt man diese krankhafte Verunstaltung selbst) fort; doch können auch gesunder Eltern Kinder Kretinen werden. Manche Menschen in den dortigen Gegenden halten die Kretinen für heilig und verehren sie aus Aberglauben. Man schreibt die Entstehung des Kretinismus der ungesunden, feuchten und eingeschlossenen Luft der tiefen Thäler, dem unreinen, mit vielen erdigen und andern fremdartigen Theilen versehenen Wasser, der Unreinlichkeit der Straßen, der Trägheit, dem Schmutz und dem Mangel an Cultur der Einwohner selbst zu. Das Uebel könnte vermindert und vielleicht ausgerottet werden, wenn die Heirathen der Kretinen unter einander verboten würden, anstatt daß der Aberglaube sie hie und da befördert; wenn man Kinder, bei denen man einen Ansatz zu der Krankheit bemerkt, in hoch liegenden Gegenden, in welchen der Kretinismus nicht vorkommt, erziehen ließe; wenn man die Reinlichkeit, Thätigkeit und Geistescultur der Bewohner jener Thäler mehr beförderte. H.

Kretschmann (Carl Friedrich), ein bekannter deutscher **Dichter**, namentlich ein geistvoller **Epigrammatist**, wurde am 4ten December 1738 zu Zittau in der Oberlausitz geboren, woselbst sein Vater Oberamtsadvocat war. Auf dem Gymnasium daselbst erhielt er die erste wissenschaftliche Bildung, worauf er 1757 die Universität zu Wittenberg bezog, um daselbst die Rechte zu studiren. In demselben Jahre verlor er, außer seinem Vater, auch noch sein ganzes Vermögen durch das Bombardement der Stadt. Im Jahre 1764. wurde er Oberamtsadvocat und 1774 Gerichtsactuarius zu Zittau Im Jahre 1797 setzte ihn der Magistrat als Emeritus in den Ruhestand, in dem er den 16ten Januar 1809 starb. Kretschmann hat sich in mehrern Arten der Dichtkunst nicht geringe Verdienste erworben: er bearbeitete das **Bardenlied**, das epische Gedicht, die Hymnen,

die Ode, das schmerzhafte Lied, die Elegie, das Sinngedicht, die Fabel und Erzählung, so wie das Drama. Auch als Prosaiker und Uebersetzer hat er sich zu seinem Vortheile bekannt gemacht. Unter dem angenommenen Namen Rhingulf der Barde zog er zu einer Zeit, wo die deutsche Poesie noch im Werden befangen war, durch seine Bardiete allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Unter seinen lyrischen und epigrammatischen Gedichten zeichnen sich viele durch Neuheit, Wahrheit, Witz und Feinheit, so wie durch geschmackvolle Sorgfalt und strenge Politur aus. Seine sämmtlichen Werke sind Leipzig 1784 — 1805 in 7 Theilen herausgegeben worden.

Kreutzer, (Rudolf), ein berühmter Tonsetzer, und einer der ersten Violinspieler in Europa, geb. zu Versailles 1767. Sein Lehrer auf der Violine war Anton Stamitz. Kaum 13 J. alt, spielte er im Concert spirituel ein von ihm gesetztes Concert mit großem Beifall. Im 19ten Jahre hatte er zwei große Opern gesetzt, die dem Hofe so gefielen, daß ihm die Königin zu ihren Privatconcerten mit auswählte. In der Folge machte er Kunstreisen in Italien, Deutschland und Holland; darauf wurde er erster Violinist bei Napoleons Capelle und bei der großen Oper, auch Mitglied des Conservatoriums. Gegenwärtig ist er Professor des Violinspiels bei der königl. Schule für Musik und Declamation. Er hat an der von Baillot für den Unterricht im Conservatorium herausgegebenen Violinschule Theil genommen, und selbst mehrere Concerte, Symphonien, Duos, Sonaten u. s. w. herausgegeben. Für die große Oper hat er den Astyanax (mit schönen Chören), Aristipp und den Tod Abels, auf einige Ballette gesetzt: und für die komische Oper 9 Opern, darunter Lodoisca, Jeanne d'Arc u. a. m. — Sein jüngerer Bruder, beim Orchester der großen Oper, ist ebenfalls ein ausgezeichneter Violinspieler.

Kreuz. Der Umstand, daß Jesus am Kreuze gestorben ist, hat dies bei den Römern übliche Werkzeug der schimpflichsten Todesstrafe zu einem heiligen Zeichen erhoben, dessen sich die Christen als Unterscheidungs- und Erinnerungsmerkmahl bedienen. Der Gebrauch, sich zum Andenken des Todes Jesu zu bekreuzigen, geht bis auf das dritte Jahrhundert zurück. Constantin der Große ließ auf öffentlichen Plätzen, in Palästen und Kirchen Kreuze aufstellen, und schon damals bemahlte man damit den Eingang der Häuser, um sie als christliche zu bezeichnen, auch wurden späterhin die meisten Kirchen in Kreuzesform gebaut. Zum Gegenstande der Verehrung wurde es aber erst, nachdem die Kaiserin Helena, Constantins Mutter, das Kreuz, an dem Jesus gestorben sein sollte, in Jerusalem fand und einen Theil davon nach Constantinopel brachte. Daher schreibt sich das Fest der Kreuzesexfindung in der cathol. Kirche, welches den 3ten Mai gefeiert wird. Nun galt es bald als Panier des Sieges und der freudigsten Hoffnungen; Fahnen und Waffen wurden damit geschmückt und der Kaiser Heraclius glaubte das Palladium seines Reichs wiedererobert zu haben, als er jenes zu Jerusalem aufbewahrte Stück des Kreuzholzes, das den Persern 616 in die Hände gefallen war, 631 von ihnen wiedergewann. Zum Andenken an diese Wiedergewinnung wurde das Fest der Kreuzeserhöhung gestiftet, weil Heraclius das Kreuz zu Jerusalem auf der Schädelstätte aufrichten ließ. Es fällt den 14ten September. Wunderbar vervielfältigte sich diese heilige Reliquie; unzählige Kirchen wußten Stückchen davon aufzuweisen, deren wunderthätige Kraft sich durch die erstaunungswürdigsten That-

sachen bewährt haben sollte, und man glaubte im Ernst, daß es sich theilen lasse, ohne kleiner zu werden. Vergeblich fochten die Bilderstürmer auch die Anbetung des Kreuzes an; man glaubte, ihm mit dem daran gehefteten Bilde des sterbenden Erlösers (Crucifix) vor allen andern Heiligenbildern Verehrung schuldig zu sein, und nach dem Lehrbegriffe Johannes von Damask wurde es im 7ten Jahrhundert in den Kirchen des Orients förmlich adorirt. Daß auch der Occident seiner Gestalt geheime Kräfte zuschrieb, beweiset die Kreuzprobe oder das Kreuzgericht, (s. Ordalien). Die Feldzüge, welche die Christenheit im Mittelalter zur Wiedereroberung des heiligen Landes geführt hat, sind ebenfalls vom Kreuze benannt, weil sich jeder Theilnehmende mit einem auf sein Kleid gehefteten Kreuze von rothem Tuch, Seide oder goldenem Bande bezeichnen und dadurch zum Kreuzfahrer machen ließ. Einen andern Sinn hatten die unter dem Namen Kreuzbrüder im Anfange des 15ten Jahrhunderts nach Art der Geißler herumschweifenden Rotten, die nur schwärmerische Bußübungen und Absonderung von den kirchlichen Mißbräuchen beabsichtigten. Solcher Kreuzbrüder wurden 91 auf einmal 1414 zu Sangerhausen in Thüringen verbrannt. E.

Kreuzbulle, s. Cruzada.

Kreuzen (in der Schifferſprache) heißt, sich einige Zeit auf einer Höhe in der See halten, um daselbst Schiffe zu erwarten, Caper oder Schleichhändler zu entfernen, feindliche Schiffe wegzunehmen, Zufuhr abzuschneiden, Flotten zu beobachten, oder sonst aus andern Absichten (wie oft die Caper selbst) in einer Gegend des Meers hin und her fahren. Die kreuzenden Schiffe sperren die Häfen, sichern vor Landungen und suchen überhaupt den ankommenden Schiffen, in sofern sie diese als feindlich zu betrachten haben, den möglichsten Schaden zuzufügen, der in ihrer Gewalt steht. Die Schiffe, welche dazu gebraucht werden, sind bewaffnet und führen den Namen Kreuzer, so wie die Gegend, wo sie sich umher treiben, die Höhe des Kreuzens heißt.

Kreuzes (Orden des eisernen), s. Preußen.

Kreuzfahrer, s. Kreuzzüge.

Kreuzherren, Kreuzträger, ein ursprünglich zum Hospitaldienste gestifteter, später zum Klosterleben übergegangener Orden regulirter Chorherren, welcher sich durch ein rothes Kreuz auf der schwarzen Kleidung auszeichnet. Noch jetzt sind die Kreuzherren Besitzer ansehnlicher Pfründen in Böhmen und bekleiden meist Kirchenämter und Professuren an der Universität zu Prag. E.

Kreuzzüge, sind die von den christlichen Völkern des Abendlandes seit dem Ende des 11ten Jahrhunderts bis gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts zur Eroberung Palästina's unternommenen Kriege. Kreuzzüge wurden sie genannt, weil alle in diese heiligen Kämpfe ziehende Krieger (Kreuzfahrer genannt) das Zeichen des Kreuzes trugen. Längst befanden sich die christlichen und mohammedanischen Völker im Kriegsstande, in Asien nicht nur, sondern auch in Europa, wo die dem mohammedanischen Glauben ergebenen Mauren oder Mohren sich in der pyrenäischen Halbinsel festgesetzt hatten, und das Christenthum durch den Islamismus beeinträchtigt worden war. Tief schmerzte es die frommen Völker des Abendlandes, daß sie das heilige Land, wo der Stifter ihres Glaubens gelebt und für das Heil der Welt gelitten hatte, wo noch das Grab des Erlösers sich befand, nach welchem fromme Pilgrimme wallfahrteten, in der Gewalt der

Ungläubigen wissen mußten. Die aus dem Morgenlande zurückkehrenden Pilgrimme konnten die Gefahren, denen ein frommer Wallfahrer ausgesetzt war, nicht genug schildern, besonders ward der fatimische Kalif Hakem als ein Nero beschrieben, welcher, der Sohn einer Christin, den Verdacht, daß er selbst geheimer Christ sei, in dem Blute der Christen abwaschen wolle. Dazu kam der kriegerische Unternehmungsgeist, welcher im Mittelalter die fränkisch-germanischen Völker beseelte, und der Vortheil, welchen sich die Menschen jedes Standes und Verhältnisses von diesen Unternehmungen versprachen. Der Papst betrachtete sie als das Mittel, das Christenthum unter den Ungläubigen auszubreiten und ganze Nationen dem Schooße der Kirche zuzuführen; die Fürsten hofften Sieg und Erweiterung ihrer Herrschaft; die Völker erwarteten rühmliche Abentheuer zu bestehen, und der in den meisten Gegenden Europa's verarmte Landmann zog willig nach dem Lande, welches man sich als ein Paradies dachte. Auch wurden den Theilnehmern an dem heiligen Kriege die kräftigsten Segnungen verheißen. Die Hoffnung, die heiligsten Oerter der Erde zu betreten, mußte auf jedes fromme Gemüth mächtig wirken, und in der gewissen Aussicht auf die Freuden des Himmels verlor der Tod seine Schrecken. Aus diesen Ursachen muß man die Kreuzzüge und den Enthusiasmus der Völker für diese Unternehmungen erklären. Die Veranlassung zum ersten Kreuzzuge gab Peter von Amiens oder Peter der Einsiedler, welcher im Jahre 1093 mit andern Wallfahrenden nach Jerusalem gereiset war. Nach seiner Rückkehr ging er zu dem Papste Urban II., schilderte ihm auf das Beweglichste den traurigen Zustand der Christen im Morgenlande, und überbrachte ihm ein Schreiben des Patriarchen von Jerusalem, in welchem er die abendländischen Christen flehentlich bat, ihren bedrängten Brüdern beizustehen. Der Papst eröffnete die im Jahre 1095 zu Piacenza wegen der zahlreichen Menschenmenge unter freiem Himmel gehaltene Kirchenversammlung mit dem, was ihm Christus durch Peter den Eremiten habe sagen lassen, ließ die Gesandten des griechischen Kaisers Alexius den traurigen Zustand der Christenheit im Morgenlande schildern und bewog viele zu dem Versprechen, den bedrängten Brüdern im Morgenlande Hülfe zu bringen. Noch größer war die Bewegung, welche er auf der im Jahre 1096 zu Clermont veranstalteten Kirchenversammlung, wo Abgeordnete aller Nationen zugegen waren, hervorbrachte. Denn er begeisterte die ganze Versammlung so für seinen Plan, daß sie, nachdem er ihr das Elend der morgenländischen Christen geschildert hatte, einstimmig ausrief: Gott will es! Noch im J. 1096 zogen unzählbare Heeresscharen auf verschiedenen Wegen aus. (Man rechnet dies als den **ersten Kreuzzug.**) Viele dieser Scharen aber, welchen alle Disciplin mangelte, wurden in den Ländern, durch welche ihr Weg sie führte, aufgerieben, ehe sie noch Constantinopel, welches man zum allgemeinen Sammelplatze bestimmt hatte, erreichten. Ein wohldisciplinirtes, auserlesenes Heer von 80,000 Mann aber führten Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, Hugo, der Bruder des Königs Philipp von Frankreich, Balduin, Gottfrieds Bruder, Robert von Flandern, Raimund von Toulouse, Boemund, Tancred von Apulien und andere Helden. Mit diesem Heere zogen diese kriegserfahrnen Führer durch Deutschland und Ungarn, setzten über die Meerenge von Gallipoli, eroberten im J. 1097 Nicäa, im J. 1098 Antiochien und Edessa und endlich im J. 1099 Jerusalem selbst. **Gottfried von Bouillon** ward zum König von Jerusalem ernannt, starb aber schon

J. 1100. Der Ruf von der Eroberung Jerusalems entflammte den Enthusiasmus aufs neue; im J. 1102 brach eine Masse von 260,000 Menschen aus Europa auf, welche aber theils auf dem Wege, theils durch das Schwert des Sultans von Konia umkamen. Auch wurden von den Genuesern und andern schifffahrenden Völkern Seezüge unternommen. Einen zweiten großen und regelmäßig geleiteten Kreuzzug veranlaßte der Verlust von Edessa, welches die Saracenen im J. 1142 einnahmen. Die Nachricht von diesem Verluste erregte große Bestürzung in Europa, und man befürchtete, auch die übrigen Besitzungen und Jerusalem selbst würden wieder verloren gehen. Darum ermahnte der Papst Eugen III., unterstützt durch den heiligen Bernhard von Clairvaux, den Kaiser Conrad III. und den König von Frankreich, Ludwig VII., das Kreuz zu nehmen. Beide Fürsten zogen im Jahre 1147 mit zahlreichen Heeren aus; ihr Unternehmen aber hatte keinen glücklichen Erfolg, und sie mußten das Königreich Jerusalem in einem schwächern Zustande, als sie es gefunden hatten, verlassen. Als der Sultan Saladin im Jahr 1187 den Christen Jerusalem wieder entrissen hatte, flammte der Enthusiasmus in Europa höher auf, als selbst zu Anfange der Kreuzzüge, und die Beherrscher der drei europäischen Hauptreiche, der Kaiser Friedrich I., Philipp August, König von Frankreich, und Richard I., König von England, entschlossen sich, persönlich Heere gegen die Ungläubigen zu führen (1189). Man rechnet dies als den dritten Kreuzzug. Friedrichs Unternehmen indeß hatte keinen glücklichen Erfolg, den Königen von Frankreich und England aber gelang es, Acre oder Ptolemais zu erobern, welches bis zur völligen Beendigung der Kreuzzüge das Bollwerk der Christen im Oriente blieb. Den vierten Kreuzzug führte der König von Ungarn, Andreas II., 1217 zu Wasser an. Dem deutschen Helden, Friedrich II., welcher im Jahre 1228 genöthigt war, von dem Papste, der ihn verderben wollte, um ein in seiner Jugend gegebenes Versprechen zu lösen, einen fünften Kreuzzug zu übernehmen, gelang es, Jerusalem wieder zu erobern, ob er sich gleich den dauernden Besitz des Landes nicht zu sichern vermochte. Die Reihe der Helden, welche die Unternehmungen führten, schließt Ludwig der Heilige, König von Frankreich, auf eine würdige Weise (sechster Kreuzzug von 1248 an), obgleich das Schicksal seinen mit Klugheit entworfenen und mit Tapferkeit ausgeführten Plan vereitelte. Noch während Ludwig in Aegypten verweilte (denn in Aegypten, dem Sitze der damaligen Beherrscher von Palästina, wollte er das heilige Land erobern), ereignete sich hier eine Revolution, welche für den Besitz des heiligen Landes entscheidend war. Saladins Haus wurde gestürzt, und es bildete sich die Herrschaft der Mamelucken und Sultane. Diese wurden Eroberer, und die Besitzungen der Christen in Palästina wurden ihr Ziel. Tripolis, Tyrus, Broylus kamen nach und nach in ihre Hände, und mit Acre oder Ptolemais fiel im Jahre 1291 das letzte Bollwerk und der letzte Rest des christlichen Reichs auf dem Continente von Asien. Ward nun gleich der eigentliche Zweck dieser Unternehmungen nicht erreicht, und wurden Millionen Menschen das Opfer derselben, so waren sie doch von der größten Wichtigkeit für die europäische Menschheit. Denn durch diese Unternehmungen ward eine engere Verbindung unter den europäischen Völkern vermittelt, ward das Steigen des Bürgerstandes vorbereitet, theils, indem der Adel durch diese kostspieligen Züge verarmte, theils, indem ein Handelsverkehr in Europa sich bildete, mithin den Städten große Reich-

thümer zuführte, wodd der Gesichtskreis des menschlichen Geistes erweitert, und eine große Anzahl neuer Kenntnisse und Künste nach Europa gebracht. Der gegenwärtige Zustand der europäischen Welt ist größtentheils eine mittelbare Folge dieser Unternehmungen. Von den neuern Schriften über diese merkwürdigen Begebenheiten ist besonders die Geschichte der Kreuzzüge nach morgenländischen und abendländischen Berichten, von Friedrich Wilken, Leipzig 1807 — 19, 3 Theile, Hakens Gemälde der Kreuzzüge (Frankf. a. d. O. 1808) und die Gemälde aus dem Zeitalter der Kreuzzüge, Leipzig bei Brockhaus (1sier Band 1821). Ueber den Einfluß der Kreuzzüge auf die europäische Welt aber findet man in der Schrift von Heeren: Versuch einer Entwickelung der Folgen der Kreuzzüge für Europa, Göttingen 1808, sehr befriedigende Belehrungen. N.

Krieg ist im Allgemeinen der Zustand der Gewaltthätigkeit unter unabhängigen Menschen. Im völkerrechtlichen Sinne derjenige Zustand unter unabhängigen Nationen, wo diese ihre Rechte mit Gewalt verfolgen, oder der Zustand der öffentlichen Feindseligkeit zwischen Völkern. Diesen Zustand pflegt man auch öffentlichen Krieg im engern Sinne zu nennen, zur Unterscheidung vom Bürgerkriege, d. i. von dem Kriege eines Theils des Volks gegen den andern. Eine gewöhnliche Eintheilung ist die in Angriffs- und Vertheidigungs- (Offensiv- und Defensiv-) Krieg, wobei man sich jedoch wohl hüten muß, zu glauben, daß der nothwendig einen Offensiv-Krieg führe, der zuerst zu Feindseligkeiten schreitet, denn oft kann der, der sich nur zu vertheidigen scheint, der wirkliche Angreifer sein, wenn er entweder vorher die Rechte des andern Theils verletzte, oder eine bis zur moralischen Gewißheit gesteigerte Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daß er dieß thun werde. Bekanntlich pflegt jeder der kriegführenden Theile sich gern das Ansehn zu geben, als führe er nur einen Vertheidigungskrieg, theils um die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen, die, wiewohl nicht immer mit Grund, den Vertheidigungskrieg für rechtmäßig, den Angriffskrieg für unrechtlich erklärt, theils aber auch, damit er, falls er mit andern Mächten in Schutzbündnissen steht, unter dem Vorwande der eingetretenen Bedingung, die tractatenmäßige Hülfe in Anspruch nehmen könne. Was das Recht Krieg zu führen betrifft, so steht dasselbe nur dem jedesmaligen Souverän und demjenigen zu, dem dieses Recht von dem Souverän ausdrücklich übertragen worden ist; ein Fall, der sich z. B. bei den großen Handelsgesellschaften nicht selten ereignet. Jeder aber, der ohne Auftrag von Seiten des Souveräns Feindseligkeiten übt, wird von der andern kriegführenden Partei als Räuber bestraft; hat man doch oft Landwehren und Landmilizen, zumal wenn sie offensiv agirten, mit einer ähnlichen Behandlung bedroht. Dagegen aber werden zur See nicht nur die Kriegsschiffe, sondern auch die Caper, sobald sie mit hinreichenden Vollmachten von Seiten des Staats versehen sind, unbedingt als rechtmäßige Feinde angesehen, und nur diejenigen, die ohne eine solche Autorisation sich Feindseligkeiten erlauben möchten, als Seeräuber bestraft.

Kriegsbaukunst, s. Ingenieurkunst.

Kriegsgefangene. Durch den ausgebrochenen Krieg werden beide Theile berechtigt, alle Individuen, die zu der feindlichen Nation gehören, als ihre Feinde anzusehen und zu behandeln, welches jedoch der völkerrechtliche Gebrauch civilisirter Nationen auf die

Befugniß beschränkt, die feindlichen Individuen auf jede Art außer Stand zu setzen uns zu schaden. Daher folgt, daß auch das Recht, Kriegsgefangene zu machen, so wie das, die Feinde zu tödten, nur gegen diejenigen Statt hat, welche Widerstand leisten. Diejenigen aber, die ohne Waffen zu führen der Armee folgen, sollen der Strenge nach nicht zu Kriegsgefangenen gemacht werden können, so wenig als dies bei den übrigen Unbewaffneten rechtlich ist, in sofern sich dieselben keine Widersetzlichkeit zu Schulden kommen lassen. Als Kriegsgefangene sind vielmehr allein anzusehen und zu behandeln, sowohl diejenigen, welche die Waffen wegwerfen und sich selbst für Kriegsgefangene erklären, als auch alle die, welche bewaffnet, aber durch Wunden entkräftet, nicht ferner sich zu vertheidigen im Stande sind, wo es also eine Barbarei sein würde, sie zu tödten oder zu verwunden. In die Classe derjenigen aber, die zwar der Armee folgen, aber ohne die Waffen zu führen, und die eben deshalb auch nicht als Feinde behandelt, also nicht zu Kriegsgefangenen gemacht werden sollten, gehören vornehmlich Feldprediger, Aerzte, Wundärzte, Marketender, Quartiermeister, Pfeifer, und Tambours; jedoch kommt es auf die jedesmaligen besondern Umstände an, in wiefern die genannten Personen in ihrer bürgerlichen Eigenschaft respectirt werden können. Die Kriegsgesetze erlauben durchaus nicht, Kriegsgefangene zu verletzen; nur ihrer Habe sich zu bemächtigen, ist dem, der sie gefangen nimmt, gestattet, und bis zu Ende des Krieges, oder bis zu erfolgter Auswechselung sie in Gefangenschaft zu halten. Kriegsgefangene zu tödten, kann nur mit der seltenen Nothwendigkeit der Repressalien, oder dem noch seltenern Falle, wo die Kriegsraison ein solches Verfahren entschuldigen möchte, gerechtfertigt werden; nur Spione und Freibeuter, oder Marodeurs, das heißt, solche Soldaten, die einzeln oder in kleinen Haufen, ohne Befehl ihrer Offiziere, sich Gewaltthätigkeiten, Feindseligkeiten und Plünderung gegen die Einwohner erlauben möchten, können auf die Behandlung als Kriegsgefangene keinen Anspruch machen; beide werden vielmehr in der Regel mit dem Tode bestraft. Eben so, wie es nicht erlaubt ist, Kriegsgefangene zu tödten und zu verwunden, eben so hat auch der völkerrechtliche Gebrauch die Gewohnheit, Kriegsgefangene zu Sclaven zu machen oder zu transplantiren, längst unter cultivirten Nationen verbannt; höchstens gegen die Türken und Barbaresken hat man sich dieses noch zuweilen als Retorsion erlaubt. Jede Nation ist in der Regel verpflichtet, die Kriegsgefangenen, die sie gemacht hat zu unterhalten; doch pflegen nicht selten, zumal bei langwierigen Kriegen, beide Theile übereinzukommen, ihre in der Gewalt des Feindes befindlichen Landsleute selbst unterhalten zu wollen. Nicht immer werden jedoch die wechselseitig gemachten Kriegsgefangenen von den kriegführenden Mächten bis zu Ende des Krieges gefangen gehalten; häufig werden sie noch während der Dauer desselben entlassen oder ausgewechselt. Die ehemals übliche Sitte, den Gefangenen zu gestatten, sich selbst gegen ein zu zahlendes Lösegeld wieder in Freiheit zu setzen, ist in neuern Zeiten außer Gebrauch gekommen. Dagegen entläßt man häufig die Gefangenen, vorzüglich die Offiziere, auf ihr Ehrenwort, nicht eher wieder zu dienen, als bis sie förmlich ausgewechselt worden, und so oft es gefodert werden wird, sich zu stellen: und jeder, der das gegebene Ehrenwort bricht, wird im Wiederbetretungsfalle als ein ehrloser Deserteur bestraft. Oder man entläßt die Gefangenen gegen das Versprechen, nur während einer bestimm-

ten Frist, wie z. B. während der Dauer des Krieges, oder binnen Jahresfrist nicht weiter zu dienen. Endlich werden auch während oder zu Anfange des Krieges häufig Uebereinkünfte über die wechselseitige Auslieferung der Kriegsgefangenen geschlossen, die vornehmlich unter dem Namen der Cartelle bekannt sind, und die entweder auf eine bestimmte oder unbestimmte Zeit, doch nie über die Dauer des Krieges hinaus sich erstrecken. Ueber die Art der Auswechslung s. d. Art. Auswechselung der Kriegsgefangenen.

Kriegsgesetze heißen im weitesten Sinne alle sich auf den Krieg beziehenden Gesetze; insbesondere die Kriegsartikel (s. Kriegsrecht) und militärischen Gesetze, ferner alles, was im Kriege zwischen Nationen üblich und gebräuchlich ist. In einem engern Sinne versteht man unter dem Ausdrucke Kriegsgesetze nur die Kriegsmanier, oder diejenigen Regeln und Gebräuche, über welche die civilisirten Nationen übereingekommen sind, um die Uebel des Krieges nicht unnöthiger Weise zu vermehren. Dadurch sind manche Maßregeln als völlig unzulässig im Kriege erklärt worden, andere dagegen zwar in der Regel als unzulässig, aber durch außerordentliche Umstände und durch die höchste Noth zu entschuldigen. Die Befugniß, zu dergleichen in der Regel durch die Kriegsmanier verbotenen Maßregeln in außerordentlichen Fällen seine Zuflucht zu nehmen, wird alsdann mit dem Namen der Kriegsraison bezeichnet. Unter die wichtigsten, durch allgemeine, stillschweigende sowohl als ausdrückliche, Uebereinkünfte der civilisirten Nationen festgesetzten Kriegsregeln gehören hauptsächlich folgende: Es dürfen keine Feindseligkeiten geübt werden, bevor der Krieg nicht förmlich angefangen hat, das heißt seit der Mitte des 17ten Jahrhunderts, bevor derselbe nicht durch beiderseitig erlassene Manifeste erklärt war; dahingegen aber ist in neuern Zeiten der Krieg zuweilen gar nicht ausdrücklich erklärt worden, und Frankreich befolgte die gleichfalls ungewöhnliche Sitte, ihn nur durch eine Botschaft an den Senat bekannt zu machen. Das bloße Aufheben der bestehenden Verträge zwischen zwei Mächten ist noch nicht nothwendig als eine Kriegserklärung anzusehen. In der Regel, und um die Ungewißheit über den wirklichen Anfang des Krieges zu vermeiden, hat man daher oft ausdrücklich bestimmt, die Abreise der wechselseitigen Gesandten als den Anfang des eingetretenen Kriegsstandes ansehen zu wollen. Wäre es gleich den strengen Begriffen vollkommen gemäß, alle in dem Augenblicke des ausbrechenden Krieges bei einer der beiden Parteien befindlichen feindlichen Individuen und Güter feindselig zu behandeln, so ward jedoch in neuern Zeiten nicht nur diesen, sondern auch selbst denjenigen, die nach schon ausgebrochenem Kriege, ohne etwas davon zu wissen, ins feindliche Land kommen mochten, die Rückkehr in ihr Vaterland gestattet. Erst Frankreich gab in dieser Rücksicht in unsern Tagen ein Beispiel, welches uns in die barbarischen Zeiten des Mittelalters zurücksetzte, indem es beim Wiederausbruche des Seekrieges alle in Frankreich befindlichen Engländer, beinahe noch vor der Abreise des englischen Gesandten, für Kriegsgefangene erklärte. Während des Krieges betreffen die Kriegsgesetze theils die Personen, theils die Güter des Feindes. Was dieselben in Rücksicht der bewaffneten und zu Kriegsgefangenen gemachten Feinde bestimmen, ist oben angeführt worden, nur muß noch bemerkt werden, daß, obgleich es in der Regel erlaubt ist, den bewaffneten Feind zu verwunden und zu tödten, dennoch der Gebrauch gewisser Arten dem Feinde zu scha-

den, wie z. B. einen Preis auf seinen Kopf zu setzen, der Meuchelmord, die Vergiftung, der Gebrauch gewisser Waffen, wie z. B. der Nägel, der Glasstücke und des gehackten Bleies, so wie zur See der glühenden und der Ketten- und Stangenkugeln, durch die Kriegsmanier für eine unerlaubte Barbarei erklärt worden ist. Dahin wird auch ziemlich allgemein die Sitte gerechnet, die Soldaten für jeden eingebrachten feindlichen Kopf zu bezahlen. Endlich erlaubte man sich gleichfalls nicht, auf einen feindlichen Souverän oder Prinzen zu zielen, oder denselben zum Gefangenen zu machen, indem man von dem Grundsatze ausging, daß durch den Krieg die persönlich freundschaftlichen Verhältnisse der Fürsten unter einander nicht gestört werden dürften, wogegen leider gleichfalls von Frankreich seit dem Revolutionskriege ein ungleich weniger humaner Gebrauch eingeführt worden ist. Was die Güter des Feindes betrifft, so kommt durch die Eroberung allerdings das feindliche Territorium unter die provisorische Souveränität des Eroberers, der dadurch, streng genommen, zur Ausübung aller Souveränitätsrechte befugt wird; dagegen aber hat die neuere Völkerpraxis eine Ausnahme von der Regel zu Gunsten des feindlichen Privateigenthums gemacht, welches, so lange die auferlegten Contributionen richtig bezahlt werden, respectirt werden soll. Freilich wird dabei vorausgesetzt, daß die Requisitionen und Contributionen nicht, wie dies in unsern Tagen von Frankreich geschah, so ungeheuer vermehrt werden, daß dadurch der dem Privateigenthümer zugesicherte Schutz wenig mehr als ein leerer Name wird. In Seekriegen pflegt man jedoch diesen Unterschied zwischen öffentlichen und Privatgütern nicht zu machen; beide sind dort gleich gute Beute. Beinahe allgemein hat man in See- und Landkriegen den Termin von 24 Stunden angenommen, binnen welcher die Beute Eigenthum desjenigen wird, der sie machte, nach welcher Frist also jedes Recht des frühern Besitzers daran für erloschen angesehen wird. Durch die Eroberung wird zwar, wie schon bemerkt worden, der Eroberer provisorischer Eigenthümer des eroberten Landes, doch äußert dieses Verhältniß in der Regel erst dann seine Wirkung auf dritte Mächte, wenn die Eroberung von dem frühern Eigenthümer förmlich abgetreten worden ist. Bei Unterhandlungen in Kriegszeiten werden allgemein die Parlementärs als unverletzliche Personen betrachtet, wie auch die Sauvegarden; so hat auch endlich die Kriegsmanier in Bezug auf die gegebenen oder genommenen Geiseln in neuern Zeiten mildere Grundsätze eingeführt, indem man sich damit begnügt, sie bis zur Erfüllung der Foderungen, für deren Sicherheit sie gestellt worden, in einer mehr oder weniger engen Gefangenschaft zu halten. Cz.

Kriegsgott, Kriegsgöttin, s. Mars, Bellona und Minerva.

Kriegskunst. Die neuere Kriegskunst datirt sich von der Einführung des Feuergewehrs und der stehenden Truppen, wodurch nothwendig die gesammte im Mittelalter gebräuchliche Art Krieg zu führen verändert werden mußte. So lange es hauptsächlich persönlicher Muth und körperliche Stärke und Gewandtheit waren, die in dem Kampfe entschieden, hatte der Krieg für den Edlen ungleich mehr Reiz, als nachher; er war damals die Lieblingsbeschäftigung der höheren Classen der Nationen. Sie fochten zu Roß, denn Jeder unterhielt sich selbst während des Krieges; nur die Aermeren, die Knechte, bildeten das Fußvolk, eben deßhalb aber mußte auch die Kriegskunst, nach unsern Begriffen beurtheilt, fortdauernd in ihrer Kindheit blei-

den. Erst während des Kampfes Carls X. und Franz I. lernte man den hohen Werth eines regelmäßigen Fußvolks schätzen, und die Schweizer, damals das beste dieser Art, entschieden nicht selten das Schicksal der Schlachten. Durch die Einführung des Feuergewehrs, vorzüglich groben Geschützes (s. Canonen), verlor der persönliche Muth und die körperliche Kraft an Werth, die Kunst mußte ersetzen, was diesen abging; zugleich aber verlor auch das Kriegshandwerk einen großen Theil seiner Annehmlichkeiten. Die Freiwilligen wurden immer seltener, man mußte immer mehr zu gedungenen Söldnern aus den niedrigsten Volksclassen seine Zuflucht nehmen, — nur die Befehlshaberstellen zu bekleiden, ließen sich höchstens die vornehmern Stände bereitwillig finden; — zugleich erfoderte das Kriegswesen eine größere Uebung, größere erlernte Fertigkeiten und so mußten nothwendig allmälig stehende Heere (s. d. Art.) sich bilden. Doch war anfangs noch an keine Taktik im spätern Sinne des Worts zu denken; nur in großen, beinahe unbeweglichen Massen wurde gefochten. Durch Heinrich IV. von Frankreich sowohl, als durch die Republik der vereinigten Niederlande in ihrem Freiheitskampfe gegen Spanien, ward dies System der stehenden Heere mehr ausgebildet, wenn gleich die Stärke derselben im Verhältniß zu den Heeren der spätern Zeit in den einzelnen Staaten nur gering blieb. Auch die Taktik machte durch die großen Feldherrntalente eines Heinrichs IV., eines Prinzen Moritz von Nassau und des Herzogs Alexander von Parma Fortschritte; vorzüglich aber war es die Belagerungskunst, die in dem spanisch-niederländischen Kriege vervollkommnet wurde. Ungleich wichtiger ward noch der dreißigjährige Krieg. Zwar bestand noch immer der größte Theil der Heere aus Menschen, die von dem Feldherrn nur für die Dauer des Krieges angeworben waren, wie z. B. Wallensteins Scharen; allein dagegen ward durch Gustav Adolph eine wichtige Veränderung in der Taktik hervorgebracht. Er verminderte die tiefen Stellungen, führte kleinere Abtheilungen, leichtere Waffen und manche Verbesserungen bei der Artillerie ein, wodurch überhaupt erst schnelle und künstliche Bewegungen möglich wurden. Wiederholte Siege bewährten die Vorzüge des neuen Systems vor der alten Kriegskunst, der selbst noch Wallenstein huldigte. Das gesammte Kriegswesen erhielt bald darauf unter Ludwig XIV. durch den Kriegsminister le Tellier und dessen Sohn und Nachfolger Louvois, die Kriegskunst insbesondere durch Turenne und andere gleichzeitige große Feldherrn, eine vollkommen veränderte Gestalt. Das System der stehenden Heere ward auf eine bisher noch nicht gesehene Weise ausgedehnt. Statt der 14,000 Mann, die Heinrich IV. gehalten, unterhielt Ludwig XIV. seit dem nymweger Frieden schon ein Heer von 140,000 Mann. Frankreich hatte das Beispiel gegeben, alle andere Mächte mußten nothwendig nachfolgen; nur die Seestaaten England und Holland sträubten sich lange Zeit gegen eine gleichmäßige Vermehrung der stehenden Heere, die man dort immer als der Freiheit gefährlich fürchtete. Nothwendig mußten diese großen Massen auch auf die Kriegskunst einen wichtigen Einfluß haben. Es war eine Kunst, die immer mehr ins Große getrieben ward. Frankreich war es zugleich, welches seine Grenzen auf jede Weise durch Erbauung neuer Festungen zu sichern suchte, und die französischen Kriegsbaumeister galten bis auf die neuesten Zeiten für unerreichbare Muster in Europa. Im Anfange des 18. Jahrhunderts begann für das gesammte Kriegswesen und die Kriegskunst eine neue wichtige

Epoche nicht nur erhielt Rußland durch Peter den Großen ein zahlreiches, auf europäische Art disciplinirtes und exercirtes stehendes Heer, welches nachmals unter der Regierung der Kaiserin Anna auch in seiner innern Einrichtung den Heeren der übrigen europäischen Staaten gleich gemacht ward, sondern auch Preußen trat unter Friedrich Wilhelm I., gegen die Mitte des Jahrhunderts, als ansehnliche Militärmacht in Europa auf. In der preußischen Monarchie ward das stehende Heer die Hauptsache; die Zahl desselben stand bald mit der Bevölkerung des Staats nicht mehr im Verhältniß, und so gab Preußen vor allen zuerst das Beispiel fremder Werbungen, woraus nothwendig ein gewaltiger, für den gemeinen Krieger äußerst drückender Zwang hervorgehen mußte. Nur zur Maschine sollte das Heer werden, und wie hätte ein Heer, zum Theil aus geworbenen Fremden dem Auswurfe aller Länder bestehend, auch anders dienen können. Vorzüglich ward jedoch diese Idee, das Heer zur kunstlichten Maschine und nur allein dazu zu bilden, durch Friedrich II. in Ansehn gesetzt. In seinem Zeitalter ward die Kriegskunst in vollem Sinne des Worts ausgebildet; Friedrich selbst ward ihr vollkommenstes Muster, und das Beispiel des großen Königs wirkte auf alle, selbst die kleinsten Staaten. Das System der stehenden Truppen aber erhielt eine Ausdehnung, wie es noch nie gehabt; preußische Taktik ward das Vorbild für alle Heere Europa's. Zugleich aber schlichen sich auch schon jetzt Fehler ein, die in der Folge nothwendig ihre nachtheilige Wirkung vollkommen äußern mußten. Die übergroße Zahl des fremden, angeworbenen Gesindels führte immer mehr zu einer entehrenden Disciplin, die den Stand des Soldaten höchst elend machte; alle Aussicht auf Beförderung, und damit jeder Ehrgeiz, ward durch die ausschließliche Besetzung der Offizierstellen mit Adeligen, welche sich überdies (eine natürliche Folge des langen Friedensstandes seit dem siebenjährigen Kriege) nach der Anciennität richtete, erstickt; man fing an mit dem Heere zu spielen, statt es zu gebrauchen. So schien das System des Kriegswesens auf die höchste Stufe der Ausbildung erhoben zu sein, als die französische Revolution einen Sturm herbeiführte, der Europa in seinen Grundfesten erschütterte und die Blößen des bisherigen Systems in ihrem ganzen Umfange aufdeckte. Durch die gewaltige Ausdehnung des Systems der stehenden Heere hatte sich eine weite Kluft zwischen ihnen und den Nationen allmälig befestigt; nur das Heer war bewaffnet, nicht die Nation, diese war vielmehr gänzlich wehrlos geworden. War das Heer geschlagen, so war auch die Nation unterjocht; zugleich waren die Heere so über alles Verhältniß zu den Geldkräften der Staaten vergrößert, daß sie nothwendig für den Gebrauch größtentheils todt bleiben mußten. Die Uebertreibung strafte sich wie immer, so auch hier! Man hatte die Heere zu Maschinen gemacht und alle moralische Triebfedern waren zerbrochen; was mußte erfolgen, wenn, wie jetzt geschah, ein Volk in fanatischer Ueberspannung den Kampf gegen die veralteten, gewohnten Mittel begann, als in Frankreich plötzlich die Nation zu den Waffen gerufen ward, gegen die verrostete Maschine der stehenden Heere? Eine neue, einfache Taktik, durch junge militärische Genies gegründet, entstand. Sie blieb unbesiegt, so lange sie ihrem ursprünglichen Zwecke getreu war; — als aber der Herrscher von Frankreich, wiederum in den alten Wahn verfallend, sein Heer immer mehr als Maschine für seine ehrgeizigen Absichten zu brauchen begann, als die übrigen Mächte Europa's, durch die Erfahrung belehrt und auf ihre gerechte Sache

gestützt, endlich die Nationen selbst für Recht und Freiheit zu den Waffen riefen: da bewährte es sich von neuem, daß keine auch noch so gerühmte Kunstfertigkeit, keine noch so vollkommene Maschine der moralischen Kraft und dem Enthusiasmus, wenn auch weniger geübter Heere, auf die Dauer zu widerstehen vermag. Cz.

Kriegsrecht, Kriegslasten, Kriegsschäden. Das Wort Kriegsrecht wird in verschiedener Bedeutung gebraucht; zuweilen bedeutet es nichts weiter als Kriegsraison (s. Kriegsgesetze). So ist es Kriegsrecht oder Kriegsraison, einen mit Sturm eroberten Platz, oder einen Ort, dessen Einwohner sich Feindseligkeiten erlaubt haben, zu plündern, das Privateigenthum auf dem Wege der Repressalien nicht zu respectiren, oder dasselbe zu zerstören, wenn die Maßregel durch die Sorge für die eigene Erhaltung vollkommen gerechtfertigt wird, oder wenn es nur durch Zerstörung dem Feinde entrissen werden kann, dessen Operationen es erleichtern würde. Dagegen pflegt man auch oft die Kriegsgesetze (s. d. Art.), insbesondere die Kriegsreglements und die Anwendung derselben, oder das Kriegsgericht, mit dem Namen Kriegsrecht zu bezeichnen. In dieser Rücksicht sind die Truppen allgemein besondern Kriegsgerichten unterworfen, doch nicht eben so allgemein ist die Observanz darin, ob dieselben auch in nicht militärischen Angelegenheiten einen besondern Gerichtsstand besitzen, oder ob sie den gewöhnlichen Tribunalen unterworfen sind. Ersteres war z. B. in den mehrsten deutschen Staaten der Fall, letzteres findet dagegen unter andern in Frankreich und England Statt. Die Kriegsartikel, oder die Gesetze für die Soldaten im Krieg und Frieden, werden denselben gewöhnlich, ehe sie zur Fahne schwören, vorgelesen. — Das Kriegsrecht unterscheidet sich durch ein höchst summarisches Verfahren, bei dem die mehrsten bürgerlichen Formen wegfallen, — eine Procedur, die allerdings wohl im Kriege und bei dem Armeen zu entschuldigen ist; allein ein heilloser Mißbrauch bleibt es, dieselbe auch im Frieden und in gewöhnlichen Rechtsfällen anwenden zu wollen, wie dies in Frankreich der Fall war. Die Greuel der französischen Specialtribunale, Militärcommissionen, und wie die blutigen, mit dem Namen von Gerichten spottweise belegten Anstalten noch weiter heißen mögen, sind leider auch in Deutschland nicht unbekannt geblieben. — Unter dem Ausdrucke Kriegslasten werden überhaupt alle die außerordentlichen Beschwerden begriffen, welche der Kriegszustand für die Bürger mit sich führt, wie Einquartierungen, Militärfuhren, Natural- und Geldlieferungen aller Art; mit dem Worte Kriegsschäden dagegen gewöhnlich die Verluste bezeichnet, die durch den Krieg selbst verursacht worden, wie z. B. Verwüstungen von Gebäuden und Feldern, Vernichtung des Viehstandes, Brand u. s. w. Die Vertheilung des durch dergleichen Kriegsschäden verursachten Verlustes und des dafür den Beeinträchtigten zu gebenden Schadenersatzes ist allerdings ein sehr schwieriger Punct, der vorzüglich in unsern Tagen, wo die Kriegsschäden so häufig und ansehnlich waren, oft zur Sprache gekommen ist. Cz.

Kriegsschiffe, die für den Seekrieg bestimmten Schiffe, im Gegensatz der Handels- der Kauffartelschiffe. Sie werden nach ihrer Größe und Bauart eingetheilt. Die erste Classe nehmen die Linienschiffe, die zweite die Fregatten ein. (S. beide Art.) Auf diese folgen die kleinern Kriegsfahrzeuge, als Corvetten, Schebecken, Brigantinen, Briggs, Kutters, Kanonenböte, Bombardiergalioten u. s. w. Schweden und Rußland besitzen außerdem noch eine ze-

lachen Schiffen, die allein in den Klippen des finnischen Meerbu-
ens gebraucht werden können, bestehende Scheerenflotte; auch
pflegten einige im Mittelmeere gelegene Staaten Galeerenflotten zu
unterhalten. Die Kriegsschiffe führen in der Regel eine doppelte Be-
nennung, bestehend zum Theil aus Matrosen, die nur durch eine lange
Uebung gebildet werden, und daher nur in Staaten, die eine bedeu-
tende Handelsschifffahrt haben, in hinlänglicher Menge gefunden wer-
den können, und aus Seesoldaten, die ein besonderes, in Regimenter,
gleich wie die Landtruppen getheiltes stehendes Corps bilden, woge-
gen die Matrosen gewöhnlich in Friedenszeiten größtentheils entlas-
sen und nur beim Ausbruch eines Krieges, durch Werbung oder Con-
scription, von neuem zusammengebracht werden. Die Seesoldaten
werden vorzüglich bei Landungen und zu dem militärischen Polizei-
dienste auf den Schiffen selbst gebraucht; auf jedem einzelnen Schiffe
ist jedoch der Befehlshaber der Seesoldaten dem Commandeur des
Schiffs untergeordnet. Die Befehlshaber der Seemacht führen verschie-
dene Titel, die bei den meisten Mächten mit geringer Abweichung in
folgendem Range auf einander folgen: Admirale, Viceadmirale, Con-
tre- oder Vice-Admirale, Capitäne, Lieutenants und Fähnriche
(Ensigns, Enseignes de vaisseau); dann kommen die Cadetten (Mid-
shipmen, Aspirans de Marine). Verschieden von den Kriegsschiffen,
die unmittelbar dem Staate zugehören und deren Mannschaft im
Dienste des Staats steht, sind die Kaper. (S. d. Art.) Cz.

Kritik. Mit diesem griechischen Worte bezeichnet man die Beur-
theilung und Prüfung eines Gegenstandes, besonders wenn sie gründ-
lich und ausgeführt ist; dann die Fähigkeit oder Kunst der Beurthei-
lung gewisser Gegenstände, und endlich auch die Wissenschaft für die
Beurtheilung derselben, oder die wissenschaftliche Darstellung der aus
der Natur oder dem Begriffe eines Gegenstandes hervorgehenden Re-
geln, nach welchen seine Wahrheit oder Zweckmäßigkeit beurtheilt wer-
den kann. Jede Kritik setzt also einen Gegenstand als gegeben vor-
aus; als gründliche Beurtheilung und Beurtheilungskunst aber auch
eine Theorie, durch welche die Idee eines Gegenstandes entwickelt
wird, denn die vollkommenste Beurtheilung kann nur aus wissenschaft-
lich klarer Einsicht in das Wesen eines Gegenstandes entspringen. Daher
setzt also z. B. eine Kunstkritik eine Aesthetik voraus, und ohne eine
solche Theorie ist die Beurtheilung nur ein fragmentarisches, und des-
halb unsicheres Raisonement, keine Kritik. Vorzüglich aber in
Beziehung auf das Freie und Willkührliche, weniger in Beziehung auf
Nothwendige in der Natur findet Beurtheilung des Zweckmäßigen (ei-
gentliche Kritik) Statt. So verschiedene Arten freier Thätigkeit es
nun gibt, so verschieden ist die Kritik ihrem Gegenstande nach; beson-
ders aber bezieht sie sich auf die höchsten Gegenstände menschlicher
Thätigkeit, Wissenschaft und Kunst im weitern Sinne. 1) In Bezie-
hung auf die erstere ist sie philosophische oder historische Kritik. Der erste-
re Ausdruck hat verschiedene Bedeutungen. Philosophische Kritik
im weitesten Sinne kann sein eine wissenschaftliche, durchgeführte, nur
die Idee eines Gegenstandes und ihr Verhältniß zur Darstellung be-
trachtende Kritik, dahingegen die historische eine solche, welche nur
das Aeußerliche eines Gegenstandes oder Werks und seine Beziehung
auf Zeit und Raum, so wie das daraus entspringende Verhältniß des-
selben betrifft. So ist z. B. die ästhetische Kritik einer Antike (und
dieses soll ja eine philosophische sein) von der technischen und anti-
quarischen Kritik derselben verschieden, obgleich diese mit jener wie

Form und Gehalt innig verbunden, ja eine ohne die andere nicht möglich ist. Dann bedeutet philosophische Kritik im engern Sinne die Kritik philosophischer Werke, welche auf die Haupterfoderniſſe der logischen und materiellen Wahrheit gerichtet ist. Endlich gaben Kant und seine Schüler dem Namen Kritik noch eine bisher ungewöhnliche Bedeutung dadurch, daß sie ihn auf die Prüfung des Erkenntnißvermögens, oder die Untersuchung dessen, was dem Menschen zu erkennen möglich sei, bezogen. Auch unterscheidet man in der Philosophie die kritische Methode (den Kriticismus) von der dogmatischen (s. d. Art.) und von der skeptischen. (Vergl. darüber die Art. Philosophie, Methode, Kantische Philosophie.) Die historische Kritik bezieht sich auf die Wirklichkeit äußerer Thatsachen und ihre durch Erfahrung erkennbare Beschaffenheit, und ist die Untersuchung der Aechtheit (Authenticität) gewisser (besonders schriftlicher) Zeugnisse. Sie ist wiederum so verschieden als die historischen Wissenschaften (s. d. Art. Historisch). Hierher gehört vorzüglich die geschichtliche, oder historische Kritik im eigentlichen Sinne, welche die Wirklichkeit und Beschaffenheit gewisser Angaben der Geschichtschreiber u. s. w. nach bestimmten, aus dem Zwecke der Geschichte abstrahirten, aus den logischen (in der angewandten Logik entwickelten) Kriterien und Erfoderniſſen der historischen Gewißheit hervorgehenden, und auf die verschiedenen Arten der historischen Quellen angewandten Regeln prüft. Sie macht einen Bestandtheil der historischen Kunst im weitern Umfange (oder der Thätigkeit des Historikers) aus. Mit ihr in genauer Verbindung steht die philologische Kritik (s. Philologie), die Prüfung der schriftlichen Denkmähler vorzüglich des Alterthums, welche entweder auf Untersuchung der Aechtheit des Ganzen in Beziehung auf einen genannten Verfasser (ob es ihm mit Recht oder fälschlich, und zwar im letzten Falle mit oder ohne Absicht zugeschrieben wird), oder des Einzelnen, d. i. auf die Aechtheit und Unverfälschtheit einzelner Stellen, und wenn sie absichtlich oder durch Irrthum verdorben worden sind, auf ihre Wiederherstellung und Verbesserung (z. B. durch Conjecturen — daher Conjecturalkritik) gerichtet ist. Ersteres nennt man die höhere, letzteres die niedere Kritik. Sie geht bei einer Untersuchung von äußern Umständen, von Ueberlieferung ꝛc., oder von innern und wesentlichen Beziehungen, d. i. von dem Inhalte, Geist, Sprache und Styl der Schrift aus, vergleicht dieses mit dem bekannten Namen und Charakter des angegebenen Verfassers, und bestimmt darnach, ob sie demselben, oder welchem andern Verfasser, und welcher andern Zeit sie zuzuschreiben sei. Im erstern Falle heißt sie äußere, im letztern innere Kritik. Diese philologische Kritik, welche in Verbindung mit der Auslegungskunst oder Interpretation die höhere Philologie ausmacht, ist vorzüglich unter den Deutschen in neuerer Zeit auf einen sehr hohen Grad der Vollkommenheit gebracht worden. Man bewundert, sagt ein deutscher Denker, die Sicherheit der Resultate unserer historischen Forscher und die Festigkeit, mit welcher philologische Kritik uns die classische Literatur gereinigt hat. Freilich sind die Untersuchungen, vorzüglich der innern Kritik, oft an sehr leise Andeutungen der Wahrscheinlichkeit gebunden, allein da jede Zeit, jeder Ort, jedes Individuum der Eigenthümlichkeiten so viele hat, so bewährt es die Erfahrung doch, daß sie, wenn sie mit nöthiger Unbefangenheit, hinlänglichen Scharfsinn, umfassender Sachkenntniß und ausdauernder Sorgfalt angestellt werden, meistentheils eine bestimmte Entscheidung mit überwiegender Wahrscheinlichkeit gewähren. Wem fallen hier nicht die größten unserer neueren Philologen,

sin Wolf, Hermann, Heyne u. a. ein. Einen glücklichen Versuch, diese Kritik auch auf die altdeutsche Literatur anzuwenden, hat kürzlich A. W. Schlegel (im deutschen Museum) abgelegt. Uebrigens ist zu bemerken, daß wenn von Kritik schlechthin die Rede ist, gemeiniglich die philologische Kritik vorzugsweise, besonders aber die gewöhnlichere, niedere Kritik, welche sich mit Beurtheilung der verschiedenen Lesarten in den Werken der alten Schriftsteller und mit Festsetzung der richtigen beschäftigt, zu verstehen ist. Was aber 2) die Kunstkritik anlangt, so untersucht sie, wie wir oben andeuteten, den inneren, idealen, oder ästhetischen Werth des Kunstwerks, und heißt in so fern ästhetische Kritik, oder sie beurtheilt nur die äußere körperliche und mechanische Bearbeitung, die regelmäßige Anwendung der Werkzeuge und Darstellungsmittel der Kunst oder eines Gewerbes, und heißt in sofern technische oder technologische Kritik. So wie jede wahre Kritik sich endlich von der unächten durch Freiheit und Gründlichkeit zugleich unterscheidet sich auch der Kritiker (Kritikus), Beurtheiler, Kunstrichter, von dem Kritikaster, Krittler oder Afterkritiker, d. h. nicht demjenigen, welcher das zu Beurtheilende streng beurtheilt, sondern demjenigen, welcher entweder Alles beurtheilt, oder dessen Urtheil ohne objectiven Grund und Nothwendigkeit, mithin nur eine Meinung, — sei sie auch noch so zuversichtlich ausgesprochen, — oder immer nur ein Tadel ist, und zwar gewöhnlich aus Uebelwollen, Neid ꝛc. entsprungen, oder sich auf willkührliche und conventionelle Gesetze, welche hier nichts entscheiden, oder endlich nur auf Kleinigkeiten und anscheinende Fehler gründet. Das Gefühl menschlicher Beschränktheit und die Einsicht, daß das Vollkommenste nur Ideal ist, lehrt den Kritiker bei Beurtheilung menschlicher Producte human und nachsichtig sein, ja selbst um seines eigenen Genusses willen, der Beurtheilung im Leben eine Grenze setzen, um nicht mit Recht verhaßt zu werden. Außer letzterm Grunde aber, der in dem Mißbrauche der Kritik liegt, ist die Kritik nur jener Eigenliebe der Beurtheilten, welche in dem Geschäft, das sie betreiben, sei es so hoch und wichtig, als es wolle, nur sich selbst sehen und ihre persönlichen Anfoderungen geltend zu machen suchen, oder der Trägheit der gewöhnlichen Beurtheiler verhaßt, welche sich lediglich ihrem Gefühle, sei es geübt oder ungeübt, verdorben oder nicht, überlassen und anvertrauen. Diese sehr herrschenden Motive menschlicher Denk- und Beurtheilungsweise haben freilich selbst dem Namen Kritik, Kritikus und Kritisch (welcher Ausdruck nicht nur prüfend, untersuchend, sondern auch etwas Bedenkliches, Mißliches und Gefährliches bedeutet), so wie dem Geschäfte des Kritisirens eine verdächtige Bedeutung gegeben; allein gewiß ist es, daß, so lange der Mensch ein verständiges Mittel und Zwecke vergleichendes Wesen sein wird, er auch der wahren und humanen Beurtheilung seiner Werke, wie viel mehr der geistvollen und umfassenden Kritik, einen unverkennbaren und noch höhern Werth beilegen wird, als der einseitigen Productivität und beschränkten Manier, über welche sich die Kritik durch die Idee erhebt. Diesen Werth belegt auch die Erfahrung und Geschichte, welche uns zeigen, wie oft die wahre Kritik vor Verirrungen und gefährlichen Abwegen in Wissenschaft und Kunst verwahrt und abgehalten hat. Nur erhebe sich der Kritiker nie über die originelle Productivität des reichen Genius. T.

Kritik der reinen Vernunft, s. Kant.

Kritische Philosophie, s. Kant und Philosophie.

Krone, eiserne Krone, Kronämter, Krönung. Mit dem Worte Krone bezeichnet man den goldenen Stirnreif, das Merkmahl und Abzeichen der höchsten Gewalt. Die Kronen selbst sind nach der verschiedenen Würde derer, die sie tragen, verschieden; so spricht man in der Wappenkunde von Kaiser-, Königs-, Großherzogs-, Herzogs-, Fürsten und Grafen-, von alten und neuen Kronen. Ausgezeichnet war die sogenannte **eiserne Krone**, welche aus einem bloßen drei Finger breiten, goldenen, reich mit Perlen und Edelsteinen geschmückten Ring besteht, und inwendig einen dünnen **eisernen Reif** hat; (daher ihr Name). Theudelinde, eine königlich baiersche Prinzessin, ließ sie verfertigen, um mit derselben ihren Gemahl **Agiluff** (590) zum Könige der Lombardei krönen zu lassen (daher auch **lombardische Krone** genannt). **Carl** der Große wurde 774 damit gekrönt, als er zugleich zum Könige von Italien gesalbt wurde. Napoleon setzte sich dieselbe 1805 selbst auf. Außer jenem eigentlichen und vornehmsten Sinne hat das Wort Krone aber auch noch mehrere Nebenbedeutungen. So wird dasselbe nicht selten gleichbedeutend mit Reich oder Staat gebraucht; man spricht z. B. von einer Krone England, von einer Krone Spanien. Dagegen hat man vorzüglich in den neu entstandenen Staaten angefangen, die Wörter Krone und Staat als sich einander geradezu entgegengesetzt zu gebrauchen, indem man unter Krone die Regierung, oder den Inbegriff aller der Rechte und Vorzüge versteht, die dem Regenten, als eine besondere, vom Staate verschiedene moralische Person betrachtet, zukommen. So spricht man von Krondomänen, **Krongütern** (auch Kammergütern, Domänen), im Gegensatze von Staatsgütern, indem man mit den erstern einen ähnlichen Begriff wie vormals in Deutschland mit dem Worte Chatoullengüter verbindet. Jedoch wird heut zu Tage, wie z. B. in Frankreich, noch ein Unterschied zwischen Kron- und Privatdomainen gemacht, indem erstere in der Regel unveräußerlich sind und jedem Besitzer der höchsten Gewalt zum Nießbrauche anheim fallen, letztere dagegen gleich andern Privatbesitzungen anzusehen sind. Dieser Eintheilung zufolge kann daher der **Kronschatz** noch von der Privatchatoulle des Fürsten im engsten Sinne verschieden sein. In solchen Staaten aber, die auch der Form nach vollkommen unumschränkt sind, findet natürlich der Unterschied zwischen Krone und Staat nicht Statt. — Mit dem Ausdrucke **Kronämter** ward ehemahls gleichfalls ein von dem neuesten zum Theil sehr verschiedener Begriff verbunden. Die Kronämter in den alten Staaten waren freilich größtentheils auch Hofwürden, zum Theil aber auch wahre Staatsämter, so z. B. in dem ehemaligen deutschen Reiche, so noch gegenwärtig in Ungarn, wobei der besondere Umstand zu bemerken ist, daß diese Aemter gewöhnlich in besondern Familien erblich waren. Dagegen sind die in verschiedenen Staaten in neuern Zeiten errichteten Kronämter beinahe nur ausschließlich Hofdienste, die einen besondern hohen Rang geben; nur hin und wieder sind auch mit einigen militärischen Würden Kronämter verbunden, wie z. B. in Frankreich, wo es bürgerliche und militärische Großoffiziere der Krone gab (s. **Dignitarien**). Erblichkeit dieser Aemter findet in den neuern Staaten überhaupt gar nicht Statt; dagegen aber sind die Kronämter in den alten Staaten zum Theil zu bloßen Titeln geworden, oder ihre Titulare versehen höchstens bei einzelnen außerordentlichen Gelegenheiten die damit verknüpften Geschäfte. In diesen alten Staaten wird auch der Unterschied zwischen Kron- und Reichswürden nicht genau beobachtet,

wogegen dieselben in den neuern Staaten allerdings streng getrennt sind; so hat man z. B. in Frankreich besondere hohe Reichswürden, oder vielmehr nur die Titel derselben angeordnet; denn man hat sich sorgfältig gehütet, den Inhabern derselben etwas mehr als ein leeres Ceremoniel zu gestatten. In manchen Staaten, wie in England, hat man die hohen Reichswürden, die hier mehr als bloße Titel waren und ihren Inhabern alle die Rechte und Geschäfte gaben, die der Name der Würde anzeigte, aussterben lassen, so z. B. die Würde eines Großadmirals, da es gefährlich schien, einem Einzelnen eine solche ausgebreitete Macht zu überlassen. — Die Krönung ward in alten Zeiten bei Kaisern und Königen, die man deshalb auch vorzugsweise gekrönte Häupter nannte und auch noch gegenwärtig so nennt, für durchaus nothwendig geachtet; jedoch ist in neuern Zeiten dieser Gebrauch nur noch in einigen Reichen üblich, und hat in andern allmählig aufgehört. Cz.

Kronion, s. Jupiter.

Kronus, s. Saturnus.

Kronwerk, s. Außenwerk.

Kropf, eine Geschwulst am vordern Theile des Halses, in der Gegend der Schilddrüse. Man belegt zwar im gemeinen Leben selbst die Anschwellung und Vergrößerung der Schilddrüse mit dem Namen des Kropfes, allein genau genommen sind beide verschiedene Uebel. Der wahre Kropf entsteht außerhalb, wiewohl in der Gegend der Schilddrüse, von Antreibung des Zellgewebes, der in ihm befindlichen Adern, Austreten von Blut und lymphatischen Feuchtigkeiten, und kann zu einer ungeheuren Größe wachsen, wie man an den Kretinen sieht. Die Geschwulst der Schilddrüse entsteht langsam, kann zwar auch sehr anwachsen, ist jedoch seltner als der Kropf. Sie bildet eine genau umschriebene, von den benachbarten Theilen wohl zu unterscheidende Geschwulst; der wahre Kropf entsteht schnell, meistens aus mechanischen Ursachen, nach Anstrengung, heftigem Husten, Schreien, Tragen auf dem Kopfe, ist im Anfange eine mehr bewegliche, schwammige Geschwulst, die dem Drucke des Fingers leicht nachgiebt. In der Folge erst, wenn er älter wird, wird er härter und hie und da gleichsam knorpelig. Die häufige Veranlassung zum Kropfe ist das schwere Tragen bergan, wenigstens findet man ihn in bergigten Gegenden unter der Classe von Menschen, die von solchen Beschäftigungen sich ernähren, am meisten. Mehr als das Trinken des Schneewassers trägt wahrscheinlich der häufige Genuß sehr kalkreicher Wasser zur Entstehung des Kropfes und der Anschwellung der Schilddrüse bei. Der Kropf ist leichter heilbar, wenn gleich im Anfange die gehörigen Mittel angewandt werden; späterhin, wenn die vielen Blutgefäße sich in die Geschwulst fortgesetzt, verlängert und erweitert haben, wenn die Häute und kleinen Muskeln verdickt, die ausgetretenen Feuchtigkeiten sich verhärtet haben, wird es immer schwerer. H.

Krummacher (D. Friedrich Adolph), vorher Professor an der Universität zu Duisburg, jetzt Superintendent zu Bernburg, ein religiöser Volkslehrer, der sich durch seine gemüthvollen, kindlich ansprechenden Schriften, z. B. seine Parabeln (2 Bändchen, 4te Aufl. 1814. 8.), Apologen, der Sonntag (oder das Festbüchlein, 1ster Bd., 3te Aufl., Duisburg 1813), das Christfest (2te Aufl. ebend. 1814), den Bibelkatechismus (2te Aufl. ebend. 1813), durch sein neuestes Gedicht Johannes (Leipz. 1815 bei Göschen) u. a. eine würdige Stelle

in der neuern deutschen Literatur erworben hat. Nur zuweilen möchte man der Milde und Kindlichkeit seiner Schriften mehr stärkende Kraft wünschen. Auch hat er früher die Theologie mit einer Schrift voll trefflicher eigenthümlicher Ansichten (über den Geist und die Form der evangelischen Geschichte in historischer und ästhetischer Hinsicht, Leipz. 1805) bereichert.

Krüdener (Juliane Freifrau von). Diese berühmte Frau ist um das J. 1766 in Riga geboren. Sie erhielt im Hause ihres Vaters, des Barons von Vietinghoff, eines der reichsten Gutsbesitzer in Kurland, von altdeutschem Rittergeschlecht, eine sorgfältige Erziehung. Sie war neun Jahr alt, als sie mit ihren Aeltern nach Paris ging. Hier war das Haus ihres Vaters ein Sammelplatz der schönen Geister Frankreichs. Man bewunderte den Witz und die Kenntnisse der aufblühenden Jungfrau, die weniger durch Schönheit, als durch feinen Wuchs, zarte Züge und kindliche Heiterkeit gefiel. Sie besaß alle Reize, die Anmuth und Bildung verleihen, dabei ein weiches Herz und eine dem Himmel der Unschuld und des Glaubens offene Phantasie, aber auch, wie jemand sagte: un penchant irrésistible aux rêveries mélancoliques. Man vermählte sie schon in ihrem 14ten Jahre mit einem durch edle Gesinnung und gründliches Wissen ausgezeichneten Liefländer, dem Freiherrn von Krüdener, welcher damals ungefähr 36 Jahr alt war. Sie begleitete ihren Gemahl nach Venedig, wo er als russischer Gesandter mehrere Jahre lebte. Hier wie in Petersburg durch Stand und Vermögen den Ersten gleich gestellt, glänzte die Frau von Krüdener in den vornehmsten Zirkeln. Bei ihrer Liebenswürdigkeit und ihren Talenten sah sie sich von Verehrern umringt, aber — von Gefühlen und getäuschten Hoffnungen der Einbildungskraft unruhig bewegt, war sie nicht glücklich. Sie gebahr ihrem Gemahl einen Sohn (jetzt kaiserl. russ. Geschäftsträger bei der Eidgenossenschaft, auch bekannt durch den Zweikampf, in welchem er den jungen Marschall in Berlin erschoß) und eine Tochter, jetzt die Gemahlin des Kammerherrn von Berkheim, eines Bruders des badischen Ministers. Ihre Ehe wurde getrennt. Wie öffentliche Blätter erzählen, und wie sie selbst in einem Briefe an ihren Schwiegersohn es andeutet, hatte sie, durch ihre natürliche Lebhaftigkeit und durch die Lockungen der großen Welt verleitet, sich zu vielen Verirrungen hinreißen lassen, welche ihre häuslichen Verhältnisse so zerrütteten, daß es endlich zur Ehescheidung kam. Sie kehrte 1791 nach Riga in das Haus ihrer Eltern zurück. Hier galt sie im allgemeinen für eine der liebenswürdigsten Frauen, die Welt und Geist mit freier Bildung, anmuthigen Formen und allen Reizen eines beweglichen Herzens und einer lebhaften Einbildungskraft verband. Unbefriedigt von ihren Umgebungen, ging sie wieder nach Paris. Sie suchte das Glück außer sich in dem mannichfachen Wechsel glänzender Verhältnisse, fand es aber nicht, und begab sich im Jahr 1798, in Gesellschaft eines Franzosen, der ihr aus Paris gefolgt war, nach Leipzig, wo sie einige Zeit sehr eingezogen lebte. Hierauf ging sie nach Rußland, und im Jahr 1801 abermals nach Paris. Ihr Hang nach Zerstreuung verwickelte sie hier wie in Petersburg in tausend Verlegenheiten. Auch jetzt noch lebte sie in Paris ganz der feinen Welt und ihren Prunkfreuden. Um sie war ein Kreis von Gelehrten und Dichtern versammelt, und der wilde, leichtsinnige Garat soll damals ihr Herz beherrscht haben. Indeß arbeitete sie mitten im reichen Flitterganze weltlichen Treibens an einem schon früher entworfenen Roman: Valérie, ou

lettres de Gustave de Linar à Erneste de G.., in welchem sie ein Verhältniß schilderte, das ihr selbst einst theuer gewesen war. Valerie ist eine liebenswürdige junge Frau, in welche ein schwärmerischer Jüngling, der Verwandte und Pflegesohn ihres Mannes, sterblich verliebt ist, und sich in diesem Kampfe verzehrt. Ihr Ehrgeiz war, diesem Roman, in welchem sich die Schwärmerei eines tiefen Gemüths ausspricht, classische Vollendung zu geben, und sich einen Ruf als Schriftstellerin dadurch zu gründen. Der Sturz der preußischen Monarchie erweckte bald nachher den nordischen Ernst aufs Neue, welchen wieder südlicher Leichtsinn umgaukelt und mit Farbenbilder bethört hatte. Sie befand sich damals bei der Königin Louise, und das klare reine Gemüth dieser hohen Frau hat vielleicht tiefer auf die empfängliche Natur der Frau von Krüdener eingewirkt, als die Verfasserin der Valerie durch ihr geistreiches Gespräch über die Tröstungen der Religion auf jenen unter den Sterblichen wandelnden Engel. Frau von Krüdener fühlte sich damals auch sehr zu dem Pietismus der Brüdergemeinde hingezogen. Sie begab sich wieder nach Paris, wo der Empfänglichen viele sich an sie anschlossen, darauf als der große nordische Krieg ausbrach, ging sie nach Genf und im Jahr 1813 nach Deutschland, überall beschäftigt mit dem Enthüllen der unsichtbaren Welt in sich, indem sie von der äußern sich abgestoßen, und derselben sich immer mehr entfremdet fühlte. In Karlsruhe ging sie viel mit Jung-Stilling um. Schon jetzt glaubte sie selbst berufen zu sein, den Armen das Evangelium zu predigen. Daher begab sie sich in Heidelberg in den Gefängniß-Thurm, um die zum Tode verurtheilten Verbrecher mit dem Troste des göttlichen Worts zu erquicken. Als sie darauf im Herbst 1814 wieder nach Paris kam, hielt sie in ihrem Hause religiöse Versammlungen, bei welchen die bedeutendsten Personen sich einfanden, und wo man sie im Hintergrunde mehrerer dunkeler Zimmer in dem Kostum einer Priesterin auf den Knien betend erblickte. Hier in ihrem Betsaale soll auch, sagt man, die Idee des heiligen Bundes geweckt und durch Unterredungen mit dem Monarchen, dessen Religiosität übrigens von jeder Schwärmerei frei ist, entwickelt worden sein. Bei Gelegenheit des Festes, das die russischen Heere in den Ebenen von Chalons feierten, gab sie eine Beschreibung desselben heraus (Le Camp de Vertus. Paris chez Normand), worin sie ihre Ansicht von der Zeitgeschichte darlegt. Indeß sah Frau von Krüdener bald, daß ihr Bekehrungseifer auf die Dauer auf die Pariser weniger Eindruck machte, sie begab sich daher im Herbste 1815 nach Basel, wo der Pietismus bereits eine stille Gemeinde versammelt hatte. Hier schloß sich ein junger Geistlicher aus Genf, Namens Empeytas, an sie an, welcher in der Erbauungsstunde, die Frau von Krüdener alle Abende, in einem Gasthofe hielt, über religiöse Gegenstände sprach. Frauen und Mädchen hörten gläubig zu, wurden aber von dem Drange, ihr Vermögen den Armen zu geben, tiefer ergriffen, und spendeten reichere Opfer, als die Ordnung des Haushaltes gestattete. Bald entstanden darüber mehrere Unordnungen und Mißhelligkeiten in den Familien. Da trat der Pfarrer Fäsch auf, und predigte gegen die unberufene Lehrerin. Sie mußte jetzt auf Befehl der Obrigkeit Basel verlassen. Eben so ging es ihr an andern Orten, in Lörrach, Aarau u. s. w. Doch wuchs überall die Zahl ihrer Verehrer, besonders unter der Jugend. Dabei führte sie einen ausgebreiteten Briefwechsel. Von weitem her brachten ihr Boten Briefe und Geld. In der Mitte des Juni 1816 nahm sie nebst ihrer Tochter ihren Aufenthalt nicht

weit von Basel im Badenschen auf dem Grenzacher Horn. Ihr Begleiter war außer Empeytas und dem Prof. Lachenal ein Herr Kellner, ein geborner Braunschweiger, der unter der westphälischen Regierung Postbeamter war, als politisch verdächtig ins Gefängniß kam, und hier, wo er weder Schreibmaterialien noch andere Bücher erhielt, durch das Lesen der Bibel, die man allein ihm gestattete, vom System des Materialismus zu einer christlichen Gesinnung bekehrt wurde. Auf dem Grenzacher Horn versammelten sich um die Frau von Krüdener viele Arme und Elende, aber noch mehr Landstreicher, welche bei ihr Obdach und Speise fanden. Mit gedankenloser Begier griff der Arme, ohne sich zur Arbeitsamkeit, Sparsamkeit, Frömmigkeit, Geduld und muthigen Ausharren zu bekehren, nach der Hülfe, welche die neue Lehre „der guten gnädigen Frau" ihm zeigte, die dem hartherzigen Reichthum die Schuld alles Uebels vorwarf. So störte ohne es zu wollen das schwärmerische Beginnen der Frau von Krüdener die Ordnung der bürgerlichen Verhältnisse. Daher ließ die Obrigkeit den 23. Jan. 1817 das Hörnlein mit Jägern umringen und die Bettler nach Löhrach abführen. Frau von Krüdener schrieb deshalb an den Minister von Berkheim zu Carlsruhe einen merkwürdigen Brief vom 14. Febr. 1817, in welchem sie den Befehlen der Obrigkeit das Gebot Gottes, sich der Hülflosen anzunehmen, entgegensetzte, für welches sie, „durch die Wüste der Civilisation wandernd," bereit sein müsse, ihr Leben dahin zu geben. — Als sie hierauf im Mai das Grenzacher Hörnlein verließ, theilte sie einen Aufruf an die Armen und eine Zeitung für die Armen (wovon aber nur ein Blatt erschienen ist) aus, worin sie zwar manches Gute im Allgemeinen, aber wenig zweckmäßig und klar Gedachtes sagte, und statt das einfache: „Bete und arbeite, und bleibe im Lande und nähre dich redlich" einzuschärfen, vielmehr dem Irrthum und falscher Auslegung überall die Hand bot. Da die Frau von Krüdener da, wo sie hinkam, die Einbildungskraft des großen Haufens in unruhige Bewegung setzte, — oft umgaben sie mehr als 3000 Menschen — und durch die reichen Almosen, die sie ausspendete, mehr Aufsehn erregte, als Nutzen stiftete, so konnte ihr die Obrigkeit nirgend einen bleibenden Aufenthalt gestatten. Auch von Luzern wurde sie am Ende des Juni von der Polizei abgeführt. Von diesem Zeitpuncte an blieb sie stets unter polizeilicher Aufsicht, ward von einem Ort zum andern verwiesen, und endlich, da man ihr den Eintritt weder in das Oesterreichische noch in den Elsaß gestattete, zu Ende des Augusts aus der Schweiz nach Deutschland, wo Empeytas und Lachenal sie verlassen mußten, gebracht. Polizeibeamte geleiteten sie hierauf aus dem Badenschen, Würtembergischen und Baierschen durch Franken bis nach Sachsen. So kam sie in der Mitte Decembers in Leipzig an, wo man sie mit Achtung behandelte und ihr einen längern Aufenthalt zu ihrer Erholung gewährte. Hier hatte anfangs jeder Gebildete zu ihr freien Zutritt; doch fand die Polizei bald nöthig, Wachen vor ihre Thür zu stellen, und den Umgang mit ihr zu beschränken. Nach des Prof. Krug Gespräch unter vier Augen mit der Frau von Krüdener, (Leipzig 1818. 22 S.) zeigte sie sich selbst in ihrer schwärmerischen Befangenheit als eine achtungs- und liebenswürdige Frau, doch unter wahrhaft frommen Ausströmungen ihres religiösen Gemüths äußerte sie mit prophetischer Anmaßung wunderliche Gedanken. Uebrigens sprach sie oft mit einem Feuer, einer Innigkeit und Zuversicht, daß ihr zum Himmel gewandtes Antlitz sich wie das Gesicht einer Heiligen verklärte. — Ihr Wunsch

nach Dessau oder Berlin zu gehen ward nicht erfüllt. Die Polizei führte sie im Januar 1818 nach Eilenburg, wo sie ein preußischer Polizei-Commissär übernahm, der sie über Frankfurt an der Oder nach Königsberg begleitete. Beobachtungen über sie machten Bretschius und Spieker bekannt. Als sie über die russische Grenze kam, ward ihr angedeutet, daß sie weder nach Petersburg noch nach Moskau kommen dürfte. Auch trennte man ihren Secretär Kellner und 9 andere Personen ihrer Begleitung von ihr und brachte sie auf die preußische Grenze zurück. Ihre Tochter, die Frau von Berkheim, blieb bei ihr. In Mitau beschloß die Frau von Krüdener ihr öffentliches Predigtamt, und es hieß, daß sie sich in das Innere von Rußland begeben würde, um daselbst eine christliche Besserungsanstalt für einzelne verirrte Personen zu gründen, so daß sie aus jener regellosen Oeffentlichkeit in ein bestimmtes und beschränktes Verhältniß frommer Wirksamkeit zurückgetreten zu sein scheint. In den Zeitgenossen (X, S. 107 — 174) steht ein reichhaltiger, aus ihren eigenen Aeußerungen und dem Inhalte ihrer Schriften, besonders der Valerie, entwickelter Beitrag zu dem Leben und der Charakteristik dieser psychologisch merkwürdigen Frau, der mit vorsichtiger Milde abgefaßt ist. Nach dem was Krug, Bretschius und Spieker über die Aeußerungen der Fr. von Krüdener berichtet haben, sind Einseitigkeit und Ueberspannung, bei sich selbst täuschender Eigenliebe und Anmaßung, unter dem heiligen Schimmer von Demuth und andächtiger Erhebung in ihrem ganzen Wesen nicht zu verkennen. In ihren Vorträgen war ein Zusammenhang der Gedanken. Mitten unter ihren rührenden Aeußerungen eines tiefbewegten Gemüths kommen Einfälle des Witzes und absprechende oder halbwahre Urtheile eines ascetischen Dünkels vor. Frau von Krüdener bestätigt die Wahrheit, daß guter Wille allein den Menschen nicht vor Verirrungen bewahre, daß vielmehr Gefühl und Einbildungskraft, je reizbarer und lebendiger sie sind, um so eher auf Abwege führen, wenn sie nicht unter der Herrschaft des Verstandes und der Vernunft stehen, die doch auch herrliche Gottesgaben sind. In jedem Falle ist der Eindruck, den dieses Meteor der frommen Schwärmerei auf die Menge gemacht hat, ein Beweis mehr, daß die Welt, nachdem sie lange Zeit einer frivolen Aufklärerei und einem herzlosen Unglauben gefröhnt, nicht zur einfachen Wahrheit, Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten, zurückkehre, sondern zur mystischen Schwärmerei und zum verstandlosen Aberglauben hinübertaumle. K.

Krümmung heißt jede Abweichung von einer geraden Linie oder ebenen Fläche. Die Größe der Krümmung in jedem Puncte der Curve wird in der Geometrie bestimmt durch den Krümmungshalbmesser, d. i. durch den Halbmesser des Kreises, dessen Krümmung der Krümmung der Curve in diesem Puncte am nächsten kommt. L.

Krünitz (Johann Georg), Doctor der Medizin zu Berlin ward daselbst am 28. März 1728 geboren und studirte zu Göttingen und zu Frankfurt a. d. Oder. Nach vollendeten Studien ging er 1759 nach Berlin zurück, widmete sein ganzes Leben literarischen Geschäften und starb am 20. Dec. 1796. Eine Menge nützlicher medicinischer, naturhistorischer, geographischer und anderer Werke, welche er aus verschiedenen Sprachen übersetzte, eigene Arbeiten und Abhandlungen, Register zu mehrern Schriften u. s. w. sind die Früchte seiner unermüdet thätigen Betriebsamkeit. Sein Hauptwerk aber ist die ökonomisch-technologische Encyklopädie, welche er 1773 be-

gann. Er kam mit diesem unförmlichen, riesenhaften Werke bis zum 73. Bande, wo über dem Artikel Leiche ihn der Tod ereilte. Krünitz hat in diesem sehr schätzbaren Werke mit guter Auswahl und der fleißigsten Benutzung der vorhandenen Quellen Alles geleistet, was man von einer solchen Arbeit erwarten kann; indessen sind in demselben die verschiedenartigsten Gegenstände mit unverhältnißmäßiger Weitläuftigkeit ausgeführt. Nach Krünitz's Tode setzte Fr. Jac. Flörke die Encyklopädie fort, starb aber schon 1799. Seitdem besorgte dessen Bruder, H. G. Flörke, und seit 1815 J. W. D. Korth die Fortsetzung, und das Werk ist bereits auf 125 Bände (kostet über 400 Rthlr.) angewachsen Der Auszug des großen Werks besteht bis jetzt aus 32 Bänden.

Krusemark (Baron von), königl. preuß. General Lieutenannt und mehrerer Orden Ritter, preußischer Gesandter in Wien, ist bekannt durch wichtige diplomatische Sendungen in Petersburg und Paris. Er war königl. Generaladjutant und Oberstlieutenannt, als er im Jan. 1806 den Herzog von Braunschweig nach Petersburg begleitete, wo eine allgemeine Friedensunterhandlung, oder ein entscheidender Kriegsplan verabredet, insbesondere aber das freundschaftlichste Verhältniß zwischen Rußland und Preußen wieder hergestellt werden sollte. Beide kehrten den 24. März nach Berlin zurück. Als hierauf der preuß. Generalmajor von Knobelsdorf als außerordentlicher Gesandter, im Sept. desselben Jahres, dem Cabinet von St. Cloud das Ultimatum des preußischen Hofes überbrachte, und England nach Fox's Tode sich Preußen wieder näherte, ward Krusemark nach Petersburg geschickt, um auf den Fall des Krieges zwischen Preußen und Frankreich den gemeinschaftlichen Kriegsplan und die zu beeilenden Märsche der russischen Heere gegen Frankreich zu verabreden. Im J. 1809 ging der Oberste von Krusemark als außerordentlicher Gesandter nach Paris, um die nach dem tilsiter Frieden noch sehr verwickelten Angelegenheiten Preußens mit dem Cabinet von St. Cloud zu ordnen, und dem französischen Kaiser die Nachricht von der Entbindung der Königin zu überbringen. Er kehrte mit freundschaftlichen Versprechungen den 15. Nov. nach Königsberg zurück, worauf der König seine Rückkehr nach Berlin beschloß. Im J. 1812 unterzeichnete der Generalmajor von Krusemark, als preußischer Gesandter in Paris, den mit Bassano unterhandelten Hauptvertrag zur Feststellung einer Allianz zwischen Frankreich und Preußen vom 24. Febr., so wie die Spezial-Convention über die Mitwirkung Preußens auf den Fall eines Krieges zwischen Frankreich und Rußland. Er begleitete hierauf als preußischer Gesandter den Kaiser Napoleon nach Rußland, von wo er den 4. Dec. 1812 nach Berlin zurück kam. Den 7. Jan. 1813 begab er sich wieder auf seinen Gesandschaftsposten nach Paris. Dieser ward jetzt noch schwieriger, nachdem der König im Januar sich mit den Garden nach Schlesien begeben und den Aufruf an die Freiwilligen erlassen hatte. Endlich übergab Krusemark den 27. März die Kriegserklärung seines Hofes an Frankreich. Der damalige Schriftenwechsel zwischen Krusemark, dem Staatskanzler Hardenberg und dem Herzog von Bassano (Maret) enthält wichtige Actenstücke zur Geschichte unserer Zeit. Der Herzog von Bassano antwortete den 1. April, und Krusemark traf am 3. Mai von Paris wieder in Berlin ein. Im J. 1817 war der Generallieutenant Baron von Krusemark als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister am kaiserl. österr. Hofe zu Wien angestellt.

Krusenstern (Adam Johann Ritter von), Capitän der kaiserl. russischen Marine, hat der Wissenschaft, seinem Kaiser, dem russischen Reiche und seinem eigenen Verdienste, in seiner Reise um die Welt in den J. 1803 bis 1806, ein Denkmahl gestiftet, das seinen Namen auf die Nachwelt bringen wird. Schon vor ihm hatte Rußland mehrere Entdeckungsreisen ausgeführt. Zu Berings Reise und zu Tschirikoffs dritter Reise dauerten die Zurüstungen 9, zu Billings Reise 10 Jahre. Außer diesen nennt die russische Geschichte folgende denkwürdige Reisende: Spangenberg, Walton, Schelting, Chemitesskoy, Synd, Krenitzin, Lewascheff, Larmann, Sarytscheff. Aber Krusensterns Reise übertraf die seiner Vorgänger nicht blos durch ihren Umfang, sondern auch durch den Erfolg. Vor ihm hatte sich die russische Schiffahrt im atlantischen Ocean nie bis zu den Wendekreisen erstreckt. Krusenstern fuhr vom 60° N. B. bis zum 60° S. B. der andern Hemisphäre; und auf dieser mehr als 3jährigen Reise starb ihm nicht ein Mann. Wie reich aber die Ausbeute in wissenschaftlicher Hinsicht war, beweisen 3 im Drucke erschienene Beschreibungen dieser Entdeckungsreise, welche Alexanders Regierung verherrlicht. Der Kaiser kaufte nicht nur die beiden Schiffe für 17,000 Pf. Sterl. und wies zu ihrer Ausbesserung 5000 Pf. St. an; sondern er that auch Alles, um das wissenschaftliche Gelingen dieser Nationalunternehmung zu sichern. So ließ er z. B. die besten Instrumente von Troughton, Arnold und Pennington ankaufen. Er belohnte die Seefahrer mit kaiserlicher Freigebigkeit. Krusensterns Gattin wies er die Einkünfte eines Guts an, welche sich auf 1500 Rubel jährl. beliefen, um ihren Mann, während der Abwesenheit, wie er sich ausdrückte, über den Wohlstand seiner Familie zu beruhigen. Alle Offiziere beider Schiffe wurden um einen Grad befördert, und erhielten lebenslängliche Pensionen; die Gelehrten auf Lebenszeit jährl. 300 Dukaten. Aber der Ruhm der Unternehmung gebührt dem bescheidenen Krusenstern. Kein Seefahrer hat so viel Menschenfreundlichkeit, Sorgfalt und Aufopferung seiner eigenen Bequemlichkeit, mit einer umfassendern Kenntniß seines Faches vereinigt. Wenn irgendwo der Satz sich bewährt hat, daß den Talenten und Kenntnissen eines Mannes nur sein moralischer Charakter den wahren Werth ertheilt, so zeigt es der Erfolg dieser Reisen. Man kannte den Capitän von Krusenstern schon in der gelehrten Welt durch einen Aufsatz in Storchs Annalen, worin er die Schwierigkeiten des Handels über Ochotzk nach den Inseln und Küsten von Amerika gezeigt und bewiesen hatte, daß dieser Handel nur dann erst, wenn Schiffe aus der Ostsee um das Cap Horn oder das Vorgebirge der guten Hoffnung herum nach der Nordwestküste von Amerika gingen, wichtig werden könnte. Allein, wenn Rußland unmittelbar an dem Handel mit China und Indien Theil nehmen sollte, mußte es der indischen Gewässer kundige Seeleute besitzen. Krusenstern hatte hierüber die nöthigen Erfahrungen eingesammelt, als er im Kriege von 1793 bis 1799 auf der engl. Flotte diente. Jetzt verschaffte ihm der russ. Gesandte am engl. Hofe, Graf Woronzoff, Gelegenheit, auf einem britt. Chinafahrer selbst nach Indien zu gehen. Er hielt sich in den J. 1798 und 1799 zu Canton auf, und lernte daselbst die Vortheile kennen, die den russ. Besitzungen auf der amerik. Küste aus einem unmittelbaren Absatze ihres Rauchwerks erwachsen könnten. Indeß fand sein Plan, welchen er nach seiner Rückkunft dem Commerzminister, H. von Soimonoff überreichte, daß nämlich außer den 600 adeligen Seecadetten noch 100 Nichtadelige, aber blos zum Kauffarteidienste erzo-

gen, daß ferner Schiffsbaumaterialien mit Handwerkern, Büchern und Instrumenten, oder kleine Schiffe aus den Häfen der Ostsee den russ. Kaufleuten auf den Aleuten und auf der Küste von Amerika zugeführt werden sollten, damit die Russen ihren Activhandel nicht mehr Ausländern überlassen dürften, sondern ihre Pelzwaaren unmittelbar in Canton absetzen und dadurch, außer der Rückfracht, auch tüchtige Seeleute für die kaiserl. Marine erhalten könnten, kein Gehör. Erst Alexander faßte, durch den Minister Grafen Romanzoff und den Adm. Mordwinoff auf Krusensterns Vorschläge aufmerksam gemacht, diesen Plan wieder auf, und übertrug dem wackern Seemanne, nach einer von dem damaligen Commerzminister, nachmaligen Reichskanzler, Grafen von Romanzoff, entworfenen Instruction, die nähere Untersuchung der Nordwestküste von Amerika. Später verband man damit den Nebenzweck, die seit Laxmanns Reise nach Japan zerrissenen Handelsverbindungen in Nangasáky wieder anzuknüpfen. Krusenstern trat willig aus seiner unabhängigen und glücklichen häuslichen Lage heraus, um seinem Vaterlande zu dienen. Die Wahl des Personals beider Schiffe war ihm überlassen. Außer dem Astronomen Horner aus der Schweiz, den Naturforschern Tilesius aus Leipzig, Langsdorff und dem Arzte Laband, war kein Ausländer am Borde. Seinem Freunde, dem Capit. Lieut. Lisanskoy, übergab er die Führung der Newa. Nachdem er für den Zweck der Reise Alles vorbereitet hatte, verließ er den 5. Oct. 1803 die Rhede von Falmouth. Den 26. Nov. wehete zum ersten Male die russische Flagge jenseits des Aequators, und den 19. Aug. 1806 kehrte die Nadeshda nach Kronstadt zurück. Man muß über diese Reise die verschiedenen Beschreibungen nachlesen. Das Hauptwerk ist: Reise um die Welt in d. J. 1803 bis 1806, auf Befehl Sr. Maj. K. Alexanders I. auf den Schiffen Nadeshda (die Hoffnung) und Newa, unter dem Commando des Capit. von der kaiserl. Marine, A. J. von Krusenstern. St. Petersburg. Auf Kosten des Verf. I. II. III. Thl. 4. 1810 —1812. Die beiden ersten Theile enthalten die Erzählung der Reise und kosten 15 Rthlr.; der dritte Theil enthält naturhistorische und physikalisch-nautische Abhandlungen vom Hofr. Tilesius, Dr. Carl Espenberg, Hofr. Horner und dem Capit. Krusenstern. Der Atlas in 6 H. enthält 16 Bl. über Japan und naturhistorische und ethnographische Abbildungen vom Hofr. Tilesius. Eine 2te Aufl. dieses Werks ist mit Bewilligung des Verf. in Berlin bei Hande und Spener in 12. 1811 — 1812 erschienen, geschmückt mit dem Bildnisse des Verfassers und mit illuminirten und schwarzen Kupfern. Eine engl Uebersetzung der Krusensternschen Reise von Goppner ist unvollständig und durch eine Menge Fehler entstellt. — Auch Capit. Lisanskoy hat die auf der Newa gemachten Reise um die Welt in russ. Sprache beschrieben (St. Petersburg 1813, 2 Thle. 8), vom Hofr. Dr. Pansner deutsch übersetzt. Das dritte Hauptwerk über diese Reise hat der kaiserl. russ Hofr. G. H. v. Langsdorff unter dem Titel herausgegeben: Bemerkungen auf einer Reise um die Welt in den J. 1803 bis 1807, 2 B. 4, m. Kupf. Frankfurt a. M. b. Wilmans 1812, wovon jedoch nur der erste Band die Krusensternische Reise betrifft, da der Verfasser im J. 1805 die Expedition in Kamschatka verließ, und seine Reise von den Aleuten aus zu Lande durch Sibirien endigte. Auch dieses Werk ist ins Englische übersetzt. — Ueber den wissenschaftlichen Werth der Krusensternschen Reise ist nur eine Stimme. Kru-

senstern entdeckte die Orlowsinseln, und durch ihn wurden die neuen Marquesas- oder Washingtonsinseln, besonders Nukahiwa, und die Meerenge von Sangaar bekannter. Vorzüglich gewann die Geographie von Australien, die der japanischen Küste und der Inseln des chinesischen Meeres. Die östlich von Japan gelegene Insel aber, welche die Spanier 1610 entdeckt haben sollten, konnte Krusenstern so wenig finden, als vor ihm Vries und La Peyrouse. Dagegen untersuchte er genau die Westküste der J. Jedso, die Straße la Pérouse und die Küsten der J. Sachalin. Von Nukahiwa brachte er den Franzosen Kabris (s. d. Art.) nach Petersburg. Eben so mißlang der Wunsch, die Handelsverbindungen mit Japan wieder anzuknüpfen. Der dahin bestimmte russ. Gesandte, Kammerherr von Rezanoff, ward nicht angenommen. Was Krusensterns Reise aber vor allen ähnlichen auszeichnet, ist der Umstand, daß er seine ganze Mannschaft, die auf der Nadeshda aus 85 Personen bestand, nach einer mehr als 3jährigen, fast durch alle Zonen gemachten Seefahrt, gesund und vollzählig heimführte. Für den russischen Handel wird diese Reise erst in der Folge recht wichtig werden, wenn die vorgeschlagenen Verbesserungen in der Verwaltung der russischen Niederlassungen auf den Aleuten und auf der Nordwestküste von Amerika, auf deren Mißbräuche Krusenstern mit edler Wahrheitsliebe aufmerksam gemacht hat, ausgeführt sind. Dann steht auch dem russischen Seehandel mit China nichts mehr entgegen. Aber freilich müssen die russischen Soldaten, Jäger, Kaufleute und Befehlshaber in jenen Gegenden rechtlich und gebildet handeln lernen, sonst werden sie, von den Japanesen und Chinesen verabscheuet, keinen Zutritt in diesem Theile von Asien finden. Jene Barbaren haben bis jetzt die großen und guten Absichten ihres Kaisers vereitelt, und eine strenge Gerechtigkeit, die Krusenstern fodert, ist nöthig, um das Ansehn der Gesetze unter jenem öden Himmelsstriche zu gründen. Das neueste Beispiel, wie verhaßt sich die Russen im östlichen Asien gemacht haben, enthält der officielle Bericht des Ritters von Krusenstern über des Capit. Golownin Reise zur Untersuchung der kurilischen Inseln. So greift die Krusensternsche Reise auf mehr als einer Seite in die Geschichte des russischen Reichs ein. Möge dieser bescheidene, kenntnißvolle und erfahrne Seemann noch lange für sein Vaterland wirksam bleiben. Von seinen literarischen Arbeiten, welche vorzüglich die nautische Geographie bereichern, enthalten die A. Geogr. Ephemeriden mehrere Proben, u. a. den Aufsatz über Maldonado's vorgebliche Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt im J. 1588, und ein Mémoire sur une carte du détroit de la sonde et de la rade de Batavia. Auch hat er Wörtersammlungen aus den Sprachen einiger Völker des östlichen Asiens und der Nordküste von Amerika (Petersburg 1813. 68 S. in 4. und Beiträge zur Hydrographie des größern Oceans ꝛc. Lpz. 1819 4. herausgegeben. In seiner Schule hat sich der Capit. von Kotzebue gebildet, der mit dem Rurik eine Reise um die Welt unternahm, von welcher er, im J. 1818, ebenfalls glücklich zurückgekehrt ist. (S. d. eigenen Art.)

Ktesiphon, am Tigris in Babylonien, die Hauptstadt des alten parthischen Reichs und in spätern Zeiten des neu-persischen, bis die Araber sie im 7ten Jahrhundert zerstörten. Sie lag nicht weit von Seleucia und wurde zu einer starken Festung gemacht. Vorher war sie ein offener, aber sehr volkreicher Ort, der von Trajan und Severus mehrmal eingenommen und verwüstet wurde.

Kuff, Kufffchiff, die Kufe, eine in Niedersachsen gebräuchliche Art Schiffe, mit einem großen und kleinen Besanmaste, zuweilen auch mit Schwertern an den Seiten versehen.

Kugel, nennt man einen Körper, auf dessen Oberfläche alle Puncte gleich weit von einem Puncte innerhalb (dem Mittelpuncte) abstehen. Ihr körperlicher Inhalt verhält sich zu dem eines Cylinders (s. d. Art.) von gleicher Basis und Höhe genau wie 2 zu 3, hingegen zu einem mathematischen Kegel von gleicher Basis und Höhe wie 2 zu 1. Dieses Verhältniß hat zuerst Archimedes gefunden. Es zeigt, daß die Kugel in Rücksicht ihres Inhalts zwischen den beiden andern Körpern mitten inne steht; sie erhebt sich aber durch ihre Gestaltung als die vollkommenste über diese empor. Merkwürdig ist es, wie die Natur, von dem Ei des kleinsten Würmchens bis zu der Sonne, in deren Strahlen es sich wiegt, von dem kleinsten Tröpfchen des Thaues bis zum größten der Körper, die im Weltall rollen, ungeachtet der mannichfaltigsten Verschiedenheit ihrer Bildungen, nach dem Ideale der Kugelgestaltung strebt. Hiernach ist es kein Wunder, wenn viele weise Männer in den Zeiten des Alterthums, wo man sich das Uebersinnliche vermittelst der Gegenstände der Sinnenwelt vorstellte, selbst die Gottheit als Kugel dachten, da sich die vollkommensten Erzeugnisse der vegetabilischen und thierischen Natur nach ihrer Gestalt gleichsam als Muster bilden. Solche Bemerkungen drängen sich uns auf, wenn wir auf unsrer Erdkugel, mit dem vollkommensten Werkzeuge unserer Sinne, dem Auge, das selbst eine Kugel ist, herumblicken. Künstliche Erd- und Himmelskugel s. den Art. Globus.

Kugeldreieck, sphärischer Dreieck, ist ein von drei Bogen größter Kreise eingeschloßnes Stück einer Kugelfläche. Da unsere Erde auch eine Kugel ist, so müssen 3 Oerter auf derselben, die nicht in einer Richtung liegen, wie Dresden, Wien und Strasburg, die Spitzen eines solchen Kugeldreiecks sein. Kugelzirkel ist ein solcher, welcher entsteht, wenn eine Kugel durchschnitten wird.

Kügelgen (Gerhard von), Historien- und Porträtmahler, Mitglied der Akad. von St. Petersburg und Berlin, und Prof. an der Akad. zu Dresden, und Carl von Kügelgen, Landschaftmahler, Mitgl. der Akad. von St. Petersburg und Berlin, Zwillingsbrüder, sind im J. 1772. den 6. Jan. zu Bacharach am Rhein geboren. Sie erhielten von ihren Aeltern (der Vater war churkölnischer Hofkammerrath) eine christlich fromme Erziehung. Beide zog schon in früher Jugend ein lebendiger Trieb zur Mahlerei hin; dies und ihre seltene Aehnlichkeit im Aeußern, in welcher sich die Aeltern oft selbst irrten, erregten Aufsehn. Aber die Mahlerei galt in jener Gegend nur als ein Handwerk, und die berühmtesten Meister dieser Kunst standen im Rufe eines etwas liederlichen Lebens. Kein Wunder also, daß der Vater der Zwillinge diese Kunst unter die losen zählte, welche sogar dem Seelenheile seiner Söhne gefährlich werden könnte. Sie mußten daher ihrer Neigung entsagen, und in einem matten Schulunterrichte sich zu einer wissenschaftlichern Bildung vorbereiten. So wurden sie, 14 Jahre alt, in das Jesuiten-Gymnasium zu Bonn gebracht. Zwei Jahre darauf starb ihr Vater. Jetzt gelang es dem ältern Zwilling Gerhard, von seiner Mutter die Erlaubniß zu erhalten, daß er sich der Kunst ganz widmen konnte. Der Anfang berechtigte zu größern Erwartungen, und der Historienmahler Januarius

r in Coblenz übernahm, gegen ein jährliches Lehrgeld, seinen Unter-
ht. Ein halbes Jahr darauf erklärte der Zwillingsbruder Carl,
ß er unmöglich etwas Anderes als sein Bruder treiben könnte. Da
schon in der frühesten Jugend Häuser und Bäume mit derselben Lust
zeichnet hatte, wie sein Bruder Gesichtsbildungen, so ward er in
ankfurt am Main dem Landschaftsmahler Schütz übergeben. Nach ei-
r Uebung von kaum zwei Jahren copirte Gerhard die kleinen Bilder
nes Meisters so treu, daß man sie für Originale ansehen konnte;
ein die etwas eigen gesinnte Mad. Zick glaubte, dies schade dem
ortheile ihres Mannes, und es wurden zum Copiren keine Originale
hr verabfolgt. Damals lernten die Zwillinge auf einer Lustreise
ch Mainz den Historien- und Portraitmahler Fesel aus Würzburg ken-
n. Dieser freundlich gesinnte Mann übernahm ihren weitern Unter-
cht unentgeldlich. Aber nach einem halben Jahre schrieb ihnen die
utter, da der ältere Bruder Joseph auf der Universität Bonn erhal-
n werden müsse, so falle es ihr schwer, die Zwillinge in dem kost-
ieligen Studium der Mahlerkunst zu unterstützen; sie möchten daher
lbst auf Mittel zu ihrem Fortkommen denken. Beide beschlossen, sich
n den Churfürsten von Cölln, Maximilian, Erzherz. von Oesterreich,
u wenden. Gerhard mahlte zu diesem Endzwecke sein eigenes Bild
it einem Blatte in der Hand, auf welchem ein beflügelter Genius
it Palette und Pinsel zu einer auf Wolken thronenden Minerva em-
or strebt, von einer Bettlerin in Lumpen aber, der Armuth, an ei-
er Kette zurückgehalten wird. Carl mahlte die Gegend von Würz-
urg und die Stadt. Der Kammerpräsident Freih. Spiegel zum Die-
enberg, ein wohlwollender Mann, mit offenem Sinne für alles Gute
nd Schöne, welcher die Zwillinge wegen ihres Schulfleißes als Vor-
eher des Gymnasiums in liebreichem Andenken hatte, bahnte ihnen
en Weg zum Churfürsten. Dieser Fürst unterhielt sich lange scherz-
aft mit ihnen, und ließ ihnen noch denselben Abend die Zusicherung
rtheilen, daß sie eine Reisepension von 200 Dukaten jährlich drei
Jahre lang in Rom beziehen sollten. — Den 4. Mai 1791 traten
die Brüder ihre Wanderung nach Rom an; durch Deutschland größten-
heils zu Fuße. Die reiche Schönheit Roms fesselte bald den Land-
chaftsmahler so, daß ihm das Copiren nach andern Meistern nicht
weckmäßig schien. Den Historienmahler aber zogen die Idealgestalten
der Antiken und das wundersam Rührende in Raphaels Gemählden so
n, daß er ausschließlich nur dieses und jene nachzubilden bemüht
war. Indem sich also keiner von den beiden Brüdern auf die Auto-
rität eines Meisters oder einer Schule stützte, war ihr künstlerisches
Streben frei, und in Jedem entfaltete sich das Eigenthümliche seines
Genius. So ist in den landschaftlichen Darstellungen des jüngern
Bruders die üppige oft sogar etwas überreiche italienische Natur, wie in
en historischen Bildern des ältern jener nach dem Antiken strebende
Schönheitssinn, mit gemüthvollen Affecte verbunden, nicht zu ver-
ennen. Der französische Revolutionskrieg hemmte jedoch bald die
Verbindung Roms mit den Rheinländern; und es konnte den Brü-
ern kein Geld überschickt werden. Gerhard reisete den 14. Febr.
795 mit einem jungen Liefländer, der sein Freund war, von Rom
zu Fuße nach München, um sich durch Porträtmahlen Unterstützung
u verschaffen. Hier fand er bei seiner Ankunft Briefe von seinem
Bruder aus Rom, der ihm meldete, daß er unterdessen die Bekannt-
chaft des Lord Bristol gemacht, welcher mehrere Bilder von ihm ge-
kauft und andere bestellt habe, auch war die Pension nebst andern

Gelbern angekommen. Allein Gerhard zog es vor, bis zur Rückkehr seines Bruders aus Italien die Galerie zu München zu seinem Studium zu benutzen. Hier sah er eines Morgens einen kleinen, schwarz gekleideten Mann, der ihn mit großer Verwunderung betrachtete. Es war der Lord Bristol, der nicht wenig staunte, den jüngern Kügelgen, welchen er mit Aufträgen in Rom zurückgelassen hatte, hier auf einmal vor sich zu sehen. Wie nun den Engländer das Außerordentliche leicht anspricht, so verschafte diese Ueberraschung dem ältern Zwilling sogleich die volle Zuneigung des brittischen Sonderlings. Er kaufte mehrere seiner Bilder, wollte ihm Aufträge über Aufträge geben, und bot ihm eine Verlängerung der Reisepension von 100 Ducaten auf unbestimmte Zeit an. Voll Freude meldete der junge Künstler diesen Antrag seinem Freunde, mit dem er aus Italien nach Deutschland gewandert war, und der sich damals in Lausanne aufhielt. Allein derselbe kam ihm mit dem dringenden Wunsche entgegen, er sollte mit ihm nach Riga reisen, wo er als Kind in seiner Aeltern Hause alles Liebe erfahren werde. Ja es lag dieser Plan dem jungen Liefländer so sehr am Herzen, daß er erklärte, er wolle nur mit seinem Freunde, oder nie, seiner Aeltern Haus wieder betreten. Der junge Künstler stand jetzt an einem dunkeln Scheidewege. Dort riefen ihn sein Bruder und Italien, hier ein Freund in ein unbekanntes Land. Aber dieser Freund hatte im Augenblicke der Noth mit ihm sein Reisegeld brüderlich getheilt, er entschloß sich daher, ihn in seine Heimath zu begleiten. Da er während seines vierteljährigen Aufenthalts in München viele Miniaturporträts gemahlt hatte, so fehlte es ihm nicht an den Mitteln. Im Sept. 1795 kamen beide Freunde in Riga an, wo Kügelgen die erfreulichste Aufnahme fand. Unterdessen hatte sein Bruder Carl in Rom die Aufträge des Lord Bristol vollendet; da ihm aber die Revolutionszeiten den längern Aufenthalt in Italien verleideten, so folgte auch er der Einladung Gerhards nach Riga, bei dessen kunstsinnigen Bewohnern er ebenfalls eine liebevolle Aufnahme und viel Beschäftigung fand. Nach einem Aufenthalte von mehrern Jahren besuchten die Zwillinge im J. 1799 St. Petersburg. Hier beschäftigten den Porträtmahler ehrenvolle Aufträge vom dasigen Kaiserhofe, und der Landschaftmahler wurde vom Kaiser Paul, der ihm mehrere Bilder abkaufte, mit einem Gehalte von 3000 Rubeln angestellt. Nach wenig Jahren sahen sie sich in der Lage, um die Hand von zwei Schwestern anzuhalten, welche sie auf der Reise nach St. Petersburg in Reval kennen gelernt hatten. Da diese aus adeligem Geschlecht waren, so hielt man es für anständig, daß auch die Brüder den Adel ihrer Familie wieder herstellten. Als hierauf Carl von Kügelgen im J. 1803 eine Reise nach der Krimm machte, um in der dasigen schönen Natur seiner Kunst zu leben, besuchte Gerhard von Kügelgen die noch lebende Mutter in Coblenz, und ließ unter ihrem Schutze Frau und Kind, um bei den, aus aller Welt zusammengeraubten, Kunstschätzen in dem pariser Museum zu verweilen. Bald nach seiner Rückkehr von Paris starb seine Mutter. Betrübt durch diesen Verlust verließ der Künstler sein, ihm durch das französische Leben fremd gewordenes Vaterland, und wählte zu seinem Aufenthalte das kunstreiche Dresden. Hier lebte er mit seiner Familie seit dem Mai 1805. Die dasigen Kunstsammlungen gaben ihm Veranlassung zur fernern Entwickelung seines Kunststrebens, aber auf der Mitte seiner schönen Bahn, fiel er unter dem

Händen eines Raubmörders, eines sächs. Artilleristen, auf freier Straße nahe bei Dresden, den 27. März 1820. — Der Landschaftmahler lebt in Petersburg, oder auf dem Gute seines Schwagers, des Freih. v. Manteufel zu Kurkel in Liefland. Ideale Formen, dichterische Composition der innigste Ausdruck des innersten Lebens, künstlerische Darstellung, und ein schönes Colorit zeichnen im Allgemeinen die Werke Gerhards von Kügelgen aus. Es ist schwer die besten darunter zu nennen. Seine Magdalena und sein Johannes möchten wohl jedem Nachbildner unerreichbar sein. Sein Amor und seine Porträts von Göthe, Schiller, Herder und Wieland, erschienen in Kupfer gestochen zu Wien bei Artaria; und mehrere Umrisse wird sein Leben enthalten, das Prof. Hasse herausgibt. Die Werke seines Bruders Carl von Kügelgen sind größtentheils in dem Besitze des seitdem verstorbenen Lords Bristol, in Berlin, Riga, und in den Kunstsammlungen von Petersburg. Ein großer Atlas von Zeichnungen und Ansichten aus der Krimm ist noch in des Künstlers Besitz, der eine Krimmsche Galerie in 30 Bl. für den russ. Kaiser gemahlt, und jetzt von seinem Monarchen den Auftrag erhalten hat, eine ähnliche landschaftliche Galerie von Finnland zu mahlen. Auch beschäftigt ihn die Herausgabe einer mahlerischen Reise in die Krimm, für das Publicum. Eine treue und vollständige Erzählung von dem Leben und von den Werken beider Brüder (vom Prof. Hasse) findet man in den Zeitgenossen. St. XI.

Kuh (Ephraim Moses) wurde 1731 zu Breslau von jüdischen Aeltern geboren, und zeigte schon frühzeitig ein ungemein starkes Gedächtniß, eine große Lebhaftigkeit des Geistes und immer rege Wißbegierde. In der Folge bestimmte ihn sein Vater, ein begüterter Kaufmann, für die jüdische Gelehrsamkeit und das theologische Studium des Mosaismus. Doch entsprach der Erfolg den Erwartungen des Vaters keineswegs; denn obgleich der junge Ephraim das Wissenschaftliche des Judenthums mit seltener Begierde erlernte; so war doch Niemand im Stande, ihm für die scholastische Dogmatik, für die sophistischen Hypothesen und für die erkünstelten Subtilitäten der jüdischen Theologie Geschmack beizubringen. Deswegen wollte ihn der Vater darauf zum Kaufmann bilden, und ließ ihm Unterricht in der französischen, italienischen und englischen Sprache ertheilen. Durch die Erlernung dieser Sprachen gewann er Geschmack an der Lectüre, und mit ihr Kenntniß der neuern Literatur und Poesie. Nach dem Tode seines Vaters ging er nach Berlin, wo er als erster Commis in die Handlung seines Onkels trat. Hier war es, wo er sich durch seine Talente die Bekanntschaft und Freundschaft Mendelssohn's, Kamler's, Lessings und anderer Gelehrten erwarb, durch deren Umgang sich sein poetisches Talent zu entwikeln begann. Da er, außer seinem bedeutenden Gehalte, ein ansehnliches Vermögen besaß, so hätte er in Berlin in angenehmen Verhältnissen leben können; aber eine zu weit getriebene Gutherzigkeit, welche oft die Beute des listigen Betrügers wurde, verbunden mit einer an Verschwendung grenzenden Bücherliebhaberei, hatte in wenigen Jahren sowohl sein Vermögen, als seinen übrigen Erwerb, fast gänzlich erschöpft. Er verließ Berlin, durchreisete Holland, Frankreich, Italien, die Schweiz und Deutschland, und gerieth am Ende in eine so hülflose Lage, daß ihm seine Familie ein Capital zu seinem Unterhalte aussetzen mußte. Diese Umstände veranlaßten bei ihm eine gewisse Schwermuth, die nach und nach in wirklichen

Wahnsinn ausartete, von dem er nur durch die rastlose Thätigkeit eines geschickten Arztes gerettet werden konnte. In den lichten Zwischenräumen jenes Zustandes war es gerade, wo seine besten Gedichte ihre Entstehung erhielten. Nach seiner Wiederherstellung ward er 1785 durch einen Schlagfluß gelähmt und sogar der Sprache beraubt, worauf er am 5. April 1790 starb. Seine Gedichte erschienen nach seinem Tode unter dem Titel: Hinterlassene Gedichte von Ephraim Moses Kuh. 2 Thle. Zürich, 1792.

Kuhblattern, Kuhpocken, Schutzblattern, eine bei den Kühen vorkommende Krankheit, bei welcher sie Blattern an dem Euter bekommen. Man unterscheidet bis jetzt die Windblattern, weißen, gelben, schwarzen und blauen Kuhblattern. Die letztere Art derselben kommt zuweilen bei frischmelkenden Kühen, besonders im Holsteinischen, in England, epizootisch vor, und ist durch ihre Eigenschaft, sich bei den Menschen durch örtliche Ansteckung fortzupflanzen, und diejenigen, welche dergleichen Blattern gehabt haben, vor der Ansteckung der Menschenblattern zu sichern, besonders merkwürdig geworden. Das Weitere hierüber enthalten die Artikel Inoculation und Jennen. H.

Kuhlmann, (Quirinus), ein religiöser Schwärmer und Abentheurer, geb. 1651 zu Breslau, verließ die Rechtsstudien zu Jena, um Projecten zur Umkehrung aller Dinge nachzuhängen, worauf die Träumereien der Fanatiker und Chiliasten seiner Zeit und sein eigner Stolz, zum Theil auch wirkliche Verrücktheit in Folge einer schweren Krankheit, (1670) ihn geführt hatte. Er trieb sich als wandernder Prophet und eingebildeter Prinz Gottes, dem die Welt unterworfen sei, im ganzen protestantischen Europa herum, streute seine Orakelsprüche in verworrenen Versen (Kühlpsalter und andre wunderliche Schriften) allenthalben aus, wollte in Constantinopel und Kleinasien die Türken bekehren und kam endlich ganz verarmt nach Moskau, wo er auf Befehl des Patriarchen als Ruhestörer nebst einem Anhänger 1689 lebendig verbrannt wurde. Eine Secte zu stiften, war ihm nicht gelungen. E.

Kulichan (Tahmasp) auch Shah Nadir genannt, geboren im Jahre 1687, einer der größten und ausgezeichnetsten Männer, aber auch der abscheulichsten Monarchen, welche die Geschichte alter und neuerer Zeiten aufzuweisen hat. Er hieß eigentlich Nadir und war anfänglich persischer Feldherr, verließ aber bald den Militärdienst, und wurde Anführer einer gefürchteten Räuberbande. Der König von Persien, Tahmasp, ließ ihm gänzliche Verzeihung angedeihen, und erhob ihn wegen seiner großen militärischen Talente nach und nach zum obersten Feldherrn aller persischen Truppen. Bald aber empfand er die Folgen dieses unvorsichtigen Schritts. Denn Nadir, der sich nun auf seinen Befehl selbst Tahmasp Kuli (Sclav des Tahmasp) mit dem Zusatze Chan (des größten Ehrentitels, den ihm der König geben konnte) nannte, und das ganze Heer für sich gewonnen hatte, entthronte seinen Wohlthäter, als dieser ohne ihn mit den Türken Friede geschlossen hatte, bemächtigte sich hierauf im Namen des jungen Prinzen, der noch in der Wiege lag, als Vormund der Regentschaft, und ward im J. 1735, nach einem blutigen Siege über die Türken, und nachdem sein Mündel gestorben war, zum Könige von Persien erwählt. Seit dieser Zeit wird er Shah Nadir genannt. Seine Waffen waren überall siegreich; allein er vergoß zahlreiche Ströme Bluts, ließ einen Haufen

Ueberwundener hinrichten und ihre Länder in Einöden verwandeln. Ja er wüthete selbst gegen seine eigene Unterthanen mit der empörendsten Grausamkeit. Seine Soldaten waren durch die vielen Kriege und dabei verübten Plünderungen ausnehmend bereichert worden, und ihm daher so ergeben, daß es Niemand wagen durfte, dem blutdürstigen Tyrannen die Spitze zu bieten. Selbst der Haß der Geistlichen, welchen er viele Einkünfte entzogen hatte, vermochte nichts gegen ihn, und alle Pläne, ihn vom Throne zu stoßen, wurden schon in ihrer Entstehung vereitelt. Sein größter, aber auch abscheulichster Feldzug war derjenige, welchen er im J. 1739 gegen den Großmogul von Hindostan unternahm. Schah Nadir wußte sich theils durch seine überall siegreichen Waffen, theils durch Verrätherei den Besitz aller Länder desselben zu verschaffen, plünderte und brandschatzte, ließ die Hauptstadt Delhi einäschern und über zweihunderttausend Einwohner niederhauen, wobei er noch die Bosheit beging, sich selbst für eine von Gott gesandte Strafe der Völker zu erklären. Doch endlich hatte die Stunde geschlagen, die seinen Gräuelthaten ein Ziel setzen sollte. Es ward eine Verschwörung gegen ihn gestiftet, an deren Spitze sein Neffe und noch ein anderer Statthalter standen. Als die Verbündeten auf ihn eindrangen, flehte er um Gnade; allein man rief ihm zu, daß derjenige, welcher niemals in seinem Leben Gnade ertheilt, auch keine zu empfangen werth sei. Und so hauchte dieser Wütherich unter den Streichen der Mörder im Jahre 1747 seinen Geist aus.

Kuma oder Kyme, die größte und vornehmste Stadt Aeoliens und zugleich eine der ältesten, am Aegeischen Meer. Von ihr hat die kumaische oder kumanische Sibylle den Namen, und Hesiodos war hier geboren. Uebrigens galten nach Strabon die Einwohner für etwas einfältig. Eine kumäische Colonie war die ebenfalls sehr alte Stadt Kumä in Unter-Italien, und zwar in Campanien. Mit den Kumäern zugleich hatten sie, der Sage nach, die Phocäer angelegt, und die Bewohner Italiens versetzten späterhin die asiatische Sibylle hieher, welcher Annahme auch Virgil in der Aeneis folgt. Die Grotte der Wahrsagerin lag in dem der Göttin Trivia geweihten Haine und in ihrer Nähe war der Acharusische See. In dieser Gegend besaß Cicero ein Landgut, das daher das kumanische hieß.

Kunkellehn (von Kunkel, die Spindel, oder auch das Spinnrad) heißt dasjenige Lehn, welches entweder Frauen verliehen ist, oder auf Frauen forterben kann. Reines Kunkellehn, welches nur auf Frauen forterbt, gibt es nicht: denn sobald männliche Erben da sind, fällt das Lehn auf diese. In demselben Sinne heißt Kunkeladel ein solcher Adel, der, bei einem unadeligen Vater, von der Mutter herstammt.

Kunst. I. Im weitesten Sinne. Alle Kunst ist etwas Practisches, d. h. auf freien Kraftäußerungen vernünftig-sinnlicher Wesen in der Sinnenwelt Beruhendes, denn sie ist (subjectiv) die Geschicklichkeit oder Fertigkeit vernünftig-sinnlicher Wesen, gewisse, nach freien Zwecken bestimmte, regelmäßige Wirkungen hervorzubringen; oder (objectiv) das ganze Gebiet der äußern Wirkungen und selbstständigen Erzeugnisse dieser freien Thätigkeit in der Sinnenwelt. Die Aeußerungen aber, und mithin diese Wirksamkeit selbst, sind um so vollkommener, je mehr durch sie etwas für sich Bestehendes, d. i. ein selbstständiges, zu jenen Zwecken in allen seinen Theilen übereinstimmendes Werk hervorgebracht wird, welches wir in so fern Werk der Kunst im eigentlichen Sinne des Worts, oder Kunstwerk nennen; unterschieden von Kunststück, welches seinem innern Werthe nach von weniger

Bedeutung ist, und gewöhnlich nur den Zweck hat, eine überraschende Fertigkeit im Hervorbringen flüchtiger und vorübergehender Wirkungen, durch kluge Uebung erworben, oder nur auf Sinnenschein und Täuschung gegründet (Blendwerk), an den Tag zu legen. Durch jene Bestimmung ist nun die Kunst von der Natur und ihren Erzeugnissen (Naturproducten) unterschieden, welche wir nur uneigentlich, und durch gewisse auffallende Aehnlichkeiten an den äußern Erscheinungen geleitet, Künstlerin und künstlich nennen (s. d. Art. Kunsttriebe): denn die Natur wirkt, ob sie gleich wie die Kunst hervorbringt, nach nothwendigen Gesetzen bewußtlos ihre Erscheinungen. Von der andern Seite ist jedoch die Kunst durch die Natur begründet, und durch sie allein möglich gemacht. Sie setzt einen Stoff voraus, den sie gestaltet, und der sich auf die Erscheinungen der Natur unmittelbar oder mittelbar bezieht. Der Mensch kann nämlich, wie schöpferisch auch seine Einbildung wirke, dennoch keinen Stoff im eigentlichen Sinne erschaffen. Seine Schöpfung bezieht sich also auf Formgebung; die höchste ist eine originelle Combination. Er empfängt den Stoff, in welchen er bildet, von der Natur und Geschichte, und dieser Stoff muß eben sowohl der Bildung zu vernünftigen Zwecken fähig, als der Mensch für die Auffassung, Wahrnehmung und Bearbeitung desselben empfänglich gedacht werden. In Hinsicht auf dessen Kunstfähigkeit insbesondre ist die Kunst schon dadurch von der Natur abhängig, daß der Mensch zugleich Naturwesen ist, und die Natur in ihm die höchste, und bekannte Stufe der Vollkommenheit und Bildung erreicht hat. Vermittelst letzterer faßt er die Natur auf, lernt die Gesetze kennen, und auf dieselbe zur Erreichung seiner Zwecke gesetzmäßig einwirken. Die Gesetze, nach welchen er Werke der Kunst hervorbringt, sind daher zugleich Naturgesetze, d. h. in seiner Anschauung der Natur gegründet, aber er verfolgt sie mit Bewußtsein und Willkühr. Von der Wissenschaft aber ist die Kunst hauptsächlich dadurch verschieden, daß jene Erkenntniß der Natur und des Zusammenhanges der Dinge ist, und als höchste Wissenschaft (Wissenschaft schlechthin, oder Philosophie) die nothwendigen Gesetze des Denkens und Seins aufsucht, und über die Erscheinung hinausgehend, den Grund der Erscheinungen und ihren Zusammenhang zu erforschen strebt. Die Wissenschaft also beruht auf dem Wissen, oder besteht in dessen Ausbildung, und ist mithin auf die theoretische Thätigkeit des Geistes gegründet. Die Kunst aber hat es zu thun mit Etwas, das weder selbst ein Wissen ist, noch blos oder unmittelbar durch das Wissen um einen Gegenstand, ohne äußere Fertigkeit und Kraftübung, hervorgebracht werden kann, obgleich es auch nicht ohne alles Bewußtsein, und ohne Anwendung des Verstandes hervorzubringen möglich ist. Darum war es falsch, wenn man sonst einige schöne Künste, z. B. die Poesie, weil sie die geistigste ist, und sich, wie die Wissenschaft, zu ihrem Darstellungsmittel der Sprache bedient, schöne Wissenschaften nannte. Dadurch aber sind Wissenschaft und Kunst wiederum verbunden, daß letztere, wie eben angedeutet wurde, eine Art der Erkenntniß überhaupt (Wissenschaft im weitesten Sinne), bei aller Kunstübung voraussetzt, daß ferner auch die Wissenschaft, als Product und Resultat der ausgebildeten Erkenntniß gedacht, eine gewisse Fertigkeit oder Geschicklichkeit (Kunst im weitern Sinne), den Zusammenhang der Gedanken nach Ideen zu leiten und zweckmäßig anzuordnen, erfodert, daß endlich auch die Wissenschaft, in sofern sie sich in selbst-

ständigen, und von dem Innern, worin sie erzeugt worden, sich absondernden Werken darzustellen und mitzutheilen strebt, in diesen Darstellungen Kunst ist, wenn gleich diese Kunstform nicht die Form der schönen Kunst ist, der sie sich jedoch in verschiedenen Gattungen wissenschaftlicher Darstellung mehr oder weniger annähern darf. Denn die Kunst äußert sich vorzüglich als die vom Geiste ausgehende Fertigkeit, in irgend einem Gebiete etwas Selbstständiges hervorzubringen, oder für Andre darzustellen. Wiederum wird auch die Kunst durch Wissenschaft erkannt und in ihren Werken beurtheilt. Daher die Kunstphilosophie und alle Theorie der Künste. Wir sprechen daher das Verhältniß der Kunst zur Wissenschaft in der Kürze also aus: Die Kunst ist, ihrem Wesen nach, Darstellung, will etwas Inneres zur Erscheinung bringen, und nicht das Wissen ist bei ihr die Hauptsache, sondern das äußerlich Hervorgebrachte; die Wissenschaft weilt im Kreise des Allgemeinen, der Gesetze und des Zusammenhanges der Dinge, bei ihr ist also die Darstellung nicht die Hauptsache, sondern das Bewußtwerden geistiger Wahrheiten durch Begriffe und deren Verbindungen. Wollen wir aber das Wesen der Kunst genauer betrachten, so müssen wir auf das Bedürfniß zurückgehen, welches den Menschen überhaupt antreibt, durch Bearbeitung des von der Natur empfangenen Stoffs, und Umbildung vorhandener Formen, Veränderungen in der Erscheinungswelt hervorzubringen, und die Natur zu seinen Zwecken zu behandeln. Das Bedürfniß, welches ihn hierzu treibt, ist die Wahrnehmung oder das Gefühl, daß die einzelnen Umgebungen und Erscheinungen der Natur und des Menschenlebens, mit den ihm eigenthümlichen, oder mit andern gemeinschaftlichen Zwecken, nicht immer übereinstimmen. In wiefern er nun theils den Drang, zu wirken, lebhaft in sich fühlt, theils die Natur nach ihren Gesetzen erkannt, und mithin auf sie gesetzlich zu wirken, sie zu bilden und behandeln gelernt hat; in sofern sucht er auch den selbstthätig vorgesetzten, oder ihm gegebenen Zweck, und die vorhandenen Mittel zur Erreichung desselben vergleichend, das noch Mangelnde durch Combination zu ergänzen, und erzeugt dadurch in sich die Vorstellung von etwas Aeußerm, das als Mittel, die Foderung des Gedankens und seiner innern Welt überhaupt mit den äußern und vorhandenen Erscheinungen zu verbinden, eintreten soll: er erfindet und dichtet. Herrschaft des Geistes über die Natur ist somit aller Kunst Wesen und Kennzeichen, und aller Kunstbestrebungen letzter Zweck und Erfolg beruht darauf, daß mit dem wachsenden geistigen Bedürfnisse des Menschen die Natur und seine Umgebungen zu seinen idealen Foderungen immer mehr erhoben werden. II. Künste. Freie Künste. Durch ihre nächsten Zwecke, und durch das nächste Bedürfniß, worauf sich die Werke der Kunst gründen, so wie durch die herrschenden Kräfte, welche bei ihrer Hervorbringung wirksam sind, und die Art, wie sie dabei in Wirksamkeit gesetzt werden, unterscheidet man Gebiete oder Classen der Kunst, oder Künste. Jene Zwecke sind aber, in Beziehung auf die Idee der Humanität, niedere oder relative, d. h. sie finden nur in Beziehung auf die höchsten Statt, und sind ihnen in Einsicht auf die Bestimmung des Menschen näher oder entfernter untergeordnet (solche sind z. B. Vergnügen, Nutzen), oder höhere und absolute und somit sind auch die Bedürfnisse niedere oder höhere; äußere, welche sich auf den Körper und die Sinnlichkeit beziehen, oder innere, aus dem Gemüthe selbst hervorgehende. Einige setzen ferner mehr die Kräfte des Körpers, andere

mehr die geistigen Kräfte, und zwar einseitig (z. B. den Sinn, den Verstand ꝛc.), oder allseitig in Bewegung. Endlich, die Wirksamkeit dieser Kräfte ist mehr mechanisch und mit Anstrengung verbunden (Arbeit), oder freie, leicht von Statten gehende Thätigkeit, die in ihrer Aeußerung ihren eigenen Genuß findet, und sich selbst zur Vollendung ihrer Werke anreizt (Spiel); und hiernach sind die Künste gebundene (mechanische), oder freie Künste. Beiläufig muß hier bemerkt werden, daß man freie Künste (artes ingenuae, liberales, bonae) diejenigen Kenntnisse und Fertigkeiten nannte, welche bei den Alten zu dem Unterrichte der Freigebornen gehörten, und die man eines freien Mannes würdig achtete, entgegengesetzt den Beschäftigungen der Sclaven (artes serviles), worunter man größtentheils mechanische Arbeiten verstand. Man nahm dabei den Ausdruck Kunst nicht so streng, und rechnete daher auch Wissenschaften hinzu. Gewöhnlich redet man von sieben freien Künsten, nämlich Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Musik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie, nach dem bekannten alten Gedenkverse:

Gram loquitur, *Dia* verba docet, *Rhe* verba ministrat,
Mus canit, *Ar* numerat, *Ge* ponderat, *As* colit astra.

Diese Gegenstände machten den allgemeinen Lehrcursus in der Erziehung der Alten aus. In spätern Zeiten wurden freie Künste auch die unzünftigen Gewerbe genannt, und den zunftmäßigen entgegengesetzt. Die freien Künste in unserm Sinne nun, selbst die, welche auf edleren Bedürfnissen beruhen, haben entweder einen außer ihren Werken liegenden Zweck, zu welchem sie Verstand oder Willen hinleiten wollen, und zu dessen Erreichung also diese nur Mittel sind, weshalb sie auch nicht rein für sich selbst gefallen — (sie können daher relative Künste genannt werden, und zu ihnen gehört z. B. selbst die Redekunst); oder sie sind solche, deren Werke nur die Erscheinungen des begeisterten Gemüths darstellen, und als solche Darstellungen durch sich selbst gefallen. Ihnen liegt das höhere Bedürfniß und der Wunsch zum Grunde, die Momente innerer Anschauungsfülle, die Ideale der Phantasie, so wie die Momente der vollkommensten, idealsten Wirklichkeit gleichsam für die Ewigkeit festzuhalten, und in selbstständigen, in sich abgeschlossenen, der Anschauung durch sich selbst würdigen Formen auszuprägen. Diese Künste werden wir daher absolute Künste, oder vorzugsweise Künste, und ihre Werke Kunstwerke nennen. Denn die Darstellung, welche der Kunst Kennzeichen ist, wird hier auf das Höchste gebracht, zu etwas Absolutem erhoben, indem in der Darstellung selbst das Ideale auf eigenthümliche Weise und in allen ihren Theilen zur vollkommensten Anschauung gebracht wird, oder zur Erscheinung kommen soll. Dieses geschieht dadurch, daß die Idee sich mit der dargestellten Form unzertrennlich verbindet, so daß diese gleichsam um ihrer selbst willen da ist. Nun aber besteht die Schönheit, welche nebst der Wahrheit und Güte zu den höchsten Ideen der Menschheit gehört, in der Uebereinstimmung des Sinnlichen und Individuellen mit dem Idealen, als dessen vollendete Form es erscheint, oder kürzer, in der Vollkommenheit der Erscheinung. Die absoluten Künste sind also keine andern, als die sogenannten schönen Künste; und darum werden diese eben vorzugsweise Künste, ihr Inbegriff Kunst schlechthin, so wie ihre Werke Kunstwerke genannt. In ihnen herrscht die Schönheit, die durch sich selbst gefällt, ohne fremde Beziehung, und ihren Zweck in sich

selbst trägt, dahingegen die Werke der relativen und niedern Kunst dem Nutzen und der Brauchbarkeit huldigen, auch nicht einzeln und für sich, sondern nur in ihrer Gesammtheit, und auf ihren höchsten Gipfel erhoben, auf Schönheit, als letzten Zweck aller Hervorbringungen, hinzielen, indem nämlich das Nützliche und Zweckmäßige mit der fortschreitenden Bildung der Menschen immer mehr sich mit dem Gefälligen und durch seine Form Bedeutsamen vereint, ja mit dem allmälig verminderten Widerstande des äußern Stoffs, das Arbeiten und Bilden des Menschen in demselben überall leichter, freier und geistiger wird. III. Schöne Kunst, oder Kunst vorzugsweise; Kunstwerk: dessen Erfodernisse; Künstler. Die Kunst, von welcher wir hier sprechen, ist also die freie Darstellung des Schönen in selbstständigen, anschaulichen Werken, und das Kunstwerk eine einzelne Darstellung (ein Werk) dieser Art. Man hat oft die Kunst Nachahmung der Natur genannt; in wiefern wir aber unter Natur wie dieser Ausdruck am gewöhnlichsten genommen wird, nur die uns umgebenden Dinge, oder die Erscheinungen und Veränderungen der Natur verstehen, in sofern steht die Kunst, als Eigenthum des freien Wesens, höher als diese, und die Schönheit ist dem Kunstwerke, das nach Ideen erzeugt wird, wesentlich und nothwendig, d. h. sie gehört zu seinem Begriffe, und ohne Belebung durch Schönheit kann von keinem wahren Kunstwerke die Rede sein: den einzelnen Naturerscheinungen, welche aus dem Individuellen bewußtlos entstehen, ist hingegen die Schönheit nur zufällig. Der Mensch, als höheres Naturwesen, vermag daher Werke hervorzubringen, die ihrer Bedeutung nach die einzelne Naturerscheinung weit übertreffen. Die Kunst kann also auch in diesem Sinne nicht Nachahmerin der Natur sein. Aber in einem höhern Sinne ist die Natur selbst, oder die Welt, die höchste lebendige Schönheit; indem sie als allumfassende Mannichfaltigkeit sinnlicher Erscheinungen in Wechselwirkung mit dem Geiste, der sich in ihr vollkommen offenbart, auch das vollkommenste Ganze bildet, in welchem die höchste Mannichfaltigkeit und Einheit, die höchste Ruhe und Bewegung sich verbinden, und alle streitenden Gegensätze vereinen. In diesem Geiste gedacht, und als die nimmer ruhende, bei keiner Bildung stehen bleibende, bildende Kraft, als rastlose Erzeugerin der unendlichen Fülle endlicher Producte und Gestalten, schwebt sie als Vorbild über dem menschlichen Kunstwerke, und nach ihrer Idee werden die einzelnen äußeren Erscheinungen von uns beurtheilt. Denn vermöge jener Fähigkeit, von der äußern Welt allseitig berührt zu werden, welche an ein besonderes System fein gebildeter Organe geknüpft ist, und indem sich im Menschen die Elemente der ganzen uns sichtbaren Welt so innig vereinen, daß die beseelte Menschengestalt uns selbst als das vollkommenste Sinnbild der Welt (als eine Welt im Kleinen) erscheint, spiegelt sich im Geiste gleichsam die Natur: und wie der Mensch sich als das Ebenbild der Gottheit erkennt, so ist auch das anschauliche Werk, das in diesem Geiste empfangen wird, Nachschöpfung, oder ein Sinnbild der lebendigen Welt, abgeschlossen und selbstständig wie sie, und die mannichfaltigen Gestalten und Wirkungen der Natur erhalten einen höheren Glanz, wenn sie in geistiger Beziehung, wie Strahlen in einem Spiegel, aufgefaßt, und in einem idealen Bilde zurückgeworfen werden. Auch vermag der Mensch den Sinn und die Idee der Naturerscheinungen aufzufassen, und die Veränderungen der Natur selbst auf demjenigen Puncte zu ergreifen, wo sie am meisten der Idee sich nähern. Und in diesem Sinne kann man von Nachah-

mung der Natur, — nicht ihrer einzelnen sinnlichen Erscheinungen, — reden, da ohnehin nicht letztere allein, sondern auch das innere Leben der Menschheit, und dessen Einwirkung auf die äußere Umgebung, sofern es sich der Einbildungskraft anschaulich vorstellbar, als abgeschlossenes Bild in mannichfaltigen Charakteren, Gruppen, Thaten und Schicksalen der Menschen, überschauen läßt, mithin als Geschichte zu einem Gegenstande der Kunst erhoben wird. Die freie Darstellung des Schönen, wie wir die Kunst nannten, ist aber zugleich Darstellung des Lebens; denn das Schöne ist etwas Lebendiges, und darstellen läßt sich nur etwas Inneres, was zum Leben gehört, oder das Leben ausmacht. Das Kunstwerk soll aber vollendete Darstellung sein, mithin das vollendete Leben, oder die Erscheinungen, Aeußerungen und Regungen eines genialen Gemüths, (d. i. eines solchen, in dem die höchsten Kräfte, vorzüglich aber Vernunft, Phantasie und Gefühl in einem natürlichen Gleichgewichte stehen, und das von einem höheren Geiste, dem Geiste der Welt, gleichsam bewegt wird,) mithin zugleich die Idee des menschlichen Lebens in seinen verschiedenen Gestalten und Aeußerungen in einem organischen Bilde zur äußern Anschauung bringen. Das Kunstwerk ist also gleichsam das Zeichen, durch welches dieses innere Leben festgehalten werden soll, und das Product eines lebendigen Dranges; mithin zwar nicht das (innere oder äußere) Leben selbst (dadurch steht es auch in gewisser Hinsicht hinter der Naturerscheinung zurück), sondern nur Schein, oder die vollkommenste Erscheinung desselben (wodurch es sich über die Naturerscheinung erhebt). Aber der Künstler muß das Leben in sich tragen, und es darzustellen wissen als den eigentlichen Gegenstand des Kunstwerks: und so wird er auch das Schöne darstellen. Ferner ist das Kunstwerk ein endliches und individuelles Werk, die Schönheit Idee; die nähere Bestimmung ist also: 1) die Schönheit ist das Gesetz des Kunstwerks, die Beziehung auf dieselbe dem Kunstwerke wesentlich; aber 2) das Kunstwerk, als einzelnes Werk, umfaßt nicht die Schönheit, schließt nicht die höchste Schönheit ein (denn diese ist unendlich, Aufgabe aller Kunstwerke, und wird nur durch die ganze Kunst, d. i. durch das unendliche Ganze aller Kunstwerke aller Zeiten und Völker fortschreitend realisirt), sondern es stellt nur 3) das Schöne dar, d. h. die Schönheit an einem einzelnen, individuellen Gegenstande, oder das Ideale (das Leben) in individueller Gestalt. In letzterer Beziehung nehmen die Kunstwerke, wie die Naturerscheinungen, nach der Verschiedenheit der Ideen, die in den Dingen waltet, bald mehr den Charakter des Erhabenen (gleichsam des männlich Schönen; s. d. Art Erhaben), bald mehr den Charakter des Reizenden, der Anmuth, der Grazie (oder des weiblich Schönen), und alle andere Modificationen (z. B. des Ernstes und Scherzes) an, deren das innere Leben und seine Aeußerung, wie überhaupt die Schönheit fähig ist (s. d. Art. Schönheit). In ersterer Beziehung, oder in sofern die Schönheit Gesetz und Aufgabe der Kunst ist, muß jedes Kunstwerk ideal (von einer Idee belebt), individuell (diese Idee in eigenthümlichen, mannichfaltigen Zügen ausdrückend — in Beziehung auf gewisse darzustellende Gegenstände auch charakteristisch genannt) und beides in inniger Durchdringung (mithin harmonisch überhaupt, gegliedert in seinen einzelnen Theilen, und abgeschlossen wie eine eigene Welt, oder organisch); in Beziehung auf den Künstler und seine innere Anschauung, welche als rein menschliche Anschauung zur äußern Erscheinung gebracht werden soll, objectiv (keine zufällige, mit der rein mensch-

licher Anschauung nicht bestehende Subjectivität des Darstellenden verrathend, sondern gegenständlich und selbstständig) frei und originell (aus dem Innern selbstthätig, ohne sichtbare Mühe, nicht aus Nachahmung oder bloßer Reflexion, sondern aus einem eigenthümlichen Drange des genialen Menschen entsprungen), endlich in Beziehung auf den regelmäßigen Gebrauch der Darstellungsmittel auch correct (s. d. Art. Correctheit) sein. Denn die Schönheit, als Vollkommenheit der Erscheinung, ist ja in sich selbst die höchste, vollkommenste Harmonie des Idealen und Inviduellen in der Erscheinung, die Offenbarung des Göttlichen in sinnlich vollendeter Hülle; in welcher Ansicht die eben angegebenen Erfordernisse des Kunstwerks, d. i. Idealität, Individualität, Organismus, Objectivität, Originalität, Correctheit u. s. w. eingeschlossen sind, und das Gesetz der Kunst: Idee und Form, sollen in dem Kunstwerke unzertrennlich eins sein, ausgesprochen ist. Was wir von dem Kunstwerke, der Idee der Kunst gemäß, fodern, dazu muß der Künstler die Fähigkeit in sich tragen. Das Leben soll er darstellen, was sich im Gleichgewichte des Geistigen und Sinnlichen als vollendet zeigt. Die höchsten geistigen Lebensthätigkeiten also, vornehmlich die, durch welche wir der Ideen und ihrer Darstellung in anschaulichen Sinnbildern des Lebens fähig sind (Vernunft und Phantasie), müssen mit hoher Energie in unzertrennlicher Verbindung also wirksam sein, daß das innere Leben, als rein menschliches, leicht seinen entsprechenden Ausdruck, die Idee ihre harmonisch ausgebildete Form und Hülle finde, und in dieser Wirksamkeit das innere Gefühl sein Ideal belebt. Eine solche Beschaffenheit des Gemüths, deren herrschendes Organ, (weil hier von Darstellung, als dem Wesentlichen der schönen Kunst, die Rede ist,) die von dem Gefühle des Unendlichen angeregte Phantasie sein muß; eine solche glückliche Harmonie der höchsten Kräfte des Gemüths ist nicht Sache der Freiheit allein, nicht des Fleißes und der Anstrengung, nicht durch Klarheit des Wissens erreichbar; jene Originalität des Kunstwerks setzt vielmehr eine Originalität des Künstlers, und zwar die Originalität der Schöpfungskraft, mit einem Worte die Genialität voraus, welche als Anlage angeboren, durch Freiheit nur entwickelt und ausgebildet wird (s. Genie). Ja das wahre Kunstwerk wird nur durch Genialität hervorgebracht, daher man das Kunstgenie auch vorzugsweise Genie genannt hat. In der Wirklichkeit giebt es aber unendliche Verschiedenheiten der Genialität und Grade der Künstlerkraft, deren niedere wir mit dem Namen der einzelnen Kunsttalente belegen, die sie bald auf das Innere des Kunstwerks, bald mehr auf das Aeußere beziehen, und dann technische Fertigkeiten genannt werden, die sich mit dem Genie leicht verbinden. Denn wir unterscheiden beim Bilden des Werks selbst wiederum den Entwurf von seiner Ausführung, und von der Darstellung im engsten Sinne (s. Darstellung). Wie nun dem Künstler, kraft der in ihm herrschenden idealen Phantasie, eine begeisterte Weltanschauung eigen ist, welche ihm die Dinge von ihrer bedeutsamsten Seite zeigt, und durch welche er den Naturgeist ergreift, den Sinn des Menschenlebens deutet, und eine neu entdeckte Welt aus seinem Innern hervorgehen läßt: so ist auch die Stimmung selbst, in welcher das vollendete Werk der Kunst entspringt, immer eine begeisterte, — Begeisterung (s. d. Art. Begeisterung). In dieser Begeisterung offenbart sich uns die höhere ausgezeichnete, gleichsam von der Gottheit angeregte Natur des Künstlers dadurch, daß er mit einer fast instinctmäßigen Nothwendig-

keit, bei welcher die Rücksichten auf das Aeußere, auf seine Persönlichkeit und alle einseitige Reflexion ganz verschwinden, obgleich auch nicht ohne höhere Besonnenheit, und ungetheilte Aufmerksamkeit auf das ihm vorschwebende Ideal, etwas hervorbringt, was sich nach seiner inneren Bedeutung dem einzelnen Naturproducte keck entgegenstellt, weil es ein unmittelbares Abbild der Idee ist, die in dem Gemüthe waltet. Und in dieser seltenen Zusammenstimmung und Harmonie einer bewußten und bewußtlosen Thätigkeit im Künstler, in jener Sicherheit und Nothwendigkeit, mit welcher der Künstler das Gesetz lebendig übt, ohne an dasselbe zu denken, das Ideale darstellt, ohne sich der Idee abgesondert von der Gestalt bewußt zu sein: hierin liegt eben das Wunderbare und Räthselhafte des Genius. Nicht minder auch in dessen geheimer und tiefer Entwickelung, so wie in seiner schnellen Aeußerung. Die Genialität des Künstlers begreift aber auch eine glückliche äußere Organisation, namentlich in Beziehung auf diejenigen Sinne, durch welche wir die vollendeten Formen der Erscheinungswelt auffassen und darstellen (Schönheitssinne), auf deren Gegenstände sich die Phantasie bezieht, und von welchen sie gleichsam die Elemente ihrer Darstellungen empfängt. Nächstdem bedarf der Künstler auch gewisser erworbener, wenn auch durch seine Natur ihm erleichterter technischer Fertigkeiten, der Uebung in der Welt- und Lebensanschauung, und im Gebrauche besonderer Darstellungsmittel (denn jede Kunst hat als Darstellung ihre besonderen technischen Grundlagen, und folgt den durch die Natur bestimmten Gesetzen, nach welchen ein besonderer Stoff bearbeitet wird), und dieses ist das eigentliche Erlernbare in der Kunst. Dieser erwerblichen Fertigkeiten und Kenntnisse bemächtigt sich der geniale Geist bei der Darstellung, und handhabt sie frei, jedoch zweckmäßig, um das im Geiste Vollendete auch äußerlich vor die Anschauung zu bringen. Der mechanische Künstler aber besitzt nur diese Fertigkeiten, der correcte folgt nur der Regel, nicht dem inneren Drange, der blos talentvolle schafft glänzende Einzelnheiten, aber kein Ganzes, setzt leicht und glücklich Gegebenes zusammen, bildet auch wohl originell und neu, aber nicht aus voller Kraft, ein gediegenes, organisches Werk, von hoher Musterhaftigkeit und unsterblicher Dauer.

IV. Schöne Künste, Eintheilung derselben. Die Kunst ist ihrem Wesen nach Eine, und umfaßt ein unendliches Gebiet von Darstellungen. In diesem unendlichen Gebiete unterscheiden wir Classen der Darstellungen, in welche wir die allgemeine künstlerische Thätigkeit unter gewissen Modificationen oder bestimmten Beschränkungen wirken sehen. Die Eintheilung dieser Classen ist verschieden, nach verschiedenem Zwecke und Bedürfniß. Eine ästhetische, mithin wissenschaftliche Eintheilung der schönen Kunst in schöne Künste, welche von Verschiedenheiten handeln soll, die sich auf die Schönheit der Kunstdarstellungen, oder das innere Wesen der Kunst selbst beziehen, muß von der nothwendigen Verschiedenheit der Darstellungsmittel ausgehen, deren sich der Mensch als vernünftig sinnliches Wesen bedienen kann, auch muß sie das ganze Kunstgebiet leicht übersehen lassen, und die Verwandtschaft des Einzelnen andeuten. Nun heißt aber darstellen, zur Erscheinung bringen: die ihrem Wesen nach verschiedenen Darstellungsmittel beziehen sich also auf die verschiedenen Gebiete der Erscheinungswelt, und die Organe für die Auffassung und Darstellung derselben. Wie wir daher eine innere und äußere Erscheinungswelt, einen innern und äußern Sinn unterscheiden, so unterscheiden wir auch Künste des äußeren Sinnes und Kunst des inneren Sinnes.

Nur können die Darstellungsmittel der schönen Künste ersterer Art nur auf den Empfindungen der edleren oder der Schönheitssinne, vermittelst deren wir selbstständige äußere Formen in ihrem Bestehen, so wie in ihren Verhältnissen zu einander, mit einem Gefühle der Lust wahrnehmen, gegründet sein. Dieses sind aber Gesicht und Gehör. Auf diese beziehen sich also die bildende und die tönende Kunst. Jene stellt unter der Form des Sichtbaren, diese unter der Form des Hörbaren dar. Alle Sinnenempfindungen aber umfaßt der Gedanke mittelst der Einbildungskraft (der individuelle Gedanke). Diejenige Kunst also, welche das Leben durch Gegenstände des inneren Sinnes, d. i. durch die Vorstellungen der Einbildungskraft, zunächst für die Einbildungskraft darstellt, oder die Kunst des inneren Sinnes, ist die Poesie ποίησις, Dichtkunst vorzugsweise). Das allgemeine Organ der Schöpfungskraft schöner Kunstwerke ist ihr eigenthümliches, und sie bezieht sich erst mittelst desselben auf die äußeren Sinne. Sie ist daher die mittelbarste und geistigste Kunst, bedarf daher aber auch für ihre Darstellungsmittel noch besonderer äußerer Zeichen, der Worte, als der eigenthümlichen Zeichen der Gedanken; doch beruht nicht in den Worten, noch in den Tönen für sich, das Wesen der Poesie, weshalb sie auch fälschlich zu den tönenden Künsten gerechnet worden ist (s. d. Art. Poesie). Dieses aber sind die drei Elementar- oder Stammkünste. Andere sind abgeleitete, und zwar entweder einfache abgeleitete, untergeordnete, wie die Mahlerei, Bildhauerkunst (Plastik, Sculptur), Baukunst, und diesen analog, jedoch mit Rücksicht auf die successive Erscheinung eines Kunstgartens, auch die Gartenkunst; oder zusammengesetzte abgeleitete, welche man auch Uebergangskünste nennen könnte. Letztere sind die Declamation und Mimik, von denen die erstere von der Poesie zur tönenden Kunst, diese von der Poesie zur bildenden Kunst den Uebergang macht; aus Declamation und Mimik entspringt die Schauspielkunst; die Tanzkunst aber bildet den Uebergang von der Mimik zur tönenden Kunst. (Andere Eintheilungen der schönen Künste mag man in W. T. Krugs Versuch einer systematischen Encyklopädie der schönen Künste, Leipzig, 1802, §. 15. u. f. f. nachsehen). Wie nun die schönen Künste unter einander verschieden sind, so weichen auch die Erfordernisse des Künstlers, in Hinsicht auf diese verschiedenen Gebiete der Kunst, von einander ab, und es ist diese Genialität (des bildenden Künstlers, oder des Tonkünstlers z. B.) durch das besondere Darstellungsmittel, durch die natürliche Anlage, welche der Gebrauch desselben voraussetzt, und die vorwaltende Beziehung desselben auf gewisse Thätigkeiten des Geistes (z. B. des Hörbaren auf das Gefühl, des Sichtbaren auf die Beurtheilungskraft) genauer modificirt. V. Kunstphilosophie, Theorie der schönen Künste. Die Wissenschaft von der schönen Kunst, und den besonderen Gebieten derselben (schönen Künsten), kann man die Kunstwissenschaft nennen. Handelt sie von der schönen Kunst, und den Künsten überhaupt, ihrer Idee nach, oder in unmittelbarer Beziehung auf die Idee der Schönheit, welche durch sie verschieden dargestellt wird, so ist sie Kunstphilosophie, und macht einen Haupttheil der Aesthetik aus (s. d. Art. Aesthetik). Als Kunstphilosophie handelt sie von der schönen Kunst überhaupt (allgemeine Kunstphilosophie, wovon wir hier einen kleinen Umriß gegeben haben), und von den einzelnen schönen Künsten in der angegebenen Beziehung. Letzterer Theil der Kunstphilosophie wird auch die ästhetische Theorie der schönen Künste genannt, und macht die angewandte, oder besondere Aesthetik aus. Da aber jede Kunst, wie oben gesagt worden ist, ihre äußere Grundlage,

oder ihr eigentlich Technisches hat, so gibt es auch eine technologische Theorie der schönen Künste, oder eine Technologie der einzelnen schönen Künste; diese ist empirischen Ursprungs, und gibt Anleitung zur zweckmäßigen mechanischen Behandlung der jedesmaligen Kunstmittel. VI. Kunstsinn, Kunstgeschmack, Kunstkenntniß, Kunstkritik, Kunstrichter, Kunstfreund. Das Kunstwerk, welches aus einem reichen Inneren entsprungen ist, erfodert auch, um würdig aufgenommen zu werden, ein verwandtes Gemüth, einen reifen und mündigen Geist, der den Sinn des Lebens versteht, und das lebendige Werk nicht von einzelnen Seiten und mit einzelnen Kräften auffaßt. Dieselben Kräfte also, wenn auch nicht in demselben Maße, und mit derselben Productivität, welche zum geistigen Hervorbringen des Werks erfodert wurden, werden daher auch bei dem vollkommenen Genusse desselben in Thätigkeit gesetzt. Gewöhnlich aber setzt man den Genuß des Kunstwerks bald in das, durch die Anschauung zunächst erregte, oft sehr unbestimmte Gefühl, so z. B. der oberflächliche Liebhaber (Dilettant) der Kunst; bald in die Beurtheilung nach bestimmten Regeln, oder das Reflectiren über das Werk, wie der kalte Kunstrichter. Bei der wahren Auffassung aber verbindet sich beides, das Gefühl des Anschauenden löset sich in Urtheil auf, und ist dem ideemäßigen Urtheil ganz entsprechend. Es ist daher einleuchtend, daß zur wahren Auffassung eines Werkes nicht blos der allgemeine Kunstsinn (Empfänglichkeit für Eindrücke der Kunst, Interesse für Kunstwerke und Leichtigkeit, sich in der Kunst zu orientiren), sondern vor allen Dingen, die individuelle, unbefangene Anschauung desselben, und zu seiner wahren Würdigung Kunstgeschmack, (d. i. ein feines Beurtheilungsvermögen, nach der bewußt oder bewußtlos vorschwebenden Idee des Schönen, oder eine Leichtigkeit, das Kunstschöne von dem Kunstwidrigen zu unterscheiden,) und daher auch Kunstkenntniß, d. i. Kenntniß des Wesens der Kunst und der Künste, insbesondere auch des Technischen der Künste, so wie der Geschichte der Kunst erfoderlich ist: denn nur mit diesen Eigenschaften ausgerüstet, wird man einem Kunstwerke seinen wahren Platz in dem großen Gebiete derselben, in Beziehung auf die in demselben zu realisirende Idee der Kunst, anweisen können, welches der letzte Zweck der Kunstkritik ist. Die Kunstkritik (s. Kritik) setzt also in ihrer Vollkommenheit voraus: 1) unbefangene Anschauungskraft; 2) Kunstsinn und Kunstgeschmack. Letzterer ist nach seinem Umfange in den Künsten, so wie in Beziehung auf die Werke verschiedener Völker und Zeiten, mehr oder minder ausgebreitet oder beschränkt, seinem Ursprunge nach natürlich oder ausgebildet; durch Uebung im Anschauen von dem Naturgeschmack, (oder der Beurtheilung des Schönen in der Natur,) immer aber durch höhere Bildung verschieden, (s. den Artikel Kunstbildung und Geschmack); 3) wissenschaftliche und geschichtliche Kenntniß der Kunst (Kunstphilosophie, Theorie der Künste, Technologie, Kunstgeschichte, wozu auch Archäologie der Kunst gehört): denn bei allen Urtheilen wendet man Gesetze auf die zu beurtheilenden Gegenstände an. Alles dieses sind daher auch nothwendige Eigenschaften des wahren Kunstrichters. Daraus geht aber auch hervor, daß die bloße Eigenschaft des Kunstkenners noch nicht zum Kunstrichter macht, indem diese Kennerschaft bald mehr auf die Theorie des Inneren, bald mehr auf die Theorie des Aeußeren, oder das Geschichtliche der Kunst geht und der Besitz dieser Grundsätze noch nicht die Fähigkeit sie anzuwenden gewährt. Auch mangelt dem Kunstkenner, so wie dem feinen Geschmacke, oft das warme

und lebendige Interesse des Kunstsinnigen, oder des Kunstfreundes, welches uns das innere Leben des verwandten Kunstwerks aufschließt. T.

Kunstausstellung, s. d. Art. **Ausstellung**.

Kunstbildung heißt: 1) der **natürlichen** entgegengesetzt, die durch Erziehung, Umgang und andere Verhältnisse, vornehmlich aber durch methodische Einwirkung erlangte, oder absichtlich erworbene Bildung, die man auch oft **Cultur** in einem engeren Sinne nennt. Zu dieser gehört auch 2) die auf der **Kunst**, vorzüglich auf der schönen Kunst beruhende Bildung. Diese mag nun auf Kunstausübung sich gründen, und mithin mehr thätiger Art, oder nur aus Kunstgenuß und Kunstanschauung hervorgegangen (mithin mehr passiver Art) sein; in beiden Fällen ist sie, wenn sie gründlich ist, eine Bildung, welche gemäß der Idee der Kunst, die doppelte Anlage des Menschen, die sinnliche und geistige, in einen gewissen Einklang setzt, dieselben gleichmäßig anregt, und eben darum eine ächt menschliche Bildung ist, welche von Sinnlichkeit eben so weit, als von dem einseitigen **Gedankenleben**, daß uns der Welt entzieht, entfernt liegt; vielmehr das Ideale und die Wirklichkeit liebend verbindet und gleichsam versöhnt. Kunstbildung ist daher nicht Kunstschwärmerei, obgleich der geniale Künstler und der wahre Kunstfreund sich in das Werk ihrer Anschauung so verlieren, daß sie ihre äußere Persönlichkeit darüber ganz vergessen, und obgleich die ungetheilte Aufmerksamkeit und Energie, mit welcher der begeisterte Künstler schafft und der Kunstfreund anschaut, von dem für die hohe Bedeutung des Kunstwerks Unempfänglichen nur für planloses, willkührliches Schweben und Regen des Gefühls und der Einbildungskraft (Schwärmerei) angesehen wird, ja davon oft den äußeren Anschein hat. Kunstbildung äußert sich auch nicht durch Kunstgeschwätz, d. i. ein Räsonnement über Kunstwerke, von der Oberfläche derselben, oder ihrer Theorie abgeschöpft; den selbst der Kritiker erkennt es an, daß das Wesen der Kunst und das Höchste der Kunstwerke unaussprechlich ist. Sie setzt überhaupt Talente und Fertigkeiten voraus, welche nicht Jedem eigenthümlich sind (s. d. Art. **Kunst** V.) Weil ferner die Kunst Darstellung des Schönen ist; so gehört die Kunstbildung, im angegebenen Sinne, zu der ästhetischen Bildung (s. d. Art); aber auch der Geschmack an dem Schönen in der **Natur** gehört zu dieser. Von letzterem unterscheidet sich die Kunstbildung dadurch, daß die Natur, ohne viel vorausgesetzte Erfodernisse, leicht von uns verstanden wird; der Kunst Verständniß aber eine gewisse Bildung, Erhebung eines an sich gesunden Sinnes bis zur Fertigkeit der Anschauung, ferner mannichfaltige Lebensansichten und Reife des Urtheils erfodert. Daher hat derjenige, welcher Naturgeschmack besitzt, noch nicht den Kunstgeschmack, noch weniger die Bildung, welche erst durch Kunst erworben wird; und es verhält sich der Naturgeschmack zur Kunstbildung, wie der gesunde oder gemeine Menschenverstand zu dem wissenschaftlich ausgebildeten Verstande der Philosophen und seiner tieferen Lebensansicht. Wenn wir uns aber fragen, wie es komme, daß es in der Kunst so viele Naturalisten gibt, d. h. die ohne tiefere und durch Uebung erworbene Kunstbildung in dem Kreise der Kunst producirend oder urtheilend auftreten, und warum in keinem Gebiete die Kritik so sehr in leeres Geschwätz ausartet, so sind die vornehmsten Ursachen diese. Die Kunst hat eine sinnliche Seite, welche Jedem leicht zugänglich ist, der die unsichtbare Seite derselben nicht wahrnimmt. Diese gleichsam populäre Seite zieht seine Sinnlichkeit, und was damit in

Verbindung steht, Lustsucht, Eitelkeit ꝛc. vorzüglich an. Wem nun die Kunst nur etwas Sinnliches ist, der wird sich in dem Gebiete, welches ihm durch Augen und Ohren zugänglich ist, ferner in den Darstellungen der Sprache, — weil er sich letzterer von Jugend auf bedient, — und worin er nur die Nachahmung der Wirklichkeit erblickt, bestimmt und eingerichtet einen verfeinerten Sinnenreiz hervorzubringen, oder in wechselnde dunkele Gefühle der Lust zu versetzen, leicht den Versuch, leicht ein entscheidendes Wort erlauben. Das Gefühl an sich fragt nicht nach Gründen, vor ihm gilt jedes Urtheil, die Foderungen der Sinnlichkeit und des Wirklichen (etwa höchstens durch das gesellige Leben modificirt) sind auszumessen; aber die Tiefe der Kunst, die das Himmlische und Irdische verbindet, und das Individuelle zur bedeutsamen Hülle des Idealen erhebt, erfodert tiefere Bildung und Einsicht, und das Leben ist nicht die gemeine Wirklichkeit. T.

Kunstfertigkeit, s. **Virtuosität**.

Künstler, s. **Kunst**.

Kunstreisen sind, wie sich leicht versteht, Reisen, welche um der Kunst willen gemacht werden. Hier kann sowohl Zweck sein, die eigene Kunst zu üben, als auch die Kunst anderer im fremden Lande kennen zu lernen. Der Reisende kann mithin in beiden Fällen selbst Künstler, oder im letztern nur Kunstfreund sein. Da jedoch der Fall selten angetroffen wird, daß jemand, der nicht Künstler ist, blos der Kunstanschauung und Kunstbildung wegen eine Reise anstellt, wiewohl der Enthusiasmus für die Kunst und die Wichtigkeit eines Landes in Hinsicht auf eine besondere Gattung derselben dies leicht zum Hauptzweck einer bedeutenden Reise machen kann, so versteht man gewöhnlicher und gleichsam vorzugsweise unter Kunstreisen Reisen, welche von Künstlern um der Kunst willen gemacht werden. Aber da, wie wir eben sagten, selten ein Nichtkünstler die Kunst zum einzigen Zweck seiner Reise macht, so könnte man mit Rücksicht auf die Menge und Beschaffenheit der Kunstreisen, welche heut zu Tage gemacht werden, mit Recht behaupten, daß die Künstler noch seltener die Kunst zum Hauptzweck ihrer Reisen machen, und sich dieses hochklingenden Ausdrucks meistens nur durch einen Euphonismus bedienen, um die schlechten Triebfedern zu verdecken, welche sie bei diesen Reisen leiten. Sonach liegt doch den Kunstreisen an sich eine schöne Idee zum Grunde? Allerdings. Die Kunst ist etwas Allgemeines und über den Schranken des Individuums Erhabenes. Es ist die Schönheit selbst, welche im Menschengeiste schaffend wirkt und beseligt. An dieser hat der Einzelne gleichsam nun seinen Antheil; und soll er etwas Lebendiges, dem Menschen Angemessenes und Erfreuliches hervorbringen, so muß die Schönheit menschlicher Werke ihn erfreut und mannichfaltig angeregt haben. Zwar wird die Wissenschaft ebenfalls nicht von dem Einzelnen erzeugt, und ihre Ausbildung wäre ohne große Theilnahme und Mitwirkung menschlicher Individuen unmöglich, weil sich auch hier durch Prüfung und Vergleichung des Verschiedenen die Ansicht und Schranke der einzelnen Kraft erweitert; aber im Verhältniß zur Wissenschaft, die durch Literatur befördert wird, ist die Kunst doch mehr nomadischer Natur. Das Geisteswerk wird durch Schrift vervielfältigt, und die wissenschaftlichen Fortschritte ferner Länder werden den Gelehrten leicht auf seiner Stube bekannt. Nicht eben so ist es mit allen Werken der Kunst, die keine We-

Schreibung vollständig kennen lehrt. Zwar die Poesie schließt sich hier zunächst an die Wissenschaften an, und wenn die Dichter reisen (vorausgesetzt daß sie — es können), so geschieht es mehr um ihren poetischen Geist durch erweiterte Lebensanschauung anzuregen, als um auf diesen Reisen ihre Kunst unmittelbar zu üben, und fremde Poesie kennen zu lernen. Anders war es überall, wo Dichter und Sänger oder Schauspieler noch eine Person ausmachten. In den ältesten Zeiten der griechischen Cultur finden wir wandernde Sänger, die an den Höfen der Fürsten, oder vor dem Volke ihre Lieder sangen, und hochbewundert und belohnt davon zogen. So wurde, wie es von Arion heißt, die Kunst, die ihm ein Gott gegeben, „vieler Tausende werth.“ So nennen uns die ältesten übrig gebliebenen Nationalgesänge der Griechen schon wandernde Sänger. Die Rhapsoden trugen diese Nationalgesänge vor, und viele dieser reisten späterhin zu den musischen Wettstreiten in den Odeen, wo sie in allen Dichtungsarten wetteifernd auftraten; denn die Kunst war in Griechenland das Interesse der Nation. In der neuern Poesie finden wir wandernde Troubadours und Minnesinger (s. d. Art.), aber ihre Wanderungen und Wettstreite waren nicht auf allgemeine Theilnahme des Volkes berechnet. — Mehr als die Poesie an sich bedarf die bildende Kunst der Reisen zu ihrer Entwickelung. Der Baukünstler findet am Orte seiner Geburt und Heimath selten Gelegenheit zur vollkommnen Ausbildung und Ausübung seiner Kunst, wie sehr auch die Baukunst durch climatische Verhältnisse bedingt ist. Daher finden wir schon Wanderungen der Baukünstler in der ältesten Zeit. Zur Verschönerung und Vergrößerung Jerusalems wurden phönicische Bauleute gebraucht, und viele Kirchen, welche in Italien prangen, wurden durch deutsche Baumeister ausgeführt. — Was den Bildhauer anlangt, so ist es anerkannt, daß ohne Anschauung und Studium der Antiken in diesem Fache keiner etwas Bedeutendes zu leisten im Stande ist. Daher muß dieser Künstler, wenn er nicht an Orten lebt, wo Antiken in Museen aufgestellt sind, nach diesen reisen, oder das vielgepriesene Land sehen, welches noch jetzt die meisten bedeutendsten Werke der Baukunst und Bildhauerkunst des griechischen und römischen Alterthums aufbewahrt. — Der Mahler, der seine Phantasie mit allem sichtbaren Schönen, sei es Werk der Natur oder der Kunst, mithin auch der Bild- und Baukunst, befruchten muß, bedarf zu seiner Ausbildung unter den bisher genannten Künstlern des Mittels des Reisens am meisten, und nur zufällig oder untergeordneter Zweck (der Porträtist macht hier nur wenig Ausnahme) kann Erwerb durch seine Kunst auf Reisen sein. Und dieses ist der Grund, warum der größte Theil der Kunstreisen in neuerer Zeit nach dem classischen Boden Italiens gemacht worden sind, wo die neuere Kunst sich zuerst über der alten, umgeben von einer südlich romantischen Natur, üppig blühend erhob. Hier reist der Archäolog und Kunstfreund, hier der Architekt und der Bildhauer, welche die schönen Denkmähler der alten, der Historienmahler, der die Heiligthümer der neuern Kunst, und der Landschaftmahler, der dort die Natur in ihren größten und anmuthigsten Schauplätzen, umgeben von der reizanregenden Wirklichkeit, zu schauen begehrt. In Hinsicht der Musik jedoch verhält sichs beinahe umgekehrt. Denn obgleich Italien auch das Land des Gesangs und der Melodie ist, so leben und reisen doch mehr italienische Virtuosen in Deutschland und in andern Ländern, als umgekehrt, der bildende Künstler

aber würde Italien noch besuchen, und wenn es auch ein dreifach reicheres Museum außer diesem Lande gäbe, als das Museum in Paris — war. Die s. g. ausübenden Künstler (Musiker und Schauspieler vorzüglich) bedürfen endlich der Reisen noch aus besondern Gründen. Der ausübende Künstler bleibt auf einer sehr beschränkten Stufe der Kunstbildung stehen, wenn er nur sein Publicum kennt, und an den Künstlerkreis, in welchem er steht, gefesselt bleibt. Der Geschmack eines einzigen Publicums z. B. in einer Provinzialstadt ist sehr partiell, und steht oft sehr niedrig, je nach den Ständen und Classen, welche an einem solchen Orte den herrschenden Ton angeben. Auch der schlechte Schauspieler wird von einem solchen Publicum zuletzt ertragen, der mittelmäßige, (da man nichts Höheres gesehen hat) mit allen seinen Manieren heimisch gewerden, von ihm weit über seinen Werth geschätzt, ja oft vergöttert; und hat auch der talentvolle keine guten Vorbilder neben sich, so rostet das Talent in trauriger Verwöhnung und einseitigen Mechanismus allmählig ein. Kunstreisen prüfen daher den Künstler, können ihn aufmerksam auf sich selbst und seine Verwöhnungen machen; sie erhalten die Künstlerfreiheit, wo Kritik ihm daheim mangelt, denn sie zeigen ihm seine Kunst in größrer Mannichfaltigkeit, als sie gewöhnlich sein Auge wahrnimmt, sie schützen vor zu großer Einbürgerung und schädlichem Philisterthum. Daher liebten auch die Schauspieler von jeher gern das Wandern, und der Karren des Thespis ist bekannt, wiewohl bei höheren Gagen heut zu Tage nicht sehr gebräuchlich. Die eigentlichen Kunstreisen dieser Art aber setzen voraus ein vielseitig gebildetes Land, wo eine große Hauptstadt, oder wie in den meisten Ländern des cultivirten Europa eine reiche Cultur durch mehrere Haupt- und Provinzialstädte vertheilt ist, deren Wirkung sich auch die Künste durch vielseitige Anregung erfreuen. — Aber es ist auch noch ein Grund vorhanden, warum dem ausübenden Künstler vorzüglich das Reisen nahe liegt. Jeder der vorhergenannten Künstler stellt oder sendet sein Werk in die weite offne Welt, das noch lange nach des Meisters Tode, gesehen und erkannt von Vielen, in den entferntesten Ländern das Andenken desselben erneuert. In der ausübenden Kunst ist das Werk mit dem Schöpfer aus, das Werk lebt und stirbt mit seinem Meister, und was Schiller vom Schauspieler sagt:

> Denn schnell und spurlos geht des Mimen Kunst,
> Die wunderbare, an dem Sinn vorüber ꝛc.

läßt sich leicht auch auf den Virtuosen der Tonkunst anwenden.* Aber die Kunst verlangt Anerkennung und sie kann sich nur nach allen Seiten erweitern, je mehr das Vortreffliche allseitig anerkannt wird. Darum verlangt auch ein bedeutender Künstler mit Recht nach Anerkennung über seinen täglichen Aufenthalt hinaus. Dieser edle Trieb nach Anerkennung wird freilich bei gemeinem Sinn zu niedriger Gefallsucht, an welche sich das Streben nach leidigem Erwerb anschließt. Was einerseits der Künstler, der mit einem frischen empfänglichen Gemüth mit steter Rücksicht auf die beseelende Kunst reist, durch Mannichfaltigkeit der Anschauung, und durch Anregung des Lebens in abwechselnden Verhältnissen desselben, und was andrerseits das in verschiedenen Städten zerstreute Publicum der Kunstliebhaber durch Reisen großer Künstler, die selten eine Heimath festhält und ernähren kann, an Ausbildung und Erweitrung des Geschmacks zu

gewinnen vermag, läßt sich nicht schätzen, und die Kunstreisen eines Ifflands, einer Bethmann, wie eines Rode, Spohr, Hermstädt und anderer origineller Künstler beweisen dies zur Gnüge. Nur muß jeder, welcher der Kunstübung wegen eine Reise unternimmt, vor allen auch wirklich Künstler sein, (d. h. eine originelle Darstellungsgabe besitzen) oder die Bürgschaft dazu von der Natur empfangen haben, es zu werden, und der Kunstreisende überhaupt nicht blos reisen um zu reisen, d. h. um in der wilden Fremde und Ungebundenheit, in einer Art lustigem Müßigang, aller festen Sitte und ernstem Studium zu entsagen, mit Charlatanerie und Frechheit der Leute Beutel zu fegen, und eine Plage der Directoren und aller Menschen zu sein, die zu ernster Thätigkeit ihre kostbare Zeit brauchen. Und doch ist die Anzahl der s. g. reisenden Künstler jetzt den Heuschreckenzügen so ähnlich, daß man wenigstens in Hinsicht der Schauspieler fast sagen dürfte: die Kunst selbst sei bei uns nicht mehr zu Hause, da so viel Künstler auf Reisen sind. Wenigstens erklärt sich dadurch vielleicht, warum man auf den größten und berühmtesten Bühnen jetzt so viel mangelhafte Ensembles findet, weil ein Ganzes nur durch Ruhe und Beharren zu Stande kommt, welchem Zustande die unstete Veränderlichkeit widerstrebt.

Kunststraßen. In der neueuropäischen Welt spielen die Kunststraßen eine große Rolle bei dem Verkehr der Völker, da die Gesellschaft so sehr an Gütern und Austausch der Güter gewonnen. Je besser die Straßen, desto mehr kann der Fuhrmann laden, desto geringer sind die Frachten, desto größer der Austausch. In dem tiefen Sande der Mark fährt der Fuhrmann mit seinem kleinen Pferde nur 6 Centner. Auf den gepflasterten Heerstraßen Brabants fährt der Fuhrmann mit einem Pferde 35 Centner. Die Kohlenfuhrleute, die von Charleroi nach Brüssel fahren, laden hinter sechs Hengste 22,000 Pf. Kohlen. In England werden auf den Eisenbahnen, welche in einigen Gegenden angelegt, hinter ein Pferd 80 Centner geladen. An diesen Zahlen sieht man besser als an allem anderen den großen Einfluß, den die Kunststraßen auf den inneren Verkehr der Gesellschaft haben. In Frankreich werden die Pflastersteine auf den trefflichen Steindämmen 20 Stunden weit gefahren, um neue Steindämme zu bauen, und in Deutschland klagt man schon, wenn man das Materiol zu den Chausseen 3 oder 4 Stunden weit holen soll, und nicht mit Unrecht. In Deutschland fehlt der schöne Pflasterstein, der in Frankreich so allgemein ist, und vorzüglich in der Gegend von Fontainebleau gebrochen wird. Von ihm ist das pariser Pflaster. Er ist ein feinkorniger Sandstein, der sich leicht in Parallelipipeda bricht. In England machen die trefflichen Wege, die Schnelligkeit des Fuhrwesens und die Wohlfeilheit desselben, daß in einem Kreise von 10 Stunden um London ein Sechstheil der Bevölkerung immer auf Reisen ist. Bei den Kunststraßen ist das die Hauptsache, daß sie immer durch die Thäler geführt werden, auch wenn diese durch ihre Krümmungen Umwege machen; damit das Pferd blos die Friction zu überwinden habe, aber nicht genöthigt sei, die Last zu heben. Muß man über Berge, so kann eine gepflasterte Straße nicht helfen — eine gewöhnliche mit kurzgeschlagenen Steinen ist dann eben so gut, weil das Pferd die meiste Kraft auf das Heben der Last und nicht auf die Ueberwindung der Reibung zu verwenden hat. — Noch mehr als

die Kunststraßen befördern die Wasserstraßen den Verkehr unter den Menschen. S. diesen Artikel. Bg.

Kunsttriebe. Kunst ist nur da möglich, wo Freiheit ist; sie steht der Natur entgegen, und diese kann nur in sofern Künstlerin genannt werden, als wir in ihren Producten Zweckmäßigkeit suchen und finden. Namentlich treffen wir bei den Geschöpfen, die durch den Charakter der Thierheit mit uns verwandt sind, gewisse Erscheinungen an, die wir den zweckmäßigen Wirkungen, welche der Mensch hervorbringt, darin ähnlich finden, daß sie den besonderen Bedürfnissen des Thieres vollkommen entsprechen, — Producte ihrer Wirksamkeit, welche, gleichsam als menschliche Werke betrachtet, einen hohen Grad von Geschicklichkeit (Kunst) und Uebung erfodern würden. Nun nennen wir die Regungen eines innern ursprünglichen Bedürfnisses organischer Körper Triebe, (bei dem Thiere gewöhnlicher Instinct, in sofern hier die Triebe, durch Empfindung bestimmt, und mit willkührlicher Bewegung verbunden, mächtiger sich äußern); man nennt daher die Triebe der Thiere, deren äußere Producte wir in einem auffallenden Grade zweckmäßig und wunderbar finden, Kunsttriebe, und sie sind Handlungsweisen des Instincts, oder ihres durch Natur nothwendig bestimmten Begehrens. So schreiben wir z. B. dem Biber bei dem Bau seines Hauses einen Kunsttrieb zu, und nennen diesen Bau auch künstlich. Abgesehen aber von der Zweckmäßigkeit, welche in den Aeußerungen dieser Art Statt zu finden scheint, offenbart sich die mechanische Nothwendigkeit des Instincts, durch welche sie sich von den Kunstwerken des Menschen unterscheiden, in der unüberwindlichen Einförmigkeit dieser Producte, an welchen die Wahl, und mithin die Willkühr keinen Theil hat. Vergl. Reimarus über die Triebe der Thiere, 1798, 2 Theile, und die Art. Instinct und Thier T.

Kunstwerk, s. Kunst.

Kunstwort (terminus technicus) heißt, im Allgemeinen, jedes Wort, womit ein Gegenstand, oder eigner Begriff in einer Kunst, Wissenschaft, in einem Gewerbe, einer Beschäftigung auf eine auszeichnende, kurze und den Kunstgenossen verständliche Art bezeichnet und ausgedrückt wird. Das Studium der Kunstwörter (Terminologie, worunter man aber auch ein System solcher Kunstwörter versteht, z. B. die juristische Terminologie,) ist von großer Wichtigkeit, und um so unerläßlicher, als durch den Mißbrauch eines Kunstworts, besonders im abstracten Wissen, nicht selten auch in den materiellen Wissenschaften und Künsten große Irrthümer und Verwirrungen entstehen können. Kunstwörter sind ganz unentbehrlich, weil man, um eine genaue Beschreibung eines Gegenstandes oder Begriffes zu geben, ohne deren Hülfe immer zur Verschwendung von mehr oder weniger Worten seine Zuflucht nehmen müßte. So wie aber einerseits denjenigen, die eine Wissenschaft studiren, die Pflicht obliegt, sich mit dem eigentlichen Sinne der in derselben vorhandenen Kunstwörter so vollkommen als möglich bekannt zu machen: so ist es von der andern Seite auch Pflicht jedes Erfinders oder Begründers einer Wissenschaft, die Terminologie derselben so bestimmt als möglich aufzustellen, d. h. einmal, die Begriffe möglichst streng von einander zu trennen, und nichts Heterogenes in ein und dasselbe Kunstwort zu fassen, zweitens den Begriff dieses Kunstwerks mit der höchsten Klarheit zu entwickeln und in keinem Falle Ausnahmen in denselben zu gestatten. Nur dann, wenn diese Regeln mit steter Umsichtigkeit

beobachtet sind, kann es den Lesern möglich werden, das aufgestellte System von allen Seiten zu verstehen und gründlich zu durchschauen.

Pq.

Kunz von Kaufungen, dessen Geburtsjahr und frühere Jugendgeschichte völlig unbekannt sind, ward auf der Burg Kaufungen bei Penig, und nicht, wie von vielen irrig angegeben wird, in Krotendorf geboren. Ob er gleich schon im Hussitenkriege mit Auszeichnung gefochten haben soll, so wird seiner doch erst bei Gelegenheit der Fehde, welche die Stadt Nürnberg mit dem Markgrafen Albert 1449 hatte, namentlich gedacht. Kunz, der für die Nürnberger kämpfte, hatte das Glück, den Markgrafen gefangen zu nehmen, ließ ihn aber, statt ihn pflichtmäßig der Stadt zu übergeben, gegen ein hohes Lösegeld wieder los. Kurz darauf trat er in des Churfürsten von Sachsen, Friedrichs des Sanftmüthigen, Dienste und ward, als er in dem Kriege, den dieser gegen seinen Bruder führte, zum Entsatz von Gera abgeschickt worden, nebst dem andern Anführer, Niclas von Pflug, von den böhmischen Hülfsvölkern des Herzogs Wilhelm gefangen genommen und nach Böhmen geführt, wo beide sich um 4000 Goldgülden loskaufen mußten. Kunz foderte den Ersatz dieses Lösegeldes, aber der Churfürst verweigerte ihn, weil Kunz nicht sein Lehnsmann sei, sondern ihm nur als Söldner gedient habe. Noch ein anderer Umstand trat ein, um Kunzens Unzufriedenheit zu vermehren und ihm zu dem Entschluß einer höchst frevelhaften Rache zu treiben. Der Churfürst hatte ihm nämlich zur einstweiligen Entschädigung bis zum Frieden, für seine verwüsteten Besitzungen in Thüringen, verschiedene Vizthumsche in Meißen gelegene Güter gegeben, und foderte sie nach geschlossenem Frieden zurück. Auch aus diesem Grunde machte Kunz große Ansprüche an den Churfürsten, welcher den Streit zu Altenburg durch Schiedsrichter entscheiden lassen wollte. Ohne jedoch diese Entscheidung abzuwarten, entwarf er einen Plan, sich selbst Hülfe oder mindestens Rache zu verschaffen. Er beschloß, die beiden Söhne des Churfürsten zu rauben, um im Besitz dieser kostbaren Unterpfänder dem Vater Bedingungen vorzuschreiben. Nachdem er sich mit einigen andern Edelleuten, von denen wir nur Wilhelm von Mosen und Wilhelm von Schönfels nennen, verbunden, und mit dem Küchenbedienten des Churfürsten, Namens Schwalbe, ein Einverständniß angeknüpft hatte, erschien er, eine Reise des Churfürsten nach Leipzig benutzend, von mehreren Rittern und Reisigen begleitet, in der Nacht vom 7. zum 8. Juli 1455 vor dem Schlosse zu Altenburg, auf welchem sich außer der Churfürstin und den beiden Prinzen nur wenige Personen befanden, indem die meisten bei einem Schmause in der Stadt waren. Durch Schwalbens Beihülfe wurden an einem geöffneten Fenster Strickleitern befestigt, auf welchen Kunz nebst neun seiner kühnsten Begleiter in das Schloß gelangte. Als vormaliger Schloßhauptmann kannte er alle Zimmer und Gänge. Nachdem sie die Gemächer der Churfürstin und ihrer Frauen von außen verschlossen hatten, drangen sie in das Zimmer, wo die Prinzen mit einer alten Kammerfrau der Churfürstin schliefen. Kunz entführte den ältesten Prinzen Ernst, und trug Wilhelm von Mosen auf, ihm dem jüngern, Albert, nachzubringen. Dieser aber hatte Zeit gefunden sich zu verstecken. Statt seiner bemächtigte sich Mosen des jungen Grafen von Barby, der mit dem Prinzen in einem Bette schlief. Man war schon auf dem Schloßhofe, als Kunz den Irrthum gewahr wurde. Er übergab sogleich den Prinzen Ernst seinen Gefährten, und holte selbst den Prinzen Albert. Unter-

des war im Schlosse Lärm geworden, und die Churfürstin, welche aus dem Fenster Zeugin des Vorgangs war und Kunz erkannte, flehte um Schonung, und begleitete ihre Bitten mit den größten Versprechungen. Allein sie fand kein Gehör. Ihrer Verabredung gemäß trennten sich die Verschwornen, um auf verschiedenen Wegen nach Böhmen zu gehen. Kunz eilte mit dem Prinzen Albert auf dem kürzesten Wege der böhmischen Grenze zu, während Schönfels und Mosen mit dem Prinzen Ernst auf einem Umwege dahin zu gelangen suchten. Mit Schnelligkeit verbreitete sich jetzt die Nachricht von dem geschehenen Raube; allenthalben ertönte die Sturmglocke, das ganze Land war in Bewegung. Kunz hörte den Sturm aus der Ferne und beflügelte seine Flucht. Er war durch die rabensteiner Wälder und die Gegend des in der obern Grafschaft Hartenstein gelegenen Schatzensteins in die Gegend von Elterlein und Grünhain gekommen. Kaum war er noch eine kleine Meile von seinem Ziele entfernt. Diese Nähe flößte ihm Sicherheit ein; es war schon Mittag vorüber, die Sonne brannte gewaltig und der Prinz klagte, daß er vor Durst verschmachten müsse. Nachgiebig hielt Kunz, der außer seinem Knechte Schweinitz und noch einem andern seine übrigen Begleiter auf Kundschaft vorausgeschickt hatte, sein Roß an, und Alle stiegen ab, um einige Beeren zu pflücken. Ein Köhler, Namens Schmidt, der in der Nähe seinen Mittagsschlaf in Gesellschaft seines Hundes hielt, erwachte von dem Geräusch. Dieser hatte die Sturmglocken aus der Ferne gehört, und der Anblick gewappneter Männer weckte in ihm Verdacht. Er näherte sich daher mit seinem Schürbaum und fragte Kunz, wer er sei. Während des Gesprächs verwickelte sich Kunz mit seinen Sporen im Gestrippe und fiel. Diesen Augenblick benutzte der Prinz, sich dem Köhler zu erkennen zu geben, welcher mit seinem Schürbaume die Knechte niederschlug, Kunzen, der sich nicht so schnell aufraffen konnte, fest nahm, und sich mit Hülfe herbeigerufener Köhler sämmtlicher Räuber bemächtigte. Hätte der Prinz nicht selbst für Kunz gebeten, so würde der Köhler ihn unfehlbar todt geschlagen haben. Der Prinz wurde hierauf mit Milch, Brot und Wasser gelabt, die Gefangenen aber dem Abt Liborius in Grünheim übergeben, der sie dem Voigt von Zwickau, Veit von Schönburg, zusandte. Am folgenden Tage wurde der Prinz, unter Schmidts Anführung, von vielen Köhlern und Klosterknechten begleitet, im Triumph nach Altenburg geführt und der Churfürstin übergeben, welche sogleich mit ihm und seinem Befreier zu ihrem Gemahle nach Chemnitz abreisete. In seiner Erzählung, die der Köhler dem Churfürsten machte, sagte er unter andern: daß er den Kunz mit seinem Schürbaum weidlich getrillt habe. Davon nahm der Churfürst Gelegenheit, ihm und seiner Familie den Namen Triller beizulegen. Auf die Frage, was er zum Lohne begehre, war des einfachen und bescheidenen Mannes Verlangen nicht mehr, als freies Holz zum Kohlenbrennen. Der Churfürst fügte noch ein Freigut und ein jährliches Deputat an Korn hinzu, welches die Familie bis auf die neuesten Zeiten erhoben hat. — Mosen und Schönfels waren indeß mit dem Prinzen Ernst über Callenberg bis in die Gegend von Hartenstein gekommen, und hatten sich hier in einer Höhle an der Mulde versteckt, wo sie so lange bleiben wollten, bis Alles ruhig geworden, um dann im Verborgenen weiter zu ziehen. Aus dem Gespräche von Holzhauern, die sie behorchten, erfuhren sie Kunzens Schicksal. Muthlos beschlossen sie, für ihre Rettung zu sorgen. In dieser Absicht schrieben sie an den Amtshaupt-

mann, Friedrich von Schönburg, nach Hartenstein, und erboten sich, den Prinzen auszuliefern, wenn ihnen Begnadigung zugesichert würde, im entgegengesetzten Falle drohten sie den Prinzen zu ermorden. Schönburg, um den Prinzen zu retten, bewilligte ihre Foderung. Dieß geschah am 11. Juli, und schon am folgenden Tage war auch der Prinz Ernst seinen bekümmerten Aeltern wiedergegeben. Leicht hätten Kunzens Genossen auch für ihn Begnadigung ausbedingen können; sie hatten es jedoch versäumt, und so wurde Kunz, der indeß nach Freiberg gebracht worden, nach einem kurzen summarischen Prozeß am 14. Juli daselbst mit dem Schwerte gerichtet. — Ausführliche Nachrichten von diesem berühmten Ereignisse enthält Schreiters Geschichte des Prinzenraubes (Leipz. 1804. 8.).

Kunzen (Fried. Ludw. Emil), einer der berühmtesten und gebildetsten Tonsetzer unserer Zeit, ward 1763 zu Lübeck geboren, wo sein Vater, Carl Adolph oder Johann Adolph, seit 1757 Organist und Musikdirector war. Er studirte 1784 in Kiel, wo er viel mit dem nachher in Paris verstorbenen Cramer und mit Schulz zusammen lebte. Schon damals zeichnete er sich durch fertiges Clavierspielen, brillantes und geschmackvolles Phantasiren und durch seine gründlichen Einsichten in der Composition aus, welche letztere er sich durch eigenen Fleiß erworben hatte. In Copenhagen, wohin er von Kiel gegangen war, und wo 1787 Schulz mit ihm zusammentraf, wollte es ihm nicht gelingen, die erste Accompagnistenstelle, um welche er sich bei der dortigen Capelle bemühte, zu erhalten. Er benutzte dort seine Zeit, um sich immer größere Vollkommenheit in der Composition zu erwerben, studirte fleißig Partituren und componirte verschiedene Gelegenheitsmusiken, in denen ein größerer Aufwand von Kunst und Fleiß hörbar war, als man in solchen Musiken gewöhnlich zu suchen und zu finden pflegt. Sein erster theatralischer Versuch war die Oper: Holger Danske (oder Oberon) von Baggesen, welche 1789 unter Schulzens Direction auf dem Nationaltheater zu Copenhagen aufgeführt und mit großem und immer gleichem Beifall aufgenommen wurde. Schon in dieser Oper, in welcher das Pathetische und Lyrische mit dem Hoch- und Niedrig Komischen abwechselt, legte Kunzen einen Beweis von seinem richtigen Urtheile und Gefühle, von seiner Kenntniß des Theater Effect und von seiner fruchtbaren Erfindung ab. Ein solcher Versuch ließ den künftigen Meister ahnen. Auf Schulzens Anrathen ging er im Julius 1790 nach Berlin, wo Reichard ihn mit offenen Armen aufnahm. Seine Begierde zu arbeiten war Ursache, daß er ein Singstück von einem dortigen Schauspieler in Musik setzte, welches aber, wahrscheinlich wegen des geringen Gehaltes des Textes, bei der Aufführung kein Glück machte. Bald nachher fand er Gelegenheit, mit dem Gehalte von 900 Gulden bei dem neuerrichteten Nationaltheater in Frankfurt a. M. angestellt zu werden. In dieser Stelle hatte er Gelegenheit, sich auf das genaueste mit dem Geiste der Mozartschen Werke bekannt zu machen. Diesem Vorbilde hatte er so viel zu verdanken, und er arbeitete demselben mit so glücklichem Erfolg nach, daß, als er einige Jahre nachher, ebenfalls als Musikdirector bei der Schauspielergesellschaft in Prag, sein Winzerfest auf das dortige Theater brachte, das prager Publicum diese Arbeit mit dem lautesten Beifalle aufnahm. Um diese Zeit geschah es, daß Schulz in Copenhagen wegen Kränklichkeit um seinen Abschied anhalten mußte. Da es der König ihm anheim stellte, einen Nachfolger zu ernennen, so schlug dieser Kunzen vor, der auch an seine Stelle 1795 zum königl. dänischen

Capellmeister ernannt wurde und diesem Posten seit der Zeit zur Zufriedenheit des Hofes und des Publicums mit Ehren vorsteht. Nebst mehreren dänischen Opern, Cantaten und Oratorien sind auch von ihm ein Hallelujah und mehrere Clavierstücke und Lieder vortheilhaft bekannt worden.

Kupfer (in der Sprache der Alchymisten Neptus, von den Chemikern mit ♀ bezeichnet), ein unedles Metall von mannichfaltigem Nutzen. Es ist von gelbrother Farbe, härter und elastischer, als das Silber, klingt auch stärker, ist aber weniger geschmeidig. Dem Eisen steht es an Härte, Elasticität und Zähigkeit nah. Es läßt sich gießen, treiben, so fein wie ein Haar zu Draht ziehen und beinahe zu eben so dünnen Blättchen schlagen, wie das Silber. Nach Muschenbroek trägt ein Kupferdraht von ein Zehntel Zoll Durchmesser ein Gewicht von zweihundert neun und neunzig ein Viertel Pfund. Die Festigkeit oder Zähigkeit des Kupfers wäre demnach noch größer, als die des Goldes. Es schmilzt nur bei einem sehr hohen Grade von Hitze und ist im Flusse mit einer grünlichen Flamme bedeckt; bei vermehrter Hitze verwandelt es sich in Gas. Soda und Potasche lösen bei gehöriger Temperatur das Kupfer auf. Mit dem Golde verbunden, liefert es den Semilor; mit dem Zinne das sogenannte Glockengut (Glockenspeise); mit dem Zink das Messing und den Tombach; mit dem Nickel den chinesischen Packfong und mit Arsenik diejenige Masse, die zu Teleskopspiegeln u. dergl. verarbeitet wird. In den Kupfergebirgen findet man das Kupfer theils gediegen, theils vererzt, theils kalkförmig. Gediegen ist es roth, grau oder schwärzlich, mehr oder weniger mit Gold, Silber, Eisen und anderen Substanzen vermischt. Dann und wann werden auch große feste Massen gediegenen Kupfers in den Kupfergebirgen gefunden; meistentheils aber zeigt es sich entweder gekörnt, oder auch krystallisirt. Nordamerika liefert ohnstreitig das meiste gediegene Kupfer; die Kupferinsel in der Nähe von Kamschatka erhielt den Namen von der Menge gediegener Kupferkörner, die man an ihrem Gestade fand. Vererzt wird das Kupfer unter mancherlei Gestalt gefunden. Sibirien hat sehr viele reichhaltige Kupferbergwerke, deren feines Kupfer nur dem japanischen nachsteht. Auch Schweden, Norwegen, England, Ungarn, Tyrol, Baiern, Schwaben, Franken, Böhmen, Schlesien, das Mannsfeldische und der Harz sind mehr oder weniger reichlich damit versehen. Da das Eisen sich nicht so leicht als das Kupfer bearbeiten läßt, so scheint man sich des Kupfers früher und gewöhnlicher zu Geräthschaften bedient zu haben, welche jetzt von Eisen gearbeitet werden, z. B. Waffen. — Kupfergeist ist der durch Destillation aus dem essigsauren Kupfer gewonnene concentrirte Essig. — Kupferwasser, der grüne oder Eisenvitriol, auch als Wasser, welches Kupfer bei sich führt, z. B. Cämentwasser.

Kupferdruck ist die Art und Weise, wie von der vom Kupferstecher gestochenen Kupferplatte mittelst der Kupferpresse Abdrücke auf Papier gemacht werden. Das dazu nöthige Papier darf nicht zu stark geleimt sein, und wird angefeuchtet, doch nicht zu sehr und zu lange, damit es nicht durch gelbe Flecke ganz unbrauchbar werde. Damit das Papier die Farbe besser aufnehme, mischt man einige in warmem Wasser aufgelöste Loth Alaun in das zum Anfeuchten bestimmte Wasser. Die Schwärze der Kupferdrucker ist feiner als die Buchdruckerfarbe, und wird von Frankfurt a. M. bezogen, wo man

sie aus Weinhefen bereiten soll. Sie wird auf einem Reibesteine mit Firniß, oder dem noch bessern Nußöl gerieben, und zuweilen mit etwas Mastix erhöht. Ist nun Papier und Farbe gehörig vorbereitet, so wird die Platte, wenn es kalt ist, auf einem Rost gelinde erwärmt, die Farbe mit einem Span aufgetragen, und mit einem Ballen durch Auftupfen, nicht Streichen, überall verbreitet. Hierauf wischt man die Farbe mit einem Leinen behutsam ab, so daß die Oberfläche völlig gereinigt wird, und nur die Schraffirungen von ihr ausgefüllt bleiben. Nach allem diesen bringt man die Platte auf einem Lager von Pappe und Maculatur auf die Tafel der Presse, legt das Papier, welches den Abdruck erhalten soll, auf, bedeckt auch dieses mit einigen Bogen Maculatur, und macht nun den Druck. Ist die Tafel hinter die Presse gerückt, so nimmt man das Blatt mit dem Abdruck ab, und trocknet diesen, wenn der Kupferstich von Werth ist, auf einer Tafel, sonst auf der Leine. Die Platte wird dann am besten durch Potaschenlauge von der alten Schwärze gereinigt. Außer den schwarzen Abdrücken gibt es auch rothe, von Zinnober und Mennig, dunkelrothe, von florentiner Lack, blaue, die mit berliner Blau gemacht werden. Auch kennt man die Kunst, bunte Abdrücke zu liefern, wozu mehrere Farben gebraucht werden, und diese ist besonders von den Engländern sehr verbessert worden. —

Kupferstecherkunst ist die Kunst, durch Striche und Puncte die Formen, Lichter und Schatten von Gegenständen in Kupfer abzubilden, um diese Darstellungen dann vermittelst des Drucks zu vervielfältigen. Der Kupferstecher verhält sich zu dem Mahler, wie ein Uebersetzer zu seinem Autor. So wie aber unmöglich ist, von einem geistvollen Producte eine gute Uebersetzung zu liefern, ohne selbst Geist zu haben, so wird auch von einem guten Kupferstecher erfodert, daß er die Composition in ihren feinsten Theilen verstehe, in die Geheimnisse der Zeichenkunst eingeweiht sei, und nicht kalte, leere Darstellungen der bloßen Formen, Lichter und Schatten seines Gemäldes, sondern Darstellungen liefere, in welchen der Charakter der Gegenstände in dem eigenthümlichen Geiste seines Originals frei und leicht aufgefaßt, das rauhe, glänzende oder matte Gewand derselben wiedergegeben, und zugleich die eigenthümliche Farbe derselben angedeutet werde. Bedenkt man, daß der Kupferstecher zu diesem allen kein Mittel hat, als Puncte und Striche, so wird man gewiß keinen Augenblick anstehen, dem Talente eines guten Kupferstechers die ehrenvolle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, die dasselbe verdient. Die Kupferstecherkunst war den Alten unbekannt. Sie wurde in Europa erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts erfunden; die Chinesen sollen dieselbe schon lange vorher gekannt haben. Unter den europäischen Völkern streiten die Deutschen, die Italiener, die Holländer um diese Erfindung; jedoch scheint bis jetzt die Sache für die Deutschen entschieden zu sein. Der erste nahmhafte Kupferstecher ist ein Deutscher, Martin Schön, Goldschmid und Mahler aus Kulmbach (gestorben ums Jahr 1486), von welchem man noch viele Blätter hat. Aber es gibt noch eine Menge anderer Kupferstiche, welche zwar ohne Jahrzahl und Namen, aber doch älter als Schöns Blätter zu sein scheinen. Die Kupferstecherkunst entwickelte sich unstreitig aus dem Formschneiden, und die ersten Abdrücke sind wahrscheinlich von Arbeiten der Goldschmiede und Silberstecher gemacht worden. Unter den eigentlichen Kupferstichen ist die Arbeit mit dem Grabstichel die älteste; die andern Methoden oder Manieren der

Kupferstecherkunst sind erst nachher erfunden worden. Wir werden die vorzüglichsten dieser Manieren anführen, und zwar in der Ordnung wie sie nach und nach aufgekommen sind, wobei wir jedoch bemerken, daß man oft mehrere dieser Manieren mit einander zu verbinden pflegt. — I. Das Kupferstechen mit dem Grabstichel, oder die Kupferstecherkunst im engern Sinne des Worts. Man zeichnet die Umrisse und Formen seines Stoffs mit einer spitzen Nadel, welche die kalte Nadel genannt wird, in das Kupfer, und schneidet nachher vermittelst des Grabstichels mehr oder weniger große und tiefe Furchen, welche Furchen Tailles (Schraffirungen) genannt werden. Diese Manier ist der größten Nettigkeit und Präcision fähig, auch ist sie die schwerste unter allen. So wie aber alle mittelmäßige Arbeit hierin sehr unangenehm ausfällt, so ist auch die zu genaue Regelmäßigkeit und Schärfe des Strichs in derselben nicht für alle Gegenstände in der Natur passend. Bause, Bloemaert, Edelink, Sharp, Wille u. a. sind vorzügliche Meister in derselben. II. Das Aetzen oder Radiren. Diese Manier kam nach der eben beschriebenen auf. Man überzieht die Kupferplatte mit dem sogenannten Radirgrunde, welcher in einem gewissen Firnisse besteht, und den man am besten mit Wachsruß anlaufen läßt. Dieser Grund wird nach der darzustellenden Zeichnung mit der Radirnadel bis auf das Kupfer aufgerissen, auch wohl etwas in das Kupfer hineingeritzt; hierauf zieht man rings um die Kupfertafel herum einen Rand von Wachs, und gießt Scheidewasser darauf, welches in die vom Aetzgrunde entblößten Stellen eindringt, dieselben vertieft, und so die Figuren in Kupfer darstellt. Außer dem Talente der Zeichnung wird zu dieser Manier vorzüglich die Kenntniß, mit dem Scheidewasser (welches Diderot sehr glücklich das Entzücken und die Verzweiflung des Künstlers nennt) gut umzugehen, erfodert. Uebrigens kann den geätzten Platten durch den Grabstichel (welcher sehr bald mit der Radirnadel vereinigt wurde) die gehörige Vollendung in Rücksicht auf Reinheit und Kraft gegeben werden. Die Aetz- oder Radirmanier ist die bequemste Art, auf Kupferplatten zu zeichnen. In Rücksicht auf ihre Wirkung macht sie zwar weniger Effect als andere Manieren, ist aber doch überall, wo es auf treffende Darstellung des Sujets, auf richtige Zeichnungen der Formen und auf Ausdruck der Charakter ankommt, beinahe ganz hinreichend, dem wahren Kenner das Wesentliche zu geben; besonders können Landschaften überhaupt und in allen ihren wesentlichen Bestandtheilen in einem hohen Grade von Ausführung geätzt werden. Ohne sich eigentlich mit der Kupferstecherkunst zu beschäftigen, haben mehrere große Mahler Werke von sich radirt; und diese Arbeiten werden vorzüglich hochgeschätzt. Stephan della Bella, Callot, die Caracci, Daniel Chodowiecki, le Clerc, Cochin, Albrecht Dürer (welchen letzten man für den Erfinder der Aetzkunst hält, wiewohl es nicht so ausgemacht ist, als daß er diese Kunst sehr vervollkommnet hat), Geyser, Hogarth, Meil, Mathias Merian, Rembrandt, Salvator Rosa u. a. sind diejenigen Künstler, deren radirte Arbeiten am höchsten geschätzt werden. III. Die Punctirmanier, mit dem Hammer oder Punsen, und mit dem Roulet (Opus mallei). Da die Kupferstecherkunst von den Goldschmieden ausging, so ist zwar der Hammer der Goldschmide gleich anfangs dabei gebraucht worden; allein die gehämmerte Arbeit kam vorzüglich im sechzehnten Jahrhunderte auf, wo man mit einem

Spitzhammer feine Puncte in die Platte schlug, und so die Figuren herausbrachte, dabei aber gewöhnlich zugleich mit dem Grabstichel nachhalf. Im engeren Sinne des Worts heißt jedoch gegenwärtig punctirte Manier diejenige Vervollkommnung derselben, an welcher Bartolozzi in England, wo nicht den ersten, doch den vorzüglichsten Antheil hatte. Sie ist eine Zusammensetzung von Puncten und Strafirungen, in welcher aber die Puncte der herrschende Theil, und gewöhnlich in dem Fleischigen und in den Gründen angebracht sind. Man kann sich dazu des Scheidewassers bedienen, oder nicht. Diese Manier ist, wie der Grabstichel, mühsam und langwierig, gibt weniger Bestimmtheit, als dieser, aber mehr Sanftheit. Mit Bartolozzi zugleich und nach ihm haben Burke, Collyer, der unglückliche Ryland u. a. und unter den Deutschen Daniel Berger, C. Feller, G. Fr. Schmidt u. a. in dieser Manier gearbeitet. Uebrigens sind in derselben auch rothe und bunte Abdrücke vorhanden. Wahrscheinlich ist die eben erwähnte punctirte Manier, die sich vorzugsweise in den Händen der englischen Künstler befindet, aus der sogenannten Crayon-Manier entstanden, welche auch zur Punctirmanier gehört, mit dem Roulet und andern Werkzeugen ausgeübt wird, und Handrisse von schwarzer und rother Kreide nachahmt. Sie wurde in der Mitte dieses Jahrhunderts, von Francois erfunden und von Desmarteaux zur Vollkommenheit gebracht. Sie ist vorzüglich geschickt, angehenden Künstlern Muster zum Copiren zu liefern; denn derjenige, der nach Kupferstichen zeichnet, gewöhnt sich an eine harte und steife Manier. IV. Die schwarze Kunst und V. die Tuschmanier, welche in eignen Artikeln abgehandelt sind. S. Schwarze Kunst und Aqua tinta. Was VI. die bunten Kupfer betrifft, welche, wiewohl nicht zum Vortheil der ächten Kunst, in England so sehr Mode geworden sind, so muß man illuminirte Kupfer von bunten Abdrücken unterscheiden, welche letztere theils mit mehr als einer Platte, theils mit einer einzigen gemacht werden. Bunte Abdrücke mit mehr als einer Platte wurden schon im vorigen Jahrhunderte, besonders zu Anfange des gegenwärtigen von Le Blond versucht; seit 12 bis 15 Jahren aber hat man sich vorzüglich in England mit bunten Abdrücken beschäftigt, unter denen die mit einer Platte die besten, aber auch die theuersten sind.

Kuppel (ital. cupola, franz. coupole, dôme, [coupole heißt eigentlich der äußere und dôme der innere Theil der Kuppel] lat. tholus), Kugel- oder Kesselgewölbe, ist ein sphärisches, oder halbkugelrundes Gewölbe, welches runden Gebäuden zur Decke dient und oben gemeiniglich eine runde Oeffnung behält, durch welche das zur Beleuchtung nöthige Licht herein fällt, welche Oeffnung entweder ganz frei bleibt, oder mit einem kleinen, an den Seiten offene Thürmchen erbaut wird, welches man die Laterne nennt. Die Alten, welche oft runde Tempel bauten, sind die Erfinder der Kuppeln, von welchen uns noch das ehemalige Pantheon, die jetzige Santa Maria Rotonda, zu Rom übrig ist. Die Kuppeln werden inwendig mit Eintheilungen in Felder, mit vergoldeten Stäben u. s. w., oder auch mit Gemählden verziert, und sind dazu bestimmt, den Gebäuden von außen ein großes und prächtiges Ansehn zu geben, welches sie durch hohe Thürme schwerlich erlangen dürften. Zu den berühmtesten gehören die Kuppel der St. Peterskirche in Rom, des Doms zu Florenz und der Paulskirche zu London.

Kurakin (Fürst Alexander), ehemals russischer Gesandter in Paris, Wien u. a. O., geb. 1752, wurde mit Paul I. erzogen, und war dessen täglicher Gesellschafter. Er begleitete ihn auf seiner Reise nach Preußen und Frankreich 1776 und 1782. Im J. 1796 wurde er Minister und Vicekanzler des Reichs, nahm aber seinen Abschied 1802. Darauf ward er 1806 Ambassadeur in Wien, schloß 1807 den Frieden zu Tilsit ab, und erhielt zur Belohnung die Stelle eines Geheimen-Raths der ersten Classe mit dem Range eines Feldmarschalls. Im J. 1808 ging er als Großbotschafter nach Paris, wo er vier Jahre blieb. Bei dem Balle, den der Fürst Schwarzenberg den 1. Juli 1810 gab, wo Feuer im Saale auskam, fiel er auf der Treppe, und wurde sehr verwundet ohne Bewußtsein nach Hause getragen. Im Mai 1812, als der Krieg von Napoleon gegen Rußland schon beschlossen war, er selbst aber durch diplomatische Weitläuftigkeiten noch hingehalten wurde, begab er sich von Paris weg auf sein Landhaus nahe bei Sevres. Der Schriftenwechsel, der zwischen ihm, dem Grafen Romanzow und dem Herzog von Bassano, bis zum völligen Bruche Statt fand, gewährt ein hohes politisches Interesse, und beweist die Talente wie die Klugheit des russischen Botschafters. Man verweigerte ihm die Reisepässe, sogar noch von Memel aus, so daß er sich in der Nähe von Paris lange von aller Verbindung mit seinem Souverän abgeschnitten sah. Im J. 1814 überbrachte er dem Kaiser Alexander die Glückwünsche des Senats wegen der in Deutschland erfochtenen Siege. Kränklichkeit bewog ihn, sich nun von allen Geschäften zurückzuziehen. Er lebte seitdem in Paris, starb aber auf der Rückreise, zu Weimar den 6. Juli 1818.

Küraß, Brustharnisch, (franz. cuirasse, von cuir Leder) ist ein Panzer von Eisenblech, welcher dem schweren Cavaleristen zum Schutz gegen Säbelhiebe und Musketenkugeln gegeben wird. Da die ältesten Küraße von Leder waren, so erhielten sie daher ihren Namen. Man hat ganze und halbe Küraße. Küraßier (cuirassier) sind eine Gattung Reiter, die mit einem Küraße und einer Sturmhaube bewaffnet und von Gustav Adolph eingeführt worden sind. Dieser verwandelte die bis dahin gebräuchlichen ganzen Harnische der Reiter in bloße Brustharnische und Sturmhauben. Nachher ist der Name auch nach Abschaffung der Küraße und Sturmhauben (welche jedoch wieder aufgekommen sind) dieser Truppengattung geblieben.

Kurbel, im Allgemeinen, eine krumm oder nach einem Winkel gebogene Handhabe, welche dazu dient, etwas damit herumzudrehen, z. B. an der Kaffeemühle. Kurbel (Gorbel an der Buchdruckerpresse) ist die eiserne Stange mit der Kurbel, welche durch die Walze läuft, vermittelst deren Wendung das Laufbrett mit dem sogenannten Karren (dem tiefen viereckigen Kasten mit der fest verkeilten Form oder gesetzten Schrift) rück- und vorwärts geschoben wird.

Kurilische Inseln, im 18. Jahrhunderte nach und nach von den Russen entdeckt, erstrecken sich in geringer Entfernung von einander von Kamschatka bis an Japan und die chinesische Küste. Diese Inseln (ohne Jesso 25, zusammen 145 Q. M. groß) sind, was ihre Beschaffenheit anlangt, erst seit Krusensterns Reise genauer bekannt. Die nördlichen tragen Lerchenbäume und Fichten; die südlichen spanisches Rohr, Bambus und Weinstöcke. Die Bewohner derselben, welche ebenfalls Kurilen genannt werden (unter denen man aber auch die Bewohner der angrenzenden Küste von Asien und des

südlichen Kamtschatka versteht), sind Heiden, und einige derselben kommen an Sprache, Gestalt und Sitten den Japanern nahe, andere hingegen den Kamtschadalen, von denen viele, bei der Eroberung Kamschatka's durch die Russen, sich nach den kurilischen Inseln flüchteten. Einige der Inseln haben von beiden Stammvölkern Einwohner. Die südlichen Kurilen stehen unter japanischer Herrschaft; viele davon sind aber ganz unabhängig; die nördlichen hingegen (21) sind nur einigermaßen dem russischen Reiche unterworfen, und geben meistens nur wann sie erst gezwungen worden, Meerottern, Füchse und anderes Pelzwerk als Tribut.

Kurzsichtig (myops, von dem Griechischen Mys die Maus und ops das Gesicht), nennt man denjenigen, welcher besser in der Nähe als in der Ferne sieht. Wenn nämlich das Auge einen Gegenstand deutlich sehen soll, so gehört dazu, daß die von jedem Puncte desselben kommenden, und im Auge sich brechenden Lichtstrahlen (s. den Art. Auge) genau auf der Netzhaut des Auges sich wieder in einem Puncte sammeln, und daselbst das deutliche Bild des Gegenstandes darstellen. Bei solchen Augen, deren Hornhaut zu convex gebaut ist, deren Feuchtigkeiten selbst vielleicht zu viel Brechungsfähigkeit haben, und bei denen die Linse sehr convex ist, werden die Lichtstrahlen zu sehr gebrochen, so daß sie sich schneller einander nähern, und der Vereinigungspunct vor die Netzhaut fällt, wodurch nun die Lichtstrahlen erst dann auf sie kommen, wenn sie wieder von einander abweichen und einen Kreis bilden, so daß also von dem Gegenstande kein deutliches, sondern ein verworrenes Bild auf der Netzhaut entsteht. Dies geschieht bei entfernten Gegenständen um so mehr, weil die einzelnen Lichtstrahlen eines auf das Auge fallenden Strahlenkegels um so näher zusammenfallen (convergiren), je entfernter der Punct, oder die Spitze des Kegels ist, von dem sie herkommen, also auch deswegen ihr Vereinigungspunct im Auge um so weiter vor die Netzhaut fallen muß, folglich die wieder auseinandergehenden Lichtstrahlen ein um so undeutlicheres Bild auf der Netzhaut darstellen. Ganz nahe befindliche Gegenstände hingegen bilden aus entgegengesetztem Grunde ein ganz deutliches Bild auf der Netzhaut, werden folglich auch deutlich gesehen. Einem kurzsichtigen Auge kommt man also dadurch zu Hülfe, daß man den Gegenstand, welchen man deutlich sehen will, dem Auge so nahe rückt, als seiner Fähigkeit, die Lichtstrahlen zu brechen, angemessen ist. Diese Entfernung, welche bei dem gesunden Auge gewöhnlich auf acht Zoll beträgt, muß bei dem kurzsichtigen Auge oft auf sechs, ja bis auf vier Zoll verringert werden. Will oder kann man dies nicht, so muß man dem Auge ein hohlgeschliffenes Glas vorhalten, welches die Lichtstrahlen des Strahlenkegels, ehe er auf das Auge fällt, um so viel von einander entfernt, als sie das Auge zu sehr bricht. Wird dies Verhältniß richtig getroffen, so sieht das kurzsichtige Auge alsdann eben so in der Ferne, als ein gesundes. Hieraus erhellt, daß nicht jedes Glas für jedes Auge passend ist und man oft unter einer großen Menge derselben suchen muß, um eins zu finden, durch welches man deutlich sehen kann. — Uneigentlich nennt man auch diejenigen kurzsichtig, welche nicht im Stande sind, mit den Augen des Geistes einen weiten Gesichtskreis zu umfassen, und auf einen höhern Standpunct gestellt, den Zusammenhang ganzer Begebenheiten zu übersehen, sondern nur einen beschränkten Kreis ihnen nahe liegender Umstände und Begebenheiten aufzufassen vermögen. Wie soll man aber diejenigen nennen, welche bei vol-

liger Gesundheit der Augen aus Modesucht mit der Brille auf der Nase allenthalben herumspazieren, ohne das, was doch gar so nahe liegt zu sehen, daß die Nachahmung eines Naturfehlers nur von einem verdorbenen Geschmacke für schön gehalten werden kann?" H.

Kutsche. Sie unterscheidet sich von andern Fuhrwerken am meisten durch einen bedeckten und in Riemen hängenden Kasten. Schon in den ältesten Zeiten hatten die Könige und Fürsten besondere Wagen, deren sie sich bei feierlichen Gelegenheiten bedienten, welche aber ganz unbedeckt waren. In der Bibel werden deren bereits zu Josephs Zeiten in Aegypten erwähnt. Doch scheinen auch die bedeckten Wagen von hohem Alter zu sein. Denn schon zu Moses Zeiten gab es bedeckte Lastwagen, und die nomadischen Scythen hatten, nach Justinius, mit Leder bedeckte Wagen, um sich vor Sonne und übler Witterung zu schützen; so auch die Spartaner, die einen solchen Wagen Kanathron nannten. Eben so ist der Sitz des Kutschers eine uralte Erfindung des Aetoliers Oxilus, welcher um 2881 das Königreich Elis in Besitz nahm. Auch die Römer hatten offene und bedeckte Wagen; auf den letztern schaffte man kranke Soldaten und alte Leute fort. Später wurde der bedeckte Wagen, welcher caruca hieß, und dessen Plinius zuerst gedenkt, erfunden; dieser wurde von Elfenbein, Erz, und endlich gar von Silber und Gold verfertigt, weswegen auch nur Magistratspersonen und Vornehme beiderlei Geschlechts sich desselben bedienten. Er wurde von Maulesein gezogen. Bedeckte Wagen waren also den Alten bekannt; aber hängende Wagen oder Kutschen nicht. Diese sollen in Ungarn erfunden und ihre Benennung, welche in der Sprache dieses Landes so viel als bedecken heißt, ebenfalls ungarischen Ursprungs sein. Andere leiten das Wort von Gutsche ab, welches ehemals ein Ruhebett hieß. Schon Carl V. soll sich beim Podagra eines solchen fahrenden Ruhebetts bedient, und in demselben sogar geschlafen haben. Die Erfindung der Kutschen in Ungarn wird auf das J. 1457 gesetzt; doch soll schon Isabella, die Gemahlin Carls VI. von Frankreich, im J. 1405 in einem bedeckten, in Riemen hängenden Wagen ihren Einzug in Paris gehalten haben. Da sich anfangs nur Frauenzimmer dergleichen Wagen in Frankreich bedienten; so nannte man sie aus diesem Grunde auch chariots damerets. Unter Franz I erhielten die Kutschen die gehörige Einrichtung, man nannte sie carosses und versah die Oeffnungen derselben mit ledernen Verhängen. Die erste Mannsperson, welche sich einer solchen Karesse bediente, war Raymond von Laval, ein Hofcavalier Franz I. der so dick war, daß ihn kein Pferd mehr tragen konnte. Seine und der berühmten Diana von Poitiers, Herzogin von Valentinois, Mätresse Franz I., Kutsche waren gegen 1540 die ersten dergleichen hängenden Fuhrwerke in Paris, und zehn Jahre später zählte man deren noch immer nicht mehr als drei. Unter Carl IX. (1760—1574) suchte der erste Parlamentspräsident, der sich vergebens bei dem Könige für die Abschaffung der Kutschen verwandt hatte, den Gebrauch derselben durch sein eigenes Beispiel einzuschränken, indem er, wenn er aufs Land reisete, seine Gemahlin und Tochter in einem schlechten mit Stroh gefüllten Wagen fahren ließ und nebenher auf einem Maulthiere ritt. Unter Heinrich III. (1574—1589) ward die vierte Kutsche und zwar von einer Privatperson gehalten. denn bis dahin war es nur ein Vorrecht des königlichen Hauses gewesen. Heinrich IV., der bekanntlich in einer Kutsche ermordet wurde, hatte nebst seiner Gemahlin nur eine Karesse, deren sie sich gemeinschaftlich

bedienten, wie aus einem Briefe erhellt, in welchem er sein Ausbleiben bei einem Freunde damit entschuldigt, daß seine Gemahlin die Kutsche gebraucht habe. Noch zu seiner Zeit pflegte Nicole von Aubespine, die Dame vom höchsten Range in Paris, wenn sie Besuche machte, auf einem Maulthiere hinter ihres Mannes Secretär zu reiten. Der Marschall Bassompierre brachte 1599 aus Italien die erste Kutsche mit Glasfenstern nach Frankreich. Ludwig XIV. (1642) hielt seinen Einzug in einem hängendem Wagen, und 1658 waren schon 320 Kutschen in Paris, deren Zahl nun immer höher stieg. In Deutschland bedienten sich die Kaiser und Fürsten bereits im 15. Jahrhunderte der Kutschen; so kam Kaiser Friedrich III. 1474 in einem hängenden Wagen nach Frankfurt. 1509 hatte die Gemahlin des Churfürsten Joachim I. von Brandenburg einen ganz vergoldeten Wagen und zwölf andere mit Carmoisin beschlagene Kutschen. Der Markgraf Johann Sigismund von Brandenburg fuhr 1594 mit 36 Kutschen, deren jede mit sechs Pferden bespannt war. In Spanien soll man 1546, und in Schweden in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts die erste Kutsche gesehen haben. In England flüchtete schon 1360 die Mutter König Richard II. in einem Fuhrwerke, welches man Wirlicotes nannte; aber erst 1580 unter der Königin Elisabeth kamen die eigentlichen Kutschen aus Deutschland nach England und waren daselbst 1605 bereits allgemein. In der Schweiz waren sie 1650 noch eine Seltenheit, aber in Petersburg schon im Anfange des 18. Jahrhunderts etwas sehr Gewöhnliches.

Kutusow, Fürst von Golenitschef Smolenskoi, russischer Feldmarschall, einer der berühmtesten Feldherrn der neuern und neuesten Zeit, dessen Thaten um so größer erscheinen, da sich an sie die Begebenheiten knüpfen, welche Europa von der schimpflichsten aller Unterjochungen gerettet haben. Er wurde im Jahre 1745 geboren, trat 1759 in Dienst und war 1761 bereits Officier. Er focht in Polen in den Jahren 1764—69 und dann gegen die Türken unter Romanzow. Die Festung Schiumla wurde von ihm erstürmt und er trug später bei der Rebellion Pugatschews viel zu dessen Bezwingung bei. 1788 war er nicht minder bei der Eroberung Oczakows, nachdem er ein Jahr früher schon zum General-Gouverneur in der Krimm war ernannt worden. Eine gefährliche Verwundung, die er bei Erstürmung von Oczakow erhielt, beraubte ihn seines rechten Auges. Mit dem Prinzen von Coburg vereint half er den Sieg von Fockschani erfechten und in dem merkwürdigen Kampfe von Rimnik (am 31. Dec. 1789) that er Wunder der Tapferkeit. Nach der Erstürmung Ismails unter Suwarow, der überhaupt als Kutusow's Vorbild zu betrachten ist, wurde er von seiner von ihm angebeteten Kaiserin zum Generallieutenant erhoben. Bei den nun bald erfolgenden Unterhandlungen mit der Pforte wurde er nicht minder gebraucht, und er erwarb sich hier auch den Ruhm eines gewandten Diplomaten. Im Jahre 1793 ging Kutusow als Gesandter nach Constantinopel und in dem bald darauf wieder eintretenden polnischen Kriege finden wir ihn bei der russischen Occupations-Armee unter Suwarow, und so auch bei dem blutigen furchtbaren Tage von Praga (s. den Art.). Nach hergestellter Ruhe erhielt Kutusow erst das Generalcommando von Finnland und ward dann von Paul zum General-Gouverneur von Litthauen ernannt, wo er mehrere Jahre in Wilna lebte und ein Studium nachzuholen suchte, das er in der stürmischen Jugend und als Mann hatte versäumen

müssen. Eine kurze Zeit war er nun auf dem wichtigen Gesandschaftsposten zu Berlin, kehrte aber bald nach Wilna in sein General-Gouvernement zurück. Im Jahre 1805 erhielt er, schon damals 60 Jahre alt, vom Kaiser Alexander das Commando des ersten russischen Armeecorps gegen die Franzosen. Er führte sein Corps gegen den Inn und traf daselbst nach der unvorhergesehenen Capitulation von Ulm ein. Er zog das kleine österreichische Corps des Generals Kienmayer an sich und hielt den ganzen Andrang der französischen Armee auf. Auf dem rechten Donauufer, auf welches er überging, wurde er von den Franzosen lebhaft verfolgt und mußte mehrere Gefechte, namentlich den 18. und 19. Novbr. das glückliche bei Dürnstein gegen den Marschall Mortier bestehen. Zur Belohnung seines Benehmens schickte ihm der deutsche Kaiser bei dieser Gelegenheit das Großkreuz des Maria-Theresienordens. Nachdem er sich hierauf mit den andern russischen Corps vereinigt hatte, commandirte er unter dem Kaiser Alexander die alliirte Armee bei Austerlitz, wo er verwundet wurde und zugleich seinen Schwiegersohn, einen hoffnungsvollen jungen Mann, verlor. In dem letzten Türkenkriege ward ihm vom Kaiser Alexander der Auftrag ertheilt, den Kampf an der Donau zu beendigen. Nachdem dies geschehen und Kutusow nach Rußland zurückgekehrt war, erhielt er, als Barclay de Tolly dasselbe nach den ersten rückgängigen Bewegungen abgegeben hatte, jetzt ein siebenzigjähriger Greis, das Obercommando über die russische Armee in dem russisch-französischen Kriege von 1812. In der Schlacht bei Mosaisk (in der Barclay de Tolly und Bagration unter ihm befehligten), welche hartnäckig und mörderisch mit abwechselndem Glücke 10 Stunden gedauert hatte, gab er, nachdem die Widerstandskraft der Russen erschöpft war, das Zeichen zum Rückzuge auf Moskau. Kaum hatte er diese Stadt den 13. Sept. geräumt, als sein Gegner vor den Thoren derselben erschien. Kutusow befolgte jetzt einen neuen Kriegsplan, und richtete, während Napoleon glaubte, er werde sich nach Asien wenden, seinen Marsch nach Süden, wo er sich bei Tula und Kaluga in der Flanke der französischen Armee aufstellte. Unterdessen nöthigte der Brand von Moskau, durch welchen Napoleon die Grundlage des zu unterhandelnden Friedens verloren hatte, diesen zum Rückzuge. Vorher wollte er noch versuchen, welche Vortheile ihm betrügerische Verschlagenheit in den angeknüpften Unterhandlungen gewähren dürfte; aber Kutusow begegnete jeder von Napoleon angewandten List mit scharfsichtiger Würdigung der obwaltenden Verhältnisse, und gewann dadurch den unschätzbaren Vortheil, daß die Jahreszeit vorrückte und der Eintritt des Winters die natürliche Stärke der Russen vermehrte. Als endlich kein Augenblick mehr zu verlieren war, hatte Napoleon kaum das Zeichen zum Aufbruche gegeben, als Kutusow's rechter Flügel die französische Reiterei bei Tarutino überfiel und einen großen Theil derselben vernichtete. Bei Malo-Jaroslawetz wollte Napoleon Kutusows linken Flügel aufreiben, damit der Rückzug der Franzosen auf Smolensk desto gefahrloser bewerkstelligt werden könnte; allein Kutusow leistete einen Widerstand, der die Absichten des französischen Kaisers vereitelte, und hatte, ehe Napoleon über Smolensk bei Krasnoi anlangen konnte, diese Gegend bereits durch einen Flankenmarsch gewonnen, wo er mit Ungeduld seinen Gegner erwartete. Kaum war demnach dieser angelangt, als von beiden Seiten mit erneuerter Erbitterung gekämpft wurde. Kutusow

schlug an dem einen Tage die Armee des Fürsten von Eckmühl, am folgenden die Arriergarde des Herzogs von Elchingen. Mehr als 20,000 Gefangene, Beute ohne Maß, und unter dieser mehrere französische Adler, waren der Lohn von Kutusows Anstrengungen. Er stellte dann die Verfolgung des Feindes für einige Tage ein. Zur Verewigung dieser Siege erhielt er vom Kaiser Alexander den Beinamen des Smolenskers. Da er wußte, welches Schicksal den fliehenden Feind an den Ufern des Beresina erwartete: so folgte er nur langsam, und der Feldzug war bereits beendigt, als er bei Wilna anlangte, wo er seinen Kaiser empfing. Dieser Feldzug hatte Kutusow's körperliche Kräfte erschöpft, für die Fortsetzung desselben war er nicht gestimmt; denn ihm, dem mehr als siebenzigjährigen Greise, schien es ein allzu kühner Gedanke, den Feind in dem Wohnsitze seiner Macht anzugreifen. Nachdem er noch aus Kalisch die merkwürdige russische Proclamation, in welcher die Sache Europa's, Deutschlands und der allgemeinen Menschheit mit so eindringlicher Beredsamkeit geführt war, erlassen hatte, starb er zu Bunzlau am 28. April 1813 und ward als derjenige Held betrauert, der durch den Charakter seiner Maßregeln und durch seinen Sieg bei Smolensk den entschiedensten Einfluß auf den Ausgang des französisch-russischen Feldzugs, und auf die segensreiche Befreiung des ganzen Europa gehabt habe.

Kur Kure, (die Benennung jedes der hundert acht und zwanzig Theile, in welche ein Bergwerk oder eine Zeche [Schmelzhütte] eingetheilt wird) soll aus der sklavonischen Sprache abstammen, wo Kukus ein Theil, und Kuksen theilen heißt. Andere leiten diesen Namen von einem Schneeberger her, der Kur geheißen und die Eintheilung der Zechen zuerst aufgebracht haben soll. Zuweilen wird eine Zeche auch in Schichte getheilt, wo alsdann zwei und dreißig Kure eine Schicht ausmachen. Vier Kure heißen ein Stamm, oder ein Zweiunddreißigtheil, und folglich machen zwei und dreißig Stamm eine ganze Zeche oder hundert acht und zwanzig Kure aus. Ein Erbkur (Erb- oder Ackertheil) ist ein solcher, welcher von demjenigen, auf dessen Grund und Boden das Bergwerk liegt, frei gebaut wird und gewöhnlich aus vier Kuren besteht, wogegen aber der Grundherr verpflichtet ist, das nöthige Holz zu den Schachten, Gruben und Stollen, aber nicht zu den Häusern, Schmelz- und Kohlenhütten, unentgeltlich zu liefern. Ein Kur wird, wenn das Ganze in Gesellschaft gebaut und unter die einzelnen Theilnehmer vertheilt ist (Bergantheil), in diesem Falle zu den übrigen Gruben des jedesmaligen Besitzers gerechnet.

Kyau (Friedrich Wilhelm, Freiherr von) erregte zu seiner Zeit durch seine unerschöpfliche Laune viel Aufsehen, und hat sich durch seine witzigen Einfälle auch bis jetzt noch in lebhaftem Andenken erhalten. Er war 1654 zu Oberstrokwalde geboren, diente von seinem 17. Jahre an unter der brandenburgischen Armee als Gemeiner, stieg erst nach zehn Jahren zum Unterofficier und Fähnrich, und war schon damals als ein aufgeweckter Kopf bekannt, allein eine verunglückte Posse zog ihm Arrest in Spandau zu. Als er auf Vorbitten der Churfürstin von Brandenburg losgelassen worden war, nöthigte ihn ein Duell, nach Sachsen zu fliehen und Kriegsdienste zu nehmen. Seine frohe und satirische Laune machte ihn bald am Hofe des Königs von Polen und Churfürsten von Sachsen, August II. beliebt; er stieg in kurzem bis zum Generaladjutanten des Königs, und mußte daher beständig bei demselben sein; endlich erhielt er auf

seine auf eine schwankhafte Weise vorgetragene Bitte die Stelle eines Generallieutenants und Commandanten des Königsteins, welchen er von da an seine steinere Frau (er war nie verheirathet) nannte, der er auch bis an seinen Tod, 1733, treu blieb. Sein Charakter war brav; er haßte alle Schmeicheleі, und rügte begangene Fehler mit der größten Freimüthigkeit. Ohne den Namen eines Spaßmachers zu führen, diente er dem ganzen Hofe zur Belustigung, und behauptete dessen ungeachtet seine Würde, da er weniger sich als Andere zum Gegenstande des Gelächters machte. Wenn er auch bisweilen kindische oder unanständige Scherze trieb, so war dies theils Fehler seines Zeitalters, theils erreichte er dadurch oft am sichersten seinen Zweck, sich gegen den Muthwillen Anderer zu schützen; und Niemand fühlte seine Geißel mehr, als die Höflinge, die auf ihren Adel stolz waren. Noch in den neuesten Zeiten hat man diesen Mann einer besondern Aufmerksamkeit gewürdigt und zwei verschiedene Lebensbeschreibungen desselben geliefert, deren eine 1796 zu Freistadt, die andere von Wilhelmi, 1797 zu Leipzig erschienen ist.

L.

L, der zwölfte Buchstabe des deutschen Abc, welcher zu den Zungenbuchstaben gehört und mit Anstoßung der Zunge an den Gaumen und die obere Reihe Zähne ausgesprochen wird. Zugleich ist er der erste der s. g. Halblauter oder der fließenden Buchstaben, welcher häufig mit r verwechselt wird, besonders von denen, die diesen Buchstaben nicht gut aussprechen können.

Laar (Peter von) oder Laer, mit dem Beinamen il Bamboccio, ein Mahler, geboren 1613 zu Laar, einem Dorfe, nahe bei Naarden in Holland, starb zu Harlem im J. 1675. Jenen Beinamen erhielt er bei seinem Aufenthalte in Rom, theils seiner sonderbaren Gesichtsbildung, theils seiner fratzenhaften Darstellungen wegen (Bambocciaden), welche er in Umlauf brachte. Schon in seiner frühesten Jugend war er stets damit beschäftigt, alle Gegenstände, die ihm zu Gesichte kamen, abzuzeichnen. Sein Gedächtniß leistete ihm dabei so treffliche Dienste, daß er im Stande war, Gegenstände, die er vor langer Zeit, oder auch nur ein einziges Mal, gesehen hatte, mit der größten Aehnlichkeit darzustellen. Uebrigens war er auch einer der größten Musiker seiner Zeit. Der Kummer, welchen er darüber empfand, daß man den Werken des Wouvenardes vor den seinigen den Vorzug gab, wurde die Ursache seines Todes. Er hat sich nur in kleinen Gegenständen, als in Jahrmärkten, Kinderspielen, Jagden, Landschaften und dergleichen versucht. Aber dennoch herrscht in seinen Gemählden ein beträchtlicher Aufwand von Kraft, Geist und Annehmlichkeit. Das pariser Museum besaß mehrere seiner Arbeiten.

Labé (Louise), bekannt unter dem Namen der schönen Seilerin (la belle Cordière), wurde 1526 oder 1527 zu Lyon geboren. Ihr Vater ließ ihr eine sorgfältige Erziehung geben; sie lernte Musik, mehrere Sprachen, und erhielt sogar Unterricht im Reiten und andern

militärischen Uebungen. So kam es, daß sie sich für den Soldatenstand bestimmte, und schon im 16. Jahre (1543) mit der französischen Armee der Belagerung von Perpignan beiwohnte. Ihr Kriegsname war Capitaine Loys. Unter den Lobsprüchen, welche ihr gleichzeitige Schriftsteller ertheilten, rühmen sie besonders die Stärke ihres Arms, ihren Muth und ihre kriegerischen Thaten. Aber schon der erste Feldzug, an dem sie Antheil nahm, fiel nicht glücklich aus; die Franzosen waren genöthigt, die Belagerung von Perpignan aufzuheben. Nun leistete Louise auf den Militärdienst Verzicht, um sich ganz dem Studium der Wissenschaften, der Poesie und nicht minder der Liebe zu widmen. Sie heirathete einen sehr reichen Seiler, Ennemond Perrin, und konnte nun ihrer Neigung zur Literatur Gnüge leisten. Mit mehrern angenehmen Talenten verband sie eine nicht mittelmäßige Kenntniß der griechischen, lateinischen, spanischen und italienischen Sprache. Ihr Haus war ein Sammelplatz aller liebenswürdigen Leute und schönen Geister. Die vornehmsten Personen fanden sich bei ihr ein. Sie erregte die Bewunderung der gleichzeitigen Dichter, welche sie unter die Musen zählten; aber nicht minder auch den Neid der Frauen zu Lyon, welche ihr, um sich dafür zu rächen, daß sie ihnen ihre Männer und Liebhaber untreu machte, ihre Liebeshändel vorwarfen. Gleichzeitige Schriftsteller haben verschiedene Meinungen über die Tugend der schönen Seilerin geäußert; einige haben ihre Keuschheit gerühmt, andere ihr Ausschweifungen vorgeworfen. Mehrere ihrer Poesien, besonders das achtzehnte Sonett, zeugen allerdings gegen ihre Keuschheit. Sie scheint nach und nach alle Perioden der Liebe durchlaufen zu sein; anfangs treue und leidenschaftliche Geliebte, hernach gefallsüchtige Coquette, ward sie endlich zur Buhlerin. Doch gereicht es ihr zur Entschuldigung, daß sie zu einer Zeit lebte, wo die Galanterie als Ehrensache betrachtet wurde, und wo sie selbst von einem Schwarme liebenswürdiger Wüstlinge umgeben war. Ihre Großherzigkeit, ihr Geschmack für die Wissenschaften, so wie ihre mannichfaltigen und für ihre Zeit sehr ungewöhnlichen Talente, verwischen jedoch in den Augen der meisten ihrer Zeitgenossen jene Flecken ihrer Lebensweise. Die großen und zahlreichen Beweise von Achtung und Verehrung, welche ihr gleichzeitige Schriftsteller gegeben haben, so wie der Umstand, daß die Straße in Lyon, wo ihr Haus befindlich war, ihren Namen erhielt, alles dies beweiset die hohe Achtung, in welcher sie zu ihrer Zeit stand. Die Annehmlichkeit ihres Umgangs, ihr Geist, ihr Wissen, ihre Talent, die Verse, welche sie dichtete und unter Begleitung der Laute sang, fesselten ihre zahlreichen und ausgezeichneten Anbeter mit unwiderstehlichen Banden. Ihre Werke sind folgende: Epistel an Clementia von Bourges, mit vielem Geiste geschrieben: der Kampf der Liebe und der Thorheit, in Prosa, worin Reiz und Erfindung herrscht; drei Elegieen; vier und zwanzig Sonette, von denen das erste in italienischer Sprache abgefaßt ist. Die erste Ausgabe dieser Schriften erschien im Jahre 1555.

Labédoyère wird dadurch, daß er als der erste höhere Offizier nach Bonaparte's Rückkehr von Elba auf dessen Zug von Cannes nach Paris bei Grenoble an der Spitze seines Regiments zu ihm überging, und hierdurch dem Usurpator festen Fuß machte, in der Geschichte unvergeßlich bleiben. Von guter Familie in Paris geboren, warf er sich früh in die militärische Laufbahn, zeichnete sich durch Kenntnisse und vorzügliche Tapferkeit aus, und war, noch nicht 30 Jahre alt,

Oberst eines Infanteregiments, als Ludwig XVIII. nach Frankreich kam. Er huldigte ihm, wie alle anderen Chefs in der Armee. Bei Napoleons Rückkehr 1815 aber, da er mit seinem Regimente gegen denselben nach Dauphiné geschickt worden, war er der Erste der bei Grenoble zu des Usurpators Fahnen überging, und so der Lavine des darauf allgemein gewordenen Abfalls den ersten Stoß gab. Napoleon ernannte ihn zum Brigade-General und Pair von Frankreich. Von den Schlachtfeldern von Fleurus und Waterloo kehrte er nach Paris zurück, und sprach, nach Bonaparte's Thronentsagung, noch heftig für die Anerkennung Napoleons II. Nach der pariser Capitulation begab er sich zur Loire-Armee, ward bald darauf arretirt, nach Paris gebracht, und vor ein Kriegsrecht gestellt, welches ihn zum Tode verurtheilte. Er ward am 19. August 1815 auf der Ebne von Grenelle erschossen.

Labesnardiere (Chevalier de), Director der politischen Arbeiten im französischen Ministerio der auswärtigen Angelegenheiten, welchen wichtigen Posten er durch Talent und Gewandtheit fast bei allem Wechsel der eigentlichen Minister und bei den entgegengesetztesten Stellungen Frankreichs immer zu behaupten gewußt hat. Man darf ihn unbedenklich als einen der geübtesten und gewandtesten Diplomatiker unserer Zeit nennen. Er war Mitglied des Oratorien-Ordens (wie Fouché) als die Revolution eintrat. Er umfaßte diese mit der Lebendigkeit der ersten Jugend, ging nach Paris und wurde hier als gemeiner Schreiber in der Canzlei des auswärtigen Ministeriums angestellt. Er schwang sich nun von einer Stufe zur andern bis zum eigentlichen Chef derselben empor. Er war unter dem Directorio, unter Bonaparte, der ihn 1813 noch zum Staatsrath ernannte, eben so geachtet, als er es wieder unter Ludwig XVIII. ist. Beim ersten wiener Congresse begleitete er die französische Gesandtschaft, und von ihm wurden die Noten derselben entworfen, welche die sanguinischen Hoffnungen und Projecte mehrerer Höfe und Gesandtschaften gewaltig hemmten, und die alte Ehre der Kunst und Gewandtheit der französischen Diplomatik in einem Zeitpuncte aufrecht erhielten, wo dem französischen Cabinet kaum eine Stimme zuzustehen schien. Nach der Schlacht bei Belle Alliance wurde er von der provisorischen Regierung gebraucht, um mit Wellington und Blücher einen Waffenstillstand zu unterhandeln.

Labrador (Estotiland. Terra de Labrador, Neubritannien, das Land der Eskimos), eine (21,300 Q. M.) große Halbinsel des nördlichen Amerika, die der Portugiese Caspar Cortereal im J. 1500 entdeckt, und wohin Martin Forbisher 1576 die erste Reise unternommen hat. Sie ist gegen Norden durch die Hudsonsbay von den Ländern unter dem Nordpole abgesondert, und wird gegen Morgen durch das Nordmeer, gegen Süden durch Canada und gegen Westen durch noch unbekannte Länder begrenzt. Sie gehört zu dem brittischen Gouvernement Newfoundland, und wird gegen Süden von den Eskimos (s. d. Art.), einer wilden Nation, (etwa 15,000 Seelen) bewohnt. Die Luft daselbst ist überall kalt, und das Land wegen seiner großen Gebirge und Wälder nur an den Küsten bekannt. Es giebt hier 6 Factoreien englischer Kaufleute von der Hudsonsbay-Compagnie, deren eigentlicher Sitz in London ist. Pelz- und Seethiere sind nebst dem bekannten Labradorsteine (einer Art Feldspath, welcher der Hauptfarbe nach grau ist, dessen Fläche aber in verschiedenen Richtungen gegen das Auge gewandt, die mannich-

faltigsten und schönsten Farben spielt) die einzigen Gegenstände des hiesigen Handels. In der neuern Zeiten haben sich auch Missionen von evangelischen Brüdern hier niedergelassen. 1796 sind die meisten dortigen Etablissements von dem französischen Admiral Richery zerstört worden, welcher darauf eine ähnliche Unternehmung auf Neufoundland ausführte.

Labyrinth (Irrgarten) nannte man bei den Alten ein grosses künstliches Gebäude, welches eine solche Menge gegen einander laufender Gänge und Zimmer enthielt, daß man sich darin leicht verirren konnte. Es sind vorzüglich drei Labyrinthe der Alten merkwürdig: das ägyptische Labyrinth, unter allen das berühmteste, befand sich in Mittelägypten, oberhalb des Sees Möris, nicht weit von Krokodilopolis, in der Gegend, welche jetzt Fejum heißt. Nach Einigen soll es von den zwölf Fürsten (650 vor Chr.), nach Andern von Psammitichus, nach Andern von Ismandes, der daselbst auch begraben liegen soll, erbaut worden sein. Es ist allem Vermuthen nach nur ein Grabmahl gewesen. Das Gebäude, halb über halb unter der Erde, war eins der schönsten der alten Welt, und soll 3000 Säle oder Zimmer enthalten haben, deren ganze Einrichtung eine architektonisch-symbolische Darstellung des Thierkreises und des Sonnensystems gewesen zu sein scheint. Alle diese Säle waren von einer gemeinschaftlichen Mauer eingeschlossen und ringsherum mit Säulen umgeben, die Wege aber, welche zu den Palästen führen, so verwickelt angelegt, daß kein Fremder ohne Führer sich wieder herausfinden konnte. Die Länge betrug über ein Stadium. In den untern Zimmern sollen die Särge der Erbauer des Labyrinths und der heiligen Crocodile aufbewahrt worden sein, die obern Zimmer aber an Kunst und Pracht alle andere menschliche Werke übertroffen haben. Jetzt sollen in diesem Labyrinthe nur noch hundert und funfzig Zimmer zugänglich sein, Schutt und Finsterniß aber den Eingang in die übrigen verbieten. Nächstdem war das cretensische Labyrinth bekannt, über dessen Bestimmung und innern Bau wir doch noch weniger wissen. Die alten Schriftsteller meinen, es sei diese unterirdische Höhle von Dädalus nach einem verjüngten Maßstabe des ägyptischen, auf Befehl des Minos, der den Minotaurus einsperrte, erbaut worden. Schon zu Diodors und Plinius Zeiten war dies Labyrinth nicht mehr vorhanden: ja, man wußte nicht einmal die Zeit seiner Zerstörung. Das Labyrinth zu Clusium endlich war vom Könige Porsenna, wahrscheinlich zu seinem eigenen Grabmahle, erbaut worden. Es war viereckig, von Stein, und hatte funfzig Fuß in der Höhe, dreißig auf jeder Seite in der Breite. An jeder Ecke stand eine Pyramide, und eine in der Mitte, jede hundert und funfzig Fuß hoch, und unten fünf und siebenzig breit. Uebrigens waren diese Gebäude nicht des Verirrens wegen erbaut sondern hatten nur zufällig diese Eigenschaft, weshalb man jede verworrene, schwer zu entwickelnde Mannichfaltigkeit von Dingen ein Labyrinth oder labyrinthisch (irrvoll, verwickelt) nannte. Die Anatomen nennen die aus vielfach gewundenen Gängen bestehende Höhle des Ohres ebenfalls Labyrinth.

Lacaille, s. Caille.

Lacedämon, s. Sparta.

Lacépède (Graf). Dieser berühmte Naturforscher, ein Zögling Buffon's und Daubenton's, war vor der Revolution Aufseher des königlichen Cabinets in dem botanischen Garten zu Paris, und Mitglied mehrere Akademien. Bei dem Ausbruche der Unruhen ward er Mitglied des Departements von Paris, und 1791 des-

sen Deputirter bei der Gesetzgebung, wo er nach einander zum Secretär und dann zum Präsidenten erwählt wurde. Nachdem er in das National-Institut getreten war, nahm er am 20. Jan. 1796 im Namen der Deputation dieses Corps das Wort, als sie im Rathe der Fünfhundert dem Hasse des Königthums den Eid ablegte. Im J. 1799 berief ihn Bonaparte in den Erhaltungssenat. Er hielt darin die Gedächtnißreden auf Daubenton und Dolomieu, und wurde 1801 Präsident desselben. Im J. 1803 ernannte ihn Bonaparte zum Großkanzler der Ehrenlegion, 1804 erhielt er die Senatorie von Paris und im Februar das rothe Band. Er unterstützte lebhaft alle Conscriptionspläne Napoleons, und besonders noch die Aushebung von 350,000 Mann nach dem unglücklichen russischen Feldzuge von 1812; flüchtete aber nach der Katastrophe von 1814 nach Blois, gab von dort seine Zustimmung zu Napoleons Thronentsetzung, und ward von Ludwig XVIII. zum Pair ernannt. Als jedoch Napoleon 1815 wieder in Paris erschien, nahm er auch von ihm die Pairwürde an, und wurde nach des Königs Rückkehr, durch die Ordonnanz vom 24. Juli, in die Verbannung geschickt. Man gesteht Lacépède gründliche Kenntnisse und die Kunst zu, die trockensten Gegenstände seiner Wissenschaft mit den Annehmlichkeiten eines glänzenden Styls auszuschmücken, durch welche Kunst er auch als Präsident des Senats Napoleon zu schmeicheln wußte. Sein wichtigstes Werk ist seine Ausgabe des Buffon, den er mit der Histoire des Quadrupèdes Ovipares et Serpents fortgesetzt hat. Mit Hinsicht auf Beides nannten ihn die Pariser witzig Monsieur Reptile.

Lachen s. Lächerlich.

Lächerlich, ursprünglich das, was Lachen erregt. Das Lachen aber ist eine convulsivische Aeußerung des Menschen, welche im Zustand der Lust und Freude, wie in dem der Verzweiflung und des bittern Spotts über Welt und menschliche Verhältnisse eintritt. Ersteres ist ihr gewöhnlicher Ursprung; weshalb auch das Lächerliche nur auf das Lachen der Lust und Freude bezogen wird. Indessen unterscheidet man noch das Belachte oder das, was einem oder dem andern Subjecte lächerlich ist, von dem Belachenswerthen oder dem Lächerlichen im engern Sinne. Letzteres deutet auf eine besondere Beschaffenheit oder Beziehung der Dinge auf unsern Verstand hin. Das wirklich Lächerliche hat, jener convulsivischen Aeußerung entsprechend, in einem schnellen Zusammendenken und Zusammenwirken solcher Dinge seinen Grund, die mit ihrem Begriffe und Zwecke in einem unerwarteten, aber unschädlichen Widerspruche stehn, welchen man anschaulich wahrnimmt. Hieraus ist auch erklärbar, warum das Lächerliche nur am Menschen vorkommt, oder von diesem auf äußere Dinge übertragen wird. Denn dem Menschen ist unter allen uns bekannten Geschöpfen allein das Vermögen der Begriffe und Zwecke eigenthümlich. Aber das Lächerliche darf das sittliche Wesen des Menschen nicht verletzen oder schädlich sein, weil dann das reine Lustgefühl aufgehoben werden würde, welches mit dem Lächerlichen in Verbindung stehen soll. Wo also das Lächerliche eine sittliche Handlung betrifft oder das Gebiet des Sittlichen berührt, da muß vielmehr diejenige Seite herausgehoben werden, wodurch die Handlung als unverständig und ungereimt erscheint. Anschaulich muß sich jener Widerspruch des Ungereimten zeigen, und auf Willkühr gegründet sein, denn so tritt der Irrthum spielend hervor, auch liegen Irrthum und Wahnsinn außer der Sphäre des

rein Lächerlichen. Endlich ist das Lächerliche um so belustigender, je überraschender es hervortritt, weil es um so mehr und schneller den Geist thätigbeschäftigt. Aber nicht immer und nicht bei jedem Individuum weckt das wahrhaft lächerliche das Lachen, oft nur das sanftere Lächeln der Fröhlichkeit, oder die innere ungeäußerte Freude, je nachdem es in seiner Darstellung mit dem Sinnreichen und Witzigen verbunden ist oder nicht. (Vergl. den Art. Komisch.)

Lachesis, s. Parcen.

Lachter (Berglachter, Klafter) ist das Maß, nach welchem gewöhnlich in den Bergwerken gemessen wird. Es beträgt ungefähr viertehalb meißnische Ellen (etwa 7 bis 8 Schuh) und zerfällt wiederum in 80 Zoll. Lachterschnur oder Lachterkette ist eine Kette aus messingenem, ungeglühtem Drahte (der sich nicht zieht) geflochten, 5 bis 6 Lachter lang, welche den Steigern und Geschwornen beim Bergbau zum Maße dient.

Lackington, Buchhändler zu London, war in seiner Jugend Schuhmachergesell und verwandte seinen geringen Erwerb fast ausschließlich auf den Ankauf von Büchern. Diese Eigenheit ward am Ende bei ihm zur Leidenschaft, welche weder durch seine Dürftigkeit, noch durch seine Verheirathung geschwächt werden konnte. Endlich verließ er sein Handwerk und eröffnete 1774 eine Art von Buchladen, in welchem er alte Bücher verkaufte. Da er sich stets mit einem kleinen Gewinne behalf, und sich den Ruf eines rechtschaffenen und einsichtsvollen Mannes zu erwerben wußte: so ward es ihm möglich, 1779 einen Catalog von 12,000, und 1784 einen andern von 30,000 Bänden drucken zu lassen. So wuchs sein Vermögen von Jahr zu Jahr; gegenwärtig ist er einer der reichsten Buchhändler in Europa. Unter der Kupfermünze, welche dann und wann, bei einem Mangel derselben, mit Erlaubniß der englischen Regierung, von Privatpersonen geschlagen wird, zeichnet sich die seinige dadurch aus, daß sie, außer seinem Bildnisse auf der einen Seite, auf der andern eine Fama darstellt, mit der Unterschrift: The cheapest Bookseller in the World (der wohlfeilste Buchhändler in der Welt). Er gehört zu der Secte der Methodisten und ihrer Unterstützung verdankt er einen Theil seiner großen Erfolge.

Lackiren besteht in der Kunst, einen festen Firniß auf allerlei Geräthe aufzutragen, der einer guten Politur fähig ist und von verschiedenen zum Theil glänzenden Farben gemacht werden kann. Wenn die östlichen Völker Asiens, die Chinesen, Tunkinesen und Japaner auch nicht die Erfinder dieser Kunst sind, so haben sie es doch darin zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht, und im Englischen nennt man sogar die ganze Kunst das Japanen. Der Name Lackiren aber kommt von dem Worte Lack, welches ursprünglich persisch ist, und eine jede besonders glänzende und rothe Farbesubstanz bedeutet. Genau genommen aber bezeichnet man jetzt mit diesem Worte eine zum Theil harzige zum Theil wachsartige Masse, die zwar ihre Farbe dem Wasser mittheilt, aber vollständig nur in Weingeist aufgelöst wird. Sie entsteht durch den Stich einer eigenen Art von Schildläusen auf den Blättern verschiedener indischer Bäume, besonders der Ficus religiosa und indica, auch des Zizyphus Jujuba. Anfangs ein Milchsaft, wird diese Substanz durch Vermischung mit den Insecten hochroth. Mit dieser bereitet man in Europa gewöhnlich die Firnisse, womit lackirt werden soll. Die Chinesen hingegen bedienen sich zu ihrem Firniß des harzigen Saftes der Augia chinensis Lour., welcher natürlich glänzend schwarz ist, aber

mit dem Oehl aus den Früchten der Vernicia montana Lour. vermischt wird. Noch weit mehr geschätzt ist der japanische Lack, nach Thunbergs sichern Nachrichten aus Rhus Vernix durch Einschnitte in die Rinde gewonnen, und zum Gebrauche mit dem Oele der Bignonia tomentosa vermischt. Zu dem gewöhnlichen Lack nimmt man den sogenannten Körnerlack. Dieser wird in Weingeist aufgelöst und an einen warmen Ort gestellt. Ist er ganz aufgelöst und völlig klar, so kann man ihn auf Holz oder andere Gegenstände leicht auftragen. Man nimmt auch statt des Weinsteines, wenn nämlich andere harzige Substanzen zum Firniß verwendet werden sollen, wesentliches Terpentinöl, oder man bereitet den fetten Firniß aus Kopal, mit Weingeist aufgelöst, und Terpentin hinzugethan. Auch ganz altes und völlig hellgewordenes Leinöl läßt sich mit Bernstein und Bleiweiß zu einem fetten Firniß verarbeiten. Je mehr Bleiweiß genommen wird, desto schöner weiß wird die Farbe des Lackes. Zu einem Goldfirniß benutzt man entweder Goldpulver oder das Constantische Pulver, dessen Bereitung unter dem Artikel Vergolden, angegeben wird. So bringt man auch eine schöne Goldfarbe hervor, wenn man Körnerlack, Bernstein, Drachenblut, Gummi Guttä und Safran in Weingeist sich auflösen läßt. Zu einem blauen Firniß nimmt man Berliner Blau oder Smalte, die mit Lack vermischt und dann in Terpentinöl aufgelöst werden. Recht schöner rother Lack wird hervorgebracht, wenn man Kochenille oder Karmin mit Lack vermischt. Einen grünen Lack macht man aus einer Mischung von Mineral-Turbith und Berliner Blau; oder noch schöner aus Grünspahn-Krystallen, die auf Goldschaum gelegt werden. Zu einem schwarzen Lack nimmt man gebranntes Elfenbein oder Lampenschwärze, die mit Körner- oder Schellack vermischt werden. Ganz durchsichtigen Firniß macht man aus Bernstein, sehr wenig Kolofonium und altem Leinöl, die zusammen gekocht werden. Es muß beim Auftragen dieser Firnisse vor allem dahin gesehen werden, daß durch gehörige Hitze, die wenigstens 150 Fahrenheit sein muß, dasselbe erleichtert werde. Man reibt und glättet das zu lackirende Geräth, und bedient sich dazu eines weichen Pinsels, oder einer Art von Bürste aus Schweinsborsten.

Laclos (Chauderlos de) 1741 geboren, Artillerieofficier und Privatsecretär des Herzogs von Orleans, wurde in einer schon an sich unruhigen Zeit als ein Wunder von Unruhlichkeit betrachtet. Schon vor der Revolution hatte er sich durch seinen Roman, Les Liaisons dangereuses, welcher zuerst 1782 zu Paris in vier Duodezbänden erschien, bekannt gemacht. Dies Gemählde der neuern Galanterie, welches jungen Leuten und sittlichen Gemüthern auf immer verborgen bleiben sollte, macht unserem Jahrhunderte keine Ehre; doch gestehen wir, daß es mit Lebhaftigkeit und Wahrheit geschrieben ist. Er war einer der thätigsten Mitglieder der Orleanischen Partei, und bei den Aussagen, welche im Chatelet über die Ereignisse des 5. und 6. Octobers gemacht wurden, war er es, den man am meisten beschuldigte. Als die Folgen dieser Tage den Herzog von Orleans zwangen, sich nach London zu begeben, begleitete ihn Laclos dahin. Im J. 1791 glänzte er im Jacobinerclub, wo er alles anwandte, um gegen Ludwig XVI., nachdem dieser zu Varennes arretirt worden war, zu wirken, so wie er auch der Urheber des Auflaufs auf dem Marsfelde war, gegen welchen Lafayette seine Truppen marschiren ließ. Nachdem er im folgenden Jahre zum Obristen der Artillerie ernannt und Lucknern zum Rathe an die Seite gesetzt worden war, sah er sich in den Fall des Herzogs von Orleans, der 1793 arretirt wurde, verwickelt und ins Gefängniß

geworfen. Indessen gelang es ihm, sein Leben zu fristen, und er entwarf, wie man versichert, in seinem Gefängnisse die meisten Reden welche Robespierre in dieser Zeit öffentlich hielt. Nach dem Sturze dieses Tyrannen erhielt er seine Freiheit wieder. In der Folge ward er unter der Consularregierung zum Generalinspector der Artillerie bei der Armee zu Neapel ernannt. Er starb am 5. September 1803 zu Tarent.

Lacretelle (der Aeltere), P. L., ein franz. Schriftsteller der jetzigen Zeit, dessen Werke im Fache der Geschichte große Achtung verdienen und auch in Deutschland sehr verbreitet und größtentheils übersetzt sind. Auch erging in die Revolutions-Ideen beim Ausbruch derselben mit Feuer ein, figurirte viel in der ersten Wahlversammlung, und kam 1791 in die sogenannte legislative Versammlung, welche der constituirenden folgte. Er gehörte hier zu der constitutioneller Partei, welche der der Girondisten gegenüber stand. Als Schriftsteller finden wir ihn zuerst mit Mallet du Pan und mit Laharpe als Mitredacteur am Mercure de France. Im J. 1817 vereinigte er sich mit B. Constant, Jouy, Etienne und anderen aufs Neue zur Herausgabe des Mercure, und als dieser verboten wurde, zur Herausgabe der Minerve française, welche das wichtigste Journal der liberalen Partei bis 1820 blieb; wo an dessen Stelle mehrere Flugschriften aus der Librairie de Lacretelle traten. — Sein jüngerer Bruder Charles war mit Ducos der erste Redacteur des Journal des Debats, setzte später die von Rabaud angefangene Geschichte der franz. Revolution fort, und machte sich insbesondere noch durch seine musterhafte Histoire de France pendant le XVIIIme Siecle und durch seine Hist: de France pendant les guerres de révolution berühmt. Erstere wurde von Sander und die zweite von Kiesewetter ins Deutsche übersetzt. Er ist an Lemenards Stelle in die franz. Akademie getreten.

Lacrymä Christi (Christi Thränen), auch Thränenwein genannnt, der vorzüglichste unter den italienischen Weinen, von dunkelrother Farbe, wächst am Fuße des Vesus bei Neapel. Der Name dieses Weins kommt daher, weil er, ehe noch die Trauben gepreßt werden, in Gestalt von Thränen aus der Kelter läuft. Auch auf mehreren griechischen Inseln wird eine Art Thränenwein gezogen.

Lactantius (Lucius Coelius Firmianus), einer der berühmtesten Lehrer der lateinischen Kirche. Sein Vaterland ist ungewiß. Lange Zeit lebte er zu Nikomedien als Lehrer der Beredsamkeit (Rhetor), bis er Constantin dem Großen bekannt ward, welcher ihn an seinen Hof rief, und ihm die Unterweisung seines ältesten Sohnes Crispus auftrug. Er starb um das Jahr 325. Seine Schriften zeichnen sich besonders durch eine lichtvolle und angenehme Darstellung aus, und er ist wegen seiner reinen nnd beredten Schreibart häufig der christliche Cicero genannt worden. Besonders berühmt sind seine VII Bücher Institutionum divinarum. N.

Lady ist in England der gesetzmäßige Titel der Gemahlin eines Lords, Baronets oder Ritters. Den Töchtern derselben kömmt eigentlich nur der Titel Miß zu; indessen nennt man auch sie aus Höflichkeit Lady. Der Plural Ladies (meine Damen) wird im Allgemeinen, den Rang unbeachtet, gebraucht; eben so wie man Gentlemen (meine Herren) sagt.

Ladronen oder Diebsinseln, eine Gruppe von 15 spanischen Inseln im großen Weltmeer, östlich von den Philippinen. Ihr Entdecker Magellan gab ihnen den Namen der St. Lazarusinseln. Nach

der Königin Maria Anna von Oesterreich, die während der Minderjährigkeit ihres Sohns, Carls II. zuerst Missionarien dahin sandte, wurden sie die Marianischen Inseln benannt. Sie sind 58 Q. M. groß, fruchtbar, reich an Lebensmitteln, aber wenig bevölkert. Der spanische Gouverneur wohnt auf der Insel Guam oder Agana.

Laërtes, der Sohn des Akrisius und der Chalkomethusa, wohnte der kalydonischen Jagd und dem Argonautenzuge bei, und heirathete nachher die Tochter des Autolykus, Eurykleа, mit welcher er, außer mehreren Töchtern, einen einzigen Sohn, den Ulysses, zeugte. Er erreichte ein hohes Alter, und erlebte noch die Rückkehr seines Sohnes aus Troja, über dessen Abwesenheit er in die tiefste Trauer versunken war, dessen Rückkunft aber ihn so verjüngte, daß er noch an dem Kampfe gegen die aufrührerischen Ithacenser Theil nehmen konnte.

Lafare, ein geschätzter französischer Dichter, 1644 geboren, ward Gardecapitän bei dem ältesten Bruder des Königs und dann bei dessen Sohne, dem nachmaligen Regenten des Königreichs. Letzterer liebte ihn besonders seiner heitern Laune und der Annehmlichkeit seines Charakters wegen. Lafare's poetisches Talent entwickelte sich, nach Voltaire, als er auf die Frau von Caylus seine ersten Verse machte. Seine Poesien haben eine angenehme Ungezwungenheit und liebenswürdige Nachlässigkeit: doch ist der Styl derselben oft incorrect und ohne Bestimmtheit. Die Früchte seiner Muse sind in der Ausgabe von Saint-Marc den Poesien seines Freundes Chaulieu angehängt. Diesem hatte Lafare unstreitig seinen Geschmack für jene leichte Dichtungsart zu verdanken. Beide Männer waren ganz für einander gemacht: sie theilten dieselben Neigungen, denselben Hang zum Vergnügen, dieselbe Denkungsart und dasselbe Talent mit einander, und es herrschte in ihren Tugenden sowohl, als in ihren Fehlern, eine vollkommene Uebereinstimmung. Er starb 1712. Außer den Poesien, wozu auch die zum Theil vom Herzog von Orleans in Musik gesetzte Oper Panthée gehört, hat man noch von ihm Memoiren und Betrachtungen über die vornehmsten Ereignisse, welche sich unter der Regierung Ludwigs XIV. zugetragen haben. Letztere sind mit großer, oft selbst zu weit getriebener Freimüthigkeit und Aufrichtigkeit geschrieben.

La Fayette, s. Fayette.

Laffette, s. Canonen.

Lafon, ein vortrefflicher tragischer Schauspieler beim Theatre-Français in Paris, Talma's Double, und der nach ihm den ersten Rang behauptet. Er ist von der Natur mit einer schönen, kräftigen Körperbildung, einem wohltönenden Organ und gesunder Urtheilskraft begabt, und zeigt, ohne Talma's glänzende Anlagen zu haben, in seinem Spiel eine immer gleiche genaue Richtigkeit. Da das Verdienst seiner Darstellung auf treuer Regelmäßigkeit beruht, so genießt er des fortwährenden Beifalls des Publicums. Vgl. Pariser Theater.

Lafond, ein berühmter Violinspieler, Schüler Viotti's, vorher erster Violinist des franz. Kaisers, gegenwärtig erster Violinspieler des Kaisers von Rußland, lebt jetzt in England.

Lafontaine (August Heinr. Julius), Deutschlands fruchtbarster und anmuthigster Romandichter, ist den 6. Febr. 1756 in Braunschweig geboren. Sein Vater war ein Mahler und braver Künstler. August war in Braunschweig und Schöningen auf Schulen und studirte in Helmstädt Theologie. Er hatte keine Neigung zum Pfarrer und wurde 1786 in Halle beim General von Thadden Erzieher

seiner Kinder. Im J. 1789 wurde er Feldprediger. 1792 ging er als solcher mit der preußischen Armee nach der Champagne. Nach dem baseler Frieden kehrte er nach Halle zurück und privatisirte dort seit dieser Zeit ununterbrochen. Der König von Preußen schenkte ihm eine Anwartschaft auf eine Domherrn-Präbende in Magdeburg, von welcher er aber bis jetzt keine Früchte bezogen hat. Das Urtheil über diesen fruchtbaren und beliebten Romanschriftsteller ist jetzt ziemlich gleichlautend folgendes: Bei Fertigung seiner Liebesgeschichten ist es diesem Schriftsteller weder um Aufstellung des eigentlichen Romans im höhern Sinne, noch um Kunstwerth überhaupt zu thun. Er will nur angenehm und rührend unterhalten; und diesen Zweck erreicht er fast immer. Seine Phantasie ist nicht glühend, aber lebhaft; seine Darstellungsart beweiset viel Geschick und Gewandtheit: Plan und Ausführung sind sehr flüchtig, aber meistens gut, der Styl ist diesem Allem angemessen, und die Moral, welche er einwebt, läßt auf das reine Herz des Verfassers schließen. Doch hat er eine überwiegende Neigung, den Menschen von Seiten seiner Schwäche und Gebrechlichkeit zu schildern; auch ist er hierin weit glücklicher, als im Darstellen der edlen Menschennatur, darum gelingen ihm große Charaktere so wenig. Seine Menschen sind ein Mittelschlag, und die Liebe quält sie oft von Kindesbeinen an. Eine Scene des peinigenden Kampfes der Pflicht mit der Leidenschaft folgt auf die andere; die unglückliche, sich selbst verzehrende, unaufhörlich zwischen Entzücken und Verzweiflung schwebende Liebe wird mit übersättigender Ausführlichkeit und mit entnervender Empfindlichkeit geschildert. Feuchte Augen, glänzende Thränen, zagende Herzen und tiefe Seufzer sind daher Hauptingredienzen seiner Romane. Die Tugend bleibt zwar, trotz den ewigen Kämpfen und der nahen Gefahr des Unterliegens, meistens am Ende Siegerin; aber ihres Sieges kann man nicht recht froh werden, da die von vielem Gram, Schmerz und Kummer zerweichte Empfindung kein Gefühl von Erhebung und Freude zuläßt. Daß übrigens in seinen bürgerlichen und Familiengemählden eine große Familienähnlichkeit herrscht, welche in den neuesten seiner Schriften fast zur Einförmigkeit geworden ist, ist anerkannt, so daß wer einige seiner Romane, besonders die ältern, (z. B. den Sonderling, Quinctius Heymeran von Flamming, die Familie von Halden u. a.) welche an Frische der Empfindung und reiner Naivetät alle spätern weit übertreffen, gelesen hat, und nicht blos Leser ist, die übrigen entbehren kann; daher ihr Publicum schon nicht mehr so groß als ehemals ist; wozu wohl auch der Umstand beiträgt, daß viele seiner aus der bürgerlichen Wirklichkeit genommenen Charaktere nun zu altern anfangen, weil sie in eine frühere Zeit gehören, oder weil die Ueberspanntheit der Empfindung zur Ehre unserer Zeit und unserer Nation dem kräftigen Thatentriebe weicht. Uebrigens scheint Lafontaine's Individualität mit seinen Schriften in einem seltsamen Contraste zu stehen; denn man findet an dem launigen und jovialunterhaltenden Gesellschafter schwerlich eine Spur von der in seinen Romanen herrschenden Empfindsamkeit. Auch ist seine Biederkeit geachtet und von Allen, die ihn kennen, anerkannt.

Lafontaine (Jean), s. Fontaine.

Lagerbuch, gleichbedeutend mit Catafter, S. d. Art

Lagerkunst, s. Castrametation.

Lagunen machen denjenigen Theil der Küste am adriatischen Meere aus, den dasselbe durch Einreißung eines von der Natur ge-

machten Dammes durchbrochen und überschwemmt hat, woraus hernach viele kleine Inseln und Seen entstanden sind. Venedig selbst ist auf sechzig solcher Inseln erbaut worden. Die Seen selbst, welche vorzugsweise Lagunen heißen, schwellen bei einem hohen Strande des Meeres außerordentlich an, werden aber auch zuweilen so seicht, daß sie durch ihre unangenehme Ausdünstung der Gesundheit gefährlich werden. S. Venedig.

Laien werden in der catholischen Kirche die Weltlichen, im Gegensatze gegen die Kleriker (s. d. Art. Klerus) oder Geistlichen genannt: daher Laienbrüder und Laienschwestern, die zur Bedienung der Ordenspersonen in Klöstern bestimmten Personen, welche Handwerkerarbeiten verrichteten; Laienpriester, ein Priester, welcher kein Klostergelübde gethan hat; Laienpfründe, eine geistl. Pfründe, welche ein Weltlicher besitzt. Unter den Protestanten, bei welchen die Geistlichen nicht durch eine so scharfgezogene Grenze, wie bei den Catholiken, von den Weltlichen geschieden sind, braucht man dieses Wort nicht leicht in seiner eigentlichen Bedeutung. Da im Mittelalter die Geistlichen die einzigen Gelehrten waren, so bedeutet Laie oft so viel als ein Ungelehrter. Daher kommt es, daß man sich dieses Worts noch bedient, um einen einer Sache Unkundigen zu bezeichnen; denn Laie in einer Wissenschaft oder Kunst sein, heißt so viel, als einer Wissenschaft oder Kunst unkundig sein, oder sie wenigstens nicht gründlich studirt haben.

Lainé (J. H. J.) französischer Staatsminister, als Deputirter der Wortführer der rechten Seite des Centrums, ist 1767 in Bordeaux geboren, wo er einer der berühmtesten Advocaten war, als er 1808 zum Deputirten für die gesetzgebende Versammlung erwählt wurde. So wie dieses Corps unter Bonaparte organisirt war, konnte ein Mitglied desselben seine Talente nicht entwickeln, indem keine Discussionen Statt fanden, sondern nur mit weißen und schwarzen Kugeln über die von der Regierung vorgeschlagenen Gesetze ballotirt wurde, und Lainé blieb also auch bis zu dem Zeitpuncte unbemerkt, wo sich die große Krise Frankreichs der Entwickelung nahete. Er wurde am 23. Dec. 1813 zum Mitgliede einer außerordentlichen Commission von fünf Mitgliedern ernannt, welche über den Zustand Frankreichs dem gesetzgebenden Corps einen Bericht erstatten sollte. Lainé und Raynouard wurden damit beauftragt, und ersterer hatte die Kühnheit, — denn unter Bonaparte war es Kühnheit, auch nur versteckt die Wahrheit zu sagen — dem gesetzgebenden Körper die Ursachen anzudeuten, welche sich dem Frieden mit dem gegen Frankreich coalisirten Europa entgegensetzten, und daß diese Ursachen in dem Chef der französischen Regierung zu suchen seien. Bonaparte ließ darauf das ganze Corps legislatif zu sich kommen, überschüttete Lainé mit Schmähungen und hob die ganze Versammlung ohne Weiteres auf. Nach Bonaparte's Sturz und Abdankung trat er in den gesetzgebenden Körper zurück, wurde von der neuen Regierung auf das ehrenvollste ausgezeichnet und zum Präsidenten der Deputirtenkammer ernannt. Nach Bonaparte's Rückkehr von Elba folgte er der Herzogin von Angouleme nach England, kam nach der Schlacht von Waterloo zurück, wurde aufs Neue zum Präsidenten erwählt, erhielt aber bald nachher an Vaublanc's Stelle das Ministerum des Innern. Er gehörte anfangs zu der constitutionellen und gemäßigten Partei, widersetzte sich den Ultra-Royalisten mit Nachdruck, und unterzeichnete die königl. Ordonnanz vom 5. Sept. 1816, durch welche die ultra-royalistische Kammer von 1815 aufgelöset und neue

Deputirte zuſammenberufen wurden. Als er aber im Nov. 1818 ſich an die Ultras angeſchloſſen hatte, ſo entſtand eine Spaltung im Miniſterium, weshalb er und Richelieu im Dec. 1818 ihre Entlaſſung nahmen. Seitdem hat er im J. 1820 in der Kammer die Ausnahme geſetze und das neue Wahlgeſetz mit ſeiner Beredſamkeit unterſtützt. S. die Zeitgenoſſen, Heft XIX.

Laireſſe (Gérard de), Mahler und Kupferſtecher, wurde 1640 zu Lüttich geboren und ſtarb 1711 zu Amſterdam. Muſik und Dichtkunſt machten abwechſelnd ſeine Erholung, die Mahlerei hingegen ſeine eigentliche Beſchäftigung aus. Sein Vater unterrichtete ihn im Zeichnen, und ſchon im funfzehnten Jahre war er im Stande, ſich vom Porträtmahlen zu nähren. Mit Leichtigkeit verdiente er Geld, brachte es aber eben ſo leicht wieder durch. Als er im Jahre 1690 blind geworden war, dictirte er einem Andern ſein Werk über die Mahler in die Feder, welches von Janſen (Paris 1787. 2 Vol. in 4to) ins Franzöſiſche überſetzt worden iſt. Den poetiſchen Theil der Mahlerei verſtand Laireſſe vollkommen, ſeine Gedanken ſind reizend und erhaben; er erfand mit Leichtigkeit und zeichnete ſich beſonders in großen, zuſammengeſetzten Gemählden aus. Aus den Werken ſeiner Nation hatte er jene Wahrheit des Colorits und jenen Reiz der Ausführung geſchöpft, durch welche ſich die niederländiſche Schule ausgezeichnet; aber er übertraf jene Werke durch die Genauigkeit der Zeichnung, durch die Wahl und Erhabenheit der Gegenſtände, und durch die Würde im Ausdrucke. Glücklich in ſeinen Erfindungen, wußte er ſie ſtets mit ſorgfältigem, markigen und leichtem Pinſel auszuführen. Alle Theile ſeiner Kunſt waren ihm gleich ſehr geläufig, daher wurde er mit Recht der Pouſſin ſeiner Nation genannt. Man machte ihm jedoch den Vorwurf, ſeine Figuren zu kurz und zu wenig graziös gebildet zu haben. Er hatte Pouſſin zu ſeinem Vorbilde genommen, und erreichte ihn der Wahl und Anordnung der Gegenſtände, aber nicht in der Tiefe des Studiums, nicht in der Vortrefflichkeit der Gedanken, und eben ſo wenig in der Kenntniß der Antike. Er arbeitete zu ſchnell, davon zeugt ſein Apollo und die neun Muſen, welche er in einem einzigen Tage vollendete. Uebrigens war er vollkommen in der Mythologie und in der Geſchichte bewandert, und beobachtete das Coſtum und die Schicklichkeit mit Genauigkeit. Sein Colorit iſt angenehm und ſeine Zeichnung, ohne gerade vollkommen richtig zu ſein, empfiehlt ſich durch eine gewiſſe Nettigkeit. Er hatte viele geätzte Kupferſtiche hinterlaſſen, von welchen viele nachgeſtochen worden ſind. Eins ſeiner vorzüglichſten Gemählde iſt Antiochus und Stratonice, welches 1781 der berüchtigte Tronchin zu Delices nahe bei Genf beſaß. Er hatte drei Söhne und drei Brüder, die ebenfalls Mahler waren. Unter den letztern waren Ernſt und Johann Laireſſe gute Thiermahler. Jacob L. war ein guter Blumenmahler, der auch ein Werk über die practiſche Mahlerei in flamändiſcher Sprache geſchrieben hat.

Laharpe, ſ. Harpe.

Lais, eine berüchtigte Buhlerin, wurde zu Hyccarra in Sicilien geboren, und von dort nach Griechenland geführt, als der athenienſiſche Feldherr Nicias ihr Vaterland verwüſtete. Corinth war der erſte Schauplatz, auf welchem ſie ihr Talent zur Buhlerin entwickelte;

hier huldigten Fürsten, Redner und Philosophen ihren Reizen. Ganz Griechenland, sagt Propertius, lag vor den Thüren der corinthischen Lais. Demosthenes machte ihrentwegen eine Reise nach Corinth, kehrte jedoch, als Lais eine Summe von etwa 1000 Thalern für ihre Gunstbezeigungen von ihm gefodert hatte, ohne ihre Reize genossen zu haben nach Hause zurück, indem er sagte: „So theuer will ich keine Reue erkaufen." Da sie sich überhaupt nur zu einem sehr hohen Preise den Umarmungen ihrer Anbeter Preis gab, so konnten auch nur wenige auf dieselben Anspruch machen. Dies gab Anlaß zu dem Sprichworte: Non licet omnibus adire Corinthum (nicht Jedermann kann nach Corinth gehen). Von Corinth begab sie sich nach Thessalien zu einem jungen Manne, in den sie sich verliebt hatte. Hier soll sie im J. 340 vor der christlichen Zeitrechnung von einigen Weibern, aus Eifersucht über ihre Schönheit, in dem Tempel der Venus ermordet worden sein. Man errichtete ihr öffentliche Denkmähler, und setzte folgende Inschrift auf ihr Grab, welches sich an den Ufern des Peneus befand: „Griechenland, glorreich und unüberwindlich, ward ein Sclav der himmlischen Schönheit der Lais, welche von der Liebe erzeugt und von Corinth genährt wurde. Sie ruht in den reizenden Gefilden Thessaliens." Gleichfalls wurde ihr zu Corinth in der Vorstadt, welche Kramion hieß, ein Cenotaphium errichtet, von welchem uns Pausanias in seiner Beschreibung von Corinth meldet, daß man auf demselben eine Löwin, welche einen Widder in ihren Klauen hielt, abgebildet gesehen habe. — Eine andere Lais, nach Pausanias eine Tochter des Damasander, war eine eben so berüchtigte Buhlerin, welche oft mit jener verwechselt wird.

Lakonien, Lakonica, Lakonismus, s. Sparta.

Lalage, eine römische Schöne, welche Horaz in der 22. Ode des ersten Buchs besingt. Es wird daher in den älteren erotischen und lyrischen Gedichten der deutschen Poeten der Lalage oft als eines personificirten Charakters gedacht.

Lalande (Joseph-Jerôme Le Français de), ein berühmter französischer Astronom und Mathematiker, Mitglied der Ehrenlegion, und aller gelehrten Akademien, ward am 11. July 1732 zu Bourg en Bresse von rechtlichen Aeltern geboren. Von seinem Vater für die Rechtsgelehrsamkeit bestimmt, kam Lalande nach Paris, um sich dieser Wissenschaft zu widmen. Während er jedoch dieselbe mit Eifer studirte, bekam er beim Anblicke des Observatoriums eine unüberwindliche Neigung zur Mathematik und Astronomie, welche bald zur Leidenschaft für sein ganzes Leben wurde. Er studirte nun diese Wissenschaften unter dem berühmten Astronomen le Monnier und nützte, bei dem ihm angebornen Talente, den Unterricht desselben mit solchem Erfolge, daß er die glänzendsten Fortschritte machte und zum Abgesandten der Akademie nach Berlin ernannt wurde, um daselbst die Parallaxe des Mondes zu bestimmen, während La Caille zu gleichem Zwecke nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung reisete. Friedrich der Große konnte beim Anblicke eines so jungen Astronomen, der kaum neunzehn Jahr alt war, seine Verwunderung nicht verbergen. Als sich jedoch Lalande der Wahl der pariser Akademie würdig gezeigt hatte, ward ihm nicht nur der Zutritt bei Hofe gestattet, sondern die Akademie zu Berlin nahm ihn auch zum Mitgliede auf. Zu Paris öffnete ihm die Art und Weise, wie er seine Sendung zu Berlin ausgerichtet hatte, den Eintritt in die Akademie der Wissenschaften (1753). Von diesem Augenblicke an bis zur Aufhebung

derselben erschien kein Band ihrer Schriften, in welchem nicht irgend ein wichtiger Beitrag von ihm enthalten wäre: doch beschränkte sich der thätige Antheil, den er an den Arbeiten derselben nahm, nicht blos auf astronomische Gegenstände. Ihm haben die Franzosen eine Ausgabe der Halleyschen Tabellen, so wie die Geschichte des Cometen von 1759 zu verdanken. Zur Bestimmung dieses merkwürdigen Cometen lieferte er Clairault die tiefsten und scharfsinnigsten Berechnungen. Als Redacteur der Connaissance des temps 1760 und ff. Jahre änderte er den Plan und die Einrichtung dieses nützlichen Werks durchaus um, und ging dadurch seinen Nachfolgern mit einem guten Beispiele voran. 1761 lieferte er eine Charte, welche die Phasen des berühmten Durchgangs der Venus durch die Sonnenscheibe für alle Gegenden der Erde bezeichnete. 1764 gab er seine Astronomie heraus, ein berühmtes und classisches Werk, das hernach, in drei Quartbänden gedruckt worden ist, drei Auflagen erlebt hat und wovon auch ein den Liebhabern dieser Wissenschaft nicht genug zu empfehlender von ihm selbst verfaßter Auszug, Abrégé d'astronomie, Paris 1795 erschienen ist. In den Jahren 1765 und 1766 machte er eine schnelle Reise durch Italien. Seine Beschreibung derselben (in 8 Duodezbänden) enthält die schätzbarsten Nachrichten. Er war der Verfasser aller astronomischen Artikel für die Encyclopädie, welche zu Yverdün erschien; er ließ diese jedoch für die Encyclopédie méthodique ganz um. Schon seit 1761 war er seinem ersten Lehrer, Le Monnier, in der astronomischen Professur am Collegium von Frankreich gefolgt, wo er seinen öffentlichen Vorlesungen einen seltnen Reiz zu geben wußte. Sein Hörsaal ward eine Art Pflanzschule, aus welcher eine Menge seiner Schüler zu Vorstehern einheimischer und ausländischer Observatorien angestellt wurden. Sein Werk: Des canaux de navigation et spécialement du canal de Languedoc, 1778. in Fol. enthält eine allgemeine Geschichte aller alten und neuen Canäle, die bisher auf der Erde unternommen, vollendet oder auch blos entworfen worden sind. Ein solches Werk hatte bis dahin noch gefehlt und ist späterhin den Ingenieurs von großem Nutzen gewesen. Seine Bibliographie astronomique, 1 Vol. in 4to, ist ein ausführliches Verzeichniß aller über die Astronomie erschienenen Werke. Da er Mitglied aller großen Akademien war, so machte er gleichsam das gemeinschaftliche Band aus, durch welches sie zusammenhingen, indem er von der einen auf die andere übertrug, was eine jede Merkwürdiges hervorgebracht hatte. Mit dem glühenden Eifer, welcher ihn beseelte, mit der bewundernswürdigen Thätigkeit, die ihn auszeichnete, verband er eine Wahrheitsliebe, die oft in einen gewissen Fanatismus ausartete. Jede schonende Rücksicht schien ihm eines freien und rechtlichen Mannes unwerth zu sein. Daher begreift man, wie er, während seiner langen Laufbahn, manche Eigenliebe verletzt haben mag, besonders, da er glaubte, sich wohl dann und wann des Uebergewichts, welches ihm seine Verdienste gaben, bedienen zu können. Durch seine Arbeiten, seine Schriften, sein Beispiel, seine Schüler, seinen Einfluß und seinen Briefwechsel schon bei seinem Leben der Astronomie nützlich, ist er es noch nach seinem Tode durch eine Medaille, die, einem Vermächtnisse von ihm zufolge, jährlich dem Verfasser der besten astronomischen Abhandlung, oder der merkwürdigsten Beobachtung zuerkannt wird. Ein so rastloses und ruhmvolles Streben schien dazu geeignet zu sein, ihm ein unveränderliches Glück zu-

zusichern: und in der That war er lange Zeit im Besitze des glänzendsten Rufs. Mit mehr Nachsichtigkeit würde er diesen Ruf bis ans Ende seines Lebens erhalten haben. Aber seine unkluge Freimüthigkeit, die Unerschrockenheit, mit welcher er selbst in den stürmischsten Zeiten seine Meinungen geäußert hatte, die oft beleidigende Strenge, welche er gegen Systeme, deren Unstatthaftigkeit keiner Rüge werth war, auszuüben pflegte, die Gewohnheit, selbst da, wo es ihm gestattet war, seine Meinung zu verschweigen, ohne Unterlaß seine Gesinnungen zu offenbaren, alles dieses reizte eine Menge von Unzufriedenen gegen ihn auf, die ihn verfolgten, und denen es sogar gelang, ihm seine wirklichen Verdienste streitig zu machen. Dazu kam, daß sein Charakter ein sonderbares Gemisch von großen, empfehlungswürdigen Eigenschaften, und von auffallenden Sonderbarkeiten war, welche aus Eitelkeit und einer gewissen Sucht, Aufsehen zu erregen, hervorgegangen sein mögen. Unter letztern zeichnete sich sein Atheismus aus, der ihm viele Feinde zuzog. Ungeachtet dieser Sonderbarkeiten war Lalande gütig, großmüthig und gefühlvoll und überhaupt wohl auch religiöser, als er selbst glaubte oder sein wollte. Er starb den 4. April 1807.

Lajos, König von Theben, Sohn des Labdakos, Vater des Oedipus (s. d. Art.)

Lally Tolendal. I. der Vater. Thomas Arthur, franz. Generallieutenannt u. s. w., von irländischer Abkunft. Aus Anhänglichkeit an die Stuarte hatten seine Vorfahren Großbritannien verlassen und waren mit Jacob II. nach Frankreich gekommen. Arthur zeichnete sich 1740 in der Schlacht von Fontenoi rühmlich aus. Während der Dauer des siebenjährigen Krieges wurde er (1756) nach Ostindien geschickt, um dort gegen die Engländer große Maßregeln zu treffen und die franz. Besitzungen sicher zu stellen. Er war hier aber nicht glücklich, er wurde in Pondichery eingeschlossen, dieser wichtige Platz von den Engländern erobert und er zum Gefangenen gemacht (22. Jan. 1761). Nach hergestelltem Frieden machte man ihm über seine Kriegsführung in Ostindien den Prozeß, er wurde des Todes schuldig erkannt und am 9 May 1767 hingerichtet. Man nannte seinen Tod einen Justizmord und seine hinterlassenen Freunde, so wie sein Sohn, namentlich auch Voltaire, brachten es 1778 dahin, daß sein Prozeß revidirt und cassirt wurde. II. der Sohn, Teophile Gérard, geb. 1751, widmete sich ebenfalls dem Kriegsdienste. Er machte sich früh durch die Schutzschriften zur Ehrenrettung seines Vaters bekannt und umfaßte die Sache der Revolution mit Feuer, aber auch mit großem Verstande, indem ihm die Abwege nicht entgingen, auf welche die Anarchisten das Volk nur mit zu großem Erfolge zu leiten suchten. Er verließ sogar bei den fortschreitenden Volksausschweifungen Frankreich und ging zu seinem Freunde Mounier nach der Schweiz. Er kehrte zurück, wurde arretirt und entging, wie durch ein Wunder, den Septemberermordungen. Darauf floh er nach England und bot sich von da vergebens beim Prozesse Ludwig XVI. zu dessen Vertheidiger an. Nach dem 18. Brumaire kehrte er nach Frankreich zurück, nahm aber erst unter Ludwig nach dessen Restauration Theil an den öffentlichen Angelegenheiten, und wurde von diesem in die Kammer der Pairs gerufen.

Lama, Lamaische Religion. Lama, welches im Tangutanischen Mutter der Seelen, Seelsorger bedeutet, ist bei den Mongolen die Benennung aller Geistlichen, bei den Calmucken nur der

vornehmern. Danach heißt die Religion der Mongolen und Kalmucken die Lamaische. In derselben wird als höchster Gott der Schigemuni und als dessen Stellvertreter der Dalai-Lama, d. h. der große Lama verehrt. Er ist das Oberhaupt der geistlichen und weltlichen Macht in Tibet, welches Kaiserthum als ein Kirchenstaat (Theokratie), so wie sein Oberhaupt als ein Papst betrachtet werden kann, nur mit dem Unterschiede, daß er nicht blos einen sichtbaren Stellvertreter der Gottheit auf Erden vorstellt, sondern als eine unter den Menschen wohnende wirkliche Gottheit gedacht wird. Der Glaube an sein ewiges Fortleben knüpft sich an die dort herrschende Idee der Seelenwanderung an. Man glaubt, daß die Gottheit, so wie sie den Körper des Dalai-Lama, den sie bisher bewohnte, verläßt, sogleich wieder auf eine übernatürliche Weise Besitz von einem andern Körper nehme, so daß also nur das Aeußere, nicht das Wesen selbst wechselt. Und in der That kann man auf eine gewisse Weise dies annehmen, denn bei dem so durchaus regelmäßigen hierarchischen Systeme ist es fast gleichgültig, wer an der Spitze steht. Sein gewöhnlicher Wohnsitz sind zwei in der Nähe der Hauptstadt Lhassa gelegene Klöster, in denen er abwechselnd sich aufhält. Ueberall ist er von einer Menge Geistlicher umgeben; kein Frauenzimmer aber darf da, wo er sich aufhält, übernachten. Unstreitig geschieht dies um der ihm beigelegten Reinheit willen; er ist der Unbefleckte. Die Anbetung nicht nur der Eingebornen, sondern auch einer erstaunlichen Menge von Fremden (denn auch alle mongolischen Völkerschaften in Rußland erkennen ihn an), welche lange und beschwerliche Reisen unternehmen, um ihm zu huldigen und seinen Segen zu erhalten, empfängt er auf einer Art von Altar, auf einem großen prächtigen Kissen mit übereinander geschlagenen Beinen sitzend. Nach den Tibetanern bezeigen ihm die Tatarn die größte Ehrerbietung. Aus den entferntesten Gegenden begeben sie sich zu ihm, und die Fürsten unterwerfen sich denselben Ceremonien wie das Volk; er aber beweiset ihnen nicht mehr Achtung als Andern. Er grüßt Niemand, entblößt sein Haupt nicht, steht vor Niemand auf, und begnügt sich seine Hand auf das Haupt seiner Anbeter zu legen, welche dadurch Vergebung ihrer Sünden zu erlangen glauben. Sie sind überzeugt, daß die höchste Gottheit in ihm lebt, daß er Alles weiß und sieht, im Innersten der Herzen lieset, und über Nichts Erkundigung einzuziehen braucht. Thut er es doch, so geschieht es nur, um den Ungläubigen und Uebelgesinnten keine Veranlassung zu Klagen zu geben. Bisweilen theilt er Kügelchen von geweihtem Mehlteig aus, mit denen die Tatarn viel Aberglauben treiben; falsch aber ist es, daß von seinem Unrathe Kügelchen gemacht, ausgetheilt, in goldnen Büchsen verwahrt und selbst mit den Speisen vermischt würden. Seine Macht war sonst, wo er Chans ein- und absetzte, unbegrenzter als jetzt, wo er vom Kaiser von China, obschon ihm dieser in religiöser Hinsicht unterworfen ist, mehr abhängt. In seiner Hauptstadt residiren jetzt zwei chinesische Mandarinen mit einer Garnison von 1000 Chinesen, und im Palast zu Peking unterhält der chinesische Kaiser einen Unterlama, der aber als Nuntius von Tibet abgesandt wird. Ist ein Dalai-Lama gestorben, so kommt es darauf an, zu entdecken, wo es ihm gefallen hat, aufs Neue wieder geboren zu werden. Hierin muß man sich stets auf einige Lama's verlassen, welche allein von den Zeichen unterrichtet sind, an welchen er erkannt werden kann, oder vielmehr, welche wissen, welches Kind der Verstorbene zu seinem Nachfolger er-

nannt hat. — Die Lamaiten überhaupt theilen sich in Gelb- und Rothmützen. Jede Secte steht unter drei Lama's: jene unter den Dalai, Tischu oder Bogdo und Taranautlama, diese unter den drei Schammar. Der Dalai-Lama ist unter allen der vornehmste, nächstdem der Tischulama, welcher zu Tischulumbu, zehn Tagereisen seitwärts von Lhassa, wohnt. Die drei Schammar wohnen in verschiedenen Klöstern, der vornehmste von ihnen zu Tassisudon, der Hauptstadt von Butan. Ihnen untergeordnet sind zahlreiche Geistliche von verschiednem Range, die in großem Ansehn stehn, den Unterricht besorgen und zum Theil nach gewissen Ordensregeln und in ehelosem Stande, wie die christlichen Mönche, leben. Man zählt blos um Lhassa 3000 Klöster. Die Lamaische Religion ist von Tibet ausgegangen und kennt kein ewiges Urwesen. Ihre Götzen oder Burchanen, 108 an der Zahl, sind erschaffene Wesen, die schon vor der jetzigen Welt durch ihre in vierzigfältigen Wanderungen bewiesene Heiligkeit zum Range göttlicher Wesen emporstiegen. Schigemuni, der Hauptgötze, erschien 1000 J. vor Chr. zuletzt auf der Welt als Stifter des Lamaischen Glaubens und beherrscht jetzt das in Elend versunkene Weltalter. Die Erde ist von Geistern aus der Oberwelt, die zu Menschen ausgeartet sind, bewohnt. Je nach dem sie die Prüfung des Lebens gut oder schlecht bestanden hat, tritt nach dem Tode des Körpers die menschliche Seele in einen höhern oder niedrigern Zustand. Dieser Glaube macht die Lamaiten wohlthätig, menschenfreundlich und sittsam. Ihr Götzendienst besteht in schreienden und lärmenden Gesängen und Gebeten, begleitet mit einer überlaut tönenden Musik, in prächtigen und feierlichen Prozessionen, und in der Feier gewisser Feste zu bestimmten Zeiten, verbunden mit Wallfahrten und Kasteiungen. dd.

Lamballe (Marie Therese Louise von Savoyen-Carignan, Prinzessin von), Witwe von Ludwig Alexander Joseph Stanislaus von Bourbon-Penthievre, Fürsten von Lamballe, war 1749 zu Turin geboren und zur Zeit der beginnenden Revolutionsunruhen in Frankreich Oberhofmeisterin der Königin, mit der sie in der vertrautesten Freundschaft lebte. Unterrichtet von der Flucht der königlichen Familie, begab sie sich über Dieppe nach England, kehrte aber von dort nach Paris zurück, sobald sie das Mißlingen jener Flucht erfahren hatte. Sie ward das Opfer dieser Treue und Anhänglichkeit gegen ihre Gebieter. Anfangs theilte sie die Gefangenschaft derselben im Tempel, aber am 3. Sept. 1792 früh ward sie von dort abgeholt, um nach La Force gebracht zu werden. Hier findet sie eine Schar blutiger Henkersknechte versammelt, die sie umringen und nach der Königin fragen. „Ich habe euch nichts zu antworten, erwiderte sie muthig, sterben früher oder später ist gleichgültig; ich bin auf alles gefaßt." — Auf dieses Wort ward sie in den innern Hof geschleppt und sank von Säbelhieben getroffen todt zu Boden. Nicht zufrieden damit, fallen ihre Mörder über sie her, schneiden ihr Kopf und Brüste ab, öffnen den Körper, reißen das Herz heraus, tragen die Glieder als Siegeszeichen durch die Straßen, und zeigen sie sogar dem Könige und der Königin vor. Dieses traurige Schicksal traf in jener Schreckenszeit eine Fürstin, die durch nichts sich verdächtig gemacht, nie eine Rolle gespielt hatte, sanft, einnehmend, von unbescholtenen Sitten und dem Volke nur durch ihm erwiesene Wohlthaten bekannt war.

Lambert (Joh. Heinrich), einer der größten Philosophen und Mathematiker des 18. Jahrhunderts. Er gehört unter diejenigen merkwürdigen Menschen, welche sich aus niederm

Stande und unter vielen Schwierigkeiten zu einer bedeutenden Größe emporgeschwungen haben. Er war geboren den 29. Aug. 1728 zu Mühlhausen im Sundgau, wo sein Vater Lucas ein Schneider war. Bis in sein zwölftes Jahr wurde er auf Kosten des Magistrats unterrichtet; da ihm aber zu seinem weitern Studiren die nöthige Unterstützung fehlte, bestimmte ihn sein Vater zu seinem Handwerke. Um seine Wißbegierde fortdauernd zu befriedigen, studirte er des Nachts, während er seine jungen Geschwister mit dem Fuße wiegen mußte. Er verfertigte kleine Handzeichnungen und verkaufte sie, um sich das nöthige Licht kaufen zu können. Mathematische Schriften zogen ihn ganz vorzüglich an. Dieser Eifer für die Wissenschaften bewog bald einige biedere Menschen, ihn zu unterstützen und unentgeltlich unterrichten zu lassen. Kenntniß der Mathematik, der Philosophie und morgenländischen Sprachen und eine zierliche Handschrift erwarb er sich in seiner Vaterstadt. Letztere verschaffte ihm eine Copistenstelle. Im 15. Jahre ward er Buchhalter in dem Eisenwerke eines Herrn de la Lampe. Hier lernte er Französisch. Siebzehn Jahre alt kam er als Secretar zu Iselin nach Basel (damals Redacteur der Zeitung); allein die mechanischen Geschäfte dieses Amtes befriedigten seinen denkenden Geist zu wenig. Daher empfahl ihn Iselin dem Präsidenten von Salis als Hofmeister, bei welchem er, von einer guten Bibliothek unterstützt, sich in allen Wissenschaften vervollkommnete. Hier entwickelte sich besonders sein mathematisches Genie. Nach einem achtjährigen Aufenthalte in Chur begleitete er 1756 seine Zöglinge nach Göttingen, wo er Correspondent der Societät der Wissenschaften wurde, von da 1757 nach Utrecht, und 1758 nach Paris, Marseille und über Turin nach Chur zurück. Nach einem kurzen Aufenthalte in seiner Vaterstadt begab er sich 1759 nach Augsburg, wo er sein Werk über die Photometrie (Messung der Stärke des Lichts und der Farben), die er als Wissenschaft begründete, drucken ließ. Mit Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Baiern mit 800 Gulden Gehalt war er nur kurze Zeit, weil er sich nicht in München aufhalten wollte. Er begab sich nach Erlangen. In dieser Zeit gab er seine kosmologischen Briefe über die Einrichtung des Weltbaues heraus, welche die Tiefe seines Geistes beurkunden. 1763 machte er eine Reise nach Veltlin, und wurde Mitglied einer Gesellschaft zur Berichtigung der Grenzen zwischen Mailand und der Republik. Im December desselben Jahres ging er nach Leipzig, und, nachdem er hier sein neues Organon herausgegeben hatte, im Februar 1764 nach Berlin. Hier ernannte ihn Friedrich II. mit einem ansehnlichen Gehalte zum Oberbaurath und zu einem Mitgliede der Akademie der Wissenschaften. Lambert verwaltete diese Aemter bis an seinen Tod, den 25. Sept. 1777. Er war ein Mann von aufrichtigem, redlichem und gefälligem Wesen in einem hohen Grade mitleidig, theilnehmend, wohlthätig und freundschaftlich, und von einer unstörbaren Ruhe des Gemüths und des Gewissens. Hatte er auch in einigen Wissenschaften nur mittelmäßige Kenntnisse, so war er in der Mathematik, in der Logik und Metaphysik damals der größte Analytiker, und unterstützte seine Talente durch den bewundernswürdigen Fleiß, mit welchem er täglich von früh 5 Uhr bis in die späte Mitternacht für die Wissenschaften thätig war. Er entdeckte auch die Theorie des Sprachrohrs. ML.

Lamoignon-Malesherbes (Chrétien-Guillaume) geboren den 16. Dec. 1721 zu Paris, wo sein Vater, Kanzler von Frankreich war, widmete sich, nach vollendeten Studien, der Rechtswissen-

schaft, ward Substitut des General-Procurators, dann Parlamentsrath, und endlich im J. 1750 erster Präsident bei der Steuerkammer (à la cour des aides). In den 25 Jahren, während welcher er diese Stelle bekleidete, widersetzte er sich mit Muth sowohl dem Uebermaße unheilbringender Auflagen, als auch der Raubgier der Generalpächter. Eine Menge Discours und Remontrances, welche er während dieses langen Kampfes gegen den Despotismus verfertigte, sind, als Meisterwerke von Abhandlungen über die Finanzverwaltung, 1779 gedruckt worden. In diesen Werken verbreitete er sich auch über den Mißbrauch der sogenannten Lettres de cacher (Verhaftsbefehle). Als im April 1771 die oberste Steuerkammer aufgehoben wurde, zog sich Lamoignon auf seine Landgüter zurück, wo er durch Unterricht und Wohlthun der Beglücker seiner Unterthanen wurde. Nachdem er im J. 1774, bei Wiederherstellung jenes Gerichtshofs, von neuem an die Spitze der Obersteuer-Kammer getreten war, ward er bei der Thronbesteigung Ludwigs XVI., welcher nur von den rechtschaffensten Männern seiner Nation umgeben sein wollte, im J. 1775 zum Minister des Innern erwählt. Er verwaltete diese Stelle zum Wohle seines Vaterlandes etwa ein Jahr und nahm bei der Entlassung Türgots aus dem Ministerium Gelegenheit, auch die seinige zu verlangen. Nachdem er unter erborgtem Namen einen großen Theil Frankreichs, der Schweiz und Holland durchreiset war, und allenthalben über Künste und Institute die zweckmäßigsten Nachforschungen angestellt hatte, kehrte er zu Anfang der Revolution, nach Frankreich zurück. Als Ludwig XVI. vor Gericht gestellt werden sollte, erbot sich Lamoignon freiwillig, Vertheidiger desselben zu werden, welches ehrenvollen Amtes er sich auch auf die rühmlichste Weise entledigte. In Folge der Verbrechen, welche während der Revolution begangen wurden, konnte es nicht fehlen, daß auch Lamoignon den Verdacht der Tyrannen erregte; er ward, nebst seiner Tochter und Enkelin ins Gefängniß geworfen, zum Tode verurtheilt, und am 22. April 1793 hingerichtet. Sokrates Heiterkeit verließ ihm auch im Tode nicht. Lamoignon war zugleich ein Mann von gelehrten Kenntnissen. Er war im J. 1750 zum Mitgliede der franz. Akademie, und 1759 der Akademie der schönen Künste und Inschriften ernannt. Als Director des Buchhandels wußte er der Presse alle Freiheit zu verschaffen, welche Weisheit und Ordnungsliebe in einem gut organisirten Staate gestatten dürfen. Die meisten seiner Schriften sind Werke dem Ackerbau und der Naturkunde gewidmet. Graf Boissy d'Anglas hat sein Leben beschrieben, Paris, 1818.

Lamettrie, s. Mettrie.

Lamothe Valois (Gräfin de la), berüchtigt durch die weltkundige Halsbandgeschichte, gab sich für einen Sprößling aus der Familie der Valois aus, aus welcher sie durch einen Bastard Heinrichs II. abstammen wollte. Bis zu dem Augenblicke, wo sie durch jenen Proceß die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich zog, hatte sie trotz ihrer vorgeblichen Abkunft in Elend und Verachtung gelebt, ob sie gleich, in alle Künste der Sittenlosigkeit und Intrigue eingeweiht, kein Mittel unversucht gelassen, sich Ansehn und Reichthum zu verschaffen. Von dieser Seite einem großen Theile des Adels zu Versailles und Paris bekannt, setzte sie Alle, die von ihren Glücksumständen unterrichtet waren, in Erstaunen, als sie plötzlich im Jahre 1784 einen Aufwand zu machen begann, der auf einen ungeheuern Reichthum schließen ließ. Kaum hatte man Zeit gehabt, diese auf-

fallende Verwandlung ihrer Verworfenheit zuzuschreiben, als ein leises Gerücht von einer Intrigue ruchbar wurde, die ganz Europa mit Erstaunen erfüllte. Der Fürst Louis von Rohan, (s. d. Art.) Cardinal, Bischof von Straßburg, Groß-Almosenier, und eine der vornehmsten Personen des Reichs, war, aus nicht hinlänglich bekannten Gründen, in die Ungnade des Hofs gefallen, ohne innere Großherzigkeit zu besitzen, diese Ungnade ertragen zu können. Die Gräfin de Lamothe, von dem Bestreben des Cardinals, um jeden Preis die Gunst des Hofs wieder zu erhalten, unterrichtet, hatte dem Cardinale vorgespiegelt, sie wisse, daß die Königin, bei der sie einen bedeutenden, obgleich zur Zeit noch geheimen Einfluß habe, einen gewissen kostbaren Halsschmuck, der ihr zum Kauf angeboten worden, zu besitzen wünsche, ohne daß sie für den Augenblick im Stande sei, die Kaufsumme aus ihren eigenen Mitteln zu bestreiten. Auch hatte sie dem Cardinal zu verstehen gegeben, es biete sich ihm jetzt, wenn er jenes Halsband in seinem Namen kaufen und der Königin abschlägliche Zahlung gestatten wolle, die beste Gelegenheit dar, die Gunst derselben wieder zu erlangen. Der Cardinal war in diese Schlingen gefallen, hatte das Halsband gekauft, und es der Gräfin de Lamothe zur Einhändigung an die Königin ausgeliefert, wogegen ihm ein von der Königin fälschlich unterschriebener Revers, der die Termine der Rückzahlung bestimmte, zu seiner Sicherheit übergeben worden war. Damit noch nicht zufrieden, hatte die Gräfin, um den Cardinal desto vollkommener zu täuschen, ein mit ihr einverstandnes Frauenzimmer unter der Maske der Königin im August 1784 dem Cardinale im Garten von Versailles erscheinen, und eine Rose zu dessen Füßen hinwerfen lassen. Der Termin, an welchem der Cardinal selbst das Halsband zu bezahlen versprochen, war erschienen, und er, der einer so großen Summe nicht mächtig gewesen, hatte den Juwelieren entdeckt, die Königin habe ihr Halsband gekauft. Als die Juweliere, nach langem Warten, keine Bezahlung erhalten konnten, wandten sie sich endlich unmittelbar an den König, und gaben somit Veranlassung zur Entdeckung des gespielten Betrugs. Durch den Spruch des Parlaments ward der Cardinal aller seiner Würden entsetzt, die Gräfin de Lamothe als überwiesen, das Halsband unterschlagen und verkauft zu haben, zu Brandmarkung, Staupbesen und ewigem Gefängnisse verurtheilt. Aus diesem entkam sie nach einigen Jahren, worauf sie nach England entfloh, und dort in Vereinigung mit ihrem Gemahle, der daselbst das Halsband verkauft hatte, eine Schrift gegen den Hof von Versailles, besonders gegen die Königin, erscheinen ließ. Neue und höchst anziehende Aufklärungen über die Halsbandgeschichte geben die nachgelassenen Werke des Exjesuiten Abbé Georgel, welcher Rohan's Secretär war. Pq.

Lampen. Die Erfindung der Lampen wird den Aegyptern zugeschrieben. Schon an dem Feste, welches von uralten Zeiten her zu Sais in Niederägypten, der Minerva zu Ehren, gefeiert wurde, brannten eine Menge Lampen. Zu Hiobs und Mosis Zeiten waren sie schon bekannt. Die Aegypter waren auch die ersten, welche brennende Lampen, als Sinnbild der Unsterblichkeit der Seele, in die Gräber zu den Leichnamen setzten. Dies soll der Ursprung der sogenannten ewigen Lampen sein, deren Docht und Nahrung unverzehrbar war, dergleichen hernach der Minerva zu Ehren erfunden wurden, von denen die des Kallimachus aber nur ein Jahr brannte. Neuerdings soll der Prinz von San Severo, welcher 1771 gestorben ist, die Kunst, ewige Lampen zu verfertigen, wieder erfunden haben. Daß Lampen nicht

etwa eine längere Zeit, als die gewöhnlichen, sondern vielmehr Jahrtausende, ohne zu verlöschen, brennen sollten, ist billig unter die Fabeln zu rechnen. Von den Aegyptern kamen die Lampen zu den Griechen, welche sie der Minerva als Göttin der Wissenschaften widmeten, weil sich die Gelehrten beim nächtlichen Studiren der Lampen bedienten. Ehe die Römer die Lampen von den Griechen kennen lernten, hatten sie Lichter. — Die vortheilhafteste Lampe erfand Argand zu Genf und machte sie 1783 bekannt (s. Argandische Lampen). Die Entdeckung, daß sich die brennende Luft durch den elektrischen Funken entzünden lasse, leitete Fürstenbergen in Basel auf die Erfindung einer elektrischen Lampe, durch welche man leicht, sicher und ohne Feuerzeug ein Licht anzünden kann. Diese Lampe ward hernach von Brander in Augsburg, de Gabriel in Straßburg, Ingenhouß und Pickel bedeutend verbessert. Auch Langenbucher, die beiden Ehrmann und der Professer Stegmann in Cassel erfanden um 1780 elektrische Lampen. Ueber die Thermolampen sehe man den eignen Artikel.

Lancaster's und Bell's System einer verbesserten Schuleinrichtung hat in England und Frankreich so viel Aufsehn gemacht, und in den Kreisen der vornehmen Welt so eifrige Beförderer gefunden, daß es jetzt in Europa überall, wo das Interesse für die Volksschulen angeregt ist zur Sprache kommen muß. Dieses System besteht in dem Kunstgriffe, die Schule vermittelst der Schüler selbst zu halten, und mit einem verhältnißmäßig sehr geringen Kostenaufwande eine ungewöhnlich große Anzahl von Schülern (Lancaster hatte 800 beisammen und will es mit 1000 Schülern ausführen) in einem Lehrzimmer unter einem Lehrmeister zu gleicher Zeit und, wie die Erfinder hinzusetzen, mit dem besten Erfolge zu unterrichten. Der ganze Cötus der Schüler wird dabei nach Verhältniß der Anzahl und der verschiedenen Fortschritte in eine Menge kleiner Classen getheilt und jede derselben durch einen größeren Schüler in den nöthigsten Fertigkeiten (Lesen, Schreiben, Rechnen und Memoriren eines Religionsbuchs) so weit geübt und abgerichtet, als dieser sie selbst vorher von dem Lehrmeister erlernt hat. Solche Schulgehülfen oder Unterlehrer heißen Monitors und haben ihre Classe (ungefähr 10 Schüler) auf einer Bank, oder, wie Bell es angeordnet hat, in einem Halbkreise stehend, vor sich. Die geübtesten und moralisch zuverlässigsten Schüler führen als Obergehülfen oder General-Monitors die Aufsicht über diese Unterlehrer und deren Classen. Andere Gehülfen besorgen den kleinen Dienst der Schulpolizei und guten Ordnung, jeder ein besonderes Departement, einer das Aufzeichnen der Abwesenden, ein andrer das Liniren der Schreibbücher, ein andrer das Austheilen und Aufbewahren der Schiefertafeln u. s. w. Dieses ganze pädagogische Triebwerk vollendet, bei einer zweckmäßigen, jede Störung einer Classe durch die andre verhütenden Eintheilung des großen Locals, ohne ungehöriges Geräusch und in genau abgemessener, pünktlicher Aufeinanderfolge der Geschäfte, jedes Pensum, das der Lehrmeister vorher dem Gehülfen vorgemacht hat. Ein strenggehandhabtes System von Strafen und Belohnungen, die theils körperlich, theils auf den Ehrtrieb (Ehrenbillets, Verdienstorden, Schandzettel, Pranger) berechnet sind, hält die Masse der Kinder zu guter Zucht. Alles geht und wirkt zum Zwecke, wie die Arbeit in einer Fabrik, wo jeder Arbeiter einen Theil des Fabricats fertiget und der Meister nur anordnet, oder wie in einer militärischen Heerschar, wo das Commando vom General durch die Unterbefehlshaber bis auf die einzelnen Abtheilungen der Gemeinen herabläuft und maschinenmäßig vollzogen wird. Der Lehrmeister unterrichtet nur die

Gehülfen, wacht über den planmäßigen Gang des Ganzen und handhabt die Disciplin; nebenher giebt er noch Jünglingen, die ihm seinen Unterrichtsmechanismus absehen, um ihn künftig als Lehrmeister eigner Schulen nachzumachen, methodische Fingerzeige. Unstreitig verdient die Ordnung, Pünktlichkeit, Sorgfalt und strenggeregelte, sich gleichbleibende Thätigkeit, in der mehrere Hunderte von Schülern in einem Locale bei dieser Schuleinrichtung erhalten und nützlich beschäftiget werden, eine achtungsvolle Anerkennung, und aus bekannten Gründen hat die außerordentliche Wohlfeilheit derselben (zur Ersparung des Papiers werden die ersten Uebungen im Schreiben auf Tischen gemacht, die mit Sand bestreut sind) die Bewunderung und Theilnahme der Staatsmänner erregt, denen auch die militärische Zucht recht angemessen schien, um die Kinder aus der Hefe des Volks an ein gesittetes und legales Betragen zu gewöhnen. Die Ehre der ersten Erfindung gehört dem Dr. Andreas Bell, einem englischen Geistlichen, der als Aufseher einer Waisenschule in Ostindien auf die Idee, Anfänger durch geübtere Schüler unterrichten zu lassen, gekommen war, und sie von 1790 bis 1796 in dieser Anstalt (zu Egmore bei Madras,) angewendet hatte. Der nach seiner Rückkehr an die ostindische Compagnie darüber von ihm erstattete Bericht erschien 1797 zu London im Druck, ohne besondere Aufmerksamkeit zu erregen. Im folgenden Jahre eröffnete aber Joseph Lancaster, ein Quäker, in einer Vorstadt Londons eine Armenschule, die er, durch die Menge seiner Schüler veranlaßt, allmählig nach der oben beschriebenen Methode einrichtete, und 1805, durch die Mildthätigkeit vieler Kinderfreunde unterstützt, bis auf 800 Schüler erweiterte. Zugleich vereinigte er mehrere hundert Mädchen zu einer ähnlichen Schule und umgab sich mit jungen Pädagogen, die er zu Lehrern heranzog und an seiner Stelle arbeiten ließ, während er in den Jahren 1810 und 1811 die brittischen Königreiche bereisete und die Einrichtung mehrerer Schulen nach seinem System bewirkte. Mehrere englische Große, selbst königliche Prinzen, beförderten die Ausbreitung des Lancasterianismus, die hohe Geistlichkeit aber, unzufrieden, die Verbesserung der Schulen von einem Quäker betrieben zu sehn, stellte ihm den Dr. Bell, der bisher auf einem Landgütchen privatisirt hatte, als den ersten Erfinder entgegen. Dieser mußte seit 1812 in England Schulen errichten, pädagogische Lehrbücher schreiben, und unter der Leitung eines pädagogischen National-Vereins, der, den Prinzen Regenten zum Patron, den Erzbischof von Canterbury zum Präsidenten und mehrere Bischöfe und Staatsmänner zu Mitgliedern hat, die Sache ins Große treiben. Bell's Schulen haben fast ganz die dargestellte, von Lancaster schon angewendete Einrichtung. Demnach wird das Unternehmen auf beiden Seiten als Parteisache behandelt. Bell wird von der Hofpartei, Lancaster von der Volkspartei unterstützt, der Staat aber hat von diesen Schulen nicht Kenntniß genommen, und sie sind bis jetzt, wie die Volksschulen in England überhaupt, Privatanstalten geblieben. Der Graf Laborde brachte die Kunde von dieser Schulverbesserung 1814 nach Frankreich, mehrere Große in Paris vereinigten sich 1815 zu einer Gesellschaft für den Elementarunterricht, es entstand ein Wetteifer, Lancastersche Schulen zu errichten und mit ansehnlichen Geldbeiträgen zu unterstützen, unter den französischen Vornehmen, den eine königliche Verordnung vom 19. Febr. 1816 mit Empfehlung dieser guten Sache bestens belobte, 1817 war die Zahl der Subscribenten bis auf 700 angewachsen

und eßt bestehen in Paris 17 Schulen nach Lancasters Methode, jede von 2 bis 300 Kindern, und in den Departements, besonders den nördlichen und östlichen, viele ähnliche. Sie sind auch in Frankreich durchaus Privatanstalten, die der Wohlthätigkeit ihre Existenz verdanken und nur Kinder der ärmeren Classe aufnehmen. In Paris werden Lehrer nach Lancasters Idee gebildet. Der russische Kaiser schickte 1815 den Baron Strandmann mit 4 jungen Russen nach England und Frankreich, um diese Methode prüfen und nach Rußland verpflanzen zu lassen. Im Herbst 1817 eröffnete ein Pädagog Namens Scappa im königlichen Armenhause zu Neapel eine Lancasterische Schule und Bells Anwesenheit in der Schweiz gab Gelegenheit zur Stiftung ähnlicher Schulen zu Genf und im Waatlande. In Wien ließ 1818 der General Bianchi junge Soldaten nach der Lancasterschen Methode unterrichten. Diese Schulen sind in Ländern, wo bisher noch fast gar Nichts, wie in Frankreich, oder nichts Geordnetes und Zweckmäßiges, wie in England, für den Volksunterricht geschaffen war, unstreitig von großem Nutzen, doch immer nur ein leidiges Surrogat, das die mangelnde Volkserziehung nicht ersetzen kann. Sie wirken blos auf äußere Dressur und Abrichtung in den Fertigkeiten des Lesens, Schreibens und Rechnens, nach sehr unvollkommnen Methoden. Der Religionsunterricht beschränkt sich auf ein seelenloses Memoriren. Sprachunterricht, Singen, Zeichnen und Denkübungen fehlen ganz. An Wirksamkeit des Lehrers auf die moralische Individualität der Kinder und an eigentliche Geistesbildung ist dabei gar nicht zu denken. So hat denn England, Frankreich und das vornehme Europa überhaupt ein Lehrsystem, dessen todter Mechanismus in Deutschland schon seit 50 Jahren geächtet und durch beßre Methoden zur wahren Menschenbildung verdrängt worden ist, mit einem Enthusiasmus aufgenommen, der eine gänzliche Unbekanntschaft mit den Fortschritten der deutschen Pädagogik und mit dem Geiste der Pestalozzischen Erziehungsidee verräth. Deutsche Dorfschulmeister leisten jetzt mehr für die Geistesbildung ihrer Schüler, als Lancaster und Bell, und kein Deutscher, der das einheimische Gute kennt, kann auf den Einfall kommen, uns eine Schuleinrichtung zu empfehlen, die wohl zur Civilisation des Pöbels in England und Frankreich brauchbar sein mag; aber, wo Menschen und Christen gebildet werden sollen, unzulänglich und zweckwidrig ist. E.

Landammann, s. Schweiz.

Landau, deutsche Bundesfestung im baierschen Rheinkreise, mit baierischer Besatzung, an der Queich, war ehemals eine Reichsstadt in der Unterpfalz, zum Niederelsaß gehörig. Sie hat 620 Häuser 5200 Einw., eine den Lutheranern und Catholiken gemeinschaftliche Collegiatkirche, und einen Canal, vermittelst dessen alle Bedürfnisse der Stadt zu Wasser herbeigeschafft werden können. Vauban hat die Festungswerke angelegt. Im spanischen Successionskriege ward sie 1702 durch die kaiserliche und Reichsarmee den Franzosen, und von diesen wiederum 1703 den Deutschen, jedoch 1704 abermals von den Kaiserlichen und Alliirten den Franzosen abgenommen, worauf sie wiederum eine Reichsstadt wurde. Nachdem im J. 1713 die Franzosen sie abermals erobert hatten, ward sie ihnen 1714 im badenschen Frieden mit allem Zubehör förmlich überlassen. Während des Kaiserthums gehörte sie zum Departement des Niederrheins, Bezirk Weissenburg, und war der Hauptort eines Cantons. Im zweiten

pariser Frieden 1815 ward sie wieder an Deutschland abgetreten und von Oesterreich an Baiern übergeben.

Landbau, s. Ackerbau.

Landbaukunst oder landwirthschaftliche Baukunst ist die Kunst der vortheilhaftesten und bequemsten Einrichtung und Erbauung derjenigen Gebäude, welche der Landwirth, sowohl im Kleinen als im Großen, zu den verschiedenen Zweigen der Bewirthschaftung seiner Güter unumgänglich nöthig hat. Diese Gebäude führen den allgemeinen Namen Wirthschaftsgebäude, Haushaltungsgebäude, und wir rechnen dazu: Wohnungen für Menschen; Stallungen für das Zug- und Nutzvieh; Vorrathsgebäude, z. B. Scheunen, Schuppen ꝛc., Brauhäuser, Branntweinbrennereien, Backhäuser und Backöfen, Waschhäuser, Schlachthäuser, Schmiede- und Mühlengebäude, Spritzenhäuser, Essigbrauerei- und Stärkemachereigebäude, Ziegelbrennerei- und Kalkbrennereigebäude, nebst noch mehrern andern nützlichen und bequemen Anstalten, z. B. Miststätten, Viehschwemmen, Brunnen ꝛc. Uebrigens ist noch zu bemerken, daß die landwirthschaftlichen Gebäude überhaupt genommen entweder zu einem Bauergehöfte, oder zu einem Vorwerke, zu einer Meierei oder zu der Hoferöthe eines ansehnlichen Landguts und eines Ritterguts gehören, nur daß sie bei dem einen größer als bei dem andern sein müssen. Alle Haushaltungsgebäude aber müssen Festigkeit, Regelmäßigkeit und Bequemlichkeit als Haupteigenschaften besitzen, welchen noch, soweit es den Kostenaufwand nicht zu stark vermehrt, Schönheit, Ebenmaß, gute und geschmackvolle Formen beigefügt werden können. Endlich müssen sie beständig der Größe des Landguts angemessen sein, damit es auch bei der ergiebigsten Erndte nicht an Raum fehle. — Auch wird Landbaukunst die Theorie der Landbaukunst genannt.

Landeshoheit. In der vormaligen deutschen Reichsverfassung war Landes- oder Territorialhoheit der Reichshoheit oder Reichssouveränetät entgegengesetzt, und es ward darunter der Inbegriff sämmtlicher Regierungs- und Hoheitsrechte, die über alle, innerhalb der Grenzen eines besondern Territoriums befindliche Personen und Güter, in Abhängigkeit von der Reichsgewalt, geübt wurden, verstanden. Es konnte also hier von einer Souveränetät, auch wenn man darunter nur vollkommene Unabhängigkeit in Allem, was die innere Organisation und Verwaltung betrifft, verstehen will, nicht die Rede sein. Auch findet man vor dem 12. Jahrhunderte in Deutschland noch keine Landesherrn. Dagegen ward durch die Aufhebung des deutschen Reichs und seiner Verfassung der Ausdruck Landeshoheit mit dem der Souveränetät, in dem eben angegebenen Sinne, gleichbedeutend. S. Souveränetät.

Landfriede. Uralt ist bei den Deutschen die Sitte, Beleidigungen selbst zu rächen und Streitigkeiten durch Kampf abzuthun. Sie schreibt sich aus den Zeiten her, wo eine öffentliche Gewalt noch nicht bestand. Aber auch dann, als innere und äußere Kriege und die Züge der Völkerwanderung die deutschen Völker in eine Art von Staatsverfassung nöthigten, ja selbst als sie Theile der fränkischen Monarchie wurden, wollten sie von jener trotzigen Sitte nicht lassen, und achteten das Ansehen richterlicher Hülfe für den Mann entwürdigend. Die fränkischen Könige, wohl einsehend, daß diese Gewohnheit nicht auszurotten sei, suchten sie lieber zu mildern, und verpönten die Gewaltthätigkeit gegen den, der sich (ebenfalls nach alter deutscher Sitte) von der Fehde (Privatrache) loszukaufen, Wehr-

geld, Buße zu bezahlen) bereit war. Aus derselben Sitte schreiben sich die Kampfgerichte her, Zweikämpfe, die vor Gericht geschahen, um nach dem Ausgange, den man für ein Orakel Gottes hielt, zweifelhafte Fälle zu entscheiden. Auch diese mußten die Könige, als dem Geiste deutscher Nation zu wesentlich, beibehalten (s. davon den Art. Ordalien). — Die Priesterschaft, an der gänzlichen Abschaffung der Privatfehden, die ihr ein heidnischer Greuel dünkten, ebenfalls verzweifelnd, suchte sie durch die wohlthätige Macht des Christenthums wenigstens zu mildern. Sie stellte es als sündhaft dar, an den Tagen der Woche, die der Tod und die Auferstehung des Erlösers heiligt, unchristliche Gewalt zu üben. Zuerst, soviel wissen wir, in Südfrankreich und Burgund, nach dem Jahre 1030, gelang es, durch Vorgebung einer göttlichen Inspiration, die einem Bischofe geschehen, dieser heiligen Scheu allgemeinen Eingang zu verschaffen, und über ganz Europa verbreitete sich bald diese Beschränkung der Fehden; um so willkommener, als sie einen gütlichen Vergleich zwischen Gewissen und Leidenschaft darbot, und die Zügellosigkeit des einen Tages durch die Mäßigung des andern zu rechtfertigen schien. Wer vom Donnerstage Abend bis zum Montage Gewaltthätigkeiten übte, fiel als ein Gottloser in den Bann. Diese wöchentliche Waffenrute nannte man den Gottesfrieden (Treuga Dei, Trève de Dieu), auch hin und wieder den St. Petersfrieden. Montag, Dienstag, Mittwoch und Donnerstag blieben zur Ausübung des den germanischen Völkern so werthen Rechts der Privatkriege frei. Erst durch Lehre und Gewohnheit eingeführt und heilig gehalten, wurde der Gottesfrieden auf den Concilien zu Narbonne (1054), Troyes (1093), Clermont (1095), Rouen (1096), Nordhausen (1105), Rheims (1136), St. Johann von Lateran (1139 und 1179) und Montpellier (1195) durch ausdrückliche Satzungen bestätigt und eingeschärft. Später ward er hin und wieder auch auf den Donnerstag ausgedehnt, ja die Befehdung, um sie immer mehr zu beschneiden, zu gewissen heiligen Zeiten auf mehrere Wochen ganz verboten oder vielmehr ganz verdammt, z. B. vom ersten Adventssonntage bis zum Feste der Erscheinung Christi, vom Aschermittwoche bis zum Montage nach Trinitatis, überdies an den Quatembern, Marien- und Apostoltagen ꝛc. Auch wurden gewisse Oerter, als Kirchen, Klöster, Spitäler, Gottesäcker ꝛc. und gewisse Personen, als Geistliche, Ackerleute auf dem Felde, überhaupt alle Wehrlose, besonders aber, auf dem Concilium zu Clermont (1095), die Kreuzfahrer durch Kirchengesetze gefriedigt. So gelang, was der weltliche Arm kaum zu unternehmen wagte, wenigstens zum großen Theile der geistlichen Macht, weil sie klüglich nicht mehr versuchte, als zu erhalten möglich war, und die störrigen Zeitgenossen bei ihrer einzigen milden Seite, der Religiosität, angriff. Doch darf man sich nicht vorstellen, daß jene geheiligten Schranken nie von der Leidenschaftlichkeit überschritten worden wären, vielmehr klagten über Verletzungen des Gottesfriedens viele Concilien und viele klösterliche Chronisten. Aber sie blieben doch immer nur allgemein verabscheute Ausnahmen. Mehr als diese, trieb wohl die Unzulänglichkeit des Gottesfriedens überhaupt die deutschen Kaiser, durch bürgerliche Gesetze für den Frieden des Reichs zu sorgen und der Selbsthülfe, wie dem sogenannten Faustrechte, in das sie ausartete, Schranken zu setzen. Denn die Gewalt, einmal im Falle der Rache und Genugthuung erlaubt, wurde bald zu Unbilden aller Art gemißbraucht, und jeder hielt für rechtmäßig, was er mit seiner

Faust vermochte. Daher allenthalben Räubereien und Wegelagerungen, zum großen Nachtheil des Verkehrs: denn keine Straße war sicher vor den anwohnenden und herumschweifenden Gewaltthätern. Schon Conrad II. und Heinrich III. gaben Gesetze gegen diesen Unfug, doch wahrscheinlich nur gegen die ungerechten Angriffe, nicht gegen die Selbsthülfe aus gerechter Ursache. Des Letztern Energie wußte seinen Gesetzen einen für die damalige Zeit beispiellosen Gehorsam zu verschaffen; allein in den Bürgerkriegen unter seinen Nachfolgern und bei der daraus entspringenden gänzlichen Verwirrung der Gerichtsverfassung, wurden die Privatfehden wieder häufiger und die Straßen unsicherer, als je. Die hohenstaufenschen Kaiser, zur Unterdrückung der Selbsthülfe ebenfalls zu schwach, begnügten sich, durch Eingehen in den Geist der Zeit, sie der öffentlichen Sicherheit so unschädlich als möglich zu machen. Friedrich I. befahl auf dem Reichstage zu Nürnberg 1187, daß der, den man aus gerechter Ursache befehden wollte, bei Strafe der Ehrlosigkeit, wenigstens 3 Tage vorher davon benachrichtigt werden solle. Dies nannte man **absagen, widersagen** (diffidare oder diffiduciare, d. i. das Vertrauen auf den Frieden benehmen). Das Absagen geschah durch den **Fehdebrief**, der, nach Anführung der Ursachen, die Formel enthielt: „Darum will ich euer und eurer Helfer und Helfershelfer Feind sein, und, so ihr drob Schaden nehmet, des meine Ehre gegen euch und die euren verwahrt haben." — Eine solche Vorschrift fand in damaliger Zeit am leichtesten Eingang, der es ritterlich und edel schien, nur den zum Kampfe Vorbereiteten anzugreifen. Die Sicherheit, die dadurch Jedem, dem nicht vorher abgesagt worden, gewährt wurde, nannte man den **Landfrieden**. Dies war Alles, was damals die deutschen Könige von ihrem Volke für die öffentliche Sicherheit erlangen konnten; selbst was die kräftigere königliche Machthabung in Frankreich einführte, daß während des öffentlichen Krieges alle Privatfehden ruhen mußten, das konnte bei den zügellosen Deutschen nicht durchgesetzt werden, höchstens vermochte man die Fehden von kaiserlichen (und andern neutralen) Burgen entfernt zu halten (**Burgfrieden**), so wie von fremden Häusern (**Hausfrieden**). — Eine mittelbar drückende Folge des Faustrechts waren für die Reisenden die Erpressungen unter dem Namen des **Geleites**. Manche Fürsten und Edle machten nämlich ein Gewerbe daraus, Wanderern und Fuhrleuten, zur Sicherung vor räuberischen Anfällen, Bedeckungen von Gewaffneten auf den Weg mitzugeben, und zwangen ihnen dafür oft große Summen Geldes ab, wodurch diese an sich wohlthätige Einrichtung, da es gar nicht im freien Willen des Reisenden stand sich geleiten zu lassen, zu einer schweren Last wurde. Ja selbst ohne sich die Mühe des Geleits zu geben, heischten viele Burgherren an den Straßen und Flüssen, die bei ihren Sitzen vorüberführten, **Zölle** von den Reisenden, — eigentlich Loskaufungen der Plünderung, die sie denselben blos darum drohten, weil sie an diesem Orte in ihrer Macht stand. Als König Philipp im Jahre 1201 ein neues Gesetz gegen die **Friedbrüche** (d. i. gegen die unverkündeten Fehden) gab, — ein deutlicher Beweis der wenigstens nicht allgemeinen Befolgung des ersten — verbot er zugleich aufs strengste jene Erpressungen. Aehnliche Verbote zur nothwendigen Einschärfung dieser zu leicht vergessenen Verfügungen erließen Otto IV. 1209 zu Oldenburg, Friedrich II. 1234 zu Frankfurt und 1236 zu Mainz, bei Abhauung der Hand. Aber die Unruhe des Reichs verhinderte diese Kaiser, ihren Gesetzen Nach-

druck zu geben, und in den stürmischen Zeiten nach Friedrichs Tode kamen sie fast gänzlich in Vergessenheit. Da mußten die Unterthanen selbst darauf bedacht sein, diesem Uebel zu steuern. Den Städten, die in diesem Zeitraume zuerst durch den Handel zu blühendem Wohlstand und achtunggebietender Macht emporstiegen, war an der Sicherheit des Verkehrs am meisten gelegen. Schon im J. 1247 traten alle am Rhein gelegene Städte, und viele benachbarte, mit den 3 Erzbischöfen und einigen Fürsten in den rheinischen Bund zusammen. Sie vereinigten sich zu Worms, allen Wegelagerungen und Straßenräubereien, Zoll- und Geleitserpressungen in der Rheingegend mit gemeinsamer Macht zu widerstreben, und den Frieden in ihren Gauen mit Gewalt zu erhalten. Auch gelang es ihnen, die benachbarten Herren und Edlen zur Abschaffung ihrer unbefugten Rheinzölle, ja sogar viele zum Beitritte zu diesem Friedensbunde zu zwingen. König Wilhelm bestätigte 1255 zu Oppenheim diesen Verein, und befahl, bei vorkommenden Streitigkeiten erst Hülfe bei ihm und seinen Richtern zu suchen, und nur wenn diese verweigert würde oder unwirksam bliebe, im Namen und unterm Banner des Bundes, Gewalt gegen den Ungerechten zu brauchen. Vortrefflich, und bei jener Schwäche der Staatsgewalt einzig zur Gewähr öffentlicher Sicherheit geeignet war jenes Bündniß, das an den Ufern des Rheins einen bis dahin unerhörten Frieden bewirkte; aber die Uneinigkeit aller Reichsstände im Zwischenreiche schwächte auch seine Wirksamkeit, und die Fehden der Factionen gaben der Habsucht und Erbitterung der Einzelnen neuen Vorwand und Spielraum. In den Landen, wo die Herzöge und Markgrafen die Landeshoheit auszuüben schon damals anfingen, und mit Nachdruck herrschten, gelang es ihnen auch so ziemlich, die Räuber und Gewaltthäter zu bändigen. So in Baiern, Meißen, Thüringen und Brandenburg. Aber in Schwaben, Franken, Sachsen und am Rhein, wo mit der kaiserlichen Gewalt auch die herzogliche fehlte, stieg die Unordnung und Unsicherheit aufs Aeußerste, so daß viele Hunderte von Edeln nur vom Raube lebten. Rudolf von Habsburg, des Reichs Wiederhersteller, suchte ihm auch den Frieden wiederzugeben. Die Deutschen zum ewigen Aufgeben ihres Waffenrechts zu bringen, daran war nicht zu denken; doch gelang es ihm auf dem Reichstage zu Würzburg 1287, einen Landfrieden auf drei Jahre von den Ständen genehmigen und im Reiche verkündigen zu lassen. Diesen verlängerte er 1291 zu Speier auf sechs Jahre, aber mit seinem Tode war er vergessen. Sein Nachfolger Adolf befestigte ihn 1293 zu Cöln von neuem auf drei Jahre. Albrecht I. gab zu Nürnberg ein ausführliches und strenges Gesetz gegen die Friedbrecher, welches unter dem Namen der erneuerten Satzung König Albrechts bekannt ist. Ludwig der Baier beschwor bei seiner Thronbesteigung nebst den Reichsständen diese Satzung und schärfte sie 1333 auf dem Reichstage zu Speier von neuem ein. Die häufigen Wiederholungen dieser Gesetze beweisen nur ihre schlechte Befolgung, wiewohl man von Carl IV. rühmt, daß es ihm so ziemlich gelungen sei, seinem im J. 1354 auf dem Reichstage zu Mainz publicirten Landfrieden Gehorsam zu verschaffen. — Diese Gesetze machten aber neue Verbindungen zur Verwahrung der öffentlichen Sicherheit, wie sie auch nun häufig bald mit kaiserlicher Bestätigung, bald ohne sie geschlossen wurden, keineswegs überflüssig; denn die vollziehende Gewalt war in Zeiten, wo Alles die Waffen führte, gar zu kraftlos. Solche Bündnisse nannte man, nach ihrem Zweck und Geiste, selbst Landfrieden. Die Bundesglieder verhießen einander

dessen Aufrechthaltung, Beistand gegen Gewaltthäter, und gestanden sich, um sich in jedem Falle Zufluchtsorte zu sichern, gewöhnlich das Oeffnungsrecht in ihren Städten und Burgen zu. Wenn Bundesglieder mit einander Streit bekamen, der nur durch Waffen zu schlichten war, so mußten sie denselben in andern Gegenden (außerhalb der Landfriedensziele) ausfechten. Albrecht I. bestätigte 1307 zu Speier einen solchen Landfrieden der schwäbischen Grafen und Städte auf zwei Jahre, und zwar so, daß, wer diesem Bunde nicht beitreten wollte, im allgemeinen Landfrieden keinen Schirm finden sollte. Die rheinischen Städte errichteten 1319 einen neuen Bund, der den Landfrieden aufs nachdrücklichste handhabte; denn jeder Edle und Ritter, welchen ihre Gewaffneten „im Schaden des Landes" begriffen fingen, ward in der nächsten Stadt ohne Gnade enthauptet. 1332 ward dieser Bund erneuert. Außerdem errichteten viele Städte und Fürsten in einzelnen Gegenden dergleichen Bündnisse von weniger Theilhabern. So bestanden im Elsaß zwei dergleichen, der obere und der untere Landfriede im Elsaß genannt. So gab es dergleichen kleinere Verbindungen oder Landfrieden in Baiern, Franken, Schwaben, in der Wetterau, Lothringen, Sachsen (dem heutigen Braunschweig). In Westphalen gab es zwei dergleichen, die Gesellschaft vom Rosenkranz und die von den Roßkammen. Ueberall setzten diese Verbindungen die Todesstrafe auf den Landfriedensbruch und vollzogen sie selbst. Die Mitglieder dieser kleinern Verbindungen hielten sogar noch fester zusammen als die größern, und behielten sich beim Eintritt in diese gewöhnlich vor, nicht gegen einander zu fechten (nahmen einander aus). Das Hauptübel, und die hauptsächliche Ursache jenes Krieges Aller gegen Alle, lag immer in dem Mangel einer strengen und wohlgeordneten Gerichtsverfassung, verbunden mit der Abneigung der Deutschen gegen gerichtliche Entscheidung ihrer Uneinigkeiten. Daher vereinigten sich die Städte, die in solche Bündnisse zusammentraten, gewöhnlich dahin, ihre Zwiste durch schiedsrichterliche Aussprüche (Austräge) entscheiden zu lassen. Dieß geschah namentlich in einem neuen Bunde, den die schwäbischen Städte 1331 zu Weinsberg auf die Lebenszeit Ludwigs des Baiers eingingen, dem die Pfalzgrafen bei Rhein und andere Herren beitraten, und den Ludwig 1340 bestätigte. Als Carls IV. Landfrieden von 1354 zu Ende gegangen war, schlossen die schwäbischen Städte (1356) unter kaiserlicher Bestätigung abermals einen Friedensbund, doch nur auf anderthalb Jahre.— Diese Verbindungen, wie zahlreich und wie oft erneuert, vermochten doch die Sicherheit des Reichs nicht überall zu erhalten. Ja sie arteten selbst, besonders gegen das Ende des 14. Jahrhunderts, auf das Verderblichste aus. Zur Erhaltung des Friedens aufgerichtet, dienten sie bald nur, die Fehden allgemeiner und ernsthafter zu machen, indem sie vom Schutz zum Trutz übergingen und die Eidgenossen einander in allen und jeden, auch ungerechten und friedbrecherischen Zügen beistanden. Diejenigen Bünde, welche aus Fürsten und Städten, die ein so sehr verschiedenes Interesse hatten, bestanden, löseten sich bald in zwei Parteien auf, die sich um desto bitterer bekriegten. Denn immer blieben unerledigt die Klagen der Städte über die Fürsten wegen der Bedrückungen des Handels durch Zoll und Geleite, so wie die der Fürsten über die Städte wegen Aufnahme von Pfalbürgern u. a. m. So wenig läßt sich ein Staat nur durch die Waffen der Bürger in Ruhe erhalten, und das Verderbniß selbst zum Heilmittel des Verderbens brauchen. Wo eine kraftlose Regierung die vollziehende Gewalt

in die Hände des Volks legen muß, da ist der Staat in seinen ersten Grundlagen ermorscht, und jene traurige Auskunft muß seine Auflösung beschleunigen. — Gegen Gerhard, Bischof von Worms, die Grafen Eberhard und Ulrich von Würtemberg und Kraft von Hohenlohe schlossen die schwäbischen Städte 1376 den sogenannten großen Bund, und führten offenen und heftigen Krieg gegen sie. Carl IV. setzte kurz vor seinem Tode (1378) zu Nürnberg zwischen den feindlichen Parteien Schiedsrichter, die 1379 den Span verglichen, worauf die Städte mit dem Pfalzgrafen bei Rhein und dem Markgrafen zu Baden einen Bund auf fünf Jahre errichteten, doch wieder nicht sowohl zur Erhaltung des Friedens, als zum Schutz und Trotz gegen ihre Feinde; indessen verhießen sie sich, Streitigkeiten unter ihren Unterthanen auf dem Wege Rechtens auszugleichen. Die Fürsten und Herren, eifersüchtig und argwöhnisch gegen die Macht der Städte und erbittert über die Bündnisse derselben, besonders da auch landsässige Städte oft, ohne ihre Unterthanenpflicht vorzubehalten, dazu traten, schlossen ihrerseits ebenfalls Bündnisse zum Schutz ihrer Gerechtsame unter dem Namen Gesellschaften, wie die Gesellschaft vom Leuen, die von St. Wilhelm und St. Georg, die mit den Hörnern, nach ihren gewählten Wahrzeichen so genannt. Bisweilen traten diese Gesellschaften auch wohl mit den Städten in Bündniß, wie z. B. 1382 mit denen des schwäbischen Bundes auf ein und drei viertel Jahre; aber diese unnatürlichen Verbindungen waren nie von Dauer. — König Wenzel, der die Fürsten fürchtete, soll es selbst gern gesehen haben, wenn die Städte, durch Bündnisse gestärkt, ein Gegengewicht gegen sie bildeten. So schlossen gegen die Frieden störenden Edlen und zur Erhaltung ihrer Freiheiten und Rechte sieben der vornehmsten Städte am Rhein im J. 1381 einen solchen Bund, der sich bald mit dem schwäbischen vereinigte, so daß die städtische Conföderation in Jahresfrist auf ein und vierzig Städte anwuchs; bis zum J. 1384 aber traten ihr fast alle Städte in Baiern, Franken, Schwaben und am Rheine bei. Der Bund war eigentlich stillschweigend gegen die Fürsten gerichtet; es wurden anfangs gewisse Fürsten namentlich ausgenommen, bald aber diese Ausnahmen ausdrücklich wieder aufgehoben. Dennoch verbündeten sich auf kaiserl. Befehl im J. 1384 viele Fürsten auf vier Jahre mit diesem Städtebunde, und 1387, wo er zu Mergentheim auf einige Jahre erneuert ward, fast alle: so daß durch die Allgemeinheit des Bündnisses der Friede, den es eigentlich nicht zum Zwecke hatte, befördert wurde. So that Wenzel Alles für die öffentliche Sicherheit, was er nach der zügellosen Ungebundenheit damaliger Zeit thun konnte. Bei allem dem sahen die Städte immer ihre Verbindung unter einander für enger an, als die mit den Fürsten, erneuerten jene oft und nahmen neue Städte auf, ohne Zuziehung dieser, so daß der Same der Zwietracht unerstickt blieb. Ueberdies erlaubten sich nicht nur die Fürsten immerfort widerrechtliche Anmaßungen, sondern auch die Söldner der Städte Unordnungen und Gewaltthätigkeiten, die mit den friedlichen Absichten schlecht zusammen stimmten, welche die Städte vorgaben, wohinter sie aber oft nicht weniger Ehrgeiz und Habsucht, als den Fürsten zur Last fielen, verbargen, übermüthig durch die Stärke ihres Bundes, zumal da König Wenzel 1387 den Städten besonders seinen Schutz gegen Jedermann, der sie kränken würde, versprach. Vornehmlich erbitterte die Fürsten der Beistand, den der schwäbische Bund 1386 den Schweizern gegen Herzog Leopold von Oesterreich leistete. So brachen im J. 1388 offene Feindseligkei-

ten zwischen den Städten und Fürsten aus. Der Krieg ward mit abwechselndem Glücke geführt. König Wenzel nahm sich dabei anfangs der Städte sehr an, und erklärte sich öffentlich für sie; bald aber ließ der Unbeständige selbst seine Völker zum Fürstenheere stoßen. Die Städte wurden durch Uebermacht und die Unerschwinglichkeit der Kriegskosten gezwungen nachzugeben. Der Bürgerkrieg in seiner furchtbarsten Gestalt hatte endlich den ernstlichen Wunsch nach Frieden erregt. Es ward 1389 der Landfriede zu Eger auf 6 Jahren errichtet, wodurch alle städtische, und sofern die Städte nicht ferner widerspenstig sein würden, auch die fürstlichen Bündnisse für aufgehoben erklärt werden. Dieser Landfriede erhielt aber, da die meisten Städte sich nicht sogleich fügen wollten, erst durch den Vertrag zu Heidelberg in demselben Jahre, seine Wirkung. Es wurden hier für jeden der vier Bezirke: Schwaben, Baiern, Franken und Elsaß oder Rheinland, schiedsrichterliche Ausschüsse bestellt, um fernere Streitigkeiten zu schlichten, aus vier fürstlichen und vier städtischen Abgeordneten, unter einem Obmann, vom Kaiser ernannt, bestehend. So half man sich wie man konnte, ohne jedoch eine ordentliche feste Gerichtsverfassung, zu deren Einführung es hier an Lust, dort an Kraft fehlte, ersetzen zu können. Nach Ablauf des egerschen Friedens, nach Erholung der erschöpften Kräfte, kehrte die alte Zwietracht wieder, wenn sie auch nicht wieder in so lichte Flammen aufschlug. Oft versuchten die Städte im 15. Jahrhunderte, sich von neuem zu verbünden, aber die Fürsten wußten es immer zu hintertreiben. Dagegen wurden von einzelnen Städten unter einander und mit den Fürsten Bündnisse zur Erhaltung des Landfriedens geschlossen, wie auch von den Fürsten allein. Im Anfange dieses Jahrhunderts verbanden sich die schwäbischen Prälaten, Grafen, Herren und Edeln in eine Einung, von ihrem Wahrzeichen die Gesellschaft von St. Georgen Schild genannt, und da K. Siegmund im J. 1422 Bündnisse für den Landfrieden zu schließen vergünstigte und aufmunterte, gewann dieser Bund mehr Ausdehnung und Festigkeit, so daß er in der ältesten, 1431 zum Hussitenkriege gefertigten Reichsmatrikel, als eine öffentlich anerkannte Gemeinheit (gleichsam als Surrogat des Herzogthums Schwaben) mit einem gemeinsamen Contingent angesetzt ist. 1431 ward er, weil zu zahlreich, in drei Theile getheilt, die Partei in Oberschwaben, Niederschwaben und im Hegau. Anderseits verbot Kaiser Siegmund alle Bündnisse, „ohne des Reichs Wissen, Gunst, Urlaub und Willen." Ueberhaupt aber waren die Stände in diesem Jahrhunderte doch geneigter zum Frieden, und wurden es desto mehr, je dringender dessen Nothwendigkeit durch die gemeinsame Gefahr von den Hussiten, und dann von den Türken erschien. Es errichtete Kaiser Siegmund 1431 einen allgemeinen Landfrieden auf die Dauer des Hussitenkrieges. 1433 ward zu Basel von neuem über den Landfrieden gerathschlagt, aber wenig bewirkt. Albrecht II. war der erste, dem es gelang, dem Namen nach einen ewigen Landfrieden durchzusetzen. Er führte in selbigem (1438) zuerst gesetzliche Austräge oder Schiedsrichter ein und theilte das Reich in 4 Kreise, deren jedem er einen Landfriedenshauptmann vorsetzte. Aber dieser ewige Landfriede ward bald übertreten und vergessen, denn er war noch nicht an der Zeit. Friedrich III. mußte wieder, um nur wegen des Türkenkrieges Luft zu bekommen, sich begnügen, den Landfrieden, wie seine Vorgänger, auf etliche Jahre zu befestigen, wie z. B. zu Frankfurt 1467 auf 5 Jahre, 1471 zu Regensburg auf 4 Jahre geschah, welcher letztere Landfriede 1474 zu Augsburg

auf 6 Jahre verlängert wurde. Der Kaiser hatte die Absicht, alle Verbündungen unter den Ständen ganz zu verbieten, konnte aber mit diesem, wie mit so manchem andern Entwurfe zu Verbesserung der Verfassung nicht durchdringen; vielmehr vermochte er jene Landfrieden selbst nur in Form bei freien Bündnissen durchzusetzen. Alle Fürsten, Herren und Edle, wie alle Stadträthe, ja oft alle einzelne Bürger der Städte mußten sie jedesmahl feierlich beschwören. Wer nicht schwören wollte, ward für ächt- und rechtlos erklärt. Bei jedem solchen auf Zeit errichteten Landfrieden wurden gewisse Friedensgerichte (Landgerichte) niedergesetzt, nicht sowohl zur Entscheidung von Streitigkeiten, als zu Bestrafung der Friedbrecher. Ein Reichsgraf oder Dynast, genannt Landfriedenshauptmann, und, wo der Kaiser den Frieden gesetzt und ihn ernannt hatte, Reichsvogt, auch, da seine Macht sich gewöhnlich nur über einzelne Landschaften erstreckte, Landvogt, führte dabei den Vorsitz, und die Beisitzer bestanden aus Abgeordneten der Ritterschaft und Städte. Bei Verbindung einzelner Stände wegen des Landfriedens, wie sie immer noch häufig waren, ernannten die Bundesglieder den Hauptmann, der dann nicht Vogt, sondern Obmann, auch Mundmann (von Mund, Schutz) hieß. Zu Gewährung sichern Geleits, wie zu Feldzügen gegen die Friedbrecher, bei denen er befehligte, konnte der Hauptmann die Eidgenossen aufmahnen. Der Hülfsbedürftige benachrichtigte die Verbündeten von seiner Noth durch Lärmfeuer, Sturmfahnen und Sturmläuten. Die Gerichte hielten gewöhnlich viermal des Jahrs, die Sonntage nach den vier Quatembern, ihre ordentlichen Sitzungen; außerordentliche, so oft es Noth that. Die Strafe des Friedbrechers war die Acht, wozu die Kirche gewöhnlich noch den geistlichen Bann fügte, auch das Hundetragen. — Im J. 1486 wurde zu Frankfurt der letzte interimistische Landfriede auf zehn Jahre geschlossen, eine bisher unerhört lange Frist, die auf den ewigen, der folgenden Regierung vorbehaltenen, vorbereitete. Hier wurden von neuem regelmäßige Austräge verordnet, und an sie und die Reichshofgerichte die Streitigkeiten der Stände gewiesen, dagegen alle Befehdungen scharf verboten. Um diesen Frieden besonders in Schwaben, das, ohne Herzog und in viele kleine Gebiete getheilt, immer der Schauplatz der meisten Fehden war, Sicherung zu verschaffen (aber auch zugleich, um sich gegen die Herzöge von Baiern und gegen die Schweizer nachdrücklich Hülfe zu schaffen), veranlaßte Friedrich selbst, auf Anrathen Bertholds, Churfürsten von Mainz, die hundert Jahre lang verhinderte Wiederherstellung des schwäbischen Bundes. Dieser wurde 1488 zu Eßlingen gebildet, indem die schwäbischen Städte mit der Gesellschaft von St. Georgen Schild auf acht Jahre in eine Verbündniß traten, der Bund im Land zu Schwaben, auch im folgenden Jahrhunderte überhaupt die Gesellschaft von St. Georgen Schild genannt. Zugleich verbot der Kaiser alle Bündnisse der Reichsstände, worin der schwäbische Bund nicht ausdrücklich ausgenommen, d. i. gegen ihn nicht zu fechten, vorbehalten würde. Durch den Beitritt des Churfürsten von Mainz, des Bischofs von Augsburg, der Herzoge von Wirtemberg und der Markgrafen von Brandenburg (wegen Anspach), und Baden, so wie der Löwengesellschaft, wurde der Bund sehr mächtig. Ein Hauptgrundsatz desselben war die Festsetzung von Austrägen. Die St. Georgenschilds-Gesellschaft, ein Theil des Bundes, wurde nun in vier Bezirke getheilt, deren jedem ein Hauptmann und ein Bundesrath vorgesetzt war, am Kocher, am Neckar, an der Donau, im Hegau und am Bo-

bensee; der ganze Bund aber, die Städte einbegriffen, hatte zwei gemeine Hauptleute, einen von der Gesellschaft und einen von den Städten, und einen gemeinen Bundesrath von acht Räthen. Diese waren die Austrägalobrigkeit und hatten eine förmliche Gerichtsordnung. Das ganze Bundesheer betrug im J. 1500 9000 Mann Fußvolk und 1250 Mann Reiterei. — Maximilian verlängerte den zehnjährigen Landfrieden im J. 1494 erst nur um drei Jahre. Aber die Erfahrung hatte die Nation die Mißlichkeit und Unzulänglichkeit der zeitwierigen Landfrieden immer mehr einsehen, so wie die in diesem Jahrhunderte immer weiter gediehene Civilisation sie die Aufopferung des barbarischen Rechts der Selbsthülfe gering achten und fest verbürgte bürgerliche Ordnung vermissen gelehrt, so daß die letztere nun fast allgemeiner Wunsch, allgemeine Stimme ward, gegen welche das Murren weniger trotziger, faulstolzer Edeln nicht aufkommen konnte. So vermochte denn endlich Maximilian I. auf dem Reichstage zu Worms im J. 1495 das Gesetz zu Stande zu bringen, das schlechthin der Reichslandfriede genannt wird, und das mehr dem Gange der Nationalcultur, als seiner Energie zuzuschreiben ist; denn sonst wäre es wohl manchem Vorgänger eher, als ihm gelungen. Die Reichsstände selbst, von der Nothwendigkeit einer solchen Anordnung durchdrungen, zwangen den Kaiser, dem mehr als der Landfriede der Krieg gegen die Türken und Italien am Herzen lag, sie durchzusetzen, indem sie, bevor nicht der Friede des Reichs gesichert war, Geld- und Waffenhülfe zu diesen Feldzügen dem stets bedürftigen Kaiser verweigerten. Es wurde also aus den Churfürsten, Fürsten und Städten ein Ausschuß zur Abfassung des ewigen Landfriedens niedergesetzt, der diese sehr geschwind vollendete, so daß nach Vorbringen und Berücksichtigung verschiedener königlicher und ständischer Erinnerungen das Gesetz am 25. Juli 1495 publicirt wurde. Darin wurde jede Art der Selbsthülfe auf ewige Zeiten verboten, bei Strafe von 2000 Mark löthigen Goldes. Die Fürsten verpflichteten sich unterm 7. August noch durch eine besondere Urkunde, der die Städte später beitraten, „zu Handhabung des Friedens, Rechts und der Ordnung". Die Stände sollten darnach jährlich sich versammeln, um des Landfriedens Behauptung, so wie die etwa vorgefallenen Uebertretungen in Erwägung zu ziehen. Um die verbotenen Fehden auch unnöthig und überflüssig zu machen, ward ein stehendes Gericht, aus Beisitzern vom Kaiser und den Reichsständen gewählt, eingerichtet, das Reichskammergericht zu Speier, und durch ein besonderes Gesetz, die Reichskammergerichtsordnung, Verfassung und Verfahren desselben fest bestimmt. (S. d. Art. Reichskammergericht.) Kürzere Dauer als dieses hat das ebenfalls damals errichtete Reichsregiment gehabt, ein permanentes Collegium oder Senat, welchem die oberste Leitung der Reichsangelegenheiten und die Erhaltung des Landfriedens im Namen des Kaisers anvertraut wurde; denn theils durch die Eifersucht des Kaisers und der Fürsten, die darin eine Beschränkung ihrer Rechte sahen, theils aus Mangel an Unterstützung zerschlug es sich nach wenig Jahrzehenden. — Die nachdrücklichste Handhabung des Landfriedens mußte immer noch die bewaffnete Macht gewähren, die mehr in der Stände als in des Kaisers und Reichs Händen war. Es dauerte bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts, und bis das Gedächtniß der alten Zeit ausgestorben war, ehe die deutschen Edelleute bewogen werden konnten, sich ihres theuern, Faust- und Kolbenrechts ganz zu entschlagen. Viele Bünd-

hisse wurden daher für des Landfriedens Handhabung neu geschlossen, viele alte erneuert, aber alle nach dem Gesetze Friedrichs III. mit ausdrücklicher Ausnahme und Vorbehalt des schwäbischen Bundes. Dieser wurde 1496 auf 3 Jahre verlängert, dann 1500 auf 12 Jahre, 1511 auf 10 Jahre, endlich 1522 auf 11 Jahre. Im J. 1523 zerstörte er 23 Burgen von Rittern, die den bloßen Verdacht des Friedbruchs (da man die Thäter gewisser verübter Gewaltstreiche nicht kannte) endlich nicht ablehnen konnten oder wollten. Ums Jahr 1530 lösete der Bund sich auf, trotz der Bemühungen des Kaisers ihn zu erneuern, da inzwischen der schmalkadische Bund entstanden war, und die protestantischen Fürsten jenen als eine Stütze der erneuerten Macht fürchtend, die Erneuerung hintertrieben, überdies aber der Geist des Instituts ausgeartet war, und der Bund den Privatabsichten der Häupter dienen mußte, so daß die schweren Kosten, von denen nur die Fürsten den Nutzen zogen, den Städten jeden Bund verleideten. Dagegen haben der ewige Landfriede und das Reichskammergericht bis zur Auflösung des deutschen Reichs im Unglücksjahre 1805 bestanden und vielfach wohlthätig gewirkt. H. L.

Landgut, ist die Vereinigung mehrerer aus Aeckern, Wiesen, Gärten, Weideplätzen, bisweilen auch Holzungen, Teichen ꝛc. bestehenden Grundstücke und Sachen zur Betreibung des Landbaues und der Viehzucht. Je mehr nun Theile zusammenkommen, desto größer wird auch das Ganze, daher der kleinste Theil davon ein Gegenstand der Sorgfalt des Landwirths sein muß. In landwirthschaftlicher Rücksicht sind die Landgüter sehr ungleich und verschieden. Man theilt sie daher in vollständige und unvollständige, je nachdem alle landwirthschaftlichen Erfoderniße dabei anzutreffen sind, oder mehrere derselben mangeln. Eben so ungleich sind dieselben in rechtlicher Hinsicht. In Beziehung auf das Eigenthum befinden sie sich entweder in einem unbeschränkten oder beschränkten, in einem privativen oder Gesammteigenthume; sie stehen ferner in dem Eigenthume des Landes, des Landesherrn, oder einer einzelnen Person, Familie, oder einer moralischen Person, z. B. Kirche, Stift, Kloster, Gemeine. In Rücksicht auf die Befreiungen und gewöhnlichen Beschwerden sind sie entweder freie oder pflichtige; und jene wiederum entweder mit besondern Vorzügen und Vorrechten, z. B. Gerichtsbarkeit, Landstandschaft, Jagd ꝛc. versehen oder nicht. Es gibt daher nach der Natur der Sache sehr verschiedene Gattungen von Landgütern, unter welchen sich die Allodial-, Stamm- und Fideicommißgüter, die Domänen-, Kammer-, Pfarr- und Kirchengüter, die Frei- und Rittergüter, die Gemeindegüter, und die steuer- zins- und dienstpflichtigen verschiedentlich benamten Bauergüter besonders auszeichnen Auf eigenen Landgütern ist ein Jeder, der Grundeigenthum besitzt und besitzen darf, im rechtlichen Sinne landwirthschaftsfähig; auf fremden Gütern aber können nur diejenigen Personen Landwirthschaft treiben, welchen es die Gesetze erlauben, und die außerdem fähig sind, einen Landwirthschafts-Pachtcontract einzugehen. X.

Landcharten sind Verzeichnungen der Erdfläche oder einzelner Theile derselben, auf ebenen Flächen. Die die ganze Erdfläche darstellen, heißen Planiglobier, Universalcharten (Mappemondes); Darstellungen von Theilen derselben Particularcharten, welche wieder in mehrere Arten zerfallen. Die Generalcharten stellen ganze Erdtheile oder Staaten, die specialcharten einzelne Provinzen, die topographischen Charte einzelne Bezirken derselben dar. Oreographische Charten stellen blos die Gebirge den

eren Züge, hydrographische die Gewässer dar. Außerdem hat man Productencharten (von Crome), Kunst-, zoologische, anthropologische, Kriegs-, Post- und Reise-, Seecharten u. a. Um geographische Gegenstände auf Flächen durch Verzeichnung zur Anschauung zu bringen, muß man diese Flächen nach besondern Grundsätzen dazu bezeichnen. Man zeichnet zu diesem Behufe darauf Netze und Roste, d. i. die einander durchkreuzenden Bestimmungslinien der Längen- und Breitengrade, so wie der kleinern Gradtheile, wozu ein gedoppelter Maßstab und logarithmische Rechnungen erfordert werden. Ist dies geschehen, so werden die Gegenstände nach Maßgabe ihrer Länge und Breite in die Netze und Roste eingetragen. Diese Kunstgriffe reichen aber bei größeren Stücken der Erdfläche, für welche die Kugelgestalt mit in Betracht kommt, nicht mehr aus. Bei Special- oder topographischen Charten, die gewöhnlich nur einen kleinen Theil der Erdfläche enthalten, der also eine unmerkliche Krümmung hat, nimmt man diesen Theil als eine ebene Fläche an. Größere Stücke der Erde, bei denen die Krümmung merklich ist, müssen nach den Gesetzen der Perspective auf einer Fläche entworfen werden, welches man eine Projection nennt, deren es sehr viel verschiedene Arten gibt. Weil es aber unmöglich ist, alle Stellen einer Kugelfläche in ungeänderten Lagen auf einer Ebene zu entwerfen; so hat ohne Zweifel diejenige Projectionsart den Vorzug, welche die größtmögliche Aehnlichkeit behält. Man stellt sich vor, das Auge befinde sich in irgend einem Puncte auf der Oberfläche einer Kugel, und die perspectivische Tafel sei die Ebene eines größten Kreises, in deren Mittelpunct die Gesichtsaxe fällt. Diese Art ist die stereographische projection von einem griechischen Worte, welches fest, dicht, körperlichen Inhalts, bedeutet. Hierbei lassen sich nun folgende Fälle gedenken. Die perspectivische Tafel ist nämlich entweder der Aequator, und das Auge hat im Pole seine Stelle, oder die perspectivische Tafel ist irgend ein Meridian, und das Auge befindet sich in der Peripherie des Aequators, oder endlich die perspectivische Tafel ist ein jeder anderer größter Kreis, und das Auge erhält seine Stelle in dem [illegible] der zu diesem Kreise gehörigen Axe. Nach diesen Fällen entstehen [illegible] die polar, 2) die äquatorische und 3 die stereographische Horizontal-Projection. Denkt man aber das Auge von der Kugel unendlich entfernt, so entsteht die orthographische Projection, von einem griechischen Worte welches gerade, recht, bedeutet, weil bei einer unendlichen Entfernung des Auges, die Gesichtslinien als Parallelen erscheinen. Man sieht, die Kunst, genaue Landcharten zu entwerfen, erfodert mannichfaltige mathematische Kenntnisse und Fertigkeiten bei großer geographischer Kunde, und wird hieraus den Schluß auf die Unvollkommenheit der ersten Versuche in dieser Kunst leicht selbst machen. Die Geschichte dieser Producte der zeichnenden Geographie kann man in 3 Perioden abtheilen. Die erste geht von dem Anfange der ersten Versuche bis auf Agathodämon, welcher im fünften Jahrhunderte n. Chr. zu der Geographie des Claud. Ptolemäus Charten lieferte. Hier sind unter den frühern Arbeiten die von Anaximander (500 J. v. Chr.) die berühmtesten. Die zweite Periode erstreckt sich von Agathodämon bis auf den Nürnberger Martin Behaim und den Veroneser Hieron. Fracastor im 16. Jahrhundert n. Chr., welche in neuer Zeit auch die ersten Erdkugeln verfertigten. Im achten und folgenden Jahrhunderten hatte man in einzelnen fürstlichen Bibliotheken metallene Planiglobien

und Landcharten. Carl der Große besaß eine solche von Silber, und Roger I. von Sicilien im 11. Jahrhundert einen silbernen 100 Mark schweren Globus. Die dritte Periode geht von Behaim bis auf unsere Zeit. Eine auf 12 Pergamenthäute gezeichnete Landcharte der damals bekannten Erde hat man von dem J. 1265. Die Gebrüder Appian verfertigten 1513 eine Weltcharte mit Darstellung der sogenannten neuen Welt. Der Mathematiker Werner theilte 1514 die Erde in 4 Theile. Gerhard Mercator aus Rüremond, (st. 1594) erfand eine neue Projectionsmethode, nach welcher er Charten (die erste 1550) mit wachsenden Meridians-, aber unveränderlichen Parallelgraden zeichnete, welches darum wohl zu merken ist, weil noch jetzt viel Charten nach dieser Projectionsart entworfen werden. Gemma Frisius, welcher die jetzige Art Landcharten zu stechen erfand (1595), lieferte die Weltcharte mit den Entdeckungen in Ost- und West-Indien. Alle bisher gestochenen Charten machen eine Sammlung von ungefähr 24,000 Stücken aus, unter denen aber kaum 4,500 Originale sich befinden. Joh. Matthias Hase, Prof. zu Wittenberg, fing unter den Deutschen zuerst an, die Landcharten nach mathematischen und geographischen Gründen zu verbessern. Welche Verdienste sich Homann erworben, hat ein eigener Artikel gezeigt. Hübner (s. d. Art.) kam zuerst auf den Gedanken, die Landcharten zu illuminiren. Noch immer besteht die Homannische Officin, und mit ihr wetteifern das geographische Institut zu Weimar, Schrämbl und Mollo in Wien, Schropp in Berlin u. a. Die Namen eines Güssefeld, Sotzmann, Kindermann, Reichard, Mollo, Streit ꝛc. sind bekannt. Unter den Ausländern sind Delisle d'Anville, Barbier, Jeffery, Arrowsmith, Bugge, Arrel u. a. berühmt. In Haubers Versuche einer umständlichen Historie der Landcharten (Ulm 1724), mit den Zusätzen in dessen Discours von dem gegenwärtigen Zustande der Geographie (Ulm 1727), Hübners Museum geograph., Kästners Geschichte der Mathematik und Fabri's Geographie für alle Stände (Th. I. Bd. I. S. 71). wird man ausführlichere Belehrung finden. Angaben auch nur der vorzüglichsten Charten für jeden Staat wird man um so weniger hier erwarten, da fast jedes Lehr- und Handbuch der Geographie dieses Bedürfniß befriedigt. Chartensammler, die ihr Cabinet gern ordnen, oder ein neues anlegen möchten, finden ein brauchbares Hülfsmittel in des geogr. Instituts zu Weimar systematischem Sortiments-Catalog von Landcharten, der sich nicht blos auf eigenen Verlag beschränkt. In weiterem Sinne begreift man unter Landcharten oft auch die Mond- und Himmelscharten.

Landcultur (große und kleine). Wie die allgemeine Frage, ob und wiefern es der Regierung überhaupt zukomme, in die Verwendung von Fleiß und Kapital der Unterthanen positiv sich zu mischen, seit jeher von den Staatswirthen sehr verschiedenartig ist beantwortet worden, so auch die besondere, ob die große oder kleine Land-Cultur den Vorzug verdiene und von Seiten des Staats zu begünstigen sei, oder ob vielmehr die Regierung in dieser Hinsicht Alles seinem natürlichen Gange überlassen müsse. Dieser Gegenstand ist besonders in unsern Tagen von hohem praktischen Interesse, weil davon die Entscheidung der Frage abhängt, in wiefern die Zerschlagung und Vertheilung der Staatsdomänen so wie deren Veräußerung rathsam sei oder nicht. — Der Besitzer kleiner Grundstücke ist, weil er seine Felder stets unter Augen hat, im Stande, jedes Fleckchen Erde auf das vollkommenste zu benutzen und durch öftern Wechsel der Cultur dem Boden den möglich höchsten

Ertrag zu entlocken; keine Beschwerde scheut er, keine Mühe läßt er sich verdrießen, bietet sich ihm eine Aussicht dar, von der Productivkraft seiner Aecker höhere Gewinnste zu ziehen, während der große Cultivater, nur um das Ganze bekümmert, nicht selten die einzelnen Details vernachlässigen muß. Letzterer, im Stande, mit leichter Mühe seine Bedürfnisse jeder Art aus seinen Einkünften zu befriedigen, wird selten mit solcher Betriebsamkeit und so regem Eifer den Boden bauen, als der kleine Landbesitzer, von dessen Fleiße und Industrie sein eigener und vielleicht einer ganzen Familie Lebensunterhalt abhängt. Jener muß sich fremder Arbeiter bedienen, die noch weniger als er selbst Interesse an dem möglichst-vollkommenen Anbau haben, dieser verrichtet fast alle Geschäfte selbst und bietet seinen ganzen Vorrath von Geistes- und Körperkräften auf, um recht reichen Gewinn aus seinen Aeckern zu ziehen. Hieraus allein schon geht hervor, daß in Ansehung der Quantität der Producte in der Regel die große Cultur der kleinen weit nachstehen müsse. Daraus aber, daß die kleine Cultur die Erzeugung einer weit stärkern Quantität von Genußmitteln möglich macht, als die große, folgt noch nicht, daß sie vor dieser den Vorzug verdiene, denn nicht die Quantität der Producte, sondern der reine Ertrag allein kann hier entscheiden und dieser ist bei einer geringeren Quantität von Erzeugnissen oft bedeutender als bei einer großen. — Wie aber die kleine Cultur auf die Productibilität der Erde und ihren rohen Ertrag höchst wohlthätig wirkt, eben so wohlthätig wirkt sie auch auf die Bevölkerung des Staats, denn es empfangen vermöge derselben von den Erzeugnissen des Bodens, der außerdem nur eine Familie ernährt hätte, mehrere Familien ihren Unterhalt und wovon sonst zehn Menschen im Wohlstande lebten, davon erhalten vielleicht jetzt zwanzig ihr nothdürftiges Auskommen. Dieser Einfluß der kleinen Cultur auf die Bevölkerung ist aber durchaus kein Grund, ihr den Vorzug vor der großen zu geben, denn einer weisen Regierung muß weniger daran liegen, recht viel Bürger zu besitzen als vielmehr daran, die möglich-geringste Anzahl Dürftiger unter ihnen zu zählen. — Der reine Ertrag, auf dessen Größe bei Beurtheilung dieser Sache Alles ankommt, ist nach dem Urtheile der vorzüglichsten Oekonomen neuerer Zeit, eines Arthur Young, Thaer ꝛc. in der Regel bei der großen Land-Cultur ansehnlicher als bei der kleinen. Denn, da der Besitzer großer Ländereien aus der Benutzung des Bodens stärkere Gewinnste zieht als der Bebauer kleiner Felder, so wird es jenem auch weit leichter als diesem, einen Theil des Ertrags als Kapital zurückzulegen und auf Vervollkommnung des Bodens zu wenden; er kann mit Hülfe dieses Kapitals Maschinen und Werkzeuge anschaffen, wodurch die Arbeit vertheilt, verkürzt und wohlfeiler gemacht wird. Der große Landbauer ist allein im Stande, bedeutende agronomische Unternehmungen auszuführen, Versuche zu machen, neue Entdeckungen anzuwenden und eben dadurch die Vervollkommnung des Ackerbaus und die Wertherhöhung des Grundeigenthums zu befördern; er ist bei weitem weniger als der kleine der Gefahr der Verarmung ausgesetzt, denn er vermag den wechselnden Resultaten der landwirthschaftlichen Productiv-Kraft die Spitze zu bieten und kann vermittelst des Kapitalstoffs, den er, nicht der kleine Grundbesitzer, zu sammeln im Stande ist, den Verlust eines unglücklichen Jahrs durch Ausharrung wieder ersetzen, er darf nicht, wie der kleine Landbauer

befürchten, durch einen einzelnen Unglücksfall, zu Grunde gerichtet und genöthigt zu werden, sein Grundkapital selbst unter dem Werthe zu veräußern. Auf der andern Seite aber ist es eben so wahr, daß es der große Landbauer nicht immer in seiner Macht hat, die Aecker so zu bestellen, wie es eigentlich sein sollte, auch kann er oft des bedeutenden Umfangs seiner Wirthschaft wegen den rechten Zeitpunct zur Saat, zur Erndte und zu ähnlichen Feldarbeiten nicht treffen. Es kommt also Alles auf die individuellen Verhältnisse der Landbauer an, soll die Frage entschieden werden, ob ein gegebenes Grundstück in den Händen eines großen Landbauers oder in den Händen mehrerer kleiner einen höhern reinen Ertrag zu liefern im Stande sei. Große und kleine Güter, eine große und kleine Cultur sind zur vollkommnen Benutzung des Bodens und zur Befriedigung der verschiedenartigen Bedürfnisse der Bürger erfoderlich. Das eigene Interesse und dessen Verfolgung ist es, was der Regel nach die zweckmäßigere den Umständen angemessene Vertheilung und Bereitung des Bodens herbeiführen muß; der gestiegene höhere Preis der kleinen Ländereien muß bei verstatteter Freiheit die Inhaber der größeren Güter antreiben, sie zu zerstückeln und umgekehrt. Freiheit in der Anwendung von Kapital und Fleiß ist, wie bei jeder andern Production, so auch insbesondere beim Landbau, dem wichtigsten Zweige der Urproduction, das wohlthätige Gesetz, das die Nationalökonomie vorschreibt, um den einzelnen Bürgern wie der Nation überhaupt die größten Vortheile zu gewähren. Mögen die Regierungen bei ihren Beschlüssen dieses Gesetz stets vor Augen haben und nur dann davon weichen, wenn ganz besondere Fälle, deren Möglichkeit nicht zu leugnen ist, seine Anwendung verbieten; mögen sie besonders die Fesseln lösen, welche fast überall noch den Ackerbau so hart drücken, die Schranken zerbrechen, die Fleiß und Industrie so häufig lähmen, die Hindernisse hinwegräumen, welche der freien Benutzung des Nationalkapitals im Wege stehen, und Schutz und Sicherheit gewähren allen angebornen und erworbenen Rechten ihrer Unterthanen, so befolgen sie der Nationalökonomie höchstes Prinzip, erfüllen die heiligste ihrer Pflichten und tragen am vollkommensten zum Glück und Wohlstand ihrer Völker bei. K M.

Landecker-Bäder. Sie befinden sich bei dem Dorfe Ober-Thalheim, nicht weit von der Stadt Landeck in Schlesien und sind einige hundert Schritte von einander entfernt. Das alte oder Georgenbad soll schon im J. 1493 vom Dr. Conrad v. Berg chemisch untersucht worden sein; und späterhin kamen die Quellen so in Ruf, daß Landeck 1624 ihretwegen für eine gar feine Stadt gehalten wurde. Außer jenem ist noch das sogenannte neue oder Liebe Frauenbad, das 1678 erbauet ward. Das Wasser hat eine Temperatur von 24½ Gr. Reaumur, ist sehr hell, von etwas blaugrüner Farbe, von schwefelichem Geruche und widerlichem Geschmack. Die chemischen Bestandtheile sind vorzüglich aufgelöste Schwefelleber, Kalkerde und geistiger Luftstoff. Es ist zugleich hier ein Douche- und Tropfbad angelegt. Nicht weit davon ist noch ein kalter Schwefelbrunnen. Die Landecker Bäder werden vorzüglich bei Verstopfungen, Gicht, Lähmungen ꝛc. angewendet. Alles badet im gemeinschaftlichen Bade, nimmt aber zuvor ein Wannenbad in einem nahen Zimmer, in dessen Nähe Zimmer zum An- und Auskleiden befindlich sind.

Landesvermessung. Wenn eine größere Landstrecke vermessen werden soll, so hebt man mit Bestimmung einer Anzahl hoch und paßlich gelegenen Haupt- oder Fixpuncte, Kirchthürme, Berggipfel u. d. m. an, die man sich zu Dreiecken verbunden denkt, wodurch also die betreffende Landstrecke in eine Anzahl von Dreiecken zerlegt und die zu entwerfende Charte mit einem Netze solcher Dreiecke überzogen wird, welche Operation man das geometrische Trianguliren nennt. Hiernächst mißt man eine Seite wirklich mit der Kette, bestimmt die Winkel mit irgend einem Winkelinstrumente, besonders dem Spiegelsextanten, und findet nun die andern Seiten durch die Trigonometrie, mittelst bloßer Rechnung. In diese Dreiecke wird dann das Detail durch specielle Messung eingetragen. Nach der Verschiedenheit des Zweckes, die eine solche Messung hat, wird sie auch verschieden eingerichtet. Will man blos eine allgemeine Charte vom Lande haben, so werden die Wege und die Flüsse mit Schritten aufgemessen und die Krümmungen mit der Magnetnadel bestimmt. Hierbei nimmt man zuerst die Bergrücken auf, weil man auf denen die meisten Dreieckpuncte sehen kann, welche dem Aufnehmer als Anhaltspuncte dienen. Nachher werden die zwischenliegenden Thäler aufgenommen, für die der gezeichnete Bergrücken schon eine Anhaltlinie ist. Ist der Zweck der Landesvermessung aber die Verfertigung einer Special-Charte, welche in einem großen Maßstabe aufgenommen wird, so muß das Einzelne mit mehr Sorgfalt aufgenommen und die Entfernungen mit der Kette gemessen werden. Ist endlich der Zweck die Aufnahme einer allgemeinen Flurcharte, so muß jedes einzelne Stück gemessen werden. Das Verfahren, welches hiebei beobachtet wird, findet sich in dem Artikel **Cataster**, so wie von dem, Eingangserwähnten Verfahren, auch im Artikel **Grademessung** gehandelt worden.

Landrecht nannte man im Mittelalter den Inbegriff der Rechtsgewohnheiten, die in jedem Lande gleich Gesetzen befolgt wurden. Weil das Lehnrecht von allgemeiner Gültigkeit und größerer Gleichförmigkeit, als jene Particularrechte, war, entstand der Gebrauch, alles Privatrecht, das nicht Lehnrecht war, Landrecht zu nennen. Daher ist auch der Ausdruck: **Landerben**, d. h. Allodialerben, oder Erben nach Landrecht, den Lehnserben entgegengesetzt. Die deutschen Rechtsgewohnheiten im Mittelalter theilten sich in zwei Hauptzweige, das **fränkische** Recht im südlichen, und das **sächsische** Recht im nördlichen Deutschland. Von beiden wurden im dreizehnten Jahrhunderte durch Privatleute Sammlungen veranstaltet. Die sächsischen Gewohnheitsrechte trug, unter dem Titel, **Sächsisches Landrecht**, zwischen den Jahren 1215 und 1218, der sächsische Edelmann **Eike von Repkow** zusammen, und dieses Werk bildet den ersten Theil seines **Sachsenspiegels**, (s. d. Art.) dessen zweiter Theil das sächsische Lehnrecht ist, und der Jahrhunderte lang in den Gerichten Norddeutschlands, Preußens, Polens ꝛc. als Gesetzbuch betrachtet wurde. Ein ungenannter Nachahmer Repkows verfertigte zwischen den Jahren 1263 und 1282 den **Schwabenspiegel**, (s. d. Art.) dessen erster Theil das **schwäbische Landrecht** ist. Außer diesen beiden berühmtesten Privat-Sammlungen wurden noch auf Befehl einzelner Landesfürsten die Gewohnheitsrechte ihrer Länder zusammengetragen, namentlich schon im dreizehnten Jahrhunderte das **österreichsche** und älteste **friesische** oder **rustringer Landrecht**, in

tem vierzehnten ein anderes altfriesisches Landrecht, das emsiger Landrecht vom Jahre 1312, die obstalboomschen Gesetze von 1323 das semarische Landrecht von 1326, und das haiersche von 1346; im funfzehnten das nordfriesische von 1426, und das ditmarsische 1447. (Vergl. deutsches Recht). In neuern Zeiten hat Friedrich Wilhelm II. seinem neuen Gesetzbuche den Namen preußisches Landrecht gegeben. (S. d. folg. Art.) Oft wird auch der Name Landrecht dem Stadtrechte entgegengesetzt HL.

Landrecht (preußisches). Wenn schon in den ältesten Zeiten das Geschäft des Gesetzgebers für eines der wichtigsten und schwierigsten geachtet wurde, welche in der Verwaltung eines Staats vorkommen können, so wird es als ein solches um so mehr in neuern Zeiten gelten müssen, wo alle Lebensverhältnisse verwickelter und feiner, der Kreis menschlicher Thätigkeit ausgedehnter und mannichfacher und die Sitten von der ursprünglichen Natureinfalt in so vielen Beziehungen gar sehr abgewichen sind. Wir verstehen aber hier unter Gesetzgebung nur die Festsetzung von Gesetzen für die Unterthanen eines Staates, keinesweges die Bestimmung der Staatsgrundgesetze (legum fundamentalium), obgleich die Staatsverfassung auf die Gesetzgebung einen bedeutenden Einfluß haben muß. Die am meisten bewunderte Gesetzgebung des Alterthums, welche auch noch in unsern Staaten fortlebt, indem sie der Grund der meisten neuern geworden ist, ist die römische, besonders die von Justinian begründete. Allein ehe man noch daran dachte und denken konnte, eine umfassende, vollständige, klare und bestimmte Gesetzgebung in irgend einem Staate aufzustellen, bildeten sich die Gesetze gewissermaßen durch das Bedürfniß von selbst aus den Entscheidungen, welche in streitigen Fällen die gesunde Vernunft, oder das angeborne Gefühl des Rechts und der Billigkeit gab, und die von dem Gesetzgeber dann zum Grunde seiner allgemein ausgesprochenen Normen gelegt wurden. So in Rom, wo lange vor Justinian die Meinungen der Rechtsgelehrten und die Edicte der Prätoren die Quellen des Privatrechts waren. In den neuern Staaten ist das derselbe Fall gewesen, auch in den preußischen. Hier hatten die verschiedenen Provinzen und Landschaften von Alters her verschiedene Gewohnheits- und statutarische Rechte gehabt, nach denen man die Streitigkeiten zu entscheiden pflegte. Erst als der Staat sich inniger als Einheit fühlte, d. h. nach dem siebenjährigen Kriege, und unter Friedrichs des Großen Regierung fühlte man auch das Bedürfniß der Einheit in der Gesetzgebung. Die wichtigen und wohlthatigen Wirkungen einer allgemeinen, so viel möglich vollständigen klaren und bestimmten Gesetzgebung leuchteten diesem großen Regenten so deutlich ein, daß er sich, in den letzten Jahren seiner Regierung besonders, wesentlich mit Ausführung dieser Idee beschäftigte. Es wurden von inn- und ausländischen Gelehrten Entwürfe zu einem allgemeinen Gesetzbuche begehrt. Es gingen viele ein, welche Andern wieder zur Beurtheilung vorgelegt wurden, und das ganze Geschäft stand unter der Leitung des emaligen Großkanzlers von Carmer, eines Mannes, der mit einer umfassenden Rechtskenntniß großen Scharfsinn und tiefe Beurtheilung verband. Im Jahre 1792 wurde endlich die Bearbeitung des beabsichtigten Gesetzbuches unter dem Titel: Preußisches Landrecht, öffentlich legal bekannt gemacht, und mit Gesetzeskraft versehen. Im Jahr 1803 erschien eine neue Ausgabe davon, und noch eine neuere 1806, bei der sich eine große Anzahl von Erläuterungen unter dem Namen der

Anfänge zu Gesetzen bestehen. Dieses allgemeine Preußische Landrecht besteht aus einer Einleitung und zwei Theilen, wovon der erste Theil 23 Titel, der zweite Theil 19 Titel enthält, der 20ste Titel dieses Theils aber, von Verbrechen und Strafen handelnd, eine Art peinlichen Gesetzbuches ausmacht. Nach der Aufstellung allgemeiner Rechtsgrundsätze geht es zum Personenrechte und dann zu den Rechten in Beziehung auf Sachen, d. h. Dinge, die selbst keine Rechte haben, also nicht Personen sind, über. Man hatte gleich anfangs in diesem Gesetzbuche getadelt, daß es zu wenig allgemein und im Allgemeinen nicht bestimmt genug sei, ohngeachtet viel Fleiß auf das Definiren der behandelten Gegenstände verwandelt worden; ferner daß es das schon Bestehende mehr ergänzt und modificirt, als neu gestaltet und organisirt habe; daß es in vielen Puncten gar zu umständlich und weitläuftig sei, daher auch dem, der nicht die Rechte studirt habe, oft unverständlich bleibe, weil er sich aus den vielfachen Unterscheidungen und Erörterungen nicht finden könne u. s. w. Ferner mische es zu viel fremdartige Gegenstände, als polizeiliche Verordnungen, Verfügungen über gewisse specielle Geschäfte, wie das Berg- und Hüttenwesen, auch staatsrechtliche Materien mit ein. Einer der vorzüglichsten deutschen Rechtsgelehrten, Feuerbach, sagt: (in seiner Themis) „dem preußischen allgemeinen Landrechte sei es keineswegs um Erreichung höherer politischer Zwecke, um eigentliche Reform der bürgerlichen Verhältnisse selbst zu thun gewesen. Um nicht an den gefährlichen Klippen jedes neuen Gesetzgebungsplanes — an Landschaft und Ständen, an den besondern Rechten und Vorrechten der verschiedenen Bürgerklassen — zu scheitern, habe es Alles, was hierauf Beziehung hatte, nur mit leisem Finger berühren, an dem Bestehenden nichts Wesentliches verrücken, an keinem der wohl oder übel erworbenen Rechte etwas verändern dürfen. Der Hauptzweck der Reform sei nicht sowohl auf den Inhalt und das Wesen der Rechtsverhältnisse, als auf ihre äußere Form und Gestalt gegangen. Veränderung der Rechtsstreite durch Bestimmtheit und Gewißheit der bürgerlichen Rechte und Verbindlichkeiten, dieses und wenig mehr sei die Aufgabe gewesen, welche die preußische Gesetzgebung habe lösen wollen, und woraus sich alle ihre Mängel, sammt ihren unverkennbaren Vorzügen leicht erklären ließen.“ „Bei solchen Aufgaben konnte sie, fährt er fort, alle Institute, die sie vorfand, in ihrem Wesen fortbestehen lassen, wenn sie nur über die Rechtsfragen, welche dabei entstanden waren, oder noch entstehen konnten, keinen Zweifel übrig ließ. Die Leibeigenschaft, wenn gleich unter dem bescheidenen Namen der Erbunterthänigkeit, die Ungemessenheit der Frohnden, alle Rechte und Unrechte der Gutsherren, alle Vorkaufs- und Einstandsrechte, und andere Institute, wogegen sich Vernunft und Staatsklugheit schon längst kräftig ausgesprochen hatten, blieben nach wie vor in ihrem verjährten Besitze und was etwa hier und da als Beschränkung hinzukam, ist meistens so unbedeutend oder folgenleer, daß es kaum für mehr als eine Höflichkeitsformel gelten kann, die man dem Geiste des aufgeklärten Zeitalters schuldig zu sein glaubte. Dagegen mußte aus dem Gesichtspuncte der preußischen Gesetzgeber die größte Sorgfalt einerseits auf die Formbestimmung der bürgerlichen Geschäfte, andern Theils auf die größte Vollständigkeit der Materien und auf das Detail in der Entwickelung allgemeiner Grundsätze verwandt werden. In jener Absicht wurde bei allen bürgerlichen Geschäften jeder Tritt und Schritt mit genauer

Pünktlichkeit gemessen und bestimmt, und die Freiheit des Verkehrs an eine lange Kette von Förmlichkeiten, gebunden; in der zuletzt erwähnten Absicht mußte das Gesetzbuch zugleich sein eigener Commentar werden und einen seiner ersten Vorzüge darin finden, daß es so viel möglich Alles dem Richter vordachte, dessen eigenem Nachdenken so wenig als möglich gönnte und indem es jeden Grundsatz in allen wenn gleich noch so einfachen Folgen, wiederholte, den unendlichen Reichthum rechtlicher Combinationen durch zahllose Ideen und Aber zu erschöpfen suchte. Die allgemeine Aufgabe der preußischen Gesetzgebung bestimmte zugleich ihr Verhältniß zur wirklichen Anwendung. Da nur Gewißheit der Rechte das Ziel sein sollte, so war es nicht nothwendig, die schon bestehenden Landesgesetze zu verdrängen. Dieses würde sogar zweckwidrig gewesen sein, weil die besondern Landes- und Provinzialgesetze Entscheidungen enthalten konnten, worüber bei aller seiner Vollständigkeit das allgemeine Landrecht schwieg. Jede Provinz, jeder District, jeder Ort blieb daher bei seinen alten Particularrechten, und das allgemeine Gesetzbuch begnügte sich mit dem Range einer bloßen „Hülfsgesetzgebung". So Feuerbach. — Zu einem in Deutschland allgemein einzuführenden Gesetzbuche dürfte es sich dennoch nicht eignen, wiewohl es des ernstlichen Studiums der Rechtsgelehrten wegen so mancher schätzbaren Ansichten, Entwickelungen und Bestimmungen, wohl werth ist. Sehr zum Lobe gereicht es auch dieser Gesetzgebung, daß sie auf Bestimmung der Rechte der Schriftsteller und Verleger Rücksicht genommen hat, und hier ziemlich vollständig ist. Aller Nachdruck ist, nach genauer Bestimmung des Begriffs, streng verboten. Die Rechte, neue Auflagen zu veranstalten, sind genau festgesetzt und gehörig erörtert, so daß die meisten Verhältnisse, in welche Schriftsteller und Verleger kommen können, darnach entschieden werden können. So gibt es in mehrern andern Theilen dieses Gesetzbuches nicht minder treffende Verfügungen, welche auch in andern Landen der ernstesten Beherzigung zu empfehlen sein dürften.

Landrente, Grundrente, Bodenrente. Im weitern Sinne wird darunter die Vergütung verstanden, welche der Grundeigenthümer für den Gebrauch seines Bodens vom Pächter erhält; diese Vergütung besteht entweder in einem gewissen Theile des dem Boden abgenommenen Erzeugnisses, wie es gewöhnlich beim Bergbau der Fall ist, oder in dem Preise eines solchen Theils; unter Grund und Boden aber wird die ganze Erdoberfläche, also auch das Wasser in Seen und Flüssen, nicht blos das Land begriffen. Auch, wenn der Eigenthümer selbst seinen Boden nutzt, wird sich in dem Einkommen, was er daraus zieht, der Theil, welcher ihm als Eigner an der Rente gehört, von dem andern, der ihm als Unternehmer vom Gewinnste zukommt, unterscheiden lassen, sobald man nur prüft, wie viel ihm von einem Dritten, dem er den Gebrauch seines Bodens überließe, dafür entrichtet werden würde. Mit dieser Rente ist aber gewöhnlich noch Gewinnst von einem, nicht dem Unternehmer, sondern dem Grundherrn, zugehörigen Kapitale vermischt, wodurch die Benutzung des Bodens erleichtert und vergrößert wird; zieht man diesen Gewinnst von der ganzen Rente des Bodens ab, so bekommt man die echte oder eigentliche Landrente im engern Sinne. Diese ist als ein bloßes Geschenk der Natur und als ein reines Einkommen zu betrachten, welches allenfalls dem Grundeigenthümer entzogen werden könnte, ohne daß dadurch der Urproduction, der dasselbe sein

Dasein verdankt, ein absoluter Nachtheil erwüchse. Würde z. B. der Grundeigenthümer genöthigt, das, was er als Landrente bezogen, ganz oder größtentheils als Steuer in die Staatskasse abzuliefern, so würde dennoch die Urproduction ihren ungestörten Fortgang haben können, denn es würden ja derselben dadurch eben so wenig ihre Kapitale als den Arbeitern ihre Lohne entzogen, und so lange dies nicht geschieht, leidet die Production selbst keinen wesentlichen Abbruch. Inzwischen ist die Landrente gewöhnlich die einzige Hülfsquelle, welche dem Grundeigenthümer zu Gebote steht, um die Cultur seines Bodens zu vervollkommnen, daher muß stets deren gänzliche Entziehung, wenn gleich nicht positiv, doch negativ, höchst nachtheilig auf die Urproduction wirken. KM.

Landschaft heißt eigentlich eine Gegend, d. h. in politischer Beziehung eine Provinz, ein Land; auch die Landstände einer Provinz, (s. Landstände), dann im Allgemeinen eine Gegend, die eine ausgezeichnete Absicht darbietet.

Landschaftsmahlerei s. Mahlerei.

Landschulen sind zu unterscheiden von Landesschulen. Unter diesen versteht man Unterrichtsanstalten, welche die Regierung für Zöglinge aus allen Provinzen eines Landes errichtet und unterhält, wie die Fürstenschulen (s. d. Art.) in Sachsen, Ilefeld im Hannöverschen, ehedem Kloster Bergen bei Magdeburg u. a. m. Landschulen dagegen werden die Schulen auf den Dörfern genannt. Sie sind spätern Ursprungs, als die Stadt- und Klosterschulen; denn da die Bildung überall von den höheren Ständen zu den niederen herabsteigt, konnte nicht eher an den Unterricht der Jugend auf dem Lande gedacht werden, als es besondere Lehrer für diese Volksclasse gab. In der vorchristlichen Zeit wuchs sie daher ohne andern, als zufälligen Unterricht auf, und erst das Christenthum hat durch die Anordnung eines bestimmten Lehrstandes für dieses Bedürfniß gesorgt. Denn seit die Dorfschaften eigne Pfarrer erhielten, fingen diese an, sich mit der Belehrung der Jugend in ihrer Parochieen zu beschäftigen. Carl der Große und Alfred von England machten in ihren Staaten den Parochen die Unterweisung des Landvolks im Lesen, Schreiben, Latein und Kirchengesang zur Pflicht. Aber schon in den Jahrhunderten, wo der Klerus den priesterlichen Charakter annahm, und sich aus Trägheit und Unwissenheit seinem Berufe zum Lehren entzog, gehörten Landpfarrer, welche Unterricht ertheilten, unter die Seltenheiten, und bei der immer schlafferen Aufsicht der Bischöfe und Grundherren kamen die guten Einrichtungen jener Könige bald wieder in Verfall. Den Pfarrern genügte, wenn die Landjugend vor dem ersten Abendmahlsgenusse das Glaubensbekenntniß nothdürftig hersagen konnte, und sie wäre ganz verlassen gewesen, wenn sich nicht hier und da lehrhafte Mönche ihrer angenommen hätten. Erst seit dem 15. Jahrhunderte zeigen sich Spuren, daß die Gewohnheit der Pfarrer und Obrigkeiten in den Städten, Schulmeister für die Jugend der niederen Volksclasse auf gewisse Zeit anzustellen, auch in den Dörfern nachgeahmt worden ist. Die Gründung bestehender Dorfschulen aber war dem Zeitalter der Reformation vorbehalten, wo die Buchdruckerkunst durch die Verbreitung von Lehrbüchern in der Muttersprache gemeinnützig zu werden anfing. Nun erst konnten Abcbücher, Catechismen und Bibeln in die Hände der Landjugend kommen, und für den früher nur mündlichen, der Willkühr des Lehrers überlassenen Unterricht einen angemessenen Stoff darbieten. Freilich blieb auch dieser Volksunterricht im-

mer noch sehr dürftig, und konnte wegen Mangels an tauglichen Lehrern bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts keine merkliche Fortschritte zum Bessern machen; denn von Speners und Frankes Einfluß ging, wo er eindrang, auf das aus Handwerkern, abgedankten Bedienten, Schreibern und Soldaten bestehende Landschullehrerpersonale kaum etwas mehr, als die Miene der Frömmigkeit über. Eben darum wurde auch durch die Landschulordnungen mehrerer protestantischen Regierungen im nördlichen Deutschland wenig gebessert. Höchst verdienstlich war dagegen das Beispiel des edlen Domherrn von Rochow, der 1772 die Schulen auf seinen Dörfern in der Mark durch Anstellung geschickter Lehrer und Anwendung zweckmäßiger Unterrichtsmethoden zu wahren Bildungsanstalten für seine Unterthanen umschuf. Um dieselbe Zeit fing ein edler Wetteifer der Regierungen zur Verbesserung des Landschulwesens sich zu regen an. Der Dechant von Schulenstein und der Abt von Felbiger wurden die Reformatoren des Volksunterrichts der Catholischen in Böhmen und Schlesien (vergl. d. Art. Normalschulen). Besondere Bildungsanstalten für Landschullehrer, die sogenannten Seminarien, entstanden in mehreren Staaten Deutschlands, so wie in Holland, Dänemark und Schweden, und von jedem Fortschritte der Pädagogik konnten nun die Früchte durch besser gebildete Lehrer auch der Jugend auf dem Lande zu Statten kommen. Seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ist die Reform der Landschulen immer mehr ein Gegenstand öffentlicher Verhandlungen in Zeitschriften und auf ständischen Landtagen geworden; auch die Regierungen, welche an der alten Maxime des Despotismus, den Landmann in seiner Rohheit zu lassen, noch am längsten hingen, oder den Einfluß der Volksbildung auf das Wohl des Staats überhaupt ganz übersehen hatten, mußten endlich liberalere Gesinnungen annehmen, und es gibt jetzt in Deutschland keine Gegend, in der nicht neuerdings etwas für diese wichtige Angelegenheit gethan worden wäre. Der Norden ist dabei dem Süden von Europa weit vorausgeeilt, und Cüvier und Noel mußten in ihrem Berichte über die Revision des öffentlichen Unterrichts in den 1810 und 1811 mit Frankreich vereinigten Provinzen selbst den holländischen und niederdeutschen Dorfschulen die Ehre des Vorzugs vor den französischen zugestehen. Denn diese letzteren, die sogenannten Primärschulen in Frankreich, sind während der Revolution und durch die Secularisation aller kirchlichen Fonds, an den meisten Orten eingegangen, und die kaiserliche Universität, von der sie abhängig gemacht wurden, hatte sie bei weitem nicht an allen Orten wieder herstellen können, so daß es noch jetzt eine Menge nicht unbedeutender Landgemeinden in Frankreich giebt, wo die Jugend entweder gar nicht unterrichtet, oder umherwandernden Schulmeistern, die die Aeltern auf eine Zeitlang dingen, preisgegeben wird. Das Meiste für diesen Theil des Volksunterrichts in Frankreich thun noch die Brüder der christlichen Schulen, ein geistlicher Orden, der sich wegen seiner Gemeinnützigkeit erhalten hat. Freilich blieb auch in Deutschland noch mancher zweckmäßige Vorschlag in Ansehung der Dorfschulen aus Mangel an Fonds und gutem Willen unausgeführt, und mancher hindernde Uebelstand beim Alten. Die den Grundherren zu leistenden Frohn- und Hofdienste der Aeltern sind, wo sie noch bestehen, eine Ursache häufiger Schulversäumnisse ihrer Kinder, die Armen werden im Winter durch Blöße, und im Sommer durch allzufrühe Anstrengung zum Broterwerb, von der Schule abgehalten; denn Industrieschulen, wo den Schülern nach dem Unterrichte zugleich Gelegenheit

zu einigem Erwerb gegeben wird, wurden noch an wenigen Orten versucht. Ueberdieß sind die Schulmeister immer noch durch Ueberladung mit fremdartigen Nebenämtern in der Verwaltung ihres Hauptberufs gestört, und selbst diejenigen, welche wirklich das Bessere kennen und anwenden wollen, müssen sich oft in ihren Streben durch eigensinnige Vorgesetzte und unempfängliche Gemeinden gehindert sehen. Nirgends indeß sind Verbesserungen schwerer und langsamer ins Werk zu setzen, als in dem weiten und erst seit einigen Jahrzehnden urbar gewordenen Gebiete des Landschulwesens, und da durch die Einrichtung guter Seminarien schon viel zur Bildung geschickter Lehrer geleistet wird, so muß man sich mit dem, was einige Regierungen zur Reform der Schulen selbst, und zur Verbesserung der Lehrergehalte in der Noth der gegenwärtigen Zeiten gethan haben und noch thun, zufrieden stellen und von den bevorstehenden Jahren des Friedens hoffen, daß eine so wichtige Nationalangelegenheit immer eifrigere Beförderer finden werde. Zweckmäßige Methoden und Lehrmittel zu den dem Landmanne nothwendigen Kenntnissen und Fertigkeiten müssen dabei, nach den bisher von den Nachtheilen der Viel- und Halbwisserei gemachten Erfahrungen, natürlich mehr in Betracht kommen, als eine die Zeit zerstückelnde Vervielfältigung der Lehrgegenstände, und am wenigsten darf, wie noch häufig bei öffentlich veranstaltetem Landschulverbesserungen zu geschehen pflegt, auf glänzenden Außenschein u. Bewunderung hingearbeitet werden.

Landseen s. Seen.

Landshut, eine wohlgebaute Stadt, Sitz eines Landgerichts im Isarkreise, in Niederbaiern mit 7800 Einw., an der Isar, die hier eine Insel bildet, auf der die Vorstadt steht. Auf dem nächstgelegenen Berge ist das unbewohnte, ehemals feste Schloß Trausnitz befindlich, welches 134 Zimmer enthält, und jetzt zu einer Sternwarte bestimmt ist. In der Stadt selbst ist ein herzoglicher Palast, der neue Bau genannt, und das Landschaftshaus. Der Kirchthurm beim Collegiatstifte St. Martini ist einer der höchsten in ganz Deutschland. Er hat 456 Fuß, und 603 Stufen. Im J. 1803 wurde die Landesuniversität von Ingolstadt nach Landshut verlegt, am 4. Jun. die feierliche Einweihung derselben gehalten, und ihr von ihrem zweiten Stifter der Name Ludwig-Maximilians-Universität beigelegt. Sie hat treffliche Sammlungen und Anstalten, steht unmittelbar unter dem Ministerio des Innern, und besteht aus 2 Hauptclassen, der allgemeinen und besondern, deren jede 4 Sectionen hat. Jede Section hat einen Director. Zu der Section der philosophischen Wissenschaften gehören die als Schriftsteller bekannten Prof. Röppen und Salat; zu der mathematischen und physikalischen D. Stahl, Magold und Fuchs; zur historischen Mannert, Siebenkees; zu der der schönen Wissenschaften Fr. Aft und Klotz; zur theologischen die Proff. Zimmer, Sailer, Winter, Michl, Dereser; zur juristischen Gönner, Krüll, Moshamm, die Doctoren Henke, Unterholzner, zur medicinischen Röschlaub, Walther, Tiedemann; zur staatswirthschaftlichen Weber ꝛc. Ueberhaupt 38 Professoren, und gegen 600 Studenten. Die ehemaligen unverhältnißmäßig vielen Klöster in Landshut, acht an der Zahl, sind zum Besten der Universität aufgehoben worden. — Auch führen den Namen Landshut ein Schloß nebst Voigtei im Canton Bern und eine Stadt am Bober im schlesischen Fürstenthume Schweidnitz mit 2966 Einwohnern und 458 Häusern. —

Landshut (Lancut) heißt auch eine Stadt in Gallizien, im Sandomirer Kreise an der ungarischen Grenze.

Landstände hießen bisher die, durch Geburt, Herkommen und Landesrecesse (Verträge zwischen dem Landesherrn und den Ständen seines Landgebiets) berufenen Classen derjenigen Staatsbürger, welche mehrere Landesherrn im deutschen Reiche auf dem Landtage, oder in Ausschüssen (Deputationen) um sich versammelten, um mit ihnen über die Angelegenheiten des Landes verfassungsmäßig sich zu berathen, und mit ihrer Zustimmung Beschlüsse in Hinsicht der Gesetze, Steuern, Landespolizei, u. s. w. abzufassen. Schon die alten Deutschen, König und Volk, hatten nämlich so viel gesunden Menschenverstand, um einzusehen, daß der Staatswille, welcher regiert, nur durch gegenseitige Besprechungen des Fürsten und des Volks über die Bedürfnisse des Landes aufgeklärt, zweckmäßig geleitet und durch die eigne Ueberzeugung der Regierten von der Nothwendigkeit und Weisheit der gefaßten Beschlüsse am kräftigsten unterstüzt werden könne. Da die meisten Staatsgebiete durch Eroberung entstanden waren, da eben daher der Landbesitz die Eigenschaft eines Staatsbürgers bestimmte, da ferner das Lehnsverhältniß die einzelnen Grundbesitzer mit dem allgemeinen Landbesitzer verband, das Staatswohl aber auf Tapferkeit und Weisheit beruht, da man den Sinn, für das Staatsbeste zu wachen, nur den freien, oder den selbstständigen Grundbesitzern, so wie die Fähigkeit, darüber zu urtheilen nur diesen und der ausschließend durch Kenntnisse und geistige Ueberlegenheit einflußreichen Geistlichkeit zutraute, so kam es, daß die freien Landsassen (der Ritterstand) und die Prälaten (der höhere geistliche Stand) die beiden Classen (Curien) der Reichsstände, so wie (nach dem Muster der Reichsverfassung) auch die der Landstände ausmachten. Späterhin wußte der Adel allein das Vorrecht des freien, landtagsfähigen, Landsassiats sich zuzueignen; doch erhielten bald auch die Städte, vermöge ihrer Municipalverfassung als Corporationen ebenfalls freie Landsassen, bei ihrem durch Kunstfleiß und Handel gestiegenen Reichthum und politischer Wichtigkeit (für die Bedürfnisse der Fürsten) das Recht der Reichs- und eben so auch der Landstandschaft; insbesondere als die Fürsten sahen, daß die Städte eine Stütze des Throns waren gegen die stolzen Anmaßungen der sich den Fürsten als ebenbürtig gleichstellenden Adelsmacht und gegen die kühne Herrschaft der durch die Idee der Kirche vom Staate unabhängigen Geistlichkeit, welche nur durch den Lehnbesitz von Landgütern in den Gesammtverband des freien Landsassiats eintrat. So kam zu den Ständen der Prälaten und der Ritterschaft ein dritter hinzu, der Bürgerstand, welcher aber nur durch Abgeordnete der Corporationen, indem diese allein als solche Landsassen waren, auf den Reichs- und den Landtagen erscheinen konnte. Weil die Bauern entweder Hörige oder Unfreie, die freien Bauern aber nicht begütert genug waren, um wie der Ritterstand den Heerdienst zu Roß zu leisten, und dis er zu dem Gefolge des Fürsten nicht gehörten, so gelangten sie in den meisten Staaten germanischen Ursprungs nicht zu dem Besitze der Landstandschaft. Des ehemaligen monarchischen Frankreichs Etats-généraux, die beiden Häuser des brittischen Parlaments, und Schwedens Reichsstände in vier Curien sind Abarten jenes ächtdeutschen Instituts, mit ihm jedoch aus einer Quelle entsprungen. Die Entwickelung der ständischen Verfassung erklärt die Geschichte. Unsere Altvordern waren nämlich freie Man-

nen, daher geborne Krieger. Die Gesammtmasse der Nation bildete ein sich selbst ergänzendes Heer, wobei die natürliche Verfügung getroffen war, daß der in der Heimath bleibende Theil der Nation, zur Unterhaltung des im Felde stehenden Theils, das Erfoderliche lieferte. Dies ist die erste, blos dem Heerbann angepaßte Steuerverfassung aller deutschen Völkerschaften. Sie bestand früher unter den Schwaben (Sueven), als unter den Sassen, weil jene früher als diese mit auswärtigen Ländern, besonders mit den Römern, in langwierige Kriege geriethen. Die Sessen brachten ihren Fürsten zur Führung des Krieges anfangs nur freiwillige Gaben, meistens Naturalien; allein solche erbetene Gaben (Beeten) verlangten in der Folge auch die Geleitsführer, welche mit ihren Gesellen dafür die Pflicht übernahmen, die Nationalfehden auszufechten. Schon dadurch ward manches Allode (freie Gut) mit Lasten beschwert, wovon die älteste einfache Verfassung nichts wußte, als noch jeder Wehrmann mit dem Heerbanne zur Vertheidigung seines Heerdes auszog, während Weib, Kinder und Knechte die Wirthschaft zu Hause fortsetzten. In dieser Zeit war die Nationalrepräsentation durchaus persönlich; denn jeder freie Mann erschien in der Versammlung stimmfähig, und die Stimme der Edelinge, selbst des Fürsten, galt nicht mehr, als die der Gemeinfrein. Doch leitete der Priester, als Gottes Stellvertreter, durch Zeichen (Wiehern der heiligen Rosse, Loose u. s. f.) das Ganze nach den Absichten der Großen, mit denen er einverstanden war. Die zweite Hauptepoche der deutschen Steuerfassung trat ein, als Carl der Große auch Norddeutschland unter das fränkische Joch gezwungen hatte. Die Heerbannspflichtigen mußten sich nun jährlich dreimal dem Edelvoigte zur Musterung stellen, und ihm dabei ein gewisses Maß Proviantkorn, den Batepfennig oder ein Huhn u. s. f. liefern. Dies waren die ersten stehenden Steuern. Bald folgten die Charitativen oder Auxiliengelder für den König; die Heersteuern und Hostendienste von allen kränklichen Leuten, die nicht mit ins Feld ziehen konnten; die Heerbannsbrüche derer, welche sich dem Aufgebote nicht stellten; die Sendgelder für den königl. Sendgrafen und für die Bischöfe, welche zum Landgerichte und zur Kirchenvisitation im Lande herumreiseten; der Tribut, Inferenda genannt, und die königl. Zölle. Diese Steuern lagen auf allen Landeigenthümern ohne Unterschied des Standes; der Adel blieb dabei gar nicht, und die Geistlichkeit nur in sofern verschont, daß jeder Kirche ein steuerfreier Hof verwilligt wurde. Die Unfreien waren dagegen zur Frohne, zur Entrichtung des Königspfennigs, des Grafenschatzes und des Zehnten verbunden; auch hatte überdieß der königl. Sendgraf die Befugniß, beim Ausbruche des Kriegs in seinem Gau auf zwei Drittheile des im Felde stehenden Getreides Beschlag zu legen, und solches als Magazinkorn fürs Heer zu benutzen. Die dritte Hauptveränderung erlitt das Steuerwesen, als der Heerbann der Dienst-Lehnsmannschaft weichen mußte. Nun galt der Grundsatz: wer keine persönlichen Kriegsdienste leistet, wird mit einer ordentlichen Steuer belegt; Stifter und Klöster müssen dagegen die geringern Kriegslasten des Heerwagens, der Herberge und der ersten Bate tragen. Jetzt war schon die Masse der Nation unfrei, Adel und Geistlichkeit repräsentirten das Ganze. Die Nationalversammlungen verschwanden, und an ihre Stelle traten Landtage, wo der Fürst dem Adel und der Geistlichkeit seine Wünsche und Foderungen vorlegte, dazu ihre Beistimmung und die Bewilligung der Banden (Steuern, deren er bedurfte, erbat. Natürlich schob nun

der Adel sowohl als die Geistlichkeit die schwersten Lasten auf seine Hintersassen, immer jedoch die letztere vorsichtiger als der erstere, welcher gewöhnlich seine Eigenen nur in so weit schonte, daß sie die ihm zu leistenden Leibespflichten und Dienste, die Besthaupts-, Bademunds-, Wildfangs- und andere persönliche Abgaben nach wie vor entrichten konnten. Ruinirte aber der Edeling seine Hörigen gänzlich, so entliefen sie ihm; der Acker blieb unbebaut und der Gutshaushalt verfiel. Also ward der ganze unfreie Theil der Nation nur in sofern durch die beiden Stände geschützt oder repräsentirt, als es ihr eigener unmittelbarer Vortheil erheischte. Allein mit dem Aufblühen der Städte trat ein dritter Stand in die Schranken, der mit den beiden ersten bei Steuerbewilligungen in stete Reibung gerieth. Der Bürger wurde nämlich durch Handel und Industrie wohlhabend, durch Wohlhabenheit keck, durch das Gefühl seiner Ueberlegenheit zur Freiheit reif, und bald auf diesem Wege wirklich frei. Dabei hatte der Krieg durch die Einführung der Söldermiliz gleichfalls einen neuen Charakter angenommen. Die Fürsten geriethen dadurch in Schulden; das unkluge System der Ländertheilung schwächte ihre Macht noch mehr, und sie bedurften reichlicher städtischer Beisteuern. Da sie nicht vermochten, die befestigten Städte mit Gewalt zu zwingen, so mußten sie den Städtebewohnern das Recht einräumen, gleichfalls auf den Landtagen durch ihre Vorsteher zu erscheinen, die dann das städtische Gemeinwesen repräsentirten, und ihre freie Zustimmung zur Bewilligung der erfoderlichen Steuern gaben. Aus der Art, wie diese Repräsentationsbefugniß des dritten Standes entstand, läßt sich schon abnehmen, daß die kleineren Städte weit länger unter dem Drucke willkührlicher Gewalt seufzen mußten als die größern, welche früher die Macht in Händen hatten, Ja oder Nein zu sagen. Es ist eben daraus klar, warum die kleinen Städte weit später zum Repräsentationsrechte gelangten als die großen, und sie würden vielleicht nie dazu gelangt sein, wenn nicht die Fürsten endlich begriffen hätten, es sei ihr eigener Vortheil, das städtische Gemeinwesen gegen den raubsüchtigen trotzigen Adel zu begünstigen, damit, wenn dieser den Fürsten Gehorsam verweigerte, der Fürst an den Städten ein Gegengewicht habe. So weit war fast in allen Staaten deutschen Ursprungs die Sache um die Mitte des 15. Jahrhunderts gediehen. Mit der Söldnermiliz traten die Schatz- und Viehsteuern, die Land- und Nothbanden, das Gewerfgeld, das Umgeld, der Handlohn und die Fräuleinsteuer ein; Steuern, die sämmtlich von den Banden des vorigen Zeitraums dadurch abweichen, daß jene ohne Maßgabe vorübergehender Bedürfnisse periodisch auf das Grundeigenthum gelegt, diese aber bleibende Steuern wurden, weil die Staatsbedürfnisse bleibend waren. Nach dem 15. Jahrhunderte entwickelte sich hieraus mehr und mehr die ständische Verfassung, und sie erhielt völlige Consistenz, als der Gebrauch aufkam, daß der Landesherr den zusammenberufenen Prälaten, Rittern und Städteabgeordneten feierlich die Summe anzeigte, welche sein außerordentliches Bedürfniß erheischte, und dann die Stände für die Befriedigung desselben Sorge tragen mußten. Bei dergleichen Steuerbewilligungen konnte nun gar nicht fehlen, daß der dritte Stand mit dem Adel und der Geistlichkeit in heftige Reibung gerieth. Denn Adel und Geistlichkeit mochten immer lieber Steuern bewilligen, als Städteabgeordnete, weil das Verwilligte nicht unmittelbar von des Adels und der Prälaten Gütern kam, da hingegen der städtische Deputirte von seinem eigenen Gute unmittelbar zahlen, auch überdieß

lnen Committenten (dem Rathe und den Gilden) für seine Bewilligung rantwortlich sein mußte. Es lag ferner in der Natur der Sache, ß der Adel, welcher ausschließlich den Fürsten umgab, diesen gehnlich anreizte, den Trotz der Städte zu brechen, in das städtische echt und die Verfassung, sobald nur Gelegenheit dazu vorhanden war, ewaltgriffe zu versuchen, und den bespöttelten Bürgerstolz zu demüigen. Die höhere Geistlichkeit, welche dem Fürsten und dem Adel iher stand, als dem Volke, stimmte meistens in jene Zuhezungen n. Es war eine nothwendige Folge dieser Einrichtung, das derjeige Fürst seine Stände am unumschränktesten beherrschte, der ihrer eldbewilligungen am wenigsten bedurfte; daß hingegen die Stände re Rechte unter solchen Regierungen am meisten erweiterten, welche rch Schuldennoth und außerordentliche Ausgaben für den Krieg oder ir den Glanz des Hofs u. s. f. gezwungen waren, die Stände um Beilligung neuer Steuern häufig anzugehen. Adel und Geistlichkeit wan unter solchen Umständen fast immer auf Kosten des dritten Standes einig. Ihre Bewilligungen geschahen unter dem Titel freiwillig bernommener Zuschüsse, oder gar unter dem Namen von Geschenken, obei stets reservirt ward, daß daraus für den Landesherrn kein Recht, nd für sie keine Pflicht in ähnlichen Fällen erwachsen solle. Unter solen Umständen kam denn auch keine Einrichtung früher zur Reife, als ie des ständischen Ausschusses, welcher die Eintreibung der bewilligten Gelder und deren Verwendung zur Abtragung der Schulden esorgen, einen Schatzeinnehmer und Schatzschreiber wählen und die Kontrolle führen mußte. Dieser ständische Ausschuß erhielt fast in allen eutschen Ländern gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts Einfluß auf ie Gesetzgebung. Er hatte bei der Erbfolge im Fürstenhause eine entcheidende Stimme und wachte über die Landesgesetze. Durch ihn wurden die Landesbeschwerden an den Fürsten gebracht; und selbst bei Vermählungen fürstlicher Söhne und Töchter verlangte er zu Rathe gezogen zu werden. Er behauptete sogar das Recht zu besitzen, sich in das Schul-, Kirchen- und Erziehungwesen des Landes zu mischen, über Krieg und Frieden, oder wenigstens bei Vermehrung und Verwendung der Kriegsmacht zu Rathe gezogen zu werden. Endlich foderte er die Befugniß, sich, wenn es des Landes Nothdurft erheische, selbst ohne Einwilligung des Fürsten versammeln zu dürfen. Eine Folge davon war, daß die meisten deutschen Fürsten, ehe sie Macht genug hatten, ihren Ständen offenbar die Spitze zu bieten, sich gegen deren Einmischung in Regierungsangelegenheiten dadurch zu sichern suchten, daß sie die Regierungsbehörden, von deren Wirksamkeit die Behauptung der Landeshoheit abhing, vollkommen organisirten, und dadurch ein Gegengewicht gegen jene Anmaßungen bewirkten. Auf diesem Wege haben die Geheimeraths- Cammer- Kriegs- und Finanz-Collegien ihre Ausbildung erhalten. In wiefern nun dadurch die landesherrliche Macht mehr und mehr freien Spielraum gewann, in sofern gewann auch der bis jetzt leibeigene Bauer an Freiheit, Wohlstand und freierem Lebensgenusse. Denn die fürstlichen Räthe (sehr oft Männer des bürgerlichen Standes) waren klug genug, ihren Herren klar zu machen, daß, je mehr der Bauer den Plackereien und der Willkühr der Gutsherrn entzogen werde, er um so mehr auch zu den allgemeinen Staatsbedürfnissen beitragen könne. Wo der Landesherr dies begriffen hatte, und durch fortdauernde Geldnoth nicht von den Ständen abhängig blieb, wurde überall das Schicksal des Bauernstandes erleichtert und die Leibeigenschaft allmählich abgeschafft. Wo das Gegen-

theil Statt fand, oder wo die Stände (besonders der Adel) dominirten, da gelangte der Bauer zu keinem festen Eigenthume, kaum zur persönlichen Freiheit, und die kleineren Landstände verfielen, indem die größeren, welche viele Rittergüter besaßen, und zum Theil keine Rechnung ablegen durften, an das Interesse des Adels sich anschlossen. Man vergleiche nur Mecklenburg mit Braunschweig, oder die Lausitzen mit den benachbarten Provinzen u. s. f. Das Aufstreben der deutschen Fürsten zur Souveränetät hat der Verbesserung des Zustandes der Bürger und Bauern zu keiner Zeit so viele Hindernisse in den Weg gelegt, als die selbstsüchtige Politik der beiden ersten Stände. Nirgends ist (man denke nur an die Geschichte der Landtage in Sachsen!) eine gerechte und gleichförmige Besteurung aller Volksclassen länger aufgehalten worden, als wo die privilegirten Stände die Gewalt behielten, darüber eine entscheidende Stimme abzugeben. Selbst die Verbesserung der Schulanstalten hat hier und da bei der Einrede der Stände Hindernisse gefunden. Man denke nur an die Streithändel im Herzogthume Braunschweig bei Gelegenheit der projectirten Einführung einer zweckmäßigen Liturgie und eines allgemeinen Schulcollegiums! Der Esprit du corps, nicht der Gemeingeist hat aller Orten unsere Landstände geleitet. Dies lag schon in ihrer Entstehung und Ausbildung. Von der Wiedereinsetzung der Landstände nach alter Form darf also kein unbefangener Forscher vaterländischer Geschichte ein großes Heil erwarten. Sie waren nie wahre Repräsentanten der Nation, und konnten es auch in ihrer Zusammensetzung nicht sein. Sie waren, sobald der Fürst und seine Räthe nur Festigkeit, Gewandtheit und Klugheit genug besaßen, nicht einmal kräftige Bollwerke willkührlicher Gewalt; ja sie sanken nicht selten zu einem leeren Schattenbilde herab, oder wurden kostbare Bewilligungsmaschinen, um Staatsschulden und Steuern zu vermehren. Daher gab bei einem kürzlich gehaltenen Landtage ein städtischer Deputirter auf die Frage: was die Städte für Beschwerden anzuzeigen hätten, die bittre Antwort: „Wir hätten nur eine, die, daß seit mehrern Landtagen keine unsrer Beschwerden beachtet und abgestellt worden ist.“ — Eine wahre, auf Intelligenz, Vaterlandssinn und Grundeigenthum gegründete Volksrepräsentation ist uns nöthig, wenn Deutschland wieder zum neuen Leben, zur Nationalfreiheit, zur Nationalehre und zum Nationalwohlstande, erstehen soll. In dieser Erwartung hat das Volk, nicht der Adel, den von fremder Gewalt unterdrückten Staat gerettet, die Fesseln zerbrochen, und der Fürsten Macht und Ehre kräftig wieder hergestellt. Das ganze Volk muß also repräsentirt werden, nicht die adelige Hufe, nicht das geistliche Stift, nicht die städtischen Gemeinheiten allein. Ob eine Repräsentation des Volks überhaupt nöthig sei, oder ob Landstände, namentlich in Deutschland, zum Wohl des Ganzen gehören, kann wohl nur der Herausgeber des literarischen Wochenblatts (A. v. Kotzebue) bezweifeln, oder irgend ein Minister, der sich für untrüglich hält, und lieber Alles auf eigne und fremde Gefahr thut, ehe er seine Eigenthumsliebe durch die Gegenrede kluger und selbstständiger Männer verwundet sehen mag. Doch so denken, Gott sei Dank, die Monarchen nicht, welche in Wien versammelt waren, noch die Fürsten des deutschen Bundes. Sie führen den Scepter nicht unbedingt mit eigner Hand; denn sie sind bescheiden wie König Alf im Yngurd, wenn er sagt:

„Soll ich's gestehn? Weil mir der Muth gebricht,
Das Schicksal eines Volks allein zu lenken,
Wie Gott die Welt."

Sie sind überzeugt, daß es vorzüglich ihr Interesse sei, die große, dem moralischen Gefühl so furchtbare Verantwortlichkeit für das Wohl der Völker mit den Völkern selbst auf dem Wege der sogenannten Repräsentation zu theilen. Sie sind ferner überzeugt, das es nach den Erfahrungen, die der treffliche Friedrich Karl von Moser in seinen Schriften hierüber aufgestellt hat, gegen den Mißbrauch der öffentlichen Gewalt keinen bessern Schutz gebe, als landständische Verfassungen. Sie sind endlich überzeugt, daß eine volksgemäße ständische Theilnahme an der Regierung (wie Frankreichs und Englands Beispiele zeigen) die sicherste Stütze der Legitimität sei. Aber eben darum sollte den ständischen Repräsentanten nicht bloße Berathung, sondern in wesentlichen Dingen, besonders in Beziehung auf Gesetze und Steuern, auch Entscheidung zukommen, so daß ohne ihre Einwilligung vom Regenten weder ein neues Gesetz gegeben, noch eine neue Steuer ausgeschrieben, noch auf andre Art (Allianzen, Truppenvermehrung u. s. w.) die Last des Staats vermehrt werden dürfte. Eben daher sollte ihnen auch das Recht der Einsicht in die Rechnungen über Staats-Einnahme und Ausgabe, das Recht der Beschwerde über Fehler und Mißbräuche in der Verwaltung, und das Recht der öffentlichen Bekanntmachung ihrer Verhandlungen durch den Druck ohne vorgängige Censur zukommen. In diesem Sinne ist der 13. Artikel der deutschen Bundesacte zu verstehn, welcher allen deutschen Ländern eine ständische Verfassung zusichert; denn sonst würde diese Zusicherung, die aus den liberalen Ansichten des Kaisers Alexander und mehrerer weisen Staatsmänner hervorging, wohl kein „den gerechten Erwartungen der Völker und der Aufklärung des Zeitalters," wie man ankündigte, entsprechendes Fürstenwort sein. Und in diesem Sinne haben jenes Wort schon mehrere deutsche Fürsten gelöst: zuerst der Großherzog von Sachsen Weimar, Karl August. Er gab im Sept. 1815 seinem Volke das Recht, aus allen Classen der Staatsbürger eine Repräsentation zu wählen, welche (ohne in Kammern geschieden zu sein) zur Gesetzgebung und den Finanzsachen nach freier Prüfung mitwirken soll, gegen Mängel und Mißbräuche Vorstellungen thun, und auf rechtliche Untersuchungen gegen willkührliche Eingriffe der Staatsbeamten antragen darf. Diesem Beispiele folgte der Herzog von Nassau; hierauf gab der Herzog von Sachsen-Hildburghausen seinem Fürstenthume den 19. März 1818 eine ständische Verfassung (aus allen Ständen nur eine Kammer), wie man sie erwarten konnte; und der Bundestag beschloß, über diese allgemeine Angelegenheit der Nation binnen Jahresfrist die Erklärungen der einzelnen deutschen Souveräne zu erwarten. Nun erschien die baiersche Constitution vom 27. Mai 1818, welche Reichs- oder Landstände in zwei Kammern, die eine durch das Recht der Geburt, die andre durch das Recht der Wahl, einführte; eben so die Badensche vom J. 1818, und die Würtembergische vom J. 1819. Die liberalste ist die von Lippe-Detmold vom J. 1819. Hessen-Darmstadt erhielt 1820 eine Verfassung. In Hannover, Braunschweig ꝛc. wurden die alten ständischen Formen umgebildet. Ueberhaupt scheint es, daß man die Verbindung von Erb- (Herrenbänken oder Adelskammern) und von Wahlständen als das sicherste Steuer-

ruder betrachte, um das Staatsschiff zwischen den Untiefen der Aristokratie und zwischen den Klippen der Demokratie hindurch zu steuern. Vergl. die Art. Staatsverfassung, Großbritannien, Königreich der Niederlande, Frankreich, Polen u. s. w.

Landstandschaft, das Recht der Landstände. (S. d. Art.)

Landstraßen (Heerstraßen) s. den Art. Chausseen und Kunststraßen.

Landsturm, s. Landwehr.

Landtage, sind die Versammlungen des Fürsten und der Stände eines Landes oder einer Provinz, um über die öffentlichen Angelegenheiten zu berathschlagen. Sie sind entweder allgemeine Landtage, wenn alle Landstände, oder Ausschußtage, wenn nur die Vornehmsten der Ritterschaft und der Kreis- oder ausschreibenden Städte, zusammenberufen werden. Die Beschlüsse, welche auf den Landtagen gefaßt werden, heißen Landtagsabschiede oder Recesse, und haben die Kraft einer Landesconstitution. Landtage in Polen wurden in jeder Woywodschaft vor Anfang der allgemeinen Reichstage gehalten und auf denselben nicht allein die Landboten erwählt, sondern auch berathschlagt, was auf dem Reichstage vorgetragen werden solle, und danach die Landboten mit nöthiger Instruction versehen. — Die Landtage in Sachsen sind eine allgemeine Versammlung der Landstände, die der König als Landesherr durch den geheimen Rath ausschreiben läßt, und werden alle 6 Jahre oder bei außerordentlichen Gelegenheiten gehalten. Die Stände theilen sich im Allgemeinen in zwei Classen: die erste faßt die Prälaten (wozu die Universitäten gehören), Grafen, Freiherrn und den übrigen Adel, die zweite die Städte in sich. Die erste Classe theilt sich wieder in zwei Collegia, zu deren ersterer die Prälaten, Grafen und Freiherren gehören; die Ritterschaft, welche stets einen Erbmarschall aus der Löserschen Familie, und die hiernächst ihre Kreisdirectoren hat, macht das zweite Collegium aus und theilt sich in den engern und weitern Ausschuß und in die allgemeine Ritterschaft. Bei den Städten führt Leipzig das Directorium; sie theilen sich ebenfalls in den engern und weitern Ausschuß und in die gemeinen Städte. Die Stände haben auch ein Votum consultativum, und müssen erscheinen, wann und wohin sie der Landesfürst bescheidet, von dessen Willen auch die Zeit, wie lange ein Landtag dauern soll, abhängt.

Landwehr, Landsturm. Schon in den fränkischen Capitularien Lantweri finden wir ein Massenaufgebot zur Vertheidigung des Reichs, oder einen Landsturm im heutigen Sinne. Wie das neue europäische Heerwesen den Begriff von Volksbewaffnung und Landesvertheidigung aus der Cabinetspolitik allmälig entfernt hatte, so erloschen auch jene vaterländischen, schon unter Heinrich I. im 10. Jahrhunderte gegen die Slaven, Ungarn und Normannen zum Schutz der deutschen Unabhängigkeit getroffenen Einrichtungen. Doch blieb noch im 16. und 17. Jahrh. der Landsturm sowohl zur Gebietsvertheidigung und innern Sicherheitspolizei, als zum Kriege jenseit der Grenze durch die Reichssatzungen verpflichtet. Jenen innern Dienst nannte man die gemeine Folge, den auswärtigen hohe Reise. Selbst jeder neu aufgenommene Bürger mußte sich in mehreren deutschen Ländern, wie in Baden, wehrhaft machen und in den Waffen üben. Aber auch dies hörte nach und nach auf; kaum erhielt sich hier und da eine Spur davon in der s. g. Landmiliz, oder in der Heerpflichtigkeit eines zum Felddienst auf den Nothfall bestimmten

Volkstheils, die auch außer Deutschland in den meisten europäischen Staaten zur Ergänzung oder Unterstützung des stehenden Heeres vorhanden war. Die französische Revolution stellte zuerst eine der neuern Kriegskunst angemessene Nationalbewaffnung in den Nationalgarden auf. Das Uebergewicht derselben über die bloßen Soldheere, kostbare Kriegsmaschienen ohne Volksgeist, ward nur zu bald sichtbar. Man versuchte zwar im J. 1799, ihnen in Deutschland etwas Aehnliches entgegenzustellen, und bot in einigen Gegenden einen Landsturm auf, an dessen Spitze sich der Staatsminister Albini (s. d. Art.) stellte; allein die Maßregel erhielt keine Allgemeinheit und blieb daher ohne Folgen. Erst nach dem preßburger Frieden fühlte der österreichische Staat die Nothwendigkeit, das Heerwesen auf die Volkskraft, beide aber auf den Volksgeist zu gründen. So ward im J. 1808 in den österreichischen Erbländern eine Landwehr errichtet, die aus 50,000 Mann bestehen und das stehende Heer unterstützen sollte. Jeder Inländer bis zum 45. Jahre war zum Dienst in derselben verpflichtet. Diesem Beispiele folgten Rußland im J. 1812, Preußen und die übrigen deutschen Staaten im J. 1813. Zugleich ward ein Landsturm, d. h. ein Volksaufgebot in Masse, angeordnet, der erst bei dem Erscheinen des Feindes in dem Lande selbst in Thätigkeit gesetzt und nie außerhalb der Grenzen gebraucht werden sollte. So wirksam sich auch in dem Befreiungskriege die Landwehr gezeigt hat, wenn man sie als eine Ergänzung des stehenden Heeres diesem im eintretenden Falle zweckmäßig einverleibt; so wenig Erfolg scheint man sich doch im Ganzen von dem Landsturm in allen solchen Ländern versprechen zu dürfen, deren Bewohner nicht schon vermöge der Localbeschaffenheit und der Lebensart kriegerisch sind. Daher sind Landwehr und Landsturm in einigen Ländern wieder aufgelöst worden. Der deutsche Bundestag hat 1819 blos ein Bundesheer zu organisiren angefangen.

Landwirthschaft, ist dasjenige Gewerbe, welches die Production, zum Theil auch die fernere Bearbeitung vegetabilischer und animalischer Substanzen zum Zweck hat. Sie strebt, wie jedes andere Gewerbe, nach einem nachhaltigen Gewinn und heißt vollkommen, wenn dieser möglichst hoch und zugleich nachhaltend ist. Dieses Gewerbe hat vor andern Gewerben viele Eigenthümlichkeit, ist auf Naturkräfte gegründet und an den Gang der lebenden Natur gerichtet, der in jedem Jahre minder oder mehr gleichbleibend wiederkehrt; nichts kann beschleunigt, nichts darf versäumt werden. Verhältnisse und Umstände, die selten vorher zu bestimmen sind, müssen möglichst genau wahrgenommen werden, um die Kräfte der Natur für den gewerbsmäßigen Zweck wirksam zu leiten. — Es erfodert eine ausgedehnte Gewerbssphäre d. i. ein Landgut, eine eigene Einrichtung desselben, einen angemessenen Besatz oder Inventarium (s. d. Art.), Gebäude und Werkzeuge eigner Art, und überdieß ein starkes Betriebscapital. Durch diese Umstände ist die Landwirthschaft an sich zum sichern Gewerbe geworden und wird es noch mehr dadurch, daß es nur unentbehrlich gewordene Producte zum Object hat. Da die erstern nun auch mit der Thätigkeit eines Volks mehr oder weniger im Verhältnisse verbleiben, so gibt der Preis derselben auch den Maßstab zum allgemeinen Arbeitspreise. Zwei Drittheile bis 4/5 der Einwohner beschäftigen sich mit der Landwirthschaft; ein bedeutender Theil der übrigen mit der weitern Verarbeitung landwirthschaftlicher Erzeugnisse. Je höher eine Nation an Cultur steigt, desto mehr steigt auch die Production, weil die Ge-

schicklichkeit auf der einen Seite und das Ineinandergreifen auf der andern das Gewerbe erheben. Ein Acker, der vorher nur 3 Thlr. Landrente abwarf, gibt nun 20—30 und mehr. Noch wissen wir eigentlich nicht, wie weit der Ertrag des Bodens gebracht werden kann, wohl aber, daß sich mit dessen Kultur die Arbeit vermehrt und diese Vermehrung die Zunahme der Bevölkerung in gleichem Schritte zur Folge hat, wenn anders die Regierungen nicht unverständige Maßregeln nehmen. Ein stark bevölkertes Land ist auch zugleich ein gleichmäßig cultivirtes. Aus dem Artikel Kornbill erweist sich, daß England nicht so wohl durch seine viel gepriesenen Fabriken und seinen Handel als vielmehr durch seine Landwirthschaft reich geworden ist. Mit jedem Schritte zur Vollkommenheit der Landwirthschaft wächst das Nationalvermögen. Ein Agriculturstaat fällt darum auch nur allein mit der Abnahme der Bevölkerung. Durch die Landwirthschaft wird ein Volk unabhängig von Außen und hat als Staat im Innern seine nöthige Bindung und Festigkeit, denn es erzeugt seine bekannten und berechneten Bedürfnisse. Diese Erzeugung beschäftigt die an dieselbe geschlossene Volkszahl zum größern Theil unmittelbar und den andern als unentbehrliche Hülfe mittelbar, wie alle Handwerker, welche für die Landwirthschaft die Werkzeuge und andere Hülfsmittel verfertigen, oder welche auch nur zur Befriedigung anderweitiger Bedürfnisse des Volks gewerbsthätig sind, z. B. Kleider verfertigen, rohe Stoffe verarbeiten oder damit Handel treiben. Die Landwirthschaft wird als Kunst ausgeübt, d. h. man betreibt sie nach gewissen Regeln, welche die Erfahrung an die Hand gab, oder durch den prüfenden Scharfsinn in Verein der Naturwissenschaften geschaffen wurden. Sie kann daher als Kunst erlernt, aber auch als Wissenschaft gelehrt werden. In so fern sie als Kunst betrachtet wird, führt sie den Namen der niedern Landwirthschaft, als Wissenschaft heißt sie die höhere Landwirthschaftswissenschaft. Jene nennt man auch den besondern und diesen den allgemeinen Theil. — Rein wissenschaftlich ist sie erst in der jüngsten Periode bearbeitet worden, wenn man auch vorher schon ein wissenschaftliches Lehrgebäude angefangen hatte. Durch diese Bearbeitung erhielt sie nun auch den ehrenden Namen: rationelle Landwirthschaft, und wir nennen den einen rationellen Landwirth, welcher im Besitze der höhern Landwirthschaftswissenschaft ist und durch Hülfe dieser das landwirthschaftliche Gewerbe praktisch betreibt. Der rationelle d. i. wissenschaftliche Landwirth unterscheidet die Fälle scharf, schafft sich nach den obwaltenden Verhältnissen die Regel dafür und kann darum zu ihrer Ausführung auch die zweckmäßigsten Mittel auffinden und anwenden. Der blos angelernte Landwirth darf sich dagegen nie ohne bestimmte Anweisung von seinem Leisten entfernen, ob dieser wohl nur für eine besondere Lage passend sein kann. Er darf nur, sagt Thaer, seiner einmal angenommenen Regel gemäß der bestimmten Vorschrift des Einsichtsvollern folgen, und wird, wenn er selbst denken und frei handeln will, dem Soldaten gleichen, der voll persönlichen Muths aus Reih und Glied hervortretend Feuer gibt, und statt die gute Sache zu befördern nur alles in Verwirrung bringt. Deshalb ist es oft sehr richtig, wenn man sagt, daß Wirthschaftsverwalter, die in andern Gegenden und unter andern Verhältnissen der Sache glücklich vorgestanden hatten, nun, anders wohin versetzt, durchaus bei jedem Schritte strauchelten und das Ganze in Verwirrung brachten. Ihre auf Glauben angenommene Regel paßte nicht bei verschiedenem Boden, der

schiedenem Maße der Kräfte und verschiedenen Verhältnissen. Und so erklärte man diese auf ihrem Flecke kunstgerechten Oekonomen für unwissende. Der wahre rationelle Landwirth dagegen wird sich in den verschiedenartigsten Lagen orientiren, wenn er sich die Zeit nimmt, diese richtig kennen zu lernen. — Der nicht wissenschaftlich gebildete Landwirth kann dadurch auch von den besten Büchern wenig Gebrauch machen, denn er kann die neuern Ideen nicht ordnen und in das Ganze verweben. Für ihn sind nur diejenigen Schriften, welche auf die besondern Verhältnisse, worin er sich befindet, wahren Bezug haben. Seine Bildung besteht in der handwerksmäßigen Erlernung. Die Landwirthschaft zerfällt in zwei Hauptttheile: Pflanzenbau und Viehzucht. In der Regel pflegen beide mit einander verbunden zu sein, es kann aber jede für sich betrieben werden, wie das auch wirklich der Fall ist. Der Pflanzenbau, als Theil der Landwirthschaft betrachtet, zerfällt in mehrere Abtheilungen, welche nicht nur ihre besondere Benennung haben, sondern auch selbst als ein für sich bestehendes Ganze, als ein geordneter Wirthschaftszweig betrieben werden, als Getreidebau; — Wiesenpflanzenbau, Wiesenwirthschaft; — Obstbau d. i. Obstbaumzucht, mit Einschluß des Weinbaues; — Holzbau, Forstwirthschaft. Der Gartenfruchtbau oder die Gärtnerei ist nur in sofern als besonderer Theil anzusehen, als der Gärtner mehr oder weniger Kunst anwendet, gewisse Pflanzen zu produciren. Nicht selten werden in einer und derselben Wirthschaft die hier genannten Zweige als ein Ganzes zusammenvereinigt, ob sie gleich dagegen wiederum einzeln betrieben werden. Jeder kann eine sehr bedeutende Ausdehnung erhalten und dadurch den einen oder den andern sehr beschränken oder gänzlich verdrängen, z. B. der Getreidebau den Anbau der Holzpflanzen; die Gärtnerei wird besonders in der Nähe großer volkreicher Städte wohl so weit ausgedehnt, daß der Getreidebau gänzlich verschwindet. Obwaltende Localverhältnisse bestimmen jeglichesmal, welchem Zweige vor dem andern der Vorzug einzuräumen ist. Indeß bleibt im Allgemeinen der Getreidebau der hauptsächlichste Zweig und schließt den Anbau mehrerer anderer Pflanzen keineswegs aus, wie im Artikel Ackerbau dargethan worden ist. Die Viehzucht, als der zweite Theil der Landwirthschaft, begreift die Anzucht, d. i. Vermehrung, und zugleich die Pflege, der Thiere in sich. Sie gründet ihre weitere Abtheilung auf die verschiedenen Thiergattungen, so gibt das Rind die Rindviehzucht, das Schaf die Schafzucht, d. i. Schäferei, das Schwein die Schweinezucht, das Geflügel die Federviehzucht. In der Betreibung weicht jeder Zweig wesentlich von dem andern ab, und pflegt daher auch mehrentheils abgesondert betrieben zu werden. Insbesondere verdient die Fischzucht oder die Fischerei einer Erwähnung. Sie wird gemeiniglich nicht als Theil der Viehzucht aufgestellt, obwohl kein Grund vorhanden ist, warum man Bedenken trägt. Daß die Fische in einem andern Elemente leben, als die übrigen Thiere, die wir absichtlich erziehen oder pflegen, kann und darf uns nicht stören, Begriff und Zweck bleiben ja unverändert. Zudem machen ja die Teiche einen Theil des Landguts aus, und die Fischzucht pflegt mit dem Betrieb der Landwirthschaft unmittelbar ihre Verbindung zu haben. Ihr eine besondere Abtheilung zu widmen, wäre eben so wenig nöthig als es gegen den Begriff, den wir von der Viehzucht aufgenommen haben, streitet. Außer dem Pflanzenbau und der Viehzucht zählt man gemeiniglich noch andere

Gewerbszweige zur Landwirthschaft, wozu sie aber eigentlich nicht gehören, wohl aber mit derselben öfters verbunden und betrieben werden. Wir dürfen sie darum auch nur als landwirthschaftliche Nebengewerbe betrachten. Sie sind technisch und bezwecken die weitere Zugutmachung landwirthschaftlicher Producte. Hieher gehören die Bierbrauerei, Brantweinbrennerei, Stärkefabrikation, Oelschlägerei, Zuckerfabrikation. Noch weniger passend werden zur Landwirthschaft gezählt die Ziegelbrennerei, Kalk- und Gipsbrennerei, Torfstecherei. Erstere gehören zum Hüttenwesen, welches einen Theil des Bergbaues ausmacht und nur letztere, nehmlich die Torfstecherei macht, weil die Bestandtheile des Torfs mehr vegetabilische als mineralische sind, einen Nebenzweig des Landbaues aus, indem dieser die Pflanzenproduction zum Object hat. Die landwirthschaftlichgemäße Arbeit ist als vollendet anzusehen, wenn das beabsichtigte rohe Product erzeugt oder gewonnen ist, z. B. das erbaute Getreide gedroschen, der Hanf und der Flachs gezogen, die Milch gemolken ist. Das Produkt ist nun verkäuflicher Artikel und wird als solcher unter günstigen Umständen auch auf der Stelle verkauft oder zum Abholen aufbewahrt. Das Getreide kaufen die Bäcker, Bierbrauer, Branntweinbrenner, Stärkefabrikanten ꝛc. Runkelrüben und Kartoffeln der Zuckerfabrikant, andere Erzeugnisse, wie Milch, Holz, Fische, nehmen die Consumenten unmittelbar oder durch den Händler mittelbar an sich. Bei mehreren Producten ist jedoch der Landwirth genöthigt, sich einer gewissen weitern Verarbeitung zu unterziehen, Flachs und Hanf verkauft sich nur gebrochen, die Milch muß in Butter oder Käse verwandelt werden. Ist der Landwirth in dem Falle, daß er seine erzeugten Producte nicht als solche verkäuflich abgibt oder abgeben kann, sondern sie weiter zurichtet oder verwerthet, so greift er in andere Gewerbe, vereinigt diese mit dem seinigen. Hier kommen jedoch nur folgende Puncte in nähere Betrachtung. Einmal muß man die hieher vorfallenden Arbeiten nicht zu den landwirthschaftlichen zählen, sondern vielmehr anderntheils als Nebengewerbe aufführen und berechnen. Wenn die auf die Landwirthschaft genau berechneten Arbeitskräfte dem Hauptgewerbe eigentlich nicht entzogen, sondern nur beiläufig aufs Nebengewerbe gerichtet werden, so stört dies eigentlich das landwirthschaftliche Gewerbe nicht, und der Gewinn im Nebengewerbe kann um so größer werden, als auf dieses weder eigene Gebäude doch Arbeiter zu rechnen sind. Wer Zeit und Verhältnisse gut zu benutzen weiß, um die beste Verbindung der vorkommenden Geschäfte herzustellen und zu erhalten, kann die Rente seines Anlagecapitals, das immer vorauszusetzen ist, ziemlich hoch bringen. Es gibt mehrere Gewerbe, die sich füglich mit der Landwirthschaft, zum Gewinn für die Besitzer, verbinden lassen. Besonders verdienen die zunächst einer Erwägung, die sich in einer eigens dazu bequemen Zeitperiode betreiben lassen. Dergleichen sind, welche am besten im Winter vorgenommen werden können, als Brantweinbrennen, Bierbrauerei, Zuckerfabrikation aus Runkelrüben und Kartoffeln, Tabackszubereitung, Oelpressen, Handel mit Getreide, Holz, Flachs, Hanf. Für die Wirthschaft einflußvoll sind diejenigen Nebengewerbe, welche derselben nutzbare Abgänge verschaffen, wie z. B. die Brantweinbrennerei, die Bierbrauerei, Zucker- und Stärkefabrikation, die alle ein vorzügliches Futter auswerfen. Das Düngerquantum wird vermittelst desselben vermehrt und durch dieses wieder der Ertrag des Acker

erhöht. Für den kleinen Wirth gibt es sehr viele Gewerbszweige, die er besonders im Winter mit manchen Vortheile betreiben kann, als Spinnerei, Weberei, Flechten des Stroh- und Bastwerks, Verfertigung mancherlei Holzartikel z. B. Siebe, Geräthschaften. Man wird finden, daß die Landleute, wo sie solche Nebenarbeit im Winter vornehmen, arbeitsamer sind, als wo dies nicht der Fall ist. Zugleich pflegen auch solche Dorfschaften am bevölkertsten zu sein. Viele setzen sich besonders auf solche Arbeiten an, weil sie immer Beschäftigung finden. Kinder und schwächliche Personen finden Gelegenheit sich ihr Brod mehr oder weniger ohne andere Unterstützung zu verdienen. Die erstern pflegen bei dringenden Geschäften, z. B. in der Ernte, die Landwirthe zu unterstützen. Allein außer dieser Hülfe veranlassen sie für den letztern noch manche Vortheile, und wenn die Manufacturisten auch nur als Consumenten anzusehen wären. Endlich sind noch die auf das Gewerbe Bezug habenden Verhältnisse der Landwirthschaft zu erwägen. So viel uns bewußt, wird die Landwirthschaft überall als ein freies Gewerbe betrieben, ohne daß irgend ein gesetzlicher Zwang zur Innung führte. Allein im Güterbesitz und in den sogenannten Gerechtsamen derselben ist eine unübersehbare Verschiedenheit, die auf den Betrieb des Gewerbes, auf die Staatsbürgerschaft, ja selbst auf den moralischen Charakter der Menschen mächtigen, aber wohl nirgends guten Einfluß hat. In manchen Ländern geht man von dem Grundsatze aus, daß aller Grund im Lande Erbeigenthum der Regentenfamilie sei, das dann theilweise weiter vergeben und verliehen wird; anderswo ist nur ein Theil als solches Erbeigenthum angenommen, weil das übrige bereits verschenkt oder von vornherein streitig gemacht worden ist. Das erstere gibt Kronen- oder Domänengüter. Kammergüter sind aber solche, die dem Ganzen, dem Staate gehören und dazu dienen sollen, aus ihrem Ertrage die Bedürfnisse des Landes entweder ganz oder zum Theil zu bestreiten. Rittergüter waren anfangs nichts anders als vom Landesherrn bedingungsweise abgetretene Besitzungen, z. B. um bei ausbrechenden Kriegen vom Inhaber verlangen zu können, daß er auf seine Kosten selbst und mit seinen Leuten zum Heere stoße, also persönliche Dienstbarkeit, die in neuerer Zeit in einem milden Geldbeitrag, Donativgeld, Ritterpferdsgeld oder Besitzcanon, verwandelt worden ist. Solche Besitzungen kann in manchen Ländern nur der Adel, aber kein Bürgerlicher erwerben, wohl aber im Auftrage bewirthschaften, z. B. als Pachter, Sequester. Was Bauergüter sind haben wohl die Rechtsgelehrten zu bestimmen sich bemüht, landwirthschaftlich findet sich jedoch kein Stützpunct, sie für etwas anders, als ein gewöhnliches Landgut d. i. eine landwirthschaftliche Gewerbssphäre zu erklären. Pl.

Länge (Geographische), ist die nach Graden, Minuten, Secunden u. s. w. des Aequators oder eines Parallelkreises gemessene Entfernung eines Meridians von einem andern, den man als den ersten annimmt, oder die Entfernung zweier Puncte nach Ost und West oder von West nach Ost. In diesem Fall unterscheidet man westliche und östliche Länge. Durch welchen Punct man den ersten Meridian zieht, ist gleichgültig, nur muß es jedesmal angegeben werden. Sonst hat man ihn meist über die Insel Ferro gezogen; die Franzosen pflegen ihn über die pariser Sternwarte, die Engländer über Greenwich, die Berliner über Berlin zu ziehen. Einige Geographen zählen vom ersten Meridian 180 ° gegen Westen und eben so viel gegen Osten; andre dagegen zählen die Länge von Westen gegen Osten durch den ganzen Aequator bis zu 360 ° fort. Jetzt ist das Gewöhnlichste, den ersten Meridian 20°

westlich von dem Meridian der pariser Sternwarte anzunehmen. Die Länge oder die Bestimmung, wie weit ein Ort oder der durch ihn gezogene Meridian von dem ersten Mittagskreise nach Osten entfernt ist, wird neben der Breite (s. d. Art.) zur Auffindung der wahren Lage dieses Orts auf der Erde erfodert. Aus der Gestalt unsrer Erde folgt, daß die Längengrade nach den Polen hin kleiner, nach dem Aequator, hin aber immer größer werden müssen. Die Breitengrade hingegen sind alle einander gleich; jeder beträgt 15 geographische Meilen. Das Maß eines Grades auf einem Parallelkreise wird gefunden, wenn man die Größe eines Aequatorgrades mit dem Sinus (für den Radius = 1.) der Breite dieses Parallelkreises multiplicirt. Die Länge zeigt den Unterschied der Mittagszeit zwischen irgend einem Ort und dem ersten Meridian an. Da die Sonne ihren scheinbaren Umlauf in 24 Stunden vollendet, so wird jeder Ort, der 15° westlicher als ein andrer liegt, eine Stunde später Mittag haben als dieser. Orte, deren Längenunterschied 180° beträgt, werden stets die gerade entgegengesetzte Tageszeit haben, der eine Mittag, wenn der andre Mitternacht hat. Wie nun der Unterschied der Länge zweier Orte durch die an beiden Orten angestellte Beobachtung der Zeit eines Ereignisses am Himmel (Mondfinsternisse, Sternbedeckungen, insbesondre Verfinsterung der Jupiter-Trabanten) gefunden wird, so kann man auch umgekehrt aus dem Längenunterschiede zweier Orte den Zeitunterschied derselben berechnen, indem man die Bogentheile des Parallelkreises in Zeittheile verwandelt. Es sind nämlich 15° des Parallelkreises = 1 Stunde, 1° = 4′ 15 = 1′, 1′ = 4″, 15″ = 1‴, 1″ = 4‴. Als Beispiel diene der Unterschied der Länge zwischen Berlin und Pekin. Dieser beträgt 103° 3′ 15″ folglich 6 Stunden 52′ 13″ Zeit, um welche Pekin früher Mittag hat als Berlin. Das wichtigste und schwierigste ist die Erforschung der Länge zur See, oder des Schiffs für jeden Augenblick. Das englische Parlament setzte im J. 1714 einen Preis von 20 000 Pfund Sterling auf eine sichre Methode, die Länge zur See bis auf einen halben Grad zu bestimmen. Eine Uhr, die einen gleichförmigen Gang behielte, wäre für einen Seefahrer das bequemste Mittel, um aus dem Unterschiede der Zeit des Mittags auf dem Schiffe und der Zeit nach der Uhr, unmittelbar den Unterschied der Länge des Orts, für welchen die Uhr gestellt ist, und desjenigen, wo sich das Schiff befindet, zu bestimmen. Wirklich verfertigte zuerst Harrison eine solche Seeuhr (Längenmesser, Zeitmesser, Chronometer) von der erfoderlichen Genauigkeit. Sie war auf der ersten Reise binnen 4 Monaten nur 2 Minuten abgewichen. Doch fielen spätere Versuche minder genau aus. Andre Künstler folgten, namentlich Kendale, Mudge, Berthoud, Le Roy, und noch jetzt verfertigen z. B. Arnold und Emery so genaue Chronometer, daß sie auf dem Lande und auch zur See recht wohl zu Längenbestimmungen brauchbar sind. Indeß bleiben doch astronomische Beobachtungen immer das sicherste Mittel. Da Verfinsterungen und Bedeckungen selten vorkommen und schwer zu beobachten sind, so schlug man die Distanzen des Mondes von der Sonne oder andern bekannten Fixsternen zur Längenbestimmung vor, da diese in den meisten Nächten gemessen werden können. Nur wird dazu eine genaue Kenntniß des Mondenlaufes erfodert. Tobias Mayer (s. d.) berechnete Mondstafeln (nachher von Bürg in Wien verbessert), durch welche auch der ungelehrte Seemann in Stand gesetzt wird, durch einfache Rechnungen die Länge innerhalb eines Sechstheils oder höchstens eines Fünftheils eines Grades zu

finden. — Die astronomische Länge oder die Länge eines Gestirns ist der Bogen der Ekliptik, welcher zwischen dem Frühlingspuncte und dem Breitenkreise eines Gestirns enthalten ist, wobei man von Abend nach Morgen zählt, die Angabe aber nach dem Zeichen der Ekliptik macht. Man findet die Länge eines Gestirns durch die gerade Aufsteigung und Abweichung. Sie erleidet durch das Vorrücken der Nachtgleichen (s. d. Art.) eine Veränderung.

Lange (Joseph), einer derjenigen deutschen Schauspieler höhern Ranges, die, wie Garrik und Lekain bei den Engländern und Franzosen, auch bei der Nachwelt in ehrenvollem Andenken bleiben und in der Geschichte der dramatischen Kunst der Deutschen einen festen Platz einnehmen werden. Er ward geboren am 1. April 1751 in Würzburg, wo sein Vater die Stelle eines Legationssecretärs beim fränkischen Kreise bekleidete, und zeigte als Knabe eine vorherrschende Neigung für die Mahlerei. Um sein schon ziemlich entwickeltes Talent weiter auszubilden, ging er nach Wien. Hier fand er einen älteren Bruder in einer angesehenen Familie als Privatsecretär angestellt. Beide hegten gleiche Liebe für das deutsche Theater, für welches in jener Zeit in Wien eben die Morgenröthe anbrach. Einige andere junge Leute von Talent und Liebe für die dramatische Kunst vereinigten sich mit ihnen zu einem Liebhabertheater. Hofrath von Sonnenfels erhielt davon Kenntniß, überzeugte sich von dem Talent der beiden Lange, und bestimmte sie, sich ganz der Bühne zu widmen. Der ältere Bruder starb bald; aber der jüngere schwang sich durch Talent und Studium zum großen Künstler empor und wurde für immer der Liebling des wiener Publicums. Noch jetzt (1818), wo er bereits durch sein Alter in den Ruhestand getreten, zeigt er sich nicht selten in Gastrollen, die ihm jedesmal einen großen Triumph bereiten. Lange neigt sich übrigens der französ. Darstellungskunst an. Er dürfte mit Brizard aus der ältern, und mit Damas aus der jetzigen Zeit der pariser Bühne verglichen werden können. Seine Mahlerstudien vernachlässigte Lange nicht und man hat selbst große sehr geschätzte Bilder von ihm, sogar Altarblätter, wie das in der Nikolsburger Kirche.

Langsdorf (Georg von), gegenwärtig russischer Oberconsul in Brasilien, Sohn des Vicekanzlers von Langsdorf in Heidelberg, verdient hier vorzüglich als der Begleiter Krusensterns auf dessen Reise um die Welt eine kurze Erwähnung. Er ist 1774 geboren. In Buchsweiler erhielt er seine erste Erziehung, und in Göttingen vollendete er seine akademische Laufbahn. Er wurde Doctor der Medicin und begleitete 1797 den Prinzen Christian von Waldeck, als Leibarzt nach Lissabon. Nach dem Tode des Fürsten ging er über England und Frankreich nach Deutschland zurück. Hier kam ihm die Nachricht von der Krusensternischen Unternehmung zu. Sein Wunsch, eine größere Reise blos in naturhistorischer Hinsicht zu unternehmen, wurde dadurch aufs lebhafteste erregt. Er wendete sich nach Petersburg, aber sein Antrag ward abgelehnt, da die Schiffe mit erstem Winde absegeln sollten, auch D. Tilesius bereits als Naturforscher für die Expedition ernannt war. Des ungeachtet reiste Langsdorf noch an demselben Tage, wo er diese Nachricht in Göttingen erhielt, (18. Aug. 1803) in der Absicht, das Aeußerste bei Krusenstern selbst zu versuchen, nach Copenhagen ab, wo die Nadeshda und Newa (die beiden zur Expedition bestimmten Schiffe) sich, wie er erfahren hatte, acht Tage lang aufhalten würden, war so glücklich mit Krusenstern hier zusammenzutreffen, und den nach Japan bestimmten Gesandten

Resanof, den eigentlichen Chef der Expedition, zu bewegen, ihm die Mitreise zu gestatten. (S. Krusenstern.) Langsdorf verlies 1805 in Kamtschatka die Expedition und endigte seine Reise, von den Aleuten und Amerika aus, zu Lande durch Siberien. Die Beschreibung derselben ist in 2 Quartbänden 1812 erschienen.

Lanjuinais, Graf und Pair von Frankreich, einer der ausgezeichnetsten Repräsentanten der franz. Nation, vielleicht der einzige, welcher seine senatorische Würde in gefahrvollen Zeiten mit Geistesgröße behauptet hat. Er ist in Rennes in der Bretagne 1754 geboren und war in der Revolution Advocat. Schon vor der Revolution stand er in dem Rufe eines strengen und unbescholtenen Charakters. 1789 zum Deputirten bei der constituirenden Versammlung erwählt, gründete er hier den Clubb der Bretagner, aus dem der der Jacobiner hervorging. Er zeigte sich bei allen Gelegenheiten als einen eifrigern Vertheidiger der Volksrechte, ging aber späterhin, als die Revolution ihren scheußlichen Charakter annahm, zu weit gemäßigtern Gesinnungen über, die er im Prozesse Ludwig XVI. vorzüglich mit großer Kraft geltend zu machen suchte. Die Rede, welche er gegen die Anarchisten unerschreckt von den Drohungen der Pikenmänner, in der Nacht vom 1. zum 2 Junius 1793 hielt, war ein Beweis seines festen Muthes. Als er gegen die sogenannte Revolutionsgewalt in Paris seine Stimme erhob, hielt ihm einer von den Rebellen die Pistole vor die Stirn; aber Lanjuinais drückte die Augen zu, und blieb fest auf der Tribune. Sein Gegner nahm die Pistole wieder weg, und Lanjuinais fuhr mit demselben Nachdruck und mit noch feurigerer Begeisterung in seiner Rede fort; — ein Zug, der ihn dem Cäsurus und Helvidius vergleichen läßt. Er wurde in die Proscription der Girondisten verwickelt, entging aber dem Mordbeile durch die Flucht, und war glücklich genug, sich bis zum Jahre 1795, wo er nach Robespierre's Sturze in den Convent zurückgerufen wurde, verbergen zu können. Nach der neuen Verfassung, welche ein Directorium, den Rath der 500 und einen Rath der Alten constituirte, trat er in diesen, und nach den 18. Brümaire in den Erhaltungssenat. Er zeigte sich in all diesen Posten als einen eifrigen Freund der Freiheit und der ewig wahren Grundsätze der Moral und der Gerechtigkeit. Er war es häufig allein, der sich im Senate den stets weiter schreitenden Anmaßungen Napoleons aufs kräftigste widersetzte. Er war nach der ersten Einnahme von Paris Mitglied der Specialcommission, welche auf die Absetzung Napoleons antrug. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Pair. 1815 wurde er in die neue durch Napoleon zusammengerufene Deputirtenkammer gewählt und von derselben fast einstimmig zum Präsidenten ernannt. Er betrug sich auf diesem durch die critischen Verhältnisse höchst wichtigen Posten mit eben so vieler Mäßigung und Verstand als ächter Vaterlandsliebe. Nach der zweiten Rückkehr Ludwigs trat er wieder in die Kammer der Pairs, in der er sich mit gleichem Eifer dem Ultraroyalismus widersetzte, mit welcher er früher alle demokratischen und anarchischen Maßregeln bekämpft hatte.

Lannes, Herzog von Montebello, französischer Marschall, ward 1771 geboren. Für die Wissenschaften erzogen, wollte er sich den juristischen Studien widmen, als der ausbrechende Revolutionskrieg die Söhne des Vaterlandes zur Vertheidigung aufrief. Vom Sergent-Major bei der Pyreneenarmee stieg er bald bis zum Divisionsadjutant bei der pariser Nationalgarde. Ungeachtet seiner bewiesenen Tapferkeit ward er nach einiger Zeit entlassen, eilte aber kurz darauf als Frei-

villiger nach Italien wo er dem Obergeneral Bonaparte vorgestellt wurde, der ihn bald schätzen lernte Als Adjutant angestellt, zeichnete ich Lannes in der Schlacht von Millesimo (1796) so vortheilhaft aus, daß er zum Brigadechef ernannt wurde. Nach mehreren Beweisen seiner Tapferkeit trug er auch in der Schlacht bei Lodi vieles zum Siege bei. Nachdem er darauf in Vereinigung mit mehreren Generalen Pavia, welches einen Aufstand erregte, mit Sturm genommen hatte, ward er zum Brigadegeneral ernannt. Mit 600 Grenadieren nahm er, bei der Belagerung von Mantua, die Vorstadt St. Georg ein und bemächtigte sich mit dem Bayonette des daneben gelegenen Brückenkopfs. In der Schlacht von Arcole stürzte er sich, hart verwundet, wiederholt ins Schlachtgetümmel, und erwarb sich dadurch die Freundschaft Napoleons, dessen unzertrennlicher Gefährte er von nun an war. In der Folge marschirte er mit seiner Brigade nach Rom, wo er, nach geschlossenem Frieden, vom Papste mit Auszeichnung empfangen wurde. Vom Directorium zum Divisionsgeneral erhoben, folgte er Bonaparte nach Aegypten, wo er die ausgezeichnetsten Dienste leistete, und besonders die Redoute von Abukir erstürmte, wodurch diese Stadt in die Gewalt der Franzosen gerieth. Da er in Aegypten mehrmals verwundet worden, mußte er, bei seiner Rückkehr nach Paris im Herbste 1799 noch auf Krücken gehen. Am 18. Brumaire commandirte er anfangs in den Tuilerien und nachher vor dem Saale des Raths der Alten, zähmte die Jacobiner im südlichen Frankreich, und ward hierauf zum Befehlshaber der Consulargarde ernannt. Als Commandant der Avantgarde des Heers, welches Bonaparte gegen Oesterreich führte, errang er schnelle Vortheile; besonders zeichnete er sich in der Schlacht von Marengo aus. Nach dem Frieden wurde Lannes im Nov. 1801 als Gesandter nach Lissabon geschickt, kehrte jedoch 1805 bei dem Wiederausbruche des Krieges auf den Kriegsschauplatz zurück, nachdem er bereits in Lissabon (1804) zum Marschall des Reichs ernannt worden war. In der Schlacht bei Austerlitz am 2. Dec. 1805 erhielt er den Oberbefehl über den linken Flügel. Der französisch-preußische Krieg eröffnete ihm im Herbste 1806 ein neues Feld der Thätigkeit. Er war es, der in Vereinigung mit Auzercau am 10. October bei Saalfeld durch Vernichtung des linken preußischen Flügels unter dem Prinzen Louis Ferdinand von Preußen den ersten Grund zu dem Siege über die preußischen Waffen legte. In der Schlacht bei Jena am 14. Oct. befand er sich mit seinem Corps im Centrum des französischen Heeres. Er ließ darauf am 25. Oct. Spandau capituliren, lieferte ein hitziges Treffen bei Pultusk gegen die Russen, focht in der Schlacht bei Eylau, und commandirte in der Schlacht bei Friedland das Centrum der Armee. Nach einem kurzen Aufenthalte auf dem Lande, rief ihn der Krieg aufs Neue ins Feld. Als Herzog von Montebello, zu welchem er bald darauf erhoben ward, eroberte er das sich mit Verzweiflung vertheidigende Saragossa durch unterirdische Minen am 21. Februar 1809. Von Spanien aus folgte er Napoleon nach Deutschland; stürmte am 23. April Regensburg und erreichte endlich in der Schlacht von Aspern und Eßlingen am 22. Mai das Ziel seiner kriegerischen Thätigkeit. Er hatte durch eine Kanonenkugel ein Bein verloren und starb wenige Tage darauf.

Lanzette, ein chirurgisches Ritz- oder Schlitzinstrument, das unter andern zum Aderlassen gebraucht wird.

Laokoon, ein Priester Neptuns (nach Andern des Apollo) zu Troja, war nach dem scheinbaren Abzuge der Griechen eben damit beschäftigt, auf einem am Meere errichteten Altare dem Neptun einen Stier zu opfern, als plötzlich von der Insel Tenedos her zwei ungeheure Schlangen über das Meer geschwommen kamen, und sich gegen das Opferaltar hinwälzten. Die erschrockenen Zuschauer fliehen, Laokoon und seine Söhne werden ihr Opfer. Zuerst werden die Söhne von ihnen umschlungen; dann ergreifen sie auch den Vater, der seinen Kindern mit einem Pfeile zu Hülfe eilen will, umschlingen mehrere male seinen Körper und strecken ihre Köpfe hoch über das Haupt des Unglücklichen empor, der unter Jammergeschrei sich loszuringen strebt. Darauf entfliehen die beiden Schlangen und eilen zum Tempel der Pallas, wo sie sich zu den Füßen der Göttin lagern und unter ihrem Schilde verstecken. Das Volk sieht darin nur die Strafe dafür, daß Laokoon früher das ihr geweihte hölzerne Roß verletzt und mit einem Speer durchbohrt hatte. Dieß die Geschichte des Laokoon, wie sie uns von Virgil (Aen. II., 199) erzählt wird. Andere Schriftsteller (z. B. Hygin) erzählen sie auf andre Weise, obgleich in der Hauptsache übereinstimmend. Diese Begebenheit ist nicht allein durch poetische Bearbeitungen aller Art (Sophokles bearbeitete sie zu einer Tragödie) verherrlicht worden, sondern hat auch zu einem Werke der bildenden Kunst Veranlassung gegeben, welches uns noch aus dem Alterthume übrig geblieben ist. Dies ist die berühmte Gruppe des Laokoon, welche im Jahre 1506 beim Nachgraben in einem Weingarten (in den Bädern des Titus) gefunden und dem Papste Julius II für eine jährliche Pension überlassen wurde, der sie im Belvedere aufstellen ließ, wohin sie auch jetzt von Paris wieder zurückgekehrt ist. Dies Werk ist vollkommen gut erhalten; nur der rechte Arm des Laokoon fehlte, welcher von einem geschickten Schüler des Michel Angelo ergänzt wurde. Von den Urtheilen, welche über dies Kunstwerk von Lessing, Heyne, Hirt, Meyer u. a. gefällt worden sind, wollen wir hier nur dasjenige zusammenstellen, was von Heyne in seinen antiquarischen Aufsätzen, und in den Propyläen darüber gesagt worden ist. Die Gruppe des Laokoon erfüllt, nach der Meinung dieser Schriftsteller, alle Bedingungen, die man von einem vollkommenen Kunstwerke fodert: richtige Kenntniß des menschlichen Körpers, Charakter, Idealität, Anmuth u. s. w. Alle dazu gehörigen Figuren sind nackend vorgestellt. Der Zustand der Figuren ist folgender: Laokoon selbst hat die eine Schlange mit beiden Händen gefaßt, mit dem ausgestreckten rechten Arme den untern und mit der linken Hand den obern Theil, indem eben die Schlange ihren Zahn über die Hüfte einsetzt. Der Kopf dieser Schlange an der Gruppe, wie sie jetzt vorhanden, ist nicht ganz glücklich restaurirt, indem die Stelle des eigentlichen Bisses nicht recht angegeben ist; aber es haben sich noch die Reste der beiden Kinnladen in dem hintern Theile der Statüe erhalten, so daß uns über die Absicht des alten Künstlers keine Zweifel übrig bleiben. Außerdem leidet Laokoon noch eine Beklemmung durch eine neue Umwickelung am dicken Beine und am untern Arme. Der Hauptausdruck bei ihm ist augenblickliches Gefühl der Wunde. Die Schlange hat nicht gebissen, sondern sie beißt noch und zwar an den empfindlichsten Theilen des Körpers. Der Körper entweicht auf die entgegengesetzte Seite, der Leib zieht sich ein, die Schulter drängt sich herunter, die Brust tritt hervor, der Kopf senkt sich nach der berührten Seite. Außer dem leidenden Ausdrucke des Schmerzes sieht man bei ihm auch

das thätige Bestreben, sich von dem furchtbarsten Feinde loszumachen, und sich und seine Kinder mit Gewalt zu befreien. Er preßt die Schlange, und eben dadurch gereizt, beißt sie. In den ringenden Armen und den von der Schlange noch umwundenen Füßen zeigt sich der Ueberrest der vorhergehenden Situation, wo die Schlange sich um den Unglücklichen wand, und er sie mit den Händen faßte, und so entsteht eine Zusammenwirkung von Streben und Fliehen, von Wirken und Leiden, von Anstrengungen und Nachgeben, die vielleicht unter keiner andern Bedingung möglich wäre. Zugleich sind, außer dem körperlichen Schmerze, die geistigen Leiden des Mannes auf der höchsten Stufe vorgestellt. Angst, Furcht, Schrecken, Vaterliebe sind nicht weniger, als der körperliche Schmerz kennbar ausgedrückt. Von den Söhnen ist der jüngste an Füßen und Armen von der andern Schlange umwunden, besonders ist ihm die Brust zusammengeschnürt. Durch die Bewegung des rechten Arms sucht er sich Luft zu machen; mit der linken Hand drängt er sanft den Kopf der Schlange zurück, um sie abzuhalten, daß sie nicht noch einen Ring um die Brust ziehe. Sie ist im Begriff, unter der Hand wegzuschlüpfen; keineswegs aber beißt sie, wie man sonst geglaubt hat. Er strebt ohnmächtig und ist geängstigt, aber noch nicht verletzt. Der älteste Sohn ist am leichtesten verstrickt, indem ihm die Schlange nur den rechten gegen den Vater ausgestreckten Arm, und der hintere Theil der andern sein linkes Bein umwindet. Er fühlt weder Beklemmung, noch Schmerz, erschrickt aber über die Verwundung seines Vaters und schreit auf, indem er die Schlange von dem linken Fuße abzustreifen sucht. Die Wirkungen der Schlange sind stufenweise angegeben: die eine umschlingt nur, die andere wird gereizt und verletzt ihren Gegner. Eben so ist die Bedeutung der drei Personen dieser Gruppe sehr weise abgestuft: Laokoon ist ein starker, wohlgebauter Mann, aber schon über die Jahre der Energie hinaus, weniger fähig, Schmerz und Leiden zu widerstehen. Einen rüstigen Jüngling an seine Stelle gedacht, und die Gruppe würde ihren ganzen Werth verlieren. Die beiden mit ihm leidenden Knaben sind gegen den Vater klein gehalten, um diesen, als Hauptgegenstand der Gruppe, desto mehr auszuzeichnen. Der älteste, als wenigsten verstrickte Sohn ist zugleich auch der Beobachter, Zeuge und Theilnehmer bei der That, und so erhält das Werk die vollkommenste Abgeschlossenheit. Es ist nicht zu leugnen, daß der gewählte Gegenstand an sich selbst einer der glücklichsten für die bildende Kunst ist, weil es nichts Ausdrucksvolleres geben kann, als Menschen mit gefährlichen Thieren im Kampfe, und zwar mit Thieren, die nicht als Massen und Gewalten, sondern als einzelne, vertheilte Kräfte wirken, und die daher nicht einen zusammengefaßten, auf einen Punct vereinten, sondern einen vertheilten Widerstand fodern und vermöge ihres Baues fähig sind, drei Menschen, mehr oder weniger, ohne Verletzung in einen Zustand der Lähmung zu versetzen. Eben durch dieses Mittel der Lähmung wird über das Ganze, ungeachtet der großen Bewegung, eine gewisse Ruhe und Einheit verbreitet. Aber so wie nun der Gegenstand an sich selbst sehr gewählt ist, so konnte der Moment der ganzen Gruppe ebenfalls nicht glücklicher sein. Dieser ist gesteigert: der eine Körper wird durch Umwinden wehrlos gemacht; der andere ist zwar wehrhaft, aber verletzt, und dem dritten bleibt noch Hoffnung zur Flucht übrig. Im ersten Falle ist der jüngere Sohn, im zweiten der Vater, und im dritten der ältere Sohn. In Rücksicht des gewählten Moments

ist auch noch zu bemerken, daß, wenn ein Werk der bildenden Kunst sich merklich vor dem Auge bewegen soll, ein vorübergehender Moment gewählt werden, und jeder Theil vor und nachher eine andere Lage haben muß. Dieses Erforderniß erfüllt Laokoon vollkommen. Wenn man sich dies recht anschaulich machen will, so stelle man sich in gehöriger Entfernung mit verschlossenen Augen vor das Werk, öffne sie und schließe sie sogleich wieder. Dann wird man den ganzen Marmor in Bewegung erblicken und fürchten, bei Wiedereröffnung der Augen die ganze Gruppe verändert zu finden. Dieselbe Wirkung entsteht, wenn man sie des Nachts bei Fackelschein betrachtet. Aber auch die mechanischen Vollkommenheiten dieses Werks setzen den Kenner in Erstaunen: die vollkommene Richtigkeit der Zeichnung, die schönen, genauen, sanften, fließenden Umrisse der Körper, die höchste anatomische Kenntniß, das Spiel der Muskeln, die Wirkung des körperlichen Schmerzes auf alle Glieder. Hierzu kommt noch die meisterhafte Ausführung des Ganzen, die Behandlung des Marmors und das ganze Mechanische der Bearbeitung, welches Alles nur ein Kenner einzusehen im Stande ist. Alle Figuren sind, ungeachtet des heftigen Schmerzes, Ideale der schönen Natur, ohne daß dadurch der Ausdruck dieses Schmerzes und die Folgen vom Drucke der Schlangen verwischt sind. Verfertigt wurde dieses Werk, wie man nach Plinius annimmt, aus einem einzigen Steine von den Bildhauern Agesander, Polydorus und Athenodorus, alle drei aus Rhodus gebürtig, von denen die beiden Letztern wahrscheinlich die Söhne des Erstern gewesen sind. Ueber das Zeitalter, worin das Werk verfertigt worden, ist bisher noch Zweifel gewesen: Massei setzt es in die achtundachtzigste Olympiade, oder in die ersten Jahre des peloponnesischen Krieges; Winkelmann in das Zeitalter Lysipps und Alexanders, und Lessing macht es wahrscheinlich, daß jene drei Künstler unter den ersten Kaisern gelebt haben. Aber man muß billig zweifeln, ob die Statue, von der Plinius mit so enthusiastischem Lobe spricht, eine und eben dieselbe mit derjenigen sei, welche wir jetzt besitzen. Plinius sagt von der seinigen, daß sie aus einem einzigen Stücke gearbeitet gewesen; die vorhandene hingegen ist, nach der Bemerkung verständiger Beobachter, aus mehrer Blöcken zusammengesetzt, obgleich die Fugen sehr künstlich versteckt sind. Man könnte dagegen freilich einwenden, daß die Fugen, da zu Plinius Zeiten die Gruppe noch gar Nichts gelitten hatte, so künstlich versteckt und verkleidet sein konnten, daß auch der geübteste Beobachter glauben mußte, sie sei aus einem einzigen Steine verfertigt gewesen. Auf alle Fälle wird die Sache dadurch zweifelhaft. Man hat von Laokoon verschiedene Copien neuerer Künstler, unter andern eine von Bacio Bandinelli, die zu Florenz in der Mediceischen Galerie aufgestellt ist; ferner eine von Bronze gegossene, nach einem Modell von Giacopo Tatti oder Sansovino. Diese Copie kam nach Frankreich. Die Gruppe des Laokoon selbst steht auf einem ungefähr mannshohen Piedestal. Diese Aufstellung scheint zu niedrig zu sein, da die Hauptfigur über Lebensgröße hat. Wahrscheinlich hatte dieses Werk ehemals eine höhere und vortheilhaftere Stellung. Merkwürdig ist dieses Werk auch dadurch, daß es eine interessante Vergleichung der Poesie und bildenden Kunst in der Bearbeitung eines und desselben Stoffes veranlaßt hat. Hierauf bezieht sich Lessings berühmte Schrift: **Laokoon, oder über die Grenzen der Malerei und Poesie.**

Laon (Schlacht bei) am 9. März 1814. Feldmarschall Blücher war nach seinen Unfällen in der Mitte Februars bereits wieder gegen Meaux vorgedrungen, als sich Bonaparte am 5. März mit großer Uebermacht auf ihn warf und den schleunigsten Rückzug nöthig machte. Dieser erfolgte über Chateau Thierry, Oulchy le Chateau, Soissons (welches G. Bülow, der sich hier mit der schlesischen Armee vereinigte, glücklicherweise genommen), Craonne nach Laon, wo die Armee am 8. concentrirt ward, nachdem am 7. das hitzige Gefecht bei Craonne Statt gefunden. Am 9. entwickelte sich die Armee in Erwartung einer Schlacht auf und an dem Plateau von Laon, dessen steiler Abfall die vorliegende Ebene beherrscht, so daß Winzingerode den rechten Flügel, Bülow an der Anhöhe vor der Stadt das Centrum, Kleist und York den linken Flügel dergestalt bildeten, daß das Corps des erstern von der Vorstadt Vaux bis an den Hügel, der die Straße nach Rheims beherrscht, das des letztern auf der äußersten linken Seite stand. Als sich Nachmittags bedeutende feindliche Massen gegen sie zeigten, wurden die Corps von Langeron und Sacken — die bis dahin hinter dem rechten Flügel gestanden — ihnen als Reserve zugewiesen. Die Franzosen eroberten auf dem rechten Flügel die Dörfer Semilly und Ardon, und wurden daraus zurückgeworfen, worauf sich dort ein stehendes meist unentscheidendes Gefecht entspann; allein gegen 3 Uhr Nachmittags entwickelten sich starke feindliche Colonnen gegen den linken Flügel der Stellung, die Straße nach Marle bedrohend; die Corps von York und Kleist kamen ins Gefecht, man stritt um den Besitz des Dorfes Athis, in welchem sich beide Theile hielten, die Entscheidung der Schlacht am folgenden Tage erwartend. Die Generale v. York und v. Kleist hatten sich indeß dahin vereinigt, am Abend einen plötzlichen und allgemeinen Angriff auf den französ. rechten Flügel zu versuchen, wozu der Feldmarschall seine Genehmigung gab. Die gesammte Cavallerie unter G. v. Ziethen ward deshalb auf Umwegen in des Feindes rechte Flanke gesendet, und der Angriff begann in dem Momente, wo die preußischen leichten Truppen das brennende Athis verlassen mußten, indem es der Feind stark besetzte. Jene schlossen sich sofort an die Division des Prinzen Wilhelm an, (gebildet aus der 2. und 8. Brigade) welche voraus auf Athis rückte, unterstützt von der Division des General-Majors v. Horn, (1. und 7. Brigade — beide Divisionen bildeten das 1. Corps) während weiter rechts das Corps von Kleist ebenfalls vorrückte. Das Dorf ward eben so wie eine dahinter gelegene Höhe schnell genommen, und da in diesem Momente die preußische Cavallerie in den französischen rechten Flügel einbrach, einen großen Artillerie-Train nahm und eben so wie die in der Front vorrückende Infanterie Alles vor sich niederwarf, so artete der nach kurzem Widerstande vom Feinde angetretene Rückzug bald in eine völlige Flucht aus. Dieser gelungene Ueberfall kostete dem rechten französ. Flügel (Corps von Marmont und Arrighi) 46 Geschütze und mehrere tausend Gefangene, Versprengte ꝛc.; er ward bis Fetieux verfolgt, und die Cavallerie streifte am folgenden Tage bis Bery au Bacq. Hätten sich die Sieger, nachdem sie so den rechten Flügel der Franzosen gänzlich über den Haufen geworfen, gegen das Centrum wenden dürfen, so war bei der Art des Terrains, das sie dabei sehr begünstigt haben würde, eine gänzliche Niederlage des Feindes unvermeidlich. — Sie wurden indeß durch einen Befehl des Feldmarschalls in die Hauptstellung zurückgerufen, denn da Bonaparte am 10. seine Angriffe auf den

rechten Flügel der schles. Armee wiederholte — wahrscheinlich um sich einen ruhigen Rückmarsch zu erkämpfen, so glaubte man jene augenscheinlichen Vortheile aufgeben zu müssen, um die Position zu halten. Dies gelang auch gegen alle wiederholte Angriffe — worunter am Abende einer auf Laon selbst — vollkommen. Bonaparte zog sich sodann, glücklicher als er vielleicht selbst gehofft hatte, über Chavignon zurück, und endete so für immer seine Offensivbewegungen gegen die schlesische Armee, deren Vereinigung mit dem Hauptheere 14 Tage darauf erfolgte.

Laperouse, Lapeyrouse, s. Perouse.

Lapidarschrift ist eine solche, welche auf steinernen Denkmählern gebraucht wird. Da dergleichen Inschriften, wegen der Beschränktheit des Raumes kurz und gedrängt sein müssen; so ist darum auch der sogenannte Lapidarstyl als ein Muster von bündiger Schreibart betrachtet worden. Die Lapidarschrift hat übrigens ihre eigenen Regeln für die Absetzung der Reihen.

Lapide (Hippolytus a), s. Hippolytus a Lapide.

Lapis Lazuli (Lasurstein) wird gewöhnlich zu dem Kieselgeschlechte gerechnet. Sein deutscher Name ist persisch und bedeutet blau. Er ist von schöner himmelblauer Farbe, welche von den ihm beigemischten Eisentheilen herrührt, durchsichtig, auf dem Bruche matt und erdig, und mit Puncten von Schwefelkies versehen. Er bricht im südlichen Sibirien am mittäglichen Ende des Baikal, und in der Bucharei; auch in China, Tibet, Persien und Natolien. Wahrscheinlich ist er der Sapphir der Alten, auf dessen Beschreibung er, aber nicht unser Sapphir, paßt. Seine Hauptbestandtheile sind Kieselerde, Alaunerde, kohlensaurer Kalk und Schwefelsäure. Man bereitet aus dem Lasurstein, indem man ihn reinigt, glüht und pulvert, den Ultramarin. Es gibt auch einen unächten Lasurstein (armenischer Stein), der aber im Feuer die Farbe verliert; am Stahle keine Funken gibt und sich nicht poliren läßt. Er wird zum Bergblau gebraucht und in Armenien gefunden.

Laplace oder La Place, einer der berühmtesten jetzt lebenden Mathematiker und Astronomen, ist bei Beaumont in Auge 1749 geboren, und lehrte einige Zeit an der dortigen Militärschule die Mathematik. Später begab er sich nach Paris, und widmete seine Thätigkeit der Astronomie und der mathematischen Geographie, die von ihm bedeutend erweitert wurden. Er war es, dem es gelang, die Kunstgriffe der Analysis dergestalt zu vervollkommen, daß nunmehr die verwickeltsten Erscheinungen im Planetenlaufe erklärt und auf das von Newton gefundene Gesetz der Attraction zurückgeführt werden konnten. Aber auch der Staat nahm seine Thätigkeit in Anspruch. Von den Consuln nach dem 18. Brümaire zum Minister des Innern ernannt, ward er bald in diesem Posten von Lucian Bonaparte abgelöset. Im Dec. 1799 trat er in den Erhaltungssenat, ward 1803 zum Vicepräsidenten und im Sept. zum Kanzler desselben erwählt, außerdem noch in den Grafenstand erhoben und mit dem großen Bande der Ehrenlegion beschenkt. Ludwig XVIII. nach seiner Thronbesteigung ernannte ihn zum Pair von Frankreich. Von seinen Schriften, die zum Theil in den Memoiren der Akademie zerstreut sind, sind die wichtigsten seine Mécanique céleste, Paris 1799. 4. Vol. 4., die beiden ersten übersetzt von J. K. Burckhardt, Berlin 1800. 2. Vol. 4. und seine Exposition du Système du Monde. 4. Edit. Paris 1813. 4. deutsch von J. K. F. Hauff, Frkf. 1797. 2. Vol. 8., ein

Buch, welches die Resultate des vorgenannten größern Werkes in einer populären Sprache darstellt und die größten Empfehlungen verdient.

Lappland (Sameland), eine große Landschaft in Europa, welche den nördlichsten Theil desselben, vom 64 bis 71° der Nordbreite einnimmt, grenzt gegen Norden an das Eismeer, gegen Süden an Nordland und Finnland, gegen Osten an das weiße Meer und gegen Westen an Norwegen. Sie wird eingetheilt: 1) in das norwegische Lappland (Finnmarken), 2) in das russische und 3) in das schwedische Lappland. Das norwegische Lappland, etwa 1800 Quadratmeilen groß, nimmt den nördlichsten Theil Lapplands ein und wird zu dem norwegischen Stifte Drontheim gerechnet. Das russische Lappland wird in Muremanns-Leporie, in Terskoy-Leporie und Bellamoreskoy-Leporie eingetheilt, begreift den nordöstlichsten Theil Lapplands, und gehört zu dem Gouvernement Archangel. Das schwedische Lappland, welches den südlichsten Theil Lapplands einnimmt, war sonst in sieben Lappmarken eingetheilt: a) Jäneslands-Lappmark, b) Angermannslands- (Aseln-) Lappmark, c) Umeo-Lappmark, d) Piteo-Lappmark, e) Luleo-Lappmark, f) Torneo-Lappmark und g) Kemi-Lappmark. Jetzt aber, seit dem Frieden von Friedrichshamm, wodurch Finnland an Rußland abgetreten wurde, gehören ein Theil von Torneo-Lappmark und ganz Kemi-Lappmark nicht mehr zu Schweden, sondern zu Rußland, und sind mit dem Gouvernement Finnland vereinigt worden. Das ganze schwedische Lappland hat keine Städte, sondern nur 31 Dorfschaften oder Flecken mit ungefähr 8000 Einwohnern. In diesen Dörfern befinden sich 11 Kirchen, welche nur aus Balken und Brettern zusammengefügt sind. Lappland ist ein kaltes, rauhes, waldiges, theils bergiges, theils ebenes und sumpfiges Land, durch welches sich die rauhe Kette der nordischen Alpen mit ihren weit verbreiteten Aesten hinzieht. Sie verflächt sich allmählich gegen Osten hin; auf der Nordwestseite ist sie am höchsten. Viele Bäche und Flüsse entströmen diesen Gebirgen, und ergießen sich entweder in das nördliche Eismeer oder in den Bothnischen Meerbusen. Auch gibt es zahlreiche Seen, zum Theil von einem beträchtlichen Umfange. Das Klima ist sehr kalt, der Winter lang und strenge, der Sommer sehr kurz; der längste Tag dauert hier in den südlicheren Gegenden 24 Stunden und in den nördlichsten 3 Monate; eben so lang ist dann die längste Nacht im Winter. Der Boden ist nur in wenigen und blos in den südlichsten Gegenden des schwedischen Lapplands des Anbaues fähig, in andern wachsen blos verschiedene Moos- und Flechtenarten, auch eßbare Beeren. Die Waldungen bestehen aus Tannen, Fichten, Erlen, Birken und Weiden. Nur die Kolonisten in diesem Lande haben Pferde, Rindvieh und Schafe, bei den Lappen vertritt das nützliche Rennthier nebst dem Hunde die Stelle aller übrigen Hausthiere. Von wilden Thieren gibt es Wölfe, Bären, Vielfraße, Luchse, Füchse, Marder, Hermeline, Fischottern, Hasen ꝛc. An Zugvögeln und anderem wilden Geflügel, so wie an Fischen hat das Land einen reichen Ueberfluß. Von Mineralien findet man Eisen, Kupfer und silberhaltiges Bleierz. Lappland ist sehr spärlich bevölkert; die Einwohner sind theils Lappen, als Ureinwohner, theils fremde Kolonisten. Die Lappen, oder wie sie sich selbst nennen, Same, (denn Lappe halten sie für ein Schimpfwort) sind ein finnisches Volk, und ihre Zahl

kann etwa 15,000 betragen. Sie sind von sehr kleiner Statur, zwischen vier und fünf Fuß, oft auch darunter, haben eine braune Gesichtsfarbe, schwarze Haare, eine gutmüthige Physiognomie und einen kraftvollen, abgehärteten, sehr gelenkigen Körper. Sie sind von Natur gutartig und sanftmüthig, haben keine hervorstechenden Laster, aber auch keine großen Tugenden; überhaupt zeichnen sie sich durch ihre Gleichgültigkeit aus, lieben ihr Vaterland, und sind in ihrer Art glücklich. Es fehlt ihnen auch nicht an gesundem Verstande und an Anlagen zu mancherlei Kunstgeschicklichkeit. Daher gerben sie Häute, verfertigen Zwirn aus den Sehnen der Rennthiere, weben Decken, stricken Handschuhe, machen hölzerne Geräthschaften, Kähne, Schlitten und die ihnen nöthigen Kleidungsstücke. Die Kleidung beider Geschlechter ist wenig von einander verschieden, beinahe nur durch mehreren Flitterputz zeichnen sich die Weiber aus; beide Geschlechter tragen Mützen, Oberröcke, lange Hosen und Stiefeln, entweder von Leder oder von Pelzen, oder von grobem Tuche. Im Sommer wohnen die Lappen unter Zelten; ihre Winterwohnungen bestehen in runden aus Stangen aufgerichteten und mit Birkenreisern und Rasen überkleideten Hütten, die oben ein Luftloch für den Rauch haben. Die Nahrungsmittel liefern ihnen theils die Rennthiere, theils die Fische. Nach dieser verschiedenen Nahrung theilen sich die Lappen in Rennthier- oder Berglappen und in Fischerlappen. Jene sind nomadisirende Hirten, die mit ihren Rennthierheerden von Weide zu Weide ziehen. Ein wohlhabender Lappe hat einige hundert Rennthiere, die auch zum Ziehen der Schlitten und zum Tragen der Lasten gebraucht werden. Die Fischerlappen hingegen, welche wenige oder gar keine Rennthiere besitzen, nähren sich fast allein von der Fischerei. Sie schlagen Robben, fangen Vögel und stellen den Eidergänsen nach. In diesen Fall kommen auch die Rennthierlappen, wenn sie durch Seuchen oder anderes Unglück ihre Herden verlieren. Ehemals waren die Lappen Fetischanbeter, jetzt aber sind sie alle wenigstens getauft. Doch haben sie einen großen Theil ihres alten Aberglaubens beibehalten, und ihre alten religiösen Meinungen den ihnen aufgedrungenen christlichen Glaubenslehren beigemischt.

Larcher (Pierre Henri), ein berühmter Alterthumsforscher, geboren zu Dijon den 12. Oct. 1726. Nachdem er seine Schulstudien bei den Jesuiten zu Pont-à-Mousson geendigt hatte, ging er nach Paris, wo er im College de Laon seiner Neigung zur alten Literatur folgte. Er besuchte darauf England und gab 1750 seine erste Schrift, eine Uebersetzung der Electra des Euripides, der bald mehrere andre Uebersetzungen folgten, heraus. Im J. 1757 erschien unter dem Namen eines Supplément seine Widerlegung der Philosophie de l'Histoire, die ihn mit Voltaire in Streitigkeiten verwickelte, in denen er von Seiten der Gründlichkeit, nicht aber des Witzes, die Oberhand behielt. Diese und andre Schriften, namentlich seine Preisschrift über die Venus, und seine Uebersetzung von Xenophons Rückzug der Zehntausend, befestigte den Ruf seiner Gelehrsamkeit, und 1778 trat er in die Akademie der Inschriften, deren Sammlungen er mit 13 Abhandlungen bereicherte. Erst 1786 erschien seine Uebersetzung des Herodot, eines der schönsten Denkmahle französischer Gelehrsamkeit. Im J. 1796 ward er in das Nationalinstitut gewählt, für welches er in der Folge vier Abhandlungen arbeitete.

Eine bedeutend verbesserte Ausgabe des Herodot erschien 1802, als deren Gegner Volney 1808 ohne Erfolg auftrat. Bei der Einrichtung der kaiserlichen Universität ward er zum Professor der griechischen Sprache an derselben ernannt, die mit diesem Amte verbundnen Functionen aber wegen seines hohen Alters ihm erlassen. Er starb an der Folge eines Falls aus dem Bette den 22. Dec. 1812.

Laren (Familiares) hießen bei den Römern die Familiengötter und häuslichen Schutzgötter. Sie standen als Bilderchen von Holz, Stein, Metall gewöhnlich auf dem Herd in einem Schrein (lararium); bei Vornehmern auch in der Schlafkammer oder eignen Lararien. Man opferte ihnen in wichtigen Fällen ein Ferkel, Lamm oder Kalb. Von den häuslichen Laren unterschied man die öffentlichen, die vom ganzen Staate, einer Stadt oder einer ganzen Menschenclasse verehrt wurden. So war Silvan ein allgemeiner Lar der Landleute, Mars der Krieger. Die eigentlichen öffentlichen Laren waren Zwillingssöhne der Nymphe Lara vom Mercur. Ihnen und dem ebenfalls als öffentlichen Lar verehrten jedesmaligen Kaiser wurde im Anfang des Mai zu Rom ein Fest gefeiert. (Vergl. Penaten).

Largo (in der Musik), von den fünf Hauptgraden der musikalischen Bewegung (s. Tempo) der erste oder langsamste. Ein Stück, welches dies Zeitmaß zur Ueberschrift hat, muß von kurzer Dauer sein, weil es sonst die Aufmerksamkeit ermüden würde. Ein geringerer Grad wird durch Larghetto bezeichnet.

Larive, einer der berühmtesten tragischen Schauspieler der Franzosen, ward zu Dezize geboren, und verrieth schon in seiner frühesten Jugend einen Hang zum Außerordentlichen. Kaum neun Jahr alt, entwich er seinen Aeltern und begab sich in ein Mönchskloster in Bourbonnais, um daselbst, nach Erlangung des gesetzlichen Alters, in den Orden von La Trappe aufgenommen zu werden. Von dort wieder in das väterliche Haus zurückgekehrt, zeigte er, neben einem ungewöhnlichen Talente zur Nachahmung, eine so große Leidenschaft für theatralische Vorstellungen, daß seine Aeltern ihm den Besuch des Theaters verboten. Aber durch diesen Zwang ward seine Leidenschaft nur noch heftiger geweckt. Man that ihn nach Paris in eine Pension, welche er jedoch, kaum sechzehn Jahre alt, aus Liebe zu einem jungen Mädchen heimlich verließ, um dieser nach Honfleur zu folgen. Hier hatte er sich während fünfzehn Monate durch Unterricht den nothwendigsten Lebensunterhalt zu verschaffen gesucht, als seine Aeltern den Aufenthaltsort des Sohns erfuhren, und ihn zur Bestrafung nach Domingo schickten. Bei der Ueberfahrt dahin sowohl, als vorher während seines Aufenthalts zu Honfleur, war es, wo er an den verschiedenartigen Menschen, welche ihm zu Gesichte kamen, und an der Aeußerung der Gemüthsbewegungen, welche sie ihm zeigten, die Menschendarstellung zu studiren begann. Nach seiner Rückkehr betrat er zuerst die Bühne zu Tours. Er war mit Beifall aufgenommen und erwarb sich nach und nach einen solchen Ruf, daß er als Stellvertreter Lekain's nach Paris gerufen wurde. Hier hat er stets mit großem Beifall gespielt, der ihm auch noch jetzt zu Theil wird, wenn er von Zeit zu Zeit die Bühne betritt.

La Roche, s. Roche (Sophie La).

La Roche Jacquelin, (Henri) berühmt geworden in dem Kriege der Vendée. (S. Vendee.) Auch seine Brüder Louis und Auguste,

und seine Schwester Lucie haben sich in diesem Kriege hervorgethan. Er war 1772 geboren und blieb 1794 auf dem Schlachtfelde. Louis starb ebenfalls in dem Kampfe für seinen König 1815. Auguste und Lucie lebten noch 1817. Henri's Gemahlin hat interessante Memoiren über den Vendéekrieg geschrieben, die durch Auszüge in Bran's Minerva und Miscellen der ausländischen Literatur auch in Deutschland bekannt geworden sind.

Larva bedeutet ursprünglich ein Schreckbild, ein Gespenst, besonders ein schädliches (den Laren entgegengesetzt); den Larven opferte man am Ende des Februars. Dann bedeutet Larva auch eine Maske. (S. Masken.) Endlich ist Larve in der Naturgeschichte der Name, welchen alle der Verwandlung unterworfene Insecten in der ersten Lebensperiode, gleich nach ihrer Entwickelung aus dem Ei, führen. (S. Insecten u. Käfer).

Las Casas (Emanuel Auguste Dieudonné, Graf von), bekannt als Verfasser des historischen Atlas, noch mehr aber durch seine treue Anhänglichkeit an Napoleon und die daraus für ihn hervorgegangnen Schicksale, ist um das J. 1763 auf dem Schlosse Las Casas bei Sorèze in Languedoc geboren, erhielt seine erste Jugendbildung von den Priestern des Oratoriums zu Vendome, kam dann in die berühmte Militärschule zu Paris, von wo er sogleich in die Marine eintrat. Er war auf der unter Don Louis von Cordova Befehlen vereinigten Escadre, befand sich bei der Belagerung von Gibraltar, und am 20. October 1782 in dem großen Seetreffen auf der Höhe von Cadix. Nach dem Frieden besuchte er, um sich practisch zu bilden, alle Colonien Amerika's, Neuengland, den Senegal, Isle de France und beide Indien, bestand auf das ehrenvollste die Prüfung, und erhielt sogleich die Stelle eines Schiffslieutenants. Die glänzendsten Aussichten lagen vor ihm, als die Revolution ausbrach. Er hing fest an der Hofpartei, wanderte gleich anfangs nach Worms aus, hielt sich abwechselnd in Koblenz und Aachen auf, wo die französischen Prinzen in der glänzendsten Umgebung lebten, und machte in dem Marinecorps den merkwürdigen Feldzug von 1792 unter dem Herzog von Braunschweig mit, nach dessen unglücklichen Ausgang er sich, von Allem entblößt, nach England flüchtete. Hier hatte er die ungünstigsten äußern Verhältnisse zu bekämpfen. Ohne indeß den Muth zu verlieren, suchte er die Hülfsmittel seiner Subsistenz in sich selbst. Er ertheilte Unterricht in Allem, was man von ihm verlangte, wobei er selbst am meisten lernte. Bald erwarb er Freunde; es wurden ihm glänzende und unerwartete Anträge gemacht, denen er jedoch seine beschränkte aber anständige Lage in London vorzog. Nachdem er noch dem erfolglosen Versuch auf die Vendée und der Metzelei zu Quiberon, der er fast nur durch ein Wunder entging, beigewohnt hatte, beschloß er, sich blos seinem Privatinteresse zu widmen. Er gab damals die Skizze zu seinem historischen Atlas heraus, die mit großem Beifall aufgenommen wurde und ihn in eine Lage versetzte, die ihm nichts zu wünschen übrig gelassen haben würde, wenn er sie in seinem Vaterlande hätte genießen können. Mit Begierde ergriff er daher die Gelegenheit, dahin zurückzukehren, als Bonaparte die Ausgewanderten zurückrief. Er lebte auch in Paris anfangs zurückgezogen, mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt. Sein Hauptwerk war der historische Atlas, der jetzt in größerm Umfang erschien und außerordentlichen Beifall fand. (Neue Aufl. 1820.) Sechs bis sieben Jahre genoß er auf diese Weise eines stillen Glücks. Indeß fühlte sein feuriges und leb-

haftes Gemüth sich immer mehr von Bewunderung für den Mann durchdrungen, der Frankreichs Macht und äußern Glanz immer höher und höher hob, und als derselbe öffentlich erklärte, er werde fortan als schlechte Franzosen Alle ansehen, die sich nicht mit ihm vereinigen würden, eilte auch Las Casas sich ihm anzuschließen. Der Angriff der Engländer auf Vließingen gab ihm bald Gelegenheit, seinen Eifer zu bethätigen. Napoleon ernannte ihn zum Kammerherrn und zugleich auf Las Casas Gesuch, zum Requetenmeister im Staatsrathe in der Section der Marine. Als Holland mit Frankreich vereinigt wurde, sandte ihn Napoleon dorthin, um alle die Marine betreffende Gegenstände in Empfang zu nehmen. Gleich wichtig war eine andre Sendung in die illyrischen Provinzen, um die Liquidation der Staatsschuld dieser Provinzen zu Stande zu bringen. Nach Beendigung dieses Geschäftes bekam er den Auftrag, die Hälfte sämmtlicher französischer Departements zu bereisen, um die zur Abstellung der Bettelei errichteten Institute, die Gefängnisse, Hospitäler und ähnliche Anstalten zu besichtigen. Die Beendigung dieser Mission fiel mit dem Rückzug aus Rußland zusammen. Als bei dem Vordringen der Alliirten gegen die Grenzen eine zahlreiche Nationalgarde errichtet wurde, trat Las Casas in die zehnte Legion, über welche er in Abwesenheit des Chefs das Commando führte. Erst nach der Capitulation gab er dasselbe ab, um sich als Mitglied des Staatsraths nach der Loire zu begeben. Inzwischen erfolgte Napoleons Entsetzung und Ludwig XVIII. Thronbesteigung. Las Casas, als unveränderlicher Anhänger Napoleons, weigerte sich die Beitrittsacte des Staatsraths zu unterzeichnen, besuchte, um nicht Zeuge der Vorgänge in Paris zu sein, England, und lebte nach seiner Rückkehr in der Zurückgezogenheit. Er trat aus derselben erst nach Napoleons Rückkehr von Elba. Dieser ernannte ihn sofort zum Staatsrath und zum Präsidenten der Commission der Bittschriften. Als aber die Schlacht von Waterloo Napoleons zweite Abdankung herbeigeführt hatte, erbat Las Casas sich von demselben als höchste Gunst die Erlaubniß, ihm folgen zu dürfen. Er theilte seitdem, getrennt von seiner Familie, nur von seinem ältesten Sohn begleitet, freiwillig das Schicksal dieses großen Verbannten mit einer Hingebung, Anhänglichkeit und Selbstaufopferung, deren Würdigung jetzt noch nicht möglich ist. Bis gegen Ende des J. 1816 befand er sich bei Napoleon auf St. Helena, und diente demselben vornemlich als Secretär bei Abfassung einer Lebensgeschichte, die jener ihm zu dictiren pflegte. Damals aber wurde ein an sich unverfänglicher, wiewohl freimüthiger und in seinen Details höchst interessanter Brief an Lucian Bonaparte, den er gegen das ausdrückliche Verbot des englischen Commandanten auf St. Helena heimlich nach Europa zu schaffen versucht hatte, die Ursache, daß man ihn von Napoleon trennte, nach sechswöchentlicher Hast nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung brachte, wo man ihn gegen acht Monate in harter Gefangenschaft hielt, und endlich nach Europa zurückschickte. Bei seiner Ankunft auf der Themse wurden ihm seine Papiere genommen; er selbst aber durfte nicht ans Land steigen, sondern wurde nach Ostende übergeschifft, von dort durch das Königreich der Niederlande geführt, und fand erst in Frankfurt am Main im Dec. 1817 einen sichern und ruhigen Aufenthalt, indem er sich unter österreichischen Schutz stellte. Er hat seitdem über die ihm wiederfahrne gesetzwidrige und willkührliche Behandlung, so wie über die Wegnahme seiner Papiere, in einem Schreiben an den Lord

Bathurst nachdrückliche Beschwerde geführt und Gerechtigkeit und Genugthuung gefodert, ohne bis jetzt mehr als die Zurückgabe seiner Papiere bewirkt zu haben. Dies hat ihn bewogen, durch die Bekanntmachung dieses Briefs seine Beschwerden vor den Richterstuhl des Publicums zu bringen. Dieser Brief so wie der Brief an Lucian, der seine Entfernung von St. Helena bewirkt hat, findet sich dem 1818 bei F. A. Brockhaus erschienenen Leben des Grafen Las Casas angehängt. Auch glaubt man, daß das Manuscript von St. Helena ihn zum Verfasser habe, von Andern aber etwas sei verändert worden.

Lascy (Feldmarschall Graf), 1724 aus einem der edlen Geschlechter entsprossen, welche einst Wilhelm dem Eroberer nach England gefolgt waren, diente zuerst als Hauptmann und Volontär in dem Successionskriege der Maria Theresia, und zog durch die ungemeine Thätigkeit, mit welcher er dem Feinde zu schaden bemüht war, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Seinen Kriegskenntnissen hatte es Lascy zu verdanken, daß er schon im neun und dreißigsten Jahre zum Feldmarschall ernannt wurde. Als solcher entwarf er den Plan, durch dessen Ausführung Friedrich II. in seinem Lager bei Hochkirch überfallen und geschlagen wurde. Nach dem siebenjährigen Kriege ward er zum Präsidenten des Hofkriegsraths ernannt, und brachte in diesen Zweig der öffentlichen Verwaltung eine Einheit, Lebendigkeit und Thätigkeit, von welcher man bis dahin keinen Begriff gehabt hatte. Er war die veranlassende Ursache, daß, wenn auch nicht gleich nach dem siebenjährigen Kriege, doch nach dem teschner Frieden zu Pleß, bei Nachod an der schlesischen Grenze eine Festung, Josephstadt genannt, angelegt wurde. Im Innern derselben ließ Kaiser Joseph Lascy's Bildniß mit einer passenden Inschrift und ein gleiches im Saale des Hofkriegsraths zu Wien, mit der Inschrift: Qui belli aeque ac pacis artibus peritus, illis vincere, his patriam invictam reddere docuit, aufstellen. Im Jahre 1788 trat der Feldmarschall Lascy zum letzten Male an die Spitze der österreichischen Armeen, aber nicht als Befehlshaber, sondern als Lieutenant des Kaisers. Die Eroberung Sabacz's war die Folge seines kräftigen Einwirkens auf die Operation gegen diese Festung. Er starb 1801.

Last, als Kornmaß im Norden, enthält ungefähr 60 — 65½ Scheffel. Bei Flößen und Schiffen bedeutet Last die Ladung; auch das größte Schiffsgewicht, 30 bis 45 Centner enthaltend, wornach man die Größe und Stärke eines Schiffs berechnet, z. B. ein Schiff von 100 Last d. i. etwa 200 Tonnen, oder 400,000 Pfund; gleichfalls ein anderes Schiffmaß, nach welchem die Holländer rechnen, und welches 2 Tonnen (jede zu 2000 Pfund) beträgt. Uebrigens ist die Last in Betreff ihres Gewichts sehr verschieden, und wird beinahe an jedem großen Handelsorte anders berechnet.

Laster (in der Moral) ist eine Fertigkeit, dem erkannten moralischen Gesetze willkührlich entgegen zu handeln. Der Mensch wird zwar nicht lasterhaft geboren; da er aber auf der einen Seite ein Sinnenwesen ist, so hat er in der ersten Zeit seines Daseins, wo seine Vernunft noch nicht die gehörige Reife erlangt hat, einen Trieb, seine sinnlichen Neigungen und Begierden ohne Unterschied zu befriedigen. Seine Triebe sind hier sein einziges Gesetz. Sobald ihm aber in der Folge die Vernunft das Sittengesetz ankündigt, und unbedingt von ihm fodert, alle seine Neigungen diesem Gesetze zu unterwerfen; so entsteht zwischen den Foderungen des Gesetzes und dem Drange der sinnlichen Neigungen ein Kampf. Ist dieser Kampf so heftig, daß

der Mensch alle Anfoderungen des Gesetzes von sich zurückweiset, und dieses gegen seine Neigungen nichts ausrichten kann, so kehrt er dadurch die moralische Ordnung um. Im Falle nun durch öftere Wiederholung diese Handlungsweise bei ihm zu einer solchen Fertigkeit wird, daß er sich in allen vorkommenden Fällen nach ihr bestimmt; so wird man ihn mit Recht lasterhaft nennen können. Dasjenige im Menschen, was ihm die pflichtwidrigen Handlungen erleichtert, ihn dazu reizt, und dagegen die Ausübung pflichtmäßiger Handlungen erschwert, heißt natürliche Anlage zum Laster. So wie es etwas Angebornes in der Tugend gibt, gibt es auch etwas Angebornes im Laster. Diese Anlage kann von tausend zufälligen Ursachen herrühren, die nicht in der Gewalt des Menschen gestanden haben, und können daher, als solche, und in sofern der Mensch durch seine Willkühr zu deren Entstehung nichts beigetragen hat, demselben auch nicht zugerechnet werden. Sie liegen sowohl in den natürlichen Erkenntniß- und Begehrungskräften, als in dem Baue des Körpers, in dem Temperamente desselben, in seiner natürlichen Schwäche, im Mangel oder Ueberflusse der Säfte u. s. w. Außer diesen natürlichen Neigungen zum Laster gibt es noch viele andere äußere Veranlassungen zu demselben. Dahin gehören Beispiele, Umgang, Modeton und gegebene Aergernisse. Allem diesen entgegen zu arbeiten, ist der Zweck der Erziehung und Sittenlehre. Und da das mocalische Gesetz unbedingt gebietet, die Neigung nur nach Vernunft zu befriedigen, der Mensch aber mit Freiheit begabt ist, das Gesetz zu verwirklichen, so muß es auch in seiner Gewalt stehen, selbst bei vielen Anlagen und Reizen zum Laster tugendhaft zu werden. Pq.

Lasurstein, s. Lapis Lazuli.

Lateiner (Latini), das uralte Volk, welches die Landschaft Latium in Italien bewohnte, war aus einer Vermischung der Aboriginer mit arcadisch-pelasgischen und trojanischen Abkömmlingen entstanden. Woher der Name Lateiner kommt, ist ungewiß; daß er vom Könige Latinus herstammen soll, ist nicht wahrscheinlich. Als die ältesten Könige der Lateiner werden Janus, Saturnus, Picus und Faunus angegeben, welche bei ihnen zugleich den Rang der Götter behaupteten. Ursprünglich waren diese Namen vielleicht nichts anders, als Benennungen alter pelasgischer Gottheiten, welche mit den Pelasgern zu den Aboriginern gekommen waren. Unter Faunus soll Herkules und Evander gekommen sein, und letzterer die Aboriginer Buchstabenschrift, Musik und andere nützliche Einrichtungen des bürgerlichen Lebens gelehrt haben, auch dem Faunus in der Regierung gefolgt sein. Etwa sechzig Jahre darnach lebte der König Latinus, zu welchem Aeneas gekommen, nachdem er Troja verlassen hatte, und ihm in der Regierung gefolgt sein soll. Von Ascanius, dem Sohne des Aeneas, wurde die Stadt Alba Longa erbaut und zum Sitze der lateinischen Könige gemacht. Von da an wird die Geschichte Latiums, in welchem alle Könige den Beinamen Sylvius führten, bis auf den Zeitpunct dunkel, wo Romulus und Remus einen neuen Staat gründeten. Eifersucht entzündete zwischen den beiden verschwisterten Staaten, dem lateinischen und römischen, einen Krieg, der sich mit Unterjochung der Lateiner und mit der Zerstörung ihrer Hauptstadt endigte. Rom ward die Hauptstadt von ganz Latium, als König Servius die Lateiner durch ein festes Bündniß mit Rom vereinigte. Von diesem Zeitpuncte kann man den Anfang von Roms Größe und Macht rechnen; denn ohne die Tapferkeit und Freundschaft der Lateiner

würde Rom wahrscheinlich nie zu dem Gipfel seiner nachmaligen Weltherrschaft emporgestiegen sein. Tarquinius Superbus suchte dieses Bündniß der Römer mit den Lateinern noch enger zu knüpfen, reizte sie aber, nach seiner Vertreibung, zum Aufstande gegen Rom. Dieser erste Krieg der Römer mit den Lateinern seit dem geschlossenen Bündnisse ward durch die Tapferkeit seiner Dictatoren siegreich für Rom beendigt, und darauf das alte Bündniß unter beiden Völkern wieder erneuert. Im Jahre Roms 414 entstand jedoch ein neuer und weit gefährlicherer Bruch zwischen ihnen. Die Lateiner fingen nämlich einen Krieg mit den Samnitern an, und diese riefen die Römer zu Hülfe. Dadurch entstand ein Streit zwischen Rom und Latium, in welchem letzteres endlich sogar foderte, Rom solle einen Consul und die Hälfte des Senats aus den Lateinern erwählen. Dieses Begehren ward von dem römischen Stolze mit Muth und Entschlossenheit verworfen. In dem darauf entstandenen Kriege gegen den tapfersten und furchtbarsten Feind, konnten die Römer nur mit der äußersten Anstrengung den Sieg erfechten; endlich aber gelang ihnen, Latium unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. Späterhin, als die Römer beinahe schon die Herrschaft der Welt erlangt hatten, machten die Lateiner durch die Theilnahme an dem Bundesgenossenkriege (im Jahre Roms 663) einen nochmaligen Versuch, ihre Freiheit wiederzuerlangen, welches ihnen auch in sofern gelang, als ihnen von den Römern manche ihrer verlornen Vorrechte wieder eingeräumt wurden. (S. Rom). —

Lateinische Sprache, s. Römische Sprache.

Lateran hieß ein Platz in Rom, von der altrömischen lateranischen Familie, welcher derselbe mit seinen Gebäuden bis auf die Zeiten Nero's gehörte. Dieser Kaiser ließ den letzten Besitzer, Plautius Lateranus, hinrichten und eignete sich seine Güter zu, wodurch der Lateranische Palast ein kaiserliches Eigenthum, und von Constantin dem Großen den Päpsten geschenkt wurde, denen er auf 1000 Jahre zum Residenzschlosse diente. Nachdem die Päpste ihre Residenz nach Avignon verlegt hatten und nach Rom wieder zurückkehrten, diente der Vatikan zu diesem Behufe. Die von Constantin an diesem Palaste erbaute Kirche des heil. Johannes vom Lateran ist die bischöfliche des Papstes, und die Hauptkirche in Rom, daher die Inschrift über ihrer Hauptthüre: omnium urbis et orbis ecclesiarum mater et caput; und wird ebenfalls Lateran genannt. Ihr hohes Alterthum, das Andenken von 11 Kirchenversammlungen, die in ihr gehalten worden sind, die seltenen Reliquien die sie aufbewahrt, und ihr prächtiger Bau machen sie vor andern merkwürdig. An ihrem Portale sieht man den Balcon, von welchem herab der Papst dem Volke den Segen ertheilte. Am Hauptaltare darf nur der Papst Messe lesen; denn in diesem Altare befindet sich ein alter hölzerner, an dem schon der Apostel Petrus Messe gelesen haben soll. In dieser Kirche sah man auch sonst die beiden Stühle von rothem Marmor, welche in der Mitte des Sitzes eine Oeffnung haben, und nach der Sage zur Erforschung des Geschlechtes der neuerwählten Päpste gebraucht worden sein sollen, aber wahrscheinlich in den Bädern des Caracalla, wo man sie vorfand, zu ganz anderm Behufe gedient haben mögen. Noch jetzt nimmt jeder neuerwählte Papst feierlich durch die Cavalcate (eine Procession zu Pferde) von dieser Kirche Besitz. Auf dem Lateranplatze steht übrigens noch eine Capelle, welche die Scala santa (eine Treppe von 28 Stufen, die aus dem Hause des Pilatus herrühren soll, und auf der die Gläubi-

gen knieend hinaufrutschen), umschließt, und die vom Kaiser Constantin erbaute Capelle S. Giovanni in fonte, deren Kuppel von acht porphyrnen Säulen getragen wird, welche für die schönsten in Rom gelten.

Laterna magica, s. Zauberlaterne.

Laterne, s. Kuppel.

Latium, die Hauptprovinz des alten Italiens, war der Wohnsitz der Lateiner. Die Grenzen desselben, welche sehr verschieden gewesen zu sein scheinen, rechnet man gewöhnlich, aber vielleicht noch zu ausgedehnt, von der Tiber bis an das Vorgebirge Circeji (Monte Cirilli). Nach Strabo sollen in diesem Raume, außer den Lateinern, noch die Rutuler, Volsker, Herniker und Aequer gewohnt haben. Der eigentliche Umfang Latiums zur Zeit der Erbauung Roms dürfte also höchstens zehn Meilen im Durchschnitte betragen haben, und die wirklichen Grenzen desselben, westwärts die Tiber, nördlich der Anio, östlich der Berg Algidus und südlich die hundert sechzig Stadien von Rom gelegene Stadt Ardea gewesen sein. In der Folge erstreckte sich Latium bis an den Fluß Liris (jetzt Garigliano); die Nord- und Ostgrenzen aber blieben die nämlichen. In der ältesten Zeit traf man an der Küste, wenn man von der Tiber ausging, einen starken Lorbeerwald an, der sich bis an die Stadt Laurentum erstreckte. Nicht nur diese hatte davon den Namen, sondern auch die ganze Gegend hieß davon Laurentinus ager und die Einwohner Laurentes. Dieser Wald soll noch zu den Zeiten des Kaisers Commodus gestanden haben. Zwischen der Tiber und der Stadt Laurentum hatte Aeneas sein Lager aufgeschlagen, welches den Namen Troja führte. Oestlich von demselben, vier und zwanzig Stadien von der Tiber, lag die Stadt Laurentum; weiter hin traf man auf den kleinen Fluß Numicus und auf den Quell der Juturna, und noch weiter östlich, eine halbe geographische Meile vom Meere, auf die Stadt Lavinium. Jenseits der Quelle der Numicus und der Juturna befand sich der Berg, auf welchem dreißig Jahre nach der Erbauung von Lavinium die Stadt Alba Longa gegründet wurde. Hinter derselben, gegen die Herniker zu, lag Aricia; weiter oberhalb, im äußersten nordöstlichen Winkel Latiums, die Stadt Präneste; am nördlichen Ende desselben aber die Stadt Tibur, und zwischen diesen beiden Städten und Rom, Gabii und Tusculum. Alle diese Städte waren Colonien von Alba Longa. Die erste Colonie der Römer unter Ancus Martius war Ostia, unterhalb Rom. Die Flüsse Latiums waren: die Tiber, der Liris, der Anio, Numicus, Ufens, Amasenus und Almo. Der Ufens floß durch die pontinischen Sümpfe. Diese waren schon von den ältesten Zeiten her berühmt und breiteten sich zwischen den Flüssen Ufens und Nymphäus in einem ungeheuern Umfange aus. Außer diesen Sümpfen hatte auch Latium noch einige Seen, unter denen der Lacus Regillus besonders berühmt ist. Die Berge Latiums waren eigentlich nur Hügel, einige ausgenommen, z. B. der albanische Berg und der Algidus.

Latona (bei den Griechen Leto oder dorisch Lato), eine Tochter der Cöos und der Phöbe, nach Andern des Kronos oder Saturnus, gebar vom Jupiter den Apollo und die Diana. Während ihrer Schwangerschaft ward sie von der Juno aufs heftigste verfolgt. Auf ihren Befehl mußte der schreckliche Drache Pytho ihr allenthalben Tod und Verderben drohen, und die Erde, durch einen Eid verpflichtet, durfte ihr keinen Ruheplatz zur Niederkunft gewähren. Lange

irrte sie unstät und flüchtig auf der Erde umher, bis sie auf Delos (s. d. Art.) einen Ruheplatz fand. Nachher suchte der Riese Tityus sie gewaltsam zur Liebe zu zwingen, ward aber dafür vom Apollo und der Diana getödtet. Nach Einigen soll dieser Riese schon vor ihrer Schwangerschaft vom Jupiter mit dem Blitze erschlagen worden sein. Auch verwandelte er einige Bauern Lyciens, die sie auf ihrer Flucht aus Delos, wo sie von der Juno wieder vertrieben worden war, aus einen See nicht wollten trinken lassen, auf ihre Bitte in Frösche. Latona wird als eine sanftmüthige, freundliche Göttin in meerfarbenem Gewande geschildert. Sie heilte mit der Diana den verwundeten Aeneas und krönte ihn mit Ruhm. Als Diana, von der Juno gemißhandelt, nach dem Olymp floh, trug ihr Latona die zurückgelassenen Pfeile und Köcher nach. Oerter ihrer Verehrung waren vorzüglich: Lycien, Delos, Athen und andere Städte Griechenlands. In Creta ward ihr zu Ehren ein besonderes Fest gefeiert, welches Etdysia hieß. Bisweilen nimmt man sie für das Symbol der Nacht, weil die Sonne gleichsam aus der Nacht hervorgeht. Daher wird auch ihr Name von dem griechischen Worte λανθάνειν (verbergen) hergeleitet.

Lattaignant (Gabriel-Charles, Abbé de) ward zu Paris gegen das Ende des 17. Jahrhunderts geboren und von seinen Aeltern zum geistlichen Stande bestimmt. In der Folge wurde er Canonicus zu Rheims und Parlamentsrath zu Paris, wußte aber mit dem Ernste dieser Würden eine fröhliche Liebenswürdigkeit, einen lebendigen Hang zum Vergnügen, und eine nicht geringe Fertigkeit in der leichtern Poesie zu vereinigen. Mit diesen Eigenschaften war er allenthalben ein willkommner Gast. Nachdem er die Freuden des Lebens genossen hatte, zog er sich bei herannahendem Alter in ein Mönchskloster zurück, wo er am 10. Jan. 1779 starb. Seine Gedichte erschienen in vier Duodezbänden, welchen nach seinem Tode noch seine Lieder und seine hinterlassenen Werke gefolgt sind. In der Oper Fanchon ist sein Andenken in der Person des Abbé's gleiches Namens erneuert worden.

Latûde (H. Mazers von) wurde im Jahre 1724 zu Montagnac in Languedoc geboren und im 20. Jahre seines Alters unter Ludwig XV. in die Bastille gesperrt, weil er, um sich die Gunst der Pompadour zu erwerben, dieser vorgespiegelt hatte, es besteht ein Complot gegen sie und man wolle sie vermittelst einer Schachtel mit dem feinsten Gifte tödten. Wirklich kam eine Schachtel an, die aber nichts als etwas Asche enthielt und von Latûde selbst abgeschickt worden war. Ein langes Gefängniß ward die Strafe dieses Betrugs. Mehrere Male suchte er zu entweichen; aber stets dienten diese Versuche nur dazu, seine Gefangenschaft noch drückender zu machen. Er brachte in derselben 35 Jahre zu. Als er endlich zu Anfange der Revolution in Freiheit gesetzt wurde, gab er seine Denkwürdigkeiten heraus, die, außer interessanten Zügen, den Beweis liefern, daß von 20 Personen, die unter Ludwig XV. in die Bastille geworfen wurden, stets 19 diese Strafe verdient hatten und nur durch Verwendung ihrer Familien dem Galgen oder der Galeeren-Strafe entgangen waren. Und doch wurden diese Denkwürdigkeiten in den Händen der Revolutionspartei eine gefährliche Waffe gegen die königliche Familie und gegen die Anhänger derselben. Nachdem die Nationalversammlung dem Latûde 1790 eine Pension bewilligt hatte, diese aber nachher eingezogen werden war, wurden die Erben Amelot's

und der Pompadour durch die Gesetze verurtheilt, ihm einen Schadenersatz zu geben. Von ihnen erhielt er einige Meiereien, die ihm bis an sein Ende anständigen Unterhalt verschafften. Er starb zu Paris im December 1804 in einem Alter von 80 Jahren.

Lauchstädt, Stadt im preußischen Regierungsbezirk und Kreis Merseburg der Provinz Sachsen, 4. Militärabtheilung, von ungefähr 150 Häusern und 1800 Einwohnern, am Lauchebache, mit einem Schlosse und Amte, ist wegen des 1697 entdeckten Mineralbades daselbst im Sommer der Aufenthaltsort vieler bedeutender Personen und Gesellschaften, welche letzteren sich dort, besonders Sontags, aus den nahegelegenen größern und kleinern Orten zu versammeln pflegen.

Lauderdale (Lord), einer der berühmtesten englischen Staatsmänner der neuern Zeit, gegenwärtig in der Opposition, und ein ausgezeichnerer Schriftsteller über Gegenstände der National-Oekonomie und der Finanzwissenschaft. Er ist 1752 geboren. Nach Beendigung seiner Reisen trat er ins Parlament, schloß sich zunächst an Fox an, unterstützte dessen berühmte India Bill, und war bei dem Hastingsschen Prozesse im Jahre 1787 sehr thätig. — Von dem kurzen Foxischen Ministerium im Jahre 1806 war er Mitglied und ging als Friedensunterhändler nach Paris. Der Ausbruch der preußischen Kriegs hob aber alle Unterhandlungen auf, und Laudale kam ohne Erfolg zurück. An den Ministerien seit Fox's Tode hat er keinen Theil gehabt, und ist seit diese Zeit immer der Opposition zugethan gewesen. Von seinen Schriften ist die bekannteste: an Inquiry into the nature and origin of public wealth, 1809. Sie ist auch ins Deutsche übersetzt.

Laudon, s. Loudon.

Lauenburg, oder Sachsen-Lauenburg, dänisches Herzogthum, zum deutschen Bunde gehörig, in Niedersachsen, ein bis zu den Zeiten Heinrichs des Löwen streitiges Grenzland zwischen Sachsen und Slaven, die 1065 einen sächsischen Missionär in ihrem Marktflecken Razkburg steinigten. Es erhielt seinen Namen von der Lauenburg, welche in den Kriegen Heinrichs des Löwen erbaut wurde, kam in den Streitigkeiten über seinen Nachlaß, kurz nach 1227, an Albrecht I., Herzog von Sachsen, aus dem ascanischen Stamme, wiewohl unter Widerspruch des braunschweigischen Hauses, als ein besonderes Fürstenthum. Beide Häuser schlossen einen Erbverein (1369), in dessen Gemäßheit, nach Erlöschung des lauenburgischen Stammes (1689) mit Herzog Julius Franz, Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig-Celle Besitz von dem Lande nahm. Doch mußte, der übrigen Ansprüche auf diese Erbschaft nicht zu erwähnen, Chur-Sachsen (1697), theils wegen einer 1507 vom Kaiser Maximilian I. erhaltenen Anwartschaft, theils wegen einer 1671 mit dem letzverstorbenen Herzoge errichteten Erbverbrüderung, durch eine bedeutende Summe Geldes (1,100,000 Fl.) und durch den Vorbehalt 1) des Rückfalls nach Abgange des gesammten Hauses Braunschweig-Lüneburg, und 2) des Titels von Engern und Westphalen, abgekauft werden. Erst 19 Jahre später (1716) erhielt König Georg I. die kaiserliche Belehnung über das Herzogthum, nebst Sitz und Stimme im Reichsfürstenrathe; und die Aufhebung der kaiserlichen Sequestration des ebenfalls zur lauenburgschen Erbschaft gehörigen Landes Hadeln, zu Gunsten Chur-Braunschweigs, verzögerte sich sogar bis 1731. Mit den übrigen hannöverschen Staaten kam Lauenburg 1803 unter französische Herrschaft, und gehörte von 1810—1813 zu dem Departement der Elbmündungen, kehrte aber dann zu seiner alten

seiner alten Verfassung zurück, und ward der Gegenstand von Tauschverträgen, denen zufolge Hannover (laut Patents vom 16. Juli 1816) das Herzogthum mit Ausschluß des Landes Hadeln am Ausflusse der Elbe, des schmalen Landstriches am linken Elbufer, und des zwar auf dem rechten Ufer des Flusses, aber abgesondert liegenden Amtes Neuhaus, an Preußen, und dieses es sofort wieder an Dänemark abtrat; dabei jedoch die Beibehaltung aller Rechte und Privilegien des Landes und namentlich derjenigen, welche auf dem mit den Landständen (1702) geschlossenen, vom Könige (1765) aufs neue bestätigten Recesse beruhen, so wie die Uebernahme der Landesschulden mit Einschluß der durch die Demarcationslinie, und durch die französische Occupation erwachsenen Kosten zur ausdrücklichen Bedingung machte. Das jetzige dänische Herzogthum Lauenburg liegt auf dem rechten Elbufer, und wird von dem Königreiche Hannover, den Herzogthümern Meklenburg und Holstein, dem Fürstenthume Lübeck und dem Gebiete der freien Städte Hamburg und Lübeck begrenzt. Es hat auf etwa 25 Q. M. 35000 Einwohner. Der Boden begünstigt die Viehzucht und läßt den Ackerbau nicht unbelohnt; in beiden besteht der Reichthum des Landes, den die Gewerksamkeit wenig vermehrt, außer bei Fracht- und Schiffsverkehr. Zwei Seen von beträchtlichem Umfange, der Ratzeburger- und der Schall-See, so wie die Elbe, Bille, Stecknitz und Wagnitz geben dem Lande alle Vortheile glücklicher Bewässerung. Die ansehnlichen Waldungen gestatten, unter Mitwirkung ergiebiger Torfstiche, eine beträchtliche Ausfuhr von Bau- und Brennholz. Der in der Stadt Lauenburg zu errichtende Zoll von der Schifffahrt auf der Stecknitz nach Lübeck soll jährlich an 50,000 Thlr. einbringen. Der auf Berichtsangaben beruhende französische Staatscalender von 1812 giebt als Bevölkerung der drei Städte, Ratzeburg, im See gleiches Namens, 4426, Möllen an der Stecknitz, 3513. und Lauenburg an der Elbe, 2945 Einwohner an. Ratzeburg hängt durch eine 400 Schritt lange Brücke mit dem festen Lande zusammen. (Ein kleiner Theil der Stadt, die Domkirche und der sogenannte Palmberg, gehört zu dem mecklenburg-strelitzischen Fürstenthum Ratzeburg). Sie ist die Hauptstadt des Landes und der Sitz seiner Behörden. Nach der vom Könige von Dänemark bestätigten Verfassung haben am Landtage Theil 22 Gutsbesitzer und die 3 Städte, jede mit 1 Stimme. Die freien Landleute in 111 Dörfern den 2/3 des Landes gehören, werden nicht repräsentirt.

Laufgräben (approches, tranchées) sind im Allgemeinen alle Werke die zum Angriff einer Festung dienen, daher auch die Laufgräben eröffnen, die Belagerung beginnen heißt. Eigentlich gebraucht man indessen unter ihnen der Nomvebalen und Zickzacks, mittelst deren man sich der Festung gedeckt zu nähern sucht. (s. d. A. Fortification). Man gräbt nämlich 3—5 Fuß tiefe, 10—12 Fuß breite Gräben aus, und wirft die dadurch gewonnene Erde nach der Festung hin auf, um dadurch Schutz gegen die von dort kommenden Kugeln zu erhalten. Um nicht der Länge nach bestrichen zu werden, führt man die Laufgräben stets so, daß ihre Verlängerung außerhalb der Festungswerke vorbeistreicht. Zuweilen geht aber der Belagerte bis zu dem Punct auf dem diese Verlängerung trifft mit Gegenlaufgräben (Contreapproches) vor und legt dort Batterien an. P.

Laugensalze, s. Alkali.

Laune. Das Wort Laune, sagt Garve, ist ohne Zweifel ein altes deutsches Wort, welches wahrscheinlich von luna herkommt und auf solche Gemüthsstimmungen hinweiset, die entweder so wandelbar als der Mond sind, oder unter seinem Einflusse stehen, weil man sie sonst nicht zu erklären weiß. Daraus ergibt sich die, wie wir glauben, älteste und allgemeinste Bedeutung des Worts Laune, nach welcher es eine zufällige, unerklärliche, eigensinnige und vorübergehende Disposition des Gemüths in seinem denkenden sowohl, als empfindenden Theile bedeutet. Denn sie ist zwei andern Arten der Seelenzustände und der Seelenthätigkeiten entgegengesetzt, solchen, die sich aus bekannten Ursachen herleiten lassen, und solchen, die auf begreifliche oder sichtbare Endzwecke hinzielen. Die Launen nun, eben weil man sie nicht zu erklären gewußt hat, weder aus den wirkenden Ursachen, noch aus den Absichten, haben alle Nationen außerordentlichen, gewöhnlich physischen Einflüssen zugeschrieben: der Deutsche dem Mond, andere europäische Nationen dem Laufe oder der Beschaffenheit der Säfte; letztere haben sie daher humores genannt. Das französische humeur und das englische humour waren daher in ihrer Bedeutung ursprünglich bei weitem nicht so sehr unterschieden, als sie es jetzt, besonders im ästhetischen Sinne sind. Beide zeigten nämlich eine eigene, dem Menschen nicht ganz gewöhnliche Stimmung des Gemüths an, die von dem Laufe und der Beschaffenheit der Säfte, oder von einem Uebermaße der Trockenheit und Feuchtigkeit des Körpers, oder von irgend einem in die Blutmasse sich mischenden unbekannten Stoffe abhingen. In so fern waren also beide Wörter mit dem deutschen Worte Laune auch gleichbedeutend, und noch jetzt werden beide in gewissen Redensarten auf dieselbe Weise gebraucht. Etre de bonne et de mauvaise humeur ist nicht mehr und nicht weniger als: wohl- oder übellaunig sein. To be in good or bad humour ist im Englischen eine eben so geläufige Redensart. Die humori der Italiener sagen etwas Aehnliches, und selbst humorista ist ihnen nicht fremd. In der Folge haben beide Wörter humeur und humour, absolut und ohne alles Beiwort gebraucht, eine sehr verschiedene Bedeutung erhalten, humeur für sich heißt immer üble Laune, oder vielmehr Unwille, Anfall von Zorn; humour hingegen wird in diesem Falle mehr für die Stimmung zu einer gewissen Art des Scherzes, zu sonderbaren, aber doch belustigenden Einfällen, zu Auffindung des Lächerlichen an andern, oder zu einer naiven Darstellung seiner eigenen lächerlichen Seiten gehalten; Dinge, welche ohne einen gewissen Frohsinn, sei er auch mit etwas Schmerz oder Uebelbehagen vermischt, nicht bestehen können. Und vielleicht, setzt Garve hinzu, macht das Bittersüße in der Empfindung, die man ausdrückt, etwas von dem Eigenthümlichen humoristischer Einfälle aus. Von dem französischen humeur unterscheidet sich die deutsche Laune darin, daß sie nicht blos einen unangenehmen, verdrießlichen Zustand andeutet (l'humeur, sagt Trublet, est un mal physique, qui occasionne un mal moral, und sonderbar ist es, daß die Franzosen für die gute Laune keinen eigenen Ausdruck haben), sondern die wandelbare Stimmung überhaupt, welche sich von angenehmer oder unangenehmer Seite zeigen kann, je nachdem die wirkenden Ursachen verschieden sind, oder den unwillkührlichen (unbewußten, regellosen Wechsel angenehmer und unangenehmer Gefühle und Stimmungen, ja selbst die daher entspringende Unbeständigkeit der Meinungen und Gesinnungen. Denn wer

sich von den Gefühlen beherrschen läßt, ändert letztere leicht. Carus sagt daher: im allgemeinen Sinne würde Laune überhaupt das unwillkührliche Spiel der noch unbestimmten Triebe sein, sofern man sich ihm überläßt; dann das Gefühl, oder die Gemüthsstimmung, von welcher wir uns keines Grundes bewußt sind. Wechsel ist zwar immer in den Gefühlen; aber zur Laune wird derselbe, zu einem unnatürlichen, der Besonnenheit und dem männlichen Charakter entgegengesetzten Wechsel dadurch, daß er blos leidentlich und ohne thätige Mitwirkung erfolgt, daß die bestimmte und feste Richtung mangelt, und daß er mehr oder minder plötzlich, ohne bestimmbare Uebergänge erscheint. Natürlich ist die Laune noch im Kinde, so lange die Periode des unbestimmten Lebens und Träumens dauert, und das Kind sich jenem Spiele der Kräfte leidend überlassen muß. Die Herrschaft der Laune kann so weit gehen, daß man sich oft über sich selbst ärgert, und doch der Laune folgt; dies trifft aber vorzüglich nur die üble Laune, weil der Mensch in den Zuständen der Lust sich immer freier und thätiger zu verhalten pflegt. Man unterscheidet aber im Deutschen die gute Laune von der übeln nicht nur durch den Beisatz, sondern besitzt auch in dem Beiworte zur Bezeichnung dieser Verschiedenheit verschiedene Beugungen, nämlich die Ausdrücke launig und launisch, welche man von denen gebraucht, bei welchen die Zustände herrschend sind. Je nachdem man in einem dieser Zustände ist, sieht man die Gegenstände verschieden an, fühlt anders bei ihnen, und urtheilt anders über sie, milder und schärfer, heiterer oder düsterer. Der Uebelgelaunte deutet alle Gegenstände übel, und wird dadurch sich selbst und andern lästig. Die üble Laune ist daher nicht für die Gesellschaft. Der Launische läßt sich von einer Empfindung beherrschen, die keinen objectiven Grund hat, oder bei der er sich wenigstens eines solchen nicht bewußt ist. Er ist mürrisch und beträgt sich auch gegen den unschuldigen Gegenstand so, als wenn seine unangenehme Empfindung durch diesen bewirkt wäre. Ein solcher Gemüthszustand kann durch die Einbildungen erzeugt werden, die sich mit einem Gegenstande vergesellschaftet haben, von denen die meisten dunkel bleiben. Die böse Laune, besonders in so fern sie herrschend ist, heißt bei den Engländern der Spleen. Die gute, heitere Laune, der gute Humor, ist die subjective Stimmung, die Dinge lächerlich oder belustigend zu finden. Wer sie hat, heißt gutgelaunt, und in wem sie herrschend ist, launig; daher redet man auch von launigem Wesen, launiger Manier. Sie ist dem nothwendig, welcher sich der komischen Darstellung widmet, und gehört in so fern mit zu dem komischen Talent. Sie ist ferner zwar bei dem Dichter und Darsteller mehr willkührlich, indem dieser seine Stimmung zu seinem Zwecke zu beherrschen fähig sein muß, um ein freies und harmonisches Product der Kunst aufzustellen, aber keineswegs hinreichend, ein solches Product hervorzubringen, wenn sie sich nicht mit andern Talenten verbindet. Der Launige ist und macht lustig, er verliert sich oft ins Bizarre und Barocke, und kann Gegenständen durch Witz den Schein der Lächerlichkeit geben; aber selbst die Laune mit Witz verbunden, oder die witzige Laune, ist noch nicht zur komischen Production hinreichend. Der blos witzigen Laune ist es nur um Einfälle zu thun, daher sind ihre Producte momentan. Die komische Production verlangt Phantasie zur Ausbildung eines Ganzen. Die Laune ist daher auch noch nicht der Humor (humour) im ästhetischen Sinne, oder die humoristische Laune

der Engländer. Der Humor, in dieser strengen Bedeutung, ist von jener, besonders wo sie sich als Persiflage, oder feine satirische Laune zeigt, nicht blos dadurch verschieden, daß er mit Gefühl und Rührung gern verbunden ist, und mithin anzieht und erwärmt, während jene oft beleidigt, abstößt und erkältet, sondern hat noch mehrere eigenthümliche Züge, z. B., daß er mit Gutmüthigkeit und Naivetät, und einer ungemeinen Vorliebe zu dem Sonderbaren verbunden, daß er wechselnd und phantastisch ist, daß der Ernst oft dazwischen tritt, wobei doch immer der Scherz die Oberhand behält, vor allem aber, daß der Humor mit Phantasie verschmolzen, weniger beschränkt, nicht auf einzelne Gegenstände, sondern immer auf das Ganze gerichtet ist, lebendig individualisirt u. s. w. Das Weitere hierüber sehe man in dem Artikel Humor, und in Jean Paul F. Richters, dieses wahren deutschen Humoristen, Vorschule der Aesthetik, (VI Programmen), wo dieser Unterschied, obwohl nicht völlig klar, ausgeführt und mit Beispielen belegt wird. Daß aber in letzterm der ästhetische Humor, oder der darstellende, individualisirende gemeint werde, liegt am Tage. Die antiken Darstellungen, welche durchaus mehr nach Objectivität hinstrebten, besitzen ihn nicht. In der neuern Zeit aber ist die Laune in den komischen Darstellungen, wie das Lyrische überhaupt, vorherrschend, daher vielleicht Jean Paul das Humoristorische das Romantisch-Komische nennt. Von dem Launigen und Launischen unterscheiden wir endlich noch den Launenhaften, oder den, welcher der Laune im ersten Sinne, d. i. dem Launenwechsel unterworfen ist, der sich selbst zu beherrschen unfähig, statt in seinen Entschlüssen von einem festen Willen und besonnener Prüfung geleitet zu werden, unstät wie die Meereswoge, der wandelbaren Stimmung seines Gemüths folgt. Eine solche Abweichung von dem völlig gesunden, oder völlig vernünftigen Zustande, grenzt mehr oder weniger an das Ungereimte, und führt dadurch das Lächerliche herbei; daher ist die Laune mit dem Komischen verwandt und zeigt sich oft in demselben, so daß man sie sogar als Unterart des Lächerlichen betrachtet hat. Der launische und der launenhafte Charakter können nämlich von einer sehr lächerlichen Seite betrachtet werden; die (gute) Laune und der Launige aber ist belustigend oder macht lächerlich und gehört zur Darstellung des Lächerlichen.

T.

Laura, die berühmte Geliebte Petrarcas, der sie in seinen Sonetten und Canzonen verherrlicht und verewigt hat. Sie stammte aus dem vornehmen provenzalischen Geschlechte Noves, und war die Tochter Audiberts von Noves, Syndicus zu Avignon, in welcher Stadt sie um das J. 1307 geboren worden, hatte sich im J. 1325 mit Hugo de Sades vermählt, dem sie mehrere Kinder gebar, und starb 1348 an der Pest. Petrarca preist sie als den Inbegriff aller weiblichen Vollkommenheit, eben so ausgezeichnet durch Schönheit als durch Tugend und die edelsten Gaben des Geistes und Herzens (Vgl. Petrarca).

Lauriston, einer der tapfersten und bekanntesten Feldherrn des neuern Frankreichs, General-Lieutenant, Pair von Frankreich u. s. w. Wir heben aus seinem thatenreichen Leben nur die wichtigsten Momente aus, die insbesondere in Deutschland an ihn erinnern. Er stammt aus der Familie des berüchtigten oder berühmten Law her. Durch die Revolution in die militärische Laufbahn geschleudert, machte er sich erst unter Bonaparte bemerkbar, der ihn in seinem ersten italienischen Feldzuge unter seine Adjutanten aufnahm, ihm sehr wohl

wollte und ihm häufig die schwierigsten und ehrenvollsten Aufträge ertheilte. So brachte er 1801 die Ratification des Friedens von Amiens nach London. Im Kriege vom 1805 gegen Oesterreich wurde er Commandant von Braunau und nahm die wiener Arsenale in Besitz. 1808 war er in Spanien und unterhandelte die Besitznahme von Madrid. Im Kriege von 1809 machte er sich durch seine Waffenthaten bei Landshut, bei Raab und bei Wagram berühmt. Im Februar 1811 wurde er zum Ambassadeur in Petersburg ernannt. Der Krieg von 1812 brach aus. Er erhielt in demselben bedeutende Commandos und wurde nach der Einnahme von Moskau nicht nur der zu den wichtigsten diplomatischen Sendungen gebraucht, die aber ohne Erfolg blieben, da nach der Meinung der Russen der Krieg nun erst recht anfangen sollte. Er hatte das Glück, aus diesem vernichtenden Feldzuge zu entkommen und mit Bonaparte nach Paris zurückzukehren. Er wurde aber schon im Febr. 1813 wieder nach Deutschland geschickt, commandirte hier bei Magdeburg ein Observationscorps, hatte an den Schlachten bei Lützen, Bautzen, an der Bober und bei Leipzig Theil, wurde aber hier zum Gefangenen gemacht. Nach Bonapartes Sturz kehrte er nach Frankreich zurück, wurde hier von Ludwig XVIII. mit Auszeichnung aufgenommen und mit Ehren überhäuft. Er blieb dem Könige dagegen auch bei der Rückkehr Napoleons von Elba getreu und folgte ihm nach Gent. Gegenwärtig befehligt er einen Theil der königl. Garden und ist im Besitz der höchsten Militärwürden und aller franz. Orden. Lauriston hat sich in jedem Zeitpuncte seiner militärischen und diplomatischen Laufbahn als einen Mann von Ehre und großen Talenten gezeigt.

Lausanne, eine angenehme Stadt auf drei Hügeln, im Waadtlande (Pays de Vaud) in der Schweiz, eine halbe Stunde vom Genfersee, hat seit 1536 ein Gymnasium, welches 1806 zu einem akademischen Institute mit 14 Professoren und einem Rector erhoben ist, zählt 1300 Häuser und über 8000 Einwohner. Die ehemaligen hiesigen Gold- und Silberarbeiter, so wie die vielen Buchdruckereien, haben in der letzten Zeit bedeutend abgenommen; auch besitzt die Stadt einigen Handel mit eigenen Weinen. Ihren vorzüglichsten Erwerbzweig haben die Einwohner jedoch von den vielen Fremden, besonders Söhnen reicher Kaufleute, welche wegen der schönen Lage, so wie in der Absicht, sich in der französischen Sprache und im gesellschaftlichen Tone der feinen Welt auszubilden, aus allen Gegenden Europas nach Lausanne kommen. Die Stadt stand ehemals unter dem Canton Bern, dessen Landvogt auf dem bischöflichen Schlosse residirte, und über das umliegende Land zu gebieten hatte. Der Bischof, welcher 1716 zum Reichsfürsten erhoben war, hielt sich, seit die Stadt die reformirte Religion angenommen hatte, nicht mehr zu Lausanne, sondern zu Freyburg auf.

Lausitz heißt das über 200 Q. M. umfassende Land, welches gegen Mittag an Böhmen, gegen Abend an Meißen und den ehemaligen sächsischen Churkreis, gegen Mitternacht an Brandenburg und gegen Morgen an Schlesien grenzt, und von seinen beiden Hauptflüssen, der Spree und Neisse ziemlich parallel von Mittag nach Mitternacht in einer Länge von beinahe 27 M. durchschnitten wird. Die Breite beträgt 12 bis 16 Meilen, die Zahl der Einwohner ungefähr eine halbe Million, wovon der Cottbusser Kreis mit 34,600 E. auf 17 Q. M. vor dem tilsiter Frieden zu Brandenburg, das übrige Gebiet aber

bis 1815 ganz zum Königreich Sachsen gehörte. Geschichtlich ist erwiesen, daß seit der Völkerwanderung Stämme der slavischen Sorben, die Urväter der heutigen Wenden, unter eignen freien Dynasten die Lausitz bewohnten, im südlichen Theile die Milczener, im nördlichen die Lusiczer. Sie theilten die Schicksale und Kriege der bis gegen Thüringen hin herrschenden Sorben. Erst 922 wurden sie vom Kaiser Heinrich I. zinsbar gemacht und 968 zum Christenthum bekehrt. Seitdem hieß der nördliche Theil (die jetzige Niederlausitz) die Mark Lusici, der südliche die Mark Budsez und Gorelez (Budissin und Görlitz, d. i. die jetzige Oberlausitz). Nur allmählig konnten die Sorben sich an deutsche Herren gewöhnen, im Anfange des 11. Jahrh. hielten sie es mit Polen und kamen nach blutigen Kriegen erst 1032 wieder zum Markgrafthum Meißen, dem Heinrich die Lausitz untergeben hatte. Nach dem Aussterben der Dynastie des Gr. Gero von Stade herrschten seit 1075 in der NL. die Markgrafen von Meißen aus dem Wettinschen Hause. Inzwischen hatte Wratislow von Böhmen die OL. 1073 in Lehn erhalten und nahm auch die NL. in Besitz, konnte sie aber gegen Heinrich den ältern von Meißen nicht behaupten, und erst dessen Sohn, Heinrich der jüngere, verlor sie wieder 1123 an Wiprecht von Groitzsch, den Eidam Wratislaws, der die OL. schon seit 1084 inne hatte. Nach einer kurzen Zwischenregierung des Gr. Hoyer von Mansfeld 1112—1115 in der OL. und Albrechts von Ballenstädt 1124—131 in der NL. vereinigte Wiprechts Sohn Heinrich beide Markgrafthümer. Nach dessen unbeerbtem Tode 1136 fiel die NL. an Conrad d. Gr. von Meißen, die OL. aber an den böhmischen Prinzen Sobieslaw. Durch Heirath erwarb Albrecht II. von Brandenburg 1205 Camenz und Ruhland in der OL. und des böhmischen Königs Wenzel Ottokar Eidam, Otto III. 1231 den Rest des Landes. Nur Zittau mit seiner Pflege blieb bei Böhmen, das übrige Gebiet der OL. besaßen die Markgrafen von Brandenburg als böhmisches Lehn und seit 1330 auch die bisher zu Meißen gehörige NL. als Pfand. Da die askanischen Markgrafen von Brandenburg 1319 ausgestorben waren, gab Ludwig der Bayer die NL. mit Brandenburg seinem Sohne Ludwig; die Stände der OL. unterwarfen sich freiwillig dem böhmischen Könige Johann von Luxemburg, und Herzog Heinrich von Jauer erhielt wegen der Ansprüche seiner Mutter die Städte Görlitz und Lauban mit ihren Pflegen; doch trat er sie 1329 gegen anderweite Entschädigung auch an Böhmen ab. Dieser freiwilligen Uebergabe verdanken die Stände der OL. den größten Theil ihrer Freiheiten, die 1346 von Johanns Sohne Karl IV., welcher 1364 die NL. dazu kaufte, bestätigt wurden. Unter ihm bildeten die größern Städte eine feste Verbindung gegen die Plackereien der Wegelagerer und Raubritter, anfänglich mit Dresden, Meißen und Bautzen, dann unter sich allein. Karl der IV. gab 1376 die Stadt Görlitz mit dem gubner Kreise in der NL. seinem jüngern Sohne Johann, nach dessen Tode dieses Fürstenthum 1395 an den berüchtigten König Wenzel von Böhmen zurückfiel. Die Lausitz blieb diesem und seinen Nachfolgern Siegmund, Albrecht und Ladislav in den hussitischen Unruhen treu, mußte aber dafür von den Hussiten die schrecklichsten Verheerungen erdulden. Erst 1459 erkannte sie Georg Podiebrad als König an, wandte sich aber 1467 unter den Scepter des Königs Matthias von Ungarn, der auch im olmützer Frieden 1479 die Lausitz behielt. Unter ihm kamen die Benennungen Ober- und Nieder-Lausitz für den südlichen und nördlichen

Theil des Landes auf, auch erneuerten die Städte der OL. 1476 und 1490 ihren Bund und gründeten dadurch die bis auf die neuesten Zeiten bestandene Vereinigung der Sechsstädte (Bautzen oder Budissin, Görlitz, Zittau, Lauban, Camenz, Löbau), welche von den Kaisern und böhmischen Königen Privilegien zu erlangen wußten, die sie den Reichsstädten ähnlich machten. Sie unterhielten stehende Mannschaften und vertheidigten sich in den Kriegen dieses Jahrhunderts meist auf eigne Hand. Nach Matthias Tode 1490 blieben beide Markgrafthümer bei der Krone Böhmen und kamen mit derselben 1526 an Ferdinand I. von Oesterreich, von dem sie wegen eigenmächtiger Einführung des Protestantismus harte Bedrückungen litten. Besonders wurden die Sechsstädte durch den sogenanten Pönfall 1547 des größten Theiles ihrer Privilegien beraubt und mußten große Summen opfern, um sie allmählig wieder zu erlangen. Die lutherisch gewordenen Standesherrn, Sechsstädte und Ritter reservirten sich die Consistorialgerechtsame, auch gab Ferdinand 1562 den letztern die Obergerichtsconcession für peinliche Fälle. Durch die Wahl des Churfürsten Friedrich von der Pfalz zum Könige von Böhmen wurde die Lausitz, die ihm nie huldigte, in den 30jährigen Krieg verwickelt. Der Churfürst Johann Georg I. von Sachsen besetzte sie 1620 in des Kaisers Namen und behielt sie als Pfand für 72 Tonnen Goldes aufgewendeter Kriegskosten und anderer Schuldforderungen an den Kaiser bis 1635, wo sie im prager Frieden mit allen Hoheitsrechten, jedoch als böhmisches Lehn, förmlich vom Kaiser an Sachsen abgetreten wurde. Oesterreich behielt sich nur die Schutzgerechtigkeit über die catholischen Stifter vor. Seitdem theilte die Lausitz, als ein von den churſächsischen Erblanden gesondertes, zu keinem Reichskreise gehöriges, Nebenland, alle Schicksale Sachsens und erhielt im tilsiter Frieden 1807 einen Zuwachs durch den, in der NL. gelegenen, bisher zu Brandenburg gehörigen cottbusser Kreis. Die Natur hat dieses Land mit mannichfaltigen Hülfsquellen gesegnet. Die Abwechslung ebner und gebirgiger Gegenden bietet nicht nur die reizendsten Ansichten und merkwürdige Naturschönheiten in der OL. dar, unter denen der Oybin und die hohe Lausche bei Zittau, die von der böhmischen Grenze bis gegen Bautzen hinlaufenden Berge und Spreethäler, die königshayner Berge bei Reichenbach, die Landeskrone bei Görlitz und der an die Sudeten gelehnte Queisstreis (sogenannt vom Queisflusse, der hier die Grenze gegen Schlesien macht) mit der Tafelfichte sich auszeichnen, sondern auch den Anblick eines lebendigen Verkehrs zwischen den südlichen Gebirgsgegenden und den nördlicher liegenden Ebenen, welche bis in die Niederungen der fast durchaus flachen NL. ablaufen. Diese hat in ihren Wäldern, vorzüglich an der Grenze von Schlesien und im Spreewalde, einer 5 Meilen langen, von mehr als 300 Armen der Spree und kleineren Flüssen in unzähligen Schlangenwindungen durchschnittenen Ebene, deren Bruch- und Torfboden mit Laubholz bewachsen ist, an Holz und Wild, in ihren Flüssen und ansehnlichen Teichen an Fischen und auf ihrem sandigen Boden an Obst, Flachs, Haidekorn, Gerste, Hafer und Gemüse Ueberfluß genug, um mit diesen Artikeln einen einträglichen Handel ins Ausland zu treiben; und Brotgetreide hinlänglich zum Bedürfniß ihrer Einwohner (150,000 mit Einschluß des Cottbusser Kreises); der Tabacksbau liefert jährlich gegen 4000 Ctr. und im gubner Kreise wird auf 780 Morgen Landes ein rother Wein erzeugt, der dem naumburger an Güte gleich kommt. Die Bienen-

zucht ist in beiden Markgrafthümern nicht unbedeutend und es gibt in den Haidegegenden mehrere privilegirte Zeidlergesellschaften. Der lebhafte Verkehr mit Brandenburg und Schlesien gewährt der NL. viele Handelsvortheile, theils durch ihre Naturproducte, theils durch den Transitohandel, der den Oberzoll bei Schidlo sehr einträglich für Sachsen machte, denn bei diesem noch auf dem rechten Ufer liegenden Dorfe geht die Oder durch einen kleinen Strich der N. L. Viel wichtiger für den Handel ist die OL., deren fruchtbarer Boden nur in der Ebene Viehzucht und Ackerbau begünstiget, doch bei weitem nicht das hinlängliche Brotgetreide für die starke Bevölkerung von 320,000 E. auf 100 Q. M. liefert. Die Niederungen im nördlichen Theile der OL. sind reich an Holz und Fischen, der daselbst häufige Raseneisenstein beschäftiget einige hohe Oefen und Hammerwerke, in der muskauischen Haide wird viel Alaun gewonnen, in den südlichen Gegenden gibt es ansehnliche Torflager und bei Zittau Braunkohlenbergwerke. Doch die meisten Hände beschäftigt der Gewerbfleiß und zwar in den Städten die Tuch- und Strumpffabrication, in den südlichen Gebirgsdörfern, unter denen mehrere 3 bis 5,000 E. zählen, die Weberei, welche sich sonst über alle Sorten Leinwand erstreckte, jetzt aber mehr baumwollne Waaren liefert. Die Damastweber in Großschönau, einem unter das zittauer Rathsgebiet gehörigen Dorfe von 4.000 E., fertigen Tafelzeuge in Dessins aller Art, deren Glanz und Feinheit noch von keiner andern Damastfabrik erreicht worden ist. Der sonst ungemein bedeutende Großhandel der oberlausitzer Kaufleute mit diesen, besonders den leinen Waaren hat seit 10 Jahren sehr abgenommen und nur in Tüchen und Tafelzeugen werden noch Geschäfte nach Italien, Rußland und Amerika gemacht, da der inländische Handel mit der Production in keinem Verhältniß steht. Die Grenzorte gewinnen bei dem Transito- und Schleichhandel nach Böhmen. An dieser Gewerbthätigkeit haben blos die deutschen Lausitzen Antheil; die Wenden, welche ungefähr den vierten Theil der Bevölkerung ausmachen, treiben nur Viehzucht und Ackerbau. Juden sind blos in dem niederlausitzischen Städtchen Friedland ansässig. Die alte, vom Churfürsten Johann Georg I. 1636 bestätigte Verfassung sicherte den Ständen große, vorzüglich in der Oberlausitz in ihrer Art einzige, Gerechtsame. Diese Verfassung war vor der Theilung des Landes und ist im königl. sächsischen Antheile der OL. noch jetzt folgende. Das Oberamt zu Budissin als oberste, nun dem geheimen Concilio (jetzt Geheimenrathe) in Dresden untergebene Regierungs- und Justizbehörde, sonst von einem Landvogt oder Statthalter, seit 40 Jahren blos von einem Oberamtshauptmann dirigirt, hat die beiden Aemter Budissin und Görlitz als Behörden der beiden Kreise gleiches Namens unter sich. Jedem steht ein Amtshauptmann vor, dessen Beisitzer bei den Amtsvorbeschieden (Kreisgerichtstagen) die Landesältesten und die Deputirten der Sechsstädte seines Kreises waren. Das Appellationsgericht für beide Kreise (Judicium ordinarium) bestand unter dem Vorsitze des Oberamtshauptmanns, der zugleich Amtshauptmann des budissinischen Kreises ist und zu Amt und Oberamt gleiches Personal von Officianten hat, aus dem Landeshauptmann, dem Amtshauptmann von Görlitz, den Landesältesten und acht ritterschaftlichen und neun sechsstädtischen Deputirten aus beiden Kreisen, und versammelt sich jährlich dreimal. Die Aemter sind die erste Instanz für eximirte Personen, z. B. Gutsbesitzer, Geistliche, Advocaten u. s. w., für die Untergebenen der Patrimo-

nial- und Stadtgerichte die zweite; für adeliche Personen und Angelegenheiten der Rittergüter gibt es bei jedem Amte ein Hofgericht, das aus einem Hofrichter und drei Beisitzern besteht. Die landesherrliche Finanzstelle ist die Landeshauptmannschaft zu Budissin, welche die Einkünfte von den Regalien, z. B. Zoll, Stempelgebühren u. s. w. bezieht, und aus dem jetzt fehlenden Landeshauptmann, einem Gegenhändler als Controlleur und mehreren Officianten besteht. Consistorialsachen der Evangelischen gehören vor die Civilobrigkeiten und vor das Oberamt, nur in Muskau ist ein Specialconsistorium mit einem Superintendenten für diese Standesherrschaft. Die Brüdergemeinen hängen unmittelbar von dem geheimen Concilio ab. (Vergl. d. Art. Brüdergemeine und Herrnhut.) Die Sechsstädte stehen allein unter dem Oberamte, doch können Budissin und Zittau auch unmittelbar an das geh. Concilium berichten und von ihm Rescripte empfangen (Recht der unmittelbaren Audienz). Von den Landesbeamten wählt der Regent den Oberamtshauptmann, Landeshauptmann und Gegenhändler aus den ihm von den Ständen vorgeschlagenen Gliedern der Ritterschaft, die übrigen alle aber diese selbst aus ihrer Mitte mit bloßer Bestätigung des Regenten. Zu den Ständen, unter denen alle, außer den Prälaten und den Deputirten der Sechsstädte, von stiftsfähigem Adel sein müssen, gehören: 1. die Besitzer der Standesherrschaften Hoyerswerde, Königsbrück, Muskau und Seidenberg, als Standesherren; 2. die Prälaten, nämlich das Domstift zu Budissin, die Cisterzienser-Nonnenklöster Marienstern und Marienthal, und das Magdalenenstift zu Lauban, die Klöster von evangelischen adelichen Klostervogten, das Magdalenenstift nebst dem Domstift vom Dechant desselben repräsentirt, welcher den Bischofstitel, die Aufsicht über die Klöster und die kirchliche Gerichtsbarkeit über die der Parität genießenden Catholiken in der OL. (ungefähr 15,000 Seelen) führt; 3. die begüterte Ritterschaft beider Landkreise, welche in Ansehung der Rittergüter das Recht des Vorkaufs vor den Bürgerlichen hat. Diese drei Abtheilungen machen unter Leitung der vier Landesältesten (für jeden Kreis zwei) eine Curie aus, die andre bilden die städtischen Deputirten, und beide müssen zusammenstimmen, um die Beschlüsse gültig zu machen, welche die Stände auf ihren jährlichen drei Landtagen (Oculi, Bartholomäi und Elisabeth) fassen. Die Gegenstände der Berathschlagungen waren (und sind für die Stände des sächsischen Antheils noch) Verleihung öffentlicher Aemter und ständischer Stipendien, Beschwerden oder Vorschläge in Angelegenheiten der allgemeinen Wohlfahrt und gemeinnütziger Landesanstalten, landesherrliche Gesetze, die, wenn sie die Verfassung betreffen, einer landständischen Genehmigung bedürfen, und hauptsächlich die landesherrlichen Steuerforderungen, welche von den Ständen unter dem Titel gutherziger Bewilligungen zugestanden und im Ganzen aus den Landsteuercassen abgeführt, aber den verfassungsmäßigen Quoten gemäß auf das Land und die Sechsstädte vertheilt und von jedem Stadtrathe in seinem Gebiete, wie von den Landständen in beiden Landkreisen abgesondert durch willkührlich ausgeschriebene Steuern aufgebracht werden. In diesem Geschäfte der Subrepartition, wie in allen ihren Verhandlungen, sind die Stände völlig frei und nur dem Oberamtshauptmann, der ihren Beschlüssen, sofern sie das Interesse der Regierung angehen, die landesherrliche Bestätigung und Gesetzeskraft auszuwirken hat, jährliche Vorlegung ihrer Landesrechnung schuldig. Die Steuerüberschüsse dienen zur Besoldung der Be-

ämter und anderen Angelegenheiten der öffentlichen Wohlfahrt. Diese Verfassung der Oberlausitz, bei der diese Provinz eigentlich von den Ständen unter Autorisation des Landesherrn regiert wurde, hat bei Gelegenheit des sächsischen Landtages (1817 und 1818) vom Könige für den ihm verbliebenen Landestheil eine neue Bestätigung erhalten, und nur das Selbstregieren wird in so fern eingeschränkt werden, als die Verwandlung der Landeshauptmannschaft in königliches Rentamt und des Oberamtes zu Budissin in eine Oberamtsregierung, welche aus einem königlichen Präsidenten und vier königlichen Räthen bestehen, vom Regenten allein abhängen, übrigens aber die Ressorts des Oberamtes behalten wird, beschlossen worden und im Sommer 1818 im Werke war. Von den Standesherrschaften ist nur Königsbrück bei Sachsen verblieben und Reibersdorf für den Grafen Ein edel zur Standesherrschaft creirt worden. Aus dem Prälatenstande fiel aber nur das Magdalenenstift in Lauban an Preußen, von den Sechsstädten Görlitz und Lauban. Von der Bevölkerung blieben (169,800) Seelen, also die Mehrzahl bei Sachsen, welches den ihm gelassenen, an Flächeninhalt kleinern Landestheil in einen Kreis, den Budissinnischen, zusammenzog. — Steuerfreiheit genießen nach der alten Verfassung in beiden Lausitzen nur die adelichen Stände für ihre Personen, ihre Rittergüter sind aber wie andre Grundstücke der Besteurung unterworfen und die Rittergutsbesitzer haben selbst ihre Unterthanen, im Falle des Unvermögens derselben, in dieser Rücksicht zu überheben. Die Leibeigenschaft findet in beiden Lausitzen nur noch in dem Sinne Statt, daß die auf dem Grund und Boden der Rittergüter und Herrschaften Gebornen (glebae adscripti) erbunterthänig und sowohl zu bestimmten Hofdiensten, als auch zur Entrichtung eines Losgeldes, wenn sie wegziehen, verpflichtet sind. Sonst steht ihnen jeder Recurs an die Landesbehörde frei, und Individuen sowohl als Gemeinen können Processe gegen ihre Herrschaften führen. Schutzunterthanen und Colonisten, deren es viele gibt, sind nicht erbunterthänig, aber zu einem gewissen Schutzgelde verbunden. Die Niederlausitz hatte auch eine ständische, obwohl weniger freie, Verfassung. Zu den Ständen gehörten 1. die Prälaten, der Abt des Cisterzienser-Mönchsklosters Neuzelle, welches nebst einem dabei liegenden Dorfe die einzige catholische Gemeine in der Nl. ausmacht, und der Johanniter-Ordensmeister wegen der Ordensämter Schenkendorf und Friedland; 2. die 12 Standesherrn von Dobrilugk, Forau, Spremberg, welche landesherrliche Domainen sind, Forst, Pförthen, Sonnewalde, Leuthen, Drehnau, Straupitz, Lieberrose, Lübbenau und Amtitz; 3. die Ritter oder adelichen Gutsbesitzer; 4. die Deputirten der landtagsfähigen Kreisstädte Luckau, Guben, Lübben und Kalau. Ihre Beamten, 5 adeliche und 2 bürgerliche Landesältesten, erstere für die 5 Landkreise, letztere die Bürgermeister von Luckau und Guben, 5 adeliche Landesdeputirte, ein adelicher Obersteuereinnehmer, ein adelicher Landsyndicus, der bei den zwei Landtagen zu Lübben (Trium regum und Johannis) den Vortrag hatte, und der Landesbestellte (bürgerlicher Anwalt und Protocollant) wurden von ihnen selbst gewählt; auch übten sie das Recht der Bewilligung und Subrepartition der Steuern, wie auch die Berathschlagung über allgemeine Polizei- und Wohlfahrtsangelegenheiten aus; aber sie haben seit 1666, wo ihr ständisches Regiment aufhörte, keinen Antheil mehr an der Regierung und Gerichtspflege. Diese war in den Händen der Oberamtsregierung zu Lübben, einer königlichen Behörde, welche aus einem

Präsidenten und vier, zur Hälfte von den Landständen vorzuschlagenden, Räthen bestand. Der Landesherr wählte nicht nur das Personal dieser Regierung, sondern auch die Beamten bei der Landeshauptmannschaft. Die Landtage wurden von dem Präsidenten unter königlicher Autorität ausgeschrieben und geleitet, und die landständischen Beschlüsse erhielten nur durch landesherrliche Bestätigung Kraft. Das mit der Regierung verbundene Consistorium zu Lübben hatte alle Consistorialsachen der Evangelischen unter sich und stand wie die Regierung unmittelbar unter dem geheimen Concilio. Diesem Consistorio waren Consistorien und Superintendenten zu Sorau und Forst, die Consistorialgerichte der Standesherren und Prälaten und die mit der Consistorialgerechtsame nicht bekleideten sämmtlichen Städte und Dörfer untergeben. Dobrilugk und Sonnenwalde gehörten nur in Hinsicht der Steuern zur NL., in allen Regierungsangelegenheiten aber unter die Landesstellen zu Dresden. In der ganzen NL. und der mit ihr zugleich d. 18. Mai 1815 an Preußen abgetretenen größeren, östlich und nördlich gelegenen Hälfte der Oberlausitz (zusammen 151 Q. M. mit 294,700 Einw.) ist die hier beschriebene Verfassung dadurch fast ganz vernichtet worden, daß der König von Preußen diese Landestheile in geistlichen und bürgerlichen Angelegenheiten den Regierungen zu Frankfurt a. d. O. und Liegnitz, in Justizsachen den Oberlandesgerichten zu Frankfurt und Glogau untergeben, die Regierung, die Consistorien und das Amt Görlitz aufgelöst, neue Steuern und Auflagen ohne Rücksprache mit den Ständen eingeführt, und überhaupt die Eigenthümlichkeit der Lausitz, als einer für sich bestehenden Provinz, verwischt hat. Im Februar 1817 wurde auch das Kloster Neuzelle aufgehoben und säcularisirt. Welches Schicksal die kostbaren Sammlungen von Büchern, Naturalien und Kunstsachen und die Fonds der sonst blühenden, jetzt aber wenig thätigen oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz treffen werde, ist unbekannt. An öffentlichen Bildungs-Anstalten hat die Oberlausitz blühende Gymnasien in Budissin, Görlitz und Zittau, ein Lyceum in Lauban, Bürgerschulen in Zittau, Löbau, Budissin und Camenz und Seminarien für Landschullehrer in Zittau und Budissin, die Niederlausitz Gymnasien und Lyceen in Sorau und den vier Kreisstädten, wie auch ein Seminarium jetzt in Neuzelle, sonst in Luckau, und ein Hebammeninstitut in Lübben. Zuchthäuser sind in Zittau und Luckau, ersteres allein für den sächsischen Theil der Oberlausitz, der 55 Q. M. mit 169,800 Einw. enthält. E.

Laute hat ihren italienischen Namen (il liuto), so wie ihren französischen (le luth), wahrscheinlich vom deutschen erhalten, und ist aus der alten Lyra (s. d. Art.) entstanden. Bei den Lateinern heißt sie Chelys oder Testudo. Sie hat einen gewölbten Bauch (Corpus) von sehr dünnen Spänen zusammengesetzt, einen Resonanzboden (Dach) von tannenem Holze, einen Stiel von ansehnlicher Länge, welcher Griff heißt, an dessen Ende der Hals befindlich ist, woran die Töne durch Bünde gezeichnet sind, und oben einen krumm heruntergebogenen Kopf (Kragen), woran die Saiten (welche mit der linken Hand, wie ungefähr bei der Guitarre, gegriffen und mit der rechten Hand angeschlagen werden) durch Wirbel befestigt sind. Gemeiniglich hat dies Instrument zwölf bis dreizehn Chöre (Doppelsaiten), welche jedesmal nach der Tonart, aus welcher man spielen will, gestimmt werden müssen. Die Noten, nach welchen man dieses Instrument spielt, pflegen nicht, wie gewöhnlich, auf fünf, sondern auf sechs Linien geschrieben zu werden. Man hatte ehemals

folgende verschiedene Lauten: Die kleine Octav-Laute, die kleine Discant-Laute, die Chorist- (Alt-) Laute, die Tenor-Laute, die Baß-Laute und die Großoctavbaß-Laute. Wahrscheinlich ist die ungemeine Schwierigkeit, mit welcher dieses Instrument theils gestimmt, theils gespielt wird, und die unaufhörliche Verstimmung desselben, der Grund, weshalb die Laute aus der Mode gekommen ist.

Lauterbrunnen, ein schweizerisches Pfarrdorf in einem engen Thale, im deutschen Theile des Cantons Bern, ist wegen des schönen Wasserfalles, der Staubbach, berühmt, welcher sich von einer Höhe von 925 Fuß herabstürzt. Das reizende Thal, in welchem das Dorf liegt, ist von tausend Fuß hohen, senkrechten Felsen begr nzt, und im Hintergrunde von den ewigen Schneegebirgen eingeschlossen. Von einer dieser Felsenwände stürzt sich der Staubbach herunter, und zerstäubt schon (daher der Name), nachdem er 3,000 Fuß gefallen ist. Da das Dorf nur 2500 Fuß über der Meeresfläche liegt, so ist daselbst noch eine vortreffliche Vegetation vorhanden.

Läuterung (in der Rechtswissenschaft) besteht darin, daß man über ein dunkles oder unbilliges Urtheil Beschwerde führt, mit Bitte, der Richter wolle solches ändern oder erklären. Zuweilen fügt man die Appellation (s. d. Art.) auf den Fall bei, daß der Richter jene Bitte außerdem nicht gestatten würde. Nach sächsischen Rechten muß eine solche Läuterung innerhalb zehn Tagen geschehen, d. h. ehe das vom Richter ausgesprochene Urtheil rechtskräftig wird. In dem sächsischen Appellationsgerichte zu Dresden ist außer der ersten Läuterung noch eine Oberläuterung zugelassen.

Lava, s. Vulkan.

Lavalette (Marie Chamans, Graf von) hat in der neuesten Zeitgeschichte durch die eben so kühn unternommene, als kurz und folgerecht durchgeführte That seiner Gattin, einer gebornen Beauharnois, die ihn aus dem Gefängnisse entführte und vom Blutgerüste rettete, eine größere Berühmtheit erlangt, als er sich sonst durch sich selbst möchte erworben haben. Lavalette ist 1769 in Paris geboren; er widmete sich den Rechten, ging beim Ausbruche der Revolution, wie alle jungen Leute, zwar in ihre Prinzipien ein, ohne jedoch an den Gräueln derselben Theil zu nehmen, so daß er am Ende sogar mit zu Felde ging, um den Verfolgungen der Anarchisten auszuweichen. Er begab sich zur ital. Armee, wurde Adjutant von Baraguay d'Hilliers, zeichnete sich bei der Schlacht von Arcole aus, wo er von Bonaparte zuerst bemerkt und zu sich als Aide de Camp gekommen wurde. Lavalette erwarb sich Bonapartes Liebe und Vertrauen, und dieser begünstigte die Verheirathung desselben mit der einzigen Tochter des Grafen François Beauharnois, eines Schwagers Josephinens. Er wurde nun zu immer höheren Würden befördert, bis zur Catastrophe, die Napoleon im J. 1814 vom franz. Throne entfernte und ins Privatleben zurückführte. Nach Napoleons Rückkehr von Elba bemächtigte er sich durch Kühnheit und Gewandtheit der Oberpostdirection, die er früher bis zum März 1814 besessen hatte, noch ehe Napoleon in Paris eingerückt war, und beförderte dadurch dessen Unternehmen nicht wenig. Nach der Rückkehr des Königs wurde er als einer von denen bezeichnet, auf welche die ausgesprochene Amnestie nicht angewendet werden sollte. Er wurde arretirt und am 22. Nov. 1815 zum Tode verurtheilt. Bereits war seine eingelegte Appellation verworfen worden, und er sollte am 22. Dec. erschossen werden, als es am Abende vorher sei-

ner klugen und gewandten Gattin gelang, ihn dadurch aus dem Gefängnisse zu befreien, daß sie statt seiner zurückblieb und es dasselbe in ihren Kleidern verließ. Es gelang ihm, sich allen Nachforschungen der Polizei zu entziehen und, da ihm auf die Dauer das Verborgenbleiben unmöglich wurde, drei sich gerade in Paris aufhaltende englische Officiere und Edelleute, die sich wie seinen Freunden bekannt geworden, in einer Art von politischer Opposition mit den Bourbons befanden, für sich zu gewinnen, und sie zu vermögen, seine Flucht zu begünstigen. Diese Engländer waren der General Robert Wilson, der Capitän Hutchinson und Lord Bruce. Das Unternehmen gelang, und Lavalette wurde durch Wilson am 8. Januar (1816) über die Grenze nach Mons gebracht. Er begab sich von da nach München zu seinem nahen Anverwandten, dem Prinzen Eugen. Seine Gemahlin wurde arretirt und über die Umstände der Befreiung in Untersuchung genommen, aber bald auf freien Fuß gestellt. — Die drei Engländer wurden ebenfalls in Untersuchung gezogen und nach einer merkwürdigen gerichtlichen Verhandlung zu einer dreimonatlichen Haft verurtheilt. Im J. 1819 wurde Lavalette vom König begnadigt.

Lavater (Johann Caspar) ragt unter den Männern, die in der Culturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts Epoche machen, noch mehr durch das, was er war, als durch das, was er leistete, hervor. Er wurde den 15. Nov. 1741 zu Zürich geboren, wo sein Vater als Arzt und rechtlicher Bürger in Achtung stand. Die Mutter, eine lebhafte Frau von gutem Verstande und starken Leidenschaften, hielt das, ohnehin mehr zarte, als kräftige Naturell ihres Kindes durch launenhafte Strenge nieder, und er wurde unter ihrer Ruthe ein weinerlicher, furchtsamer Knabe, der, blöde unter seinen Gespielen, ungelehrig in der Schule, am behaglichsten in stillen Träumereien, bei denen es immer auf geheime Wirkungen hinauslief, und im einsamen Spiele mit allerlei Wachspüppchen, die er sich selbst gestaltete, Anlagen der Phantasie und des Bildungstriebes, doch sonst nichts Bedeutendes verrieth. Dabei nahm sein hülfesuchendes Herz früh die Richtung auf Gott; Bibellesen und Gebet wurden ihm Bedürfniß, und schon als Schüler der untern Gymnasialclassen fingen seine Erfahrungen von der Erhörung seiner bestimmtesten Bittgebete an, womit es meist sehr natürlich zuging. Merklicher gedieh die Entwickelung seines Geistes in den höheren Classen, wo er Breitingers und Bodmers Unterricht genoß. Die ihm von Kindheit an eigene Flüchtigkeit und Eile ließ es zu einem tieferen Eindringen in philologischen Studien freilich nicht kommen, und seine Kenntniß des classischen Alterthums blieb oberflächlich; früh hervorstechend aber war seine Neigung und Fertigkeit, sich der Bestimmung des von ihm erwählten geistlichen Standes gemäß über Alles, was er empfand und dachte, auszudrücken und redselig mitzutheilen. Er näherte und übte sie in den ernsten Freundschaftsbündnissen, die er um diese Zeit mit mehreren edlen Jünglingen aus den berühmten zürichschen Familien Heß und Füßli anknüpfte. Menschen beobachten, in sich gehen, über seinen und Anderer Seelenzustand wachen, lehren und zur Frömmigkeit ermuntern, wurde das Lieblingsgeschäft, das er an- und mit seinen Freunden betrieb. Als ein 21jähriger Jüngling sprach er sich durch eine auffallende Probe von Thatkraft und Unerschrockenheit mündig. Den Landvogt Grebel, einen durch hohe Verbindung geschützten Beamten dessen Bedrückungen und Ungerechtigkeiten zu rügen Niemand gewagt hatte, klagte er 1762 in Gemeinschaft mit Heinrich Füßli, dem

nachher in England berühmt gewordenen Mahler, erst anonym, dann öffentlich bei der Regierung an. Nichts als Gerechtigkeits- und Vaterlandsliebe hatte ihn zu diesem Unternehmen angetrieben, und es gelang. Die Uebervortheilten wurden vermöge eines Beschlusses der Regierung von Grebeln entschädigt, und die muthigen Rächer des Unrechts mit auszeichnender Achtung belohnt. In Gesellschaft dieses Füßli reisete Lavater 1763 über Leipzig und Berlin, wo er die bedeutendsten Gelehrten jener Zeit kennen lernte, zu Spalding nach Barth in Schwedisch-Pommern, um seine Bildung zum Geistlichen im Umgange dieses, von ihm vor andern geachteten, Theologen zu vollenden. Mehrere Monate vergingen ihm hier unter theologischen und ästhetischen Studien sehr genußreich, und konnte auch Spaldings Ruh und Klarheit nicht auf sein feuriges treibendes Wesen übergehen, so verdankte er diesem Aufenthalte doch manchen Wink über die würdige Verwaltung des Predigtamtes, und dieser Reise überhaupt eine nähere Bekanntschaft mit der deutschen Literatur. Dies zeigte sich bald nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt, 1764, wo er nun seine Zeit zwischen jener freundschaftlichen Seelsorge, biblischen Studien und poetischen Versuchen theilte. Klopstocks und Bodmers Musen hatten sein nicht gemeines Dichtertalent angeregt, das sich nun täglich in Liedern ergoß und gleich anfangs die ernste Richtung auf Religion und Vaterland nahm, die es sein ganzes Leben hindurch behielt. Seine anerkannt trefflichen und gediegenen Schweizerlieder, die 1767, und die Aussichten in die Ewigkeit, die 1768 zuerst erschienen, begründeten seinen Ruhm und erwarben ihm eine große Menge Verehrer, die, hingerissen von dem Zauber seiner phantasiereichen Darstellung, ihm nachsahen, daß er in den letztern sich oft in kühne Muthmaßungen verlor, und die Aufschlüsse über das Jenseits schuldig blieb, die sein zuversichtlicher Ton zu versprechen schien. So wirkte er schon in einem ausgebreiteten Kreise, als ihn die Sorgen des häuslichen Lebens (seit 1766 war er mit der bescheidenen, frommen Gattin, die ihn überlebte, verbunden) und die Pflichten des geistlichen Amtes, in das er 1769 als Diaconus an der Waisenhauskirche zu Zürich getreten, in Anspruch nahmen. Doch der Trieb und die Fähigkeit, Vielen Vieles zu sein, war ihm nun einmal eigen, und während die außerordentliche Wirkung seiner Predigten, die von Geist, Leben und Glaubenszuversicht, durch eine starke, herzgewinnende Sprache und einen rührenden Vortrag den rauschendsten Beifall fanden, die anziehende Kraft seines Umganges, durch welchen er Menschen aus allen Ständen zu genügen und sich zugleich lehrreich und angenehm zu machen wußte, die sittliche Reinheit und Einfachheit seines Lebenswandels, durch den er sein Christenthum ohne alle Affectation und Kopfhängerei practisch bewährte, so wie endlich die unermüdete, aufopfernde Herzensgüte, mit der er überall zu nützen suchte, und besonders in der Wohlthätigkeit gegen Arme eher zu viel, als zu wenig that, ihn recht eigentlich zum Manne des Volks und Liebling seiner Gemeinde machte: gingen die in seinem immer geschäftigen Kopfe sich drängenden Pläne und Projecte auf ein von Jahr zu Jahr sich erweiterndes Wirken hinaus. Seine Predigten, deren mehrere Bände seit 1772 gedruckt wurden fanden auch im Auslande bald ein großes Publicum; sein Sittenbüchlein für Dienstboten füllte eine mit Unrecht übersehene Lücke in der Volksliteratur sehr zweckmäßig aus, und die Gedichte, die er von Zeit zu Zeit herausgab, dienten, wie weit auch die meisten hinter der kör-

nichten Simplicität und Lebensfrische seiner Schweizerlieder zurückblieben, doch wegen ihrer Herzlichkeit und religiösen Wärme Vielen zur Stärkung und Freude. Nur bei einer und gerade der geräuschvollsten und vielversprechendsten seiner Unternehmungen wich er, ohne es zu wissen, etwas aus der Bahn seines sonst rein religiösen Wirkens: wir meinen seine Physiognomik. Seine früh geübte Beobachtungsgabe und seine Menschenkenntniß hatten ihn in den Stand gesetzt, sich von Personen jeder Art nach einigem Umgange bald ein treffendes Bild ihres Naturells und Charakters abzunehmen, und da dies Bild in seinem Alles zur Anschauung gestaltenden Gemüthe leicht mit der Vorstellung ihrer Gesichtszüge zusammenschmolz, so war es kein Wunder, daß er sich allmählig von einer nothwendigeren Uebereinstimmung des äußeren Menschen mit dem inneren überzeugte, als die behutsame Menschenkunde erfahrener Weltleute anzunehmen wagt. Es glückte ihm auch in vielen Fällen, seinen Schluß von dem ersten Anblicke einer Person oder ihres Porträts, ja nur ihres Schattenrisses, auf ihre geistige moralische Individualität, bei näherer Erkundigung bestätigt zu finden. Ueberall gewohnt, vom Einzelnen schnell aufs Allgemeine zu schließen, und jede Erscheinung so viel als möglich zu verallgemeinern, kam er auch auf den Einfall, die Linien des Menschenprofils für zuverlässige Merkmale des Charakters zu erklären, und die Physiognomik, die bisher, was sie auch noch ist, nur ein Aggregat bescheidener, auf analoge Fälle gegründeter Vermuthungen gewesen war, zur Wissenschaft zu erheben. Seit 1769 hing Lavater an dieser Idee und sammelte aus allen Gegenden, die seine ausgebreitete, Alles, was damals berühmt war, in den Zauberkreis seines Unternehmens hineinziehende Correspondenz erreichen konnte, Schattenrisse bekannter Personen als Hülfsmittel und Beweisthümer seiner psychologischen Analyse des Menschengesichts. Besonders ging er auf Christusköpfe aus, und jeder Bekannte, der etwas zeichnen konnte, mußte ihm ein selbsterfundenes Christusprofil liefern. Denn mit der christlichen Grundidee seines Strebens, die Menschheit, an die er kindlich glaubte, nach dem sittlichen Vorbilde Jesu herzustellen, hing in seinem menschenfreundlichen Herzen die Charakterkunde aus den Gesichtszügen, als eine Vorarbeit zur zweckmäßigeren Einwirkung auf die Gemüther, eng zusammen. In die Zeit dieses physiognomischen Treibens fällt 1774 seine Reise ins emser Bad, der wir eine höchst anmuthige Episode in Göthes Leben (3. Bd.) verdanken. Mit Göthe, der schon unter seine Correspondenten gehörte, mit Basedow, Jung-Stilling, Jacobi und andern bedeutenden Genien Deutschlands befreundete sich Lavater auf der emser Reise näher, und nicht anders, als man großen Virtuosen zu thun pflegt, wurde er schon damals, wohin er kam, von Hohen und Niedern gesucht, bewundert und gefeiert. Eine Celebrität, wie wenig deutsche Gelehrte, erlangte er aber in und außer Deutschland, als die Frucht seiner physiognomischen Studien, ein Prachtwerk in 4 Quartbänden, unter dem bescheidenen Titel: Physiognomische Fragmente, 1775 und in den folgenden Jahren ans Licht kam. Eine Menge von Chodowiecky, Lips, Schellenberg und andern jungen Künstlern, denen er dadurch Brot und Aufmunterung verschaffte, nett gestochener und meist wohlgetroffener Porträts und Schattenrisse merkwürdiger Personen, empfahl dieses Werk, und wie eine Götterspräche imponirte der Schwung des schwülstigen, in poetischen Kraftworten und enthusiastischen Exclamationen hinrollenden Stiles, in dem Lavater diese Bilder commentirte

und das Geheimniß der Physiognomik enthüllte. Eine französische Uebersetzung wurde bald nöthig, und was in jener für geheime Wissenschaften noch sehr empfänglichen Zeit nur gelehrt, geschmackvoll und gebildet hieß, nahm Theil an einer Entdeckung, die nichts Geringeres, als ein Stein der Weisen für das gesellige Leben zu werden versprach. Denn wenn sie Probe hielt, so konnten ihre Eingeweihten das Innere jedes Menschen, der ihnen vorkam, in seinen Zügen ohne große Mühe lesen. Besonders erregte sie die Aufmerksamkeit der Großen, denen freilich ein Arcanum zur Entrathselung der Charaktere ihrer Gesellschafter und Subalternen am nöthigsten sein mochte. Spuren des Genius, Scharfsinn, Combinationsgabe und tiefe Blicke ins menschliche Herz sind, wie überhaupt Allem, was Lavater schrieb, auch seiner Physiognomik nicht abzusprechen; nur konnte bei kälterer Prüfung die Unhaltbarkeit des ganzen Entwurfs dem ruhigen Forscher nicht lange verborgen bleiben. Denn wenn auch Jedermann die Schönheit in denselben Linien des Profils gefunden hätte, an die sie Lavater band (wie denn aus seinen künstlerischen Studien über die Schönheitslinie, die den Camperschen jedoch an Gründlichkeit nachstehen, die Zeichenkunst wirklich einigen Vortheil zog); so wurde doch die voreilige Erhebung der Hypothese, daß äußere Schönheit und Häßlichkeit ein treuer Abdruck der innern sei, zur physiognomischen Regel durch eine Menge lügenstrafender Ausnahmen verdächtig. Wo man ihr aber dennoch gläubig nachging, da gab sie so vielen, theils lächerlichen, theils gefährlichen Mißgriffen im Urtheil über angenehm verlarvte Sünder, auf deren Antlitz der Lavatersche Empfehlungsbrief zu lesen war, und mißgebildete Unschuldige, denen er fehlte, Anlaß, daß Lichtenberg (im göttinger Taschenkalender auf das Jahr 1778) und andere Gegner der Physiognomik, sie leicht als eine Modethorheit durchziehen und ihr den Anspruch auf die schöne Firma: „zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe," unter der sie aufgetreten war, absprechen konnten. Aus der darüber anhebenden heftigen literarischen Fehde trug der hannöversche Leibarzt Zimmermann, der treueste Bewunderer Lavaters, der sich mit mehr Eifer und Zuversicht als Geschick zum Retter seiner Theorie aufgeworfen hatte, unheilbare Wunden, und der unbefangene Theil des Publicums die Ueberzeugung davon, daß dem Erfinder hier etwas Menschliches begegnet, und das Prinzip seiner Physiognomik nur in seinen individuellen Gefühlen, zufolge deren er seine Regeln von den Gesichtszügen einzelner Menschen, die ihm lieb oder widerwärtig waren, abzog, zu suchen sei. Lavater selbst scheint später von dem starken Glauben daran zurückgekommen zu sein, und, während er die Heilkunde des innern Menschen immer eifriger betrieb, seine Studien über die Züge des äußern in eine unschuldige Kunstliebhaberei verwandelt zu haben (s. Physiognomik). Unerschütterlich hielt er dagegen an der ihm eigenen Ansicht des Christenthums, die aus seinen Phantasien über die biblischen Lehren mehr, als aus diesen selbst erwachsen, neue Deutung mit steifer Orthodoxie, philosophisches Raisonnement mit Aberglauben wunderlich vermischte. Der Grundzug dieser Ansicht war sein Glaube an die Möglichkeit sinnlicher Erfahrungen von den unsichtbaren Kräften, die das Christenthum in der geistigen Welt erweckt hat. Daher ging er in seiner Meinung von dem Einflusse des verklärten Christus auf die sichtbare Welt, von der Gemeinschaft der Gläubigen mit ihm, die ihm fast eine physische Verwandtschaft war von der Allgemeinheit der außerordentlichen Gaben des

heiligen Geistes, von der Kraft des Glaubens, von dem Rechte der Christen auf Erhörung ihrer bestimmtesten Bittgebete, worüber er selbst merkwürdige Erfahrungen gemacht hatte, überall weiter als eine richtige Erklärung der heiligen Schrift erlaubt; und auf Voraussetzungen hin, die fein, von gelehrter Kritik ganz entblößtes Verständniß biblischer Aussprüche und Tropen wenig begründen konnte, folgerte er oft zu schnell, was seiner Phantasie annehmlich schien. Dies zeigte sich am auffallendsten in seinen größeren Epopöen Jesus Messias und Pontius Pilatus (1781 bis 1786), worin er sich am getreuesten ausspricht, und in den Erzählungen eines christlichen Dichters (1795), die insgesammt, wie überhaupt die religiösen und poetischen Schriften, in denen er dogmatisirt, deutlich beweisen, daß er als Theolog zu sehr Dichter, und als Dichter zu sehr Theolog war. Erklärlich ist es daher, warum ihm seine Bekehrungsversuche bei eigentlichen Gelehrten und selbstständigen Männern so wenig glücken wollten. Wie redlich er es auch mit dem Wunsche meinte, daß jeder bedeutende Mann, der ihm werth war, seine Ansicht theilen möchte, wie geduldig und unverdrossen er auch bei seinen Bemühungen, Andere zu überzeugen, verfuhr; etwas Gewaltsames und für die Angegriffenen Peinliches lag immer in seiner gewohnten Manier, Andersdenkende durch die Alternative, daß sie ihn entweder widerlegen oder seinen Glauben annehmen sollten, zu unumwundenen Erklärungen zu nöthigen. Auf diese Art hatte er im ersten Jugendfeuer die Bekehrung des jüdischen Philosophen Mendelssohn unternommen, ein Versuch, der natürlich fehlschlug und ihm eine beschämende Zurechtweisung zuzog, ohne ihn von ähnlichen mißlichen Wagstücken abzuhalten. Ausweichende oder derbe Repliken hatten Derbheiten auch von seiner Seite zur Folge, und mancher ihm sonst gewogene Gelehrte wurde dadurch von ihm entfernt. So kam er zum Theil durch eigene Schuld in den Ruf eines Schwärmers, der sich in Alles mische und seine Meinungen Jedermann aufdringen wolle, und je bedeutender sein Geist, Ansehn und Anspruch waren, desto schärfer urtheilte man nun über jeden seiner Schritte. In der That war es ihm natürlich, an jeder öffentlichen Sache, welche die Religion anzugehen schien, lebhaften Antheil zu nehmen; seine entschiedene Neigung zum Wunderbaren, Uebernatürlichen und Geheimnißvollen verleitete ihn mehr als einmal, die Erwartung von Wundern und Offenbarungen laut werden zu lassen, und in dem Bestreben, etwas Unerhörtes zu entdecken und zu sagen, streifte er oft nahe an das Abentheuerliche. Daher wurde es ihm hoch angerechnet, daß er von den Gaßnerschen Teufelsbeschwörungen Kenntniß nahm, und ihm eine gewisse Glaubenskraft zuschrieb; aus seinem freundschaftlichen Verkehre mit einigen catholischen Theologen zog man die grundlose Beschuldigung einer geheimen Parteilichkeit und Machination für den Catholicismus, den Lavater doch nur von seinen löblichen Seiten anerkannte, ohne sich durch die Zumuthungen catholischer Eiferer, die ihn zu gewinnen hofften, wie Sulzer im Constanz, zu der mindesten Annäherung bewegen zu lassen; ja manche hielten ihn gar für einen geheimen Obern des Jesuitenordens. Und als er gar von der Mesmerschen Entdeckung des Magnetismus neue Aufschlüsse über die Natur des Menschen, und Erklärungen der Wundercuren Jesu erwartete, mußte er über seinen ernstlichen Antheil an dieser Sache Vorwürfe hören, mit denen man ihn gegenwärtig gewis verschonen würde. Denn die Beschaffenheit der Zeit, in die sein öffentliches Wirken fiel, brachte es überhaupt mit sich, daß

man bei einem Manne wie Lavater Lob und Tadel übertrieb. Sein theosophischer und poetischer Dogmatismus war, im grellsten Contraste mit der Skepsis, der sich die Theologie damals, 1770 bis 1790, mächtig entgegendrängte, den Aufklärern natürlich eine Thorheit, so wie die Leichtigkeit, mit der er, von dem gewaltigen Regen des Natur- und Freiheitsgeistes jener Zeit ergriffen, sich doch auch wieder manche neue Gestaltung erlaubte, den Orthodoxen ein Aergerniß, während dagegen eine große Schar unkritischer und wohlgesinnter Laien, die nur ihr Gefühl beschwichtigt wissen wollten, gerade in seinem humanen, das menschlich Herz so vertraulich ansprechenden Christenthume die vollkommenste Schutzwehr gegen den überhandnehmenden Unglauben fand. Mit einem fast unbedingten Vertrauen überließen sich auch außer seiner Gemeinde gefühlvolle Halbgelehrte, trostbedürftige Weltleute und zartsinnige Frauen, die ihn eigentlich am besten verstanden, seiner geistlichen Leitung. Ein lebhafter Briefwechsel in Gewissensangelegenheiten machte ihn zum Seelsorger frommer Familien in allen Gegenden Deutschlands, und seine Reisen wurden Triumphzüge eines Propheten, an den sich überall die Gottseligen drängten, um das Wort des Lebens aus seinem Munde zu vernehmen: denn er ließ sich leicht bewegen, in fremden Städten und an fürstlichen Höfen, die ihn günstig aufnahmen, Predigten und Andachtsübungen zu halten, und Gelegenheitsreden geriethen ihm immer besonders wohl. Kein protestantischer Geistlicher des 18. Jahrhunderts hat mehr Verehrung genossen, als Lavatern auf seiner Reise nach Bremen 1786 entgegenkam. Ein ehrenvoller Ruf zum Diaconat bei der reformirten Gemeinde in Bremen, den er aus Liebe zu seiner Vaterstadt, in welcher er 1775 Pfarrer an der Waisenkirche, und 1778 Diaconus an der Petrikirche geworden war, nicht ohne Gepränge und, wie sich noch gegen Ende des Jahres 1786 durch sein Einrücken in das Pfarramt bei seiner Kirche zeigte, auch nicht zu seinem Nachtheile eben ausgeschlagen hatte, gab dieser Reise eine besondere Bedeutung. Man empfing ihn in Bremen wie einen Heiligen; Obrigkeit und Bürgerschaft beeiferten sich, ihn mit Beweisen von Hochachtung und Ergebenheit zu überhäufen, und öffentliche Blätter berichteten, was er dort gesagt und nicht gesagt haben sollte. In der That hatte auch seine Gegenwart etwas Einnehmendes, dem nicht leicht Jemand widerstand, und wer in der Ferne mit ihm unzufrieden war, befreundete sich ihm in der Nähe. Der Adel und die schweizerische Treuherzigkeit seines Betragens, die stille Begeisterung und tiefe Sanftmuth seines Blicks, die ausgezeichnete Anmuth und Lieblichkeit seiner Lippen, die etwas vorgebeugene Haltung seines schlanken, wohlgebildeten Körpers, der Ausdruck einer Menschenfreundlichkeit und Güte, die die Uebergewalt seines Geistes milderte, ohne sie zu verleugnen, die jungfräuliche Reinigkeit und Zartheit seines ganzen Wesens gab seiner persönlichen Erscheinung so viel Feierliches und Wohlthuendes, daß man sich ihm gegenüber unwillkührlich von Ehrfurcht und Liebe ergriffen fühlte. Dazu kam eine seltene Faßlichkeit und Popularität im Gespräche, eine geistige Hoheit und Salbung, die auf der Kanzel jedem seiner Worte Gewicht gab, die Uebereilungen seines Eifers im Flusse der Rede bedeckte, und selbst im geselligen Umgange ungezwungen hervorblickend, keinen Spötter gegen ihn aufkommen ließ, eine sittliche Grazie, die auch seine Scherze adelte und jeden Zirkel, in den er eintrat, in Ordnung erhielt, endlich die Originalität und Fülle seines Gedankenganges, die oft überraschend und immer anregend und erwärmend auf

seine Umgebungen wirkte; Eigenschaften genug, um die Bewunderung und Anhänglichkeit seiner Verehrer begreiflich zu machen. Seine Aussichten in die Ewigkeit hatten ihn überdies bei der Menge längst in den Ruf höherer Seherkräfte gesetzt, und in seinen ascetischen Schriften waltete, neben tiefer Menschenkenntniß und ungemeiner moralischer Kraft, wirklich das göttliche Leben, das die Gemüther überzeugt, erquickt und tröstet. Seine Predigten über das Buch Jonas und über die Liebe, die Handbibel und Lieder für Leidende, die Betrachtung über die wichtigsten Stellen in den Evangelien gehören zu den trefflichen Erbauungsbüchern in der deutschen Literatur. Auch sein Tagebuch eines geheimen Beobachters seiner selbst hat unstreitig viel Gutes gewirkt, und die Arglosigkeit, mit der er es ins Publicum gehen ließ, würde ihm nie nachtheilig geworden sein, wenn er nicht zu viele Particularitäten seines eigenen Lebens hineingemischt hätte, die ihn dem Mißverstande und der Verleumdung bloß stellen mußten. Jenes Tagebuch, die Geschäftigkeit dienender Freunde und Zwischenträger, die ihn umlagerten und seine Offenherzigkeit nicht selten mißbrauchten, die Berichte der Reisenden, welche die Schweiz nicht sehen konnten, ohne den Propheten in Zürich zu besuchen, brachten jeden Schritt und jede Aeußerung von ihm unter die Leute, ja die Aufmerksamkeit des Publicums erstreckte sich in jenen friedlichen Decennien, wo man noch Zeit hatte, das Kleine wichtig zu finden, bis auf die unbedeutendsten Vorfälle und Wendungen des Lavaterschen Lebens und Treibens. So wurde ihm das Glück einer großen Celebrität oft durch ärgerliche Klatschereien und Händel verbittert, und er war selbst zu wenig besorgt, jeden Anlaß zu öffentlichen Verhandlungen über sein Privatleben zu vermeiden. Auch verleitete ihn seine durch allzugroßen Beifall genährte Eitelkeit bisweilen zu kleinlichen Schritten und einer empfindlichen Sorgfalt für seinen Ruhm. Dieser kam auch allerdings in Gefahr, da er nach einer Reise, die er auf Einladung des Ministers Bernstorf 1795 nach Kopenhagen unternommen hatte, ein Tagebuch derselben herauszugeben anfing. Knigge machte sich sogleich in der Reise nach Fritzlar, und ein Ungenannter in dem satirischen Freudenliede der Jünger Lavaters, darüber lustig. Ueberhaupt zeigte sich in dieser spätern Periode sein Geist nicht immer kräftig genug, den Mangel einer vollendeten ungelehrten Bildung, wie sonst, durch Originalität der Gedanken und hinreißendes Feuer der Darstellung zu decken. Man fing an, seine neueren Schriften etwas langweilig zu finden, in der Anlage und metrischen Form seiner Poesien entdeckte man unverzeihliche Nachlässigkeiten und Ungleichheiten, die besonders seine Hexameter in übeln Ruf brachten, und die Breite, mit der er seine Gedanken auszudehnen und ihr Mark auszusaugen beliebte, wollte neben der Präcision neuerer Dichter und Prosaisten nicht mehr behagen. Dem Kindersinne seines Glaubens war die Zeit nun entwachsen, und die redseligen Mittheilungen seiner Einfälle, Gedanken und Rathschläge, die er in seiner Handbibliothek, dem Anacharsis, dem Vermächtniß an Freunde und andern Schriftchen dieser Art, wohl nur an Freunde richtete, aber doch ins Publicum gehen ließ, hörten auf, interessant zu sein. Die Welt war bald mit einem allgemeineren Interesse beschäftigt. Auch Lavatern erfüllte die Revolution, die Alles entzündete, anfangs mit republicanischer Freude, aber seit der Epoche des Königsmordes mit einem religiösen Abscheu, der, je mehr ihm durch neue Unthaten und

Greuel Stoff zuwuchs, sein ganzes Wesen in eine steigende Thätigkeit setzte und die Seelengröße entwickelte, die er beim Eindringen der Revolution in die Schweiz im hohen Grade bewies. Er gehörte damals zu den wenigen Weisen und Edeln, die den Ausgang ahneten und sich im Gedränge streitender Factionen frei und tadellos zu behaupten wußten. Dabei griff er auf der Kanzel und unter dem Volke mit einer Kühnheit, die nur der ächte Enthusiasmus für Recht und Vaterland einflößen kann, in jede öffentliche Bewegung ein, und mit der Klugheit, Geistesgegenwart und Genialität, deren nur große Seelen fähig sind, wußte er in entscheidenden Momenten die rechten Mittel der Rettung zu zeigen, und wo es möglich war, selbst zu helfen. Ihm vorzüglich hatte es Zürich zu danken, daß nicht schon unter den Stäfaer Unruhen 1795 die Gährung allgemein zum Ausbruche kam, und seine unerschrockene Freimüthigkeit und thätige Verwendung hatte großen Antheil daran, daß den Rädelsführern, in deren Sache Zürichs Ehre und Ruhe auf dem Spiele stand, das Leben gerettet ward. Noch unter dem Drucke der französischen Tyrannei hatte er 1797 für alle seine Mitbürger den Muth, den Director Reubel in seinem Worte eines freien Schweizers an die große Nation, mit Unterschrift seines Namens, wegen Frankreichs schändlichen Benehmens gegen die Schweiz zur Rechenschaft zu ziehen, worauf eine vornehme Antwort, aber sonst nichts Gefährliches für ihn erfolgte. Auch hörte er nicht auf, mitten unter den heillosen Umwälzungen seines Vaterlandes für Recht und Ordnung zu sprechen, und die Willkühr der Machthaber öffentlich zu rügen; und als er endlich auf den lächerlichen Argwohn einer verrätherischen Gemeinschaft mit Rußland und Oesterreich hin, während einer schmerzhaften Krankheit im Mai 1796 nach Basel deportirt wurde, wunderte man sich, daß es nicht eher geschehen war. Die Directoren der Schweiz hörten die Wahrheit nirgends bündiger und derber, als in der Verantwortung, die er nun eingab, und als er, nach einigen Monaten wieder entlassen, durch die französischen Vorposten glücklich nach Zürich zurückgekommen war, fuhr er in seiner Amtsthätigkeit mit demselben patriotischen Eifer fort, bis sie endlich auf die schrecklichste Weise gehemmt wurde. Als nämlich am 26. Sept. 1799 Massena Zürich wieder einnahm, und Lavater eben auf der Straße beschäftigt war, herumschwärmende Soldaten zu erquicken und zu beschwichtigen, schoß ein französischer Grenadier ihn meuchlings durch die Seite. Ueber ein Jahr litt er, mit wenigen Tagen eines leidlicheren Befindens, die er den Amtsgeschäften widmete, an diesen Wunden, und schrieb auf dem Krankenlager seine Deportationsgeschichte, eine nachdrückliche Vorstellung an die revolutionäre Regierung; Saulus und Paulus, eine christliche Dichtung; eine Menge Briefe, unter andern auch den merkwürdigen an Stolberg, über dessen Religionsveränderung, und die Ode „Zürich am Ende des 18. Jahrhunderts," die zu den vortrefflichsten Gedichten in dieser Gattung gehört, und seine früheren Poesien weit hinter sich läßt. Die ebenfalls sehr herzliche Ode „Zürich am Anfange des 19. Jahrhunderts," war sein Schwanengesang. Gegen Ende des Jahres 1800 wurden seine Schmerzen an den noch offen stehenden Wunden immer empfindlicher, keine Stellung und Lage gab ihm mehr Ruhe, sein Rücken war ganz wund und gekrümmt, aber die härtesten Qualen trug er mit einer Geduld, Ergebung und Heiterkeit des Geistes, die Jedermann zur Bewunderung hinriß, und selbst seine Geg-

ner überzeugen mußte, wie sehr es ihm mit seinem Christenthume Ernst gewesen. So starb er am 2. Januar 1801 im 60. Lebensjahre, von einer väterlich geleiteten Familie und allen Guten beweint, und seiner Vaterstadt, um die er so große Verdienste hatte, unvergeßlich. Frühere und andächtigere Jahrhunderte, als das, in dessen Morgenröthe seine Sonne unterging, hätten ihn heilig gesprochen, denn in ihm vereinigten sich, selbst den Märtyrertod nicht ausgenommen, alle die Eigenschaften, welche die Kirche von ihren Heiligen fordert, und die Meisten, die sie verehrt, wurden von ihm an Adel des Geistes und Herzens und ungeheuchelter praktischer Frömmigkeit weit übertroffen. Ein Christ zu sein war seine Wissenschaft und sein Ruhm, und daß er so ernstlich nach dieser Virtuosität strebte, hätte ihm Niemand verargen sollen. Den Schätzen der Gelehrsamkeit verdankte er wenig, er producirte mehr; als er las, und was er war, wurde er von innen heraus. Daher das viele Sinnreiche und Erbauliche in seinen Schriften, das auch die Zukunft nicht unbenutzt lassen wird, und seine ausgezeichnete Individualität, die der Betrachtung und Achtung immer werth bleiben wird. Sein sittlicher Charakter war durchaus edel und redlich, nur das Uebermaß des Beifalls machte ihn bisweilen klein, doch blieben seine Absichten stets lauter, und er vergab gern, anstatt zu vergelten. Glaube und Liebe waren die Grundsätze seiner Natur; Johannes Müller, der ihn, wohl etwas zu günstig, den Kirchenvater unter den neuen Theologen nennt, konnte mit Recht sagen, er kenne kaum einen, der wahrhafter und stärker glaube, tiefer fühle und inniger umfasse, als Lavater. Der Grund seiner Schwächen war mehr in seinem, oft von zu starken Phantasien und ausschweifenden Plänen bestürmten Kopfe, als in seinem Herzen zu suchen, und wenn es von der zahlreichen Jüngerschaft, die sein Christenthum gebildet hat, noch Ueberreste gibt, so haben sie nicht Ursache, darum an ihrem Meister irre zu werden, weil er bei großen Talenten und rühmlichen Tugenden auch menschlich fehlen konnte. E.

Lavinen, Lawinen, Lauwinen (von dem schweiz. Louwin, Laulwin, Schneelauwin) bedeutet in der Schweizersprache große Schneemassen, welche von den hohen Bergen in die nahgelegenen Thäler herabrollen, sich im Herabrollen sehr vergrößern und durch ihren Sturz oft die größten Verwüstungen anrichten. Es gibt vornehmlich zweierlei Arten Lawinen. Die eine nennt man Wind- oder Staublawinen, weil sie vom Winde losgerissen werden, der den frisch gefallenen Schnee mit sich fortreißt und staubend in die Tiefe stürzt. Die zweite Art heißt Berg- oder Schneelawinen (Schloß- und Schlag-, auch Schrundlawinen), weil sie aus nichts als Schnee bestehen. Diese sind zwar, wegen der Geschwindigkeit, mit welcher sie einherfahren, in sofern die gefährlichsten von allen, sonst aber, weil sie am luftigsten unter allen sind und man sich aus ihnen am leichtesten wieder emporarbeiten kann, auch nicht so sehr zu fürchten. Man hat Beispiele, daß Leute 24 Stunden unter einer solchen Lawine gesteckt haben, ohne zu ersticken. Diese Lawinen werden nicht vom Winde fortgerissen, sondern stürzen durch ihre eigene Schwere und rollen dann den ganzen Grund, auf welchem sie liegen, nebst den darauf befindlichen Bäumen, Felsen ꝛc. mit sich fort. Sie fallen besonders um die Frühlingszeit, wenn die angehende Wärme den Schnee fester und trockner macht. Ihr Fall macht Berg und Thal erzittern und erregt einen Schall, als ob es donnerte. Die dritte Art heißt Erdlawi-

nen, die dann entstehen, wenn das Erdreich von lange anhaltender und tief eindringender Nässe dergestalt erweicht wird, daß es mit allen darauf befindlichen Häusern, Bäumen und ganzen Wäldern in die Tiefe stürzt und oft ungeheuern Schaden anrichtet.

Laviren, bedeutet in der Schiffahrt, sich gegen den Wind halten, bei widrigem Winde bald nach der einen, bald nach der andern Seite segeln, um das Schiff von seiner Richtung nicht allzuweit zu entfernen, wodurch man, wenn auch nur wenig, doch immer etwas vorwärts kömmt; daher auch figürlich, bedächtig bei einer Sache verfahren. — In der Mahlerkunst heißt laviren, eine aufgetragene Farbe mit Wasser vertreiben, eine Zeichnung laviren, d. i. sie tuschen, oder mit einer Tinte oder Farbe mahlen.

Lavoisier (Antoine Laurent), ein ausgezeichneter Chemiker, geboren zu Paris im J. 1743. Mit Vorliebe studirte er alle Zweige der Naturwissenschaft und erwarb sich darin die gründlichsten Kenntnisse. Als im J. 1764 die französische Regierung die beste Art der Straßenbeleuchtung zum Gegenstand einer Preisaufgabe machte, lieferte er eine Abhandlung, welche die Akademie drucken ließ und der König mit einer goldnen Medaille belohnte. Schon im J. 1768 war er Mitglied der Akademie. Er machte um diese Zeit verschiedne Abhandlungen über speculative und praktische Gegenstände der Physik bekannt. Die Denkschriften der Akademie von 1770 enthalten seine Beobachtungen über die Natur des Wassers und die vermeintliche Möglichkeit, dasselbe in Erde zu verwandeln, deren Irriges ihm jedoch wiederholte Versuche zeigten. Er sammelte zahlreiche Materialien für die Lithologie und Mineralogie Frankreichs, die er in eine Art von Tabelle brachte. Sie wurden die Grundlage zu einem Werke über die Revolutionen der Erde und die Bildung der Erdschichten, von dem er 1772 und 1787 Proben gab. Die Natur der Gasarten war damals ein Hauptgegenstand der Untersuchung; auch Lavoisier, durch sein Vermögen in Stand gesetzt, große und kostbare Versuche zu machen, beschäftigte sich damit. In seinen Opuscules chymiques 1774 gab er eine Uebersicht von allem, was bisher in Beziehung auf die Geschichte der luftförmigen Körper geschehen, nebst verschiedenen seinen höchst wichtigen Versuchen. Bald darauf fand und zeigte er (1778), daß die von Priestley entdeckte Luftart, welche dieser dephlogistisirte und Scheele reine Luft nannte, ein Bestandtheil aller Säuren sei, weshalb er ihr den Namen Oxygen gab. Seine Versuche, durch Verbrennung von Oxygen und Hydrogen Wasser zu erzeugen und es umgekehrt in diese Bestandtheile wieder aufzulösen (1783), waren ein wichtiger Vorschritt zu dem neuen System der Chemie, als dessen Begründer Lavoisier angesehen wird. Es ward vervollständigt durch seine Theorie der Verbrennung und der Oxydation, seine Analyse der atmosphärischen Luft, seine Lehre vom Wärmestoff u. s. w. und 1789 in seinen Elemens de Chymie vollständig vorgetragen. Die darin aufgestellten Grundsätze sind von den ausgezeichnetsten Chemikern Europas angenommen worden und haben der Wissenschaft eine völlig neue Gestalt gegeben. Lavoisiers Thätigkeit wurde auch von Seiten des Staats in Anspruch genommen. Schon 1776 ertheilte ihm Turgot die Oberaufsicht über die Bereitung des Schießpulvers, die er sehr vervollkommnete. Außerdem leistete er den Künsten und Wissenschaften manchen wichtigen Dienst. Für das neue Maßsystem lieferte er mehrere genaue Versuche über die Expansion der Metalle. Er wurde zu Rathe gezogen über die beste und gegen Verfälschung und Nach-

machung sicherste Methode der Assignatenverfertigung. Der Ackerbau hatte früh seine Aufmerksamkeit beschäftigt. Als im J. 1791 ein neues Besteurungssystem eingeführt werden sollte, ließ Lavoisier eine gehaltvolle Schrift unter dem Titel Sur la Richesse territoriale de la France erscheinen, welche indeß nur die Skizze eines großen Werks ist, zu dem er lange gesammelt hatte. Nachdem er einer der Administratoren der Caisse d'escompte gewesen, wurde er 1791 zu einem der Commissäre des Staatsschatzes ernannt. Er brachte in dieses Departement eine musterhafte Ordnung. Lavoisier verband mit den Verdiensten eines ausgezeichneten Gelehrten und Geschäftsmannes den liebenswürdigsten Charakter; er war sanft, dienstfertig, wohlthätig, anspruchlos. Aber eben seine Vorzüge, so wie sein Reichthum, wurden ihm zur Zeit Robespierres verderblich. Er wurde angeklagt, verurtheilt und am 8. Mai 1794 hingerichtet. Die Verdienste Lavoisiers um die Chemie ausführlich zu würdigen, würde hier zu weit führen. Beurtheilt man ihn nach dem Erfolg, den er hervorgebracht, so übertrifft er alle anderen Chemiker; sieht man aber blos auf die von ihm gemachten Entdeckungen, so muß er hinter Scheele, Priestley, Cavendish und manche Andre zurückstehn. Seine Wirksamkeit fiel in die günstigste Periode; etwas früher würde er die Wissenschaft in noch zu unvollkommenem Zustande gefunden haben, etwas später würden ihm wahrscheinlich Andre schon zuvorgekommen sein.

Law (John), dieser berüchtigte Financier, war der Sohn eines Goldschmids und 1681 zu Edinburgh geboren. Er zeigte früh viel Neigung und Geschicklichkeit zum Rechnen und erwarb sich schon als Jüngling das Vertrauen der königlichen Minister in Schottland in so weit, daß sie ihn zum Ordnen der Einkommenrechnungen, die vor der Vereinigung Englands und Schottlands in größter Unordnung waren, gebrauchten. Schon damals schlug er, um dem Mangel an baarem Gelde im Lande abzuhelfen, die Errichtung einer Bank vor, welche Papiergeld bis zum Betrage des Werths aller liegenden Gründe des Königreichs ausgeben sollte; eine Idee, die allen seinen spätern Projecten scheint zum Grunde gelegen zu haben, von den Ministern aber billig verworfen wurde. Sein geringes Einkommen suchte er damals durch Spiel zu vermehren, um auf einen vornehmen Fuß leben zu können. Nachdem er in einem Duell seinen Gegner getödtet, nahm er die Flucht. Er besuchte Venedig und Genua, aus welchen beiden Städten er als ein Gauner vertrieben wurde, durchzog die meisten Städte Italiens, wo er sich durch wohl berechnete Wetten Geld zu verschaffen wußte, und legte endlich zu Turin dem Herzog von Savoyen sein Finanzsystem vor, ohne jedoch Eingang zu finden. Ein gleiches Schicksal hatte er bei den Ministern Ludwigs XIV. Als aber unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans die Finanzen Frankreichs sich in großer Bedrängniß befanden, gelang es ihm, sich Gehör zu verschaffen. Seine erste Unternehmung war 1716 die Errichtung einer Bank von 1200 Scheinen, jeder zu 3000 Livres, die sich durch ihre Pünctlichkeit so guten Credit erwarb, daß man ihre Papiere dem baarem Gelde vorzog. Sie wurde das Bureau aller Staatseinnahmen. Bald verband Law mit dieser Bank eine Mississippi-Compagnie, der in Luisiana Länder zugetheilt wurden, von deren Anbau und Handelsverkehr man ungeheuern Gewinn erwartete, ferner den Senegalhandel, das Privilegium der ehemaligen ostindischen Compagnie und die Generalpachte, und ließ sie 1718

für eine königliche Bank erklären. Durch eine Menge ihr willkührlich verliehener Begünstigungen gewann sie einen solchen Umfang, und zugleich ein solches Vertrauen, daß ihre Papiere bis zum Zwanzigfachen ihres ursprünglichen Werthes stiegen. Aus ganz Frankreich strömte das baare Geld oder was Geldes Werth hatte, in die Bank; jedermann schätzte sich glücklich, damit einen Antheil an dem eingebildeten Reichthum derselben zu erkaufen. Law galt für den Plutus des Königreichs, stand in unbegrenzten Ansehen, und ward, nachdem er 1720 zur catholischen Religion übergetreten war, zum General-Controlleur der Finanzen ernannt. Indeß begann die Täuschung allmählich zu schwinden; die Bankscheine fielen von Tag zu Tag und bald zeigte sich der Untergang des ganzen Systems als unvermeidlich. Vergebens verbannte der Regent das Parlament von Paris, welches sich hatte einmischen wollen; Laws Credit war nicht zu retten. Nach einer fünfmonatlichen Verwaltung mußte er sein Amt niederlegen und endlich seiner Sicherheit wegen das Königreich verlassen. Allgemeine und wohlverdiente Verwünschungen folgten ihm nach. Er lebte seitdem in der Dunkelheit von den geringen Ueberresten seines einst ungeheuern Vermögens, besuchte mehrere Länder und starb 1729 zu Venedig, immer noch mit großen Planen beschäftigt und vollkommen von der Richtigkeit seines Systems überzeugt, dessen Mißlingen in Frankreich er blos den Gegenwirkungen seiner Feinde zuschrieb. Auch hat es ihm nicht an geistreichen Vertheidigern gefehlt, wiewohl die allgemeine Meinung dahin geht, daß jenes System auf durchaus unsichern und unstatthaften Grundsätzen beruhte.

Lazarus ist der Name theils eines aus der heiligen Geschichte (Luc. 16, 20) bekannten aussätzigen Mannes, theils eines Mönchs des neunten Jahrhunderts, dessen Gedächtniß den 21. Febr. darum von der römischen Kirche gefeiert wird, weil er sich weder durch die Drohungen noch durch die Mißhandlungen des Kaisers Theophilus zu Constantinopel abhalten ließ, Bilder der Heiligen zu mahlen. Ersteren machte die Folgezeit zum Schutzpatron der Kranken, namentlich der Aussätzigen. Ja, es entstand im gelobten Lande ein eigener Orden, welcher dessen Namen annahm (**Lazarusorden**), und dessen Mitglieder Hospitalritter des Ordens des heiligen Lazarus zu Jerusalem genannt wurden, sich besonders der mit dem Aussatze behafteten Personen annahmen und sie verpflegten; und die Krankenhäuser oder Hospitäler, welche bis zum 13. Jahrhunderte, besonders des durch die Kreuzzüge verbreiteten Aussatzes wegen, häufig angelegt wurden, bekamen von ihm den Namen **Lazarethe**, welcher späterhin auf **Krankenhäuser** überhaupt übertragen wurde (s. **Krankenhäuser**).

Lazaristen wurden in Frankreich die Priester der Mission nach ihrem Priorat zu St. Lazarus in Paris genannt. Dieser aus regulirten, durch vollständige Mönchsgelübde verpflichteten Klerikern bestehende geistliche Orden wurde 1634 vom h. Vincenz von Paul zum Missionsgeschäft errichtet. Außer der Christenheit haben die Lazaristen weniger als andre Orden von gleicher Bestimmung dafür gethan und sich nur im Orient verbreitet. In China behaupten sie noch einen Missionsplatz. Desto geschäftiger waren und sind sie in der Christenheit selbst. In Frankreich überlebten sie die Revolution, wurden durch eine königl. Verordnung 1816 wegen ihrer vormaligen Verdienste um die Belehrung und Seelensorge des Landvolks ihrer ursprünglichen Bestimmung wieder gegeben und zeichnen sich jetzt als die

eifrigsten Missionsprediger und Emissärs der ultramontanistischen Partei aus, welche ihnen auch einen Theil ihrer ehemaligen Häuser und Güter wiederverschaffte. In Polen, wo sie Väter der Mission heißen, sind sie am zahlreichsten, behaupten ihre alten Klöster und, als Lehrer in den Seminarien der jungen Kleriker und geistlichen Conferenzen, einen überwiegenden Einfluß auf die Cultur der theologischen Wissenschaften, deren Armseligkeit in diesem Reiche hauptsächlich ihrer wirksamen Opposition gegen jedes hellere Licht zuzuschreiben ist. Auch in Spanien blüht dieser Orden, doch ohne ein so bedeutendes Gewicht. Oesterreich hat ihn nicht zugelassen, aber in der Pfalz machte er seit 1780 erfolgreiche Versuche, durch pädagogische Bemühungen und Einfluß auf die Bildung des geistlichen Standes (man nannte diese Umtriebe Lazarismus) die durch Aufhebung der Jesuiten entstandene Lücke auszufüllen, bis die Begebenheiten des französischen Krieges ihn um 1793 auch da wieder verdrängten. E.

Lazur, s. Lapis Lazuli.

Lazzaroni. Zu Neapel allein findet sich die merkwürdige Menschenclasse, die unter dem Namen der Lazzaroni bekannt ist. Man rechnete die Zahl dieser Menschen in voriger Zeit auf etwa 40,000 Individuen, sämmtlich ohne Stand, Beschäftigung, Haus und Heimath und ohne bestimmten Unterhalt, von denen der größte Theil das ganze Jahr hindurch in äußerster Dürftigkeit, Tag und Nacht sein Leben auf der Straße und den öffentlichen Plätzen der Stadt zubrachte. Die große Fruchtbarkeit des Landes, die den Unterhalt der Menschen so sehr erleichtert, die außerordentliche Mäßigkeit seiner Bewohner, das heiße Clima und der daher entstehende Hang zur Trägheit haben dieser sonderbaren Menschenclasse ihre Entstehung gegeben, die allerdings in einer gewissen Verbindung unter einander stand, und dennoch, was gewiß äußerst auffallend erscheinen muß, der Ruhe und Sicherheit der Stadt keineswegs gefährlich wurde. In ihrer Lebensart sind die Lazzaroni äußerst mäßig, so wie im höchsten Grade genügsam in ihrem Anzuge; das Clima macht das Bedürfniß nach Nahrung und Bekleidung weniger fühlbar und läßt es leichter befriedigen. Nur die höchste Noth vermag die Lazzaroni zur Arbeit zu treiben. Das Wenige, was ihnen zu ihrem Unterhalte unentbehrlich ist, finden sie leicht auf mannichfaltige Art, als Boten, Träger und Taglöhner. Allein nichts konnte sie ehemals bewegen, durch angestrengte Arbeit mehr zu verdienen, als ihre genügsame Lebensart erforderte. Dabei waren sie zugleich, trotz ihrer großen Anzahl, die sie so leicht zur Insolenz hätte verleiten können, höchst gutmüthig und friedfertig und ertrugen geduldig Beleidigungen und Neckereien des übrigen Pöbels. Zu Neapel findet sich Alles, was eine solche Lebensart überhaupt möglich macht, daher entfernte sich auch nie ein Lazzaroni ohne die höchste Noth aus dieser Stadt. Erst in den letztern Zeiten hat auch bei diesen Naturmenschen eine Art von Luxus einzureißen angefangen und auch bei ihnen ist Sinn für Eigenthum und größeres Wohlleben entstanden. Nach neuern Berichten fangen sie an, sich allmählich an fleißigeres Arbeiten zu gewöhnen, um einen festen Wohnort zu erhalten und sich an Sonn- und Festtagen in seidenen und sammtnen Feierkleidern zeigen zu können. Auch haben in den neuesten Zeiten die französische Polizei, und König Joachims kräftige Maßregeln nicht wenig zur Verminderung dieser Menschenclasse beigetragen. Lazzaroni soll diese ärmste Volksclasse heißen, weil ehedem die Schützlinge des heiligen Lazarus, welche größten-

theils aus Kranken aus den untersten Volksclassen bestanden, und auch ihrer Entlassung aus den Krankenhäusern die elende Kleidung dieser Kranken beibehielten, so genannt zu werden pflegten. C. Z.

Lazzi. Mit diesem Worte, dessen Ableitung zweifelhaft ist, bezeichnen die Italiener die extemporirten Scherze und Possen ihrer komischen Schauspieler.

Leander, s. Hero.

Leben. Das Leben offenbart sich uns durch Dasein und Thätigkeit, es setzt also einen Körper und das Vermögen desselben, aus eigenem Antriebe Bewegungen vorzunehmen, voraus. Der Anblick einer Figur belehrt uns von ihrem Dasein; aber dann erst, wenn wir Bewegung an ihr sehen, oder solche Zeichen wahrnehmen, von welchen wir auf das Vermögen der Bewegung schließen können, halten wir sie für belebt. Es gibt aber verschiedene Stufen des Lebens. Von der Pflanze sagen wir auch: sie lebt. Hier beschränkt sich die Bewegung blos auf das Innere der Pflanzen, so weit sie zur Erhaltung, Ernährung und zur Durchlaufung der Perioden ihres Wachsthums nöthig ist; dies ist das blos vegetative Leben. Es ist im Thiere auch vorhanden, allein dieses ist zugleich mit einem höhern begabt; das thierische Leben bedingt freiwillige Bewegung seiner äußern Theile und Ortsveränderung außer sich. Je höher der Grad des Lebens, desto vollkommnerer Organisation bedarf es. Das Leben der Polypen z. B. entfernt sich kaum von dem Pflanzenleben, es hat die einfachste Organisation, dagegen das Leben der vollkommenen Thiere eine weit mannichfaltigere und zusammengesetztere Organisation erfordert. Aus den Erscheinungen des Lebens können wir wohl einen Begriff desselben abziehen, allein in das Innere desselben können wir nicht eindringen. Die Idee des Lebens selbst kann nur ergriffen, nicht begriffen werden. Jedes individuelle Leben ist nur der Ausfluß des allgemeinen, ewigen und höchsten Lebens, eine endliche Abstufung und Darstellung desselben nach unzählig mannichfaltigen Graden. Unter Lebenskraft und Lebensprincip denken wir uns die den Erscheinungen des organischen Lebens zum Grunde liegende innere Ursache desselben. Wo wir Leben bemerken, ist eine bestimmte Organisation vorhanden, welche durch ein inneres Agens in Bewegung und Thätigkeit gesetzt wird, und das Leben ist vernichtet, sobald die Organisation zur Ausübung ihrer Verrichtungen untauglich ist, oder das innere Agens fehlt. Dieses Agens als Lebensprincip muß in dem feinsten und durchdringendsten Fluidum der Natur enthalten sein, das wir nur mit dem Aether, der electrischen, magnetischen, und Lichtmaterie vergleichen können. Zu gewissen Theilen des Organismus scheint es besondere Verwandtschaft zu haben, besonders im thierischen Körper zu den Nerven, von denen es zu den übrigen Theilen des Körpers geleitet wird. Es kann in einem Körper angehäuft werden, kann in freiem, einige Zeit aber auch in einem gebundenen Zustande erscheinen. Das Lebensprincip gibt der thierischen Faser die Eigenschaft, sich zusammenzuziehen und auszudehnen (Contractilität), und entzieht sich zum Theil den allgemeinen physischen und chemischen Gesetzen der unorganischen Natur, daher in einem belebten Körper kein blos mechanischer und chemischer Prozeß existirt. Das Lebensprinzip kann durch gewisse, ihm entgegengesetzte Einwirkungen geschwächt, durch andere verstärkt werden. Unter die feindlichen Einflüsse gehört besonders ein hoher Grad von Kälte, gehören starke Erschütterungen, manche Gifte u. s. w.; un-

ter die günstigen Einwirkungen gehört die Wärme (in einem angemessenen Grade), das Licht, die Luft, besonders der Antheil von Lebensluft (Oxygengas) in derselben. Dieses Lebensprincip erfüllt den ganzen Körper und erregt die Thätigkeit aller einzelnen Theile desselben, jedes nach seinem besondern Bau und seiner Einrichtung; daher dann das harmonische zu einem Zwecke hin gerichtete Streben derselben, ihre Functionen auszuüben. H.

Lebendiges Kapital oder Kapitalstoff, (Nationalökonomie) ist der Vorrath von Gütern oder Genußmitteln, welche die Eigenschaft besitzen, gegen andere Güter jeder Art augenblicklich umgesetzt oder umgetauscht werden zu können. Dem lebendigen Kapitale steht das todte entgegen, welchem diese Eigenschaft der Umsetzbarkeit fehlt. Nur das sinnliche Kapital, nie das geistige, kann lebendig sein, denn nur jenes, nicht dieses, ist umsetzbar. Von dem sinnlichen Kapitale aber ist dasjenige, welches lebendig ist, wichtiger als das todte, denn mit jenem kann in der Regel das todte umgetauscht werden, nicht aber umgekehrt mit diesem jenes. Der Besitzer von todtem Kapitale muß oft lange warten, ehe er Jemand findet, welcher ihm dasselbe abnimmt und dagegen Güter liefert, deren er bedarf. Ob irgend ein Gut zum lebendigen oder todten Kapitale gehöre, hängt von den jedesmaligen Umständen und Verhältnissen ab. Was nehmlich seit jeher todtes Kapital war, kann lebendig werden, sobald ein plötzlicher Mangel daran entsteht, während die Nachfrage unverändert bleibt oder gar zunimmt. So können gewisse Colonial-Erzeugnisse beim Ausbruche eines Seekrieges eine Zeit lang so beliebte Waare werden, daß der Besitzer derselben augenblicklich sonstige Güter jeder Art dagegen einzutauschen im Stande ist; eben so kann auf der andern Seite der Gütervorrath, welcher seit undenklicher Zeit lebendiges Kapital war, todtes werden, sobald nur der Umstand eintritt, daß diese Güter in zu großem Ueberflusse vorhanden sind, während die Zahl der Vertauscher fortdauernd sich vermehrt. Auf solche Weise können selbst die edeln Metalle, deren gesammelter Vorrath nach den gewöhnlichen Verhältnissen beinahe stets lebendiges Kapital ist, todtes Kapital werden, welcher Fall in Zeiten allgemeiner Noth, bei Belagerung von Festungen und ähnlichen Gelegenheiten wirklich Statt hat, wo der Metallmünz-Kapitalist vergebens edles Metall anbietet für Lebensmittel, deren er bedarf. (S. Kapital) KM.

Lebensalter, s. Alter.

Lebensbauer, s. Lebensversicherung.

Lebensfähigkeit. Für lebensfähig wird ein Kind angesehn, wenn die zum Leben nöthigen Organe hinlänglich ausgebildet sind, um es außer der Mutter wenigstens eine Zeit lang fortleben zu lassen. Dazu wird vom Tage der Empfängniß bis zur Geburt eine Zeit von 182 Tagen erfordert. Ein früher gebornes Kind, wenn es auch Zeichen des Lebens von sich geben sollte, wird dennoch als todtgeboren angesehn und ist daher unfähig, Rechte zu erlangen und zu übertragen.

Lebensluft, s. Gasarten.

Lebensmittel sind im Allgemeinen die zur Unterhaltung des Lebens nothwendigen Stoffe. In diesem Sinne könnte man auch die Luft, als den unentbehrlichsten Stoff zum Leben, dahin rechnen. Insbesondere aber versteht man darunter diejenigen Stoffe, welche zur Nahrung des Menschen als Speise und Trank in den Magen gebracht

erden, um daselbst derjenigen Veränderung unterworfen zu werden, ie wir Verdauung nennen (s. den Art. Magen), und einen Stoff ur Organisation und Erhaltung des Lebens liefern. (S. den Art. ahrungsmittel.) — Lebensverlängerung, die Anwen- ung derjenigen Mittel und Methoden, welche das Leben des Men- chen seinem natürlichen Ziele am nächsten bringen. Das Leben des Menschen ist das vollkommenste, und bildet sich als die vollkommenste Organisation aus. Es kann der innern Möglichkeit nach eine sehr ange Dauer (absolute Lebensdauer) haben, die man, nach der Ver- leichung mit seinem Wachsthum und seiner Ausbildung, über hun- ert Jahre schätzen kann. Die wirkliche (relative) Dauer des mensch- ichen Lebens hängt aber von dem Grade des ihm ursprünglich zuge- heilten Lebensprincips, von der Beschaffenheit seiner Organisation, nd von der durch die Lebensthätigkeit selbst bewirkten Aufzehrung Consumtion) der Lebenskraft ab. Ferner gibt es viele feindliche inflüsse auf den menschlichen Körper, welche seinem Leben und sei- er Gesundheit Gefahr drohen, z. B. ungünstige Witterung, anste- kende Krankheitsstoffe, Leidenschaften u. s. w., welche seine natür- iche Lebensart abkürzen. Da der wirklichen (relativen) Lebensdauer o manche Gefahren drohen, und die mögliche (absolute) Lebensdauer och so hoch steigen kann, da ferner durch Beobachtung gewisser Regeln viele Gefahren abgewendet werden können, die Verzehrung es Lebensprincips verzögert, der Ersatz desselben durch manche Mit- el befördert werden kann, so läßt sich allerdings die Möglichkeit ei- er Lebensverlängerung denken, in sofern das wirkliche Leben dem Ziel der möglichen (absoluten) Lebensdauer genähert wird. Die An- age zum langen Leben überhaupt erfordert einen regelmäßigen Bau es Körpers und seiner einzelnen Theile, gesunde Lungen, gute Ver- auung, gesetzmäßigen Umlauf des Bluts, gehöriges Verhältniß in der Vertheilung des Lebensprincips, welche durch gutes Temperament, leichförmige Verrichtung der Organe und behagliche Gemüthsstim- nung sich äußert. Die besondern Regeln der Lebensverlängerung, Kunst das Leben zu verlängern, Macrobiotik) gehören in die Gesundheitserhaltungskunde. (S. Gesundheit). H.

Lebensversicherung. Die Zeit, wie lange ein Mensch ahrscheinlich noch zu leben hat, muß nach dem natürlichen Ziele, nd nach den durch Erfahrung gegebenen Resultaten berechnet werden. Man sollte freilich denken, daß, wenn man z. B. 90 Jahre als das atürliche Lebensziel annimmt, die Versicherung der Lebensjahre auch iernach könne bestimmt werden, und also ein neugebornes Kind diese ollen 90 Jahre, ein Kind von 10 Jahren noch 80 Jahre u. s. f. ahrscheinlich zu leben habe. Allein die mancherlei Gefahren, welche em kindlichen Alter drohen, die Krankheiten, welche viele Menschen n der Blüthe der Jahre wegraffen, die Beschwerlichkeiten und Veran- assungen zu Beschädigungen und Krankheiten, welche von den man- herlei Beschäftigungen der Menschen herrühren, die Verschiedenheiten es Geschlechts, das Unheil, welches Luxus und Verweichlichung unter em Menschengeschlecht anrichten, machen andere Berechnungen noth- wendig. Die Erfahrung lehrt, daß von 100 Menschen etwa einer as 90. Jahr erreicht, die Hälfte stirbt weg, ehe sie das 17. Jahr erreicht haben. Die größte Sterblichkeit herrscht unter den Kindern bis nach dem ersten Jahre, denn in dieser Zeit sterben von 100 Kindern 26, in dem zweiten Jahre von den übrigen 74 wieder 4; in dem dritten Jahre von den übrigen 70 wieder 8; im vierten

Jahre 3, im fünften 1, im sechsten Jahre abermals 1, im siebenten Jahre 1, im achten Jahre 1, im neunten Jahre 1; im zehnten Jahre ist beinahe die Hälfte schon gestorben, denn von 100 Kindern sind noch 54 übrig. Davon sterben wieder 3 bis zum funfzehnten Jahre; nur 44 kommen bis zum dreißigsten, nur 38 bis zum vierzigsten, nur 31 bis zum funfzigsten, nur 22 bis zum sechzigsten, nur 13 bis zum siebzigsten, nur 7 bis 8 bis zum achtzigsten. Da nun bei Leibrenteninstituten, Witwencassen u. dergl. eine muthmaßliche Annahme, wie lange eine Person noch leben wird, nothwendig ist, so hat man, auf obige Erfahrungen gestützt, folgende Berechnung entworfen: Ein Kind von 1 Jahre wird wahrscheinlich noch leben 41 Jahre 9 Monate; ein Kind von 3 Jahren noch 45 Jahre 7 Monate; eins von 5 Jahren noch 46 Jahre 4 Monate; eins von 10 Jahren noch 44 Jahre 9 Monate. Eine Person von 15 Jahren wird wahrscheinlicher Berechnung nach noch 41 Jahre 6 Monate leben; eine von 20 Jahren noch 38 Jahre 3 Monate; eine Person von 25 Jahren noch 35; eine von 30 Jahren noch 32; eine von 35 Jahren noch 29; eine von 40 Jahren noch 26; eine von 45 Jahren noch 23; eine von 50 Jahren noch 20; von 55 Jahren noch 17; von 60 Jahren noch 14; von 65 Jahren noch 11; von 70 Jahren beinahe noch 9; von 75 Jahren noch 6; von 80 Jahren noch 4 Jahre 10 Monate; von 85 Jahren noch 3 Jahre 3 Monate; von 90 Jahren noch 2. Es erhellt hieraus, daß Kinder, welche einmal das siebente Jahr erreicht haben, noch die größte Anzahl Jahre zu hoffen haben; daß man in dem Alter von 12 bis 13 Jahren den vierten Theil seines Lebens zurückgelegt hat; mit 28 bis 29 Jahren die Hälfte, mit 50 Jahren ungefähr drei Viertel. Die Frauenzimmer, wenn sie gewisse Jahre überstanden haben, leben alsdann gewöhnlich länger als die Mannspersonen. H.

Leber ist bei dem Menschen das größte und schwerste aller Eingeweide, und nimmt den größten und obersten Theil der Bauchhöhle ein. Je jünger der Mensch, desto größer ist seine Leber, und umgekehrt. Ueber ihr liegt der genau auf sie passende Zwerchmuskel, durch dessen Sehne das Herz von ihr geschieden ist. Unter ihr befindet sich rechts das Ende des rechten Stücks vom Grimmdarme; links das Ende des Querstücks desselben; gegen die Mitte hin, da wo ihr die Gallenblase anhängt, der Anfang des Zwölffingerdarms; links der größte Theil nebst dem Ende des Magens und des Pankreas, oder der Bauchspeicheldrüse; hinten die mit der rechten Niere zusammengehefteten Nebennieren. Ihr Gewicht beträgt in einem gesunden Menschen 2 bis 5 Pfund, und ihre Bestimmung ist, nach völlig entschiedener Untersuchung, durchaus keine andere, als die Galle aus dem Blute abzusondern. — **Lebergang** ist der **Kanal**, in welchem sich alle Gallengänge vereinigen und welcher alsdann die Galle aus der Leber in den Zwölffingerdarm führt.

Leberreime sind zweizeilige deutsche Scherzgedichte, in welchen die erste Zeile stets mit den Worten anfängt: **die Leber ist vom Hecht und nicht von einem** — hier wird ein Thier genannt, auf dessen Namen dann die folgende Zeile reimen muß. Diese Reime, welche von **Schävius** erfunden und ehemals bei öffentlichen Gastereien, sobald der Hecht aufgetragen war, besonders in Sachsen sehr beliebt gewesen sind, werden jetzt nicht mehr beachtet, weil ihre einförmige Natur dem eigentlichen Witze weniger als einem faden Spaße Spielraum läßt.

Leck heißt beim Schiffe der durch eine gewaltsame Veranlassung, als etwa Anstoßen an eine Klippe, oder durch die Länge des Gebrauches erzeugte Riß, durch welchen das Wasser stark eindringt; daher figürl. leck werden, schadhaft werden. — Lecken, Ablecken, heißt auch das langsame und fast unmerkliche und schwer zu vermeidende Austräufeln der Flüssigkeiten aus ihren Gefäßen. Der dadurch entstandene Verlust heißt Leckasie, Leckagie (Coulage), und wird bei Schiffsversendungen und Kellerlagerungen nach bestimmten Regeln berechnet.

Lectüre (lecture), bezeichnet sowohl das Lesen (Lectüre in formaler Bedeutung), als das Gelesene, oder zu Lesende, (Lectüre in materieller Bedeutung). Der allgemeine Zweck des Lesens ist, sich durch schriftliche Mittheilung geistig zu beschäftigen. Mit dem Hören hat daher das Lesen gemein, daß beide auf einer mittelbaren Geistesbeschäftigung beruhen, d. h. einer solchen, bei welcher wir einer fremden Anregung, einem fremden Gedankengange folgen. Dies thun wir, inwiefern wir eines eigenthümlichen Gedankenganges noch nicht fähig sind, — oder um die Summe unserer Erkenntnisse und Ansichten zu vermehren, oder zur Anregung des eignen Nachdenkens, Gefühls und Begehrens durch die Geisteserzeugnisse Anderer, oder endlich blos um diese kennen zu lernen und zu beurtheilen. Sobald wir aber bei erlangter Reife des Verstandes uns dem wissenschaftlichen, d. i. selbstthätigen Nachdenken und Untersuchen gewidmet haben, muß Lesen und Hören diesem Zwecke untergeordnet werden, um nicht eine passivere Richtung des Geistes zur herrschenden zu machen. — Im Verhältnisse zum Hören oder zum mündlichen Unterrichte hat das Lesen den Vortheil, daß man die mitgetheilten Gedanken mit Bedacht und Ueberlegung auffassen, und im Zusammenhange mit andern genauer prüfen kann; aber auch den Nachtheil, daß es nicht so eindringlich und lebendig wirkt, als das Hören, indem der mündliche Vortrag den verschiedenen Antheil des Sprechenden zugleich bezeichnet, welcher das Mitgetheilte begleitet, und demselben oft ungemeinen Nachdruck gibt; der schriftliche Unterricht aber leicht mechanisch wird, weil man oft an den bekannten Buchstaben hängen bleibt, und Worte oft nur gedächtnißmäßig auffaßt, oder mit den bekannten Zeichen auch den unbekannten Gedanken fälschlich verstanden zu haben glaubt. — So wie nun der Zweck der Geistesbeschäftigung den Zweck des eigentlichen Unterrichts zum Behufe der Erweiterung oder Verdeutlichung unserer Erkenntnisse, und den Zweck der spielenden Geisteserregung und Unterhaltung umfaßt, so unterscheidet man die unterrichtende und unterhaltende Lectüre (lecture pour l'instruction und lecture pour l'amusement). Beide aber grenzen natürlich zusammen, und wahrhaft große Dichterwerke z. B. bilden hier einen Uebergang, indem in ihnen die Unterhaltung ohne eigentliche Anstrengung des Nachdenkens, aber nicht ohne Einwirkung auf die edelsten Gemüthskräfte überhaupt, erfolgt. Beim Lesen unterrichtender Werke, so wie bei geschichtlichen Untersuchungen über Literatur kommt es auf ihre Aechtheit und ihren Sinn, sowohl im Ganzen, als im Einzelnen an. Erstere zu untersuchen ist die Sache der Kritik, letztere der Hermeneutik (s. diese Art.). Bei der Unterhaltungslectüre kümmert man sich weniger um jene. Die niedrigste und gemeinste Art der Lectüre aber ist die, welche blos zum Zeitvertreibe, oder richtiger, um durch eine Menge neuer und verschiedenartiger Ge-

danken Gefühl und Einbildungskraft in einen Wechsel von Spannung und Abspannung zu versetzen, angewendet wird. Hier sucht der Leser blos und unaufhörlich neuen Stoff, und diese rohe Begierde nach Stoff und gleichsam mechanischer Bewegung der innern Lebensthätigkeit ist um so schädlicher, je öfter sie durch gehaltlose, oder solche Schriften, welche blos die Sinnlichkeit oder das Gefühl anregen, befriedigt wird. Alle Lectüren, wenn sie nicht einseitig auf den Geist wirken, und mithin demselben mehr schaden und schwächen, als ihn nützen und stärken soll, richte sich zuerst nach dem Horizonte und der Fähigkeit des Individuums; sie sei ferner geordnet, um die Klarheit des Geistes zu befördern, folglich nicht zu heterogen, d. i. über allzuverschiedenartige Schriften verbreitet, ausgewählt, d. i. auf das beste einer Gattung möglichst gerichtet, methodisch, d. i. mit Erreichung würdiger und vielseitiger Zwecke des Individuums zusammenhängend und wo möglich stufenweise fortschreitend, und endlich nicht zu überhäuft und angestrengt. Aus dem Gegentheile des letztern ist oft das sogenannte Ueberstudiren hervorgegangen. Die Lectüre darf aber auch nie den sittlichen und religiösen Sinn überhaupt unterdrücken, oder die Thatkraft durch Schwelgerei in angeregten Gefühlen ertränken, wie oft z. B. durch Lectüre von Romanen und Erzählungen geschieht. — Bei der unterrichtenden Lectüre hat man vor allem auf richtige Auffassung des Sinnes, besonders wenn man den speciellen Zweck hat, Schriften zu beurtheilen, ferner auf lebendige Auffassung, die nicht durch bloßes Gedächtniß, sondern durch klaren Verstand geschieht, der im Stande sein muß, sich über das Gelesene Rechenschaft zu geben, und nöthigen Falls es andern wieder mitzutheilen, (denn nur so wird das Aufgenommene gleichsam in Fleisch und Blut verwandelt;) endlich auf eine unparteiische Beurtheilung zu sehen, wobei man oft verpflichtet ist, auch die Schriften entgegengesetzter Parteien zu lesen. Die Wahl der Lectüre im materiellen Sinne hängt oft und größtentheils von der Beschaffenheit des Gegebenen, mithin von der Literatur ab, und richtet sich im Einzelnen oft nach Zufall, Urtheil Anderer, Neigung oder eignem Tact. Herrschende Verirrungen in der Lectüre deuten daher gewöhnlich auf Verirrungen der Literatur — denn besonders bezieht sich die Lectüre auf das Bücherlesen. Das Lesen selbst (Lectüre im formellen Sinn) ist entweder statarisch (langsam, verweilend) oder cursorisch (flüchtig) Die größere oder geringere Wichtigkeit und Bedeutung der Bücher bestimmt, welches von beiden Statt finden, und ob man sich Auszüge des Gelesenen machen (excerpiren) soll. Die wahre Lectüre ist aber die, welche den Geist, nicht das Excerptenbuch, bereichert.

Leda, nach Einigen des Thastius, eines Königs von Aetolien, nach Andern des Glaucus und der Laophonte oder Leucippe Tochter, heirathete den spartanischen König Tyndareus. Jupiter liebte sie und verwandelte sich, um zu ihrem Besitze zu gelangen, in einen Schwan, nach Andern in eine Gans, in welcher Gestalt man ihn auch auf einem herculanischen Gemählde mit ihr abgebildet findet. Er zeugte den Pollux und die Helena mit ihr, und Tyndareus in der folgenden Nacht den Castor. Nach Andern verwandelte sie Jupiter erst in eine Gans, sich selbst aber in einen Schwan: woher es kam, daß Leda ein Ei gebar, aus welchem Pollux und Helena hervorgingen. Nach einer andern Sage verwandelte sich blos Jupiter in einen

Schwan, ließ sich dann von der Venus in Gestalt eines Adlers verfolgen, und fand seine Zuflucht in Ledas Schooße. Während eines tiefen Schlafes, welcher sie in diesem Augenblicke befiel, gelangte er zum Genusse ihrer Reize. Noch Andere erzählen, Nemesis sei es gewesen, welche Jupiter auf die angezeigte Weise überlistet habe. Darauf habe er das Ei, welches diese geboren, durch den Mercur der Leda überbringen lassen, welche es auch sorgfältig aufgehoben, bis Helena daraus hervorgekommen sei. Endlich soll Leda zwei Eier geboren haben, eins vom Jupiter und eins vom Tyndareus, aus jenem soll Pollux und Helena, aus diesem Castor und Clytämnestra entstanden sein. Unter diesen verschiedenen Sagen hat diejenige das Uebergewicht behalten, nach welcher Jupiter als Schwan den Castor und Pollux mit der Leda zeugte.

Leder, s. **Gerberei**.

Lee (Lei), bedeutet in der Schifferspracbe die Windseite, auch das Schiff oder Land, oder irgend einen Gegenstand, welcher unter dem Winde liegt, d. h. welcher vom Winde abgewandt ist. So sagt man: das feindliche Schiff lag unter unserm Lee; wir befanden uns unter dem Lee von Bornholm. Daher **Leebord**, **Leeküste**, **leewärts** u. s. w.

Leeds, die Hauptstadt des Tuchdistricts in der West-Riding von Yorkshire, am Flusse Aire; sie steht durch die inländische Schifffahrt in der vortheilhaftesten Verbindung mit den vornehmsten Plätzen und Häfen von Großbritannien. Erst in neuern Zeiten hat sie sich zu ihrer gegenwärtigen Größe und Wichtigkeit erhoben. Die Bevölkerung, welche stets zugenommen hat, betrug 1814 über 62,500 Einwohner, 1773 hingegen nur 17,000. Die Stadt ist für den District der große Markt für das breite feine Tuch (Broad-cloth), welches die Weber theils weiß, theils schon in der Wolle gefärbt, und zwar in großen Vorräthen dahin bringen. Für beide Art Tücher gibt es dort große Hallen: die Weiße-Halle (White cloth Hall) ist ein großes, viereckigtes, in fünf Straßen abgetheiltes und über 1200 Stände enthaltendes Gebäude; die Gefärbtetuch-Halle (Mixed cloth Hall) ist noch größer und hat 1770 Stände. Diese letztere bildet ein großes Viereck, von dem jede Seite etwa 300 Fuß lang ist. Drei derselben werden benutzt, und sind in der Mitte durch eine Wand getrennt, so daß daraus sechs einzelne Säle entstehen, welche ohngefähr 40 Fuß breit sind. Die ganze Länge der Säle hinab, auf beiden Seiten, laufen Gestelle für die Verkäufer des Tuches, während in der Mitte Raum für die Käufer gelassen ist. Jedes dieser Gestelle (Stands) ist mit einer Nummer und dem Namen des Verkäufers bezeichnet. Zweimal in der Woche wird in diesen Hallen ein Tuchmarkt gehalten; um acht Uhr Morgens wird der für das farbige Tuch eingeläutet, und um neun Uhr beginnt, wenn der erstere ausgeläutet ist, und nicht eher, der für das weiße Tuch. Außer den Tuchfabriken, in denen zum Theil das Scheeren, Zurichten und Weben der Tücher durch mechanische Vorrichtungen betrieben wird, die durch Dampfmaschinen in Bewegung gesetzt werden, ist hier eine große Segeltuchfabrik, welche 1800 Menschen beschäftigt, und zwei Steingutfabriken; auch verfertigt man Teppiche, wollene Decken und grobe Leinwand. Die ganze Gegend umher ist nur eine einzige Tuchmanufactur.

Leere, leerer Raum, drückt den Begriff eines Raums aus, in welchem sich kein Körper befindet. Es ist darüber gestritten worden, ob es leere Räume gebe; denkbar sind sie allerdings, nur schwer

lich in der Natur vorhanden. Man unterscheidet absolute und zerstreute leere Räume. Unter ersteren verstand man schon im Alterthume eine blos für sich bestehende, von aller Materie leere, einzige, unbegrenzte und unveränderliche Ausdehnung, deren Daseln vor der Körperwelt vorhanden gewesen sei. Dagegen läßt sich einwenden, daß Raum und Ausdehnung ohne Körper, welche sich ausdehnen, nicht denkbar sind. Man hat gefragt, ob zwischen den großen Himmelskörpern, das heißt, da, wo sich ihre Dunstkreise begrenzen, wohl noch etwas Körperliches vorhanden sei. Wäre dies nicht, so hätte ein solcher Raum allerdings eine absolute Leere. Allein der Umstand, daß das Licht diesen Raum durchströmt, ihn also füllt, widerstrebt dieser Meinung schon von selbst. Zerstreute leere Räume sind die Zwischenräume zwischen den einzelnen Theilen der Körper, welche nichts Materielles mehr in sich schließen. Hier also gäbe es, dem Scheine nach, wenigstens einen zerstreuten leeren Raum. Von diesen beiden Leeren muß die künstliche Leere, welche man vermittelst der Luftpumpe hervorbringt, unterschieden werden. Sie ist aber nur ein scheinbarer leerer Raum; denn es läßt sich durchaus nicht behaupten, daß nicht noch sehr feine Luft oder Materie in derselben enthalten sei. Ein solcher luftleerer Raum ist z. B. die Torricellische Leere, welche sich im Barometer über dem Quecksilber befindet; aber auch hier ist Licht, also kein absolut leerer Raum vorhanden.

Legat (legatum) ist ein Vermächtniß, welches der Haupterbe, dem Testamente zufolge, einem Dritten auszahlen muß. Legatum ad pias caussas ist ein Vermächtniß an milde Stiftungen, d. h. an Kirchen, Schulen u. s. w.; legatum alimentorum, ein Vermächtniß, einem Dritten seinen Lebensunterhalt geben zu müssen; legatum annuum oder menstruum, ein Vermächtniß, welches jährlich oder monatlich ausgezahlt werden muß; legatum dotis, Vermächtniß eines Heirathsguts; legatum fructuum annuorm, Vermächtniß der jährlichen Früchte; legatum liberationis, Vermächtniß der Schuldenerlassung; legatum mobilium, Vermächtniß der beweglichen Güter; legatum ornamentorum, Vermächtniß des weiblichen Schmucks; legatum pium annale, Vermächtniß zu einer jährlichen Stiftung, z. B. zu einer jährlichen Gedächtnißpredigt, Armengabe u. s. w.; legatum suppellectilis, Vermächtniß des Hausgeräths; legatum ususfructus, Vermächtniß des bloßen Nießbrauchs; legatum vestium, Vermächtniß der Kleider. — Legatarius, Legatar, einer, dem ein Legat vermacht ist. Legator, einer, der ein Legat macht.

Legal. Legalität. Wenn eine freie Handlung mit dem Sittengesetz der Materie nach übereinstimmt, heißt sie legal und diese Uebereinstimmung Legalität. Es wird dabei nur auf das gesehn, was geschieht, nicht auf die Beweggründe dazu, und darin unterscheidet sich die Legalität von der Moralität.

Legaten (legati) hießen bei den Römern theils die dem Gouverneur der Provinz (proconsul oder propraetor) zugeordneten, oder von ihm selbst gewählten Gehülfen in der Anführung der Armee und Verwaltung der öffentlichen Geschäfte in der Provinz (ihre Anzahl richtet sich nach der Größe der Provinzen; doch gab man angesehenen Römern oft blos den Titel eines Legaten), theils die Gehülfen des Oberbefehlshabers einer Armee (Unterfeldherren, aides de camp) deren Anzahl nach der Größe der Armee und der Wichtigkeit des

Krieges bestimmt ward. — Der Papst gab diesen Titel seinen Bevollmächtigten, so auch vielen Erzbischöfen. Einige der letzten erhielten diesen Titel, ohne Gesandtschaften zu verrichten, — sie hießen geborne Gesandten (legati nati), z. B. Trier, Cöln, Salzburg; die wirklichen Gesandten hießen legati missi, abgeordnete Gesandten. Unter ihnen hießen legati a latere, (von der Seite des Papstes) die Gesandten vom ersten Range, welche der Papst in besonders wichtigen Angelegenheiten an fremde Höfe oder als Gouverneurs in die Provinzen des Kirchenstaats abschickt. Sie stehen höher im Range als die Nuntien und werden nur aus dem Cardinals-Collegio genommen. Die Sendung solcher Legaten hat wegen Beschränkung der päpstlichen Macht in neuern Zeiten nur selten Statt gefunden. Auch heißen die Districte des Kirchenstaats daher Legationen. E.

Legationsrath oder Gesandtschaftsrath, und Legationssecretär, Gesandtschaftssecretär, s. Gesandte.

Legato, s. Bepuncten.

Legende (Legenda) hieß der Titel eines Buchs, welches die täglichen Lectionen enthielt, die beim Gottesdienste in der alten römisch-catholischen Kirche vorgelesen zu werden pflegten. Dann wurden vorzüglich die Lebensbeschreibungen und Geschichten von den wunderbaren Schicksalen der Heiligen und Märtyrer, namentlich ganze Sammlungen derselben, Legenden genannt, weil man aus diesen ebenfalls in den Metten und in den Speisesälen der Klöster vorlas und sie zur Unterstützung des römisch-catholischen Glaubens zu lesen ernstlich anempfahl. Auch die römischen Breviarien enthalten viele Geschichten von Heiligen und Märtyrern, welche an den Namenstagen derselben gelesen werden sollten. In dem Mittelalter war eine Sammlung solcher Heiligengeschichten unter dem Namen Legenda Sanctorum oder Historia Lombardica bekannt. Vorzüglich berühmt war die sogenannte goldene Legende (aurea legenda), deren Verf. Jacobus de Voragine († als Erzbischof zu Genua 1298) ist. Aber auch diejenigen Heiligengeschichten, welche blos Ueberlieferung blieben, wurden Legenden genannt. Da die Heiligengeschichten oft allen Glauben überstiegen, und nur als fromme Erdichtungen angesehen werden konnten, so wurde der Name der Legende von Ungläubigen bald jedem Mährchen ähnlicher Art, jeder erdichteten Erzählung, die den Glauben stark in Anspruch nimmt, gegeben. Valerius Augustinus, Bischof von Verona (blühte im 16. Jahrh.) erzählte (in seinem Buche De Rhetorica Christiana, eine Ursache der zahlreichen Legendenfabeln, welche durch die ganze Welt verbreitet worden, sei die in mehrern Klöstern herrschende Gewohnheit gewesen, die Religiosen in lateinischen Umschreibungen und Ausarbeitungen über Begebenheiten aus dem Leben der Heiligen zu üben, wobei sie die Freiheit hatten, die Tyrannen, so wie die verfolgten Heiligen auf die ihnen wahrscheinlichste Weise sprechen und handeln zu lassen. So entstanden Ausschmückungen der Geschichte, von denen man die gelungensten aufbewahrte, welche nachher in Klöstern wieder aufgefunden und mit den wahren Geschichten vermischt worden sind. Ob nun gleich unter der Masse der Legenden viele gehaltlose, abgeschmackte Sagen und leere Fictionen, aus kindischem Wunderglauben erzeugt, oder für denselben berechnet, zu finden sind, so gibt es doch unter ihnen auch eine große Menge poetischer und erhebender Sagen; daher viele und große Dichter sich mit der

Bearbeitung dieser oft nur rohen Stoffe beschäftigt haben, ja man nennt deshalb jede (auch frei erfundene) poetische Erzählung im Tone der kirchlich-alterthümlichen Sage (sie möge versificirt sein oder nicht) eine Legende. Wir besitzen deren einige treffliche von Göthe, A. W. Schlegel u. A. Einige haben dieselbe auch scherzhaft und komisch behandelt, z. B. Pfeffel und Langbein. Ein Haupterforderniß der ernsten Legende ist das Wunderbare, welches aber religiöser Art sein, oder sich auf einen Gegenstand der kirchlichen Tradition beziehen muß, ohne jedoch ins kindische zu verfallen. Sie ist daher ein Product der christlichen Zeit, und wie die kirchliche Sage von der Mythe verschieden. Eigenthümlich ist ihr der schlichte, einfältige Ton, den die stille und sanftere Begeisterung des frommen, gläubigen Herzens erzeugt, und mit welchem Pretiosität und poetische Ueberladung unverträglich ist. Eben darum aber ist sie in unsern Zeiten so schwer und selten. Herder hat sich um die Bearbeitung der Legende sehr verdient gemacht (s. seine Abhandlung über die Legenden in s. zerstreuten Blättern Thl. 6. und Adrastea St. 3, S. 189 u. ff.), Kosegarten hat eine Sammlung derselben, in Poesie und Prosa (2 Bde. 1804), herausgegeben. Einen neuern Versuch, dieselbe zu bearbeiten, liefert der kürzlich (1814) von Fouqué und Amalie von Imhof erschienene liebliche Sagen- und Legendenalmanach. — Endlich wird auch die Schrift, besonders die Umschrift auf Münzen, oder auf dem Rande, (auf welchem sich, um das Beschneiden zu verhindern, öfters eine Umschrift befindet) in der Numismatik die Legende genannt. T.

Legion war eine Abtheilung der römischen Armee, deren Größe zu verschiedenen Zeiten verschieden war. Unter Romulus wurden aus jeder der drei Tribus 1000 Mann zu Fuß und 100 zu Pferde ausgewählt. Diese Auswahl (legio) betrug 3300 Mann. Zu Polybius Zeit bestand eine Legion aus 4200 Mann, und wuchs am Ende auf 6200 Mann zu Fuß. Die Soldaten einer solchen Legion waren alle römische Bürger; nur im größten Nothfalle nahm man auch Sclaven dazu. Auch durfte keiner, außer in sehr dringenden Gefahren, unter 17 Jahre alt sein. Gewöhnlich befand sich bei einer Legion noch eine gleiche Anzahl Bundesgenossen, so daß, wenn von einer römischen Legion die Rede ist, man stets ein Corps von 9 bis 10,000 Mann verstehen muß. Das Fußvolk jeder Legion, als diese noch 3000 Mann betrug, wurde in 10 Cohorten, jede Cohorte in 3 Manipeln (Centurien, weil sie 100 Mann enthielten) eingetheilt. Als die Legionen nachher stärker wurden, behielt man zwar diese Abtheilung bei, theilte aber noch jede Manipel in 2 Centurien, und die Centurie wieder in 10 Decurien. Bei jeder Legion befanden sich 6 Kriegstribunen (Kriegsobersten), welche nach der Reihe, jeder einen Monat lang, unter dem Consul commandirten. Die Hauptfahne einer solchen Legion war ein silberner Adler und der Name derselben unterschied sich entweder nach dem Anführer derselben (z. B. die Claudianische Legion), oder nach dem Orte, wo sie diente, oder nach einer Gottheit, oder nach den Vögeln, oder nach dem Ausgange irgend einer Begebenheit. Unter Augustus bestand das gesammte römische Heer aus 25 Legionen. — Eine unbestimmte, große Anzahl von Personen oder Gegenständen wird im gemeinen Leben ebenfalls Legion genannt. — In neuern Zeiten ist die Benennung Legion wieder aufgekommen, und wird gewöhnlich gebraucht von einem aus unbestimmter Anzahl und meist verschiedener Gattung bestehenden Truppen-Corps, dergleichen meist nur be-

Anfang eines Krieges errichtet, und nach Beendigung desselben wieder aufgelöset werden. Von dieser Art waren die englisch deutsche und die russisch-deutsche Legion im letzten Befreiungskriege, über welche der folgende Art. nachzusehen ist. Der Befehlshaber heißt Legionär. Die französischen Nationalgarden waren in Legionen und Cohorten eingetheilt, und nach der Auflösung der ganzen franz. Armee, wie sie im Jahre 1815 nach Bonapartes Usurpation von diesem war gebildet worden, und deren Trümmer sich hinter die Loire zurückgezogen hatten, wurde die neue franz. Armee in Legionen, nach den Departements benannt, formirt, welche Einrichtung 1820 noch fortdauert.

Legion (englisch-deutsche), the Kings German Legion, wurde im November 1803 zu Bexhill bei London, zuerst nur ein Bataillon stark, aus Offizieren und Mannschaften der hannöverschen Truppen errichtet, welche durch die Convention vom 5. Juli 1803 dienstlos geworden, nach England auswanderten. Bis zum Jahr 1805 wurden sodann durch gleiche Mittel 6 Bataillons, 3 Cavallerie-Regimenter und eine Batterie errichtet, und im November d. J. in Deutschland gelandet. Die damaligen politischen Verhältnisse ließen diese Truppen nicht in Thätigkeit kommen, sie wurden daher im folgenden Jahre wieder eingeschifft. Preußens Besitznahme von Hannover führte wieder eine Menge Offiziere und Soldaten, auch andre kriegsdienstfähige junge Männer nach England, durch deren Eintritt das Corps auf 10 Bataillons und 5 Cavallerie-Regimenter gebracht werden konnte. Im J. 1807 wurden 2 Bataillons davon nach Gibraltar gesandt, 2 Cavallerie-Regimenter blieben in Irland, alles übrige ward nach Rügen eingeschifft und dann zur Unternehmung gegen Copenhagen verwendet; 5 Bataillons und 1 Cavallerie-Regiment fochten im Sommer des folgenden Jahres in Portugal, und litten dann bei dem bekannten Rückzuge des General Moore 1809 so bedeutend, daß sie sich in England erst wieder ergänzen mußten. Sobald dies geschehen, ward der größte Theil mit zur Expedition gegen Walcheren gebraucht, wo er ebenfalls viel litt. Vier Bataillons von den von Copenhagen zurückkehrenden wurden damals nach Sicilien gesendet, von welchen im J. 1814 2 Bataillons unter Bentink bei Genua fochten. Alle übrige Truppen der Legion wurden von 1809 bis 1811 zu der Armee Wellingtons in der Halbinsel gezogen. Man brauchte sie hier besonders zum Vorpostendienst, zu dem sie sich mehr eigneten als die Engländer, denen sie indeß in ausdauernder Tapferkeit in der offenen Feldschlacht gleich kamen; so wie sie denn z. B. an dem Siege von Salamanca vorzüglich Antheil hatten. Um sie dafür zu belohnen, ward die Legion naturalisirt, d. h. den englischen Nationaltruppen in jeder Hinsicht gleichgestellt. Die großen Verluste wurden durch Einstellung von Ueberläufern von den bei der französischen Armee befindlichen Rheinbundstruppen gedeckt. Im J. 1813 wurden 500 Mann nach Deutschland gesendet, um zu Stämmen der neuen hannöverschen Armee zu dienen, ein Husaren-Regiment focht dort schon unter Walmoden und entschied das Treffen an der Görde. Nach dem Frieden wurde die Legion nach den Niederlanden gesendet, wo sie bei Bonapartes Wiederkehr mit Ausnahme zweier in Italien gebliebenen Bataillons, ganz versammelt war, und an den Schlachten von Quatrebras und Waterloo den rühmlichsten Antheil nahm. Nach dem Frieden im J. 1815 erfolgte die Auflösung der Legion unter Bedingungen, die den Offizieren besonders vortheilhaft waren, doch auch die vere

stümmelten und verwundeten Soldaten berücksichtigten. Fast alle Offiziere traten in die hannöversche Armee über, wo sie neben ihrem Gehalte noch den halben englischen Sold fortbeziehen. Eben so ist der größte Theil der Mannschaften in diese Armee eingetreten. — Russisch-Deutsche Legion. Der Plan zu einer solchen Unternehmung ward schon im Jahre 1805 von dem hannöverschen Obristlieutenant Arentschild dem Kaiser Alexander vorgelegt und von ihm genehmigt, kam aber damals nicht zur Ausführung. Arentschild trat nachher in oldenburgische Dienste und folgte seinem neuen Landesherrn, als dieser von Bonaparte vertrieben ward, im J. 1811 nach Rußland, wo bei dem bevorstehenden Kriege mit Frankreich jener Plan zu einer Legion wieder aufgenommen, und die Realisirung einer besondern Commission übertragen ward. Viele vorzügliche preußische Offiziere, als Graf Chasot und Dohna, von Golz, von Stülpnagel, von Natzmer, Tiedemann, Monhaupt (welcher nachher die Artillerie organisirte,) verließen im J. 1812 ihr Vaterland und traten in die Legion ein, welche zuerst in Reval, dann in Borgo in Finnland organisirt ward, ohne daß die bekannte Proclamation an die Deutschen bei Bonapartes Armee ihr starken Zufluß von Ueberläufern verschafft hätte. Diese fanden sich jedoch ein, und wurden durch Gefangene, die freiwillig Dienste nahmen, verstärkt, als der Feldzug eine unglückliche Wendung für die Franzosen nahm. Von Borgo nach Petersburg, dann nach Reval, später nach Königsberg verlegt, marschirte sie anfangs Juni 1813, 4 Bataillons, 1 Compagnie Schützen, 2 Cavallerie-Regimenter und 2 reitende Batterien stark, an die Nieder-Elbe, wo sie unter den Befehl des General Walmoden trat, und während des Waffenstillstandes durch ein von Königsberg nachgesendetes, zwei neuerrichtete Bataillons und eine neuformirte Fußbatterie verstärkt wurde. Sie hat darauf an den Gefechten bei Bellahn, an der Görde, an der Stecknitz und bei Seestädt rühmlichen Antheil genommen, und rückte dann im Frühling 1814 in die Niederlande, wo sie Ende März zur Deckung von Brüssel gegen Maison berufen ward. Nach dem pariser Frieden ward sie in preußischen Dienst übernommen; bei der neuen Formation im J. 1815 blieb den Offizieren frei gestellt, ob sie in der preußischen Armee fortdienen wollten. Die große Mehrzahl davon blieb, von den Mannschaften wurden alle Ausländer, die es wünschten, entlassen, die dienstfähigen Inländer in Dienst behalten. Aus der Infanterie ward das 30. und 31. Infanterie-Regiment, aus der Cavallerie das 8. Uhlanen-Regiment formirt und durch Mannschaften aus den Rheinprovinzen ergänzt. Sie standen nebst der neuformirten Artillerie in dem Feldzuge dieses Jahres bei dem preußischen 3. Armee-Corps, und haben bei Ligny und Wavre ihre Tapferkeit aufs neue bewährt.

Legiren (im Münzwesen) heißt edles Metall mit unedlem versetzen (beschicken). Aus zwei Ursachen hat es immer bedenklich geschienen, die edlen Metalle ganz fein auszuprägen. Erstens, weil die Münzstücke durch den Gebrauch sich desto leichter abschleifen, also um so mehr dem natürlichen Verderben unterworfen sind, je feiner sie ausgeprägt worden; zweitens aber, weil eben darum die neuern, weniger gebrauchten Münzstücke eingeschmolzen werden und die leichten allein im Umlaufe bleiben würden. Dies letztere ist um so mehr zu besorgen, weil auch der geschickteste Künstler nicht im Stande ist, zwei Münzstücken ein vollkommen gleiches Gewicht zu geben. Darum er-

hält das edle Metall beim Münzen gewöhnlich einen Zusatz von unedlem, welches man die Legirung nennt. Gold wird mit Kupfer, Silber oder Kupfer und Silber zugleich legirt. Die erste Legirung heißt die rothe, die zweite die weiße, die dritte die gemischte; Silber ist immer mit Kupfer legirt. Die Legirung wird in Deutschland beim Silber nach Marken und Lothen, beim Golde nach Marken und Karaten bestimmt; bei jenem ist die Mark 16 Loth, bei diesem 24 Karat. Silber ist z. B. zwölflöthig, wenn es zwölf Sechszehntheile fein Silber und vier Sechszehntheile Zusatz unedlen Metalls hat; Gold ist ein und zwanzigkarätig, wenn es drei Vierundzwanzigtheile Zusatz hat. In England bestimmt man Silber nach Pfunden von 12 Unzen, die wieder in 20 Pfennige getheilt werden; in Frankreich wird eine Mark Silber in 12 Deniers getheilt. Das Gold theilen Beide, wie Deutschland, in Karate, England die Unze, Frankreich die Mark. — Auch heißt legiren, Jemanden Etwas in einem Testamente vermachen. (S. Legat). KM.

Legislation, s. Gesetz und Gesetzgebung.

Legitimation, s. Advocat und Vollmacht.

Legitima, s. Pflichttheil.

Legitimität bedeutet eigentlich Gesetzmäßigkeit (von lex, das Gesetz, davon legitimus, dem Gesetze gemäß). Legitime Kinder sind daher solche, die in einer gesetzmäßigen Ehe erzeugt sind, legitimirte aber solche, die, obwohl außer der Ehe erzeugt, vom Staate als legitime angesehen oder für solche erklärt werden. Der solchen Kindern nach dem Gesetze zukommende Antheil vom väterlichen Vermögen heißt eben darum schlechtweg die legitima (nämlich pars), deutsch der Pflichttheil. Sich legitimiren aber heißt seine Legitimität in irgend einer Hinsicht darthun oder den gesetzmäßigen Beweis führen, daß man eine gewisse Person sei und als solche gewisse Ansprüche, Rechte oder Aufträge habe. So legitimirt sich ein Gesandter durch Darlegung seiner Vollmacht. Seitdem aber durch die französische Revolution die Bourbons den Thron von Frankreich, auf welchen sie vermöge der durch die französischen Staatsgesetze eingeführten Erbfolge in der Monarchie Ansprüche machten, verloren und nach der ersten Abdankung Napoleons im J. 1814 wieder erlangt hatten, ist das Wort Legitimität ein technischer Ausdruck in der neuern Politik geworden, der zu vielen Streitigkeiten Anlaß gegeben. Um über diese Streitigkeiten gehörig zu urtheilen, muß man zwei Bedeutungen jenes Ausdrucks sorgfältig unterscheiden, eine engere und eine weitere. In der engern Bedeutung versteht man darunter die Gesetzmäßigkeit der Regierung in einer Erbmonarchie, wo vermöge der Staatsgesetze die staatsoberhauptliche Würde und Macht von dem einen Regenten auf den andern nach dem Rechte der Erstgeburt übergeht. Nach dieser Bedeutung war also Napoleon Bonaparte ein illegitimer Regent von Frankreich, ob er gleich wirklich über Frankreich herrschte und sowohl vom französischen Volke als von andern Mächten (selbst von England, das mit ihm als Oberconsul den Frieden von Amiens unterhandelt und abgeschlossen hatte) anerkannt war. Ludwig Stanislaus Xaver hingegen war als ältester Bruder Ludwigs XVI. der legitime Regent von Frankreich, weil vermöge des in der französischen Monarchie geltenden salischen Gesetzes (lex salica) nach Ludwigs XVI. Tode zuerst dessen Sohn als Ludwig XVII. und alsdann, da dieser noch als Kind ohne Nachkommen und Brüder starb und seine Schwester (jetzige Herzogin von

Angouleme) nicht succediren konnte, sein erster Oheim (vormaliger Graf von Provence) als Ludwig XVIII. zur Regierung gelangen sollte, obwohl mit Ludwigs XVI. Tode die Dynastie der Bourbons faktisch aufgehört hatte zu regieren, da dessen Sohn im Gefängnisse starb und dessen Brüder im Exil außer Frankreich lebten, Frankreich selbst aber eine republikanische Regierungsform eine Zeitlang angenommen und sich dann in ein erbliches Kaiserreich verwandelt hatte. Es ist aber offenbar, daß diese Bedeutung zu eng ist. Denn 1. paßt sie auf Wahlstaaten gar nicht, ungeachtet es in diesen eben so gut als in Erbstaaten eine durch die Staatsgesetze eingeführte Regierungsform, mithin auch legitime Regenten gibt; 2. paßt sie auch nicht auf Erbstaaten, wenn in denselben die regierende Familie ausstirbt und also vom Volke entweder eine anderweitige Familie zur erblichen Regierung berufen, oder eine ganz andere Successionsform in Ansehung der Personen, welche mit der oberhauptlichen Würde und Macht bekleidet sein sollen, gesetzlich bestimmt werden muß. Es liegt bei jener Bedeutung aber auch der falsche Gedanke zum Grunde, daß der Staat, d. h. das auf einem bestimmten Gebiete im Bürgervereine lebende Volk, Privateigenthum einer Familie sein und folglich auch nach der Analogie alles andern Privateigenthums von den Aeltern auf die Kinder oder andere Verwandte übergehen könne und müsse, so lange nur noch ein Zweig dieser Familie lebe. Da aber nach der Vernunft nicht einmal ein einzelner Mensch Eigenthum eines andern sein kann, so kann es noch weniger ein ganzes Volk im Bürgervereine oder ein Staat sein. Vielmehr ließe sich, wenn hier überhaupt der Begriff des Eigenthums anwendbar wäre, sagen, der Regent sei Eigenthum des Staats, als daß der Staat Eigenthum des Regenten sei. Allein jener Begriff leidet überhaupt keine Anwendung auf das Verhältniß zwischen einem Staate und dessen Regenten, sondern dieses Verhältniß kann vernünftiger und rechtlicher Weise nur nach der Idee eines Vertrages beurtheilt werden, wodurch dem Regenten die Herrschaft über den Staat verliehen worden, sei es nun, daß dieser Vertrag blos faktisch und stillschweigend oder ausdrücklich und förmlich abgeschlossen, sei es ferner, daß die Verleihung der Herrschaft nur an eine bestimmte Person, die jedesmal von neuem erwählt wird, oder an eine ganze Familie geschehen, aus welcher die Regenten nach und nach ohne Wahl hervorgehen sollen, um den Gefahren einer immer wiederkehrenden Wahl vorzubeugen. Es muß also noch eine andere und umfassendere Bedeutung des Wortes Legitimität geben, vermöge der man darunter die in einem Staate überhaupt bestehende und gesetzlich bestätigte Ordnung in Ansehung der Regierungsform und des dadurch bestimmten Regierungspersonals zu verstehen hat. Auf den historischen Ursprung dieser Ordnung kommt es dann nicht an, sondern blos darauf, daß sie durch das Gesetz, welches in der Idee nichts anders als den allgemeinen Willen oder den Willen des Volks ausdrückt, bestätigt ist und so die Form Rechtens erlangt hat. Wollte man die Legitimität von jenem historischen Ursprunge abhängig machen, so würden dadurch die legitimsten Regenten und die Bourbons selbst als illegitim erscheinen. Denn es ist bekannt, daß Hugo Capet, der Stifter der dritten Dynastie der französischen Regenten, von welcher auch die Bourbons abstammen, sich des französischen Throns im zehnten Jahrhunderte durch Klugheit und Tapferkeit bemächtigte, also auf dieselbe Art wie Napoleon zur staatsoberhauptlichen Würde und Macht gelangte.

Wollte man aber sagen, daß erst durch Vererbung eine illegitime Herrschaft legitim werde, so müßte man auch zugeben, daß, wenn Napoleon vor seiner Abdankung gestorben wäre und seinem Sohne die Herrschaft hinterlassen hätte, dieser ebenfalls ein legitimer Beherrscher von Frankreich geworden wäre, mithin es zu gleicher Zeit zwei legitime Dynastien in Frankreich gegeben hätte, eine Bourbonsche und eine Napoleonsche. Es ist jedoch überhaupt nicht abzusehen, wie die bloße Vererbung die Kraft haben sollte, das Illegitime legitim zu machen. Als Verjährung (praescriptio) kann dieselbe nicht angesehen werden. Denn Verjährung findet nur statt, wenn in Ansehung der Rechte von Privatpersonen das positive Gesetz einen Zeitraum bestimmt hat, innerhalb dessen etwas verjähren soll. Es existirt aber weder in staatsrechtlicher noch in völkerrechtlicher Beziehung irgend ein positives Gesetz, wodurch in Ansehung des Regierungsrechtes eine Art von Verjährung bestimmt wäre. Ein Regent wird also legitim sein, wenn das Volk sich ihm unterworfen und dadurch, wo nicht förmlich, so doch faktisch jenen Vertrag mit ihm geschlossen hat, wodurch ihm die staatsoberhauptliche Würde und Macht verliehen wurde. Dies war aber der Fall in Ansehung Napoleons. Denn das französische Volk erkannte ihn sowohl anfangs unter dem Titel eines Oberconsuls als nachher unter dem Titel eines Kaisers als seinen Regenten an, und die dadurch in Frankreich bestehende Ordnung der Dinge war so gesetzlich geworden, daß sie selbst von auswärtigen Mächten anerkannt wurde. Es mag sein, daß das französische Volk sich diesem neuen Herrscher ungern unterwarf — wiewohl sich dies schwer möchte beweisen lassen, da das Volk vielmehr froh war, aus dem Zustande der Anarchie endlich einmal herauszukommen, und nur späterhin, eben so wie manches andere Volk mit seinem unbezweifelt legitimen Regenten, unzufrieden mit Napoleon wegen des Mißbrauchs wurde, den er mit seiner Gewalt trieb — aber gezwungen war es offenbar nicht worden, konnte auch nicht, da Napoleon vor dem Antritte seiner Regierung als ein aus Aegypten flüchtiger General ohne Heer viel zu wenig Macht hatte, um das ganze französische Volk zwingen zu können, und da er späterhin als Kaiser mit einer fast ungeheuren Macht nicht einmal das viel zu kleinere spanische Volk zur Annahme eines Regenten aus seiner Familie zwingen konnte. Es mag ferner sein, daß das französische Volk ein Unrecht begangen hatte, als es Ludwig XVI. hinrichtete und seine Familie für verlustig des französischen Throns erklärte, oder vielmehr durch eine anarchische Partei dies geschehen ließ. Aber das Unrecht an Ludwig XVI. war nun einmal geschehen, und die französischen Prinzen hatten durch ihre Flucht aus Frankreich sich selbst gewissermaßen exilirt und ihre Ansprüche auf den Thron aufgegeben. Denn solche Ansprüche müssen nicht blos wörtlich behauptet, sondern thätig geltend gemacht werden. Sie durften also den König, an dessen Person ja alle ihre Rechte geknüpft waren, nicht verlassen; sie mußten vielmehr dessen Person und Herrscherrecht selbst mit Gefahr des eignen Lebens vertheidigen. Indem sie aber nur auf Rettung dieses Lebens bedacht waren und Frankreich mit sammt dem Throne im Stiche ließen, gaben sie ihre Ansprüche faktisch auf und beförderten selbst die Anarchie, aus welcher nun blos eine kraftvolle Hand Frankreich retten konnte. Wenn nun Frankreich seinen Retter — denn dies war Napoleon unstreitig in jener Zeit — als seinen Herrscher anerkannte, weil die alte Dynastie theils physisch theils politisch todt war, was fehlte jenem zur Legitimität? Dagegen

fehlte ihm diese Legitimität gänzlich, als er sich nach seiner Rückkehr von Elba des Throns von Frankreich wieder bemächtigen wollte. Denn hier stürzte er eine bestehende politische Ordnung um, und bewirkte selbst eine Art von Anarchie; ein großer Theil von Frankreich war gegen ihn in förmlichem Aufstande begriffen und schickte keine Deputirten zum sogenannten Maifelde, wo er sich erst legitim machen wollte; auch erkannte ihn keine einzige auswärtige Macht an, weil man sich aus langer Erfahrung überzeugt hatte, daß mit ihm in kein dauerhaftes Rechtsverhältniß zu treten war. Was aber geschehen sein würde, wenn Napoleon bei Belle Alliance gesiegt hätte, läßt sich freilich nicht bestimmen. Nur so viel ist gewiß, daß die neufranzösische Theorie von der Legitimität dadurch sehr würde ins Gedränge gekommen sein. Daß aber diese Theorie nie praktisch gegolten hat, sondern einzig die hier aufgestellte, beweiset die ganze Geschichte, besonders die von England, wo jetzt auf dem Throne der Stuarts Herrscher sitzen, die alle Welt für legitim hält, während sie, wenigstens bis zum Tode des letzten Prätendenten, nach jener Theorie für illegitim gehalten werden müßten. Man vergl. übrigens Krugs Aufsatz: Ueber bestehende Gewalt und Gesetzmäßigkeit (légitimité) in staatsrechtlicher Beziehung, in Adam Müllers deutschen Staatsanzeigen, Band 1. Stück 3. N. 1. D.

Lehnrecht, s. Lehnswesen.

Lehnsstamm (constitutum feudale) ist der Geldbetrag, welchen die Gesammtbelehnten, wenn ihnen oder ihren Erben das Lehn anheimfällt, den Allodialerben des Vasallen entrichten müssen.

Lehnswesen. Ein Lehen oder Lehn ist ein Besitzthum, wovon Jemanden (dem Vasallen) der Besitz, das Benutzungsrecht, und ein beschränktes Recht der Verfügung und Veräußerung, unter der Bedingung der Lehnstreue (des Beistandes mit Rath und That), eingeräumt ist, welche Treue auch gegenseitige Pflicht des Obereigenthümers (Lehnsherrn) ist. Lehn unterscheidet sich von anderm Eigenthume (Allode) besonders durch die Beschränkung, ohne Einwilligung des Lehnsherrn nicht veräußert werden zu dürfen, durch gewisse Leistungen, die der Vasall gewöhnlich des Lehns wegen übernehmen muß (Lehndienste), und durch eine besondere Art der Vererbung (Lehnsfolge). Die Gründe hievon und die Natur der Lehne wird eine Herleitung derselben von ihrem Ursprunge am besten erklären. Die Liebe unserer Vorfahren zum Kriege war so groß und unersättlich, daß der Krieger, um Waffenthaten zu üben, nicht abwartete, bis sein Volk mit einem andern in Feindschaft gerieth. Privatfehden mußten im Frieden die Stelle des Krieges ersetzen, und fehlten auch diese, so zog der Jüngling und Mann Wochen, Monate, Jahre lang auf Abenteuer aus, und befehdete entweder für eigene Rechnung angrenzende Stämme, oder nahm Theil an den Feldzügen anderer, gerade im Kriege begriffener Nationen, die er deshalb begierig aufsuchte. Die Reichen und Mächtigen wurden auf solchen Zügen gewöhnlich von einer Anzahl gleich tapferer und kriegsfreudiger, aber ärmerer Jünglinge begleitet, die, von ihnen mit Lebensmitteln, wohl auch Waffen, versehen, ihr Gefolge ausmachten. (S. Gefolge). Dieses Gefolge, welches schon Cäsar und Tacitus kennen, war durch festere Bande, als die vorübergehende Kriegslust, oder den wenig beständigen Vortheil an seinen Häuptling gekettet; wie denn überhaupt der alte Deutsche keine Verbindung anders, als für ewige Dauer, einzugehen pflegte. Nicht für Einen Zug schloß der Mann aus dem Volke sich dem vornehmen Helden an; dem, den er ein

mal gewählt, blieb, wenn jener (was unerhört war) die Treue gegen ihn nicht verletzte, sein ganzes Leben gewidmet, und stets war er auf Entbietung zu neuen Zügen und Abenteuern bereit; auch wenn das ganze Volk (der Heerbann) zum Kriege auszog, bildeten die Getreuen um ihren Hauptmann eine heilige, unüberwindliche Schar. Das Leben und die Freiheit des Hauptmanns sah jeder als ein ihm vertrautes Heiligthum an, und derjenige aus dem Gefolge, der dessen Tod oder Gefangenschaft überlebt hätte, würde als ein Niederträchtiger ewig beschimpft gewesen sein. Der Heerbannsherzog selbst, stets einer der begütertsten Hofbesitzer, hatte allemal eine zahlreiche Schar solcher Gefährten um sich. Außer Waffen, Rossen und Lebensmitteln erhielten diese Gefährten (oder Gesellen, daher das spätere, barbarisch-lateinische Wort Vasallus) keinen Sold, dagegen den gebührenden Antheil der gemachten Beute, nachdem der Anführer den seinigen vorausgenommen (wovon der Ausdruck: Vornehmen, herzuleiten sein dürfte). Bei den erfolglosen Zügen einzelner Abenteurer gegen nachbarliche Völker, oder auch, wo sichs thun ließ, in die römischen Provinzen, bestand diese Beute natürlich nur in Kleidern, Waffen, Kostbarkeiten, Sclaven. Als aber die Waffen der Nordländer sich erobernd gegen den Süden wälzten, und bei der Theilung des gewonnenen Landes den Königen oder Herzögen und ihren Unterbefehlshabern bedeutende Landestheile zufielen, gaben sie davon gewisse Grundstücke an ihre Getreuen, damit dieselben auf Lebenszeit den Nießbrauch davon zögen. Diese Güter hießen beneficia oder Lehne, weil sie den Besitzern nur geliehen waren, um nach ihrem Tode an den Eigenthümer zurückzufallen, der dann einen andern aus seinem Gefolge damit besoldete. So ist jene altdeutsche Sitte der wahre Ursprung des Lehnswesens, wie auch allein aus ihr jener rein germanische, den andern Völkern völlig fremde Begriff der Dienstlehne hervorgegangen, der so unberechenbaren Einfluß auf die Bildung unserer heutigen Staaten gehabt, und die Existenz von Monarchien im heutigen Sinne möglich gemacht hat. Die Griechen und Römer, die Perser und Aegypter kannten nur zweierlei öffentliche Verhältnisse, Freiheit oder Zwingherrschaft. Ein Volk, das zu wählen hatte, dachte nicht daran, sich einen Herrn zu geben, und nie ward anders, als durch Gewalt, königliche Macht gegründet und behauptet. Die Alten fanden es natürlich, daß Jeder herrschen wollte, der es konnte, aber nicht minder, daß Niemand, der nicht mußte, sich von ihm wollte beherrschen lassen; eine sittliche Pflicht des Gehorchens, ein anderes, als gezwungenes, Verhältniß zu einem Herrn war ihnen ein Unding. Denn der unumwundenste Egoismus war der allgemeinen Denkart in der alten Welt innerster Geist, und nur wenige Ahnungen einer andern Lebensansicht blicken durch ihn hindurch. Die Deutschen, denen umgekehrt die Aufopferung des eigenen Selbst für hohe Zwecke als das höchste dem Menschen Erreichbare galt, schufen auch die Idee von der Pflicht des freien Gehorsams, die durch die christliche Religion bei ihnen befestiget und noch mehr geheiliget wurde. — Wir kehren nach dieser Abschweifung, wenn dies eine ist, zu den Lehnen zurück. Da es der Sohn gewöhnlich für Pflicht hielt, oder die Noth ihm gebot, dem Herrn, dessen Dienste der Vater gelebt, auch seinen Arm zu widmen, so ließ der Gefolgsherr ihm in der Regel auch das Lehn seines Vaters, oder vielmehr, er verlieh es ihm (belehnte ihn) aufs neue. Nach und nach, durch Gewohnheit mehrerer Jahrhunderte, wurde dieser Gebrauch zum Recht, und die Entziehung des väterlichen Lehns, obgleich

durch kein Gesetz verboten, erschien als eine schreiende Ungerechtigkeit. Conrad II. machte endlich, für Deutschland 1025, für Italien 1037 (oder schon 1026) die Erblichkeit der Lehne auf die Söhne (Weiberlehne sind der Natur der Sache nach spätere Anomalien), oder bei Geistlichen auf die Amtsfolger, zum ausdrücklichen Gesetz. In den Zeiten der Barbarei und Gewaltthätigkeit, die unmittelbar nach der Völkerwanderung, und von neuem nach dem Tode Carls des Großen eintraten, in jenen rohen, nur nach außen starken, eine feste Bürgschaft innerer Sicherheit nicht gewährenden Staaten mußte es bald eine vortheilhafte, ja unausweichliche Maßregel scheinen, sich an einen Mächtigen anzuschließen, um seines Schutzes sich zu erfreuen. Die gewaltigen Grundherren, die reichen Bischöfe einerseits, die Herzöge und Grafen, der Könige Statthalter, andererseits, bedrückten und plackten so lange die nachbarlichen freien Landeigenthümer und Heerbannsmänner, bis diese das Loos der abhängigen Lehnleute mit neidischen Augen ansahen, und sich selbst in den Schutz (Mund) des Bedrückers oder eines andern Großen begaben, um vor ihm und allen Mächtigen sicher leben zu können. Ein solcher Schützling hieß ein Mundmann oder Höriger. Sehr viele, besonders die Armen, die ihr Land selbst bauen mußten, und es also ungern verließen, thaten dies auch ohne Gefahr der Bedrückung, blos in der Absicht, von der Heerbannspflicht loszukommen. Denn die Herzöge, Grafen und Vögte, denen (letzteren für die Bischöfe) den Heerbann zu sammeln und zu befehligen oblag, bedienten sich, statt dieser ungeübtern, oft durch langen Frieden der Kriegszucht entwöhnten Miliz, lieber ihres Gefolges, nun Lehnsmannschaft genannt, und ließen sich von den Heerbannspflichtigen, die ihre Mundleute werden wollten, die Verbindlichkeit, aufs Aufgebot zu erscheinen, abkaufen. Die Kaiser und Könige kümmerten sich wenig darum, woher die Herzöge ihnen ihr Contingent zuführten, wenn es nur der Zahl nach die gebotene Mannschaft hielt, ja sie zogen die Lehnsmannschaft, außer jenen Vortheilen, den Heerbannstruppen auch darum vor, weil diese blos zur Landwehre, jene zu weniger beschränktem, oft zu unbedingtem Dienste verpflichtet, und folglich ihre Brauchbarkeit ausgedehnter war. So kam der Heerbann nach und nach in Verfall, und die Lehnsmiliz trat an seine Stelle. Einer andern nicht geringen Classe von Menschen, worunter besonders die Reichen (später der niedere Adel genannt) gehörten, welche das Land durch Miethlinge oder Eigenleute baueten, lag nichts daran, sich vom Kriegszuge loszumachen, vielmehr waren, nach der Väter Sitte, Kriegsabenteuer noch immer ihre liebste Beschäftigung, ihr höchster Genuß. Aber des Schutzes der Großen konnten auch sie nicht entbehren; andererseits beleidigte es ihren Stolz, unter dem, solchergestalt immer mehr gesunkenen und nicht viel höher, als jetzt ein Landsturm, geachteten Heerbanne zu dienen. Sie geizten daher nach der Ehre, in die Lehnsmannschaften der Großen aufgenommen zu werden, und trugen deshalb dem nächstwohnenden Herzog, Grafen oder Bischof ihre Güter zu Lehn auf. Oft thaten sie auch dasselbe, aus Andacht, lieber einem Stifte oder Gotteshause. Auf diese Weise ist in Deutschland (die nordöstlichen, ehedem slavischen, eroberten und an Vasallen vertheilten Provinzen ausgenommen) die Mehrzahl der heutigen Lehne entstanden. Jene wurden dadurch, wie andere Lehnleute, bei Verlust des Lehns pflichtig, dem Lehnherrn in allen seinen Fehden zu folgen, außer, wenn sie wegen verschiedener Lehne mehrere Lehnherren hat-

len, gegen diese, und gegen Kaiser und Reich, welche aber erst später ausdrücklich ausgenommen wurden, weil sich dieser Vorbehalt bei einer Dienstpflicht, die an die Stelle der Heerbannspflicht trat, von selbst zu verstehen schien. Zugleich mußten sie den Gebrauch ihrer Burgen und Vesten als offener Häuser (das Oeffnungsrecht) in Zeiten der Kriegsnoth dem Lehnherrn einräumen. In eben demselben Verhältnisse standen schon die Herzöge und Grafen, die für ihre Reichsstatthalterschaften, und die Bischöfe, die für ihre geistlichen Aemter ebenfalls durch Lehne besoldet waren, zum Reichsoberhaupt, und in eben dasselbe traten nun zu jenen größern Edelleuten (denn eben hiedurch entstand der niedere Adel) auch kleinere freie Güterbesitzer, ja selbst reichere kriegslustige Bauern, die den ehrenvollen Lehndienst der friedlichen, aber verachteten Schutzhörigkeit vorzogen, oder deshalb entweder einem Edeln ihr Gut zur Lehn auftrugen, oder von ihm, mit Bewilligung des Oberherrn, mit einem Theile seines Lehns weiter belehnt wurden (Afterlehnleute, vassaux). Die Belehnung geschah bei den großen Statthalterlehnen schon seit den sächsischen Kaisern durch eine Fahne (das Zeichen des Oberbefehls; daher Fahnenlehn), bei den kleinern mit dem Schwerte, bei den geistlichen Lehen in den ältesten Zeiten durch Ring und Stab; seit dem wormser Frieden (1122), der die Oberherrlichkeit des Kaisers auf das Weltliche beschränkte, mit einem Zepter (Zepterlehn). Eine besondere Art der Kriegslehne waren die Burglehne, deren Besitzer zur Vertheidigung irgend einer Burg des Lehnsherrn (Burghut) verpflichtet waren. Der dabei befehligende Vasall hieß bei Reichsfesten Burggraf, bei andern Burgvogt, die übrigen nannte man Burgmänner. So ward die Lehnsmannschaft, gleich der päpstlichen Hierarchie und ihr gegenüber, ein System von concentrischen Kreisen, die jeder unter dem Einflusse des nächsten, alle um einen Mittelpunct, den König, als Oberlehnsherrn, sich bewegten. Neben den Kriegsvasallen entstand und bildete sich auch noch eine andere Classe von Lehnsleuten, die nicht minder bedeutend wurden. Von den ältesten Zeiten her finden wir an den Höfen der Könige und ihrer Statthalter, wie der Bischöfe, gewisse Hausbeamte, die anfangs wirklich Dienste leisteten, später mehr zum Glanze des Hofes dienten. Die vier Aemter des Marschalls, des Kämmerers, des Schenken und des Truchsesses sind die ältesten, wie die vornehmsten, aber keinesweges die einzigen, vielmehr waren die Aemter so mannichfaltig, als die im Hofdienst denkbaren Verrichtungen. Diese Beamten konnten, in jenen Zeiten der Geldarmuth, und nach dem altdeutschen Begriffe, der nur den Grundeigenthümer als einen Staatsbürger, und nur den Besitzer großer Ländereien als einen Vornehmen ansah, mit nichts füglicher besoldet werden, als mit dem Nießbrauch von Ländereien (Hoflehne), welche auf dieselbe Weise, wie bei den Kriegslehnen, doch etwas später, zumeist unter Friedrich I., nach und nach erblich wurde. Der Glanz des Hofes und der Vortheil, welchen diese Bedienungen gewährten, lockte viele Edle, sich um sie zu bewerben. Sie wurden die Ersten in der solchergestalt sich neu bildenden Classe der Dienstleute oder Ministerialien; neben und unter ihnen gab es aber noch eine große Menge anderer Dienstleute, besonders auf den Meierhöfen der Großen. Jeder Meier (villicus) ward zum Lohne der Bewirthschaftung eines Grundstücks mit einem andern kleinern beliehen, und es gab kaum einen Hofbedienten, der nicht für seine Dienste wenigstens ein Haus oder einen Garten in dem der Burg anliegen-

den Dorfe zu Lehn gehabt hätte. Die großen Ministerialien, zu bequem, die Geschäfte ihrer Aemter selbst zu verrichten, fingen bald, mit Vergünstigung ihrer Herren, an, dieselben andern zu übertragen, die sie für diese Verrichtung ebenfalls durch Belehnung mit irgend einem Gute belohnten. So sahen wir noch in den neuesten Zeiten neben den vier Reichserzämtern, die von ihnen zu Lehn herrührenden Reichserbämter, und dieselbe doppelte Dienstmannschaft an dem bischöflich bambergischen Hofe, von welchem die Churfürsten dieselben Aemter, wie vom Reiche, hatten. Nach und nach kamen auch Lehne auf, die weder durch Kriegs- noch Hofdienste verdient wurden, sondern nur, zu Anerkennung der Oberlehnsherrlichkeit, mit gewissen Leistungen von geringer Beschwerde verbunden waren, wie die jährliche Darbringung eines Pferdes, einer Koppel Hunde, eines Baizfalken. Ja oft wurden zum Behufe dieser Anerkennung auch einzelne Handlungen beliebt, als das Halten des Steigbügels, das Vortreten bei gewissen Gelegenheiten ꝛc. Unter den Geschenken sowohl, als den Handlungen findet man, nach dem Humor des Lehnsherrn, bisweilen sehr sonderbare und lächerliche, als: vor dem Heere zu tanzen, irgend ein Kunststück zu machen, ein Ei, einen Pfennig darzubringen ꝛc. Die Versagung der Lehnsdienste, oder eine andere Verletzung der Lehnstreue heißt Felonie, und wurde durch Einziehung des Lehns bestraft. Hierüber, so wie über andere Lehnsstreitigkeiten, als: Erbfolge-, Eröffnungs-, Veräußerungs-, Verfasterlehnungsfälle urtheilte der Lehnsherr in einem eigenen Gerichte (Lehnshof, Mannengericht), das er mit Vasallen, die dem Angeklagten ebenbürtig sein mußten, besetzte. Das Erscheinen bei einem solchen Gerichte, auf Erfordern des Lehnsherrn, und die Uebernahme einer Beisitzerstelle bei demselben ward zu den Lehnspflichten gezählt. Bei Sachen, wo des Königs eigenes Interesse ins Spiel kam, führte an seiner Statt der Pfalzgraf am Rhein, als Reichsoberrichter, den Vorsitz im Reichslehnsgerichte. Je mehr das Verhältniß der Lehnsherren und Lehnsleute als eines der wichtigsten im damaligen Leben, und als die Quelle der heiligsten Pflichten, hervortrat, je mehr die Zahl der Lehnsleute auf Kosten der alten unmittelbaren Reichsunterthanen sich ausbreitete, desto mehr trat das Verhältniß dieser in den Hintergrund und gerieth endlich ganz in Vergessenheit. Bald, und schon im zehnten und elften Jahrhunderte kannte man keine andere Unterthanspflicht als die Lehnspflicht, das ganze Reich war nur eine große Lehnsmannschaft, und die Begriffe Lehnsherr (suzérain) und Landesherr (souverain) gänzlich verwirrt. Wer nicht Lehnsherr oder Vasall war, der schien kaum Staatsbürger, und Niemand kümmerte sich um seine Sicherheit. Daher durften nur wenige große Landeseigenthümer, im Vertrauen auf ihre Macht, es wagen, ohne Lehnsabhängigkeit zu verharren. Doch auch von diesen huldigten die Meisten später noch dem Geiste der Zeit und wurden königliche Vasallen (wie die Herren von Braunschweig und Hessen und die Grafen in Thüringen, dann Herzöge und Landgrafen genannt), und die Kaiser wandten Alles an, sie dazu zu bewegen. So belehnte Friedrich I., entrüstet, als jener stolze Freiherr von Krenzingen, der Niemands Vasall war, sich weigerte, vor ihm aufzustehen, denselben mit dem Münzrechte, damit er des freien Mannes Herr würde. Auf der andern Seite hielt man es für Pflicht des Kaisers, ein durch Aussterben eines Vasallenhauses eröffnetes Lehn nicht einzuziehen, sondern weiter (jedoch dies ganz nach seiner Willkühr) zu verleihen, und so die Fortdauer des Lehnswesens zu sichern, von dem

die des Staates abzuhängen schien, weil Heimfall der Lehne an den Kaiser Tyrannei, und Befreiung der Fürsten vom Lehnsbande Anarchie zur Folge haben mußte. Noch mehr; die nothwendige Verbindung der Aemter, der Statthalterschaften, wie der Hofämter, mit den Lehnen, ließ sie bald mit diesen verwechseln, und die Leistung, die das Lehn verdienen sollte, für das Lehn selbst ansehen, so daß man nicht mehr mit den Gütern als Lehn der Aemter, sondern mit diesen selbst gleichsam als einem durch sein Zubehör, das Gut, fruchttragenden Capitale belohnt wurde. Die Herzöge, Bischöfe, Vögte und Burggrafen befestigten, wohl eben so sehr aus Unwissenheit, als aus Eigennutz, diese Verwechselung, und machten bald keinen Unterschied zwischen ihren Lehnen und den Provinzen und Burgen, für deren Verwaltung sie ihnen gegeben worden, sondern übten in diesen, die ja größtentheils mit ihren Lehnsleuten angefüllt waren, dieselbe grundherrliche Gewalt, wie dort, und sahen Abreißungen von diesen für eben so schreiende Ungerechtigkeiten an, als Entziehung des Lehns. In den Provinzen, wo bald die herzogliche Gewalt wegfiel, wie in Franken, Schwaben und Westphalen, gingen die Grafen und Aebte denselben Gang, dahingegen sie in Baiern, Meißen, Thüringen, Oesterreich und Brandenburg, mit gänzlicher Vergessenheit ihrer Reichsstatthalterwürden, zu bloßen Lehnsleuten der Herzöge, Landgrafen und Markgrafen herabsanken, und kaum ihre Afterlehnsleute in Abhängigkeit erhalten konnten. Aus dem Lehnswesen, dem einzigen Organismus der europäischen Staaten des Mittelalters, ging denn auch eine neue Ordnung der bürgerlichen Stände hervor. Der zwischen dem alten Adel (den Fürsten) und den Freien innenstehende niedere Adel verdankt ihm, wie erwähnt, seine Entstehung, und unter den Vasallen selbst bildete sich, doch ohne Eintrag der Ebenbürtigkeit, eine Stufenleiter des Ranges. Die Classen derselben nannte man Heerschilde. Den ersten Heerschild bildete der König allein; den zweiten die Pfaffenfürsten, Bischöfe und unmittelbaren Aebte, den dritten die Laienfürsten, Herzöge, Landgrafen, Markgrafen und unmittelbaren Grafen (jenen nachstehend, weil sie alle Vasallen der Hochstifter waren), den vierten diejenigen Freiherren oder großen Güterbesitzer, die ihr Land von Niemand zu Lehn hatten, aber doch, wegen kleiner Besitzungen oder Rechte, des Kaisers Vasallen waren; den fünften diejenigen Freien, Schöppenbaren, Semperfreien, die in eben dem Verhältnisse zu den Fürsten waren; den sechsten deren Lehnsleute und die Dienstmannen der Fürsten, und den siebenten die Besitzer unendlicher Lehne. Dieser Eintheilung analog ist die italienische in Principes, Capitanei, Valvasores majores, Valvasores minores, Valvasini und Soldati, und die englische in Lords, Esquires und Copyholders, die spanische in Grandes (ricos hombres), Escuderos, Hidalgos, die französische in Pairs, Barons, Ecuyers und Valvasseurs. Die Benennung der Ecuyers, Escuderos, Esquires, deutsch Edelknechte, gehört jedoch mehr dem Ritterwesen an (s. d. Art.). Neben diesen Ständen bildete sich, als keinem von ihnen zugehörig, erst nach Jahrhunderten der Bürgerstand aus. Den Städten, auf Gewerbfleiß und beweglichen Reichthum ausgehend, und darauf eine neue Art von Macht bauend, war der im Vorherrschen des Grundeigenthums gegründete Geist des Lehnwesens nothwendig fremd; daher erblicken wir sie fast immer den Edeln verhaßt und gehäßig, fast immer in offenbarer Feindschaft und Fehde mit ihnen. Die Grundsätze des Lehnrechts (so nennt man nun den Inbegriff

aller zwischen Lehnsherren und Vasallen eintretenden Rechte und Verbindlichkeiten, oder auch die Wissenschaft derselben) wurden von lombardischen Rechtsgelehrten des zwölften Jahrhunderts ausgebildet und festgestellt. Die Sammlung von Lehnsgesetzen und Gewohnheiten, die unter dem Titel: Libri Feudorum, (Feuda sollen die Lehne in Gegensatz der Allodia — ursprünglich Loosgüter — genannt worden sein, von dem alten fe Lohn und ode Besitz) dem römischen Gesetzbuche anhingen, ist ein Codex des Lehnrechts für halb Europa geworden. Im nördlichen Deutschland, Dänemark, Preußen, Polen ꝛc. erhielt sich, im Gegensatze desselben, das alte deutsche Lehnrecht, dessen hauptsächliche Abweichung vom lombardischen war, daß es die Erbfolge der Seitenverwandten, als solcher, nicht anerkannte, und alles Lehnfolgerecht nicht, wie dieses, auf die Abstammung vom ersten Erwerber des Lehns gründete, sondern allein durch die Gemeinschaft und den Mitbesitz des Lehns bedingte, so daß Theilungen das Successionsrecht aufhoben. An der Stelle dieser Gemeinschaft hat man seit dem 12. Jahrhunderte in den obengenannten Ländern gleiche Wirkung einem blos der Form nach bei der ersten Belehnung erlangten und sodann bei allen Theilungen und Sterbefällen vorbehaltenen und erneuerten Miteigenthum (Mitbelehnschaft, gesammte Hand) beigelegt. Vortrefflich geeignet war die Lehnsverfassung, in Zeiten des Freiheitsgeistes und der Unbiegsamkeit gegen die eigentliche Staatsgewalt, um die Zügel der im Volke zerstreueten Masse von Kräften, zum Gebrauche derselben nach Außen, und doch ohne Gefahr für die Freiheit, in die Hand des Staatsoberhaupts, als Oberlehnsherrn, zu legen. Allein wie jede menschliche Einrichtung den Keim der Ausartung in sich trägt, so litt auch die Reinheit und Wirksamkeit der Lehnsverhältnisse, und mit ihr die auf sie gebauete Staatsverfassung nur zu bald unter einem Geiste des Ungehorsams und der Empörung, der desto allgemeiner ward, je mehr die Fürsten zu merken anfingen, daß nach der Natur der Lehnsverfassung nicht sie vom Könige, sondern dieser von ihnen abhängig sei. Denn diese Veranlassung gab dem Lehnsherrn keine andere Sicherheit ihres Gehorsams, als den Lehnseid, und die Androhung von Strafen, zu deren Vollziehung vor allem Macht gehörte, während der König in den meisten Staaten seine Macht, entweder durch eigene Belehnungen oder die Anmaßungen der Fürsten, unter diese vertheilt sah. So gelang es den Kronvasallen in Deutschland, Italien und im ältern Frankreich, dem Könige fast alle Gewalt bis auf die äußere Ehre des Königthums zu entziehen, und er konnte in jenen Ländern nie, in Frankreich nur nach zufälligem Aussterben der großen Baronengeschlechter, zu einer neuen, von der Lehnsherrlichkeit unabhängigen Königsgewalt (Souveränität) gelangen; während die glücklichen Britten allein aus dem Kampf der königlichen und der Vasallengewalt ein Gleichgewicht derselben, in einer der Vollkommenheit nahen Staatsverfassung, hervorgehen sahen. Als in der neuen Zeit (die eben so gut, als von der Reformation, von der Erfindung des Schießpulvers angerechnet werden könnte) die Veränderung des Kriegswesens Alles umgestaltet, und die Lehnsmiliz nun eben so völlig von den stehenden Heeren verdrängt wurde, als sie selbst den Heerbann verdrängt hatte, da blieb gleichwohl das Gerippe dieses abgestorbenen Körpers, die in ihrem Werthe nur durch die Lehndienste bedingte Lehnsverfassung, stehen, eine Trümmer der Vorzeit, zu unnütz und unbequem, um noch länger behauptet werden zu können. Denn die Lehndienste würden nicht

mehr gefordert werden, weil sie unbrauchbar wären; gleichwohl werden sie mit Geld (Ritterpferden) abgekauft. Es darf auch Niemand Wunder nehmen, daß man an Abschaffung dieser alten Formen nicht früher gedacht hat: denn war nicht manches wohlerworbenes Recht, und manches, wenn gleich nun zwecklose, doch ohne despotische Willkühr nicht zu zerschneidende Verhängniß daran geknüpft? Die Reste des Lehnwesens sind mehr unbequem als schädlich; ihre Abschaffung konnten Franzosen und ihre Jünger an Orten ihrer Zwingherrschaft leicht verfügen; (denn was ist leichter, als einem Rechte entsagen, das man nie gehabt?) jetzt würde sie, in eben diesen jetzt neu lustrirten Ländern, von Seiten der wieder eingesetzten Fürsten nur eine edle Entsagung eines Theils ihrer geachtetsten Regierungsrechte sein, in andern Staaten aber, wo die Lehnsverhältnisse unter den Unterthanen noch bestehen, gewiß mit größerer Vorsicht, und, wo möglich, stets auf dem Wege billiger und zwangloser Loskaufung vorgenommen werden müssen, damit nicht, wie so oft, um den Ideen einiger Rechtsspeculanten zu genügen, die Gerechtigkeit selbst mit Füßen getreten werde. H. L.

Lehrbegriff, ist die entweder einer kirchlichen Gesellschaft, oder auch einem einzelnen Lehrer eigenthümliche Ansicht von den Wahrheiten des christlichen Glaubens. So gibt es sowohl einen evangelischen, einen catholischen, einen socinianischen Lehrbegriff, als einen Lehrbegriff des Origenes, des Athanasius, des Augustin. Die philosophischen Schulen, oder einzelnen Philosophen eigenthümlichen Ansichten pflegt man nicht Lehrbegriffe, sondern Systeme zu nennen. N.

Lehrgedicht, nennt man insbesondere eine größere und ausgeführtere Dichtung didactischer Art. Aber es ist überhaupt noch streitig, in wiefern eine didactische oder Lehrpoesie, als besondere Dichtungsart aufgeführt, mit dem Begriffe und Wesen der Dichtkunst bestehen kann. Soll nämlich ein Gedicht den Zweck zu lehren verfolgen, und auf diesem bestimmten Zwecke sein Wesen beruhen: so kann damit die reine und freie Begeisterung und der absolute Zweck der Poesie nicht bestehen; ja das Werk muß zu einem Producte der Reflexion werden, das höchstens mit dem äußern Schimmer der Poesie ausgeschmückt ist. Soll aber in dieser Tendenz das Wesen des didactischen Gedichts nicht beruhen, wie einige mildernd sagen: so ist mehr oder weniger jedes Gedicht didactisch zu nennen, und es kann somit keine besondere didactische Dichtungsart geben, die mit Recht diesen Namen führte. Will man jedoch einzelne Gedichte mit einigem Rechte **didactische** nennen: so würden dieses diejenigen sein, bei welchen entweder überhaupt eine Tendenz zu lehren hie und da **hervortritt**; sie können übrigens epische (wie viele Romane) oder dramatische Form haben (wie z. B. Lessings Nathan), oder solche, die weder einen epischen und dramatischen Stoff zum Grunde liegen haben, sondern gewisse Wahrheiten in dem Spiegel der poetischen Begeisterung aufgefaßt, in Allegorien, Visionen ꝛc. darstellen, mithin ihrem Wesen nach durchaus **lyrisch** sind. Hieher gehören viele lyrische Gedichte von Schiller, namentlich die Glocke, die Hoffnung u. a. (obgleich sie die Ueberschrift: didactisches Gedicht, nicht tragen), und alle bessere s. g. Lehrgedichte; hierher würde selbst Dantes großes allegorisches Gedicht gehören. Im ersten Falle würde die Benennung einen Tadel in sich schließen. Die Gedichte letzterer Art gehören zu den ältesten Denkmählern der Poesie, wie die Gnomen beweisen; das

Entstehen und die Ausbildung der eigentlich sogenannten Lehrgedichte aber kündigt in der Regel schon den Verfall der Poesie eines Volks, oder das Schwanken zwischen Poesie und Reflexion an, wobei man oft glaubt, das Unpoetische und Allgemeine durch zufälligen Schmuck zu dem Schönen erheben zu können. Das Eitle dieses Bestrebens zeigen die vorzüglichsten didactischen Gedichte aller Zeiten, namentlich die eigentlich sogenannten Lehrgedichte, „welche uns, nach J. Pauls Ausdrucke, ihren zerhackten Gegenstand Glied für Glied, obwohl jedes in einige politische Goldflittern eingewickelt, zuzählen," z. B. des Lucrez poet. Darstellung des Epikurischen Systems in dem Gedichte de rerum natura, und die am meisten durch poetische Einzelnheiten, besonders durch Episoden und Bilder, glänzende Georgik des Virgil, welche den spätern Dichtern fast immer zum Muster gedient hat; Ovids Kunst zu lieben, welche jedoch ins Scherzhafte übergeht, und Horaz sogenannte ars poetica; die englischen eines Davies, Dyer, Akenside, Dryden, Derwin; die französischen eines Boileau, Dorat, Lacombe, Delille, und die deutschen eines Dusch, Lichtwer, Tiedge u. A. Ueberhaupt aber gibt es fast keinen so unpoetischen Gegenstand, den man nicht aus jener der Poesie so verderblichen Maxime, eben an einem solchen könne sich erst die Kunst am meisten zeigen, in Lehrgedichten behandelt hätte. Uebrigens rechnet man zur didactischen Poesie außer dem angeführten größern Lehrgedichte, gewöhnlich auch die beschreibenden oder mahlenden Gedichte (s. d. Art. Mahlerei) die poetische Epistel, welche Form dem didactischen jedoch nicht nothwendig ist, die (sogenannte Aesopische) Fabel, und die Parabel, endlich auch die Satire und gewisse Arten des Epigramms, von welchen allen einzeln in den benannten Artikeln gehandelt wird. Wir können hier nicht unterlassen, das lebendige und geistvolle Urtheil J. P. Fr. Richters in seiner zweiten Ausgabe der Vorschule der Aesthetik hinzuzufügen, welches mit unserer Ansicht sehr übereinstimmend ist. „Das Lehrgedicht," sagt dieser, „gehört in die lyrische Gattung. Es läßt auf innere geistige Gegenstände den Brennpunct der Empfindung fallen, in diesem leuchten und brennen sie, und dieses so sehr, daß der flammende Pindar ganze Reihen kalter Lehrgesetze zu seinem corinthischen Erz einschmilzt. Reflexionen werden nicht an sich zur Lehre, sondern für das Herz zur Einheit der Empfindung gereiht, und als eine mit Blumenketten umwickelte Frucht dargeboten, z. B. von Young, Haller, Pope; ohne diese wäre ja eine Philosophie, z. B. die Platonische, ein Lehrgedicht." Aus dieser Ansicht, namentlich in Beziehung auf die Natur des Gefühls, würde ganz natürlich folgen, daß jedes didactische Gedicht von größerem Umfange nothwendig ermüdend werden müsse. Weder, sagt A. Schreiber, hält das Gefühl, eine, so ausdauernde Spannung aus, noch die Phantasie eine so ununterbrochene Bilderjagd. Dies ist es, was Tiedges Urania durchaus entgegensteht. Ganz flach aber ist es, wenn Aesthetiker das didactische Gedicht, namentlich das eigentliche Lehrgedicht, blos negativ, aber zugleich so bestimmen, daß weder der Name beibehalten werden, noch die Möglichkeit eingesehen werden kann, wie nach diesen negativen Bestimmungen ein Gedicht entsteht: z. B. das Lehrgedicht solle nicht unterrichten, nicht systematischen Zuschnitt haben, sondern eine glückliche Auswahl poetischer Gedanken enthalten, einen Gegenstand behandeln, der der poetischen Form fähig sei, oder, wie man sich wohl ausdrückt, „einen Lehrgegenstand in die didactisch-poetische Form her

überziehen;" letzteres setzt die Möglichkeit einer didaktischen Poesie schon voraus. Auch die Bestimmung, „die didactische Poesie sei nur die, welche Lehren der Wahrheit im poetischen Gewande darstelle," welches ungefähr dasselbe heißt, ist zwar in obigem Sinne richtig, macht aber das didactische Gedicht noch nicht zu einer von der epischen, dramatischen und lyrischen verschiedenen Dichtungsart. T.

Lehrmethode, s. Methode.

Lehrsatz (theorema) ist ein solcher Satz, der aus gewissen vorausgeschickten Grundsätzen beweiset, daß Etwas wahr oder falsch, möglich oder unmöglich sei. Der Pythagoräische Lehrsatz (theorema Pythagoricum, auch Magister matheseos) heißt derjenige, vom Pythagoras erfundene Lehrsatz, in welchem bewiesen wird, daß in einem rechtwinklichen Triangel das Quadrat der größten Seite, oder der Hypothenuse, so groß ist, wie die Quadrate der beiden übrigen Seiten, der Katheten, zusammen genommen. Ein Lehrsatz ist nicht mit Lehnsatz zu verwechseln, s. d. Art. Lemma.

Lehrstyl (didactischer Styl), die durch den Zweck der Belehrung bestimmte Eigenthümlichkeit in dem Gebrauche der Sprache. Er wird entgegengesetzt dem poetischen und rhetorischen Styl. Im allgemeinen Sinne aber versteht man darunter den Styl jeder prosaischen Mittheilung, die auf irgend eine Weise über etwas belehren will; im engern und höhern Sinne den Styl des Unterrichts, welcher dahin wirken soll, die Einsicht vorgetragener Wahrheiten zu befördern; und im engsten Sinne den Styl des wissenschaftlichen, besonders akroamatischen Unterrichts. Die nothwendigsten Erfordernisse des Lehrstyls überhaupt sind Deutlichkeit, Bestimmtheit und Kürze, weil hier zunächst auf den Verstand gewirkt werden soll, sparsamer Gebrauch der Bilder zur Veranschaulichung gewisser Wahrheiten. Der höhere didactische Styl insbesondere wird sich durch größere Ruhe und Würde, durch die strengste Bündigkeit und Präcision von dem ersteren unterscheiden, welcher mehr subjectiv ist, und auf leichte allgemeinere Auffassung Rücksicht nehmen muß, weshalb er auch der populäre didactische Styl genannt werden könnte. Der didactische Styl ist übrigens auch, nach der höhern oder geringern Bedeutung der vorzutragenden Gegenstände, nach dem eigenthümlichen Geiste und Inhalte und nach dem Range der vorzutragenden Wissenschaften verschieden; auch wird derselbe durch die Eigenthümlichkeiten des mündlichen oder schriftlichen Vortrags und Unterrichts eigenthümlich bestimmt. Es gibt Fälle, wo er in den rednerischen Styl übergeht, wie z. B. in der Kanzelrede, oder Predigt, ja man könnte den rednerischen Styl selbst als eine höhere Gattung des didactischen betrachten, indem er sich von der wissenschaftlichen didactischen nur durch größere Freiheit und Ungebundenheit in der Gedankenfolge unterscheidet. Endlich ist auch der Styl, je nachdem die Gedankenmittheilung einseitig oder wechselseitig ist, akroamatisch (didactisch im eigentlichen Sinne), oder dialogisch (Unterredungsstyl), wie beim catechetischen Vortrage. Letzterer nähert sich dem leichteren Conversationsstyle; ersterer ist bündiger und ausführlicher, und kann sich freier der Kunstausdrücke (termini technici) einer Wissenschaft bedienen, verfällt aber leichter in Pedanterein; doch kann der akroamatische Vortrag auch in Briefform Statt finden, bei welcher die freiere Mittheilung und ein leichterer Gedankenzusammenhang herrscht. Der akroamatische Styl kann ferner wiederum entweder aphoristisch (frag-

mentarisch) sein, d. h. aus kurzen Sätzen, oder in einem fortlaufenden zusammenhängendern Vortrage bestehen. Einige nennen auch den Styl der didactischen Poesie (s. Lehrgedicht), welcher in der Regel auf der Grenze der Poesie und Prosa steht, den didactischen Styl (der Poesie), und dieser ist in sofern auch satirisch-didactisch, paraboliſch ꝛc.; doch kann dieses auch der prosaisch-didactische Vortrag sein, der sich bei freierer Mittheilung dem poetischen nähert.

Leib, überhaupt der organisch-thierische und menschliche Körper. Daher der Gegensatz von geistig leiblich. Insbesondere die Hauptmasse des Körpers (für Rumpf) im Gegensatz zu den an den Leib gefügten Gliedern (Gliedmaßen) und dem Kopfe. Bei dem Menschen unterscheidet man Oberleib und Unterleib; bei den Thieren Vorderleib und Hinterleib; bei den Insecten ist der Leib durch einen Einschnitt von außen deutlich in zwei Theile getheilt, von denen der vordere auch das Bruchstück genannt wird.

Leibeigenschaft (auch Leibeigenthum genannt), besteht in gewissen Eigenthumsrechten, welche auf der Person eines Menschen haften. Sie begreift in sich die Verpflichtung des Leibeigenen zu Diensten, Zinsen und andern Obliegenheiten gegen seinen Gutsherrn, welche auf der Person des Leibeigenen entweder ohne alle Rücksicht auf den Besitz eines Gutes, oder in Beziehung auf die Bauerländerei, die er in eigenem Namen inne hatte, dergestalt haftet, daß derselbe ohne den Willen des Leibherrn sich davon nicht losmachen kann, und seine Verbindlichkeit auf seine Nachkommenschaft forterbt. Der leibeigene Bauer muß also nicht nur wegen des Besitzes seines Gutes gewisse Lasten tragen, sondern auch und zwar vorzüglich, vermöge gewisser auf seiner Person haftenden Eigenthumsrechte gewisse Obliegenheiten erfüllen. Dieses letzte Verhältniß unterscheidet ihn ganz wesentlich von den erbunterthänigen Bauer und von dem hörigen Bauer (Suus), womit man den leibeigenen Bauer eben so häufig verwechselt hat, als mit den römischen Sclaven und den indischen Negersclaven. Der Leibeigene ist kein Sclav, weil er nicht im völligen Eigenthume ist. Seine wahren Nebenbenennungen sind Eigene, Halseigene, Bluteigene, Eigenbehörige, Gutseigene und Eigenarme; unrichtig aber nennt man sie Erbunterthanen, unterthänige Bauern, Laßbauern. Der Herr des Leibeigenen heißt Erbherr, Leibherr. Da der Deutsche ursprünglich eben so frei war, wie jede andere Nation, so konnte er auch nicht leibeigen sein. Die Leibeigenschaft unter den Deutschen, so wie unter andern Nationen, entstand daher entweder aus den Gefangenen, die man im Kriege machte, oder aus fremden Sclaven, die man durch den Handel mit Ausländern an sich brachte. Weil der Deutsche oft viel Landeigenthum besaß, so pflegte er zuweilen Land unter seine Sclaven zu vertheilen, unter der Bedingung, daß sie Frohnen und Zinsen leisteten. So entstand aus der Sclaverei in Deutschland Leibeigenschaft. Nach diesem Entstehungsgrunde betrachtete man auch die Leibeigenen nicht einmal als Mitglieder und Unterthanen des Staats. Das Recht als Staatsmitglieder betrachtet zu werden, haben vielmehr die Leibeigenen in manchen Staaten erst spät und in den neuesten Zeiten erhalten. Auch ist die Leibeigenschaft in den Ländern und Provinzen, wo sie noch Statt findet, sehr verschieden, bald gelinder bald härter, so daß in manchem Staate der Leibherr den Leibeigenen bis zum Krüppel pei-

nigen und ungestraft sogar tödten kann. Vermöge der Leibeigenschaft hängt der Leibeigene in Ansehung seiner Person und Habe von der Willkühr des Leibherrn ab; er darf weder den ihm anvertrauten Hof noch seinen Wohnort verlassen, und der Herr kann ihn zurückfordern (daher Besatzungsrecht, Vindicationsrecht des Herrn), wenn er sich in ein Verhältniß begibt, das ihn unfähig macht, seine Pflichten zu erfüllen. Seine Kinder können ohne Einwilligung des Leibherrn keine andere Lebensart wählen, als die, worin sie geboren worden sind; kein Leibeigener und keine Leibeigene darf sich ohne Vorwissen des Erbherrn verehelichen, und für die Einwilligung des letzteren muß noch überdies der Bedemund (Frauenzins, Klauenthaler, Hemdschilling, Busengeld, Busenhuhn), entweder in Gelde oder Natura entrichtet werden (von dem sog. ius primae noctis finden sich in Deutschland keine Spuren); der Leibeigene ist körperlichen Strafen und Züchtigungen unterworfen, die von der Willkühr des Leibherrn abhängen; er kann von dem Herrn hie und da von seinem Gute vertrieben werden (dies nennt man die Abfierung); er muß die auf seiner Person haftenden, ungemessenen Zinsen und Dienste und den Eid der Unterthänigkeit (Erbeid) leisten; er kann in den Staaten, wo die Leibeigenschaft noch in ihrer ganzen Strenge herrscht, auf den Todesfall nicht über seinen Nachlaß etwas anordnen, sondern Alles gehört dem Leibherrn; nur in manchen Provinzen erhält der Leibherr einen Theil aus dem Nachlasse des Leibeigenen (das Mortuarium, Sterbefall ꝛc). Man kann die Leibeigenschaft nach den Graden der Strenge etwa in 3 Classen eintheilen; 1) in die strengste Leibeigenschaft. In Deutschland kommt dieselbe nur an wenigen Orten, in den ehemaligen wendischen Landen (z. B. Lausitz, Pommern, Mecklenburg) vor: 2) der mittlere Grad, welcher bei den Eigenhörigen in Westphalen und einigen angrenzenden Ländern vorkam; 3) die gelindeste, welche bei den Eigenen, besonders im südlichen Deutschland hier und da noch vorkommt. Heut zu Tage sind die gewöhnlichsten Entstehungsarten der Leibeigenschaft folgende: durch Geburt von einer Leibeigenen; freiwillige, ausdrückliche Ergebung (durch eine Urkunde, der Eigenbrief genannt), oder stillschweigende, wenn sich ein Vagabund Jahr und Tag in einer Gegend aufhält, in welcher die Luft eigen macht (Wildfangsrecht), oder ein Gut annimmt, mit dessen Besitze die Leibeigenschaft verbunden ist; durch Strafe wegen Verbrechen, oder als Zinsbuße bei freien Bauern, und endlich auch durch Verjährung von 30 Jahren. Selten wird sie noch durch Heirath bewirkt. Das Ende erreicht die Leibeigenschaft durch allgemeine Landesaufhebungs-Gesetze, welche seit 1096 durch die Kreuzzüge veranlaßt wurden, indem man einen jeden Leibeigenen, der den Kreuzzug mitmachte, für frei erklärte; durch ausdrückliche oder stillschweigende Freilassung; durch richterliches Erkenntniß wegen grober Excesse des Leibherrn in solchen Staaten, wo der Leibeigene als Mitglied des Staats angesehen wird und endlich auch durch Verjährung von 30 Jahren. Da nun übrigens die Leibeigenschaft weder mit den unveränderlichen Grundsätzen des Naturrechts sich vereinigen läßt, noch dem Begriffe von einer vernünftigen bürgerlichen Freiheit angemessen, vielmehr dem Staatswohl nachtheilig ist, so sollten alle Staatsregierungen, nach vorher getroffenen zweckmäßigen Anstalten, dieselbe gänzlich aufheben. Vergl. Knechtschaft. X.

Leibgedinge (Leibgut, Leibzucht, Witthum, dotalitium, douaire) ist nach deutschen Rechten das einer adeligen Witwe

zustehende Recht, nach ihres Mannes Tode aus dessen Lehngütern die vierfachen Zinsen ihrer eingebrachten Mitgift zu genießen. Oft wird auch der Witwe ein Grundstück zum Leibgedinge angewiesen, wovon sie den Nießbrauch hat, und welches Leibgeding genannt wird. Endlich überhaupt der den adeligen Witwen ausbedungene Unterhalt auf Lebenszeit.

Leibnitz (Gottfried Wilhelm, Freiherr von). Hat je die Natur in einem einzigen Menschen viele und große Talente vereiniget, so war es in diesem gelehrten und berühmten Manne, der sowohl wegen des Umfangs seiner Kenntnisse, als wegen der Tiefe seines Verstandes, der Größe seines Genies, und wegen des rastlosen Eifers, womit er die Aufnahme der Wissenschaft und die Verbreitung einer vernünftigen Denkungsart beförderte, nicht allein die Zierde des Hofes war, der ihn besaß, sondern auch noch jetzt der Stolz der Nation ist, aus welcher er hervorging. Sachsen, das Vaterland so vieler gelehrter und berühmter Männer, nennt auch ihn in gewisser Hinsicht den seinigen. Er war den 4. Juli 1646 zu Leipzig geboren, wo sein Vater Professor der Moral war, den er aber schon im 6. Jahre verlor. Schon als Knabe zeigte er außerordentliche Fähigkeiten, welche er durch anhaltenden Fleiß vortrefflich entwickelte. Bis ins 15. Jahr besuchte er die Nicolaischule zu Leipzig, und wohnte dann vom J. 1661 den akademischen Vorlesungen daselbst bei, unter welchen ihn vorzüglich die mathematischen (des damaligen Prof. Joh. Kühn) anzogen. Schon im folgenden Jahre aber verließ er Leipzig und ging nach Jena, wo er hauptsächlich den damals sehr berühmten Mathematiker Ehrhardt Weigel fleißig hörte und von ihm viel lernte. Nach seiner Rückkehr nach Leipzig, wo er Baccalaureus der Philosophie und Magister wurde, studirte er die griechischen Philosophen mit unermüdetem Eifer. Eine Probe seines philosophischen Geistes legte er in der philosophischen Streitschrift de principio individuationis (von dem Grunde der Individualität) ab, welche er hier 1664 unter Jac. Thomasius vertheidigte. Ihr folgten einige juristische Probeschriften, in welchen er die Philosophie auf Gegenstände der Rechtswissenschaft anwendete, z. B. de conditionibus, 1665. Vorzüglich ausgezeichnet aber war seine philosophisch-mathematische Behandlung de arte combinatoria, aus welcher sein Genie und tiefdenkender Geist zuerst hervorleuchtete. In dem Jahre 1666 (im 20. seines Alters) meldete er sich auch zum Doctorat. Als er aber deshalb die gewöhnlichen Besuche machte, und zum Decan der Juristenfacultät kam, war dieser nicht zu Hause; dafür aber ward er von der Frau Decanin mit der Amtsmiene desselben empfangen und ihm erklärt, daß er wegen seiner Jugend zum Doctor noch unreif sei. Mit diesem lächerlichen Repulse ging er nach Altdorf und wurde hier mit vielen Ehren Doctor. Da ihn alles Neue interessirte, so zog ihn der Ruf einer alchymistischen Gesellschaft von hier nach Nürnberg. Ein mit alchymistischen Ausdrücken angefüllter Aufsatz erwarb ihm den Eintritt in dieselbe, ja es wurde ihm sogar das Protocoll zu führen übertragen. Unterdessen wurde er hier mit dem Baron von Boinaburg, Minister des Churfürsten von Mainz, bekannt, und da dieser die außerordentlichen Kenntnisse des jungen Gelehrten wahrgenommen hatte, so bewirkte er, daß Leibnitz als churfürstl. Rath nach Mainz gerufen, und zum Beisitzer der Justizkanzlei ernennt wurde. Glück und Freundschaft eröffneten ihm nun die Wege des Ruhms. Herr von Boinaburg sandte ihn nebst seinem Sohne 1672 in Geldangelegenheiten nach Paris, wo ihm bald die Belehrung,

Freundschaft und Bewunderung vieler Männer von Verdienst und Ruhm, als Lahire, Cassini, Huygens, Malebranche und Anderer zu Theil wurde. Viele vortheilhafte Anerbietungen wies er aus Liebe zu seinem Vaterlande und seiner Religion zurück. Aber 1673 verlor er durch den Tod sowohl den Herrn von Boinaburg, als auch den Churfürsten von Mainz, Johann Philipp von Schönborn. Jedoch auch dieser Verlust diente dazu, seinen Ruhm noch weiter zu verbreiten. Er reisete nach England, wo er mit Wallis, Boyle und mit Oldenburg in Verbindung, und sogar mit dem allberühmten Newton in Briefwechsel kam. Nach vier Jahren kehrte er mit einem beneidenswerthen Schatze von Kenntnissen und Beobachtungen in sein Vaterland zurück, wohin er von dem Herzoge von Braunschweig-Lüneburg als Hofrath und Bibliothekar berufen worden war. 1676 kam er in Hannover an, wo die Einrichtung der Bibliothek sein Hauptgeschäft war, und wo er auch für Diplomatik und Geschichte ungemein thätig wirkte. Den übrigen Theil der Zeit wendete er auf mathematische, mechanische und andere Erfindungen. In der Mathematik, der Wissenschaft, die nur dem tiefen, denkenden Geiste ihre Geheimnisse eröffnet, zeigte sich vorzüglich sein Scharfsinn und sein erfinderischer Geist. Hier eröffnete er ein neues Gebiet, durch die Erfindung des Differenzialcalculs (1684). Früher war Newton auf diese Erfindung gekommen, hatte sie aber noch nicht öffentlich mitgetheilt, als Leibnitz ihm zuvorkam, und sie im October 1685 durch den Druck bekannt machte. Eben so löfete er viele optische Probleme und erklärte die Zurückwerfung und Brechung des Lichts. Im Gebiete der Metaphysik suchte sein umfassender Geist die dunkelsten Lehren, z. B. die Lehre von den angebornen Vorstellungen, und von den einfachen Substanzen (Monaden, s. d. Art.), aufzuhellen. Vorzüglich suchte er die Frage zu beantworten: „wenn die Welt das Werk eines allgütigen und allweisen Schöpfers ist, woher kommen die Unvollkommenheiten und das Elend seiner Geschöpfe?" eine Frage, welche die Weisen aller Zeitalter beschäftigt hat. Bayle hat mit hinreißender Beredsamkeit die Unmöglichkeit einer befriedigenden Beantwortung zu beweisen versucht; Leibnitz setzte demselben seine Gründe entgegen in seiner berühmten Theodicee (Essai de Théodicée, 1710), einem Werke welches nach Fontenelles Urtheile allein hinreicht: „sich von dem Genie seines großen Verfassers eine Idee zu machen." Eben so zeigte er sich durch seine Theorie über die Natur des menschlichen Erkenntnißvermögens (Essai sur l'entendement humain, 1715), in welcher er den Lockischen Empirismus bekämpfte, als tiefsinnigen Denker, und der rationale Spiritualismus, den er aufstellte, gab der Philosophie unter den Deutschen eine neue Richtung. Zu beklagen ist es aber, daß er, im Geiste seiner Zeit, nur in fremden Sprachen schrieb. Welche Gegenwart des Geistes Leibnitz auch in bürgerlichen Verhältnissen besessen, zeigt folgende Anekdote. Der Herzog von Braunschweig hatte ihm aufgetragen, die Geschichte seines Hauses zu schreiben. Um sich die dazu gehörigen Documente zu verschaffen, machte er 1687 eine Reise nach Wien, und (weil die alten Markgrafen von Toscana, Ligurien und Este mit dem Hause Braunschweig einerlei Ursprung gehabt haben) von da nach Italien. Von Venedig nach Mesola (im Ferrarischen) schiffte er ganz allein. Es erhob sich ein heftiger Sturm, so daß das Schiff in Gefahr war. Der Steuermann kam auf den Wahn, Leibnitz sei der Grund des Ungewitters, weil er ein Ketzer sei, auf den die Gottheit zürne. Er besprach sich daher mit seinen Gefährten,

und sie beschlossen, ihn ins Wasser zu werfen. Leibnitz, welcher ihre Sprache verstand, zog in dieser Gefahr einen Rosenkranz, den er bei sich hatte, hervor, und drehte mit andächtiger Miene ein pater noster nach dem andern ab, wodurch jene von ihrer Meinung zurückkamen. 1690 hatte Leibnitz diese Reise vollendet und kam nach Hannover zurück. War schon vorher sein Einfluß auf wissenschaftliche und politische Angelegenheiten von Bedeutung gewesen, so war er es von nun an noch weit mehr. Es gelang ihm im J. 1700, daß die Akademie der Wissenschaften in Berlin gestiftet, und er selbst zum Präsidenten ernannt wurde. Dasselbe suchte er auch in Dresden zu bewirken; allein der Krieg, welcher Sachsen damals drückte, hinderte es. Fruchtbarer war seine Unterredung mit dem Czaar zu Torgau 1711 über die Verbreitung der Künste und Wissenschaften in Rußland. Der Monarch machte ihn zum geheimen Justizrath mit 1000 Rubeln Pension, und bald darauf wurde er vom Kaiser Carl VI. mit 2000 Gulden Gehalt zum Reichshofrath und Baron ernannt. Er befand sich bis 1714 in Wien, und bemühte sich um eine neue Akademie der Wissenschaften daselbst, als nach dem Tode der Königin Anna von England der Churfürst von Hannover zum Könige erwählt wurde. Unterdessen entspann sich ein heftiger Streit zwischen den Verehrern Leibnitzens und Newtons. Letztere wollten Leibnitzen die Erfindung der Differenzialrechnung absprechen und beschuldigten ihn, er habe sich Newtons Erfindung listiger Weise angemaßt. Es war nicht schwer, ihn von solchem Verdachte zu reinigen, und die Akademie zu Göttingen hat später diese Streitfrage einer Untersuchung unterworfen und die Sache dahin entschieden, daß bei dem damaligen Zustande der Wissenschaft beide Männer zugleich auf diese Erfindung gekommen sein können. Mit vielen Gelehrten hatte Leibnitz Streitigkeiten anderer Art, hauptsächlich metaphysische Gegenstände betreffend. Einer seiner wichtigsten Pläne für die Wissenschaft und Cultur des ganzen Menschengeschlechts war die Erfindung einer allgemeinen Charakteristik und philosophischen Universalsprache (Pasigraphie), an welcher er sein ganzes Leben hindurch gearbeitet hat. Es würde nicht allein die glänzendste, sondern auch die wohlthätigste Unternehmung der Menschheit sein, wenn jene Idee zur Ausführung käme, wozu aber auch das Genie eines Leibnitz nicht hinreichend zu sein scheint. Ihr großer Urheber hat nur eine Anzahl interessanter Bruchstücke für diese Untersuchung hinterlassen, welche der gelehrten Welt im Drucke mitgetheilt worden. Endlich hegte dieser weltumfassende Geist den Plan einer Religionsvereinigung, welcher aber damals noch weniger als jetzt zu realisiren war, und endigte sein für große Ideen rastlos thätiges Leben dem 14. Nov. 1716, im 70. Jahre seines Alters. Leibnitz war ein Mann von großem, festen, aber hagerm Körperbau, führte eine sehr einfache Lebensart, aß stark, und trank wenig. Er studirte meistens des Nachts und stand sehr früh auf; oft schlief er blos in seinem Stuhle (welcher noch auf der Bibliothek zu Hannover vorhanden ist), ohne sich niederzulegen. Er las Alles ohne Unterschied und excerpirte sich das Merkwürdigste auf lauter kleine Zettelchen, welche er dann in seinen Excerptenschrank legte, ohne sie wieder anzusehen, denn sein vortreffliches Gedächtniß bedurfte dessen nicht. Gleich stark war sein Verstand und seine Erfindungskraft. Er war sehr bescheiden, weder ruhmredig noch mißgünstig; nur beschuldigt man ihn des Jähzorns, des Geldgeizes, und einiger Eitelkeit. Sein Hauswesen versäumte er gänzlich. Er war nie verhei-

rathet, denn er hatte den Grundsatz, man müsse sich erst 40 Jahre besinnen, bevor man diesen Schritt thue! Im 40. Jahre aber, da sich Leibnitz besonnen hatte, wies die Frau, welche er heirathen wollte, seinen Antrag zurück, weil sie sich besann. Sein Geist war immer stark und heiter. Wie er sich mit jeder Wissenschaft beschäftigte, so stand er auch mit allerlei Leuten, vom Handwerker an bis zum Monarchen, in Verbindung. Die meiste Zeit wendete er auf Briefschreiben. Seine Schriften sind anfangs zerstreut erschienen, dann aber gesammelt und von L. Dutens in 6 Quartbänden herausgegeben worden. Ein sehr großer Theil liegt noch ungedruckt in der königl. Bibliothek zu Hannover; seine Rechenmaschine, die er aber auch nicht vollendet hat, befindet sich zu Göttingen. Die dankbare Nachwelt hat dem verehrten Weisen in den schönen Umgebungen Hannovers ein Denkmahl errichtet, welches blos aus einem am Ende der großen Allee errichteten Tempel besteht, der Leibnitz's Büste beschirmt; und nur die Worte: Ossa Leibnitii... bezeichnen den Stein, unter welchem die Hülle des Mannes ruht, den noch in späten Zeiten die deutsche Nation ihren Stolz nennen wird.

Leibrenten (Rentes viagères, Vitalitium, Annuities upon lives) sind lebenslängliche Einkünfte eines Capitals, das der Geldreiche dem Staate im Nothstande unter der Bedingung darleihet, daß derselbe ihm für seine Person davon höhere (nach dem Verhältnisse des Alters steigende) Zinsen, als im Staate sonst gewöhnlich und gesetzlich sind, bezahlt, und dafür nach seinem Ableben das Capital erbt. Die Absicht von Seiten des Geldreichen ist, sich ein größeres jährliches Einkommen ohne Arbeitsleistung zu verschaffen, als außerdem, vielleicht selbst mit angestrengtem Fleiße, der Fall sein würde. Bei Errichtung des **Leibrentenvertrages**, und bei Bestimmung, wie viel Jemand von seinem Capitale Interessen bekommen soll, muß bei dem Darleiher Rücksicht genommen werden auf Alter, so wie auf Leibes- und Gesundheitszustand, weil der Jüngere und Gesunde geringere Zinsen erhält, als der Alte, Gebrechliche und Kränkliche, indem der Tod des letztern früher zu erwarten ist, als der des erstern. Ueberhaupt ist bei Festsetzung der Interessen von dem dargeliehenen Capitale der Grundsatz: daß von **dreißig** Menschen jährlich nur **einer** stirbt, nicht aus dem Auge zu lassen, indem der Borger blos durch ein richtiges Verhältnis der Sterbenden zu den Lebenden am Capitale gewinnen kann. Denn die Leibrente oder lebenslängliche Quantität auf bestimmte einzelne Personen wird nur so lange bezahlt, als jede einzelne Person lebt, dann hört die Zinsenzahlung auf und das Capital fällt dem Borger anheim, soweit er es nicht schon durch die höhern Zinsen zurückgezahlt hat. Als der Staatscredit immer mehr sank und die Geldreichen auf dergleichen Leibrenten nicht mehr darleihen wollten, erfand der Italiener **Lorenzo Tonti** eine andere Art von Leibrenten, nach ihm **Tontinen** genant, und führte sie unter Ludwig XIV. zuerst 1653 in Frankreich ein. Bei dieser Art Leibrenten wird das Capital von einer ganzen Gesellschaft, in der Regel gegen landübliche Zinsen, dargeliehen, welche unter die Mitglieder der Gesellschaft bei gleichem Alter gleich, und bei ungleichem Alter nach Verhältniß ihres Alters, also ungleich bezahlt werden. Diese Auszahlung der Zinsen wird so lange fortgesetzt, als Einer von der Gesellschaft lebt, indem die Zinsen des Verstorbenen immer auf die lebenden Mitglieder der Gesellschaft forterben, bis endlich der einzig übrigbleibende von den Mitgliedern der Gesellschaft die ganzen Zinsen

des Capitals bis an seinen Tod genießt. Mit diesem erst erspart der Borger die Zinsen und gewinnt das Capital selbst. Bei Errichtung eines Tontinenvertrags macht man in Ansehung der Mitglieder einer darleihenden Gesellschaft wegen der Zinsbezahlung gewöhnlich neun Classen, nämlich: 1) von 1 bis 5 Jahren bewilligt man 3 pro Cent Zinsen; 2) von 5 bis 10 Jahren 3 1/2 p. Ct.; 3) von 10 bis 15 Jahren 4 p. Ct.; 4) von 15 bis 20 Jahren 4 1/2 p. C.; 5) von 20 bis 25 Jahren 5 p. C.; 6) von 25 bis 30 Jahren 5 1/2 p. C.; 7) von 30 bis 40 Jahren 6 p. C.; 8) von 40 bis 50 Jahren 6 1/2 p. C. und endlich 9) von 50 bis 60, 80, 90 Jahren 7 p. Ct. Zinsen. Auf diese Art bestreitet man das ganze dargeliehene Capital nur mit 5 pro Cent; und es finden sich weit mehrere Darleiher, als wenn man gewöhnliche Leibrenten macht, oder einem Jeden 5 pro Cent geben wollte. Ueberhaupt aber hat man nach und nach vier Arten von Leibrenten erfunden; a) die ordentlichen Leibrenten, b) die einfachen Tontinen, c) die aus Leibrenten und Tontinen zusammengesetzten Tontinen und endlich d) eine ganz besondere Art von Leibrenten, wo der Rentirer gewisse Jahre warten muß, bis er jährlich so viel an Leibrenten empfängt, als der ganze Einsatz oder Einfall beträgt. Allein es gibt kaum ein Unheil im Staate, kaum eine Zerrüttung der Familien, und Wirkungen, ähnlich denen des Sündenfalls, die man nicht aus den Leibrentenanstalten herzuleiten gewußt hätte. Man klagt sie an, daß sie der Bevölkerung schaden, von der alles Wohl und Wehe des Staats abhänge. Man sagt, sie verleiten viel Tausende, dem Staate ihre Nachkommenschaft für 7, 8, 10 p. Ct. zu verkaufen; sie stören das Glück einzelner Familien und entziehen ihnen das Vermögen, indem reiche Oheime und Vettern ihr ganzes Vermögen auf Leibrenten hingeben, um statt 500 künftig 1500 jährlich an Zinsen einzunehmen zu haben ꝛc. Alle diese Beschuldigungen aber gelten eigentlich nur den in Paris entstandenen Mißbräuchen der Leibrenten; vielmehr geben die Leibrenten ein Mittel an die Hand, durch welches einzelne Personen und Familien sich vor der relativen Armuth sichern, manche aber auch sich in eine solche Lage setzen können, daß sie ihren gewohnten Aufwand zu vergrößern und statt eines hinreichenden Auskommens sich Ueberfluß für ihre ganze Lebenszeit zu verschaffen im Stande sind. Für den Staat selbst hat die Leibrentenanstalt überhaupt noch den großen Nutzen, daß sie den Geldumlauf befördert, dringenden Bedürfnissen schleunigst abhilft, zum Theil die Bezahlung der Zinsen und allemal die Zurückzahlung des ganzen Capitals erspart. X.

Leichenerôffnung s. Section.

Leichenhäuser s. Beerdigung.

Leibzoll, eine gegenwärtig in den meisten Staaten abgeschaffte Abgabe, welche fremde Juden bei der Durchreise und dem Aufenthalt an einem Orte zu bezahlen haben.

Leicht (in der Physik) ist ein relativer Begriff, welcher das, im Vergleiche mit einem andern Körper geringere, Gewicht eines Körpers bezeichnet. Absolut leicht würde ein Körper sein, dessen Schwere gleich Null wäre; einen solchen gibt es aber nicht, wenn man nicht etwa den Licht- und Wärmestoff dafür halten will. Ob wir nun gleich in diesem Stoffe noch keine Schwere haben entdecken können; so folgt daraus noch immmer nicht, daß er keine Schwere habe. Zu den leichtesten materialen Körpern gehören die verschiedenen Gas- und Luftarten, Dämpfe, Ausflüsse aus riechenden Substanzen u. s. w.

Leichte Reiter s. Cavallerie.

Leichten, Leichter, s. Lichten.

Leiden s. Leyden. Leidener Flasche, s. Flasche.

Leidenschaft (in der Anthropologie und Seelenlehre) ist vom Affecte verschieden. Kant erklärt die Leidenschaft für eine Neigung, welche durch ihren überwiegenden Einfluß die Vernunft verhindert, sie in Ansehung einer gewissen Wahl mit der Summe aller Neigungen zu vergleichen. Allein durch diese Definition scheint Leidenschaft von Affect nicht hinlänglich unterschieden zu sein. Denn auch bei Affecten, und mehr noch bei diesen, als bei den Leidenschaften, wird die Vernunft verhindert, diese Affecten in Ansehung einer gewissen Wahl mit der Summe aller Neigungen zu vergleichen. Diese Leidenschaften sind starke Begierden, welche nicht, wie die Affecten, die Vernunft gänzlich unterdrücken, sondern derselben noch häufig eine Wahl übrig lassen, ob sie gleich gewöhnlich über dieselbe den Sieg davon tragen. Die Leidenschaften reißen den Menschen nicht so außer sich, wie die Affecten. Im affectvollen Zustande dagegen ist keine Ueberlegung, keine Wahl möglich: die Vernunft wird von dem Affecte mit fortgerissen. Die Leidenschaft scheint, als mit dem Menschen geboren und erzogen, in den Charakter desselben gleichsam verschmolzen, also eine alte, der Herrschaft des Verstandes längst unterworfene, Angewöhnung zu sein. Der Affect hingegen ist eine momentane Aufwallung, die ungezügelt ihrem Zweck entgegenstrebt, und über welche der Verstand da, wo sie sich einmal zu äußern pflegt, in den allermeisten Fällen gar keine Herrschaft auszuüben im Stande ist. Die Leidenschaft scheint mehr dem Charakter, der Affect aber dem Temperamente anzugehören. Beziehen wir nun die Leidenschaften auf Moralität, so müssen wir allerdings behaupten, daß dieselben bei weitem nicht so schädlich sind, als die Affecten, welche stets über die Vernunft den Sieg davon tragen. Denn die Erfahrung lehrt, daß ein Mensch, bei welchem z. B. die Jagd zur Leidenschaft geworden ist, unter mehreren gleichzeitigen Vergnügungen dieser den Vorzug geben kann, ohne dadurch im geringsten seinen höhern Pflichten Abbruch zu thun. Hierbei ist also sicher an keine Schädlichkeit dieser Leidenschaft zu denken, die, wenn übrigens Alles gleich ist, sehr erlaubt sein kann. Nur in so fern könnte man sagen, daß die Leidenschaft der Freiheit Abbruch thue, als sie bei der Wahl ihrer Zwecke die Vernunft zu bestechen sucht. Dies thun jedoch mehr oder weniger alle Begierden. Da sich aber die Vernunft zu Gunsten der Neigung nicht bestechen läßt, so ist es nur ein geheimer Betrug, den sich das Subject selbst spielt, indem dasselbe die Gründe der Vernunft, im Fall das durch die Leidenschaft begehrte Object sich nicht mit ihren Grundsätzen vereinigen lassen wollte, in den Schatten stellt, damit sie vor den Scheingründen der Leidenschaft nicht bemerkt werden mögen. Da die Leidenschaften, vermöge ihrer Natur, alle sinnlichen Ursprungs sind, und ein reines Vernunftwesen gar keine Leidenschaften haben könnte; so scheint daraus zu folgen, daß die Eintheilung in sinnliche oder vernünftige Leidenschaften grundlos ist. Man folgert nämlich so: da alle Leidenschaften, ob sie gleich sinnlich sind, unter Aufsicht der Vernunft zu vernünftigen Zwecken geleitet werden können: so erhält eine solche durch Vernunft modificirte Leidenschaft ein vernunftähnliches Ansehn, bleibt aber doch sinnlichen Ursprungs. Man könnte jedoch die Eintheilung der Leidenschaften in sinnliche und verständige allerdings gelten lassen, wenn man sie fol-

gendergestalt erklärte: sinnliche Leidenschaften sind solche, deren Befriedigung in sinnlichen Genüssen besteht; verständige Leidenschaften hingegen heißen solche, welche sich nur mittelbar auf Sinnlichkeit beziehen, und in dem Verstande ihren Ursprung haben. Eine Leidenschaft, welcher der Mensch am öftersten folgt, die also die übrigen an Stärke übertrifft, heißt die Lieblings- oder herrschende Leidenschaft. Eine solche ist entweder nur vergleichungsweise eine solche, weil sie in ihrer Wirksamkeit stärker ist, als andere, und in diesem Verstande kann der Mensch mehr als eine herrschende Leidenschaft haben, aber sie macht den schlechterdings höchsten Zweck des Menschen aus, so daß alle andere ihr subordinirt sind und von ihr regiert werden. Dann ist diese Leidenschaft die schlechterdings herrschende, oder besser tyrannische Leidenschaft. S. Maas Versuch über die Leidenschaften.

Leihbank, Lehnbank, Leihhaus oder Lombard (Mons pietatis, Mont de piété) ist eine öffentliche Anstalt, bei welcher Jedermann, vorzüglich aber bedürftigen Bürgern, gegen hinlängliches Pfand kleinere und größere Geldsummen auf kurze Zeit für billige Zinsen vorgestreckt werden, um dadurch zu verhüten, daß die Borger nicht dem übertriebenen Wucher Preis gegeben werden. Nach Verlauf der bedungenen Schuldzeit werden die Pfänder öffentlich versteigert. Der Ueberschuß wird nach Abzug der Zinsen und aller Kosten dem Eigenthümer zurückgegeben, oder ein Jahr lang für ihn aufbewahrt; wenn er sich jedoch binnen dieser Zeit nicht meldet, so ist alsdann der Ueberschuß den Armenanstalten anheimgefallen. Die Leihbank gibt Scheine aus, auf welchen der Tag der Verpfändung, die Summe des empfangenen Geldes, der Name des Verpfänders, das Folium des Leihbanksbuchs und das Verzeichniß der Pfänder enthalten ist. Wer sich mit einem solchen Scheine bei der Leihbank meldet, der bekommt die Pfänder zurück, es wäre denn, daß der wahre Eigenthümer den Verlust des Scheins bereits öffentlich bekannt gemacht hätte. Den Anfang der Leihhäuser hat Dorotheus Asciones, d. i. Matthias Zimmermann, der 1639 als Superintendent zu Meißen starb, in die Zeit des Papstes Pius II. oder Paulus II. (1464 bis 1471), am richtigsten gesetzt. Allein der Minorit oder Franciscaner Barnabas Interamnensis legte zu Perugia, im Kirchenstaate, das erste Leihhaus vor dem Jahr 1464, oder im letztern selbst an, ob dasselbe gleich erst 1467 vom Papste Paulus II. seine Bestätigung erhielt. Ein geschickter Jurist zu Perugia, Fortunatus de Copolis, billigte diesen Einfall und war zur Ausführung sehr behülflich. Noch im Jahre 1464 bestätigte auch Paulus II das errichtete Leihhaus zu Orvieto; und Sixtus IV. bestätigte sowohl das von einem Minoriten Franciscus de Viterbo 1469 zu Viterbo angelegte Leihhaus 1472, als auch 1479 das an seinem Geburtsorte Savona, nach dem Muster von Perugia angelegte Leihhaus. So entstanden nach und nach fast in allen Städten Italiens während des 15. und 16. Jahrhunderts Leihhäuser. In Deutschland ward unter Genehmigung des Kaisers Maximilian I. zu Nürnberg 1493 das erste Leihhaus unter dem Namen Wechselbank angelegt. In den Niederlanden, wo die aus Italien und vorzüglich aus der Lombardei, während des Krieges der Guelfen und Gibellinen, ausgewanderten reichen Kaufleute ihre Capitale auf Pfand und Zinsen ausliehen, in England und Frankreich nannte man von ihnen die Leihhäuser zuerst Lombarde. Gegenwärtig ist diese

heilsame Anstalt fast in allen großen und volkreichen Städten von Europa aufgenommen worden. X.

Leihcontract s. Darlehn.

Lein (Flachs, engl. Lin) ist der allgemeine Geschlechtsname für wenigstens 24 verschiedene Pflanzen, die sich durch den fünfblättrigen Kelch, durch die fünfblättrige Blumenkrone und durch die fünfchaligen Samenkapseln, welche in jedem ihrer zehn Fächer einen einzelnen Samen enthalten, auszeichnen. Eine dieser 24 Gattungen ist der gemeine Lein (Flachs, Linum usitatissimum), dessen eigentliches Vaterland man jetzt nicht mehr zu nennen weiß. Die Kultur des Flachses ist heut zu Tage über ganz Europa verbreitet, doch mehr im nördlichen, als im südlichen. Der beste Flachs wird aus liefländischem oder rigaer Samen gewonnen, der daher ein wichtiger Handelsartikel ist. Diesem an Güte folgt der aus Seeland kommende oder s. g. zeewsche Lein. Wenn die Stengel anfangen eine gelbliche Farben zu bekommen, und die Knoten sich bräunlich färben, erndtet man den Flachs, d. h. man rauft die Stengel mit der Wurzel aus, bindet sie in Bündel, stellt diese zum Abtroknen auf, bringt sie nach Hause und streift die Knoten oder Samenkapseln davon ab. Dann werden die Stengel von neuem in Bündel gebunden und in fließendes Wasser gelegt (in die Röste gebracht), in welchem sie sechs bis acht Tage liegen müssen. Hier scheidet das Wasser die Flachsfasern, oder den äußern Bast, von dem holzartigen Stengel, mit welchem sie vermittelst einer klebrigen, gummiartigen Masse verbunden sind. Dieser bindende Stoff wird durch das Wasser aufgelöset. Je mehr die Röstung von der Sonne beschienen wird, desto besser geht sie von Statten. Die Röstung im Thau scheint Vorzüge vor der im Wasser zu haben. Nach der Röste wird der Flachs gedörrt, damit die Stengel sich leicht zerbrechen und die Holzblättchen und übrigen Theile sich leicht von den Fasern absondern lassen. Das Zerbrechen der Stengel, wobei jedoch die Fasern nicht zerrissen werden, heißt das Braken, und geschieht auf einem einfachen hölzernen Instrumente, welches Brake oder Breche heißt. Dann folgen die übrigen Zubereitungsmittel, unter denen dasjenige, vermöge dessen der Flachs bis zur Feinheit der Seide verarbeitet wird, vielleicht nicht allgemein bekannt sein dürfte. Diese Verfeinerung des Flachses besteht darin, daß man die in demselben noch vorhandenen Holztheilchen durch einen Aufguß von siedender Aschenlauge, in welche Leinsamen, venetianische Seife, Glasgalle, gelbes Holz, Weißwurz und Kochsalz geworfen werden, von dem eigentlichen Flachse zu sondern sucht. Alsdann wird der Flachs gehechelt, und zu Leinengarn gesponnen, aus welchem Leinwand und was man aus Leinengarn sonst verfertigt, gewebt wird. Von der Feinheit des Flachses hängt eben so sehr, als von der Geschicklichkeit und Uebung der Spinnereien die Feinheit der gewonnenen Garne ab. Im Ravensbergischen, das Friedrich II. sein gutes Spinnerländchen zu nennen pflegte, werden in Deutschland aus dem Flachse die feinsten Garne gesponen, von da ins Bergische verführt (nach Barmen, Elberfeld u. s. w.), wo sie gebleicht und zubereitet, und nun weiter als Zwirne in den Handel oder gleich dort auf den Weberstuhl gebracht werden. Auch die feinsten brabanter Spitzen werden aus diesem Garne geklöppelt. Da man aus einem einzigen Pfunde Flachs 7000 Gulden gewinnen kann, so ergibt sich daraus, daß diese Art Spitzen bei weitem den Werth des Goldes übertreffen. Die Mechanik hat sich bis jetzt vergeblich be-

müht, den Flachs durch technische Mittel zu spinnen oder in Garn zu verwandeln. Napoleons Preis von einer Million Franken für die Lösung dieser Aufgabe ist ungewonnen geblieben. Doch hat 1817 die von Girard zu Hirtenberg bei Baden in Oesterreich erfundene Flachsspinnmaschine viel Aufmerksamkeit erregt. Daß aus Leinen auch Papier verfertigt werde, bedarf hier keiner weitern Erwähnung.

Leipzig, eine der berühmtesten Städte Deutschlands, durch Wissenschaft und Handel noch jetzt blühend, liegt in einer fruchtbaren Ebene des von ihr benannten Leipziger Kreises, Königreich Sachsen, unter dem 30 Gr. Länge, 51 Gr. Breite, an dem kleinen Fluße Pleiße, der hier sich mit der Elster vereinigt. Die innere Stadt hat kaum den Umfang einer Viertelmeile, und ist nach den 4 Hauptthoren (dem Grimmaischen, Hallischen, Ranstädter und Petersthore) in vier Viertel getheilt. Die Stadt ist sehr freundlich und durch Verwandlung der ehemaligen Wälle in grünende Anlagen (ein Verdienst des unvergeßlichen Bürgermeisters und geheimen Kriegsraths Müller, s. d. Art), mit bequemen und erfreulichen Spaziergängen geschmückt. Die Vorstädte, welche von der Stadt noch durch alte, enge Thore getrennt sind, haben sich seit einigen Jahren nach Süden zu erweitert; mit diesen mag die Stadt ohngefähr den Umfang einer halben deutschen Meile haben. In diesem kleinen Raume befinden sich ohngefähr 1400 Häuser, und in ihnen eine Volksmenge von 36 000 Menschen zusammengedrängt, wobei man bemerkt hat, daß Leipzig im Verhältnisse gegen andere große Städte in Europa die größte Mortalität hat. Diese Volksmenge, welche durch den Zusammenfluß der Fremden in den beiden Hauptmessen ungeheuer vermehrt wird, macht den Aufenthalt an sich etwas ungesund, auch würde eine Erweiterung der Stadt wenig helfen, so lange Stadt und Vorstadt noch durch Thore und Mauern getrennt sind; indessen haben jene Anlagen um die Stadt und viele andre verdienstliche Einrichtungen zur Verbesserung des Gesundheitszustandes in Leipzig viel beigetragen. Leipzig hat zwar wenig große Gebäude, welche in architektonischer Hinsicht Aufmerksamkeit verdienten (die vorzüglichsten sind das Gewandhaus, worin der schöne Concert- und Ballsaal, beide mit Plafonds von Oeser geziert; die unter Müllers Leitung restaurirte Nicolaikirche, und auch diese nur in Hinsicht ihres Innren; und das unter Weinbrenners Direction im Sommer 1817 neu gebaute Schauspielhaus; die Börse und das noch nicht vollkommen ausgebaute Bürgerschulgebäude); auch außer dem schönen Markte wenig freie Plätze: aber Wohlstand, Bequemlichkeit und Sinn für das Zierliche zeigt sich auf allen Straßen, in Privatgebäuden und Anpflanzungen der Bewohner. Auch gibt es mehrere durch historische Erinnerungen und Alterthümlichkeit merkwürdige Stellen und Gebäude (z. B. das Rathhaus und die Universitätskirche). Leipzig ist ferner reich an gemeinnützigen Anstalten, so wie es sich überhaupt den Ruf der Wohlthätigkeit und Industrie weit und breit erworben hat. Zu diesen Anstalten gehört vor allen die von Friedrich dem Streitbaren im J. 1409 auf Veranlassung der Unruhen auf der Universität zu Prag gestiftete Universität. Sie ist reich an Benefizien für arme Studirende und hat seit ihrer Gründung bis in die neuere Zeit einen vortheilhaften Ruf unter den deutschen Universitäten behauptet; vorzüglich wird von ihr ein gründliches Studium in der Philologie, Geschichte und Jurisprudenz gerühmt. Die Zahl der Studirenden hat im Durchschnitte immer 900

betragen, im J. 1820 über 1200. Sie besitzt eine schätzbare, durch alte Drucke und Manuscripte, so wie durch die von dem verstorbenen Stadtphysikus Dr. Oehler legirte medicinische, und die kürzlich angekaufte philologische Büchersammlung des Prof. Schäfer, bedeutende Bibliothek; ein kürzlich neu eingerichtetes, vortreffliches anatomisches Theater, mit einer schönen Sammlung anatomischer und pathologischer Präparate, und einen ausgezeichneten botanischen Garten, der unter Aufsicht des Prof. D. Schwägrichen steht. Ferner ist anzuführen die Rathsbibliothek, in einem sehr schönen Lokale des Gewandhauses aufgestellt; die Zeichnungs- Mahlerei- und Architektur-Akademie, deren Director jetzt der Prof. Schnorr ist; zwei gelehrte Schulen (die Thomas- und Nicolaischule); eine treffliche Bürgerschule unter dem Director Gedicke; eine öffentliche Freischule (unter Platos und Dolzs Leitung), — beide Institute sind Müllers Werk — und mehrere andere Armenschulen; das seit 1792 sehr zweckmäßig eingerichtete Lazareth am Jacobsspitol und damit verbundene clinische Institut unter des Hofrath Dr. Clarus, und das Hebammeninstitut unter des Dr. Jörg Aufsicht; eine treffliche Armenanstalt, ein Waisen- und Arbeitshaus für Freiwillige; ein königl. Taubstummeninstitut; und seit 1816 eine Sonntagsschule, von einer hiesigen Freimaurerloge gegründet und erhalten. Zu den übrigen guten Einrichtungen der Stadt gehören die Wasserkünste, gewölbten Schleusen, die durch Reverbere vervollkommnete Stadtbeleuchtung ꝛc. Seine Wohlhabenheit verdankt Leipzig vorzüglich dem Handel und der Industrie, welche durch seine geographische Lage sehr begünstigt ward. Hier findet man in einem engen Raume, besonders in den drei bedeutenden Messen (der Ostermesse — auch Jubilatemesse — Michaelis- und Neujahrmesse) nicht nur die Erzeugnisse der Landesindustrie, sondern die Waaren fast aller Länder und Zonen zusammengedrängt zum Kauf. Auch werden große Wechsel- und Speditionsgeschäfte gemacht. Ein Hauptzweig des leipziger Handels ist der Buchhandel. Hier ist das Magazin der deutschen Literatur, wo sich alle bedeutende deutsche Buchhändler in der Jubilatemesse versammeln, und wo sie fortdauernd durch Commissionäre ihre Niederlagen besorgen lassen; ja Leipzig hat selbst gegen 50 Buchhandlungen und drei Musikhandlungen (worunter die schon von Alters her berühmte Breitkopfische, jetzt Breitkopf-Härtelsche; s. Breitkopf) eine große Anzahl Buchdruckereien und Schriftgießereien (viele auswärtige Buchhändler lassen hier drucken und von hier aus ihren Verlag versenden), unter welchen jetzt die Tauchnitzische und die Härtelsche vorzüglich ausgezeichnet sind. Hier sind eine Menge anderer Fabriken und Manufacturen, z. B. Wachstuch-, Tapeten-, Leder-, Tabak-, Bleizucker- und Spielkartenfabriken, auch werden Sammet, seidne und halbseidene Waaren, Petinet und Stickereien und hier verfertigt. Indessen stehen doch die Manufacturen in Leipzig in keinem Verhältnisse mit der Größe des dasigen Handels. Die Lebensart ist sehr bequem und gesellig; sie würde vielleicht weniger kostbar sein, wenn es große Kornmärkte daselbst gäbe. — Was die Geschichte Leipzigs anlangt, so legten die Sorben dazu den Grund wahrscheinlich im 8. Jahrhundert; doch wird es vor dem Anfange des 11. Jahrhunderts noch nicht in der Geschichte genannt. Wahrscheinlich war es früher nur ein Dorf. Sein Name deutet ebenfalls auf diesen Ursprung; den es hieß ursprünglich Lipz, Lipzk, Lipsigk, und man

deutet dieses Wort auf die in der Gegend dieses Orts schon früher so häufigen Linden; — daher auch der Beiname Lindenstadt Phylirea, Philurea). Wahrscheinlich stand Leipzig im 11. und 12. Jahrhundert unter den Markgrafen zu Meißen; andere haben behauptet, es habe damals dem Stifte zu Merseburg gehört, und sei erst 1134 durch Tausch an den Markgrafen von Meißen Conrad von Wettin gekommen. Im 12. Jahrhunderte ist Leipzig schon befestigt und wird von Graf Wieprecht eingenommen; in diesem Zeitraum erscheint es schon als Stadt. Unter Markgraf Otto dem Reichen (1156 — 1190) erhält es Märkte (Jubilate- und Michaelismarkt). Unter den Markgrafen Albrecht und Diezmann, welche sich gegenseitig befehdeten, wurde sein Aufblühen sehr gehemmt. Im dreizehnten Jahrhundert erhielt es eine stärkere Befestigung und der Handel hob sich, wiewohl die Stadt in mancherlei Fehden verwickelt wurde, worunter die der Brüder Friedrich und Dietrich, (Diezmann) welcher Letztre in der Thomaskirche ermordet wurde, mit ihrem Vater Albrecht die wichtigsten waren. Im 14. Jahrh. wurde hier ein Schöppenstuhl errichtet, die Märkte erweiterten sich. Im 15. Jahrhunderte wanderten die von Prag ausgezognen Lehrer und Studirenden ein; der Durchgangshandel zog sich nach Leipzig; die Märkte wurden fürstlichprivilegirte Messen. 1519 hielt Luther hier seine berühmte Disputation auf der Pleißenburg mit Eck. Die Reformation wurde hier erst spät öffentlich eingeführt (mit Heinrichs des Frommen Regierungsantritt 1539). Unter Moritzs wohlthätigem Schutze wuchs die Universität; die Stadt erhielt die Stapelgerechtigkeit und viele Besitzungen, mußte aber auch eine Belagerung (1547) erdulden. Im siebenzehnten Jahrhunderte entstand die Kramerinnung, ein Büchermarkt, nachher Buchhändlermesse, und ein bedeutender Wollmarkt. Der dreißigjährige Krieg brachte Leipzig in viele Bedrängniß, (1632 wurde es an Tilly, 1638 an Holke übergeben, 1639 aufs neue von den Schweden belagert, und 1642 an Torstenson übergeben). Nach dem westphälischen Frieden blühte es neu empor, und hatte, trotz einer fruchtbaren Epidemie im J. 1680, in den folgenden Jahren auf 18000 Einwohner. Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts erhielt der leipziger Rath von dem König von Polen und Churfürst Friedrich August seine bedeutenden Privilegien. Mit der Laternenbeleuchtung wurde auch das wohlbekannte Thor- oder Sperrgeld eingeführt. Nach den Lasten, welche der nordische Krieg auf Leipzig warf, hob sich Leipzig durch manche vortreffliche Einrichtung, worunter einige gelehrte Gesellschaften, Natur- und Kunstsammlungen gehören. Aber unendlich litt Leipzig durch die beiden schlesischen und vor allen durch den siebenjährigen Krieg, woher sich noch jetzt mehrere Abgaben schreiben. In der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts sieht Leipzig eine Menge ausgezeichneter Männer in seinen Mauern. Hierher gehören Gottsched, Weiße, Gellert, Ernesti, Morus, Hommel, Reiz, Menken, Platner, Hindenburg, Hiller, Oeser ꝛc. Unter Friedrich Augusts Regierung hob sich die Stadt zu ihrer jetzigen Größe. Sie hörte nach dem hubertsburger Frieden auf, Festung zu sein, mußte aber seit 1806 ununterbrochen fremde Heere, und im J. 1813 die große Völkerschlacht vor ihren Mauern sehen. Glücklich und unversehrt ist sie durch alle diese Stürme und Gefahren der Zeit hindurchgegangen.

Leipzig (Schlachten bei). Um das anmuthige, heitere Leipzig breitet sich nach Mitternacht, Morgen und Mittag mit sanften An-

hängen eine weite Ebene aus, übersäet mit fröhlichen Dörfern, und von der Luppe, Parthe, Elster und Pleisse in vielen Windungen durchflossen. Auf dieser Ebene ist zweimal Deutschlands Schicksal für lange Jahre hin, nämlich durch Gustav Adolphs herrlichen Sieg über Tilly am 7. Sept. 1631, und durch den noch herrlichern Sieg der erhabenen Helden unserer Zeit über Napoleon Bonaparte und seine Heere, am 16., 18. und 19. October 1813, entschieden worden. Wir wollen beide große Ereignisse unter einem Gesichtspuncte und in ein Bild zusammenfassen! Die dankbare Erinnerung unserer Nachkommen wird stets an jene großen Tage und auf diese ewig denkwürdigen Puncte des wieder befreieten deutschen Bodens geheftet bleiben! ——— Als Tilly mit seinem Heere nach Sachsen plündernd vordrang, bat Johann Georg I., Churfürst von Sachsen, der dem Restitutionsedicte sich nicht unterwerfen wollte, und die Gewalt des grausamen Uebermuthes fürchtete, den König von Schweden um Schutz und Hülfe. Am 1. September 1631 war zu Werben der förmliche Abschluß des Bündnisses zwischen Gustav Adolph und Johann Georg erfolgt. Nach geschlossenem Bündnisse ging Gustav Adolph mit seinem Heere am 3. September bei Wittenberg über die Elbe und vereinigte sich bei Düben mit den von Torgau dort angelangten sächsischen Scharen. Johann Georg, durch die Verwüstung seines Landes von Tillys Banden tief erschüttert und empört, drang auf Entscheidung durch die Schlacht: der fromme, tapfere Gustav gab nach, und rückte mit dem vereinigten Heere über Delitzsch am 6. Sept. bis 2 Meilen von Leipzig dem furchtbaren Tilly entgegen. Diesem hatte Tags vorher sich Leipzig nebst der Pleissenburg ergeben, und das kaiserlich-ligistische Heer stand nun unweit der Stadt zwischen Eutritsch und Möckern im Lager, dergestalt daß die Pleisse und Elster im Rücken desselben flossen, drei halbe Monde aber zur Befestigung der herrschenden Anhöhen aufgeführt waren. Als Tilly erfuhr, das vereinigte schwedisch-sächsische Heer, unter des Königs eigener Führung, sei gegen ihn im Anzuge, berief er den Kriegsrath, sich zu versammeln in einem noch nicht niedergebrannten Hause der hallischen Vorstadt. Die Wände des Zimmers, worin der Rath gehalten wurde, sah man bemahlt mit Todtenbahren, Gebeinen, Schädeln und andern Sinnbildern des Todes. Es war des Todtengräbers Wohnung. Alle, selbst den eisernen Pappenheim nicht ausgenommen, wurden, als sie dies erfuhren, von unwillkührlichem Schauer ergriffen; denn es galt ihnen nach der Denkweise jener Zeiten für ein unglückliches Vorzeichen. Doch drang der kühne Pappenheim mit seiner Meinung: man müsse eine Schlacht wagen, durch, und Tilly bestimmte die Gegend zwischen Breitenfeld und Seehausen, anderthalb Meilen nordwärts von Leipzig zum Kampfplatze, wohin Pappenheim sofort mit 4000 Pferden gesandt wurde, die vortheilhaftesten Puncte vor dem heranziehenden Feinde zu besetzen. Zwischen den Pappenheimschen Reitern und drei schwedischen Dragoner-Regimentern, die über den Lober Bach gesetzt, um sich der vorliegenden Anhöhen beim Dorfe Podelwitz zu bemächtigen, kam es sogleich zum scharfen Gefecht. Zuerst wurden durch Pappenheims überlegene Reiter-Scharen die Schweden über den Bach zurückgetrieben; als aber drei schottische Regimenter die Schweden unterstützten, waren die Kaiserlichen zum Rückzuge genöthigt. Die Nacht vom 6. auf den 7. Sept. brachte das schwedische Heer unter freiem Himmel bei den Waffen gelagert zu. Der König schlummerte in seiner Kutsche; Horn, Banner und Teuffel saßen neben

ihm, und er erzählte den Getreuen beim Erwachen einen bedeutungsvollen Traum, der Sieg verheiße. — Mit Tagesanbruch ließ Tilly sein Heer rechts abziehen nach Breitenfeld hin; in zwei große Heersäulen war es getheilt. Der linken gingen fünf Regimenter Croaten und sechs Fahnen Küraſſiere, jede 750 Pferde ſtark, vorauf. An dieſe ſchloſſen ſich 8000 Mann Fußvolk, in vier große Schlachthaufen unter dem Freiherrn von Schaumburg gebildet, und mit zwanzig Feldſtücken verſehen. Dann kam, fürs zweite Treffen beſtimmt, der Graf von Fürſtenberg mit 10,000 Mann Fußvolk, gleichfalls getheilt in vier große Schlachthaufen. Dieſem folgte die Hinterhuth von acht Regimentern in drei Haufen, zuſammen 9000 Mann ſtark. Drei Reiter-Regimenter ſchloſſen den Zug. Das Fußvolk überhaupt bildete vollkommene Vierecke, nach alt-niederländiſcher Kampfweiſe. Ihrer waren hier 13, und die Stärke des ganzen Heeres betrug an 40,000 Mann, worunter ſich 13,000 Reiter befanden. Als Tilly auf dem auserſehenen Schlachtfelde ankam, ſtellte er ſich am Fuße der Höhe, die ſüdweſtlich vom Dorfe Podelwitz unmerklich aufſteigt. Das Dorf Seehauſen lag hinter ſeinem rechten Flügel, der linke endigte unweit Breitenfeld. Auf den Flügeln war die Reiterei, im Mittelpuncte das Fußvolk, und hinter der Schlachtordnung auf den beherrſchenden Höhen ſtanden in zwei Batterien 40 ſchwere Feuerſchlünde, an welche ſich rechts die Nachhuth lehnte. Die ganze umliegende Landſchaft war freie Ebene, aus welcher einzelne Dörfer hervorragten. — Guſtav Adolphs Heer ſetzte mit Anbruch des Tages über den Lober Bach, deſſen Vertheidigung Pappenheim, nachdem er Podelwitz in Brand geſteckt, aufgeben mußte. Tilly hinderte nicht, wie er doch leicht gekonnt, den Uebergang, um die Vortheile ſeiner Stellung zu behalten, und gegen 10 Uhr Mittags brach alſo der König mit 35,000 Mann, worunter 15,000 Sachſen waren, gegen ihn los. Auch die Reiterei der Verbündeten blieb auf den Flügeln; doch hatten die Schweden rechts, die Sachſen links ſich alſo zwiſchen Podelwitz und Grifelwitz geſtellt, daß beide gleichſam zwei verſchiedene Schlachtordnungen bildeten, welche durch die von Düben nach Leipzig führende Landſtraße getrennt waren. Der ſchwediſche rechte Flügel beſtand im erſten Treffen aus fünf ſtarken Reiter-Geſchwadern, unter welche vier Haufen Fußvolk gemiſcht waren, deren Hinterhuth und Rückhalt das Regiment des Rheingrafen bildete. Im zweiten Treffen hielten ſieben Reiter-Geſchwader mit drei Abtheilungen Fußvolk. Hier befehligte der König ſelbſt, unter ihm Banner, Wunſch, Todt und Steenbock. Auf dem linken Flügel bildeten drei Reiter-Geſchwader mit Fußvolk untermiſcht das erſte, zwei Schwadern aber das zweite Treffen. Dort befehligte Guſtav Horn. Im Mittelpuncte ſtand das Fußvolk in zwei Treffen; das erſte beſtand aus vier Schlachthaufen, jeder etwa 1200 Mann ſtark, geführt von Axel Oxenſtiern, Erich Hand, Teuffel und Winkel. Vor jedem Haufen waren fünf leichte Feldſtücke aufgefahren. Im zweiten Treffen befanden ſich unter Vitzthum und Hegbrun drei Schlachthaufen, und des Königs Leibwache zu Pferde unter Uslar. Drei Haufen Schotten unter Hamilton und Ramſey, mit zehn Fähnlein Dragonern, bildeten die Nachhuth und ſchloſſen das Ganze. An dem ſchwediſchen linken Flügel ſtanden die Sachſen unter Arnheim. Rechts waren 1000 Küraſſiere unter Steinau und Bindauf mit drei Schwadern ſtändiſcher Reiter; im Mittelpuncte vier Fahnen Fußvolk und auf den linken ſächſiſchen Flügel das Reiter-Regiment des Herzogs von Sachſen-Altenburg, die churfürſtliche Leibwache zu Pferde,

und einige Geschwader ständischer Reiterei gestellt. Des Heeres Losungswort war: Gott mit uns! Gegenüber im kaiserlichen Heere erscholl das Feldgeschrei: Jesus Maria! — Es war 11 Uhr Mittags, am Tage Reginae den 7. September, als zum Zeichen der Schlacht drei Kanonenschüsse vom kaiserlichen Heere herüber donnerten, welchen Gruß die Schweden aus zwei halben Karthaunen muthig beantworteten. Nun begann das heftigste Geschützfeuer und brullte fort bis 2 Uhr; da zog sich Gustav links vorwärts, um den furchtbaren Wirkungen der großen kaiserlichen Batterie zu entgehen, wobei noch obenein ein beschwerlicher Südwestwind den Schweden des Geschützes Dampf und den Staub der frisch gepflügten Felder ins glühende Angesicht trieb. Doch kaum war das schwedische Fußvolk des rechten Flügels durch das Dorf Podelwitz gegangen, als Pappenheim mit seinen schwer geharnischten Reitern einen wüthenden Angriff auf das zweite Treffen unternahm. Geworfen wurden die leichten schwedischen Reiter, und das schutzlos zurückgebliebene Fußvolk fiel unter dem Schwerte der kaiserlichen Kürassiere. Da flog Banner mit dem rheingräflichen Regimente und 900 Musketieren herbei; der wüthende Pappenheim ward geworfen, und nach fruchtlosen wiederholten Anstrengungen sah er sich selbst, aus mehrern Wunden blutend, zur Flucht gezwungen. Zugleich war das kaiserliche Infanterie-Regiment Holstein aus der Schlachtlinie gewichen, um Pappenheims Reiter zu unterstützen, aber Banner nahm es mit drei Geschwadern Finnländer in die Mitte, das Regiment ward völlig niedergehauen und der Herzog von Holstein, tödtlich verwundet, gefangen. Unterdessen hatte Tilly seine Absicht hauptsächlich auf die ungeübten sächsischen Scharen gerichtet. Fürstenberg mußte sich daher vom rechten kaiserlichen Flügel mit der ganzen, von sechs Geschwadern geharnischter Reiter unterstützten, croatischen Reiterei auf das erste Treffen der Sachsen stürzen. Beim ersten Anfalle schon flohen die ständischen Reiter, das Regiment Altenburg folgte ihnen und riß die churfürstliche Leibwache mit sich fort. Nur das sächsische Fußvolk unter Vindauf und Arnim leistete noch tapfern Widerstand. Als aber Tilly mit dem größten Theile seines Fußvolks von den Höhen herabkam und die kaiserliche Reiterei zugleich auf die sächsischen Haufen einbrach, da gaben sie sich in wilde Flucht auf der Straße nach Eilenburg. Die Croaten jagten den Fliehenden nach, oder plünderten das Gepäck der Sachsen; im ganzen kaiserlichen Heere war man des glänzendsten Sieges schon gewiß. — Gustav Horn, der die noch fechtenden sächsischen Regimenter aufgenommen hatte, kam jetzt in die gefährlichste Lage; denn Fürstenberg und Kronenberg mit den italienischen und den besten deutschen Reitern drohten, auf ihn zu stürzen. Doch in dem entscheidenden Augenblicke kamen auch, vom Könige gesandt, Hepburn und Hall mit den schottischen Regimentern herbei. Isolanis Croaten fielen sie an, aber plötzlich öffneten sich die Reihen der Schotten und ein mörderisches Cartätschen- und Musketenfeuer trieb die wilden Banden zurück. Gustav sandte nun den General Teuffel zur Unterstützung der bedrängten Schotten. Teuffel stürzte, von einer Musketenkugel getroffen, todt zu Boden. Da sprengte der König zu Kollenbachs Haufen und rief eifrig: „Kollenbach brich ein! In Gottes Namen brich ein!“ Kollenbach drang vor; auch er ward im ersten Feuer niedergestreckt. — Nun raſete hier der Kampf fort, während er heftiger noch zwischen Horn und Tilly selbst entbrannt war. Aber Horn hielt aus, und die schottischen Regimenter machten, zum Erstaunen Tillys, statt des dar-

mals gewöhnlichen Gliederfeuers; ein regelmäßiges Rottenfeuer. So ward Tilly aufgehalten, während Banner die fliehenden Pappenheimer auf der Straße nach Halle mit vier starken Geschwadern verfolgte. Doch hatte der größte Theil des schwedischen Fußvolks im Mittelpuncte der Schlachtordnung, wie auch die ihm gegenüber stehenden Wallonen, der Kern des kaiserl. Heers, am Gefechte weiter keinen Antheil genommen, als daß sie sich gegenseitig aus dem schweren Geschütz beschossen. Sobald indessen der König von Pappenheims gänzlichem Rückzuge sichere Nachricht erhielt, eilte er mit der Reiterei des rechten Flügels, denen Todt mit zwei starken Haufen Fußvolk folgte, die vorliegende Anhöhe hinauf, griff die große kaiserl. Batterie an, eroberte die Feuerschlünde, und ließ solche sogar auf die noch mit Horn im Gefechte begriffenen Massen richten. Dies entschied den Sieg, und obwohl Tillys Gegenwart die weichenden Haufen zu neuen Anstrengungen befeuerte, geriethen sie doch endlich in Unordnung und begannen den Rückzug nach Leipzig. Nur fünf Regimenter Wallonen schlossen sich, ohne von einem höhern Befehlshaber geführt zu werden, eng zusammen, und stellten sich am Rande eines hinter ihnen liegenden Busches, wo sie alle Angriffe der Schweden mit dem Muthe der Verzweiflung abschlugen. Reihenweise schmetterte das schwedische Geschütz sie nieder, aber keiner verlangte Quartier. Der verwundete Tilly vergoß Thränen in der Mitte dieser Tapfern, deren Leiber für ihn ein undurchdringliches Bollwerk wurden. Endlich, da alle Hoffnungen des glücklichen Erfolgs verschwunden und die Wallonen bis auf 600 Mann niedergeschmettert waren, führte Graf Kronenberg in ihrer Mitte den schwer verwundeten Feldherrn nach Halle. Die entscheidende Schlacht war um 6 Uhr Abends gewonnen, und als Gustav Adolph nun die geschlagenen Feinde nach allen Seiten hin fliehen sah, warf er sich demüthig nieder unter einem belaubten Baum, laut ausrufend, die Blicke zum Himmel gewendet: ich danke dir Gott für deinen Sieg! — In allen Dörfern erscholl das Sturmgeläute. Viele hundert Kaiserliche wurden noch von den ergrimmten sächsischen Bauern erschlagen. Auch Pappenheim, der seine zersprengten Geschwader gesammelt hatte und wieder umgekehrt war, des Heeres Ehre zu retten, fand am Abend alles verloren, mußte umwenden und rief voll Verzweiflung aus: O warum mußte ich den unglücklichen Tag erleben! Es waren gefallen in der Schlacht von den Kaiserlichen 8000 Mann; 3000 geriethen in die schwedische Gefangenschaft; 27 Feuerschlünde, 100 Fahnen und Standarten wurden nebst dem ganzen Tillyschen Lager erobert. Die Schweden zählten gegen 2000, die Sachsen 3000 Todte. Von kaiserlichen hohen Officieren waren todt: die Obersten Erwitte und de Gratta, der Freiherr von Schönburg und der Herzog Adolph von Holstein. Von den Schweden blieben Teuffel, Kollenbach, Aderkat und Damitz auf dem Wahlplatze. Die Sachsen betrauerten den tapfern Vindauf, den Dieskau und zwei Starschedel. Im kaiserlichen Heere waren die drei obersten Führer, Tilly, Pappenheim und Fürstenberg, verwundet. Tilly hatte den Ruhm der Unüberwindlichkeit, der Kaiser den besten Theil seiner Kriegsmacht und den Gewinn eines zwölfjährigen glücklichen Krieges erloren. Die magdeburgische Hochzeit war gerächt, des Protestantismus Fortdauer und Deutschlands Freiheit gesichert. Der Kriegsruhm des Besiegten ging auf den menschlichern, frommen Sieger über. Dies war die Schlacht bei Breitenfeld unweit Leipzig vom 7. September 1631. —

Noch herrlicher und folgereicher wird dereinst, wenn auch der Jubel der Zeitgenossen verhallt ist, in den Jahrbüchern der Geschichte glänzen die große Völker- und Befreiungsschlacht bei Leipzig vom 16. 18. und 19. October des verhängnißvollen Jahres 1813. — Bonaparte war endlich mit seinem Heere von Dresden, wo er den Marschall Gouvion St. Cyr mit 30,000 Mann zurückließ, aufgebrochen, hatte vergeblich den Kronprinzen von Schweden und General Blücher zur Schlacht zu bringen gesucht, und über Wittenberg und Dessau Demonstrationen gegen Berlin machen lassen, war aber, als die österreichische Hauptarmee immer näher an Leipzig rückte, am 14. dahin geeilt — die königlich sächsische Familie folgte ihm dahin — und bereitete sich hier zur Schlacht, in der Hoffnung das österreichische Hauptheer eher zu schlagen, als die schlesische und Nordarmee auf dem Kampfplatze eintreffen könnten. — Ein großes Reutergefecht, das am 14. Octbr. bei Liebertwolkwitz statt fand, schien die Einleitung dieser Schlacht zu sein. Es hatte aber keine weitern Folgen und die Armeen zogen sich immer näher nach Leipzig hin zusammen, denn auch Bonaparte rief seine nach Dessau und Wittenberg vorgeschobenen Corps zurück. Die Stellung der beiderseitigen Heere war demnach am 16. früh folgende: Das österreichische Hauptheer (2 österreichische, das 2. preußische und das russische Corps von Wittgenstein) bei Gröbern, Gossa und Störmthal, dessen Reserve unter Constantin bei Magdeborn, die österreichische Reserve bei Zöbigker und Pröbel; zwei österreichische Corps bei Klein-Zschocher und Zwenkau (Weißenfels mit einer Division besetzt hattend), zusammen 136,000 Mann; die schlesische Armee (Corps von York, Sacken, Langeron) bei Schkeuditz, 56,500 Mann; die Nordarmee (Bülow, Stedingk, Winzingerode) von Halle nach Landsberg rückend, 68,000 Mann, die sogenannte polnische Armee (Russen und eine österreichische Division unter Benningsen), 41,500 Mann von Dresden aus in Anmarsch. Von der französischen Armee waren die Garden (24,000 Mann) und die von Augereau hergeführte Reserve (10,000 Mann) nahe bei Leipzig; das 8. Corps (Poniatowsky, 10,000 Mann) bei Connewitz, das 2. (Victor, 15,000 Mann) bei Wachau, das 5. (Lauriston, 10,000 Mann) bei Liebertwolkwitz, alle drei mit einigen Cavallerie-Corps unter Murats Oberbefehl gegen die österreichische Hauptarmee bestimmt; das 11. Corps (Macdonald, 14,000 Mann) bei Holzhausen; das 6. (Marmont, 20,000 Mann) bei Möckern gegen die schlesische Armee; das 4. (Bertrand, 14,000 Mann) bei Lindenau; das 3. (Ney, 20,000 Mann) war in Anmarsch von Düben; das 7. (Regnier, 20,000 Mann) rückte von Düben nach Eilenburg; die 5 Cavallerie-Corps (zusammen 20,000 Mann) waren vertheilt, zum größern Theil hinter Wachau. Der sechzehnte October war zum vereinten Angriff aller verbündeten Armeen auf Bonaparte bestimmt, da indeß der Kronprinz von Schweden, in ängstlicher Rücksicht die Verbindung mit der Elbe nicht zu verlieren, an diesem Tage noch nicht herankam, so schlugen nur die österreichische Haupt- und die schlesische Armee, aber auf ganz getrennten Schlachtfeldern, so daß wir die Darstellung ihrer Leistungen in die Schlachten von Wachau und von Möckern trennen, wozu noch das Gefecht von Lindenau kommt. Schlacht bei Wachau. Das erste Treffen der österreichischen Hauptarmee unter Wittgenstein, begann um

8 Uhr in vier Colonnen den Angriff auf die französische Stellung; die erste (General Kleist) gegen Markkleeberg, die zweite (Prinz von Würtemberg) gegen Wachau; die dritte (Fürst Gortschakow) vom Universitätsholze aus gegen Liebertwolkwitz; die vierte (Klenau) von Naundorf und Thräne ebendahin dirigirt. Die erste Colonne nahm Markkleeberg und behauptete es gegen wiederholte heftige Angriffe; es ward von ihr zugleich eine Abtheilung in den Raum zwischen dieses Dorf und Wachau detachirt, ein Bataillon derselben versuchte vergeblich Wachau zu nehmen, doch wurde die angewiesene Stellung mit großem Verluste gehalten. Die zweite Colonne besetzte anfangs Wachau, ward aber durch feindliche Uebermacht bald wieder herausgeworfen, und bestand nun ein heftiges Gefecht, in welchem zwar erst der Feind eine Zeit lang am Debouchiren aus dem Dorfe gehindert, doch endlich eine rückgängige Bewegung gegen Gossa nöthig wurde. Die dritte Colonne ging etwas später gegen Liebertwolkwitz vor, da aber die vierte noch nicht auf ihrem rechten Flügel eingetroffen war, so mußte sie sich nach einem mörderischen Gefecht bis zwischen das Universitätsholz und Gossa zurückziehen, welches letztere durch eine Abtheilung besetzt ward. Die vierte Colonne rückte um 9 Uhr von Gr. Pösna gegen Liebertwolkwitz und besetzte die beherrschende Höhe, den Kolmberg mit einer Abtheilung. Da dieser die französische Stellung bei Liebertwolkwitz flankirte, so richtete das 11. Corps bald seine Angriffe dagegen, er mußte nach langem Widerstande eben so wie das dabei liegende Holz verlassen werden, und als 2 Divisionen der jungen Garde den Krähenwald stürmten, zog sich die Colonne in eine Stellung zwischen Gr. Pösna und Fuchshayn. — Bis dahin hatte auch das Corps des General Meerveldt bei Connewitz und Dölitz vergeblich den Uebergang über die Pleiße zu erzwingen gesucht, der von dem achten Corps aufs hartnäckigste vertheidigt ward. Während so alle Angriffe vom Feinde zurückgewiesen wurde, hatte Bonaparte die Stellung bei Wachau — wo er sich selbst befand — durch die Garden, 150 Kanonen und das erste Cavallerie-Corps, den linken Flügel durch die schon erwähnten 2 Divisionen junger Garde und das zweite Cavallerie-Corps verstärken lassen, und ging nun selbst zum Angriffe über, zunächst den linken Flügel bedrohend, und als dieser durch eine Grenadier-Division verstärkt, seine Stellung behauptete, das Durchbrechen des Centrums versuchend. Das erste und fünfte Cavallerie-Corps machte einen lebhaften Angriff, brach theilweis durch, riß die russische leichte Garde-Cavallerie-Division, die gar nicht zum Entwickeln kam, mit sich fort, und drang, Gossa links lassend, lebhaft vor. — Die Schlacht schien in diesem Augenblicke verloren, und die Monarchen, die hier auf einer Höhe hielten, waren in persönlicher Gefahr. Aber das russische Leibgarde-Cosaken-Regiment warf sich auf den Feind, brachte ihn zum Stehen, und als die indeß wieder gesammelte leichte Garde-Cavallerie-Division, so wie zwei dahin geschickte preußische Cavallerie-Regimenter ebenfalls attakirten, ward jene Cavallerie-Masse wieder zurückgeworfen, die von ihr bereits eroberten Kanonen wieder genommen, und die dringende Gefahr war beseitigt. — In diesem allerdings glänzenden Momente der Schlacht ließ Bonaparte in Leipzig den vollständigen Sieg verkündigen. Obwohl nun die indeß herangezogenen großen Reserven gegen Markkleeberg, Wachau und hinter Gossa aufgestellt wurden, so drang der Feind doch mit großen Infanterie-Massen im Centro vor und u

oberte die Schäferei Auenhayn, die indeß bald mit dem Bajonnet wieder genommen ward. Gleichzeitig griff er Gossa an, und eroberte es zum Theil; wieder herausgeworfen wiederholte er bis zum Abend die wüthendsten Angriffe, die jedoch nun, wo dieser Punct hinlänglich verstärkt war, sämmtlich abgewiesen wurden. Während deß hatte sich die dritte Colonne im Universitätsholze gegen den dahin nachdrängenden Feind behauptet, die vierte konnte sich nur mit großer Anstrengung in ihrer oben bemerkten Stellung halten. Gegen Abend gelang es dem Feinde Seifartshayn zu nehmen, er ward jedoch, nach hartnäckigem Kampfe wieder daraus vertrieben. Die Colonne des Generals Meervelbt endlich hatte den ganzen Tag über mit bedeutendem Verlust vergeblich versucht, über die Pleiße zu gehen und so ihrer Bestimmung gemäß den feindlichen rechten Flügel aufzurollen. Am Abend drang endlich ein Bataillon bei Dölitz durch eine Furth auf das rechte Ufer, allein es ward von einer Division der alten Garde sofort wieder zurückgeworfen, der General Meervelbt, der sich an der Spitze befand, gefangen. So war auf dieser Seite durch das blutige Gefecht eines ganzen Tages nichts gewonnen, und die Hauptarmee stand am Abende bei Gröbern, Gossa, im Universitätsholze und zwischen Groß-Pösna, Fuchshayn und Seifartshayn, die Reserven lagerten hinter Gossa, das Meervelbtsche Corps auf dem linken Ufer der Pleiße gegen Connewitz. Gefecht bei Lindenau. Das Corps des Generals Giulay (dritte österreichische Armee-Abtheilung, erste österreichische leichte Division und Streif-Corps des Generals Thielemann), bestimmt die Verbindung zwischen der Haupt- und schlesischen Armee zu unterhalten und deren Angriffe mittelbar zu unterstützen, ging in drei Colonnen gegen den bei Leutzsch, Lindenau und Plagwitz stehenden Feind vor. Die erste Colonne eroberte Leutzsch und versuchte Lindenau von der Nordseite zu nehmen; der Sturm mißlang und das Gefecht beschränkte sich hier auf ein lebhaftes Tiralleurfeuer. Die zweite Colonne griff von Klein-Zschocher aus die zwischen Plagwitz und Lindenau stehenden Franzosen an. Nach heftigem Gefecht ward um 1 Uhr das erstere Dorf, später auch das zweite genommen, so daß sich der Feind bis hinter den Kuhthurm zurückzog und in großen Vierecken bei der Ziegelscheune vor Leipzig aufstellte. Auf Bonapartes Befehl mußte aber Lindenau um jeden Preis wiedergenommen werden, worauf eine lebhafte Canonade bis zum Abende währte. Die Colonne zog sich gegen Klein-Zschocher zurück, und wies noch zwei Versuche des Feindes, dahin vorzudringen, ab. Die dritte Colonne focht auf der linken Seite von Lindenau ohne besondere Resultate, ihr Hauptzweck war, die Verbindung mit der schlesischen Armee zu unterhalten. Schlacht bei Möckern. Die schlesische Armee (Corps von York, 21,400 Mann, Sacken, 10,000 Langeron, 25,000) rückte von Schkeuditz heran, das Gros des Feindes (6. Corps, 20,000 Mann, 3. Cavallerie-Corps, 3000, eine Division polnische Cavallerie, am Abende wohl auch etwas vom 3. Corps) stand anfangs zwischen Lindenthal und Wahren, zog sich aber nach einigen unbedeutenden Avantgardengefechten in eine vortheilhafte Stellung hinter und seitwärts Möckern, den linken Flügel hinter diesem Dorfe; weiter rechts Groß- und Klein-Wedderitzsch besetzt haltend. Der General Blücher dirigirte nun das Corps von Langeron über Breitenfeld gegen Wedderitzsch, das von York mehr rechts gegen des Feindes Hauptstellung bei Möckern. Sacken blieb

bei Radefeldt in Reserve. Langeron kämpfte um den Besitz jener beiden Dörfer, eroberte sie endlich und schickte Cavallerie-Abtheilungen gegen die Dübner Straße vor, ohne weiter an der Schlacht bei Möckern unmittelbaren Theil zu nehmen, in der unter des General York Führung der entscheidende Schlag geschah. Dieser General sendete die 8 Bataillons der Avantgarde auf der großen Straße gegen das Dorf, dirigirte die 7. und 8. Brigade (Horn und Hünerbein) links zum Angriff auf Lindenthal und ließ ihnen das erste und zweite (Steinmetz und Prinz Carl von Mecklenburg) als Reserve folgen; als Lindenthal vom Feinde verlassen war, wurden die Truppen mehr rechts gewendet, und so begann etwa Nachmittags 3 Uhr der Kampf, als eben Bonaparte einen entscheidenden Sieg über die Hauptarmee zu erringen glaubte. Zuerst kamen jene 8 Bataillons der Avantgarde ins Gefecht, die Möckern wiederholt angriffen, ohne es ganz erobern zu können (die 7. und 8. Brigade wurden bald darauf mit dem rechten Flügel des Feindes engagirt). Als sie schon sehr geschmolzen waren, rückte die 2. Brigade zu ihrer Unterstützung heran, und verstärkte sie theils unmittelbar, theils stellte sie sich neben dem Dorfe parallel mit dem Feinde auf. Sie litt hier bei der Heftigkeit eines in großer Nähe wüthenden Infanteriegefechts unglaublich, und da auch der Kampf im Dorfe, den die hinter demselben stehenden feindlichen Massen immer nährten, unentschieden, ja fast ungünstig war, so trat ein sehr kritischer Moment der Schlacht ein. Da zog der General York die letzten disponiblen Truppen,*) und die erste Brigade heran. Sie füllte die schon sehr bedeutenden Lücken, hielt den Feind vom Vordringen ab, und ging bald selbst, doch nicht ohne großen Verlust, zur Seite des Dorfes vor. Jetzt aber fuhren 2 zwölfpfündige Batterieen auf Flintenschußweite gegen den rechten feindlichen Flügel, beschossen ihn und das Centrum mit großer Wirkung mit Kartätschen, und erschütterten eine der großen Infanteriemassen, auf welche sich sogleich das brandenburgische Husaren-Regiment unter Yorks persönlicher Anführung stürzte und sie niederhieb. Die gesammte Reserve-Cavallerie folgte durch diese Lücke, drang in den Rücken des Feindes und hieb von da in seine Massen ein. Da indessen auch die 7. und 8. Brigade trotz des heftigen Feuers, ohne selbst einen Schuß zu thun, links herandrangen, so ward die Niederlage des Feindes bald vollständig, wenige seiner Bataillone blieben geschlossen, alles floh lebhaft verfolgt gegen Gohlis, 53 Kanonen wurden genommen. — Das Corps von York blieb auf dem eroberten Terrain, das von Langeron bei Webderitzsch stehen, das von Sacken ward als zweites Treffen hinter jenem aufgestellt. Wir werden zwar am Ende der Darstellung den Verlust aller Armeen im Ganzen angeben, es mag aber bemerkt werden, daß das 21,400 Mann starke Yorksche Corps in diesem etwa dreistündigen Gefechte 165 Offiziere, 5500 Gemeine an Todten und Verwundeten zählte. Der 17. October verstrich ziemlich ruhig; bei der Hauptarmee traf die erste österreichische Armee-Abtheilung so wie die Avantgarde der polnischen Armee ein; jene ward, bei Markkleeberg auf dem linken, diese bei Fuchshayn auf dem rechten Flügel aufgestellt. Eine Abthei-

*) Denn die Hauptreserve unter Sacken bei Radefeld war so entfernt, daß sie nur eintreffen konnte, wenn das Gefecht schon entschieden gewesen wäre.

ung der schlesischen Armee nahm Eutritzsch und Gohlis, zwei russische Husaren-Regimenter machten einen glänzenden Angriff, drangen im Rücken der feindlichen Stellung bis an die Vorstadt von Leipzig und brachten ihre Gefangenen nebst 5 eroberten Geschützen glücklich zurück. Die Nordarmee traf auf den Höhen zwischen Breitenfeld und Podelwitz ein. — Das französische Heer ward durch das bei Taucha eingetroffene 7. Corps verstärkt. Der 18. October. Die französische Armee, während der Nacht enger zusammengerückt, hatte am Morgen folgende Stellung. Das 8. Corps bei Connewitz, das 2. bei Probstheyde, das 5. bei Stötteritz; unter Murats Oberbefehl den rechten Flügel bildend hatten sie vorwärts noch Dölitz, Dösen, Zuckelhausen, die Schäferei Meisdorf und die Ziegelscheune besetzt; 2 Divisionen junger Garde unter Oudinot standen gegen Connewitz in Reserve. Das 11. Corps war als Centrum bei Holzhausen aufgestellt, Klein-Pösna und Baalsdorf besetzt haltend, die Garden unter Mortier als Reserve bei der Tabacksmühle, wo sich auch Bonaparte den Tag über aufhielt. Der linke Flügel unter Ney's Oberbefehl ward vom 1. 2. und 7. Corps gebildet, die bei Schönefeld, längs der Parthe bei Reutzsch und St. Thecla, und bei Paunsdorf standen; nordwärts von Leipzig bis an Pfaffendorf befand sich vorzüglich Cavallerie unter Arrighi und Dombrowski; das 4. Corps marschirte nach Weißenfels. Die verbündeten Heere griffen diese Stellungen in 6 großen Colonnen an. Die erste (40,000 Oesterreicher), unter dem Prinzen von Hessen-Homburg, stellte sich zwischen Dösen und Lößnitz auf, drängte den Feind etwas zurück, fand dann heftigen Widerstand, und befand sich am Abende auf der Höhe vorwärts Dösen; die zweite (55,000 Russen und Preußen), unter Barclay de Tolly, theilte sich in 2 Abtheilungen, wovon eine — Graf Wittgenstein — gegen Liebertwolkwitz drang, den Feind hier und bei der Ziegelscheune warf und gegen Probstheyde heranrückte, die andre — General Kleist — rasch über Wachau gegen Probstheyde vorging, hier eine Zeitlang stehen mußte, und dann um 2 Uhr von einem Theile jener unterstützt den Angriff auf dieses Dorf begann. Aber hinter demselben standen große feindliche Massen, und wie oft die Truppen auch eindrangen, wurden sie doch jedesmal wieder herausgeworfen. Man zog sie also etwas zurück und hinderte den Feind nun am Debouchiren, eine heftige Kanonade währte bis zum Abende. Die dritte (50,000 Russen, Oesterreicher und Preußen) unter Benningsen, bestimmt des Feindes linke Flanke zu umgehen, rückte in 4 Abtheilungen vor, eroberte Zuckelhausen, Holzhausen, Baalsdorf, Zwei-Raundorf, Mölkau und Paunsdorf, unterstützte die Angriffe der vierten Colonne auf Sellerhausen und drang immer näher gegen Stötteritz. Die vierte (die Nordarmee und das Langeronsche Corps von der schlesischen, 9600 Mann), unter dem Kronprinz von Schweden, ging an 4 Puncten (Taucha, Grasdorf, Plaußig und Mockau) über die Parthe, eroberte das vom Feinde wiedergenommene Paunsdorf zurück, und nöthigte ihn sich in eine Linie zurückzuziehen, die von Schönefeld über Sellerhausen nach Stünz lief. Hier gingen die Sachsen und eine würtembergische Cavallerie-Brigade zu ihr über. Später ward Schönefeld mehrmale ohne Erfolg angegriffen. Der Feind machte nun selbst zwei Angriffe, einen von Sellerhausen und Wolkmarsdorf aus gegen das Centrum, den andern

zwischen Mölkau und Engelsdorf gegen den linken Flügel, beide wurden abgewiesen, Stünz und Sellerhausen erobert, und gegen mehrfache Angriffe behauptet. Gleichzeitig nahm Langeron Schönfeld und drang gegen Reudnitz vor, ward aber aufgehalten, da Bonaparte selbst eine zahlreiche Verstärkung herbeiführte. Die fünfte Colonne (die schlesische Armee ohne das Langeronsche Corps, 25,000 Mann) war bei Gohlis und im Rosenthale im Gefecht. — Der General Blücher befand sich beim Corps von Langeron; das Yorkische Corps stand in Reserve zwischen Gohlis und Eutritzsch und schickte nur einige Bataillone in das erstere Dorf, als die Russen es nicht allein halten zu können glaubten. — Die sechste (20,000 Oesterreicher) unter Giulay stand in der Gegend von Lindenau und beschoß das nach Weißenfels zurückgehende 4. Corps, mit welchem sich auch die leichten Truppen engagirten. Die Truppen lagerten am Abende auf den von ihnen eroberten Puncten; die Abtheilung des Generals Giulay marschirte in der Nacht nach Pegau, das Yorksche Corps nach Merseburg; — die Französische Armee begann ihren Rückzug. Als die Colonne der verbündeten Heere am Morgen des 19. Octobers vorrückten, fanden sie die Dörfer Connewitz, Probstheyde, Stötteritz und Volkmarsdorf vom Feinde verlassen, und zwischen ihnen nur einzelne Abtheilungen, die überall rasch zurückgeworfen wurden. Gegen 9 Uhr vor der Stadt Leipzig angekommen, die vom 8. und 11. Corps vertheidigt ward, theilte sich das Heer in vier große Colonnen, deren erste (die Hauptarmee) das Petersthor, zweite (polnische Armee) das Hospital- Sand- und Windmühlen Thor, dritte (Nordarmee) das Hinter- und grimmaische Thor, vierte (schlesische Armee) das hallische Thor zu stürmen bestimmt waren, da auf die jenseitigen Anträge wegen Uebergabe der Stadt nicht eingegangen werden konnte. Der Feind hatte sich vortheilhaft hinter den mit Pallisaden versehenen Thoren und crenelirten Gartenmauern gesetzt; sehr hartnäckigen Widerstand leistete er aber nur am hallischen und Hinterthor. So wie das letztere durch das an der Spitze der Nordarmee marschirende ostpreußische Bataillon genommen war, mußten auch die übrigen bald aufgegeben werden oder wurden fast gleichzeitig erobert. Ein Gefecht, in welchem der Feind sehr viel litt, begann in den die Stadt umgebenden Alleen und freien Plätzen, und endete mit der völligen Eroberung der Stadt. Alles drängte nun nach dem westlichen Ausgange, wo der Troß der Fliehenden in ungeheurer Verwirrung sich selbst den Weg nach den beiden Brücken versperrte. Die erste derselben, eine beim Richterischen Garten geschlagene Nothbrücke, brach bald zusammen, Poniatowsky fand hier den Tod. Früher noch ward die steinerne am äußern ranstädter Thore gesprengt, und Alles was sich noch diesseits der Elster und Pleiße befand, ward getödtet oder gefangen. Tausende fanden bei dem Versuche, diese tiefen schlammigen Gewässer zu durchwaten, den Untergang. Die verbündeten Monarchen mit ihren Feldherren zogen gegen Mittag unter dem Jubel der geretteten Bewohner in die eroberte Stadt, und so war der große Kampf um die Freiheit Deutschlands, ja Europas, geendet. Der unaufhaltsam gegen Erfurt fliehende Feind hatte in dieser dreitägigen Schlacht 15000 Todte, 30,000 Blessirte, 15,000 Gefangene (über 20,000 Kranke und Verwundete, die man in Leipzig fand, ungerechnet) und 300 Geschütze verloren; er zählte 4 todte, 8 verwundete, 24 gefangene Generale; dagegen hatten die Verbündeten diesen herrlichen Sieg ebenfalls durch große

Opfer erkauft, man rechnete ihren Verlust an Todten und Verwundeten zu 21 Generalen, 1793 Offizieren, 44,900 Mann.

Leisewitz (Johann Anton), ward am 9. Mai 1752 zu Hannover geboren, studirte die Rechte zu Göttingen und lebte im freundschaftlichen Umgange daselbst mit Boje, Bürger, Hölty, Miller, Stolberg, Voß u. A. Im Jahre 1777 wurde er zu Braunschweig als Landschaftssecretär, 1790 als Hofrath bei der geheimen Canzlei angestellt, 1801 zum geheimen Justizrathe mit Sitz und Stimme im geheimen Conseil und 1805 zum Präsidenten des Obersanitäts-Collegiums ernannt. In aller diesen Aemtern erwarb er sich durch seine, mit der strengsten Rechtschaffenheit verbundene und durch die gründlichsten Einsichten geleitete Thätigkeit ausgezeichnete Verdienste. Als Schriftsteller hat sich Leisewitz durch ein einziges, aber meisterhaftes dramatisches Gedicht, Julius von Tarent (Leipzig 1776), einen bleibenden Ruhm erworben. Früher hatte er an einer Geschichte des siebenjährigen Krieges gearbeitet, aber das Manuscript noch vor seinem Tode vernichtet.

Leiter (electrischer), s. Elektricität.

Lekain (Henri-Louis), ward am 14. April 1729, also in demselben Jahre geboren, in welchem Baron starb. Bestimmt, seinem Vater, der ein Goldschmidt war, in seinem Geschäfte zu folgen, erhielt er eine diesem Zwecke angemessene Erziehung. Der Besuch des Theaters brachte ihm aber frühzeitig eine außerordentliche Neigung für die Schauspielkunst bei, und diese erweckte bald den Trieb, selbst Schauspieler zu werden. Er spielte zunächst auf Privatbühnen. Ein Kenner, der ihn hier sah, machte Voltaire auf ihn aufmerksam welcher, nachdem er sich von des Jünglings großen Anlagen selbst überzeugt hatte, ihn zu sich in sein Haus nahm. Hier nun bildete Lekain auf einem eigends dazu erbauten Theater unter Voltaires Augen ein Talent aus, welches einst ganz Frankreich, ja fast ganz Europa in Verwunderung setzen sollte. Kaum hatte er 6 Monate diesen Unterricht genossen, als ihm im Jahre 1750, durch Voltaires Vermittelung, die Erlaubniß zum Debüt auf dem französischen Theater ertheilt wurde. Dieses Debüt fiel jedoch nicht günstig für ihn aus, besonders bei dem großen Haufen, der von dem Eigentlichen der Kunst keine Begriffe hat, und nur an der physischen Persönlichkeit hängt, die allerdings bei Lekain nicht vortheilhaft war. Nichts destoweniger interessirte er die Männer von Geist, Kenntnissen und Geschmack, deren Urtheil auch wiederum auf das Urtheil des Publicums wirkte, so daß dieses endlich Lekain Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Er wurde, nachdem er lange großen Widerstand zu bekämpfen gehabt, endlich 1752 zum wirklichen Mitgliede des französischen Theaters aufgenommen, und entwickelte von dieser Zeit an ein so großes Studium seiner Kunst, daß ihm der Ruf des tragischsten aller französischen Schauspieler zu Theil geworden ist. Außer dem Enthusiasmus, welcher sein Streben auch auf seine Cameraden übertrug, und den außerordentlichen Wirkungen, die sein Spiel, ohngeachtet er klein und häßlich war, besonders in heftigen Rollen hervorgebracht haben soll, bewirkte Lekain auch eine mechanische Reform der französischen Bühne, indem er ein angemesseneres Costüm einführte und die Bänke der Zuschauer, die bisher zum Theil auf der Bühne selbst Platz gefunden hatten, von dort entfernte. Seit 1767 zog er sich allmählig von dem Theater zurück, und starb an einem hitzigen Fieber am 8. Februar 1778 (demselben Jahre, in welchem Garrik

und Eckhof starben) im 49. Jahre seines Alters. Sein Sohn hat Memoiren aus des Vaters Leben bekannt gemacht.

Lemberg (Poln. Lwow), die Hauptstadt im Königreiche Gallizien, in dem davon benannten Kreise, am Flusse Peltew, mit Bergen umgeben, ist der Sitz des österreichischen Gouverneurs, der Landesregierung und anderer Landescollegien. Sie hat einen catholischen und armenischen Erzbischof und einen griechischen Bischof, welche mit der römischen Kirche vereinigt sind; gleichfalls den obersten Landesrabbiner. Im Jahre 1790 hatte die Stadt 23,954 christliche und 12 128 jüdische Einwohner, 1803 hatte sich die Gesammtzahl derselben bis auf 44,655 vermehrt. Von den ehemaligen 38 Klöstern sind noch 10 vorhanden. Außer den Gymnasien befand sich hier auch eine Universität, welche nach Cracau verlegt ward, 1817 aber wiederum in Lemberg ihren Sitz genommen hat, und Alma Franciscea heißt. Auch wurde in demselben Jahre eine neue Rentschule für den Bürger- und Handelsstand eröffnet. Lemberg ist nach Brody die wichtigste Handelsstadt in Gallizien. Unter den Gewerbsanstalten zeichnet sich die große Cottonfabrik des Grafen Fries zu Wien aus, welche auch Nanquins, viele andere baumwollene Zeuge, auch Tischzeug liefert, eine Färberei von ächtem türkischen Garn enthält und über 400 Menschen ernährt.

Lemierre (A. M.), ein geschätzter französischer Theaterdichter zweiten Ranges, geboren 1733 und gestorben 1793. — Hypermnestra, Wilhelm Tell, La Veuve de Malabar (von Plümicke deutsch bearbeitet, unter dem Titel Lanasse) und Barneveldt sind seine besten Stücke, und die, welche seinen Ruf begründeten. Auch versuchte er sich in didactischen Gedichten nicht ohne Glück. Sein gelungenstes war Le Commerce, und mit vieler Wohlgefälligkeit nannte er den Vers daraus

Le Trident de Neptune est le sceptre du monde,

den Vers des Jahrhunderts.

Lemma, ein aus einer fremden Wissenschaft entlehnter, dort bewiesener Satz, dessen man sich in einer andern Wissenschaft ohne Beweis bedient; — Lehnsatz, Hülfssatz.

Lemnius (Simon), eigentlich Lemchen, ein witziger Epigrammatist und beißender Satiriker, ward zwischen den Jahren 1510 — 1520 zu Margadant in Graubünden geboren, studirte 1533 zu Ingolstadt und begab sich von dort nach Wittenberg, wo er nach seiner eigenen Angabe fünf Jahre lebte. Er hatte sich frühzeitig durch Lebhaftigkeit und nicht gemeine Sprachkenntnisse ausgezeichnet und fand bei Melanchthon die freundschaftlichste Aufnahme. Seiner ausgezeichneten Kenntnisse wegen ertheilte ihm die dortige Universität ungesucht und unentgeldlich die Magisterwürde. Auch war er so eng mit Melanchthon verbunden, daß er diesem, als 1535 wegen der Pest die Universität nach Jena verlegt wurde, dahin folgte, und mit ihm wiederum nach Wittenberg zurückkehrte. Aber sein feuriger Geist überließ sich einigen Ausschweifungen, die seine älteren, kaltblütigen Beschützer ihm höher angerechnet zu haben scheinen, als billig war. Daher wurden seinem Wunsche, eine Professur in Wittenberg zu erhalten, allenthalben Hindernisse in den Weg gelegt. Am meisten aber schadete ihm seine 1538 herausgegebene Sammlung von Epigrammen, in welchen nicht nur mehrere Wittenberger verspottet, sondern auch der Cardinal Erzbischof Albrecht, Luthers bitterer Feind, als ein Beschützer der Wissenschaften gepriesen

wurde. Diese an sich gewiß unschuldigen poëtischen Spiele erregten Luthers ganzen Zorn, welcher, nicht zufrieden mit der Confiscation der noch vorhandenen Exemplare und der Bestrafung des Druckers, durch seine fortgesetzten Verfolgungen Lemnius nöthigte, die Flucht von Wittenberg zu nehmen. Man verfolgte ihn mit Steckbriefen, und verwies ihn, da diese fruchtlos blieben, förmlich von Wittenberg. Noch vor dieser Relegation predigte Luther wider ihn und nannte ihn „einen ehrlosen Buben," seine Epigramme „ein recht Erzschand-, Schmach- und Lügenbuch, dadurch er nach allen Rechten billig den Kopf verloren hätte." — Lemnius wandte sich nach Basel, wo er vermuthlich in einer Buchdruckerei als Corrector seinen Unterhalt fand. Kaum hatte er jedoch das Relegationspatent gelesen und von Luthers heftiger Strafpredigt gehört, als er seine Epigramme, mit einem zweiten Buche vermehrt, aufs neue herausgab, sich darin die gröbsten Ausfälle auf Luther und seine andern Feinde erlaubte und Schmähungen mit Obscönitäten abwechseln ließ. Camerar schrieb dagegen eine nicht heftige, aber ernste und würdige Gegenschrift (Elegias hodoiporikas). Hierauf gab Lemnius seine Apologie heraus, in welcher er theils seine ersten Epigramme in Schutz nimmt, theils neue heftige Angriffe auf Luthern thut. Diese Apologie gehört unter die größten literarischen Seltenheiten. Noch seltener aber ist seine, unter dem Namen Lucius Pisaeus Juvenalis erschienene Monachopornomachia (der Mönchs-Huren-Krieg), in welcher er, wie er schon lange vorher gedroht hatte, wenn man ihm keine Ehrenerklärung gäbe, „die Greuel des wollüstigen Wittenbergs" aufdecken wollte. Diese schmutzigen Bogen sind Luthern dedicirt, und man weiß nicht, wie viel man von dem Inhalte derselben der Wahrheit, wie viel dem Hasse des gereizten Lemnius zuschreiben soll. Das Ganze ist eine Art von Comödie der niedrigsten Art, worin Venus, Luther, Jonas, Spalatin, ihre Frauen nebst ihren Liebhabern und einigen Nebenpersonen die unzüchtigsten Gespräche führen. Im Jahre 1540 gelang es endlich Lemnius, bei dem neuerrichteten Gymnasium zu Chur in Graubünden als Lehrer angestellt zu werden. Hier gab er mehrere poetische Schriften, unter andern eine Uebersetzung der Odyssee (Basel 1549. 2 Vol. 8.) heraus, die besonders in Italien seinen literarischen Ruf verbreitete, und starb 1550 an der Pest.

Lemnos (jetzt Stalimene), eine bekannte Insel im Archipelagus (dem Aegäischen Meere), auf welcher sich ehemals ein feuerspeiender Berg, Meschika, befand, den man für Vulkans Werkstätte hielt. Die Mythe läßt hier den Vulkan (der daher auch Lemnius heißt) residiren, nachdem ihn Jupiter aus dem Olymp geschleudert hatte. Zu den vorzüglichsten Merkwürdigkeiten der Insel gehörte auch die Terra Lemnia oder Siegelerde. (S. d. Art.)

Lemures (Maniae, Larvae) waren bei den Alten die Seelen der Verstorbenen, und zwar diejenigen, welche in der Nacht als Gespenster erschienen, und die Menschen beunruhigten, daher ihnen auch der Beiname der nächtlichen oder der schwarzen gegeben wurde. Um sie aus dem Hause zu verbannen, feierte man in den Nächten des 9., 11 und 13. Mai's ein besonderes Fest, welches nach ihnen Lemurien (Lemuria, Lemuralia, Remuria) hieß. Die Ceremonien bei diesem Feste waren folgende: Um Mitternacht, wenn Alles schlief, stand der Hausherr auf und ging barfuß, leise und stillschweigend zu einem Brunnen. Durch ein Schnippchen, welches er eben so stillschweigend schlug, wehrte er die Schatten ab. Am Brunnen wusch er

sich die Hände, ging wieder zurück, nahm schwarze Bohnen in den Mund und warf solche, ohne sich umzusehen, neunmal über den Kopf hinter sich, indem er jedesmal dabei die Worte aussprach: Haec ego mitto, his fabis me meosque redimo (dies sei für euch, mit diesen Bohnen kaufe ich mich und die Meinigen los). Darauf wusch er sich nochmals die Hände, schlug an ein kupfernes, hohles Gefäß und sagte dabei neunmal mit bittendem Tone: Manes, exite, paterni (zieht von dannen, ihr Seelen meiner Vorfahren)! Nun sah er sich um und die Feier war vollendet. Man glaubte, die Geister kämen und sammelten die Bohnen auf.

Lenclos (Anne, genannt Ninon de), die Aspasia der Franzosen, wurde im J. 1615 zu Paris von adeligen Eltern geboren. Nach dem frühen Tode ihrer Eltern ihrem Schicksale überlassen, bildete sie sich durch sich selbst, und entwickelte ihren Geist durch das Studium der Werke Montaignes und Charrons. Schon damals war sie in Paris ihres Witzes und Scharfsinns wegen berühmt. Sie spielte das Clavier und mehrere andere Instrumente meisterhaft, sang mit Geschmack und tanzte mit großer Anmuth. Sie pflegte zu sagen, Schönheit ohne Grazie sei eine Fischangel ohne Lockspeise. Bei solchen Vollkommenheiten fehlte es ihr weder an Liebhabern noch an Ehelustigen. Doch widersetzte sich ihre Liebe zur Unabhängigkeit jeder ernsteren Verbindung. Um ganz sich ungebunden zu sein, lieh sie ihr Vermögen auf Leibrenten aus, und lebte von diesen mit Sparsamkeit doch mit Anstand. Ihr Einkommen betrug 8 bis 10,000 Livres jährlich. Der Lebensplan, den sie entworfen hatte, war einzig. Ohne einen verächtlichen Handel mit ihren Reizen zu treiben, wollte sie jedoch denen, die ihr gefallen würden, sich hingeben und so lange angehören, als ihre Neigung dauerte. Unbeständig in der Liebe, aber treu in der Freundschaft, gewissenhaft in allem, was Redlichkeit betraf, von stets gleicher Laune, reizendem Umgange, wahr, fähig junge Leute zu bilden, aber auch, sie zu verführen, geistreich, ohne mit ihrem Geiste zu prunken, schön bis in das höchste Alter, fehlte ihr nichts, als die weibliche Tugend. Und doch handelte sie mit einer Würde, als wenn sie diese Tugend selbst wäre. Niemals nahm sie Geschenke zum Lohne ihrer Gunstbezeigungen an; in diesen schien sie überhaupt nur das Körperliche, nie das Geistige zu beobachten. So gab sie sich stets aus blinder Sinnlichkeit einem vorübergehenden Rausche hin, ohne daß sie sich darum kümmerte, ob der Gegenstand desselben ihrer werth sei oder nicht. Nach und nach alle berühmte und ausgezeichnete Männer ihrer Zeit begünstigend, bewies sie ihnen allen, daß nur der Hang zur Sinnlichkeit, nicht Eitelkeit an ihren Liebesbezeigungen Antheil habe. Ungeachtet des Rufs der Unbeständigkeit und Galanterie, in welchem Ninon stand, bemühten dennoch die liebenswürdigsten und achtbarsten Damen sich um ihre Freundschaft. Unter diesen wollen wir nur die La Fayette, La Sablière und Maintenon anführen. Erstere verglich sie mit einem reichen, gesegneten Fruchtfelde; von der zweiten behauptete sie, sie sei ein niedliches Blumenbeet; die dritte wollte, wie sie sich auszudrücken pflegte, eine Betschwester aus ihr machen, und sich von ihr zu Versailles die Langeweile, welche Vornehmheit und Alter machen, vertreiben lassen. — Ihr Haus war noch in ihrem hohen Alter der Sammelplatz der liebenswürdigsten Personen der Stadt und des Hofes, und zugleich der ausgezeichnetsten Gelehrten ihrer Zeit. Scarron zog sie bei seinen Romanen, Saint-Evremont bei seinen Gedichten, Molière bei seinen Comödien, Fonte-

nelle bei seinen Gesprächen und La Rochefoucault bei seinen Maximen zu Rathe. Ein Coligny, Condé, Sevigné waren ihre Liebhaber und Freunde. Als die Königin von Schweden nach Paris kam, stattete sie der Ninon einen Besuch ab. Wenn sich gleich Ninons geistige Reize bis in das höchste Alter erhielten, so war doch ihre körperliche Schönheit der Vergänglichkeit unterworfen. Voltaire, der sie in ihrem Alter sah, sagt von ihr, sie sei ein altes runzliches Mütterchen, dürr wie eine Mumie, mit Knochen, die mit einer schwarzgelben Haut überzogen seien. Dagegen sagt Saint-Evremont von ihr, sie habe selbst in den spätesten Jahren keine von den abschreckenden Widrigkeiten gezeigt, welche sonst mit dem weiblichen Alter gewöhnlich verbunden zu sein pflegen. Bei ihrem Tode, der am 17. October 1706 erfolgte, vermachte sie dem jungen Voltaire, dessen einstige Berühmtheit sie vorausgesagt hatte, eine nicht unbeträchtliche Summe, die er zu Büchern verwenden sollte. Voltaire trat auch als ihr Vertheidiger auf. Rousseau, der sie jedoch nur vom Hörensagen kannte, entwirft dagegen ein weit nachtheiligeres Bild von ihr und glaubt an ihrer Rechtschaffenheit zweifeln zu müssen, da ihr die weibliche Tugend unbekannt gewesen sei. Diese berühmte Frau hinterließ einige Früchte ihrer Liebeshändel. Einer ihrer Söhne, Namens La Boissière, starb im J. 1732 zu Toulon als Marineminister, und war ein leidenschaftlicher Liebhaber der Musik, ohne eine Note zu kennen. Seine Geburt zeichnete sich durch einen Streit aus, der sich zwischen einem Offizier und einem Geistlichen über die Vaterschaft erhob. Da die Sache zweifelhaft war, ließ man das Loos entscheiden, und der Offizier ward Vater zu dem Kinde. Ninons zweiter Sohn starb eines tragischen Todes. Er hatte sich in seine eigene Mutter verliebt, ohne zu wissen, wie nahe er ihr angehöre. Nach der Entdeckung des Geheimnisses erstach er sich aus Verzweiflung. Dieses schreckliche Ereigniß hat Le Sage in seinem Gil Blas benutzt und mit einigen komischen Zügen ausgestattet. Uebrigens gestand Ninon selbst, sie sei nicht glücklich, und pflegte oft zu sagen, sie würde, wenn sie ihren Lebenlauf vorausgesehen hätte, sich eher das Leben genommen, als sich einer solchen Bestimmung hingegeben haben. Man hat Briefe von ihr, deren Aechtheit jedoch noch nicht erwiesen ist, auch eine kleine Schrift, la Coquette vengée.

Lehnhard (D. Jos.), Arzt in Quedlinburg, bekannt durch die Erfindung, Empfehlung und Verbreitung eines sogenannten Gesundheitstrankes für Schwangere. Er trat damit zuerst in seiner Schrift: Arzneien ohne Maske (Quedlinburg 1787) auf, und versprach allen Schwangern von dem Gebrauche desselben nichts weniger, als daß er sie nicht nur in ihrer Schwangerschaft gesund erhalten, sondern auch die Entbindung auf eine bewundernswürdige Weise erleichtern, und sie im Kindbette vor allen nur erdenklichen Zufällen und Krankheiten sichern soll. Wem hängt das Volk mehr an, als Geheimnißkrämern, die im Posaunentone unerhörte Versprechungen machen? Manche Schwangere, besonders die in vorherigen Fällen diese Periode mit Beschwerden überstanden hatten, andere, welche noch Neulinge mit Angst dem entscheidenden Tage entgegensahen, erwarteten mit froher Zuversicht Befreiung von allen Beschwerden und Schmerzen. Vergebens stellten mehrere Aerzte das Unwürdige des Arkanumhandels, zumal für einen Arzt entgegen, welcher selbst wissen muß, daß es kein allgemeines Mittel gegen Beschwerden geben kann, welche von so verschiedenen, zum Theil unvermeidlichen Ursachen herrühren. Verge-

bens bewiesen sie, daß die guten Wirkungen, die von einigen gläubigen, dankbaren Seelen laut gepriesen wurden, von den Abführungen herrührten, welche der Trank bewirkte daß aber diese Wirkungen, wo sie passend und heilsam wären, durch zweckmäßige Medicamente der Hausärzte, den Umständen viel angemessener, hervorgebracht, daß im Gegentheil diese Wirkungen der Mutter und ihrem Kinde sehr nachtheilig werden könnten. Vergebens machten mehrere Aerzte und Chemiker bekannt, daß nach genauer Untersuchung der theure Wundertrank blos in einer Auflösung von Bittersalz und Glaubersalz, mit Mohnblumen oder Heidelbeeren gefärbt, bestände. Jede Widerlegung gab dem Erfinder nur mehr Gelegenheit, seinen Trank zu rühmen und zu empfehlen; das große Publicum glaubte und kaufte, und viele Frauen oder deren Männer priesen noch zur schuldigen Danksagung das Lob des Wundertrankes in den Zeitungen, keine aber, welche durch Hülfe der Natur, wie vordem, ohne Trank genesen war, glaubte sich verpflichtet, dieser wohlthätigen Mutter den Dank zu bringen! Ob diese allmählig ihre Rechte behauptete, oder, was glaublicher ist, der Reiz der Neuheit sich verlor; kurz in den letzten Jahren erkaltete der feurige Glaube, und man hat von dem Wundertranke weniger gehört als vorher. Der Erfinder selbst ist am 27. April 1811 gestorben.

Lento, gemächlich, langsam, bezeichnet in der Musik ein Tempo, das langsamer als das Adagio und geschwinder als das Largo ist.

Leo, griechischer Kaiser, s. Byzantiner.

Leo I., mit dem Zunamen der Große, wurde nach Einigen in Rom, nach Andern in Toscana geboren. Von seinen Jugendjahren ist nichts Gewisses bekannt. Die Päpste Cölestinus I. und Sixtus III. bedienten sich seiner in wichtigen und bedenklichen Angelegenheiten, selbst als er noch Diaconus war. Als letzterwähnter Pabst im Jahre 380 gestorben war, ward Leo im Sept. desselben Jahres von der römischen Geistlichkeit auf den heiligen Stuhl gesetzt. Ganz Rom billigte diese Wahl; aber schon der Anfang seiner Regierung zeichnete sich durch eine unduldsame, ja selbst unpolitische Handlung aus. Er ließ nämlich einer großen Anzahl Manichäer, die sich in Rom verborgen gehalten hatten, öffentlich den Proceß machen, und überlieferte die, welche hartnäckig in ihrem Glauben beharrten, der weltlichen Gerechtigkeit zur Bestrafung. Derselben Waffen bediente er sich gegen die Secte der Pelagianer, Priscillianisten und Eutychäer, deren Ueberreste er gänzlich ausrottet. Während des bekannten Conciliums, welches unter dem Kaiser Martin 451 zu Chalcedon gehalten wurde, zu welchem Leo vier Legaten gesandt hatte, welche daselbst den Vorsitz führen mußten, verwüstete Attila das abendländische Kaiserthum und drohte, Rom in einen Steinhaufen zu verwandeln. Der Kaiser Valentinian wählte daher den heiligen Leo zum Gesandten an jenen furchtbaren Krieger und gab ihm den Auftrag, über den Frieden mit demselben zu unterhandeln. Leo redete mit solchem Adel, solcher Sanftmuth und Eindringlichkeit zu dem Barbaren, daß dessen wilder Character zur Güte gestimmt wurde: Attila verließ Italien und ging über die Donau zurück. Was Attila unterlassen hatte, das führte Genserich aus: dieser überfiel Rom im J. 455 und überließ es vierzehn Tage lang der schrecklichsten Plünderung. Alles, was Leo von ihm erhalten konnte, bestand darin, daß kein Mord begangen, nichts in Brand gesteckt wurde, und daß die drei vornehmsten Kirchen in

Rom, welche von Constantin die kostbarsten Geschenke erhalten hatten, ungeplündert blieben. Leo ist übrigens der erste Papst, von dem noch eine Sammlung von Werken vorhanden ist; diese bestehen in 96 Predigten und 41 Briefen. Einige Gelehrte schreiben ihm noch ein Werk von der Berufung der Heiden und die Epistel an Demetriades zu. Leos Schriften zeichnen sich durch einen gebildeten, rednerischen Stil aus: der Periodenbau hat eine gewisse angemessene Rhythmik, welche überrascht, ohne mißfällig zu werden; die Diction ist voll gewählter Beiwörter und glücklicher Antithesen. Man hat mehrere Ausgaben von Leos Werken veranstaltet, eine (von Quesnel) zu Paris 1675 in zwei Quartbänden; eine andere zu Lyon 1700 in Folio; eine dritte zu Rom in drei Foliobänden und eine vierte zu Venedig 1757 in eben so viel Bänden. Der Pater Maimburg hat das Leben dieses Papstes geschrieben.

Leo X., ein berühmter Papst, geboren zu Florenz im J. 1475, war der zweite Sohn Lorenzos von Medici, des Prächtigen, und empfing den Namen Giovanni. Er ward von Kindheit auf für den geistlichen Stand bestimmt, erhielt in seinem siebenten Jahre die Tonsur, und ward von dieser Zeit an mit geistlichen Beneficien überhauft. Sein Vater, der voll Ehrgeiz danach strebte, einen Sprößling seiner Familie auf den päpstlichen Stuhl zu erheben, bot alles auf, seinem Sohne den Cardinalshut zu verschaffen. Die Wahl Innocenz VIII. zum Pabst war seinen Wünschen so günstig, daß 1488 der damals erst dreizehnjährige Giovanni zu dieser hohen Würde ernannt wurde. Aber zugleich wandte auch Lorenzo alle Sorgfalt an, seinen Sohn dieser großen Auszeichnung würdig zu machen. Er vertraute seine frühe Erziehung dem gelehrten Angelo Politziano und gab ihm überdies die geschicktesten Lehrer. Giovannis von Natur ernster und fester Charakter lohnte ihren Unterricht mit dem besten Erfolg. Bei seiner Ernennung zum Cardinalat war die Bedingung gemacht worden, daß er vor seiner förmlichen Bekleidung mit dem Purpur erst drei Jahre zu Pisa den geistlichen Studien obliegen solle. Im J. 1492 fand diese Feierlichkeit Statt und unmittelbar darauf nahm er als Mitglied des heiligen Collegiums seinen Wohnsitz in Rom. Bald danach starb sein Vater, dem in Florenz sein ältester Sohn Piero folgte. Da der junge Cardinal sich der Wahl Alexanders VII. zum Papst widersetzt hatte, vertauschte er Rom mit Florenz, wo er in großem Ansehn lebte, bis die Vertreibung seiner Familie ihn nöthigte, nach Bologna zu flüchten. Im J. 1499 besuchte er die Staaten von Venedig, Deutschland und Frankreich, verweilte dann in Genua und kehrte nach Rom zurück, wo er den Vergnügungen einer eleganten Gesellschaft lebte und sich mit den Künsten, besonders der Musik und der schönen Literatur, beschäftigte. Im J. 1505 begann seine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten. Papst Julius II. ernannte ihn zum Statthalter von Perugia und stellte ihn 1511 unter dem Titel eines Legaten von Bologna an die Spitze seines Heeres in dem heiligen Bunde wider Frankreich. Da indes seine Absichten bei dem spanischen Feldherrn der vereinigten Heere wenig Eingang fanden, mußte er sich darauf beschränken, gute Ordnung im Lager zu erhalten. In der blutigen Schlacht von Ravenna 1512 ward er von den Franzosen gefangen gemacht. Als aber bald darauf das Glück sich gewandt hatte und sie fliehen mußten, nahm er die Gelegenheit wahr, sich zu befreien. Er kehrte nach Bologna zurück, wo er als Legat die Verwaltung übernahm. Bald darauf wurden die Mediceer in Florenz wiedereingesetzt. Der Cardinal wirkte kräftig da-

zu mit und blieb in Florenz, bis Julius II. Tod ihn plötzlich nach Rom rief. Die Wahl fiel unerwartet auf ihn und so bestieg er in seinem acht und dreißigsten Jahre unter dem Namen Leo X. den päpstlichen Stuhl. Seinen Geschmack an der Literatur zeigte er sofort auch dadurch, daß er zwei der elegantesten Schriftsteller seiner Zeit, Bembo und Sadolet, zu päpstlichen Secretären ernannte. In der auswärtigen Politik befolgte er das System seiner Vorgänger, der fremden Herrschaft in Italien möglichst entgegen zu arbeiten. Er bewirkte die Vertreibung der Franzosen aus Italien, endigte den Zwiespalt in der Kirche und nöthigte Ludwig XII. zu einer förmlichen Unterwerfung. Nachdem die äußere Ruhe schon im ersten Jahre seiner Regierung gesichert war, wandte er seine ganze Sorgfalt auf Förderung der Litteratur und der Wissenschaften, welche sein Vorgänger vernachlässigt hatte. Er stellte die Universität zu Rom in ihrem Glanze wieder her, stattete sie mit Fonds und Privilegien aus und berief die ausgezeichnetsten Männer zu Lehrern. Das Studium der griechischen Sprache zu befördern, gründete er unter Janus Lascaris Leitung ein eignes Collegium zur Herausgabe griechischer Schriftsteller. Er lud die Besitzer alter Handschriften in allen Ländern ein, sie ihm zur Bekanntmachung mitzutheilen; die Herausgabe der fünf ersten Bücher von Tacitus Annalen gehört zu den schönsten Resultaten dieser Einladung. Um ein etwaniges Bündniß zwischen Frankreich, Spanien und Oesterreich zu hindern, begünstigte er die Aussöhnung der Könige von England und Frankreich, und gab sich den Schein, selbst Ludwigs Plan auf Mailand zu befördern. Seine Absicht, das Königreich Neapel einem Zweige seiner Familie, und einem andern die Herzogthümer Ferrara und Urbino zu verschaffen, machte ihm die Freundschaft dieses Monarchen nothwendig und veranlaßte selbst ein geheimes Bündniß zwischen beiden. Als aber ein französisches Heer an seinen Grenzen erschien, begnügte er sich nicht damit, durch den Ankauf Modenas von dem Kaiser Maximilian seine Macht zu verstärken, sondern er sandte auch Bembo nach Venedig, um die Republik von dem französischen Bündnisse zu trennen; was jedoch nicht gelang. Diese arglistige, stets wechselnde Politik war übrigens damals allgemein und kann dem Papst zu keinem besondern Vorwurf gereichen. Als nach Ludwigs XII. Tode Franz I. den Thron bestiegen hatte und ein Krieg vorauszusehen war, trat Leo dem Bunde mit dem Kaiser, dem König von Arogon, den Staaten von Florenz und Mailand und der Schweiz bei; nach der Schlacht von Marignano aber entsagte er demselben, hatte (1515) in Bologna eine Zusammenkunft mit Franz und schloß mit ihm ein Concordat, das beiden Theilen vortheilhaft, der französischen Nation aber höchst mißfällig war. Um nach seines Bruders Giuliano Tode die Macht und den Glanz seines Hauses in seinem Neffen Lorenzo zu vergrößern, benutzte er 1516 einen Vorwand, den Herzog von Urbino zu entsetzen, und belehnte Lorenzo mit dem Herzogthum. Ungern sah Leo in demselben Jahre die kriegführenden Mächte sich versöhnen, er suchte sie vergebens daran zu verhindern. Indeß kehrte schon 1517 der vertriebene Herzog von Urbino zurück und setzte sich durch Waffengewalt wieder in Besitz seines Landes. Leo brachte aber ein mächtiges Heer gegen ihn zusammen und nöthigte den Herzog zu einer Verzichtleistung auf ehrenvolle Bedingungen. In demselben Jahre bedrohte eine Verschwörung das Leben des Papstes; sie wurde aber glücklich entdeckt und harte Rache traf die Theilnehmer. Trotz des ihm ertheilten sichern Geleits ward der Cardinal Petrucci, der für den Urheber galt, erdrosselt; andere,

deren Schuld wenig erwiesen war, wurden gefoltert, ihrer Würden entsetzt, verwiesen. Das Betragen des Papstes bei dieser Gelegenheit gereicht weder seinem Hochsinn noch seiner Milde zur Ehre. Leos Prachtliebe hatte seine Finanzen erschöpft; sich Geld zu verschaffen, brandschatzte er die Christenheit durch Ablaßbriefe. Dieser Mißbrauch weckte Luthers Eifer und gab Anlaß zur Reformation. Anfangs schien Leo auf den Widerspruch Luthers wenig zu achten, und als er endlich nicht mehr schweigen konnte, zeigte er sich zu sanften Maßregeln geneigt. Auf Maximilians Aufforderung aber verfuhr er mit mehr Nachdruck, lud Luthern vor nach Rom und willigte endlich ein, daß er sich zu Augsburg vor dem Cardinal und Gaeta vertheidigen sollte. Da aber hier nichts entschieden worden, erließ er im Novbr. 1518 die bekannte Bulle, worin er die päpstliche Machtvollkommenheit, Ablaß zu ertheilen, standhaft behauptete und wogegen Luther an eine allgemeine Kirchenversammlung appellirte. Während so ein offener Krieg in der Kirche ausgebrochen war, bemühte sich Leo, gegen den türkischen Kaiser Selim, der sich Aegyptens bemächtigt hatte, alle christlichen Monarchen zu einem allgemeinen Kreuzzug zu vereinigen; allein die gegenseitige Eifersucht derselben vereitelte seine Bemühungen. Außer diesen öffentlichen Sorgen traf ihn auch ein herber Schmerz in seiner Familie. Lorenzo, der sich erst vor kurzem durch eine Vermählung mit dem französischen Hofe verbunden hatte, starb und hinterließ nur eine Tochter. In Folge dieses Ereignisses vereinigte Leo Urbino mit den päpstlichen Besitzungen, der Cardinal Giulio dei Medici aber übernahm die Regierung von Florenz. Wiewohl inzwischen die Reformation in Deutschland fortschritt (vergl. den Art. Reformation), so genoß doch Italien der äußern Ruhe. Dieser Zustand erlaubte Leo seinem Geschmack an prachtvollen Schauspielen zu folgen, den Künsten und Wissenschaften Schutz und Unterstützung angedeihen zu lassen, und zugleich für die Vergrößerung der Macht seiner Familie thätig zu sein. Dabei verlor er den Plan, die Macht Frankreichs, trotz seines Bündnisses mit demselben, in Italien zu brechen, nie aus den Augen. Zu dem Ende schloß er 1521 einen Bund mit dem Kaiser zur Wiedereinsetzung der Familie Sforza in Mailand, und nahm ein ansehnliches Schweizerheer in Sold. Der Krieg begann glücklich. Parma und Piacenza wurden eingenommen und von dem Papst dem Kirchenstaat einverleibt; die Verbündeten zogen ohne Widerstand in Mailand ein und besetzten das Gebiet des Herzogs von Ferrara, gegen den, als einen Bundesgenossen Frankreichs, Leo den Bannstrahl geschleudert hatte. Er war in Rom beschäftigt, die erfochtenen Siege zu feiern, als ihn mitten unter diesen Erfolgen am 1. Decbr. 1521 der Tod ereilte. — Auf eine Schilderung des Zeitalters Leos hier tiefer einzugehn, verstattet uns der Raum nicht Weitere Belehrung findet man in Roscoes Leben und Pontificat Leos X.; ins Italienische übersetzt mit Anmerk. vom Grafen Bossi. Mail. 12 Bde. 1818.

Leo (Leonardo), zuletzt Capellmeister am Conservatorio St. Onofrio und Privat-Componist bei der königlichen Capelle zu Neapel, wurde 1694 (nach Piccini 1701) zu Neapel geboren. Man glaubt, daß er unter Scarlatti studirt hat. Ihm, Pergolesi und einigen andern Componisten seiner Zeit gebührt der Ruhm, die neapolitanische Schule über ganz Europa verbreitet zu haben. Unter seinen Schülern zeichnen sich insbesondere Piccini, Sacchini, Pergolesi, Traetta und andere aus. Er übertraf alle seine Vorgänger und kann, da er alle Gattungen der Composition in einem gleich vollendeten Grade ausbildete,

für einen der größten Meister gehalten werden, die Italien je hervorgebracht hat. Schwerlich hat es ein Componist in künstlichen Accompagnements, durch welche physische Gegenstände, z. B. das Rauschen des Wassers oder eine andere Naturerscheinung, ausgedrückt werden sollen, so weit gebracht und, bei der Unmöglichkeit, solche Gegenstände zu mahlen, so wenig gegen den eigentlichen Zweck der Musik verstoßen, als Leo. Alle Werke dieses großen Componisten gelten für Meisterstücke, die von den italienischen Tonkünstlern mit Ehrfurcht studirt werden. Ungeachtet Leo besonders für das Leidenschaftliche, Große und Erhabene geschaffen war, so gelang ihm doch das Naive, Zarte und Scherzhafte nicht minder, wie dies seine komische Oper: Il Cioè (das heißt), beweist. Leo ist übrigens der erste Componist, der sich in seinen komischen Opern der Form der Rondos bedient hat. Er starb 1742. Seine vorzüglichsten Opern-Compositionen sind: Sophonisba, 1718 (nach Burney seine erste Oper); Artaserse; Ariadne e Teseo; Olimpiade (worin das Duett: Nei giorni tuoi felici, und die Arie: Non so donde viene, vorzüglich bewundert werden); Demofoonte; Cajo Gracco, 1720; Tamerlano, 1722; Timocrate, 1723; Catone in Utica, 1726; Argono, 1728; la clemenza di Tito, 1735; Siface, 1737; Ciro riconosciuto, 1739; Achille in Sciro, 1740; Vologeso, 1744; la Contessa dell' amore e della virtù. Zwei Oratorien: Santa Elena, und la Morte d'Abele. Unter seinen Kirchenstücken sind die vorzüglichsten sein Ave Maria und ein Miserere. Letzteres zeichnet sich insbesondere durch seinen erhabenen, das Innerste ergreifenden Styl, durch seine wunderbare harmonische und contrapunctische Arbeit, und durch Adel und Klarheit der Schreibart aus.

Leoben (Leuben), Stadt in Obersteiermark an der Murr, im brucker Kreise, enthält 230 Häuser mit 2000 Einw., besitzt einen wichtigen Eisenhandel und eine Salzlegstätte, und ist der Sitz eines von Joseph II. errichteten Bisthums. Am 18. April 1797 ward daselbst zwischen Bonaparte und dem österreichischen Feldherrn von Meerveldt und Bellegarde die bekannte Convention abgeschlossen. In der Nähe ist ein wichtiges Salzkohlenwerk am Münzenberge.

Leonardo da Vinci, s. Vinci.

Leonidas, König von Sparta, ein gepriesener Name in den Jahrbüchern des griechischen Heldenmuths, war des Königs Anaxandrides Sohn, und hatte im J. 491 vor Chr. den Thron bestiegen. Als Xerxes, König von Persien, mit einem ungeheuern Heer in Griechenland einfiel, waren von den größern Staaten Athen und Sparta die einzigen, die sich zum Widerstand entschlossen. Die Spartaner gaben den Oberbefehl ihrer Kriegsmacht dem Leonidas, der (im J. 480) mit 400 nach Thermopylä marschirte. Die große Gefahr der Unternehmung erkennend, sah er sich als ein Opfer für die Rettung seines Vaterlandes an. So klein sein Heer war, so wußte er es doch so geschickt aufzustellen, daß die Perser, als sie bei dem Engpasse ankamen, alsbald die Schwierigkeit einsahen, ihn mit Gewalt zu nehmen. Xerxes machte daher einen Versuch, Leonidas in sein Interesse zu ziehen und trug ihm die Herrschaft über ganz Griechenland an. Als dieser Vorschlag mit Verachtung zurückgewiesen worden, sandte der hochmüthige Despot einen Herold mit der Aufforderung an die Griechen, ihre Waffen auszuliefern. „Er komme und hole sie," war die Antwort des spartanischen Königs. Dreimal drangen die Perser mit großer Macht gegen den Engpaß vor, aber dreimal wur-

en sie mit großen Verlust zurückgeschlagen. Zur selben Zeit führte in verrätherischer Grieche, Namens Epialtes, ein erlesenes Corps von 10,000 Persern auf einem geheimen Wege über die Gebirge, welche, nachdem sie die wenigen ihnen entgegenstehenden Phocenser in die Flucht geschlagen, im Rücken des Leonidas erschienen. Der Held sah, daß alles verloren sei; da beschloß er durch ein denkwürdiges Beispiel zu zeigen, was die Griechen zu thun vermöchten, wenn das Vaterland sie dazu auffordre. Dazu kam noch, wie man sagt, ein Orakelspruch, welcher verkündigt hatte, daß Sparta nur durch den Tod eines seiner Könige gerettet werden könne. Um unnützes Blutvergießen zu vermeiden, entließ er den größern Theil seiner Truppen und behielt nur 300 Spartaner, 700 Thespier und 400 Thebaner bei sich; letztere gewissermaßen als Geiseln für die Treue ihrer Landsleute die Thespier aber, weil sie durch nichts zu bewegen waren, ihre spartanischen Bundesgenossen zu verlassen. Sobald Xerxes den glücklichen Uebergang des von Epialtes geführten Corps vernommen hatte, warf er sich mit seiner ganzen Macht auf den Eingang des Passes, wo Leonidas ihm entgegenstand. Die Wirkungen des durch Verzweiflung erhöhten Muths waren fürchterlich; Leonidas fiel, von erschlagenen Feinden umringt. Die Seinen vertheidigten seinen Leichnam, bis sie, von vorn und hinten angegriffen, sämmtlich das Schlachtfeld deckten. Sie hatten ihr Leben theuer verkauft. Das Andenken ihres Heldenmuths und ihrer Vaterlandsliebe hat durch nichts verdunkelt werden können, und die Vertheidigung von Thermopylä gehört zu den ausgezeichnetsten Großthaten des Alterthums. Die Dankbarkeit der Griechen errichtete den Gefallenen ein glänzendes Denkmahl und verordnete die Feier jährlicher Kriegsspiele über ihren Gräbern.

Leoninische Verse heißen von einem Dichter des Mittelalters, Namens Leo, die zu jener Zeit nicht ungewöhnlichen Hexameter, in denen Mitte und Schluß mit einander reimen und in denen oft lange Gedichte abgefaßt wurden. Sie sind als eine geschmacklose Ausartung zu betrachten.

Leoninischer Vertrag (Societas leonina, Löwengesellschaft; also benannt nach der bekannten Aesopischen Fabel), ist eine Gesellschaft oder ein Vertrag, wo ein Theilhaber allen etwanigen Nachtheil allein trägt und der andre allen Nutzen allein zieht. Eine solche Uebereinkunft ist als Societät nach den Rechten ungültig, da sie vielmehr eine Schenkung ist.

Leonische Gold- und Silberarbeiten. Das leonische oder unächte Gold ist eine Mischung aus dem reinsten cementirten Kupfer und dem reinsten Zink; das Silber aber wird aus Kupferstangen verfertigt, die mit Blattsilber versilbert sind. Man macht dann leonischen Drath daraus und aus diesem wieder Waaren, die den ächten zwar ziemlich ähnlich sind, an der Luft aber anlaufen und bald unansehnlich werden. Diese Arbeiten sind besonders Spitzen, Galonen, Borten, Tressen u. s. w. Der Zettel ist dabei von Zwirn, der Eintrag aber von cementirtem oder versilbertem Kupferdrath genommen. In Deutschland sind Fabriken der Art hauptsächlich in Nürnberg, Wien, Berlin, Hamburg, Breslau, Freiberg an der Mulde u. s. w.

Leonisten, Arme von Lyon, s. **Waldenser.**

Leontium (Leontia), eine berühmte Hetäre, ist vorzüglich als Schülerin und Geliebte des Epicur bekannt geworden. Nach Einigen war sie die rechtmäßige Gemahlin, nach Andern die Geliebte

des Metrodorus. Sie soll sich besonders durch Geistestalente ausgezeichnet und sogar eine Schrift voll Scharfsinn und Gelehrsamkeit in einem schönen attischen Styl gegen Theophrast verfertigt haben. Einige halten Alles, was von ihr als Buhlerin erzählt wird, für unwahr.

Leopard, ein reißendes, zu dem Katzengeschlechte gehöriges Thier, welches mehrere Gegenden Asiens, vornehmlich aber Afrika bewohnt und die Größe eines ansehnlichen Fleischerhundes erlangt. Das Fell ist von einer lebhaften gelben Grundfarbe, auf dem Rücken und an den Seiten mit kleinen, ziemlich runden und schwarzen Flecken dicht besetzt, und kommt in den Handel. — Da das englische Wappen drei Leoparden enthält, so wurde in Napoleons Bulletin England oft als Leopard bezeichnet.

Leopold I., zweiter Sohn Kaiser Ferdinands III. und der Marie Anna von Spanien, am 9 Jun. 1640 geboren, ward 1655 zum Könige von Ungarn, 1658 zum Könige von Böhmen und 1659 zum deutschen Kaiser erwählt. Bei seiner Thronbesteigung mußte er versprechen, Spanien keine Hülfe gegen Frankreich zu leisten. Damals ward Deutschland von den Türken bedroht; sie hatten die kaiserlichen Truppen geschlagen und Mähren verwüstet, weil der Kaiser fortwährend den Fürsten von Siebenbürgen, Ragozi, unterstützte, welcher letztere schon seit sechs Jahren aufgehört hatte, der ottomanischen Pforte den jährlichen Tribut von 200,000 Gulden zu bezahlen. Montecuculi, Leopolds Feldherr, von einem Corps von 6000 Mann auserlesener französischer Truppen, welche von Coligni und Feuillade angeführt wurden, unterstützt, schlug die Türken 1665 bei St. Gotthard. Weit entfernt, einen so vollständigen Sieg gehörig zu benutzen, eilten die Sieger, mit den Besiegten Friede zu machen, und Ragozi blieb der Pforte zinsbar. Dabei hatten die kaiserlichen Minister ihre besondern Absichten. Oesterreichs Finanzen waren ruinirt, Ungarn sollte gänzlich unterworfen werden; auch erregte der Ruhm, welchen sich in diesem Kriege die französischen Waffen erworben hatten, den Neid Oesterreichs. Es ward also ein Waffenstillstand auf zwanzig Jahre geschlossen. Nun beschäftigten die Angelegenheiten Ungarns des Kaisers ganze Aufmerksamkeit: die Magnaten dieses Landes wollten nicht allein ihre Privilegien behaupten, sondern strebten danach, sich von der österreichischen Oberherrschaft ganz frei zu machen und einen König aus ihrer Nation zu erwählen. Diese Unternehmung kostete Serin, Frangipani, Nadasti und vielen andern Ungarn das Leben. Nun stellte sich Tökeli an die Spitze der Unzufriedenen und ward von den Türken für einen jährlichen Tribut von 40,000 Zechinen zum König von Ungarn erwählt. Tökeli rief die Türken in das deutsche Reich; diese fielen mit einem Heere von 200,000 Mann über Oesterreich her, eroberten die Insel Schurl und belagerten Wien 1683. Eben, als sich die Stadt ergeben wollte, eilte ihr Johann Sobieski zu Hülfe; die Türken wurden in ihren Verschanzungen angegriffen und gänzlich geschlagen. Ein panisches Schrecken hatte sich des Großvezirs Mustapha bemächtigt: er floh, und überließ sein Lager dem Sieger. Nach dieser Niederlage verloren die Türken eine Schlacht nach der andern und die Kaiserlichen eroberten alle von den Türken genommenen Städte wieder. Leopold ließ die ungarischen Aufrührer, welche er für die Ursache der Gefahren hielt, welche Deutschland bedroht hatten, mit Strenge bestrafen. Auf öffentlichem Markte ward ein Blutgerüst errichtet, auf welchem man 1687 diejenigen Rebel-

hinrichtete, deren Tod zur Begründung des Friedens nothwendig schien. Das wichtigste Resultat der fortdauernd strengen Maßregeln war, daß Ungarn, welches bis dahin noch ein Wahlreich war, auf dem Reichstage zu Preßburg (1687) als erblich für den ganzen österreichischen Mannsstamm erklärt, und der älteste Prinz des Kaisers, Joseph, ohne vorgängige Wahl als König von Ungarn gekrönt wurde. Siebenbürgen unterwarf sich dem österreichischen Hause ganz. — Mit Frankreich führte Leopold drei Kriege, in welchen allen es ihm gelang, die deutschen Fürsten in sein Interesse zu ziehen, und diese Kriege für Reichskriege erklären zu lassen. Der erste begann 1672 in Verbindung mit Spanien und Brandenburg, um den von Frankreich und England angegriffenen Holländern beizustehen, war für den Kaiser und das Reich nicht glücklich und endigte durch den Frieden zu Nymwegen (den 5 Februar 1679). Der zweite Krieg wurde durch das mit Holland und Spanien 1686 zu Augsburg wider Frankreich geschlossene Bündniß veranlaßt; die Pfalz wurde in diesem Kriege von den Franzosen fürchterlich verwüstet. Die deutschen Waffen waren größtentheils glücklich, und Frankreich gab im Frieden zu Ryswick (den 30. October 1697) alles, was es seit 1680 von Deutschland losgerissen (reunirt) hatte, zurück, trat auch Breisach, Freiburg, Kehl, Philippsburg und einige kleinere Festungen an Deutschland ab. Der Herzog von Lothringen, ein naher Verwandter des Kaisers, erhielt sein Land, aus welchem Ludwig XIV. seine Familie (1670) vertrieben hatte, wieder. Den dritten Krieg unternahm Leopold (1702), um seinem zweiten Sohne Carl die Thronfolge in Spanien zu verschaffen. Er starb aber im Laufe dieses Krieges am 5. Mai 1705. Sein Tod bewirkte weder in Ansehung des Krieges, noch in der Verfassung Deutschlands die geringste Veränderung, da Leopolds ältester Sohn Joseph bereits 1690 als römischer König gekrönt worden war, und den Krieg mit größerer Thätigkeit fortsetzte. — Leopold war als der jüngste der vier Söhne Ferdinands III. zum geistlichen Stande bestimmt, und dieser Bestimmung gemäß erzogen worden. Daher kam seine große Anhänglichkeit an die Geistlichen, eine gewisse Furchtsamkeit in seinem Benehmen, und die Nachsicht gegen seine Minister, denen er die Geschäfte ganz überließ. Alle Zweige der Staatsverwaltung kamen unter ihm in Verfall. Er besaß viel Herzensgüte, aber schwache Geisteskräfte, war grausam aus Religionseifer gegen die Protestanten, bis zur Verschwendung wohlthätig gegen dürftige Müßiggänger, und in seinem Privatleben bis zur Uebertreibung einförmig. Der kaiserlichen Würde verschaffte er wieder Ansehn und Einfluß in Deutschland. Er erhob während seiner Regierung dreizehn gräfliche Häuser in den Reichsfürstenstand; es gelang ihm, wie schon oben erwähnt worden, seine Kriege jedesmal zu Reichskriegen zu erklären; er ertheilte, ungeachtet vieler Widersprüche, dem Hause Braunschweig-Hannover die neunte Churwürde, und erkannte den Churfürsten von Brandenburg, Friedrich, als König von Preußen an. Leopold liebte die Musik mit wahrer Leidenschaft und componirte selbst. Nachdem er in seiner Todesstunde schon sein letztes Gebet verrichtet hatte, ließ er noch einmal seine Musiker eintreten und verschied unter dem Klange der Instrumente. Von seinen drei Gemahlinnen hatte er drei Söhne: Joseph (1678 geboren), welcher ihm folgte; Leopold Joseph (1682 geboren), der aber schon in einem Alter von zwei Jahren starb; und Carl, Erzherzog von Oesterreich (1685 geb.), der auch nachmals Kaiser wurde.

Leopold II., einer der menschenfreundlichsten, kenntnißreichsten und geliebtesten österreichischen Fürsten, geboren am 5. Mai 1747, ward nach seines Vaters, des Kaisers Franz, Tode (1765), Großherzog von Toscana. Während einer 25jährigen Regierung schuf er dieses Land um. Durch Beförderung des Ackerbaues, Belebung der Landwirthschaft, Emporbringung der Manufacturen und des Handels, Verbesserung der Landstraßen u. s. w. hob er den Wohlstand seiner Unterthanen, so wie er durch Aufhebung der Inquisition (1787), Anlegung der Besserungshäuser, und sein vortreffliches Criminalgesetzbuch, für die Moralität derselben wirkte. Leopolds Staatswirthschaft in Toscana war musterhaft; er selbst zeigte keinen Hang zum Luxus, war populär und menschenfreundlich. Früher als sein Bruder Joseph, aber behutsamer als dieser, unternahm er Reformen in Kirchensachen, zum großen Mißfallen des benachbarten römischen Hofes. Nach dem Tode seines Bruders, Joseph II., wurde er auf den Kaiserthron gerufen. Die mißliche Lage, in welcher er die österreichischen Erbstaaten fand, ist bekannt. Mitten unter den glänzendsten Ceremonien der Huldigungen und Krönungen, ging er, in Folge der mit Preußen (d. 27. Juli 1790) geschlossenen reichenbacher Convention, mit den Türken einen Waffenstillstand ein, auf welchen im Jahre nachher der Friede zu Szistowe folgte, worin Oesterreich alle gemachten Eroberungen an die Türken zurückgab. Die empörten Niederländer, die Leopolds Vorschläge nicht geachtet hatten, wurden noch vor Ende des Jahres durch die Waffen zum Gehorsam gebracht, doch bewilligte ihnen Leopold alle ihre alten Vorrechte und die Wiederherstellung vieler von Joseph aufgehobenen kirchlichen Einrichtungen. Leopold dämpfte die unruhigen Bewegungen in Ungarn, und stellte ein friedliches Verhältniß mit Preußen wieder her. Durch Verbesserung der Justiz, Polizei und der öffentlichen Erziehung, durch Niedersetzung einer Gesetzcommission sorgte er für seine neuen Unterthanen. Der rasche Fortgang der Revolution in Frankreich beunruhigte auch ihn. Er schloß daher 1791 die bekannte pillnitzer Convention mit Preußen, in welcher erklärt wurde, daß die Lage des Königs von Frankreich als eine Sache betrachtet werden solle, die ein allgemeines Interesse für alle Souveräne von Europa habe. Vieles, was Josephs rascher Geist zu frühzeitig zerstört hatte, baute er wieder auf, nicht, wie sonst wohl geschieht, um nur das Gegentheil zu thun, sondern, um den Forderungen des Zeitgeistes mit kluger Mäßigung nachzugeben und ihn zu leiten. Aber mitten unter den Hoffnungen seiner Völker, eben da die Augen aller Menschenfreunde auf ihn gerichtet waren, und die Leitung der Staatsangelegenheiten in der gefährlichsten Periode, die vielleicht jemals war, von ihm erwartet wurde, erscholl die Nachricht von seinem Tode (den 1. März 1792). Der große und allgemeine Eindruck, den dieser Todesfall verursachte, war die schönste Lobrede auf den Kaiser. Schon als Großherzog von Toscana hatte sich Leopold als einen der edelsten Regenten gezeigt. Wenn man lieset, was er that, wie er über Regentenpflichten und Regentenweisheit sprach und sie ausübte, wie seine Aufmerksamkeit sich auf sich selbst und alle Theile der Staatsverwaltung erstreckte: so scheint es, als läse man einen Regentenspiegel, worin ein weiser Mann den Herrschern in einer Geschichte zeigen wolle, welche Pflichten ihnen obliegen und wie sie diese erfüllen können. Ein redlicher Diener des Staats verläßt einen zeitherigen Posten nicht eher, als bis er Rechenschaft von seiner Verwaltung abgelegt hat; Leopold hatte seine hohe Regentenwürde niemals anders als ein Amt

angesehen, und dies auch laut ausgesprochen. Jetzt krönte er die schöne Reihe von fünf und zwanzig segensvollen Jahren mit dem preiswürdigsten Benehmen. Er, der oberste der Monarchen, legte denen, die von der Vorsehung seinem Scepter anvertraut waren, und allen Bewohnern der Erde, die ein Interesse daran haben konnten, genaue Rechenschaft ab von der Verwaltung seines großen und schweren Fürstenberufs, zu welchem er von der Vorsehung bestimmt war, und widerlegte durch seine königliche That die engherzige Klugheit derer die aus der Verwaltung des Staats dem Staate ein Geheimniß machen.

Leopold I., Fürst von Dessau, ein berühmter preußischer Feldherr, der noch jetzt unter dem Namen des alten Dessauers bei der preußischen Armee in lebendigem Andenken ist, wurde 1676 geboren, und zeigte schon in seiner frühesten Jugend, in welcher man ihn dem Civilstande zu widmen gedachte, den unwiderstehlichsten Hang zum Militär. In seinem zwölften Jahre gab ihm Kaiser Leopold I. ein Regiment, und in seinem sechszehnten erhielt er das Regiment seines Vaters, welcher preußischer Generalfeldmarschall und Gouverneur von Berlin war. Nachdem er zwei Jahre gereiset war, machte er 1696 seinen ersten Feldzug am Rhein. Im spanischen Erbfolgekriege zeigte er sich als einen überaus klugen, tapfern und beharrlichen General, und in der Schlacht bei Hochstädt erwarben sich die Preußen unter seiner Anführung den Ruhm, durch ihre Tapferkeit einen großen Antheil an dem erfochtenen Siege zu haben. Nicht minder tapfer focht er das Jahr darauf als Anführer der preußischen Kriegsvölker in Italien. Nachdem ihm späterhin das Commando der Preußen in den Niederlanden übertragen worden war, ward er 1712 Generalfeldmarschall und geheimer Kriegsrath. Bald darauf starb der König, dessen Nachfolger, Friedrich Wilhelm I., ihm so zugethan war, daß er fast stets um denselben sein mußte; auch war er durch seine Mutter (eine Schwester der ersten Königin von Preußen) nahe mit dem preußischen Hause verwandt. Der König zog mit ihm wider die Schweden zu Felde; allein Leopold war der eigentliche Heerführer, und erntete auch hier die Lorbeeren ein. Nach dem Tode seines königlichen Freundes schenkte ihm Friedrich II. ein gleiches Zutrauen. Er gab ihm, als er seinen ersten Feldzug gegen Schlesien unternahm, das Commando über die Armee, welche die brandenburgischen Lande wider einen befürchteten, jedoch nicht erfolgten, Einfall von Hannover decken sollte, und 1742 das Commando in Schlesien. Bei dem neuen Einfalle in Böhmen, 1744, stand Leopold mit einer Armee bei Magdeburg, welche er nachher nach Schlesien führte, wo er bei der Abwesenheit des Königs commandirte, das Jahr darauf das österreichische Corps, das in Schlesien einzubrechen drohte, zum schleunigen Rückzuge zwang, endlich (da der Friede dieses Jahr nicht zu Stande kam, vielmehr dem Könige neue Gefahren drohten) von Magdeburg aus über Leipzig bis gegen Dresden vordrang, und am 5. December den Sachsen die blutige Schlacht bei Kesselsdorf lieferte, worauf Dresden in preußische Hände fiel, und der Krieg durch den dresdner Frieden beendigt wurde. Leopold begleitete dann den König nach Berlin, und ging einige Zeit darauf nach seiner Residenz zurück, wo er, so oft er nicht im Felde war, besonders in Rücksicht auf Landesökonomie und Anlegung nützlicher Baue, für sein Land Sorge trug. Hier starb er den 6. April 1747 am Schlagflusse. Er war zuletzt königlich preußischer und zugleich Reichsgeneralfeldmarschall, auch Gouverneur von Magdeburg. Mit seiner Gemahlin, Anna Föhsin, einer Apothekerstochter aus Dessau

die 1701 in den Reichsfürstenstand erhoben worden war, hat er neun Kinder gezeugt, und in einer vollkommen glücklichen Ehe gelebt. Die Sitten dieses Fürsten waren rauh, oft sogar pöbelhaft; aber sein Character war brav und populär, so wie er selbst, besonders bei der Armee, außerordentlich beliebt.

Leopold (Georg Christian Friedrich), Prinz von Sachsen-Coburg-Saalfeld und Witwer von der Prinzessin Charlotte von Wales, der präsumtiven Erbin des brittischen Reichs, ist der zweite Bruder des regierenden Herzogs von Coburg, Ernst, und den 16. December 1790 geboren. Er empfing die sorgfältigste Erziehung, ward, als die Vermählung seiner Schwester Anna Feodorowna mit dem Großfürsten Constantin das coburgsche Haus mit Rußland innig verband, als General im russischen Heere angestellt, und befand sich 1806 mit seinen Aeltern in Saalfeld, als der unglückliche Krieg sich über Norddeutschland bis an die Grenzen Rußlands verbreitete. Als 1808 der regierende Herzog nach Rußland reisete, nahm für diese Zwischenzeit Prinz Leopold an den Regierungsgeschäften Theil; in demselben Jahre begleitete er den Kaiser von Rußland auf den Congreß nach Erfurt. Nur die äußersten Drohungen Napoleons konnten ihn dahin bringen, im Jahre 1810 seine Stelle im russischen Heere niederzulegen. Mit so größerm Eifer widmete er sich von jetzt an den Angelegenheiten seines Hauses, den Künsten und Wissenschaften. Unter andern unterhandelte und schloß er 1811 zu München mit dem besten Erfolge einen Grenzvertrag mit Baiern. Um sich der Beobachtung der französischen Regierung einigermaßen zu entziehen, begab sich der Prinz 1812 nach Wien, Italien und der Schweiz. Inzwischen hatte sich die Lage der Sachen plötzlich geändert. Während zu Anfange des Jahres 1813 der regierende Herzog zu seinem königlichen Freunde nach Berlin eilte, sandte er seinen Bruder Ferdinand nach Wien, und seinen Bruder Leopold nach München. Letzterer ging von dort im Februar nach Polen zum Kaiser Alexander und erstattete dort Bericht von dem Zustande des französischen Heers und der Stimmung in Deutschland. Er blieb jetzt bei dem russischen Heere, machte mit demselben den ganzen Feldzug bis zur Einnahme von Paris mit, entwickelte während desselben bei unzähligen Gelegenheiten eben so viel Feldherrntalent als persönliche Tapferkeit; begleitete dann die Monarchen nach England, verweilte dort bis Ende Juli, und begab sich zu Anfang Septembers zum Congreß nach Wien. Von dort ging er nach Bonaparte's Rückkehr zur Rheinarmee, welche bald zum zweiten Male in Paris einzog. Hier hielten ihn Familienangelegenheiten einige Zeit zurück, worauf er sich über Coburg nach Berlin verfügte. Dort meldete ihm eine Einladung des Prinzen Regenten von England die hohe Bestimmung, zu der er berufen sei. Seine Vermählung mit der Prinzessin von Wales ward den 2. Mai 1816 vollzogen. Aber nur zu bald zerstörte der Tod dieser Fürstin die schönen Hoffnungen, welche die englische Nation mit Recht auf ihn gebaut hatte.

Lernäische Schlange (Lernaea Hydra), eine ungeheure Schlange, vom Typhon und der Echidna erzeugt, wurde in dem Sumpfe Lerna erzogen und verwüstete die umliegende Gegend. Sie hatte hundert Köpfe, von welchen der mittelste unsterblich war. Herkules bekam vom Eurystheus den Auftrag sie zu tödten. Er verband sich zu diesem Endzwecke mit dem Jolaus, und beide trafen die Schlange auf einem Hügel bei den Brunnen der Amymone in ihrem Lager an. Herkules verjagte sie daraus mit seinen Pfeilen, ergriff sie mit den

Händen, und fing an, ihr mit seiner Keule die Köpfe abzuhauen. Aber zu seinem Erstaunen kamen an der Stelle jedes abgeschlagenen Kopfes zwei neue hervor. Außerdem schickte Juno der Hydra noch einen ungeheuern Krebs zu Hülfe, welcher den Herkules an den Füßen verwundete. Diesen erschlug er und befahl darauf dem Iolaus, einen nahe gelegenen Wald in Brand zu stecken. Beide fuhren darauf jedesmal mit glühenden Bränden über die Stelle eines abgehauenen Kopfes hin, wodurch die Wunden ausgebrannt, und verhindert wurde, daß ein neuer Kopf aufsprießen konnte. So schlug Herkules endlich alle Köpfe ab, bis auf den unsterblichen, welchen er in die Erde vergrub und mit einem großen Felsenstücke bedeckte. Nachdem dies geschehen, tauchte er seine Pfeile in das giftige Blut des Ungeheuers, um damit unheilbare und tödliche Wunden machen zu können. Nach andern Sagen soll sich Herkules bei diesem Kampfe eines goldenen, sichelförmigen Schwerts bedient haben; auch soll die Hydra geflügelt gewesen sein.

Lesbos, jetzt Metelin oder Metalnie (von der ehemaligen Hauptstadt Mitylene), eine griechische Insel in dem nördlichen Winkel des Aegeischen Meers (des Archipelagus), an der asiatischen Küste, der Sage nach von Lesbos, einem Sohne des Lapithas und Enkel des Aeolus gegründet. Dieser führte auf den Rath des Orakels eine Colonie hierher, heirathete daselbst die Methymna, des Makareus Tochter, und erhielt mit ihr die Herrschaft über die Hälfte der Insel, welcher er, nachdem sie vorher Isa, dann von den Pelasgern Pelasgia geheißen hatte, den Namen Lesbos gab. Sie hat einen Umfang von ungefähr 1100 Stadien, oder 41 französischen Meilen. An Bäumen trug die Insel besonders Buchen, Cypressen und Fichten; es ward ein gemeiner Marmor auf derselben gebrochen, und die Ebenen hatten Ueberfluß an Getreide. Auch fand man warme Quellen, Achate und verschiedene Edelsteine. Das vornehmste und einträglichste Erzeugniß der Insel war jedoch der Wein, den man in vielen Ländern allen andern griechischen Weinen vorzog. Noch jetzt wird das dortige Baumöl und die Feigen zu den besten im Archipel gerechnet. Es befanden sich neun, meist blühende Städte auf derselben, von denen die vornehmsten Mitylene, Pyrrha, Methymna, Arisba, Eressus und Antissa hießen. Noch in unsern Zeiten sind auf derselben 120 Dörfer gezählt worden. Ursprünglich wurde die Insel von Aeoliern bevölkert, welche aus einer unbedeutenden Monarchie eine mächtige Demokratie bildeten. Sie machten hierauf nicht blos auf dem festen Lande und dem ehemaligen Gebiete von Troja große Eroberungen, sondern widerstanden auch den Athenern unter ihrem Tyrannen Pittacus. Dann wurde Lesbos von Samos, und darauf von den Persern sehr beunruhigt, deren Oberherrschaft sie endlich anerkennen mußte. Nach der Schlacht bei Mycale schüttelte sie das persische Joch ab und ward Athens Bundesgenossin. Während des peloponnesischen Krieges trennte sie sich mehr als einmal von Athen, wurde aber immer wieder zum Gehorsame zurückgebracht. Eine unbedeutende Veranlassung führte die nachtheiligsten Folgen für diese Insel herbei. Ein vornehmer Bürger von Mitylene verbreitete, aus Erbitterung, daß mehrere reiche Einwohner seinen Söhnen ihre Töchter zur Ehe versagt hatten, Zwietracht in der Stadt, beschuldigte sie laut und öffentlich, daß sie ein Bündniß mit den Lacedämoniern schließen wollten, und erregte durch diese falsche Beschuldigung eine solche Aufmerksamkeit in Athen, daß dieses eine Flotte gegen Lesbos abse-

geln ließ. Die nächsten Städte, Methymna ausgenommen, bewaffneten sich zum Schutze ihrer Hauptstadt, wurden aber in kurzer Zeit bezwungen, Mitylenens Mauern geschleift, seine Schiffe weggenommen und tausend der reichsten Einwohner getödtet. Nur das Gebiet von Methymna blieb verschont. Die Insel selbst ward hierauf in dreitausend Theile zerstückelt, von denen dreihundert dem Dienste der Götter geweiht, die übrigen aber unter athenienſische Bürger vertheilt und von diesen wiederum an die alten Eigenthümer verpachtet wurden. Nichts desto weniger erholten sich die Städte von Lesbos bald wieder. Uebrigens waren die Lesbier wegen ihrer ausschweifenden Sitten sehr berüchtigt, so wie denn auch die ganze Insel als der Sitz des Vergnügens und der Zügellosigkeit betrachtet wurde. Zugleich aber standen sie in dem Rufe der feinsten Lebensart und der ausgezeichnetsten Geistescultur. Auch hatten Poesie und Musik daselbst große Fortschritte gemacht. Besonders berühmt war die lesbische Schule der Musik, deren Ursprung auf folgende Weise erzählt wird. Nachdem Orpheus von den Bacchantinnen zerrissen, und Haupt und Leier desselben in den Fluß Hebrus geworfen worden, ward beides von den Wellen an das Ufer von Methymna getrieben. Während dessen ließ Orpheus Mund rührende Klagetöne hören, und die Leier, vom Hauche des Windes bewegt, begleitete dieselben. Die Methymnier begruben daher das Haupt und hängten die Leier in Apollos Tempel auf. Dafür ward ihnen, nach der Sage, von diesem Gotte das Talent zur Musik verliehen. In der That brachte Lesbos eine Reihe vorzüglicher Tonkünstler hervor, welche alle Musiker Griechenlands übertrafen. Unter diesen zeichneten sich insbesondere Arion von Methymna und Terpander von Antissa aus, so wie unter den lyrischen Dichtern Alcäus und Sappho als die vornehmsten genannt werden. Auch war der berühmte Pittacus, einer der sogenannten sieben Weisen, und späterhin die Philosophen Theophrast und Theophanes (der Busenfreund des großen Pompejus) und die Geschichtschreiber Hellanicus, Myrtilus u. a. auf dieser Insel geboren. Sie ward oft von auswärtigen Gelehrten zum Aufenthalte erwählt, und Epikur und Aristoteles hielten daselbst sogar Vorlesungen.

Lesemethoden. Lesen ist eine Kunst, zu der man, weil sie das Hauptmittel aller weitern Bildung ist, nicht schnell genug kommen kann. Daher ist man seit mehrern Jahrhunderten darauf bedacht gewesen, schnell und leicht zum Zwecke führende Lesemethoden zu erfinden. Schon im 17. Jahrhunderte unterschieden die Schulmänner in Portroyal bei Paris die Aussprache und Benennung der Consonanten, und von den berühmten Pädagogen des 18. Jahrhunderts hat keiner die Erleichterung des Lesenlernens aus der Acht gelassen. Das ärgerliche Buchstabiren, das Basedow durch gebackene Buchstaben zu versüßen suchte, wurde durch diese Bemühungen allmählig beseitigt. An der von dem Director Plato bei der Freischule in Leipzig eingeführten Lesemaschine lernen die Kinder mit oder ohne Buchstabiren auf eine unterhaltende Weise Worte zusammen aussprechen. Diese, mit Unrecht unter die Maschinen gerechnete, einfache Vorrichtung besteht aus einer schrägstehenden mit hervorragenden Leisten als Zeilen versehenen Tafel, welche an der Wand befestigt auf einem schmalen Kasten ruht, der wie der Letternkasten des Setzers eben so viel Abtheilungen hat, als es große und kleine Buchstaben gibt. Sie wird umso brauchbarer, je gewandter der

Lehrer aus den im Kasten aufbewahrten, einzeln auf Pappe geklebten Buchstaben die zur Zusammensetzung eines auszusprechenden Wortes gehörigen, ohne Verzug zu finden, zwischen die Leisten nach einander einzuschieben und dadurch die Entstehung des Wortes anschaulich zu machen weiß. Auch lassen sich sonst noch manche nützliche orthographische und sogenannte Verstandesübungen dabei anstellen. Dieses äußere Hülfsmittel des Leseunterrichts machte jedoch die zwischen 1801 und 1803 erfundenen neuen Lesemethoden nicht überflüssig. Ungefähr gleichzeitig traten in diesen Jahren der Professor Olivier in Dessau und der baiersche Schulrath Stephani mit ihren Lesemethoden auf, die in dem Grundsatze übereinstimmten, daß die Lesekunst auf der Kenntniß des jedem Buchstaben eigenthümlichen Lautes beruhe, weshalb dieser eigentlich zu lernen und dann erst der gewöhnliche Name des Buchstaben anzugeben sei. Olivier hat das Eigene, daß er den Consonanten, um so hörbar zu machen, ein kurzes e, wie das hebräische Schwa, beifügen läßt; Stephani aber dringt darauf, daß jeder Buchstabe ohne Zusatz eines Hülfslautes mit dem ihm eigenthümlichen Laute in völliger Reinheit ausgesprochen und z. B. bei b kein ez bei k kein a, bei o kein au, bei z kein et u. s. w. hörbar werde, daher seine Methode die Laut- oder Lautirmethode heißt. Sie ist unstreitig einfacher, als die Oliviersche, und daher viel häufiger, als diese, in Volksschulen eingeführt worden. Durch systematische Ordnung und Genauigkeit in der Aufeinanderfolge der Uebungen unterscheidet sich aber von beiden die auf ähnlichen Grundsätzen beruhende Lesemethode des Schuldirectors Krug in Zittau. Krug und der ihm nachfolgende Zeller benennen die Buchstaben nach den dabei thätigen Sprachwerkzeugen (z. B. b. sanfter Lippenschluß, d Zahnlautzeichen, s Zischlautzeichen, r Schnurrlaut, Blaslaut ꝛc.) und halten streng darüber, daß das Kind jeden Schritt beim Lesenlernen mit Bewußtsein dessen, was es verrichtet, vorwärts thue und sich mit dem Mechanismus dieser Kunst zugleich die Tugenden der Stätigkeit, Ordnungsliebe und Genauigkeit im Denken und Handeln, durch den Geist der Methode aneigne. Ob ihr nun gleich ziemlich allgemein der Vorwurf einer allzu ängstlichen Sorgfalt im Kleinen, und daher für Lehrer und Lernende beschwerlichen und weitläufigen Ausführung gemacht wird, so hat doch die Erfahrung in öffentlichen Schulen gezeigt, daß die Stephanische Methode zwar schneller, die Krugsche aber desto gewisser zum Ziele führt, und auch Schüler von geringen Anlagen zu einem durchaus richtigen, deutlichen und in der Accentuation gefälligen Vortrage bringt. Mag man indes auch in der Theorie einer Methode vor der andern den Vorzug geben wollen, so wird es doch bei der practischen Anwendung hauptsächlich auf das Geschick und den Sinn des Lehrers ankommen und zur Einführung in eine bestimmte Schule diejenige Methode allemal die angemessenste sein, deren der vorhandene Lehrer am meisten mächtig ist. E.

Lesüeur (Jean-François), ein berühmter französischer Componist, ist geboren 1766. Er begann seine musikalischen Studien zu Amiens, und nachdem er hier seine gelehrte und musikalische Bildung vollendet hatte, bekleidete er nach und nach an verschiedenen Domkirchen Frankreichs die Stelle eines Capellmeisters, bis er endlich in gleicher Eigenschaft in Paris angestellt wurde. Lesüeur hat nicht allein gegen 20 Stücke für die Kirche gearbeitet, sondern auch die große Oper ist von ihm mit 5 Opern, unter denen die öffentliche

Stimme Werke des ersten Ranges gefunden hat (insbesondere die Barden) bereichert worden. Das Markige, welches seinem Style ganz besonders eigen ist, hatte ihm die Gunst Napoleons in dem Maße erworben, daß derselbe ihn nicht blos zum Nachfolger Paesiello ernannte, sondern ihm auch eine goldene Tabaksdose überreichen ließ, welche die Aufschrift erhielt: „Der Kaiser der Franzosen dem Componisten der Barden.“ Auch als Verfasser mehrerer theoretischer Werke über die Musik hat sich Lesueur bekannt gemacht, und seit langer Zeit beschäftigt er sich mit einem sehr ausführlichen Werke, welches den Titel führen wird: Traité général sur le caractère mélodique de la musique théâtrale et imitative. Seine dramatischen Compositionen sind: la Caverne; Paul et Virginie; Telemaque; la mort d'Adam und les Bardes. Die letztere Musik gab Veranlassung, daß man dem Componisten vorzugsweise Genie für die Darstellung des einfach Erhabenen beilegen zu müssen glaubte. Lesueur hat darin versucht, durch kraftvolle und ungewöhnliche Harmonien den Eindruck zu vergegenwärtigen, den seine Zuhörer bei dem Lesen des Ossian empfunden hatten.

Lesueur (Eustache), einer der größten Mahler der Franzosen, geboren zu Paris im Jahre 1617, erhielt den ersten Unterricht in der Zeichenkunst von seinem Vater, einem Bildhauer, und kam dann frühzeitig in die Schule des Simon Vouet, des eigentlichen Stifters der französischen Mahlerschule. Er zeichnete sich bald durch mehrere Gemählde, die er in ächt italienischem Styl componirt hatte, aus; allein sein Ruhm wurde erst später durch die Reihe von Gemählden, die er für die Carthäuser in Paris verfertigte, sein Hauptwerk, völlig gegründet. In 22 Bildern stellte er die Hauptscenen aus dem Leben des heil. Bruno, des Stifters dieses Ordens, dar, und endigte diese 1649 begonnene Arbeit binnen 3 Jahren. Noch während dieser Beschäftigung im Jahre 1650 mahlte er für die Goldschmiedegilde die Predigt des Apostel Paulus zu Ephesus, ein Gemählde, welches der Kirche Notre Dame zum Geschenk gemacht, und späterhin alle Jahre am ersten Mai daselbst öffentlich aufgestellt wurde; im folgenden Jahre zwei Vorstellungen aus dem Leben des heil. Martin und andere Bilder. Unter seine vorzüglichsten spätern Arbeiten gehören verschiedene mythologische Vorstellungen, die er im Hotel Lambert mahlte. Sie enthalten Scenen aus dem Leben des Amor, welche man im sogenannten Cabinet der Liebe sieht, und die Musen nebst Apollo im Saale der Musen. Bald nach Vollendung dieser Arbeit raffte ihn der Tod im 38. Jahre seines Alters hinweg. Zu große Liebe für die Kunst, zu anhaltendes Studium und zu angestrengter Fleiß hatten die Lebenskraft des jungen Künstlers frühzeitig aufgezehrt, und waren die Ursachen seines Todes. Ohne in das Lob einzustimmen, welches diesem Künstler von seinen Landsleuten ertheilt wird, indem sie ihn den französischen Raphael nennen; so ist noch unleugbar, daß Lesueur ein Mahler von ausgezeichnetem Talent und von großen Verdiensten gewesen ist. Seine Ideen sind edel und erhaben, seine Composition ist einfach, überlegt und wohlgeordnet; die Zeichnung ist richtig, in gutem Geschmack, und beweiset sein fleißiges Studium der Antike und der größten italienischen Meister, besonders des Raphael; seine Gewänder sind künstlich, in großem Styl und wahr behandelt. Der Ausdruck seiner Figuren ist voller Lebhaftigkeit und Charakter, ihre Stellungen sind mannichfaltig, und nichts Manieirtes daran zu bemerken. Er arbeitete mit ungemeiner Fertigkeit und

Freiheit des Pinsels, seine Farbengebung ist lieblich und einfach, nur fehlt dem Colorit hinlängliche Wahrheit und Kraft, daher seinen Bildern eine gewisse Einförmigkeit, hie und da auch wohl zu große Zierlichkeit zur Last gelegt werden kann. Daß Lesueur die hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht hat, welche man in seinen Werken findet, ist um so bewundernswürdiger, als er nie sein Vaterland, ja kaum seine Vaterstadt verlassen, sich also nur nach den wenigen, daselbst vorhandenen Vorbildern der Antike und der italienischen Schule gebildet hat. Raphael hat er vornehmlich nach den Kupferstichen des Marc Anton studirt. Lesueur ist wegen seiner Bildung als der eigentliche Repräsentant der französischen Schule zu betrachten, denn Poussin, der noch über ihm steht, gehört doch mehr den Italienern, als den Franzosen an. Lesueur war ein Mann von sanftem, aufrichtigem Charakter, und wurde auch deshalb von Jedermann geachtet, ungeachtet die Eifersucht seines Nebenbuhlers Lebrün, der in der Kunst den Ton angab und den Geschmack tyrannisirte, seinen Ruhm bei Lebzeiten nie ganz emporkommen ließ. B-L.

Lessing (Gotthold Ephraim), geboren den 22. Januar 1729 zu Kamenz, wo sein Vater Prediger war. Er war es, der zu einer Zeit, wo deutsche Kunst und Wissenschaft in die entscheidenste Plattheit versunken waren, mit gewaltiger Kraft und schneidender Schärfe des Geistes das Nichtige in seiner Nichtigkeit darstellte, der Erste unter den Deutschen, der den universellen Geist der Forschung und Kritik zeigte, welcher in Wissenschaft und Kunst die Eigenthümlichkeit unsers Volkes macht. Was gleichzeitig mit ihm Winckelmann und Klopstock leisteten, beschränkte sich zu sehr auf abgeschlossene Sphären, um ein neues Leben in der Literatur, mit der hierzu nöthigen Vielseitigkeit, aufzuregen. Fast in allen hat er ausgezeichnet gewirkt; allein wie er sich selbst nie für einen Dichter gehalten hat, so sind auch seine Trauer- und Lustspiele eigentlich nur Exempel, kalt und besonnen, ohne eigentlich schöpferische Dichterwärme, zu Belegen seiner Ansichten über Theater und dramatische Kunst ausgearbeitet. Seine Philosophie ist im Ganzen nur Fragment geblieben. Die Resultate seiner Kunstbetrachtungen und Untersuchungen erscheinen bei der Geistestiefe, womit in den neuesten Zeiten der Deutsche dieses Feld allseitig durchdrungen, oft unerheblich, unbegründet und zu sehr mit den Mängeln der damaligen Kunstphilosophie behaftet, welche sich weniger damit befaßte, ein Kunstwerk zu verstehen, d. i. es erst in allen Beziehungen seines lebendigen Organismus durchdringend zu begreifen und in sich aufzunehmen, und dann mit historischem Geiste ihm in dem Gesammtgebiete der Literatur und Kunst seinen Platz anzuweisen; sondern hauptsächlich darauf ausging, das Kunstgefühl, welches dem damaligen Zeitalter zu einem seltsamen Phänomen geworden war, sich zu zersetzen und zu enträthseln. Jedoch trifft diese Bemerkung nicht alles, mehr nur dasjenige, was Lessing früher über Kunst und Poesie schrieb. In sofern hat er allerdings angefangen, den rechten Weg der Kritik zu bahnen; als er auf scharfe Sonderung der Arten und Classen drang, und bei verständigster Bewunderung der Alten auch der Verkündiger der frühern ausländischen Literaturen, der englischen, spanischen und italienischen ward, zugleich aber das hohle Gespenst des französischen Geschmacks in seine Nichtigkeit zurückzuwerfen strebte und einen umfassendern und kräftigern Geschmack erweckte. Man muß über den großen Geist des Mannes erstaunen, welcher bei zahlreichen poetischen Versuchen, tri-

tischen, philosophischen und artistischen Untersuchungen aller Art, auf die umfassendsten theologischen Streitigkeiten einging, und indem er eines Theils jenes Gemisch von positiver und Vernunftreligion, welches man damals unter dem Namen der Aufklärung zu verkaufen anfing, in seiner Erbärmlichkeit darstellte, andern Theils aber in dem Nathan aller positiven Religion den Krieg ankündigte, noch unerreichte Muster der Polemik aufzustellen wußte. Das eigentlich Bleibende und Große in Lessings Schriften, was aber nur durch Selbststudium erkannt werden mag, ist der Styl, seine reine, leichte und doch kräftige Prosa, der reiche Witz, die unendlich rege Lebendigkeit des Geistes, womit er seine Untersuchungen und Speculationen nicht eigentlich lehrt, sondern gleichsam verdeckt mittheilt, und auf diese Weise unwiderstehlich zum Selbstdenken reizt und auffordert. Wir wenden uns zu Lessings Biographie, aus welcher die Eigenthümlichkeit des seltenen Mannes nicht undeutlich hervorleuchtet; zugleich werden wir die wichtigsten seiner Werke nennen, wie er sie in chronologischer Folge geschrieben hat; verweisen jedoch zuvor noch auf das interessante Werk: Lessings Gedanken und Meinungen, aus dessen Schriften zusammengestellt und erläutert von F. Schlegel, 3 Thle., Leipzig, 1804. Von letztern ist auch ein sehr guter Aufsatz in dem ersten Theile der Charakteristiken und Kritiken. Mehr in Hinsicht der factischen Umstände und der äußern Verhältnisse, unter welchen Lessing lebte, ist zu nennen: Gotthold Ephraim Lessings Leben, nebst seinem noch übrigen literarischen Nachlasse von dessen Bruder K. G. Lessing, 2 Theile, Berlin, 1793, und Lessings Biographie in dem Pantheon der Deutschen. — Wenn uns das mannichfach bewegte Leben der Künstler und Gelehrten des Alterthums oder des Mittelalters unendlich anziehend ist, weil wir darin eine Ursache ihres, auch in dem geistigen Gebiete lebendigen und kräftig gesunden Wesens zu entdecken glauben, so ist Lessings Leben aus dem entgegengesetzten Gesichtspuncte interessant. Man sieht, wie dem wissenschaftlichsten Geiste die bloße Wissenschaft nie genügen mag, wie ihm das Leben und dessen mannichfaltige Abwechselungen unentbehrlich sind, und wie in einer Zeit, die Künstler und Gelehrte, als etwas nicht in sie gehöriges, aus sich hinaus in das Gebiet reiner Ideen treibt, jenes unbefriedigte Bedürfniß, werkthätig in die Ereignisse der Außenwelt einzugreifen, in die ganzen Lebensverhältnisse des talentreichen Geistes eine schwankende, sich nirgends gefallende Unruhe bringt. — Nach dem ersten Unterrichte in der Religion, welchen ihm sein Vater, ein Mann von dem strengsten lutherisch christlichen Glauben, gab, hatte er Privatunterricht bei einem gewissen Mylius, Bruder jenes seiner Freigeisterei willen verschrieenen Mylius, mit welchem er später in Leipzig und Berlin, zu nicht geringerer Kränkung seiner Aeltern, in engere Verbindung trat. Ein sonderbarer Zufall ließ ihn in Kamenz Unterricht im Mahlen und Zeichnen bei einem Mahler finden. Als er hierauf in Königsbrück unter dem Rector Heinze die dasige Stadtschule besucht hatte, kam er 1741 auf die Fürstenschule zu Meißen, die er, nachdem er daselbst der griechischen und lateinischen Sprache, so wie der Mathematik mit unbegrenztem Eifer und dem glücklichsten Erfolge obgelegen hatte, 1746 mit einer herkömmlichen Abschiedsrede verließ, welche de mathematica barbarorum handelte. Er bezog die Universität Leipzig, und während er hier, außer Ernesti, keinen andern Lehrer einer besondern Aufmerksamkeit würdigte, fühlte er bald das Bedürfniß, sich durch gymnastische Uebungen jene

Leichtigkeit und Sicherheit des Wesens und Benehmens zu verschaffen, welche dem Gelehrten so oft fehlt. Seine Bemühungen hierin sollen nicht fruchtlos gewesen sein. Keiner Facultätswissenschaft zugethan, und sich schon den mannichfaltigsten literarischen Bestrebungen hingebend, schloß er bald mit dem nachherigen Kreissteuer-Einnehmer Weiße jene Freundschaft, welche beide auf Lebenszeit verband. Disputirübungen, welche er unter Kästner mit dem schon erwähnten Mylius, Zachariä, Heinrich und Joh. Adam Schlegel, hielt, dienten ihm zu einer wissenschaftlichen Gymnastik. Hier machte er auch Bekanntschaft mit der berühmten Neuberin, Directrice einer damals in Leipzig sich aufhaltenden Schauspielergesellschaft, und nahm zugleich Antheil an den Ermunterungen, einer hamburgischen Wochenschrift. Mit Weiße gemeinschaftlich übersetzte er den Hannibal von Marivaux, und brachte den bereits schon auf der Schule angefangenen jungen Gelehrten nunmehr vollendet auf die Neuberische Bühne. Bald bestimmte ihn aber die Unzufriedenheit seiner streng gesinnten Aeltern, welchen des Sohnes Abgeneigtheit gegen jedes Brodstudium, sein Umgang mit Schauspielern, einer damals verrufenen Menschenclasse, kurz sein ganzes Thun und Treiben als höchst strafbar, ja ruchlos erschien, auf einige Zeit in das väterliche Haus zurückzukehren. Aus dieser Zeit sind unter seinen Gedichten noch eine Menge sogenannter Anacreontischer Lieder in einem Aufenthalt verfertigt, wo an Wein und Liebe wenig zu denken war. Von hier kehrte er auf kurze Zeit nach Leipzig zurück; da aber die Neuber einige vorzügliche Mitglieder ihres Theaters, welches Lessingen den Aufenthalt in Leipzig besonders angenehm und wünschenwerth machte, verloren, auch Mylius sich bereits früher nach Berlin begeben hatte, ging er ebenfalls bald dahin. Hier nahm er an einer Wochenschrift des Letztern Antheil, gab mit ihm die Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters, so wie eine Sammlung seiner Gedichte heraus. Aufsehn machte auch der Briefwechsel, in welchen er mit Voltaire gerieth, als ihm dessen Secretär Richter Louvain ein Exemplar von der Vie de Charles XII. aus Freundschaft früher mitgetheilt hatte, als nach des Autors Absicht dies Werk öffentlich bekannt gemacht werden sollte. Lessing ging endlich, dem Wunsche seiner Aeltern zu genügen, nach Wittenberg, wo er mit seinem bereits erwähnten Bruder K. G. Lessing, dem nachherigen Conrector im Chemnitz, in eifrigster und fröhlichster Gemeinschaft studirte, und die Magisterwürde annahm. In dieser Zeit übersetzte er das Werk des Spaniers Huarte von der Prüfung der Köpfe, schrieb eine Kritik der Messiade und faßte den Entschluß eine Uebersetzung derselben in lateinischen Hexametern zu fertigen, um zu beweisen, daß die Sprache in derselben keinesweges so schwer sei, als man behaupten wollte. Hier fertigte er auch seine Verbesserungen und Zusätze zu dem 1750 und 1751 in 4 Quartbänden erschienenen Jöcherischen Gelehrten-Lexicon. 1753 vertauschte er Wittenberg wieder mit Berlin, und weil Mylius nicht länger daselbst bleiben wollte, übernahm er statt seiner den gelehrten Artikel der Vossischen Zeitung. 1753 — 1754 erschien der 2. und 3. Theil seiner kleinen Schriften, so wie auch das erste und zweite Stück seiner theatralischen Bibliothek. 1755 machte er mit Nicolai und Moses Mendelssohn Bekanntschaft, begab sich jedoch einige Zeit nach Potsdam, um dort in ungestörter Einsamkeit sein Trauerspiel Miß Sara Sampson auszuarbeiten. 1755 ging er abermals nach Leipzig, ward mit einem dasigen Kaufmanne, Winkler, bekannt, als dessen Gesellschafter er eine große

Reise antrat; welche aber, da eben der siebenjährige Krieg ausbrach, nur bis Holland fortgesetzt ward. Bei der Rückkehr verbitterte ihm seinen Aufenthalt in Leipzig eine Streitigkeit mit Winkler, welcher sich der beim Antritt dieser Reise gegen Lessing übernommenen Verbindlichkeiten aus Geiz zu entziehen suchte, so daß Lessing deren Erfüllung nicht anders als nach einem Prozesse zu erlangen im Stande war. Er ward jedoch schadlos gehalten durch die Bekanntschaft mit dem berühmten Dichter Kleist, Major in preußischen Diensten, welchen damals Dienstverrichtungen in Leipzig festhielten, und mit dem Freiherrn von Brawe. 1757 fing er mit Nicolai und Moses Mendelssohn an, die Bibliothek der schönen Wissenschaften herauszugeben. Auch begann er seine Virginia, welche später unter dem Namen Emilia Galotti vollendet und bekannt wurde, unstreitig unter sämmtlichen dramatischen Stücken Lessings dasjenige, das am fleißigsten ausgearbeitet ist, und mit Ausnahme des Nathan, welcher in eine ganz andere Sphäre gehört, das geistreichste. Als Kleist 1759 zur Armee abging, und Weiße den Vorsatz gefaßt hatt, nach Paris zu reisen, ging Lessing wieder nach Berlin, wo er mit Mendelssohn und Nicolai die Literaturbriefe herausgab, und 1760 Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften wurde. Nicht lange darauf ward er Secretär bei dem General Tauenzien in Breslau. In Breslau entwarf er Minna von Barnhelm, sein bekanntes militärisches Lustspiel, dem bald zahllose militärische Dramen der Nachahmer folgten. Hier entstand auch seine Schrift: Laokoon, oder über die Grenzen der Poesie und Mahlerei; so wie er auch schon theologische Untersuchungen anstellte. Im Jahr 1765 verließ er Breslau, und wandte sich wieder nach Berlin, um von neuem einzig den Wissenschaften zu leben. Allein bisher an ein freieres, nicht immer sitzendes Leben gewöhnt, wollte ihm dies anfänglich weniger behagen, ja im Mißmuth über seine Lage soll er einmal den Plan gehabt haben, sich an die Spitze einer reisenden Schauspielergesellschaft zu stellen. Zu verwundern ist es daher nicht, daß er 1767 sich nach Hamburg begab, wohin ihn die dasigen Theaterunternehmer unter vortheilhaften Bedingungen einluden, obgleich ihm der Aufenthalt auch hier, wo er seine noch unübertroffene Dramaturgie schrieb, durch Uneinigkeit der Vorsteher und selbstgefällige Ungelehrigkeit der Schauspieler sehr verleidet ward. Zu gleicher Zeit kam er mit Klotz, auf Veranlassung von dessen Schrift: Über das Studium des Alterthums, und einer andern: Über den Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine und ihrer Abdrücke, in den berüchtigten Streit, welchen er mit der literarischen Vernichtung Klotzens endigte. Im höchsten Mißmuthe über seine Lage beschloß er endlich eine Reise nach Italien, und nur der vortheilhafte Ruf nach Wolfenbüttel als Bibliothekar, welchen ihm, auf Veranlassung des Professor Ebert und des damaligen Erbprinzen von Braunschweig, der dasige Hof zukommen ließ, ein Hof, der zu jener Zeit fast der einzige in Deutschland war, wo neben der französischen Literatur auch Liebe und Beförderung für die deutsche gefunden wurde, verhinderte die Ausführung seines Vorsatzes. Er verließ Hamburg im April 1769, um es mit seinen neuen Bestimmungsorte zu vertauschen. Er würde dies schon früher gethan haben, hätte seine Verbindung mit Madame König ihn nicht so lange zurückgehalten. Auf der wolfenbüttler Bibliothek entdeckte er das Manuscript des Ersubstantiators Berengarius von Tours, worin dieser das Werk des Transsubstantiators

lanfrancus widerlegt. Hier gab er auch die Wolfenbüttelschen Fragmente eines Ungenannten, theologischen Inhalts, heraus, und ward dadurch in Streitigkeiten verwickelt, in denen er seinen regen Geist, und seine unvergleichliche Virtuosität in der Polemik auf das herrlichste bewährte. Uebrigens läugnete er, daß er Verfasser der Fragmente sei, und nach seinem Tod bestätigte es sich. Der Hamburger Reimarus war ihr Urheber. Unter einer Menge Arbeiten, die ihn in Wolfenbüttel beschäftigten, zum Theil aber nicht über den Anfang hinauskamen, verdient auch sein Aufsatz über das Alter der Oelmahlerei genannt zu werden. Aussichten, die man ihm in Wien eröffnete, bestimmten ihn, 1775 eine Reise dahin zu machen. Indeß irrte er sich hier nicht, da der Prinz Leopold von Braunschweig, der eben über Wien nach Italien reisete, ihn in dieses Land der Kunst, welches so lange das Ziel seiner Wünsche gewesen war, mitnahm. Vor der Abreise von Wien hatte die Kaiserin Maria Theresia eine Unterredung mit ihm, und gab ihm ein eigenhändiges Empfehlungsschreiben an den Grafen Firmian in Mailand mit. Den 25 April 1775 ging er wirklich nach Italien ab, und war in der Mitte des Decembers schon wieder mit dem Prinzen in München. Ehre und Gewinn, die ihm von dem mannheimer Hofe angetragen wurden, und ihn 1777 dahin eine Reise zu machen bestimmten, blieben bei dem Mangel an liberalen Ideen, welcher ihm bei mehrern einflußreichen Vornehmen im Wege stand, nur leere Versprechungen. Auch Wolfenbüttel sollte ihm noch unangenehme Stunden machen, indem es bei seinen theologischen Streitigkeiten, besonders mit dem Hauptpastor Götz zu Hamburg, endlich dahin kam, daß man ihn unter den schärfsten Censurzwang setzen wollte. Zu derselben Zeit starb seine Frau im Kindbette. Seiner theologischen Polemik setzte er mit dem Nathan die Krone auf. Dieses Werk ist schon oben erwähnt worden, und kein Gebildeter ist mit dessen Inhalte unbekannt. Unter diesen Arbeiten aber litt er an immer wachsender Kränklichkeit, welche ihm, bei den Verfolgungen und Chicanen, die er wegen seiner theologischen Streitigkeiten erfuhr, auch den jovialischen Gleichmuth raubte. Sein Uebel, welches sich besonders durch Engbrüstigkeit äußerte, wurde immer heftiger und endigte am 15. Febr. 1781 sein thätiges Leben. D. M.

Leß (Gottfried), ein berühmter Theolog, wurde am 31. Januar 1736 zu Conitz in Westpreußen geboren. Er begann seine Studien in Königsberg, und besuchte dann Halle, wo er besonders Baumgarten hörte. Nach vollendeten Studien begab er sich nach Danzig, wo er 1758 seine Abhandlung, die Ehre der Bekenntnißbücher der evangelisch lutherischen Kirche, herausgab. Im J. 1761 wurde er zum Professor der Theologie zu Danzig ernannt. Auf einer Reise nach Holland und England, machte er zu Hannover die persönliche Bekanntschaft Münchhausens, der ihm eine Professur der Theologie und die Universitätsprediger-Stelle in Göttingen antrug, welche Leß annahm und bei seiner Rückkehr aus England zu Michaelis 1763 antrat. Das Gepräge des Neuen und Ungewöhnlichen, welches seine Vorträge auf dem Katheder und auf der Kanzel auszeichnete, erregte Aufsehen und erwarb ihm ungemeinen Beifall. Seine Kanzelreden griffen tief ins Leben und dessen Verhältnisse ein, und zeichneten sich eben so sehr durch überraschende Gedanken, als durch Pathos und Fülle einer herzergreifenden Beredsamkeit aus. Seine Betrachtungen über einige neuere Fehler im Predigen, welche das Rührende des Kanzel-

vortrages verhindern, 1765, und sein Abriß der theologischen Moral, 1767, beurkunden aber auch einen Rigorismus, der selbst damals nicht ganz gebilligt wurde. Ein wichtiger Zug seines Charakters ist es, daß, da er nicht alle Sätze des kirchlichen Systems gegen die Deisten, welche er bekämpfte, zu retten wußte, der streng gewissenhafte Mann beinahe auf dem Puncte stand, seine Zweifel der Regierung zu entdecken, und zu erwarten, was diese über ihn beschließen würde. Die Wahrheit, Göttlichkeit und Wohlthätigkeit der christlichen Religion zu erweisen, und gegen die Naturalisten zu rechtfertigen, war und blieb das Hauptstudium seines Lebens in Vorträgen und Schriften. Diesem Streben verdankt man das zu seiner Zeit für classisch geachtete Werk: Beweis der Wahrheit der christlichen Religon, 1769, welches sehr viele Auflagen erlebte, und die erweiterte und umfassendere Umarbeitung desselben, unter dem Titel: Ueber die Religion, ihre Geschichte, Wahl und Bestätigung, 1783. Zu dem Entwurf eines philosophischen Cursus der christlichen Religion gab ihm der Religionsunterricht Veranlassung, welchen er den englischen Prinzen zu geben hatte. Nachdem er im J. 1765 die ordentliche theologische Professur, und im darauf folgenden die theologische Doctorwürde erhalten hatte, machte er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit 1774 eine Reise in die Schweiz und das südliche Frankreich. Darauf erschien 1779 seine christliche Religions-Theorie für das gemeine Leben, oder Versuch einer pragmatischen Dogmatik, deren dritte Auflage 1789 unter dem Titel: Handbuch der christlichen Religions-Theorie für Aufgeklärtere, herauskam, welches Werk, als Handbuch zu seinen dogmatischen Vorlesungen, unter allen seinen Schriften die meiste Aufmerksamkeit erregte. Kurz darauf gab er auch 1778 eine neue Uebersetzung der Briefe an die Corinther und Römer heraus, welche als eine Probe einer neuen Uebersetzung des neuen Testaments gelten sollte. Als Lessing um diese Zeit durch seine wolfenbüttelschen Fragmente die Grundpfeiler des Christenthums erschüttert, und auch die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte in Anspruch genommen hatte, setzte ihm Leß seine Auferstehungsgeschichte entgegen. Im J. 1779 gab er mit Miller das neue göttingische Gesangbuch heraus. Das Zeitalter aber war indeß rasch in seinen Ansichten fortgeschritten und Leß hatte nicht gleichen Schritt mit ihm halten können. Er sah sich allgemach unter die Categorie der Orthodoxen versetzt. Man fing an, ihn in öffentlichen Blättern strenger und schärfer zu tadeln; Bahrdt sprach in seinem Ketzeralmanach mit Muthwillen von ihm, sein akademischer Beifall sank und sein Hörsaal stand endlich leer. Nichtsdestoweniger ernannte ihn der König 1792 an Koppens Stelle zum ersten Hofprediger in Hannover, und nach Schlegels Tode erhielt er auch die Generalsuperintendentur von Calenberg und die Stelle des ersten geistlichen Raths im Consistorium. Unter den Beschwerden dieser neuen Aemter erlag sein geschwächter Körper, und er starb am 28. Aug. 1797.

Lethe, ein Fluß in der Unterwelt, dessen Wasser die Kraft hatte, daß die Seelen der Verstorbenen, welche daraus tranken, alles auf der Erde erlittene Ungemach vergaßen. Eigentlich mußten nur diejenigen Seelen daraus trinken, welche wieder auf die Oberwelt zu neue Körper zurückkehren sollten, um zugleich die im Elysium genossenen Freuden zu vergessen.

Letten. Sie machten ursprünglich mit den Litthauern Ein Volk aus, und sind also eigentlich ein Stamm der Finnen. Beide Völker redeten auch einerlei Sprache, und selbst die Namen derselben scheinen im Grunde einerlei zu sein. Die eigentlichen Letten wohnen in der russischen Statthalterschaft Riga oder dem ehemaligen Herzogthume Liefland; sie haben noch ihre eigene Sprache. Die Provinzen an der Ostsee, welche sonst unter den Namen Liefland, Esthland, Curland und Semgallen bekannt waren, gehörten schon in den frühesten Zeiten zum russischen Staate, zahlten diesem aber nur Tribut und hatten ihre eigene Verfassung. Die Russen widersetzten sich nicht einmal den Versuchen fremder Eroberer, die hier eine neue Herrschaft zu gründen anfingen. So geschah es, daß sie sich, besonders während der innern Zerrüttung Rußlands, ganz von demselben abrissen, und erst dann wieder zur Unterwürfigkeit gebracht werden konnten, als Peter der Große seine Rechte auf diese Provinzen geltend zu machen wußte. Dem übrigen Europa blieb Liefland größtentheils unbekannt, bis im J. 1158 bremische Kaufleute, die eine neue Handelsverbindung mit dem Norden suchten, auf ihrem Wege nach Wisby (auf Gothland) an die Küste Lieflands verschlagen wurden. Die Bremer besuchten nun das Land immer häufiger, trieben Handel und bauten selbst sich darin an. Achtundzwanzig Jahre nachher ließ sich ein Augustinermönch, Meinhard, nebst vielen anderen Deutschen, in Liefland nieder. Er bekehrte die Einwohner zum Christenthume und wurde der erste Bischof. Allein erst dem dritten Bischofe nach ihm, Albrecht, der mit einem neuen Zuge von Kreuzfahrern nach der Düna kam, gelang es, daselbst einen sichern Grund für seine geistliche Herrschaft zu legen. Er erbaute 1200 die Stadt Riga, und verlegte den Sitz des Bisthums dahin. Gegen das Ende dieses Jahrhunderts bemächtigte sich der dänische König Knud VI. dieser Provinzen, welche aber von einem seiner Nachfolger, Woldemar III. für eine Summe Goldes dem deutschen Orden, mit welchem der im J. 1201 vom Bischofe Albrecht gestiftete Schwertbrüder-Orden vereinigt war, wieder angetreten wurden, so daß also der deutsche Orden sich fortan im Besitze von Liefland, Curland, Semgallen und Esthland befand. Endlich bewirkte die Schwäche des Ordens, der nicht im Stande war, dem Czar Iwan II. Wasiljewitsch, welcher diese dem russischen Reiche entrissenen Provinzen wieder erobern wollte, Widerstand zu leisten, im J. 1561 eine völlige Auflösung des ganzen Staates. Estland begab sich unter schwedischen Schutz, Liefland ward mit Polen verbunden, und Curland nebst Semgallen ward ein eignes Herzogthum unter polnischer Hoheit, welches der letzte Heermeister des deutschen Ordens, Gotthard Kettler, von dieser Krone zu Lehn erhielt. Von dieser Zeit an ward Liefland der unglückliche Zankapfel, um welchem sich Schweden, Russen und Polen fast ein ganzes Jahrhundert (von 1561 bis 1660) stritten. In dem Frieden zu Oliva im J. 1660 trat Polen diese Provinzen Schweden ab, und sie wurden nun mit Esthland vereiniget. Beide Länder kamen endlich durch den nystädtischen Frieden 1721 an das russische Reich, und bilden jetzt die Statthalterschaften Riga und Reval. — Liefland grenzt gegen Osten an Ingermannland, gegen Süden an Litthauen und Samogitien, gegen Westen an die Ostsee und gegen Norden an den Finnischen Meerbusen. Es ist fruchtbar an Gras und Getreide, und besteht aus zwei Landschaften, Esthland und Liefland (Ehsten und Letten), wovon das erste am finnischen Meerbusen, letzteres aber gegen die cur-

ländischen und polnischen Grenzen liegt. Die Letten sind größtentheils leibeigen; ihr ehemals hartes Schicksal und der wahrhaft empörende Druck, unter welchem sie von ihren adelichen Tyrannen gehalten wurden, ist durch eine kaiserl. Verordnung vom J. 1804 und in neuester Zeit noch mehr sehr gemildert worden. Außer ihnen befinden sich noch viele Deutsche, Russen und Schweden im Lande. Die meisten Einwohner sind Lutheraner; doch haben auch Reformirte, Catholiken und Griechen freien Gottesdienst. Im J. 1783 bekam das Land eine ganz neue Verfassung: aus Liefland wurde die rigaische, und aus dem sonst damit vereinigten Ehstlande die revalische Statthalterschaft errichtet. Doch stellte Kaiser Paul 1797 den Namen Liefland wieder her. Es ward ehemals in neun, ist jetzt aber in fünf Kreise eingetheilt: in den rigaischen, arensburgischen, dörptischen, wendischen und den pernauischen. Die Größe der Statthalterschaft wird auf 938 Quadratmeilen mit 980,000 Einwohnern angegeben. S. d. Art Ehstland.

Lettern (versch. Arten derf.), s. Schriften.

Lettres de Cachet, s. Cachet.

Leucas, Leucadischer Fels. Leucas war die Hauptstadt der Insel Leucadia (jetzt St. Maura) an der Küste von Griechenland. In ihrer Nähe befand sich ein hoher Fels mit einem Apollotempel, der durch das jährlich daselbst gefeierte Fest und den s. g. Leucadischen Sprung berühmt worden ist. Als Sühnopfer, gleichsam belastet mit allen Sünden des Volks, wurde ein Verbrecher an jenem Feste von dem Felsen hinab ins Meer gestürzt. Da man ihn indeß mit einem Federkleide anthat und selbst lebendige Vögel an ihm befestigte, so kam der selbst halb zum Vogel umgewandelte Mensch gewöhnlich ohne bedeutenden Schaden halbschwebend in die Tiefe, wo er sofort aufgefischt und erquickt wurde. Doch mußte er für immer das Land meiden. Gefährlicher, aber nicht minder merkwürdig, war der Sprung, den Manche von diesem Felsen freiwillig thaten, um sich von den Qualen einer unglücklichen Liebe zu befreien, denn diese wunderbare Wirkung schrieb man dem gewagten Sprunge zu. Man erzählt, daß Einige ihn mehr als einmal gemacht; oft aber fanden die Unglücklichen auch den Tod in den Wellen. Unter letztern werden zwei merkwürdige Frauen genannt, Artemisia, Königin von Carien, und Sappho.

Leuchtkugeln sind Feuerkugeln, deren Schein eine beträchtliche Weite umher erhellet. Man wirft sie des Nachts aus Haubitzen, oder aus Mortier-Canonen, auf Gegenstände, die man erkennen will. Leuchtkugeln heißen auch, bei Lustfeuerwerken, die kleinen runden Massen, welche in die Höhe steigen und eine Zeitlang mit sehr hellem weißen Lichte leuchten.

Leuchtfackeln, bei den Feuerwerken, etwa zwei Fuß lange und zwei Zoll dicke pappene, mit Satz gefüllte Röhren, deren man sich des Nachts zur Erleuchtung bedient. Ihre Flamme widersteht einem nicht zu starken Regen und dem Winde. Sie heißen auch Windlichter.

Leuchtthurm, s. Pharus.

Leuchten des Meers, s. Meer.

Leucippus, ein Philosoph der eleatischen Schule und Lehrer des Democrit. Von seinen Lebensumständen ist wenig bekannt, eben so ist auch sein Geburtsort ungewiß. Nach Einigen war er aus Abdera, nach Andern aus Elea, wider nach Andern von der Insel Melos gebürtig, und lebte 500 vor Chr. Geb. Sein Lehrer war Zeno

der Eleatiker. Um den Streit der Vernunft mit der gemeinen Sinnenerfahrung, die Substanz der Dinge und die Bewegung derselben betreffend, welcher damals die Philosophen beschäftigte, zu vermitteln, ward er Erfinder eines neuen philosophischen Systems, nämlich des sogenannten Atomen-Systems, welches er dem Systeme der Eleaten entgegensetzte. Die ältern Eleatiker läugneten die Wirklichkeit der Bewegung und die Vielfachheit der Dinge, indem sie alles Vorhandene auf eine einzige ewige und unveränderliche Substanz zurückführten. Da dies nun der gemeinen Sinnenerfahrung zuwider war, so suchte er sich gewissermaßen zu helfen. Er nahm einen leeren Raum an, weil wegen der Undurchdringlichkeit der Körper nicht mehr als ein einziger Körper in einem und ebendemselben Raume vorhanden sein, folglich, wenn der Raum nicht leer wäre, keine Körper irgendwo existiren könne; ferner, weil jeder Körper in einen kleinern Raum zurückgedrängt werden könne, welches nicht möglich sein würde, wenn er nicht vorher etwas Leeres enthielte; weil die Erfahrung unwidersprechlich lehre, daß die Körper sich bewegten, wüchsen, abnähmen, welches Alles doch ohne Raum unmöglich sein würde. Bei der Vorstellung des Raums ist an keine Grenze zu denken, also erklärte ihn Leucipp für unendlich, wodurch denn auch die Unendlichkeit des substantiellen Universums gegeben war; eben so erklärte er auch den Raum für ewig, weil seine Atomen ewig wären. An diesem Raume nun befinden sich nach seiner Ansicht eine zahllose Menge so kleiner Körperchen, daß sie sinnlich nicht wahrgenommen werden können. Sie sind an und für sich untheilbar, daher der Name Atomen. Denn wollte man ihnen eine unendliche Theilbarkeit beilegen, so würden sie zuletzt in Nichts verschwinden. Diese Atomen nun bewegen sich von Ewigkeit in dem unendlichen leeren Raume, und bilden durch ihre Vereinigung und Trennung das Entstehen und Vergehen der Dinge. Da die Einheit nie Mehrheit, und die Mehrheit nie Einheit werden kann, so können auch die Atomen bei ihrer Vereinigung keine wahren Einheiten bilden, sondern bloße Aggregate, so daß ihr gegenseitiges Wirken und Leiden nur auf Berührung hinausläuft. Ihrem Wesen nach, als Realitäten, sind alle Atomen einander völlig gleich, aber von unendlicher Mannichfaltigkeit der Formen und Gestalten, und dadurch läßt sich auch vollkommen die Mannichfaltigkeit der durch sie gebildeten Körper erklären. Außer durch die Mannichfaltigkeit der Figuren, unterscheiden sich auch die Atome noch durch ihre örtliche Lage und die Ordnung, in welcher sie zusammengesetzt sind. Lage und Ordnung sind aber nur die Grundeigenschaften der Atomen; durch ihre Verbindung und Trennung entstehen Eigenschaften von der zweiten Ordnung (qualitates secundariae), z. B. das Harte, das Weiche, die Farbe, der Ton, der Geruch u. s. w. So viel man übrigens aus den wenigen auf uns gekommenen Nachrichten hat abnehmen können, dachte sich Leucipp die Entstehung der Welt durch die Bewegung der Atomen folgendermaßen. Aus der unendlichen Menge der Atomen rissen sich einige los, fielen auf und durch einander, und verursachten dadurch eine wirbelnde Bewegung, mittelst welcher sich eben so das Gleiche zu Gleichem gesellte, als sich das Entgegengesetzte trennte. Bei der nothwendig ungleichen Geschwindigkeit der Bewegung der Körper werden die kleineren nach außen getrieben, welche dann gleichsam eine Haut oder ein Gewebe um einen Kern bilden. Die gröberen in dieser Haut befindlichen Körper senken sich niederwärts und verdünnen durch ihr gegenseitiges Reiben die um-

schließende Haut. Die niederwärts gesenkten Körper machen die Erde aus; die Haut selbst entzündet sich zuletzt, und durch diese Entzündungen entstehen die Sterne. Wie Leucipp die einzelnen Elemente sich formen ließ, wissen wir nicht recht. Dem Feuer gab er eine runde Gestalt, die übrigen Elemente, Wasser, Luft und Erde, ließ er blos durch Größe und Kleinheit sich unterscheiden. Das Feuer, als das feinste, leichteste und flüchtigste, machte er zur Weltseele, zum Principe des Lebens, Empfindens und Denkens. Doch waren diese letztern Modificationen, nach Leucipp, nicht immer in der Natur der Atomen, sondern blos in der Art ihrer Zusammensetzung begründet. Das Seelenwesen (aus Feueratomen bestehend) ist durch den ganzen Körper verbreitet; Menschen und Thiere athmen es mit der Luft ein, daher auch mit dem Ende des Athemholens das Leben aufhört. Die Weltseele ist eben so wie alles Uebrige blos ein Werk des blinden Zufalls. Denn eine verständige Schöpfung nach Zwecken scheint von Leucipp nicht anerkannt worden zu sein; auch ist in seinem Systeme nie die Rede von Göttern.

Leucosyrer, s. Cappadocien.

Leucothea, s. Ino.

Leucothoe, Tochter des Orchamus, Königs von Achämenia, und der Eurynome, ward vom Apollo geliebt. Als aber die frühere Geliebte desselben, Klythia, darüber in Zorn gerieth und dem Vater der Leucothoe das Liebesverständniß seiner Tochter mit dem Apollo verrieth, ließ dieser sie lebendig in die Erde vergraben. Apollo aber verwandelte sie in eine Weihrauchsstaude, die zum immerwährenden Andenken ihrer Zärtlichkeit und ihres Schicksals aus dem Grabe derselben hervorsproßte.

Leuthen, ein Dorf im Fürstenthume Breslau, gegen die Neumark und die liegnitzische Grenze zu gelegen, bei welchem Friedrich II. am 5. Dec. 1757 einen großen Sieg über die Oesterreicher erfocht, in dessen Folge er noch in demselben Jahre Breslau wiedereroberte und den Feind aus Schlesien vertrieb.

Leuwenhöck (Anton von), ein berühmter Physiker, wurde 1632 zu Delft geboren und zeichnete sich durch die Verfertigung seiner Mikroskop- und Brillengläser aus. Seine übrigen Entdeckungen, von denen einige jedoch sehr chimärisch sind, haben ihm einen Namen gemacht. Zu letztern gehört sein System der Samenwürmer, welche er, statt der Eier, zum Principe der Zeugung machen wollte. Er starb im J. 1725. Zu Delft in der Kirche ist ihm ein prachtvolles Grabmahl mit einer hochtönenden Grabschrift errichtet worden. Er hat in holländischer Sprache verschiedene Werke herausgegeben, die unter dem Titel: Arcana naturae detecta, in 4 Quartbänden (Delft, 1695 — 1719), ins Lateinische übersetzt, und nachher (Leyden, 1722) wieder aufgelegt worden sind. Im J. 1722 hat man auch in einem Quartbande seine Briefe an die königliche Gesellschaft zu London, deren Mitglied er war, und an verschiedene Gelehrte herausgegeben.

Levante (aus dem Ital. il levante, Franz. le levant, der Osten oder Morgen), bezeichnet bei den Europäern im Allgemeinen die Länder an der Ostküste des mittelländischen Meeres. Im engeren Sinne werden darunter nur die asiatischen, am Archipelagus gelegenen Küsten, von Constantinopel an bis hinunter nach Alexandrien in Aegypten, verstanden. In dieser im engern Sinne genommenen Levante (türkisch Anadoly), welche ungefähr das alte Kleinasien i-

sich begreift, sind unter den Handelsstädten, außer Constantinopel und Alexandria, noch Smyrna, Scanderona (Alexandrette) und Aleppo berühmt. Smyrna, mit 100,000 Einwohnern, ist der vorzüglichste Ort unter der Handelsplätzen (échelles) der Levante, und die Hauptniederlage des asiatischen Handels. Diese eigentliche Levante steht unter türkischer Hoheit, hat ein sehr warmes Clima, viele Berge, aber auch sehr fruchtbare Ebenen, und wird von Türken, Armeniern und Griechen bewohnt. Die Hauptproducte des Landes sind: Getreide, Reiß, Tabak, Oliven, Baumwolle, Seide, Kamelhaare (von der angorischen Ziege), Saflor und mehrere Mineralien. Der sogenannte levantische Kaffee wächst nicht in der Levante, sondern in Arabien, und hat diesen Namen daher, weil er aus den Häfen der Levante ausgeführt wird.

Lever, (franz. le lever, das Aufstehen), bedeutet die Aufwartung, welche regierenden Personen des Morgens bei ihrem Aufstehen gemacht wird. Am französischen und englischen Hofe ist das große und das kleine Lever (le grand et le petit lever) gewöhnlich. Bei dem letztern werden, außer den diensthabenden Hofleuten, nur begünstigte Personen zugelassen; bei dem erstern aber erscheinen die großen Hofchargen, die auswärtigen Gesandten, Fremde von Distinction ꝛc.

Leviten, bei den Juden diejenigen, welche, vom Stamme Levi abstammend, den Dienst im Tempel versehen. Dann wurden auch die Priestergehülfen Leviten genannt und bei den Catholiken heißen noch jetzt die Diaconen, welche dem Priester beim Gottesdienst helfen, Leviten. Daher auch Levitenrock eine Art Meßgewand, dergleichen die evangelischen Diaconen bei Austheilung des Abendmahls tragen. Das dritte Buch Mosis heißt Leviticus weil es vornehmlich die Verordnungen für die Leviten enthält.

Leviathan, s. Hobbes.

Lexicon (ein Wörterbuch). Unter den griechischen Wörterbüchern ist das Onomasticon, welches Julius Pollux 180 v. Chr. Geb. schrieb, eines der ältesten. Hesychius von Alexandrien, von dessen Leben man nur so viel weiß, daß er in dem Zeitraume von 201 bis 600 gelebt hat, schrieb zuerst unter den Christen ein griechisches Lexicon, welches er Glossarium nannte. Nach Wiederherstellung der Wissenschaften gab Johann Crestonus (Crastonus, Johannes Placentinus, weil er aus Piacenza gebürtig war) im J. 1483 das erste griechisch-lateinische Wörterbuch zu Vicenza heraus. Unter den Rumern schrieb M. Terentius Varro, welcher 638 nach Roms Erbauung geboren wurde, zuerst ein lateinisches Wörterbuch; ein ähnliches gab Papias im elften Jahrhunderte heraus. Nach Wiederherstellung der Wissenschaften schrieb Johann Balbus (de Balbis; de Janua; Januensis, † 1298) das erste lateinische Lexicon. Es wurde 1450 zu Mainz unter dem Titel Catholicon gedruckt. Unter den Deutschen war Johann Reuchlin der erste, welcher ein lateinisches Lexicon schrieb. Das erste hebräische Wörterbuch schrieb Rabbi Menachem Ben Saruck (Ben Jacob) im neunten Jahrhunderte. Aehnliche gaben Johann Reuchlin zu Pforzheim 1506, und Johann Förster zu Basel 1564 heraus. Rabbi Ben Jechiel († 1106) schrieb im elften Jahrhunderte das erste talmundische Wörterbuch. Das erste arabische Lexicon unter den Christen gaben Peter de Alcala 1505 zu Granada in spanischer Sprache, und unter den Niederländern Franciscus Raphelengius (geb. 1539, † 1597) 1613 zu Leyden heraus. Das erste

syrische Lexicon schrieb Andreas Masius 1571 zu Antwerpen, das erste äthiopische und amharische Hiob Ludolf 1661 zu London, das erste amerikanisch-peruvianische Dominicus a. S. Thoma im sechzehnten Jahrhunderte, das erste japanische Johann Ferdinand, das erste deutsche der Erzbischof zu Mainz Rabanus Maurus († 859), das erste deutsche gedruckte, unter dem Titel: Theutonista, Gerhard von Schuren 1477 zu Cölln, und das erste hebräisch-griechisch-lateinische Sebastianus Münster 1530 zu Basel. Das älteste Gelehrten Lexicon (welches aber verloren gegangen) schrieb Callimachus vor Chr. Geb. Unter den vorhandenen ist das von Suidas aus dem elften Jahrhunderte das älteste. (Man vergl. d. Art. Encyclopädien.) — Lexicograph heißt der Verfasser eines Lexicons.

Leyden (Lugdunum Batavorum), eine große, volkreiche, schöne, jetzt zum Gouvernement Südholland der niederländischen Provinz Holland gehörige Stadt, mit geräumigen Straßen (unter welchen die breite Gasse eine der schönsten Straßen in Europa ist), und mit vielen breiten Canälen, am alten Rheine, hat jetzt 3000 Häuser mit 31,000 Einwohnern. Die dortige Universität, welche 1575 gestiftet wurde, zeichnet sich durch den berühmten botanischen Garten, das anatomische Theater, das astronomische Observatorium und durch die kostbare Bibliothek mit ihren seltenen Manuscripten aus. Zur Universität gehören noch physische, chirurgische, chemische und Naturalienkabinete. In der Privatsammlung des Prof. Brugmanns bewahrt man Schills Kopf in einer Vase mit Weingeist. Unter den Gebäuden zeichnen sich besonders aus: die St. Peterskirche, mit dem Sarkophage von Boerhave und den Grabmählern Peter Campers und Meermanns; und das Rathhaus, worin man Lukas von Leyden treffliches Gemählde, das jüngste Gericht, bewundert. Von der alten Burg, einem vormaligen Schlosse, genießt man einer trefflichen Aussicht über die ganze Stadt. Einen beträchtlichen Nahrungszweig machten ehemals die vielen hiesigen Buchdruckereien aus. Leyden ist der Hauptplatz für die Wollfabriken, und den inländischen Wollhandel. Auch verfertigt man Kamelotte, wollene Zeuge, Moore, Leinwand, wollenes Strumpfgarn ꝛc. und hat Seesalzraffinerien. Die Stadt hatte am 12. Febr. 1807 das große Unglück, daß ein mit 40,000 Pfund Pulver beladenes Schiff, welches in der Stadt lag, in die Luft flog, durch dessen Explosion, welche man viele Meilen weit hörte, die zu beiden Seiten des Canals stehenden Häuser zusammenstürzten, und eine große Menge Menschen ihr Leben verloren. Leyden ist der Geburtsort des bekannten Johann von Leyden, eines Schneiders, der sich 1534, als das Haupt der Wiedertäufer, zum Könige von Münster aufwarf, und des berühmten Physikers Peter von Muschenbroek, der 1761 starb.

Leydner Flaschen, s. Flaschen.

Leydner (Kleistisches) Vacuum ist eine belegte Flasche aus welcher man bei electrischen Versuchen die Luft ziehen, und damit Erscheinungen des electrischen Lichts im luftleeren Raume darstellen kann.

Leyen (zur Leyen), Schloß und Herrschaft im ehemaligen Churfürstenthume Trier, an der Mosel, zwei Meilen von Coblenz, seit 1803 zum französischen Departement des Rheins und der Mosel gehörig, ist das Stammhaus des reichsgräflichen Geschlechts von der Leyen und Hohengeroldsegg. Die Grafen von der Leyen, welche bei dem Erzstifte Trier das Erbtruchsessen-Amt hatten, erhielten 1711 die Grafschaft Geroldsegg vom Hause Oesterreich zu Lehn, dadurch Sitz und Stimme im schwäbischen Grafen-Collegium, und schrieben

sich daher Grafen von und zu der Leyen und Hohengeroldseegg. Außer dieser Grafschaft besaß diese Familie noch andere bedeutende Herrschaften in den Rheingegenden. Im J. 1806 trat der Graf von der Leyen (geb. 1766), dem rheinischen Bunde bei, und erhielt dadurch den Titel eines Fürsten. Nach den Ereignissen im J. 1814 wurden seine Besitzungen unter österreichische Administration genommen und nachher zu dem Großherzogthume Baden, in dessen Umfange sie liegen geschlagen. Er suchte daher in Aachen 1818 bei den verbündeten Monarchen um Ersatz oder um die versprochene Entschädigungssumme nach.

Leyer (deutsche Leyer, lira tedesca, Bauern-Leyer, lira rustica oder pagana) darf mit der Lyra der Alten durchaus nicht verglichen werden. Sie hat einen länglichen Kasten, der auf einer Seite dem untern Theil einer Geige gleicht. In den Seitenwänden befindet sich eine Art Claviatur, die aus 10 bis 12 Tangenten besteht, durch welche die zwei Saiten, die innerhalb des Kastens liegen, verkürzt werden, und einen Tonumfang von 10 bis 12 diatonischen Stufen bilden. Die Saiten werden durch ein mit Colophonium bestrichenes Rad intonirt, welches mit der rechten Hand vermittelst einer Kurbel (Griff, Dreher) gedrehet wird, während die Finger der linken Hand die Tangenten bewegen. Leyerorgel, Leyerkasten, Drehorgel, ist eine kleine in einem Kasten befindliche Orgel (Tragorgel) ohne Claviatur, aber inwendig mit einer Walze versehen, welche von außen durch eine an der Seite befindliche Kurbel im Umtrieb gebracht wird. Auf dieser Walze befinden sich verschiedene messingene oder eiserne Stifte, die durch Berührung der innern Tangenten den Wind in die Pfeifen bringen.

Leyser (Augustin von), ein berühmter Rechtsgelehrter. Er war 1683 zu Wittenberg geboren, studirte hier und in Halle und ward, nachdem er Holland, England, Deutschland und Italien bereiset hatte, 1706 außerordentlicher Professor der Rechte in Wittenberg. Im J. 1712 ging er in gleicher Eigenschaft nach Helmstädt, kam 1729 nach Wittenberg zurück, ward nach und nach Hofrath, erster Professor der Rechte, Ordinarius der Juristenfacultät, Director des Consistoriums und Schöppenstuhls und erster Beisitzer des Hofgerichts und starb 1752. Seine Meditationes ad Pandectas (11 Bände, wozu Höpfner einen zwölften fügte) sind ein reiches Magazin von praktischen Bemerkungen und noch jetzt nicht ohne Brauchbarkeit.

L'hombre (L'hombrespiel), ein Kartenspiel, das unter dreien gespielt wird und als ein Spiel, das dem Verstande Beschäftigung gibt und viel Abwechslung zuläßt, beliebt ist, wurde nach Einigen im J. 1430 von den Spaniern erfunden, von denen es die Mauern kennen lernten. Man spielte es anfangs mit der Trappolier-Karte.

Libanon und Antilibanon, zwei parallellaufende Gebirge in Syrien, welche Palästina nördlich begrenzen. Die größte Höhe des Libanon beträgt 9600 Fuß. Die Städte Said (das ehemalige Sidon) und Tarablus (Tripoli di Syria) liegen am Fuße dieser Gebirge. In dem Theile des Gebirges, welches der letztern Stadt am nächsten ist, sind noch die Reste der ehemals so berühmten Zedern von Libanon vorhanden, welche die Phönizier zu ihrem Schiffbaue brauchten. Den Antilibanon, oder den nördlichen Theil des Gebirges, bewohnen die Metavelis den südlichen die Druſen, zwei Völkerschaften, welche der türkischen Regierung zwar einen Tribut zahlen, übrigens aber, durch ihre Gebirge geschützt, sehr unabhäng von derselben leben (s. d. Art. Druſen).

Libation war bei den Römern eine Art von Opfer, welche darin bestand, daß man einen Kuchen von Mehl oder dergleichen auf den Altar legte und etwas davon verbrannte, besonders aber Wein auf den Altar der Götter goß (Trankopfer). Auch bei den häuslichen Mahlzeiten geschahen Libationen, indem man den Laren etwas Speise in das Feuer auf dem Herde warf. Von allen Früchten legte man ebenfalls einen kleinen Theil den Göttern zu Ehren auf einen Altar, Tisch u. s. w., oder warf dergleichen den Meergöttern zu Ehren ins Meer. Bei den Leichen geschah die Libation erst den neunten Tag nach der Verbrennung oder Beerdigung, und zwar besonders mit Milch, Wein oder Blut, und damit pflegte man die Leichenfeierlichkeiten zu beschließen. Bei den Opfern mußte der Priester den Wein, womit er das Opferthier besprengte, vorher kosten und eben dasselbe auch diejenigen thun lassen, welche das Opfer brachten. Diese Handlung hieß libare (delibare), welches daher auch etwas eben anrühren oder kosten bedeutet.

Libau, eine kleine russische Handelsstadt mit einem Hafen an der Ostsee im ehemaligen Herzogthume Curland, liegt am Flusse gleiches Namens, der sich hier in die Ostsee ergießt, und hat 450 meistens hölzerne Häuser, 2 Lutherische, 1 catholische Kirche, ein vortreffliches Meerbad und 4500 Einwohner. Der Handel dieser Stadt ist bedeutend; jährlich kommen über 200 Schiffe daselbst an, die vorzüglich Hanf, Leinsamen ꝛc. laden. Die jährliche Ausfuhr beträgt an Werth gegen 700,000 Rubel. Der Hafen ist seicht, und schwer beladene Schiffe müssen auf der Rhede liegen bleiben; doch sind schon Versuche gemacht worden, den Hafen zu vertiefen.

Libell (libellus), eigentlich eine jede kleine Schrift von einigen Blättern, besonders der gerichtliche Anschlag bei Auctionen, welcher bei den Römern öffentlich angeschlagen wurde; dann insbesondere jede Klagschrift, welche der Kläger dem Prätor überreichte (in welchem Sinne auch wir noch jetzt Klaglibell sagen); ferner die Bittschreiben an die Kaiser und Sendschreiben derselben an den Senat; auch ihre öffentlichen Verordnungen an das Volk. Libellus delatorius bedeutete eine Denunciation, welche durch heimliche Angeber gemacht wurde. Libellus famosus, ein Pasquill. (S. d. Art.).— Libellen aber sind die Wasserjungfern.

Libertas, die personifizirte Freiheit bei den Römern, nach Hygin eine Tochter des Jupiter und der Juno. Sie erscheint oft auf Münzen dargestellt und hier muß man besonders zwei Arten der Abbildung unterscheiden. Die Libertas mit unbedecktem Haupt ist die römische Freiheit; die Libertas hingegen mit einem Diadem und verhüllendem Schleier ist die Göttin Freiheit. Letzterer gehörte der vom Gracchus auf dem Aventinus erbaute Tempel.

Liber, ein Beiname des Bacchus bei den Römern, mit welchem man den Begriff eines Lösers und Befreiers bezeichnete. Ursprünglich war Liber ein alt-italienischer Gott der Zeugung und Fortpflanzung, der seinen Namen von dem alten Worte libare (gießen, befeuchten) erhalten haben soll. Er wurde mit der Libera (Proserpina) und der Ceres gemeinschaftlich verehrt.

Liberales wurden in Spanien, in den neuesten Zeiten, diejenigen Mitglieder der Cortes (Ständeversammlung) genannt, welche eine freiere Regierungsform einzuführen wünschten (Freiheitsfreunde). Dagegen hießen die Anhänger des uneingeschränkten Königthums

Serviles. Der zurückgekehrte König Ferdinand VII. exilirte die liberales größtentheils nach Ceuta in Afrika.

Liberalität, liberale Ideen. Liberalität (von liber, der Freie, daher liberalis, dem Freien gemäß) bezeichnet ursprünglich den Freisinn, oder die eines freien Mannes würdige Denkart und Handlungsweise. Der eigentliche Gegensatz davon ist die Servilität (von servus, der Knecht oder Sclav, daher servilis, dem Sclaven gemäß), mithin der Knechtsinn, oder die gewöhnlich dem Sclaven eigene Denkart und Handlungsweise; wofür man aber lieber Illiberalität sagt, weil solche Denkart und Handlungsweise auch bei Personen vorkommen kann, die sich nicht im Zustande der Knechtschaft befinden. Da es eines freien Mannes würdig ist, von seinem Eigenthume dem Bedürftigen gern mitzutheilen, so heißt Liberalität auch oft so viel als Freigebigkeit, und Illiberität so viel als Kargheit. Da es ferner eines freien Mannes würdig ist, die Rechte Anderer ungekränkt zu lassen, besonders das Jedem angeborne und eben darum unveräußerliche Recht der Denkfreiheit, so bekommen die Ausdrücke Liberalität und Illiberalität auch oft die Nebenbedeutung von Duldsamkeit und Unduldsamkeit (Toleranz und Intoleranz). — Die Griechen und Römer überließen ihren Sclaven gewöhnlich die mechanischen Künste, die mehr Hand- als Kopfarbeit fordern, und bezielten sich selbst, als freien Männern, die höheren Künste sammt den damit in Verbindung stehenden Wissenschaften vor. Daher nannten sie jene auch knechtische (serviles), diese hingegen freie Künste (liberales artes). (S. Kunst.) In den neuesten Zeiten ist die Liberalität auch auf das bürgerliche und kirchliche Leben bezogen worden. Die sogenannten liberalen Ideen sind daher keine andern, als die Ideen von der politischen und religiösen Freiheit, nach deren Realisirung das gegenwärtige Zeitalter mit so großer Regsamkeit strebt; weshalb man auch dasselbe das Zeitalter der liberalen Ideen genannt hat. Die liberale Constitution ist ebendaher eine Staatsverfassung, wodurch die politische und religiöse Freiheit der Bürger anerkannt möglichst gesichert ist, mithin eine stellvertretende oder repräsentative. Uebrigens kann der Mißbrauch den man zuweilen mit dem Worte Liberalität, wie mit dem Worte Humanität getrieben hat, die Liberalität oder Freisinnigkeit selbst nicht in Mißcredit bringen. Hat doch selbst Napoleon, wie Hr. von Pradt berichtet, die Macht der liberalen Ideen als die, welche allein ihn gestürzt anerkennen müssen! Diese Macht aber ist keine andere, als die der Vernunft selbst, des Urquells aller Ideen, folglich auch der liberalen. Die liberalen Ideen bekämpfen, heißt daher nichts anders, als die Vernunft selbst bekämpfen, also unvernünftig handeln. D.

Licent (vom Lat. licere, erlauben), eine Abgabe, die für die Bewilligung der Ein- oder Durchfuhr fremder Waaren entrichtet wird. Im weitern Sinne nennt man aber auch jede Auflage auf einheimische Handelsartikel und Victualien Licent. In Holland heißen so die Pässe oder Erlaubnißscheine für die kommenden oder abgehenden Schiffe, ihre Ladungen an Bord zu nehmen.

Licentiat ist auf Universitäten der Titel desjenigen, dem, nach überstandenen Examen, die Erlaubniß zu Theil wird, Doctor zu werden, und welcher bis dahin, wo er diese Würde selbst erhält, alle Vorrechte und Vorzüge eines Doctors genießt (Licentiatur).

nehmen sich zu erhalten. Im Jahr 1792 reiste sie mit dem König zu Kaiserkrönung, besuchte drei Jahre nachher Italien und empfing auf dem Rückwege das Diplom, das sie zur Gräfin Lichtenau ernannte. Nach ihrer Ankunft in Berlin ward sie als solche bei der Königin eingeführt. Zugleich empfing sie als Ausstattung da sie bisher in dem 26 Jahre langen Verhältniß nicht das geringste baare Vermögen erhalten hatte, ein Capital von 500,000 Thalern und die Güter, deren Namen sie jetzt führte. Außerdem besaß sie ein von ihrem verstorbenen Sohne dem Grafen von der Mark, früher ererbtes Haus in Berlin und ein schönes Landhaus in Charlottenburg. Ihre Lage so wie des Königs Gunst währte bis zu dessen Tode 1797. Aber kaum hatte Friedrich Wilhelm II. die Augen geschlossen, als die Scene sich änderte. Gleich an des Königs Sterbetage ward sie in Potsdam arretirt und vier Monate lang streng bewacht, während welcher Zeit eine Commission ihre Papiere untersuchte und sie auf das genaueste über alles inquirirte. Obgleich man nichts fand, wodurch die Schuld eines Staatsverbrechens auf sie gefallen wäre, ward sie dennoch auf die Festung Glogau geschickt, ihr baares Vermögen eingezogen, und ihre Güter und Häuser administrirt. Erst nach einer mehr als dreijährigen Gefangenschaft erhielt sie gegen eine unbedingte Verzichtleistung auf ihr gesammtes Vermögen ihre Freiheit wieder, nebst einer jährlichen Pension von 4000 Thalern. Im J. 1811 aber bekam sie einen Theil ihrer Güter zurück, wogegen jene Pension wegfiel. In dieser Zeit heirathete sie den jetzigen Schauspieldirecteur in Prag, Hrn. Holbein, welche Ehe aber getrennt wurde. Sie lebte seitdem zurückgezogen, abwechselnd in Berlin und auf ihren Gütern und starb im J. 1820. Was von dem nachtheiligen Einfluß, den diese Frau auf den Monarchen und durch ihn auf den preußischen Staat ausgeübt, was von dem Mißbrauch, den sie von ihrer Gewalt zum Verderben würdiger und zur Beförderung unwürdiger Staatsdiener gemacht haben soll, von ihren Feinden oder Ununterrichten und Parteiischen verbreitet worden, ist gewiß höchst übertrieben, wo nicht ganz grundlos. Dafür spricht auch die Achtung und die Theilnahme, die ihr Männer von unzweideutigem Charakter stets schenkten, so wie das Urtheil derer, die sie genauer kannten und sie als eine Frau von dem lebendigsten Gefühl, seltener Gutmüthigkeit, richtigem Urtheil und einer ungeheuchelten, bis zur Selbstaufopferung gehenden Theilnahme an dem Schicksale Andrer rühmen. Gewiß ist wenigstens, daß sie selbst für ihre nächsten Verwandten weder Auszeichnung noch Reichthümer gesucht hat, denn ihre Eltern starben arm, ihre jüngste Schwester heirathete einen Kaufmann und ihre beiden Brüder, von denen der eine Oberjäger, der andre Stallmeister war, haben es nie über den Grad der Wohlhabenheit gebracht, sind aber in den letzten unglücklichen Zeiten auch um diese gekommen.

Lichtenberg (Georg Christoph), berühmt als einer der größten Physiker und witzigsten Schriftsteller der Deutschen, war am 1. Juli 1742 zu Oberamstädt, einem Dorfe nahe bei Darmstadt, geboren, und das jüngste und zwar achtzehnte Kind seiner Eltern. Er erhielt schon frühzeitig durch den Unterricht seines Vaters einige physikalische Kenntnisse, und besuchte nach dem Todes desselben, das Gymnasium zu Darmstadt. Bis in sein achtes Jahr hatte er einen gesunden und wohlgebildeten Körper gehabt; aber von dieser Zeit an zeigten sich die Folgen der Unvorsichtigkeit einer Wärterin, die ihm das Rückgrat verrenkt hatte, und er bekam einen

erwachsenen Körper. Schon in seiner Jugend hatte die Astrognosie einen besondern Reiz für ihn, und als Schüler hielt er bereits einem seiner Mitschüler Vorlesungen über Kästners Anfangsgründe der Mathematik. Landgraf Ludwig VIII., von diesem aufkeimenden Talente unterrichtet, unterstützte den fleißigen Jüngling. Die Rede in deutschen Versen, die er bei seinem Abgange vom Gymnasium hielt, und welche von der wahren Philosophie und philosophischen Schwärmerei handelte, erwarb ihm schon damals ungemeinen Beifall und verschaffte ihm weitere Gönner. Im einem Alter von 20 Jahren ging er 1763 nach Göttingen, wo er sich dem Studium der gesammten Wissenschaften hingab. Er fing nun an, sich den astronomischen Beobachtungen mit Fleiß zu widmen, und beobachtete z. B. das Erdbeben im J. 1767 mit solcher Aufmerksamkeit, daß er dessen Dauer auf sechs Secunden setzte, da es nach der allgemeinen Angabe eine volle Minute gedauert haben sollte. So beobachtete er ferner mit Kästner den berühmten Durchgang der Venus durch die Sonne am 19. Jun. 1769, die Cometen von 1770 und 1771, so wie auch den von 1773, dessen Gang durch die Sternbilder er verzeichnete und der göttingschen Societät der Wissenschaften überreichte. Ebenso verfertigte er auch in dieser Zeit Mondcharten, sehr sauber getuscht, auf denen die Flecken so verzeichnet sind, wie sie der Rechnung zufolge nach und nach von dem Erdschatten bedeckt werden müssen, und welche er hernach Kästner gab, der sie, als ein schätzbares Andenken von Lichtenbergs künstlerischer Hand, wie ein Heiligthum aufhob. Im J. 1770 verlangte ihn sein Vaterland zurück: er sollte Professor der Mathematik in Gießen werden. Aber man bot ihm in Göttingen eine Professur an, die Lichtenberg vorzog und in seinem 28. Jahre antrat. Im Mai desselben Jahres hatte er zwei junge Engländer von Stande nach London begleitet, und dort das Glück gehabt, nicht allein den englischen Astronomen, sondern auch dem Könige selbst, der ihn sehr auszeichnete, bekannt zu werden. Als Professor in Göttingen zeigte er seine Vorlesungen durch ein Programm an, welches von der Schwierigkeit in der Berechnung der Wahrscheinlichkeit des Spiels handelte. Als der König auch die astronomische Bestimmung mehrerer Oerter seiner deutschen Staaten außer Göttingen verlangte, so maß Lichtenberg in den Jahren 1772 und 1773 die Lage von Hannover, Osnabrück und Stade, und legte der Societät der Wissenschaften zu Göttingen, deren Mitglied er 1774 geworden war, Rechenschaft von seiner Arbeit ab. Hierauf gab er Tob. Mayers Werke mit Erläuterungen heraus, und fügte eine Mondcharte und ein Verzeichniß der Mondflecken hinzu; doch ist davon nur der erste Bande erschienen. Seine Liebe für England und die Achtung, die ihm der König fortwährend bewies, veranlaßte im Jahre 1774 seine zweite Reise dahin. Hatte sein erster dortiger Aufenthalt schon unverkennbar auf seine vielseitige philosophische und ästhetische Ausbildung sehr gewirkt, so war dies noch viel mehr der Fall bei seinem zweiten. Ein Beweis davon sind die trefflichen Briefe über Garrick und über das englische Theater. Nur auf diese Weise konnte sich der Mann bilden, der uns nachher einen Commentar zu Hogarths lebenvollen Kupfern lieferte, wie ihn dieser Seelenmahler sich nur immer selbst hätte wünschen können, und wie er ihn unter seinen eigenen Landsleuten nicht gefunden hat. Indessen blieb auch diesmal die ernste Wissenschaft sein Hauptaugenmerk. An die beiden Forster, Vater und Sohn, schloß er sich jetzt auf das engste

an. Er ward auch diesmal von dem Könige mit der ausgezeichnetsten Aufmerksamkeit behandelt, und kehrte 1778 nach Göttingen zurück. Von nun an las er, da Erxleben gestorben war, über Experimental-Physik nach dem Handbuche desselben, welches er hernach noch viermal, immer vielfach bereichert, bis zur sechsten Ausgabe, auflegen ließ. Seine Vorlesungen über die Experimental-Physik waren von ausgezeichnetem Werthe, und sein Apparat zu denselben wurde von Kennern für königlich erachtet. Schon im Jahre 1739 kaufte die Universität diese treffliche Sammlung von Instrumenten für eine Leibrente von 200 Thalern, welche nachher bei Lichtenbergs Tode auf die Kinder desselben übertragen wurde. Eigentlicher Entdecker in der Physik wurde er durch die Bemerkung der elektrischen Figuren, welche sich auf elektrisirten Körpern bilden, und die er hervorbringen und festzuhalten lehrte, so daß sie auch nach seinem Namen benannt worden sind. J. 1780 schrieb er eine Fortsetzung seiner Beobachtung über die Berechnung der Wahrscheinlichkeit des Spiels. Uebrigens stattete er den göttingischen Almanach, seit 1778, jährlich mit interessanten Gegenständen aus. Als Lavater in den Jahren 1768 bis 1771 durch seine Schriften über Physiognomik die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, wurde Lichtenberg über den Mißbrauch unmuthig, und er schrieb 1773 eine Broschüre Timorus, d. i. Vertheidigung zweier Israeliten, die durch die Kräftigkeit der Lavaterschen Beweisgründe und der göttingischen Mettwürste bewogen, den wahren Glauben angenommen haben, von Conrad Photorim, der Theologie und Belles Lettres Candidaten. Diese Brochüre ist voll der witzigsten Satire. Seine Satire verfolgte die Physiognomiker weiter in dem Aufsatze: Ueber die Physiognomik wider die Physiognomen, zur Beförderung der Menschenliebe und Menschenkenntniß. Zimmermann in Hannover hatte Partei für Lavater genommen und wurde durch Lichtenbergs Ausfall auf denselben in Feuer gesetzt. Es entstand zwischen beiden eine literarische Fehde, die von Lichtenberg mit Witz, von Zimmermann aber mit Bitterkeit und Persönlichkeit geführt wurde. Zu Lichtenbergs Aufsätzen über diesen Gegenstand gehört auch sein Fragment von Schwänzen. Als Lavater 1768 seinen Sohn nach Göttingen auf die Universität brachte, und zugleich seinen dortigen Gegner besuchte, wurde er freundlich von ihm aufgenommen, und beide söhnten sich vollkommen mit einander aus. Auf eine Veranlassung, die der Nachdrucker Tobias Göbhard in Bamberg gab, stellte Lichtenberg in zwei an denselben gerichteten Episteln mit seinem gewöhnlichen Witze die Zunft der Nachdrucker in ihrer ganzen Blöße dar. Hierauf unternahm er mit Georg Forster die Herausgabe des göttingischen Magazins der Wissenschaft und Literatur. Während dieser Zeit gerieth er mit Voß über dessen Orthographie und mit dem Superintendenten Ziehe in Zellerfeld über dessen Weissagung des nahen Untergangs eines großen Theils von Deutschland, in Streit, den er seiner Seits mit den ihm beiwohnenden Witze führte. Sein Sinn für Charakterdarstellung in der bildenden Kunst wurde durch den Charaktermahler Hogarth unglaublich angezogen. Er hatte schon längst dem jedesmaligen göttingischen Taschenbuche einige Blätter verkleinerter Hogarthischer Köpfe beigefügt, und sie mit einem sehr witzigen und geistreichen Commentar begleitet.

Der Beifall, den letzterer fand, veranlaßte die Ausführliche Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche mit verkleinerten, aber vollständigen Copien derselben von Riepenhausen, wovon seit 1794 fünf Lieferungen erschienen sind (die sechs spätern Lieferungen sind von Bouterwek commentirt. In den siebenziger Jahren, in welchen die verunglückten Nachahmungen Göthes, Klopstocks und Shakspeares erschienen, stellte er sich dieser Nachahmungswuth in dem Buche Paraletor, oder Beweis, daß man ein Originalkopf und zugleich ein ehrlicher Mann sein könne, und bald nachher auch in der Bittschrift der Wahnsinnigen entgegen; das Ganze ist aber eben so wenig vollendet, als eine andere satirische Schrift, das Leben Kunkels, eines ehemaligen göttingischen Antiquarius. Alle diese Schriften gehören zu den besten prosaischen Schriften der Deutschen. In den letzten Jahren seines Lebens ward dieser große Mann hypochondrisch und fast menschenscheu, so daß er nicht nur jahrelang sein Zimmer nicht verließ, sondern auch Niemand bei sich sehen wollte. Er starb an einer Brustentzündung im 57. Jahre seines Lebens am 24. Februar 1799. Lichtenberg war ein ausgezeichneter, origineller Kopf, dem kein Gegenstand der Wissenschaften fremd und ohne Interesse war. Streng wissenschaftlicher Geist und poetischer Sinn waren auf eine seltsame Weise in ihm verschmolzen, und brachten eine überraschende Erscheinung hervor. Das Höhere im Menschen, der Glaube an das Göttliche rächte sich aber in ihm dafür, daß er in der Stunde der Speculation von ihm gewaltsam war verdrängt worden; daher sein Achten auf Ahnungen, Träume und Vorbedeutungen. So ist Lichtenberg, wie er sich in den merkwürdigen fragmentarischen Darstellungen uns darstellt, ein Bild des Menschen im Allgemeinen, eine räthselhafte Zusammensetzung eines Gedanken und Gefühls, eben so skeptisch oder gläubig, wie dieses, je nachdem er mehr der Speculation offen ist, oder der Empfindung. Uebrigens war er, und dies nicht etwa durch Kunst, sondern im Gefolge seiner ursprünglichen Individualität, einer unserer wenigen Humoristen, und besaß jenes geheimnißvolle, bezaubernde Gemisch von lachendem, unerschöpflichem Witz, treffender Satire und tiefem Gefühle, welches wir Humor nennen.

Lichtstrahl, s. Licht.

Lichtwehr (Magnus Gottfried), deutscher Fabeldichter, ward 1719 zu Wurzen geboren, studirte zu Leipzig die Rechte, ward in Wittenberg Doctor derselben und starb zu Halberstadt 1733. Er gab zu Leipzig 1748, doch ohne seinen Namen, vier Bücher Aesopischer Fabeln heraus, von welchen 1758 zu Berlin die zweite verbesserte Auflage erschien. Da in diesen Fabeln das Gute durch das Schlechte zu sehr in den Hintergrund gestellt ward, übernahm es Ramler, wie es damals hieß, mit einigen Freunden, ebenfalls ohne sich zu nennen, und ohne Vorwissen Lichtwehrs, 1761 zu Leipzig eine Auswahl derselben mit Verbesserungen herausgegeben. Darüber entstand ein heftiger Streit zwischen Lichtwehr und seinen Verbesserern, an welchem auch Lessing, nicht eben für Lichtwehr, Antheil nahm. Letzterer fand sich dadurch bewogen, zu Berlin 1762 eine dritte rechtmäßige und verbesserte Ausgabe seiner Fabeln erscheinen zu lassen, in welcher er jedoch von keiner der Aenderungen Ramlers Gebrauch machte, vielmehr seine Vorrede mit heftigen Ausfällen auf diesen beifügte. Nun mischte sich Lessing in den Streit und nahm

sich Rawlers gewissermaßen gegen Lichtwehr an. Außer diesen Fabeln, welche dem Verfasser einen großen Ruf verschafften, hat Lichtwehr noch herausgegeben: das Recht der Vernunft, ein didactisches Gedicht, in fünf Büchern, Leipzig 1758; und des Marcus Minucius Felix Octavius Gespräch zwischen einem Heiden und einem Christen, aus dem Lateinischen übersetzt, Berlin, 1763.

Lictoren (Lictores), öffentliche Diener der obrigkeitlichen Personen der Römer bei ihren Amtsverrichtungen. Sie hatten ihren Namen (ligatores) daher, weil sie die Missethäter an Händen und Füßen binden mußten, ehe sie gegeißelt wurden. Romulus führte sie ein und entlehnte sie von den Etruskern, deren vornehmste Magistratspersonen sich von Dienern, die mit Beilen und Ruthenbündeln (Fasces) bewaffnet waren, begleiten ließen. Romulus ließ deren zwölf vor sich hergehen. Die königliche Würde in Rom ward zwar abgeschafft, aber dennoch ihre äußere Pracht beibehalten. Daher wurden auch die Consuln, Dictatoren, Prätoren, Magistri equitum ꝛc. (doch nicht die Censoren) von Lictoren begleitet. Wenn eine höhere Magistratsperson sich öffentlich zeigte, gingen die Lictoren in einer Reihe, einer nach dem andern, vor derselben her. Das Amt der Lictoren bestand in folgenden Verrichtungen: Sie mußten das zuströmende Volk zurückhalten und aus dem Wege schaffen (turbam submovere). Zu dem Ende gebrauchten sie die Formeln: Cedite, Consul venit; Date viam (locum) Consuli, u. a. Ging die Magistratsperson wieder nach Hause, oder ging sie in ein andres Haus, so schlugen die Lictoren mit ihren Ruthen an die Thür. Ferner mußten die Lictoren darauf sehen, daß den Magistratspersonen die gehörige Ehrerbietung erwiesen wurde. Dieses Geschäft hieß animadvertere. Die Ehrerbietung bestand darin, daß ein Reiter, welche der Magistratsperson begegnete, vom Pferde steigen, jeder das Haupt entblößen, aus dem Wege gehen mußte u. s. w. Endlich mußten sie die Strafen vollziehen, welche die obrigkeitlichen Personen zuerkannt hatten. Die Lictoren waren zwar freie Leute, aber aus der niedrigsten Volksclasse genommen, gewöhnlich Freigelassene der Magistratspersonen, bei denen sie ihre Dienste verrichteten. Uebrigens gingen vor dem Dictator vier und zwanzig, vor den Consuln, Decemvirn und Kriegstribunen mit consularischer Gewalt zwölf, vor dem Prätor sechs, eben so viel vor dem Magister equitum und einer vor einer Vestalin voraus.

Liebe. Dieselbe Kraft, welche Welten verknüpft und zusammenhält, ist es auch, durch welche der Mensch zu dem Verwandten seiner Gattung mit Freiheit hinstrebt. Schon die Alten sagten daher: „die Welt wird durch Liebe regiert:" aber sie fügten hinzu: „und durch den Haß" (Eros und Eris, s. d. Art), weil sie sich nicht über den Gegensatz streitender Erfahrung zu dem Wesen aller Wesen erheben konnten, welches selbst die Liebe ist. In jener engern Bedeutung dagegen, als Zuneigung zu dem Gleichartigen und Verwandten, ist Liebe nicht ohne Abneigung und Abstoßung des Fremdartigen und Entgegengesetzten (Haß im weitesten Sinne), und die wahre, feste Zuneigung, welche innig an ihrem Gegenstande hängt und unzertrennlich mit ihm verbunden ist, nicht ohne Haß dessen, was mit ihm streitet und ihm durchaus widerspricht; woher auch das Sprichwort: nur wer recht hassen kann, kann auch recht lieben. Dann aber muß das Geliebte auch etwas wahrhaft Liebenswürdiges und Edles sein; denn nur dessen Gegentheil darf uns mit Abneigung und tiefem Ab-

chen erfüllen. Daß wir aber dem Menschen diese innige und edle Zuneigung gegen die Seinen beilegen, liegt darin, daß allein den Menschen ein freier inniger Drang an das freie Individuum knüpfen kann, da das Thier ohne alle Wahl dem Eindrucke des Augenblicks und dem Gesetze der Natur instinctmäßig folgt, wenn es mit dem Verwandten seiner Gattung sich flüchtig verbindet. Obwohl nun die Liebe des sinnlichen und mehr thierischen Menschen dem thierischen Instincte mehr oder weniger ähnlich ist, in sofern sie weniger als ausschließend auf das bestimmte Individuum gerichtet ist, und die sinnliche Heftigkeit desselben theilt: so wird doch in der wahren Liebe jeder sinnliche Trieb so sehr veredelt und durch die geistige Natur so geläutert, daß man dieselbe vor Allem als eine reinmenschliche Neigung ansehen darf, in welcher sich die ganze Eigenthümlichkeit der menschlichen Natur offenbart, und durch welche sich der Mensch der Menschheit innig anschließt. Die menschliche Neigung zu dem Verwandten offenbart sich aber in verschiedenen Formen; zuerst in der Kindesliebe, auf zarte Sympathie gegründet, mit herzlicher Dankbarkeit gegen die Wohlthäter und Ehrfurcht vor dem vollendetern Menschen verbunden, und wiederum anders als Liebe der Söhne, anders als Liebe der Mädchen gegen Vater und Mutter; dann als Geschwisterliebe und Freundschaft, ferner als Geschlechtsliebe oder Liebe im engern Sinne. Letztere ist die freie Zuneigung verwandter Personen verschiedenen Geschlechts, oder ein inniges Streben nach vollkommener Gemeinschaft mit einer bestimmten Person des entgegengesetzten Geschlechts, ja (objectiv) diese Vereinigung selbst; denn die Liebe kann nur durch Gegenliebe vollendet werden. Sie entwickelt sich naturgemäß zuerst aus dunkler Sehnsucht, zu welcher die vollkommenere Entwickelung des Körpers, welche in die Zeit der ersten Liebe fällt, wahrscheinlich mitwirkt, und ist dann mit einem Gefühle der Leere verbunden, welche das Bedürfniß einer vollkommenern Mittheilung bewirkt. Ferner gründet sie sich auf die körperliche und geistige Verschiedenheit der Geschlechter. Sie ist aber dennoch, sowohl von dem blos Geschlechtstriebe und der oberflächlichen Reizbarkeit des Gemüths, welche man Verliebtheit nennt (beide können die wahre Liebe unterdrücken), als von jener fälschlich sogenannten Platonischen Liebe verschieden, welche nur eine geistige Ausschweifung ist. Sie ist vielmehr ein vollkommen menschliches Streben nach vollkommener, d. i. geistig-körperlicher Vereinigung, und eben darum der liebste Gegenstand der Kunst. Wo sie aber vollkommen ist, da ist sie auch nothwendig ausschließend auf ein festes Interesse der Herzen gegründet, und wird zur Lebensvereinigung derer, die sich durch höhere Fügung gefunden. Der Staat erkennt sie an in der Ehe, welche die vernunftgemäße Form der Liebe ist. In der alten Welt, wo das Geschlechtsverhältniß mehr ein physisches war und die Polygamie herrschte, konnte die Liebe nicht mit dieser Tiefe des Gefühls, ja mit dieser schwärmerischen Herzlichkeit sich offenbaren, welche sie in der christlichen und romantischen Zeit angenommen hat. Nur wo das feste Vertrauen mangelt, geht sie in Eifersucht über, und große Hindernisse treiben sie zur Leidenschaft. Ruhiger und vertraulicher aber ist die Gattenliebe und die mit ihr verwandte, aufopfernde und höchst uneigennützige Liebe der Aeltern gegen ihre Kinder. T.

Liebensteiner Bad. Es liegt im Herzogthume Meiningen, bei dem Dorfe Liebenstein, in einer sehr reizenden Gegend, die südlich

vom lieblichen Werrathal, nördlich vom Gebirge des Thüringer Wal-
des begrenzt wird. Auf einer Bergkuppe steht das verfallne Schloß
Liebenstein, das wahrscheinlich Veranlassung zur Erbauung des
Dorfes ward. Es war eine Besitzung der Herrn von Stein und fiel
1673 als eröffnetes Mannslehn dem Hause Sachsen-Gotha zu, worauf
es wüste ward. Bei der Theilung 1677 erhielt es S. Meiningen.
Von diesen Ruinen herab genießt man einer herrlichen Aussicht über
die Berge des Thüringer Waldes, einige düstere, wilde Thäler desse-
ben, das sanfte Werrathal und die fernen blauen Berge des Pleß,
der Gera und der fernern Röhn Frankens. Das Fürstenhaus,
Wohnsitz der herzogl. Familie für den Sommer, ward 1804 in einem
edlen Styl erbaut. Vorzüglich schön ist der mit 12 Säulen ge-
zierte, in der Mitte befindliche und unter einer runden Dachkuppel
angebrachte Versammlungssaal. Neben diesem Gebäude steht das
Schauspielhaus, welches, ebenfalls gut gebaut, durch zufällig
herbeikommende Gesellschaften versehen wird; die Musik besorgt die
herzogl. Kapelle. Das Gasthaus liegt jenen Gebäuden gegen-
über, hat 3 Stockwerke, 72 Zimmer für Badegäste und ein Billard-
und Gesellschaftszimmer. Auch in den übrigen Häusern des Dorfs
findet der Fremde gutes Unterkommen. Das Stallgebäude hat
in seinem obern Stockwerk 9 Zimmer für Badegäste höhern Standes,
mit eben so vielen Nebenbehältnissen. Das untere Stockwerk neh-
men Ställe und Wagenschuppen ein. Hinter demselben ist eine
Reitbahn. Der Speise- und Tanzsaal ist hinter dem Gasthause
und enthält außer dem Saale noch einige Zimmer. Das Brun-
nenhaus, in Form eines Tempels, ist stets offen. Der Sauerbrun-
nen zu Liebenstein ward zuerst bekannt unter dem Herzog Casimir zu
Coburg, mag aber schon früher benutzt worden sein. Im Jahre 1614
faßte man den Brunnen und der Herzog bestellte einen Aufseher dar-
über. Im 30jährigen Kriege aber sank sein Ruf. Als der Herzog
von Gotha 1673 Liebenstein erhielt, grub man den Brunnen neu auf,
faßte die vorzüglichste Quelle besonders und die 4 andern Quellen
ebenfalls. Nachdem noch mehrere Anstalten gemacht worden, hob den
Brunnen der Herzog von Meiningen 1800 aus seiner Vergessenheit.
Er ließ Gebäude anlegen, Kunststraßen bauen, Baumgänge einrichten
und für Bequemlichkeit sorgen. Nach Göttlings Analyse hat die
alte Quelle in 3 Pfd. Wasser: kohlensaures Gas 96 Kub. Zoll, koh-
lensauren Eisenkalk 6 Gr., kohlensaure Kalkerde 8 Gr., kohlensaures,
salzsaures und schwefelsaures Natrum 16 Gran. Die neue Quelle ist
nur reicher an Kohlensäure. Vorzüglich hülfreich ist der hiesige Sauer-
brunnen bei schwacher Verdauung, Uebermaß von Schleim, chroni-
schem Husten, Bleichsucht, Menstruationsbeschwerden, Hypochondrie,
Nervenschwäche, hysterischen Krämpfen, Magenlähmungen, auch Gicht,
hartnäckigen Rheumatismen, chronischen Hautausschlägen ꝛc. Unter
dem Schauspielhause sind 7 Bäder angelegt, in welchen man sich nach
Gefallen warmes und kaltes Wasser zulassen kann. Die nöthigen
Bedürfnisse während der Badezeit werden entweder hieher gebracht
oder man läßt sich dieselben aus den benachbarten Städten Salzun-
gen, Schmalkalden, Eisenach, Gotha oder Meiningen holen. In der
an Naturschönheiten so reichen Gegend findet man jedoch der Unter-
haltung genug. Entweder bringt man die Zeit unter den Kastanien
des Gasthauses, oder in dem von hohen Buchen beschatteten Felsen-
grund des Erdfalls zu; oder man wandelt auf anmuthigen Pfaden nach
dem Felsenthor, oder der Ruine der Burg und der hohlen Scheuer.

Weitere Partieen macht man nach der Höhle bei Glücksbrunn, in welcher man bei sonntäglicher Erleuchtung den unterirdischen See befährt; oder nach Altenstein mit seiner gothischen Kapelle, der Teufelsbrücke, der Herzogin Denkmal und dem Hohlenstein; oder nach der Buche im Thüringer Wald, bei welcher Luther gefangen und nach der Wartburg gebracht ward; oder endlich auf den wegen seiner unendlichen Aussicht bekannten Inselsberg, und das so freundliche großherzoglich weimarische Lustschloß Wilhelmsthal mit seinen lieblichen Anlagen.

Liebesfamilie nannte sich eine von den deutschen Wiedertäufern abstammende Secte, die Heinrich Nicolai aus Münster um 1560 in England stiftete. Ihr 1575 unter dem Titel: Kurze Wiederholung des Glaubens der Gutwilligen in England, genannt die Familie der Liebe ꝛc. erschienenes Glaubensbekenntniß verräth eine ähnliche mystische Stimmung, wie der spätere Quietismus. Aus ihrem Glauben an die Wiedertaufe durch Buße und neues Leben erkennt man ihre Abstammung, ob sie gleich die Kindertaufe nicht verwarf und zur orthodoxen englischen Kirche gehören wollte. Uebrigens waren diese unter dem Namen Familisten bekannten Schwärmer weniger mürrisch als andere ihrer Art, und wurden wegen ihrer Fröhlichkeit von andern Fanatikern angefeindet. Da indeß die Exaltation, die dem Gebote der christlichen Liebe einen besondern mystischen Sinn gegeben hatte, nach und nach wieder sank, verloren sie sich um die Mitte des 17. Jahrhunderts unter andern Parteien in England. E.

Liebesmahle, Agapen, wurden in der ersten christlichen Kirche die gemeinschaftlichen Mahlzeiten genannt, die der Feier des heiligen Abendmahls (s. d. Art.) vorangingen. Menschen von allen Ständen speiseten dabei zum Zeichen der christlichen Bruderliebe unter und mit einander. Jeder trug dazu nach Vermögen das Seinige bei, und die Reichen hielten die Armen frei. Diese von den Aposteln angeordnete und den Geist der Gemeinschaft in der entstehenden Christenheit schön bezeichnende Sitte mußte indeß beim Anwachse der Gemeinde bald beschwerlich, und wegen der dabei eingerissenen Unordnungen, um den Ruf der Christen zu schonen, durch Synodalbeschlüsse im vierten Jahrhunderte abgeschafft werden. Die Brüdergemeinde hat die Liebesmahle wieder erneuert, und hält sie bei feierlichen Gelegenheiten unter Gesang und Gebet mit mäßigem Genusse von Thee und Weizenbrot (Liebesbrot genannt) in ihren Versammlungssälen. S. d. Art. Brüdergemeinde.

Liebwerda, ein bekannter Kurort Böhmens in einem romantischen Thale, zwischen der Tafelfichte und dem haindorfer und weisbacher Kamme. Der hiesige Sauerbrunnen fing erst im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts an bekannter zu werden. Der Quellen sind eigentlich drei, von denen zwei benutzt werden; der eigentliche Sauerbrunnen blos zum Trinken, der Stahlbrunnen zum Baden und Trinken. Ein vierter, der Christiansbrunnen, wird jetzt ebenfalls ziemlich benutzt. Beide sind in Stein gefaßt. Der letztre enthält in einem Pfd. zu 16 U. Glaubersalz 1/3 Gr., Bittersalz 1/5 Gr., Selenit 2/3 Gr., Kochsalz und salzsaure Bittererde 1/5 Gr., luftsaure Bittererde 1/23 Gr., luftsaure Kalkerde 1/3 Gr., luftsaure Alaunerde 1/20 Gr., luftsaures Eisen 4/25 Gr., Kieselerde 1/5 Gr., Luftsäure 20 9/9 Kubikzoll. Der neue oder Stahlbrunnen dagegen enthält in gleicher Quantität: luftsaures Mineralkali 1/16 Gr., Kochsalz 1/96 Gr., luftsaure Kalkerde 1/16 Gr., luftsaures Eisen 7/60 Gr., Kieselerde 1/20, Luftsäure 17 7/9

Kubikzoll. Das Liebwerder Sauerwasser dient vorzüglich dazu, die Nerven zu stärken und zu beleben, den Kreislauf der Säfte zu befördern, die zähen Säfte aufzulösen und zu verdünnen, die verstopften Gefäße zu eröffnen, die Würmer und den Urin zu treiben und die Säure zu dämpfen. Man fängt die Kur mit einem Bierglase voll Sauerwasser an, und steigt damit bis zu einer Flasche. Das Bad nimmt man 1 auch 2 Mal des Tages, lau oder kalt, das letztere nur nach und nach vom Wärmern übergehend. Vor dem Gebrauche des Bades nimmt man abführende Mittel und läßt, wenn man vollblütig ist, zur Ader. Für jede Wanne ist im Badehause eine besondere Kammer mit den nöthigsten Bedürfnissen. Die Spaziergänge an dem kleinen Bache im Thale hinauf sind recht artig. Größere Ausflüge aber macht man nach Meffersdorf, einem stattlichen Rittergute in der Lausiz, nach dem höchst reizend gelegenen Kloster Haindorf, und einigen andern Gebirgspuncten um die Tafelfichte des Riesengebirgs.

Lied (in der Dichtkunst). Die Benennung Lied ist bisher so unbestimmt gebraucht worden, daß es schwer wird, den eigentlichen Charakter desselben genügend zu bezeichnen und es von den ihm verwandten Gedichten, der Ode und dem Hymnus, zu unterscheiden. Im Aeußerlichen und Mechanischen zeichnet sich das Lied dadurch von den übrigen Gedichten aus, daß es stets in gleiche Verse, ja auch in gleiche Strophen abgetheilt ist, und diese wiederum stets dasselbe Metrum haben, so daß alle Verse und Strophen nach einer und derselben Melodie gesungen werden können. Dazu gehört ferner, daß jede Strophe eine eigene Periode ausmachen, und daß jeder Vers einen für sich vollendeten Sinn haben muß. Innerlich dürfte der Charakter des Liedes in so fern verschieden sein, als das Lied einen engern Kreis hat, in welchem es sich bewegt, und den es nicht überschreiten darf. Dieser Kreis schließt alsdann eine größere Mannichfaltigkeit in der Darstellung gänzlich aus und bleibt nur bei dem Einen stehen, bei dem Erguße des Gefühls. Die Ode hingegen schweift in das Erhabene aus und berührt in ihrem Fluge das Geistige und das Irdische, das Hohe und das Tiefe. Das musikalische Lied richtet sich in seinem Charakter natürlich nach dem poetischen Liede, und hat dieselbe Ruhe, dieselbe Einfachheit, einen geringern Umfang der Töne, keine schwer zu treffenden Intervalle. Es gibt Volkslieder, Kriegslieder, Trinklieder ꝛc. Vergl. den Art. Lyrik. Pq.

Liederspiel unterscheidet sich, als neue Gattung des Schauspiels mit Gesang, von der Operette hauptsächlich dadurch, daß alle darein verwebten Gesangstücke blos aus Liedern bestehen, die entweder dem Publicum schon bekannt sind, oder die der Tonsetzer doch wenigstens in der Form des Liedes neu bearbeitet hat, und welche sämmtlich mit einer dem Liede angemessenen einfachen Instrumentalbegleitung versehen sind. Reichard, wahrscheinlich durch die Vaudevilles der Franzosen dazu veranlaßt, machte in seinem Liederspiele: Liebe und Treue, den ersten Versuch in dieser Gattung, der zwar Beifall, aber keine bedeutende Nachfolge fand.

Liefland, s. Letten.

Lieutenant, dem Wortsinne nach, ein Stellvertreter, daher Generallieutenant, Oberstlieutenant. Lieutenant ohne weitern Zusatz ist der Offizier nach dem Hauptmann.

Ligne (Carl Joseph, Furst von), als muthvoller Krieger und geistreicher Schriftsteller gleich berühmt, war

den 23. Mai 1735 zu Brüssel geboren. Sein vormals geltender Titel war: des heil. röm. Reichs Fürst, erster Pair von Flandern, Pair, Marschall, Grand Baillif und souverainer Offizier der Land- und Grafschaft Hennegau, Gouverneur von Mons, Pair von Namur und Artois. Außerdem war er Grand von Spanien erster Classe, und k. k. wirklicher geheimer Rath, Kämmerer und Generalfeldmarschall, Ritter des goldnen Vließes, Commandeur des militärischen Marie-Theresien-Ordens ꝛc., auch Inhaber des dreißigsten Infanterie Regiments. Dieser Prinz, bekannt durch seine ausgezeichneten Talente, stammte aus einem der edelsten Häuser Belgiens ab, welches von dem Städtchen Ligne im Hennegau den Namen erhalten und seit drei Jahrhunderten seinen Glanz in dem Ruhme der Waffen begründet hatte. Das Haus Ligne erhielt im 16. Jahrhunderte die reichsgräfliche, und 1602 die reichsfürstliche Würde. Die zwischen Hennegau und dem lütticher Lande gelegene Herrschaft Fagnolles, welche diesem Hause gehörte, wurde 1770 unter dem Namen Ligne zu einer Reichsgrafschaft erhoben. Der Prinz von Ligne widmete seine Jünglingsjahre dem ernstesten Studium der classischen Literatur und der Kriegswissenschaften. So ausgerüstet trat er 1755 in österreichische Kriegsdienste. Er diente in dem Feldzuge von 1757 und 1758 als Capitän in dem seinem Vater zugehörigen Regimente de Ligne. Dies Regiment und der junge Prinz, der die Seele desselben war, fochten mit Ruhm in der Schlacht von Colin, welche Daun gegen Friedrich gewann. In den Gefechten, die jenem Siege folgten, zeigte der Prinz sich immer auf den Vorposten, und in der Schlacht bei Leuthen, wo Preußens König die erlittene Niederlage rächte, sah man ihn das Regiment unter einem Regen von Kugeln mehrmals sammeln und endlich den Rest desselben auf den schrecklichsten Wegen nach Böhmen zurückführen. 1758 befand er sich bei dem Siege von Hochkirchen, eroberte 1759 mit stürmender Hand den sogenannten großen Garten vor Dresden und wurde, da der Oberste des Regiments in Gefangenschaft gerathen war, zur Belohnung zum commandirenden Obersten desselben ernannt. Er wurde nach Paris gesandt, um Ludwig XV. die Nachricht von der Gefangennehmung des Generals Fink mit 15,000 Preußen bei Maxen (im November 1759), zu welcher er mitgewirkt hatte, zu überbringen. Er verlebte einen angenehmen Winter in Paris und kehrte zurück, nachdem er, wie er sich selbst ausdrückte, viele Bekanntschaften, Unbesonnenheiten, Bemerkungen und Schulden gemacht hatte. Im Jahre 1760 befand sich der Prinz beim Armeecorps des General Laudy, welcher sich der Städte Berlin und Potsdam bemächtigte. Nach dem siebenjährigen Kriege ward er Generalmajor. Als solcher stand er in einer niederländischen Garnison, wo er den damaligen Grafen von Artois kennen lernte, der ihn einlud, wieder an dem französischen Hofe zu erscheinen. Dem zufolge sah man ihn von 1766 bis 1787 bald zu Paris, bald zu Versailles. Die Großen, die liebenswürdigsten Frauen, die geistreichsten und berühmtesten Gelehrten wetteiferten um den Besitz des Fremdlings, den man für einen gebornen Franzosen hielt. Man bewunderte den richtigen und tiefen Sinn, der sich in tausend muthwilligen Spielen des Witzes entwickelte. Bei Hofe wußte er die ganze Würde eines Großen mit der Liebenswürdigkeit eines geistreichen Mannes zu vereinigen. Er hatte Zutritt in dem vertrautesten Kreise der königlichen Familie, vorzüglich in den Abendstunden von Klein-Trianon. Auch verschmähte er es nicht, den Theaterheldinnen seine Huldigun-

gen darzubringen. Diese Verbindungen verwickelten ihn in einige kleine literarische Intriguen, deren Geist zuweilen auf seine Urtheile wirkte. Namentlich faßte er gegen Marmontel einen Widerwillen. Als leidenschaftlicher Liebhaber von Reisen, wandte der Prinz seine Sommer dazu an, England und Italien, Voltaire zu Ferney, den Prinzen Heinrich in Rheinsberg, und Friedrich den Großen in Sanssouci zu besuchen. Im Jahre 1770 wohnte er der Zusammenkunft dieses Monarchen mit Joseph II. in Schlesien bei, und nachdem er als General en Chef eines Corps Elite-Grenadiere in dem kurzen Kriege von 1778 gegen den Prinzen Heinrich gefochten hatte, stattete er 1785 demselben einen Besuch ab und fand die verbindlichste Aufnahme. Früher, im Jahre 1781, hatte er den petersburger Hof besucht, wo sein ältester Sohn, der mit einer Prinzessin Massalsky verheirathet war, 400,000 Rubel zu fordern hatte. Er gewann die Gunst der Kaiserin, deren leidenschaftlicher Bewunderer er war, und kehrte mit Porträts, Decorationen und Bändern überhäuft, jedoch ohne den eigentlichen Zweck seiner Reise erreicht zu haben, zurück. In den Niederlanden hatte sein Betragen ihm die größte Popularität erworben. Als die Streitigkeiten im Jahre 1784 einen Krieg mit Holland vermuthen ließen, traf er als General en Chef mit großer Thätigkeit alle Maßregeln, um einen schnellen und ruhmvollen Ausgang desselben zu sichern. Zur Zeit der berühmten Zusammenkunft Joseph II. und der Kaiserin von Rußland im Jahre 1787 ward der Prinz von Ligne der treueste Unterthan des erstern, und der ergebenste Höfling der letztern genannt. Er begleitete sie auf der berühmten Reise nach Cherson. Nach dem Ausbruche des Türkenkrieges befand er sich als Agent Oesterreichs bei der russischen Armee; in der Folge befehligte er einen Theil des Heeres unter Laudon, welches Belgrad belagerte und einnahm. Obgleich er sich dabei sehr rühmlich benommen hatte, mußte er doch einige Zeit nachher die Ungnade des Hofs erfahren. Aber noch auf dem Sterbebette rief ihn Joseph II. zu sich und überhäufte ihn mit Zeichen seines Wohlwollens. Im Jahre 1792 hatte er den Schmerz, seinen ältesten Sohn in dem Gefechte von Bour zu verlieren. Seit geraumer Zeit hatte der Prinz sich aus der großen Welt zurückgezogen und lebte in ländlicher Ruhe in Roßdorf bei Wien in einem heitern Greisenalter. Hier starb er auch am 13. December 1814. Sechzig bedeutungsvolle Jahre unserer Geschichte mit ihren Staatsmännern, Kriegern und Schriftstellern waren an diesem merkwürdigen Manne vorüber gegangen, in deren Begebenheiten er bald als handelnde Person thätig eingegriffen, bald sie als geistreicher Beobachter in Denkschriften und Briefen den Zeitgenossen und der Nachwelt überliefert hat. So hat er z. B. die Schlachten von Collin, Görlitz, Breslau, Leuthen, die Belagerung von Schweidnitz, an denen er rühmlichen Theil genommen hatte, mit treffenden Bemerkungen und höchst originellen Ansichten geschichtlich dargestellt. Als ein denkender Mann von leichtem gewandtem Geiste und eindringendem Scharfsinn, reich an Kenntnissen und aus dem Leben geschöpften Erfahrungen, fand er Vergnügen und Erholung darin, seine Ideen niederzuschreiben. Von diesen Schriften sind nach und nach 30 Bände in französischer Sprache erschienen; ihr Inhalt ist sehr gemischt, Verse und Prosa wechseln mit einander ab. Eine Auswahl von Briefen und kurzen Aufsätzen hat Frau von Staël herausgegeben (deutsch von Madame Spazier), der einige ähnliche Sammlungen gefolgt sind. Man erhält daraus eine Menge von

Aufschlüssen über Personen und Begebenheiten, und erblickt allenthalben einen unterrichteten, feingebildeten, zartfühlenden, scharfsinnigen, heitern Geist, der auf das angenehmste unterhält und belehrt. Seine nachgelassenen Schriften hat der Buchhändler Cotta an sich gekauft.

Ligny (Schlacht bei) am 16. Juli 1815. Bonaparte hatte am 15. Juli das erste preußische Corps von der Sambre zurückgedrängt, und seine Hauptmassen in der Gegend von Fleurus vereinigt, während jenes Corps nebst dem eiligst herangezognen 2. und 3. am 16. des Morgens eine Stellung zwischen den Dörfern Sombref, St. Amand und Ligny bezogen. Gegen diese Stellung, in welcher das 3. Corps auf dem linken Flügel Sombref besetzt hatte, sich links bis Tongrines ausdehnte, das 1. im Centrum die Dörfer Ligny und Brie, das 2. auf dem rechten Flügel St. Amand besetzt hielt, entwickelte der Feind in 2 großen Colonnen seine Angriffe, die Nachmittags um 3 Uhr begannen. Zuerst ward St. Amand, bald darauf Ligny angegriffen und der Theil beider Dörfer, welcher jenseit des durchfließenden Baches liegt, genommen, ein mehrstündiges Dorfgefecht begann, im Laufe dessen der Feind in St. Amand, über den Bach vordrang, einen Theil des diesseitigen Dorfes nebst einer beherrschenden Kirche nahm, von einem Bataillon, das der Feldmarschall Blücher persönlich anführte, aber wieder zurückgeworfen ward, ohne daß solches jedoch weiter hatte vordringen können (Abends 5 Uhr). Als jetzt bei Bonaparte die Meldung einging, daß das von Marschall Ney (der bei Quatrebras mit den Engländern focht) in die preußische rechte Flanke zu detachirende Corps nicht eintreffen könne, gab er den Hauptangriff auf diesen Flügel — den einzigen, der zu entscheidenden Resultaten führen konnte — auf, und beschloß das Centrum bei Ligny zu durchbrechen. Die Garde, die dort eben angekommen war, erhielt daher mit allen ihr zugehörigen Batterien die Direction gegen Ligny und marschirte ab. Diese Bewegung ward natürlich diesseits bemerkt und dem in die Gegend von Brie zurückgekehrten Feldmarschall in der Art gemeldet, daß sich der Feind gegen Fleurus abziehe; — eine Brigade war schon früher gegen den bedrohten Punct von St. Amand entsendet worden, jetzt ließ ihr der Feldmarschall, um den Sieg zu vervollständigen, alle Reserven bis auf 3 Bataillons und 3 Cavallerie-Regimenter mit dem Befehle folgen, dem Feinde gegen Fleurus nachzudringen (ungefähr 7 Uhr Abends). Diese Bewegung entschied aber die Schlacht für den Feind, denn gleichzeitig als jene Truppen bei St. Amand eintrafen, kamen die franz. Garden bei Ligny an, von welchem noch ein Theil erobert ward, worauf eine Masse feindlicher Cavallerie, von Artillerie und Infanterie unterstützt, aus Ligny anrückte und gegen die Höhe von Brie drang; da ihr keine Reserve entgegengestellt werden konnte, so versuchte der Feldmarschall sie durch einen allgemeinen Cavallerieangriff — wozu aber nur 6 Escadrons vorhanden waren — zurückzuwerfen. Dies mißlang gänzlich und der Feldherr kam dabei in die größte persönliche Gefahr. Der Rückzug ward unter diesen Umständen nothwendig und vom 1. und 2. Corps über Brie nach Gembloux angetreten. Ersteres Dorf ward von der Arriergarde bis 3 Uhr des Morgens gehalten, so wie denn auch die Reserve-Cavallerie des 1. Corps an der Chaussee stehen blieb und am andern Morgen der Armee folgte; der Feind, der am 16. Abends 10 Uhr noch einige Batterien vorgeschoben und die preußische Armee beschossen hatte, verfolgte nicht.

Das 3. Corps war im Laufe der Schlacht nur durch ein lebhaftes Tirailleurgefecht beschäftigt gewesen. Ein Angriff, den einige Escadrons mit einer reitenden Batterie in die Flanken und den Rücken des feindlichen rechten Flügels machten, ward abgewiesen, wobei einige Geschütze verloren gingen; es hielt seine Stellung bis zum 17. früh 3 Uhr und marschirte dann mit der Arriergarde ab. Das 4. Corps, dessen Eintreffen auf dem Schlachtfelde eben so sehnlich erwartet wurde, als sich davon eine günstige Wendung des Gefechts hoffen ließ, war noch zu weit entfernt und vereinigte sich erst nach einem angestrengten Marsche in der Nacht bei Gembloux mit der Armee. Die preußische Armee zählte ungefähr 90,000 Mann, die französische wird nicht stärker gewesen sein, denn da 2 Infanterie-Corps und 1 Cavallerie-Corps unter Ney detachirt waren, das 6. Infanterie-Corps erst in der Nacht eintraf, so blieben für die Schlacht von Ligny blos das 3. und 4. Infanterie-Corps, 3 Cavallerie-Corps und die Garden disponible. Der Verlust betrug diesseits ungefähr 14,000 Mann, der des Feindes war gewiß nicht geringer, 15 Geschütze hatten ihm überlassen werden müssen.

Ligue (aus dem Franz.) bedeutet eigentlich einen Vertrag, wodurch sich mehrere zu einem gemeinschaftlichen Zwecke verbinden. Insbesondere bezeichnet man damit ein Bündniß, welches die catholische Partei am französischen Hofe unter Anführung des Herzogs Heinrich von Guise, im Jahre 1576 schloß, um die Reformirten zu unterdrücken, denen König Heinrich III. viele Freiheiten bewilligt und den Zutritt zu gewissen Aemtern verstattet hatte. Dieses Bündniß (die **catholische Ligue** genannt; die Theilnehmer an demselben **Liguisten**), welches vom spanischen und päpstlichen Hofe unterstützt wurde, wuchs zu einer solchen Macht an, daß es damit umging, dem König Heinrich III. selbst zu entsagen, der daher Paris verlassen und bei dem König Heinrich von Navarra, welcher an der Spitze der hugonottischen Partei stand, Schutz suchen mußte. Aber auch hier wußten ihn seine Gegner zu finden, und ließen ihn durch einen Dominicaner-Mönch 1589 ermorden. — Die Verbindung, welche Papst Julius II. mit dem Kaiser Maximilian I., dem Könige Ferdinand von Spanien und den Venetianern 1510 wider König Ludwig XII. von Frankreich schloß, hieß die heilige Ligue (Liga sancta), weil der Papst an ihrer Spitze stand. Das Bündniß, wozu sich die deutschen catholischen Stände unter dem Herzoge von Baiern im Jahre 1610 zu Würzburg vereinigten, um der kurz vorher eingegangenen Union der protestantischen Fürsten gemeinschaftlich entgegen zu arbeiten, heißt auch die catholische Ligue.

Lille (im deutschen **Ryssel**), ehemals die Hauptstadt des französischen Flandern und aller französischen Niederlande. Sie liegt am schiffbaren Flusse Deule, welcher durch die Stadt fließt, ist groß, schön gebaut, mit vortrefflichen Umgebungen, hat 11,300 Häuser und 60,000 Einwohner, und ist eine der wichtigsten Festungen in ganz Europa. Besonders ist die Citadelle, an welcher Vauban seine ganze Geschicklichkeit gezeigt hat, ein Meisterstück der Befestigungskunst. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnet sich der Paradeplatz aus, und unter den breiten, gut gepflasterten, des Nachts erleuchteten Straßen würde die schöne Königsstraße jeder Stadt zur Zierde gereichen. Es gibt hier viele ansehnliche in gutem Geschmack aufgeführte Gebäude, wozu vorzüglich die Stephans- und Peterskirche, das schöne Rath-

haus, die prächtige Kornhalle, das große Hospital, das Schauspielhaus, das Zeughaus, die schöne Hauptwache ꝛc. gehören. Man findet hier eine Börse, eine Münze, eine Gesellschaft der schönen Künste, eine Zeichen- und Mahlerschule, eine schöne Bibliothek, einen botanischen Garten, eine Gemählde gallerie und wichtige Fabriken von wollenen Zeugen, Leinwand, Spitzen, Baumwolle, Taback, Leder, Glas, Fayance, Zuckerraffinerien, große Baumwollenspinnereien, Kattundruckereien und treffliche Garn- und Leinwandbleichen. Bei der Stadt befinden sich mehr als hundert Oelmühlen. Auch ist die Handlung der Einwohner nebst der Blumen-, besonders Tulpenzucht, sehr ansehnlich. Letztere wird hier beinahe so stark, wie in Harlem getrieben. Spargel und Melonen werden durch ganz Frankreich versandt. Im Jahre 1708 eroberte es Prinz Eugen in Folge einer hartnäckigen und blutigen Belagerung; doch wurde es im utrechter Frieden 1713 an Frankreich zurückgegeben. 1793 bombardirten es die Oesterreicher ohne Erfolg. Lille ist die Hauptstadt des Nordens und eines Bezirks desselben. Auch ist es der Sitz eines Handelsgerichts und des commandirenden Generals der 16. Militärdivision.

Lima, Hauptstadt des Königreichs Peru im südlichen Amerika, am Flusse gleiches Namens, in einem schönen und sehr fruchtbaren, zwei Meilen breiten Thale, zwei Stunden von dem Meere und dreißig Stunden von den Cordilleras entfernt, 1535 von den Spaniern erbaut. Durch ein fürchterliches Erdbeben am 28. October 1746 wurden in wenigen Stunden die ganze Stadt, alle auf der Rhede liegenden Schiffe, und unermeßliche Schätze vernichtet. Die Stadt ist seitdem wieder aufgebaut worden. Die Häuser sind, wegen der Erdbeben, von Holz und nur ein Stockwerk hoch, die Straßen regelmäßig, sehr rein und gut gepflastert und die Gegend herum mit Landhäusern besetzt. Die Einwohner sind über 52,000, worunter ungefähr ein Drittheil Spanier, die fast allein den Handel in Händen haben, der mit Mexico, Chili und Spanien getrieben wird, und immer noch sehr bedeutend ist, obgleich nicht mehr so viel Reichthümer, als vor dem Erdbeben da zu finden sind. Es herrscht daselbst, besonders unter dem weiblichen Geschlecht, ein großer Luxus. Die Stadt ist eine von den spanischen Münzstädten in Amerika, der Sitz des Vicekönigs von Peru, der hohen Landescollegien, eines Erzbischofs und einer Universität. Auch sind verschiedene Manufacturen vorhanden. Der Hafen, der 2½ Stunde von der Stadt entfernt liegt, ist mit zwei großen Castellen versehen; aber durch das vorerwähnte Erdbeben fast ganz zerstört worden. Doch wird noch immer von dort aus der reichste und stärkste Handel nach dem nördlichen und südlichen Amerika mit gediegenem Golde und Silber und mit Landes- und europäischen Waaren getrieben. Ein Theil der Stadt liegt noch in Ruinen; das höher gelegene Castell steht noch.

Lindau, ehemalige freie Reichsstadt, in Schwaben, auf drei Inseln im Bodensee, von welchen die größte, vermittelst einer 290 Schritte langen hölzernen Brücke, mit dem festen Lande zusammenhängt. Nach der kleinsten Insel, auf welcher nur Weinberge, Gärten und Fischhäuser befindlich sind, führen zwei Thore mit Fallbrücken. Die Lage im Bodensee hat der Stadt den Namen Schwäbisch Venedig verschafft. Die Zahl der Einwohner war 1804 über 5000, welche in 700 Häusern wohnten, aber 1807 nur 2700 in 554 Häusern. Sie sind meistens lutherisch, wenige catholisch. Der Ma-

triculoranschlag der Stadt betrug 130 fl., und das Kammerziel 112 Rthlr. 15 kr. Ihre Handlung, besonders nach Italien, ist beträchtlich. Die einheimischen Producte bestehen in Wein und Obst, welches beides häufig ausgeführt wird. Die Einkünfte betrugen im Jahre 1800 an 16,000 fl. Im Jahre 1802 wurde diese Stadt, nebst dem daselbst befindlichen sehr bedeutenden adligen Fräuleinstifte gleiches Namens, dessen Aebtissin fürstliche Würde hatte, dem Fürsten von Bretzenheim als Entschädigung zugetheilt, von diesem aber 1803 an Oesterreich abgetreten und 1804 von letzterm nebst dem Stifte zu einem Fürstenthume erhoben, bis es 1806 an Baiern abgetreten und dem Illerkreise hinzugefügt ward. Dort bildet es ein Landgericht und Rentamt, welches auf 1 1/2 Quadratmeilen 6300 Menschen enthält.

Lindwurm, ein erdichtetes Ungeheuer, welches in den alten Rittergeschichten eine eben so merkwürdige Rolle spielt, wie der Drache, der Vogel Greif und andere dergleichen Ungethüme. Er wird als eine Gattung von Drachen oder auch als eine große, vierfüßige geflügelte Schlange beschrieben. Der tapfere Ritter St. Georg soll einen Lindwurm erlegt haben, und wird deshalb immer mit demselben abgebildet.

Lingam, s. Indische Mythologie.

Linguet (Simon Nicolas Henri), am 14. Juli 1736 zu Rheims geboren, studirte zu Paris in dem Collegium Beauvais und zog daselbst durch seine ungemeinen Talente die Aufmerksamkeit des Herzogs von Zweibrücken auf sich, der ihn mit sich in seine Staaten nahm. Von hier begab er sich als Adjutant in die Dienste des Prinzen Beauvais, als dieser in dem Kriege gegen Portugal das Commando führte. Seinen Aufenthalt in Spanien benutzte er dazu, spanisch zu lernen und spanische Theaterstücke in das Französische zu übersetzen. Darauf kehrte er in einem Alter von 26 Jahren nach Frankreich zurück und erlangte daselbst als Advocat, durch die Kühnheit seines Charakters, durch seine Neuerungssucht, durch überwiegende gelehrte Kenntnisse und insbesondere durch seine lebendige Beredsamkeit bald einen weit verbreiteten Ruf, aber auch eine große Menge Feinde. Nachdem sich Linguet durch mehrere glänzende Vertheidigungen den Haß der Gegner, besonders aber den Neid seiner Collegen zugezogen hatte, beschlossen vierundzwanzig von diesen, unter einem Jahre nicht wieder mit ihm vor Gericht aufzutreten; ja, das Parlament erließ sogar einen Beschluß, durch welchen ihm die öffentliche Praxis untersagt wurde. Jetzt schrieb Linguet ein politisches Journal, welches sowohl die Zahl seiner Bewunderer, als auch seiner Neider vermehrte, und endlich auf Befehl des Gouverneurs gänzlich untersagt wurde. Da er sogar für seine Freiheit fürchten mußte, begab er sich in die Schweiz und von dort über Holland nach England, von wo er bald nach Brüssel ging. Als ihm hier der Graf von Vergennes die Erlaubniß ertheilt hatte, nach Paris zurückzukehren, begab er sich dorthin, ward aber auf erneuerte Klage am 27. Sept. 1779 in die Bastille gesetzt, in welcher er über 2 Jahre verbleiben mußte. Im Mai 1782 wieder in Freiheit gesetzt, machte er eine zweite Reise nach England und kehrte von dort abermals nach Brüssel zurück, wo er sein Journal: politische Annalen herausgab. In diesem schmeichelte er dem Kaiser Joseph II., der ihn nach Wien kommen ließ und ihm ein Geschenk von 1000 Ducaten machte. Nichts destoweniger erklärte er sich, in der bald darauf erfolgten Revolution der Niederlande, gegen den Kaiser, mußte die Niederlande verlassen und kehrte 1791 nach Paris zurück, wo er von der constituirenden Versammlung die Sache der

Schwarzen gegen die Tyrannei der Weißen auf St. Domingo ver-
theidigte. Beim Eintritt der Schreckenszeit ward er vor das Revo-
lutionstribunal geschleppt und daselbst am 27. Juni 1794 zum Tode
verurtheilt. Er starb mit vielem Muthe. Von seinen zahlreichen Wer-
ken sind zu bemerken: Histoire des révolutions de l'empire romain,
1766. 2 Vol. in 12; Mémoires sur la Bastille, Londres 1783, end-
lich seine Annales Politiques, welche 1777 begannen, mehreremal
unterbrochen und dann wieder fortgesetzt wurden. Diese Annalen,
welche in einem lebhaften, hinreißenden Style, ohne die geringste Scho-
nung mit vielem Scharfblick geschrieben sind, dabei über alles ab-
sprachen, hatten zu ihrer Zeit ein ungeheures Publicum.

Linguistik, Sprachenkunde, ist der Inbegriff alles dessen, was wir durch historisch-kritische Forschungen über den Ursprung, die Bildung und Verwandtschaft der Sprachen und ihrer Mundarten wissen; Linguist, der sich mit diesen Forschungen beschäftigt.

Linie heißt bei dem Mathematiker eine Ausdehnung in die Länge ohne Breite und Dicke. Sie ist entweder gerade oder krumm. In der Geographie und bei der Schiffahrt ist die Linie der Aequator; daher der Ausdruck, die Linie passiren. Beim Decimal-Längenmaße ist sie der 10. Theil eines Zolls, der hundertste eines Fußes, der tausendste einer Ruthe. Bei der Ingenieurkunst nennt man Linie den aufgeworfenen Graben und die Brustwehr, wodurch die Schanzen zusammenhängen, und welche zwei und dreifach hinter und über einander angelegt werden. In der Kriegskunst heißt auch Linie eine Reihe in Schlachtordnung stehender Soldaten (daher Linientruppen), oder Schiffe (Linienschiffe, s. d. Art.). In der Genealogie und in den Rechten eine Reihe von einander abstammender Personen. (S. Absteigende Linie).

Linienschiffe, nennt man diejenigen großen Schiffe, welche mit einer beträchtlichen Anzahl Kanonen, Munition und Truppen ausgerüstet sind und theils zu eigentlichen Seegefechten, theils auch zur Bedeckung der Kauffahrtei- und Transportschiffe gebraucht werden. Sie heißen Linienschiffe, weil sie in der eigentlichen Linie fechten können. Der Unterschied ihrer Größe, der nach Tonnen (20 Centner) bestimmt wird, ihrer Verdecke und Kanonen, verursacht auch einen verschiedenen Rang unter denselben. In England unterscheidet man danach gewöhnlich drei Gattungen: 1) von 1920 bis 1700 Tonnen (d. h. welche eine Ladung von 38,400 bis 34,000 Centner führen können), mit 850 bis 750 Mann und 110 bis 90 Kanonen; 2) von 1625 bis 1557 Tonnen, 750 bis 660 Mann und 90 bis 80 Kanonen; 3) von 1400 bis 1119 Tonnen, 600 bis 410 Mann und 80 bis 60 Kanonen.

Linné (Carl von). Dieser berühmte Naturforscher, besonders Botaniker, ward im Jahre 1707 zu Rushult in Smaland geboren und von seinem Vater, einem Landpfarrer, anfangs, eines Gelübdes wegen, zum geistlichen Stande bestimmt. Da dieser zugleich ein leidenschaftlicher Botaniker war, so hatte der Sohn von früher Jugend auf Gelegenheit, die Pflanzenkunde zu üben und Geschmack an derselben zu finden. In seinem 10. Jahre ward er auf die Schule zu Wexiö geschickt. Aber die Formen des damaligen Schulunterrichts wurden ihm bald so sehr zuwider, daß er ihn oft umging, um seiner Lieblingsneigung nachzuhängen und Pflanzen aufzusuchen. So kam es, daß er in den Schulkenntnissen zurückblieben und besonders in den gelehrten Sprachen vielen seiner Mitschüler nachstehen mußte. Seine Lehrer, ermüdet durch diese Trägheit und scheinbare Untaug-

lichkeit, erklärten dem Vater, aus seinem Sohne, der ganz ohne Fleiß, und nur bemüht sei, Kräuter und Schmetterlinge zu sammeln, könne höchstens ein Handwerker werden. Wirklich gab der Vater ihn auf dieses Urtheil zu einem Schuhmacher in die Lehre. Aber glücklicher Weise blieb er nicht lange in dieser Lage. Der Arzt Rothmann, ein besserer Beobachter, hatte an dem jungen Linné ungewöhnliche Talente bemerkt; er stellte dem Vater vor, daß die Lehrer seines Sohnes diesen nicht beurtheilen könnten, und rieth der Mutter, ihr Gelübde zu halten, und ihren Sohn Gott dadurch zu widmen, daß sie ihm erlaube, ein Priester der Natur zu werden. Die Aeltern folgten dem Rathe des verständigen Arztes, und freudig verließ Linné seinen Lehrmeister und dessen Werkstatt. Tourneforts Institutionen, welche ihm Rothmann verschaffte, waren das erste brauchbare Werk über Pflanzenkunde, welches dem jungen Linné bei der Beschränktheit seiner Lage in die Hände kam. Noch zwei Jahre blieb Linné in Werid, benutzte daselbst die Bibliothek und den Rath seines Gönners Rothmann und bereitete sich durch das anhaltende Studium zu seiner großen Laufbahn vor. Inzwischen näherte er sich seinem 20. Jahre. Da er einsah, daß ihm die Botanik keine Aussicht zu einer Versorgung darbiete, wählte er als eigentliches Brotstudium die Arzneikunst, für welche er sich um so tüchtiger fühlte, als seine bereits hervorragenden Kenntnisse in der Pflanzenkunde das Studium derselben erleichtern mußten. Auf der Universität zu Lund, wohin er sich begab, fand er den Botaniker Kilian Stobäus, der, so weit seine Kräfte reichten, sein Wohlthäter wurde, ihm auch einst das Leben rettete, als er auf einer botanischen Wanderung von der sogenannten Höllenfurie, einem in Schweden einheimischen giftigen Gewürme, gestochen worden war. Linné hatte jedoch noch einige Zeit mit Dürftigkeit zu kämpfen; ein glücklicher Zufall machte sein großes Talent bekannter. Bei einem Besuche im botanischen Garten zu Upsala fand Celsius den Jüngling und mußte seine außerordentlichen Kenntnisse bewundern. Er erkundigte sich nach seinen Umständen, und kaum hatte der ehrwürdige Prälat sie erfahren, als er eilte, ihn aus seiner hülflosen Lage zu befreien. Celsius arbeitete damals an seinem schätzbaren Werke über die biblischen Pflanzen: er bedurfte eines Gehülfen, und seine Wahl konnte auf keinen würdigern fallen, als auf Linné. Hier wurde Linné in seinem 24. Jahre auf die Idee geführt, ob nicht, bei der anerkannten Wichtigkeit der Geschlechtstheile, das so deutlich sich offenbarende Verhältniß derselben zu einander das Princip zu einem neuen Lehrgebäude in der Botanik hergeben könnte, welches durch seine Einheit, durch die Consequenz seiner Verbindungen und durch die Annäherung an das Ideal eines natürlichen Systems den Vorzug vor allen übrigen Systemen verdiene. Vor der Hand schrieb Linné seine Gedanken in einem Aufsatze nieder, den er dem Ol. Rudbeck mittheilte. Dieser bewunderte die Neuheit und den Scharfsinn der darin enthaltenen Gedanken. Eine Folge davon war, daß Rudbeck ihm auftrug, an seiner Stelle im botanischen Garten die Pflanzen zu demonstriren. Rudbeck hatte schon 40 Jahre vorher eine botanische Reise nach Lappland gemacht, deren Resultate die öffentliche Wißbegierde nur noch mehr reizten; es ward eine neue Reise dahin in Anregung gebracht, und Celsius schlug den jungen Linné dazu vor. Dieser hielt eine Summe von etwa 50 Thalern, welche von der litterarischen Gesellschaft zusammengeschossen worden, für hinreichend eine Reise von mehr als 800 deutschen Meilen zu machen. Im April 1732

trat er dieselbe ganz allein an; eine lederne Kapsel mit Papier und Federn, ein Mantelsack mit Wäsche und Kleidungsstücken war Alles was er zu Pferde mitnahm. In 6 Monaten legte er diese gefahrvolle und höchst beschwerliche Reise zurück, deren Früchte für die Wissenschaften, namentlich für die Botanik, von großer Wichtigkeit waren. Im Jahre 1735 ließ er die vollständige Flora von Lappland drucken, welche zum Muster für alle ähnliche Arbeiten geworden ist. Man weiß nicht, ob man mehr die Genauigkeit und Richtigkeit der Beschreibungen oder die gelehrte Kritik in den Synonymen, oder den Reichthum neuer Entdeckungen bewundern soll. Auf dieser Reise fand er auch jene zierliche Pflanze sehr häufig, welche Gronov nach ihm benannt hat. In dieser Flora von Lappland ordnete Linné zuerst die Pflanzen nach der Zahl der Staubfäden und ihren Verhältnissen unter sich und zu dem Pistill. Bis daher hatte er noch keine akademische Würde erlangt, die ihn zu Vorlesungen hätte berechtigen können; auch fehlte es ihm an Mitteln, sich eine solche ertheilen zu lassen. Ihn einigermaßen dafür zu entschädigen, machten ihm sieben Jünglinge den Vorschlag, mit ihnen eine mineralogische und oryktognostische Reise nach Lappland zu unternehmen, den er auch gern annahm. Nach seiner Zurückkunft hielt er in Fahlun den Zöglingen des dortigen Bergwesens Vorlesungen über Mineralogie und Hüttenwesen. Um sich einem bestimmten Brotstudium zu widmen, reisete er nach Holland; hier wollte er unter Boerhave, Gronov und Burmann sich zu einem practischen Arzte bilden. Im April 1735 verließ er Fahlun, nahm in Harderwick die höchste Würde in der Arzneikunst an und begab sich dann nach Leyden, wo Boerhave und Gronov, über den Umfang und die Tiefe seiner Kenntnisse erstaunt, ein enges Freundschaftsbündniß mit ihm schlossen. Hier war es, wo er zuerst mit seinem genialen Werke, dem Natursysteme in Tabellen, auftrat. Dies Werk enthielt schon die Grundlage seines ganzen Systems. Bei vielen Gattungen, die er nicht selbst hatte untersuchen können, folgte er Tournefort, mußte aber bei späterer genauer Prüfung sein Urtheil widerrufen. Burmann in Amsterdam, der damals die von Paul Herman hinterlassenen Schätze zu ordnen und zu beschreiben hatte, nahm Linné als Gehülfen dieser wichtigen Arbeit zu sich. Linné verlebte hier sechs Monate, während welcher er die Sammlungen und literarischen Schätze seines Freundes auf das eifrigste benutzte. Jetzt schlugen Boerhave und Burmann dem reichen Bewindhebber der ostindischen Handelsgesellschaft, Clifford, der sowohl einen Hausarzt, als auch einen Aufseher über seinen herrlichen Garten zu Hartecamp bei Harlem zu haben wünschte, Linné zu dieser Stelle vor. Linné erhielt sie mit 1000 Gulden Gehalt und freier Station. Im Frühlinge 1736 zog er nach Hartecamp, wo er anderthalb Jahre in der angenehmsten Beschäftigung zubrachte. In dieser Zeit gab er in Holland zuerst (1735) sein Systema naturae heraus, in welchem sein ganzes Geschlechtssystem entwickelt, nur hier und da etwas schlüpfrig vorgetragen ist. Diesem Werke folgten 1736 die Fundamenta botanica, zu welchen er in der Folge in seiner Philosophia botanica den Commentar gab. In demselben Jahre erschien seine Bibliotheca botanica, und 1737 das köstliche Werk: Hortus Cliffortianus, mit 37 Kupfertafeln, welche die von dem berühmten Ehret gemahlten seltenen Pflanzen des Gartens zu Hartecamp darstellen. Eine kleinere, meisterhafte Beschreibung des blühenden und fruchttragenden Pisangs (Musa Cliffortiana 1736) war schon vorangegangen. Hierauf gab er seine

Genera plantarum heraus, worin 935 Gattungen nach allen ihren Kennzeichen bestimmt sind. Trotz der lichtvollen Consequenz und Einheit dieses Werks, blieben jedoch noch immer viele Charaktere in demselben zweifelhaft. Unter dem Namen Critica botanica gab er 1737 einen Commentar über mehrere Aphorismen der Fundamenta botanica heraus. Endlich erschienen 1737 seine Classes plantarum, eine Zusammenstellung aller bis dahin bekannt gewordenen Systeme. Während seines Aufenthalts im Hartecamp hatte Linné auch Gelegenheit, England zu besuchen. Bei seiner Rückkehr nach Holland arbeitete er für Adrian von Royen, dem Boerhave die Aufsicht des botanischen Gartens abgetreten hatte und der diesen ganz umschaffen wollte, ein System aus, welches, ungeachtet es ihm sowohl an Einheit des Princips, als an Consequenz durchaus fehlte, doch von Männern wie Gmelin und einigen Andern angenommen wurde. Es ist eine Art von natürlichem Systeme, dessen Hauptnorm die Zahl der Samenlappen ist. Dies System gab Royen 1740 in dem Prodromus florae Leidensis heraus. Nachdem Linné fast 3 Jahre in Holland zugebracht hatte, beschloß er in sein Vaterland zurückzukehren. Er verließ daher im Mai 1738 Holland, ging zuerst nach Paris, um dort Jussieu, Guettard und andere berühmte Botaniker kennen zu lernen, und kam im September zu Stockholm an. Aber hier kümmerte sich Niemand um ihn. Er war genöthigt, sich mit der Ausübung der Arzneikunde zu beschäftigen, um die Mittel zu seinem Unterhalte zu erwerben. Anfangs war auch dies mit Schwierigkeiten verbunden. Als aber seine glückliche Behandlung der Brustschwäche bei Hofe bekannt wurde, ließ sich die Königin Ulrica Eleonora von ihm behandeln, und nun strömten ihm die vornehmsten und reichsten Kranken zu. Er ward Arzt bei der Admiralität und königl. Botanicus. Im J. 1741 ward auf dem Reichstage beschlossen, Schweden in naturhistorischer Hinsicht aufmerksamer, als bis dahin geschehen war, bereisen zu lassen, und Linné zum Anführer der Reisegesellschaft gewählt. Die Beschreibung dieser Reise gab er 1745 heraus. Trotz seiner glücklichen Lage in Stockholm sehnte er sich dennoch nach einer Stelle, in der er sich ausschließlich seiner eigentlichen Wissenschaft widmen könnte; diese fand er endlich in Upsala, wo er im Jahre 1742 zum Professor der Botanik ernannt wurde. Kurz vorher hatte ihm Haller in Göttingen, mit dem er früher in Streit, nachher aber in freundschaftlichen Verhältnissen gelebt, mit seltenem Edelmuthe seine eigene Stelle angetragen; der Brief war aber erst angekommen, nachdem sich Linné bereits für Upsala entschieden hatte. Seine vornehmste Sorge ging hier auf die Einrichtung und Verbesserung des botanischen Gartens, von dem er unter dem Titel: Hortus Upsaliensis, 1748 eine Beschreibung herausgab. Von jetzt an lebte Linné einförmig, doch rühmlich und nützlich, bereisete Westgothland und 1749 Schonen, welche beide Reisen er in eigenen Werken beschrieb. Seine Flora Suecica erschien 1745 (die zweite Auflage 1755). Darauf folgte bald seine Fauna Suecica. Die neuen Auflagen seiner frühern Werke abgerechnet, verfaßte er in Upsala fast zweihundert akademische Schriften, ungemein viele Abhandlungen in den Schriften der stockholmer Akademie, der upsalaer Gesellschaft, der petersburger Akademie, der londoner Societat, ferner eine Beschreibung des Naturaliencabinets des Königs, der Königin und des Grafen Tessin; vorzüglich aber beschäftigte ihn die Ausarbeitung und Vollendung seines Hauptwerks, der Species plantarum, der Philosophia botanica und der Materia medica. Ja

den spätern Jahren seines Lebens entzog er sich mehr und mehr den akademischen Geschäften; ja er hielt sogar im Jahre 1772 um seine Entlassung an. Diese ward ihm aber in den ehrenvollsten Ausdrücken verweigert, der König schenkte ihm ein Gut und gab ihm die Erlaubniß, so oft es ihm beliebte, seinen Aufenthalt daselbst zu nehmen. Im J. 1774 ward er von einem Schlagflusse getroffen, der nach zwei Jahren wiederkehrte und eine traurige Schwäche des Geistes und Körpers hinterließ, welche endlich den 10. Jan. 1778 sich mit dem Tode endigte. Vielleicht kommen in der Geschichte der Wissenschaften wenig Männer vor, die mit einem so außerordentlichen Scharfsinne so viel Klarheit und Ordnung der Begriffe, so viel Muth und Beharrlichkeit und so viel treffenden Witz verbunden hätten. König Karl XIV. ließ ihm 1819 an seinem Geburtsorte ein Denkmahl errichten.

Linsengläser (Glaslinsen) sind kreisrunde, linsenförmig geschliffene Gläser. Ist ein solches Glas auf beiden Seiten erhaben, so wird es ein Converglas, hat es aber auf einer Seite eine Ebene, auf der andern aber eine Erhabenheit, ein Planconverglas, ist es hingegen auf der einen Seite hohl, auf der andern aber erhaben geschliffen, ein Meniskus (Mond) genannt. Ein auf beiden Seiten hohl geschliffenes Glas heißt Concavglas; ist es nur auf einer Seite hohl und auf der andern eben, ein Planconcavglas, ist es endlich auf der einen Seite erhaben und auf der andern hohl, doch so, daß der Halbmesser der erhabenen Seite größer, als der hohlen ist, ein Concavconverglas genannt. Bei allen Linsengläsern heißt die gerade Linie, welche durch den Mittelpunct geht und auf den gekrümmten oder ebenen Flächen der beiden Seiten senkrecht steht, die Axe der Linse. Trifft sie auf das geradeste durch die Mitte, so ist, wie man mit einem Kunstausdrucke sagt, das Glas richtig centrirt. Durch den Gebrauch der Linsengläser in den Fernröhren hat man in den neuern Zeiten Entdeckungen gemacht, wovon man sonst nichts ahnete. Auch die Mikroskope, die gänzlich auf der Wirkung des Linsenglases beruhen, haben im Naturreiche die wichtigsten Entdeckungen veranlaßt. Den Nutzen der Brillen, die ebenfalls zu den Linsengläsern zu rechnen sind, kennt jedermann. Die Wirkung derselben, welche besonders auf Brechung, Zerstreuung und Wiedervereinigung der Lichtstrahlen beruht, war längst aus der Erfahrung bekannt, aber die Theorie derselben ist eine Erfindung der neuern Zeiten.

Linth. Lintharbeiten. Eine der größten hydrotechnischen Unternehmungen, die in Europa unternommen worden, sind die Linthareiten in der Schweiz. Es verhält sich aber damit folgender Weise: Der Wallen-See und der Zürcher See waren ursprünglich nur Einer. Die Linth, welche von Glarus herunter kömmt, fällt von der Seite in den See, und da sie ungemein viel Geschiebe mit sich führt, so dämmte sie ihn zu. Hierdurch entstand da, wo sonst See war, das Thal zwischen Wesen und Uznach, welches bald bevölkert und angebaut wurde. Die Linth hat im Laufe des letzten Jahrhunderts, indem sie immer fortfuhr, bei großen Ueberschwemmungen Geschiebe zuzuführen, ihr Bett so angehöht, daß die Maag, welche der Abfluß des Wallensees in den Zürcher See ist, sich stemmte, und der Wallensee um 10 Fuß höher wurde. Die beiden Orte Wesen am untern Ende und Wallenstadt am obern Ende können nicht mehr bewohnt werden, da das Wasser auf den Straßen und in den Häusern steht. Die ganze Gegend zwischen beiden Seen wird ein Sumpf,

dessen Ausdünstungen bösartige Fieber veranlaßt, die sich schon bis gegen Zürich erstrecken. 5000 Morgen Wiesen und Feld sind schon theils ganz ersoffen, theils halb versumpft, und die Gegend mußte bald verlassen werden. Der Grund vom Uebel lag darin, daß die Linth so viel Geschiebe führt und dadurch ihr Bette immer erhöht. Um dieses Uebel an der Wurzel anzugreifen, schlug Escher vor: Man solle der Linth ein neues Bette durch den Felsen sprengen und sie in den Wallensee leiten. Indem sie nun genöthigt werde, sich in diesem engen Bette mit reißender Geschwindigkeit zu bewegen, so müsse sie ihr Geschiebe mit bis zum See nehmen, und in diesen würde sie es dann legen, und ihn nach und nach theilweise zufüllen. Die Tagessatzung nahm 1805 diesen Vorschlag an, ernannte eine besondere Linthcommission, an deren Spitze der verdienstvolle Escher steht. Dieser Canal ist nun gebaut, die Linth legt ihr Geschiebe in den See nieder und kommt nun mit der Maag als klarer Fluß aus ihm heraus. Das Bette der Maag ist nun gesenkt worden, der See ist wieder 10 Fuß niedriger, und die Ländereien und Wiesen sind dem Versumpfen entrissen. Dieses große Unternehmen hat 200,000 Laubthaler gekostet. Das Geld wurde auf Actien, jede von 50 Fr., beigebracht. Die Actien werden gedeckt 1. aus dem Verkauf der versumpften und wieder gewonnenen Ländereien; 2. aus einer Abgabe von 1 bis 1 1/2 Batzen auf die Ruthe derjenigen Ländereien, welche der Gefahr des Versumpfens entrissen wurden. — Ausführliche Nachrichten findet man in Venzenbergs Briefen über die Schweiz. Bg.

Linz, die Hauptstadt in Oberösterreich an der Donau, wo der Traunfluß sich in dieselbe ergießt, mit einer 400 Schritt langen steinernen Brücke über dieselbe, ist ziemlich befestigt, wohlgebaut und von mittelmäßiger Größe. Die Häuser, welche von außen ein gutes Ansehn haben, sind mehrentheils mit Schindeln gedeckt. Die Zahl der Einwohner, ohne Militär, beträgt 16 bis 17,000 in 1000 Häusern. Die dasige Wollenzeugmanufactur, die größte in allen österreichischen Staaten, in welcher besonders vortreffliche Fußteppiche verfertigt werden, nährt in der Stadt und umliegenden Gegend viele tausend Menschen. Auch wird daselbst gutes Schießpulver verfertigt. Die übrigen Fabriken, so wie der Handel, vorzüglich der Speditionshandel, sind von Wichtigkeit. Noch sind zu bemerken das daselbst 1784 eingesetzte Bisthum und das dortige Lyceum welches Leopold I. 1674 errichtete. Es hat gleich einer hohen Schule das Recht, das Magisterium und Baccalaureat in der philosophischen Facultät zu ertheilen, wovon es jedoch nie Gebrauch gemacht.

Liparische Inseln. Sie liegen im mittelländischen Meere an der Nordseite von Sicilien, und gehören zu Sicilien. Es sind 11 Inseln; die vorzüglichsten darunter sind: Lipari, die vornehmste, Volcano, Salini, Panaria, Baziluzzo, Lisca bianca, Datoli, Stromboli, Alicuda und Felicuda. Alle diese Inseln scheinen durch ein unterirdisches Feuer entstanden zu sein; daher legten die alten Dichter hieher Vulkans Werkstätte, auch die Wohnung des Aeolus, und die Inseln hießen sonst die Aeolischen. Lipari hat eine kleine, schlecht gebaute Stadt gleiches Namens, mit einem Bisthume, zwei Häfen, einem Castell auf einem Berge und 14.000 Einwohner in der Stadt und auf dem Lande. Von dem vortreflichem Malvasier-Wein, welcher hier wächst, werden jährlich 2000 Fäßchen (Barili) versandt. Der Campo bianco, ein hoher conischer Berg auf Lipari, besteht aus vielen Schichten von weißlichem Bimssteine, welcher einen beträchtlichen Handelsgegenstand abgibt.

In Lipari ist auch der Handel mit Südfrüchten, vorzüglich mit Weinbeeren und Feigen, sehr beträchtlich; Volkano und Stromboli haben feuerspeiende Berge; besonders wirft Stromboli das ganze Jahr hindurch Feuer und glühende Steine aus, deren Schein bei Nacht in großer Ferne gesehen wird.

Lippe (das Fürstenthum) erhielt seinen Namen wahrscheinlich vom Flusse Lippe, an welchem im 12. Jahrhunderte die Stadt Lippe erbaut wurde. Die Vorfahren des jetzigen Fürstenhauses gehörten bereits im 12. und 13 Jahrhunderte unter die Primates Westphaloruin, welche als Dynasten oder edle Herren ansehnliche Länder erblich besaßen. Bernhard von der Lippe besaß 1129 die Stadt Lemgo; er und sein Bruder Herrmann erscheinen zum ersten Male in einer Urkunde von 1129 mit dem Beinamen: von der Lippe. Bernhard II., dessen Sohn, war ein Freund Heinrichs des Löwen; er fand sich mit einem zahlreichen Gefolge wohlgewaffneter Ritter auf dem von Kaiser Friedrich I. 1184 zu Mainz gehaltenen Reichstage ein. Bernhard III. (1230) erwarb mit seiner Gemahlin die Herrschaft Rheda. Simon I., dessen Enkel (im 14. Jahrhunderte), erbte einen Theil der Grafschaft Schwalenberg. Simon III., welcher die Grafschaft Sternberg erwarb, errichtete 1368 das Pactum Pacis, nach welchem der erstgeborne Sohn allein regieren sollte. Erst Bernhard VIII., welcher 1563 starb, nannte sich einen Grafen von der Lippe. Sein Sohn, Simon VI., ist der nächste Stammvater des jetzigen lippeschen Hauses. Er theilte seine Besitzungen unter seine drei Söhne, von denen Simon VII. die Linie Detmold, Otto die Linie Bracke, und Philipp die Linie Bückeburg oder Schaumburg stiftete. — I. Detmold. Friedrich Adolph regierte von 1697 bis 1718) nahm, nachdem die brackesche Linie 1709 mit Ludwig Ferdinand erloschen war, die Länder derselben in Besitz, ohne auf die Rechte der bückeburgischen Linie Rücksicht zu nehmen und verband sie mit den detmoldischen Ländern. Sein Sohn, Simon Heinrich Adolph, erhielt im Jahr 1720 vom Kaiser Karl VI. die reichsfürstliche Würde; er starb am 10. October 1734. Dessen Enkel, Friedrich Wilhelm Leopold, erhielt 1789 vom Kaiser Joseph II. die förmliche Bestätigung der reichsfürstlichen Würde. Er starb am 4. April 1802. Sein minderjähriger Sohn, Paul Alexander Leopold, welcher am 6. Oct. 1796 geboren worden ist, stand bis 1820 unter der Vormundschaft der Mutter, welche im Namen ihres Sohns am 18. April 1807 zu Warschau dem Rheinbunde, nach der leipziger Schlacht aber dem Bunde gegen Napoleon beitrat. Bei dem deutschen Bundestage hat der Fürst eine Stimme. Das Fürstenthum Lippe Detmold, auf welches das Haus Braunschweig die Anwartschaft hat, enthält nahe an 23 Quadratmeilen und 70,540 Einwohner. Es wird in 10 Aemter eingetheilt, in welchen 5 Städte, 4 Flecken und 52 Dörfer befindlich sind. Detmold, die Haupt- und Residenzstadt, mit 2400 Einwohnern in 325 Häusern. Lippstadt an der Lippe, gehörte ehemals zur Hälfte den Grafen von der Mark. Dieser Antheil ist jedoch aus der jülichschen Erbschaft dem churbrandenburgischen Hause zugefallen, welches sonach Mitherr der Stadt ist und das Besatzungsrecht nebst dem Postwesen allein hat. Die Zahl der Einwohner beträgt 2700 in 570 Häusern. Es wird hier ein bedeutender Getreidehandel getrieben. — II. Die Linie Bückeburg ward 1613 vom Grafen Philipp gegründet. Einen bedeutenden Zuwachs erwannen seine Besitzungen, welche aus den Herrschaften Alverdis-

fen, Lipperode und Uhlenburg bestanden, nach dem Tode des Grafen Otto VI. von Schaumburg, mit welchem 1640 dieses Haus erlosch, durch einen Theil der schauenburgischen Länder. Die Linie Bückeburg hieß von nun an Bückeburg Schaumburg. Philipps Söhne theilten sich in zwei Linien; der älteste, Friedrich Christian, wurde der Stifter der regierenden Linie zu Bückeburg, die mit seinem Enkel, dem berühmten portugiesischen Feldmarschall, Friedrich Wilhelm Ernst, am 10. September 1777 wieder ausstarb. Der jüngere Sohn Philipps, Philipp Ernst, stiftete die Linie zu Alverdissen. Sein Enkel, Philipp Ernst, succedirte 1777 in dem bückeburgischen Antheil. Dessen noch lebender Sohn, Georg Wilhelm (geb. am 20. Dec. 1784), trat mit Annahme der fürstlichen Würde, am 18. April 1807 dem Rheinbunde bei, dem er ebenfalls später wieder entsagte, und hob am 10. Febr. 1810 in seinem Lande die Leibeigenschaft auf. Bei dem deutschen Bundestage hat er auch eine Stimme erhalten. Die Besitzungen des Fürsten von Lippe-Bückeburg-Schaumburg enthalten auf 10 Quadratmeilen 23,700 Einwohner in vier Aemtern. Die Haupt- und Residenzstadt Bückeburg liegt in der Grafschaft Schaumburg, am Flusse Au. Wilhelmsstein, künstliche Insel und Festung im Steinhuder See. — Die Nebenlinien der detmoldischen Hauptlinie sind die beiden gräflichen Linien Lippe-Sternberg-Schwalenberg im Fürstenthum Lippe, und Lippe-Weißenfeld in der Nieder-Lausitz. Eine Nebenlinie des bückeburgischen Hauses besitzt das Schloß Alverdissen, und führt davon den Namen.

Lippert (Philipp Daniel), 1720 zu Meißen geboren, war Professor der Antiken bei der churfürstlichen Akademie zu Dresden, wo er 1784 starb. Er hat sich besonders durch seine Erfindung, dauerhafte Abdrücke der Gemmen zu verfertigen, ausgezeichnet. Zu bemerken ist seine Dactyliothek oder Sammlung geschnittener Steine der Alten aus den vornehmsten Museen in Europa in 2000 Abdrücken, in zwei Foliobänden, Leipz. 1764, nebst dem Supplemente, bestehend aus 1149 Abdrücken, ebend. 1776. (Vergl. Dactyliothek.)

Lips (Johann Heinrich), Mahler, Zeichner, Kupferstecher und Kupferätzer zu Zürich, war 1758 zu Klothen, in der Nähe dieser Stadt geboren und ward Anfangs zum Dorfbarbier, was sein Vater war, und darauf zum Landmann bestimmt. Da er jedoch einen offenen Kopf verrieth, gab der dasige Pfarrer ihm einigen Unterricht in der lateinischen Sprache, Geschichte und Mythologie. Während dessen entwickelte sich seine Neigung zum Zeichnen und man wollte ihn zu dem berühmten Kupferstecher Schellenberg thun. Dieser aber forderte 200 Gulden Lehrgeld, eine Summe, welche seine Aeltern nicht aufbringen zu können glaubten. Nun sollte Lips Barbier werden, als Lavater, der von des Knaben Anlagen Beweise erhalten hatte und aus denselben vorhersagte, daß dieser einst einer der größten Kupferstecher werden würde, sich für seinen Unterricht verwendete. Schon im ersten Jahre lieferte Lips Platten von großem Verdienste. Seine Versuche im Oelmahlen fielen nicht minder glücklich aus. Lavater bediente sich des jungen Künstlers bei der Herausgabe seiner physiognomischen Fragmente. Als diese Arbeit beendigt war, ging Lips nach Rom, um sich daselbst noch vollkommener auszubilden. Nach seiner Zurückkunft ward er als Professor der Zeichenakademie nach Weimar berufen, gab diese Stelle jedoch nach kurzer Zeit wie

der auf und kehrte in sein Vaterland zurück. Seine zahlreichen Werke der Kupferstecherkunst sind in ganz Europa verbreitet und beweisen, daß er einer der größten Künstler in diesem Fache ist, welche die neuere Zeit aufzuweisen hat. Er starb 1818.

Lipsius (Justus), ein höchst ausgezeichneter Philolog und Kritiker, war 1547 zu Isch bei Brüssel geboren. Nachdem er den ersten Unterricht von den Jesuiten zu Cöln erhalten hatte, bezog er, mit classischen Kenntnissen wohl ausgerüstet, die Universität Löwen, wo er die Rechte, daneben aber mit großer Vorliebe die Alten studirte. Die erste Frucht der letztern Studien waren seine Variarum lectionum libri tres, die er seinem Beschützer, dem Cardinal Granvella, zueignete, der ihn zu Rom, wo er 1567 ankam, in sein Haus aufnahm. Hier verlebte er zwei Jahr als lateinischer Secretär des Cardinals, verglich Manuscripte in der Vaticana und andern Bibliotheken, betrachtete die Alterthümer Roms und genoß des Umgangs mit den ausgezeichnetsten Gelehrten daselbst. Darauf kehrte er nach Löwen zurück, begab sich aber bald von dort, um sich den Zerstreuungen zu entziehen, nach Wien, wo Busbecq und andre Gelehrte ihn wohl aufnahmen, aber vergebens festzuhalten suchten. Er machte sich auf den Rückweg nach seinem Vaterlande. Da indeß dort der Krieg wüthete und er selbst Nachricht von der Verwüstung seines Erbes erhielt, nahm er 1572 eine Professur der Geschichte auf der (obgleich Lutherischen) Universität Jena an. Im J. 1574 verließ er Jena und ging nach Cöln, wo er seine Antiquae lectiones schrieb und seine Anmerkungen zum Tacitus begann; im J. 1576 ward er Doctor der Rechte zu Löwen und hielt dort Vorlesungen über die Gesetze der Decemvirn. Die Kriegsunruhen aber bewogen ihn, den Lehrstuhl der Geschichte zu Leyden anzunehmen. Er trat zu gleicher Zeit zur reformirten Kirche über. In den dreizehn Jahren, die er hier verlebte, schrieb er seine vorzüglichsten Werke; sie betreffen kritische, historische und philosophische Gegenstände und sind alle durch Gelehrsamkeit ausgezeichnet. Am meisten fand sein Commentar zum Tacitus Beifall. Dagegen verwickelten ihn seine Abhandlung de una Religione und seine Politicorum libri V. in so heftige Streitigkeiten, daß er endlich Leyden verließ und nach Flandern ging. Er trat zur römischen Kirche zurück und begab sich wieder nach Löwen, wo er mit großem Beifall Vorlesungen hielt, Mehreres schrieb und 1606 starb. Seine Werke sind in 6 Foliobänden gesammelt erschienen. Von römischen Schriftstellern hat er den Plautus, Tacitus, Valerius Maximus, Vellejus Paterculus und Seneca den Philosophen und Tragiker commentirt.

Liscov (Christian Ludwig), ein deutscher Satiriker, dessen Geburtsjahr und frühere Geschichte nur mangelhaft bekannt sind. Er wurde wahrscheinlich im Anfange des 18. Jahrhunderts geboren. Im J. 1730 lebte er einige Zeit als Candidat der Rechte zu Lübeck, wo er mit dem dasigen Vielschreiber, Magister Stevers, Streit bekam und durch denselben zu den ersten Versuchen der persönlichen Satire gereizt wurde. Von Lübeck ging er 1738 als Privatsecretär zu dem Geheimenrathe von Blome im Holsteinischen. Von dieser Zeit an bis zu seiner Ankunft in Dresden, wo er an dem Cammerrathe von Heinecken einen großen Beschützer fand, fehlen abermals alle Nachrichten von ihm. Seine satirische Laune, die ihn schon aus Lübeck vertrieben, schadete ihm auch in Dresden, welches er auf Verlangen des englischen Ministers, den er durch einige Spottreden

gen sich aufgereizt hatte, gleichfalls verlassen mußte. Weitere Nachrichten über sein Leben fehlen. Wir wissen nur, daß er am 30. October 1760 zu Eilenburg in Sachsen, wie man sagt, im Gefängnisse starb. Unstreitig gehört Liscov zu den geistreichsten Schriftstellern seines Zeitalters. Er hat die prosaische Satire der Deutschen begründet. Seine Vorgänger übertrifft er durch bewegliche, vorzüglich in Sprachfertigkeit sich zeigende Leichtigkeit. Doch fehlte ihm die Tiefe des Geistes, welche, sich selbst genügend, das Leben vorurtheilsfrei übersieht, und sich der gemüthlichen Ironie ohne Fessel hingibt. Seine Schreibart ist voll Kraft und männlicher Stärke, dabei höchst correct, sein Witz derb, aber treffend. Seine Schriften sind von ihm selbst gesammelt und führen den Titel: Sammlung satirischer und ernsthafter Schriften, Frankfurt und Leipzig (Hamburg), 1739. Gr. 8. Da sich diese Ausgabe vergriffen hatte, veranstaltete Müchler eine andere in 3 Octavbänden (Berlin 1806). Die Personen, gegen welche Liscovs Satiren gerichtet waren, sind, außer obengenanntem Magister Sievers, der damals in Halle lebende Professor Philippi u. A. Unter allen Liscovschen Schriften ist vielleicht seine Satire: Die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit elender Scribenten gründlich erwiesen, die keinen eigentlich persönlichen Bezug hat, die beste, und diejenige, welche am meisten dazu beigetragen hat, seinen Namen in ehrenvollem Andenken zu erhalten.

Lissabon, Lisboa, die Hauptstadt und bis 1807, in welchem Jahre sich der Hof nach Brasilien flüchtete, die Residenzstadt des Königs von Portugal, liegt in der Provinz Estremadura, am rechten Ufer des hier 1 1/2 Meilen breiten Tejo, unweit von seiner Mündung, auf drei Hügeln in einer romantischen Gegend, und gewährt von der Seeseite einen sehr angenehmen Anblick. Sie ist mit den Vorstädten Junqueira und Alkantara über eine Meile lang und 1/2 breit, und besteht aus den drei Haupttheilen: Alfama, Bairro alto und o Mejo, welche 40 Quartiere und eben so viele Kirchspiele ausmachen. Man findet hier 40 Pfarrkirchen, 50 Klöster, überhaupt 300 Kirchen und Kapellen, 44.000 Häuser und 300,000 Einwohner, worunter viele Ausländer, besonders Neger, Mulatten, Kreolen und 30,000 Gallegos oder Galizier, die aus der spanischen Provinz Galizien hieher kommen, vorzüglich Last- und Wasserträger sind, und überhaupt alle groben Arbeiten verrichten. Die Stadt ist ganz offen, ohne Mauern und Thore, und hat blos ein auf dem höchsten Hügel erbautes, jetzt verfallenes, Kastell; hingegen der schöne, breite und sichere Hafen der Stadt wird durch vier in und an dem Flusse liegende starke Forts beschützt. Viele Straßen der Stadt sind wegen der bergigen Lage sehr uneben; die schönsten laufen längs des Tejo. Eigentliche Prachtgebäude findet man überhaupt unter den Privatgebäuden nicht, sondern die Wohnungen der Großen zeichnen sich nur durch ihren weiten Umfang aus. Der westliche Theil der Stadt oder o Mejo, ist seit dem schrecklichen Erdbeben am ersten November 1755, wodurch die Hälfte von Lissabon zerstört wurde, und an 30,000 Menschen umkamen, schön wieder aufgebaut, und hat gerade regelmäßige Straßen, schöne Häuser und prächtige Plätze, dagegen der östliche Theil, der von dem Erdbeben verschont blieb, sein finsteres Ansehn behalten hat, wo man krumme und winkliche Gassen und 5 bis 6 Stockwerk hohe, altmodische Häuser findet. Sonst war Lissabon wegen der Unsicherheit und Unreinlichkeit seiner Straßen berüchtigt

ber in neuern Zeiten ist für die öffentliche Sicherheit gesorgt, und ine sehr schöne Straßenbeleuchtung eingeführt worden. Man hat erner, durch sorgfältige Reinigung der Straßen, Wegschaffung des eit dem Erdbeben liegen gebliebenen Schuttes und durch das Ver- ot des Auswerfens alles Unraths und todter Hunde und Katzen uf die Straßen, es dahin gebracht, daß Lissabon jetzt zu den rein- ichsten Städten gehört. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnen sich be- onders aus der Commerzplatz und der Rocio oder Rosciоplatz, wel- he beide durch parallellaufende, schöne, breite und gerade Straßen erbunden sind. Der erstere Platz, auf welchem sonst der eingestürzte önigliche Pallast stand, liegt am Ufer des Tejo, am Landungsplatze es Hafens, ist viereckig, 615 Schritte lang und 550 breit, und auf rei Seiten (die vierte gegen den Fluß hin ist offen) mit ansehnlichen Gebäuden umgeben. In der Mitte steht die bronzene Bildsäule des Königs Joseph I. Der Rocio oder Rosciоplatz, wo sonst die Autos da Fé gehalten wurden, ist ein regelmäßiges länglichtes 1800 Fuß anges und 1400 Fuß breites Viereck, dessen eine Seite der in mo- ernem Style erbaute Inquisitionsplatz einnimmt. Auf diesem Platze reffen zehn Straßen zusammen. Unter den vielen Kirchen ist die ogenannte neue Kirche nicht nur die schönste, sondern auch das präch- igste von allen Gebäuden, die seit der Wiederherstellung der Stadt ufgeführt worden sind. Die Patriarchalkirche, auf einer Anhöhe, on welcher man eine herrliche Aussicht hat, ist im Innern äußerst rachtvoll und enthält einen reichen Schatz und viele Kostbarkeiten. Der Patriarch, das Oberhaupt der ganzen portugiesischen Geistlich- keit, hat jährlich 130,000 Fl. Einkünfte. Man schätzt die jährlichen Einkünfte dieser Kirche auf 700,000 Thlr. Zu den Merkwürdigkeiten Lissabons gehört auch die 1 1/2 Meilen lange Wasserleitung, welche an einer Stelle so hoch ist, daß ein Linienschiff mit vollen Segeln durchpassiren kann; sie führt das Wasser auf 35 kühnen Bogen über das Thal von Alcantara. Dies Werk widerstand der Gewalt des Erd- bebens, obgleich die Schlußsteine sich einige Zoll in die Tiefe senkten, aber von dem Mittelpuncte des Gewölbes, das sich sogleich wieder schloß, aufgefangen wurden. Von den Wohlthätigkeitsanstalten sind vorzüglich anzuführen das große St. Josephs-Hospital, wo jährlich 16,000 Kranke, und das Findlingshaus, worin jährlich 1600 Kinder aufgenommen werden. An litterarischen Anstalten fehlt es nicht, als: die königliche Akademie der Wissenschaften, eine Erziehungsanstalt für den Adel, eine Seekadettenakademie, mehrere Seminarien, ein botanischer Garten, drei Sternwarten, ein königliches Naturalienkabi- net und mehrere öffentliche Bibliotheken, worunter sich die 80,000 Bände starke königliche Bibliothek auszeichnet. Lissabon ist der Sitz der höchsten Reichscollegien und des Patriarchen von Portugall mit ei- ner zahlreichen Geistlichkeit. Die Einwohner unterhalten wenige Fa- briken, ja es sind nicht einmal hinreichende Handwerker für das Be- dürfniß der Stadt vorhanden. Weit wichtiger ist der Handel und die Schifffahrt. Lissabon ist der Mittelpunct des gesammten portugies- schen Handels, der sich beinahe nach allen europäischen Ländern, be- sonders den außereuropäischen Besitzungen der Portugiesen, erstreckt. Daher zählt man hier 240 portugiesische und 130 ausländische Handels- häuser, vorzüglich englische. Jährlich laufen in den hiesigen Hafen 1700 bis 1800 Schiffe ein. Die reizenden Umgebungen der Stadt werden durch die große Menge von Landhäusern (6000 bis 7000) verschönert.

Litanei, Litanen, (griech.) bedeutet ein Gebet, eine Gebetsformel. Im 6. und 7. Jahrhunderte wurden auch religiöse Processionen, wegen der dabei üblichen Gebete, Litaneien genannt, weshalb sie auch noch jetzt in der catholischen Kirche Bittgänge heißen. Die Protestanten nennen nur das feierliche Gebet, das an Bußtagen, sonst auch in Zeiten allgemeiner Noth, abwechselnd gesprochen und gesungen zu werden pflegt und mit dem Kyrie Eleison anfängt und endigt, Litanei; bei den Herrnhutern hat aber die Sonntags Vormittags der Predigt vorangehende Betstunde diesen Namen. — Dann ein langes Klagelied, klägliche Erzählung. E.

Lit de Justice war ehemals in Frankreich eine feierliche Handlung, da der König, in Begleitung der Prinzen vom Geblüte, der Pairs, und der vornehmsten Kron-, Staats- und Hofbeamten sich in das Parlament begab, und daselbst, auf dem Throne sitzend (welcher in der alten französischen Sprache **lit** genannt wurde, weil er wirklich aus einem Unterkissen, einem Kissen im Rücken und zwei unter den Ellbogen bestand), in seiner Gegenwart diejenigen Befehle und Verordnungen, die das Parlament nicht hatte genehmigen wollen, einzeichnen (einregistriren) ließ. Das Parlament hatte nämlich das Recht, zum Besten des Volks, Vorstellungen gegen königliche Befehle und Edicte zu machen. Wollte der König darauf keine Rücksicht nehmen, so erließ er zuerst Befehlsschreiben (lettres de jussion) an das Parlament, und wenn diese nicht befolgt wurden, hielt er das lit de justice. Das Parlament mußte zwar gehorchen, protestirte aber nachher gewöhnlich gegen diese Handlung. Ludwig XV. hielt 1763 ein solches lit de justice, um gewisse Auflagen einzuführen, mußte aber bei der großen Widersetzlichkeit der sämmtlichen Parlamente nachgeben. Die von Ludwig XVI. im J. 1788 gehaltenen lits de justice trugen zur Beförderung der Revolution bei.

Literärgeschichte ist die Erzählung des Ursprungs und der Hauptveränderungen aller Theile der Gelehrsamkeit nach ihren Ursachen im Zusammenhange. Als der Vater der Literärgeschichte ist Christoph Mylius zu betrachten. Nach Bacons genialer Idee hat sie zuerst Reimann, Halle 1708, bearbeitet. In der neuesten Zeit sind viele treffliche Arbeiten, theils für die gesammte Literärgeschichte, theils für einzelne Zweige derselben, geliefert worden. Wir begnügen uns hier die zu Göttingen erscheinende Literärgeschichte anzuführen, zu deren Ausführung mehrere Gelehrte sich verbunden haben.

Literatur. Unter Literatur versteht man den gesammten Umfang menschlicher Geistesproducte, sofern sie durch Schrift (oder Sprache) mitgetheilt oder fortgepflanzt werden. In sofern diese Kenntniß enthalten, die nach den Gegenständen gesondert und systematisch geordnet sind, heißen sie **Wissenschaften** in weiterer Bedeutung und in so fern sie aus Lehrvorträgen oder Schriften, Büchern, sich erwerben lassen, **Gelehrsamkeit**. Man gebraucht deshalb den Ausdruck Literatur öfters auch gleichbedeutend mit Wissenschaften (z. B. Geschichte der Literatur), bald mit Gelehrsamkeit, z. B. Literaturzeitung, und in sofern Gelehrsamkeit hauptsächlich aus Büchern geschöpft wird, mit **Bücherwesen**. Ein **Literatus** ist demnach gleichbedeutend mit Gelehrter: **literarische** Arbeiten, gelehrte, besonders schriftstellerische Beschäftigungen; ein **Literator** hingegen wird genannt, wer mit Kenntniß des Bücherwesens sich beschäftigt, oder eine bedeutende Summe solcher Kenntniß sich erworben hat, ein Bücherkundiger. **Literärgeschichte** ist Büchergeschichte. Ob die **Geschichte der**

ratur bloße Literärgeschichte oder eigentliche Geschichte der Wis-
schaften sein solle, darüber sind die Historiker der Literatur bis auf
ese Stunde nicht recht einig. So viel ist indeß gewiß, daß die Ge-
ichte der Wissenschaften weit andere Absichten zu erreichen hat, als die
ße Literärgeschichte, die jedoch mit Bibliographie, Bücher-
nde, nicht verwechselt werden darf. Die Geschichte der Wissenschaften
ll nicht blos für das Gedächtniß und die Neugierde einen Vorrath lite-
rischer Merkwürdigkeiten liefern, sondern soll dem Geiste ein Licht an-
nden, das ihm bei jeder wissenschaftlichen Bemühung vorleuchte; sie
ll für jedes Gebiet in dem weiten Reiche der Literatur eine Art allge-
einer Reisebeschreibung abgeben, in welcher alle Entdeckungsversuche,
e Verirrungen und Ausschweifungen der Erkenntniß aufgezeichnet sind;
rz, sie soll zur Kenntniß der verborgensten Gänge des menschlichen
eistes auf dem Wege zur Wahrheit, wie zum Irrthum, der ver-
iedenen Anstöße, durch welche sich die Wahrheit durchkämpfen, der
rschiedenen Wege, Gestalten, Schicksale, die sie durchwandern muß,
n eine allgemeine Erleuchtung unter den Menschen verbreiten zu kön-
n, die Einsicht verschaffen. Diesem zufolge muß eine Geschichte der
teratur die Darstellung des Allgemeingültigen und Höchsten sein,
as die in den Wissenschaften schaffenden und ergreifenden Geister in
r Zeit hervorgebracht haben, und sie muß zeigen, wie man durch
e wiederholte Offenbarung der freithätigen Vernunft, eine Lösung
r Aufgabe aller Wissenschaft, einer allgemeinen Theorie des Wah-
n, Guten und Rechten, Genüge leistete, und dem Ideal in der
usführung sich näherte. (S. Ortloff über die Geschichte
er Wissenschaften und Künste, Gob. 1807. Ueber die Ge-
ichtschreiber der Literatur, s. d. Art. Geschichte.) Hierzu sind
enntniß der Bücher und Gelehrten bloße Hülfsmittel. Man kann
n aber unterscheiden eine allgemeine Literatur aller Völker und
iten (so auch deren Geschichte) und die besondere einzelner
ölker und Zeitabschnitte, alte, mittlere, neue und neueste grie-
ische, römische, italienische, deutsche Literatur u. s. w. In den
ztern Fällen versteht man häufig blos darunter, was jede Nation
rch Schriften in ihrer Muttersprache zu jenem Zwecke geleistet hat,
nd dann könnte es sich treffen, daß eine Nation zwar viele Bü-
er und Druckschriften, aber doch keine Literatur hätte. Wie
e Wissenschaft der Kunst, so stellt man der Literaturgeschichte die
unstgeschichte entgegen; nur zieht man gewöhnlich den Theil der
unst, dessen Werke durch Schrift mitgetheilt werden, mit meinen
e Poesie, mit zur Literaturgeschichte, und spricht von einer schö-
en Literatur im Gegensatz der sogenannten strengen Wissen-
haften. Außer der Poesie rechnete man ehedem auch die Theorie
er schönen Künste überhaupt dahin unter dem Titel der schönen
Wissenschaften (belles lettres), und die Facultäts- und Brot-
issenschaften haben diesen gar oft unter dem Namen der Belle-
ristik, so wie ihren Anhängern, den Belletristen, einen bösen
eumund gemacht. Die Wahrheit ist, daß die Poesie zur Kunst,
re Theorie aber zu den Wissenschaften gehört, und daß schöne Wis-
nschaften ein Unding sind. Soll jedoch die Poesie als schöne Lite-
atur gelten, so ist sie dieselbe doch weder ganz, noch allein, son-
ern es gehört dann zur schönen Literatur einer Nation der ganze
reis der Humanitätsstudien, alle Werke der Poetik, Philosophie,
Geschichte, Beredsamkeit, in so weit nämlich, als dieselben An-
prüche auf schöne Darstellung haben und in der Muttersprache ge-

schrieben sind. So dürften z. B. zwar wohl Werke über Aesthetik, wie die von Delbrück, Göthe, Schiller, Engels Mimik, Schlegels Vorlesungen u. a. hierher gehören, eine ganze Fracht von ästhetischen Lehrbüchern aber nicht. Daß diese Begriffsbestimmung nicht willkührlich sei, kann man schon daraus schließen, daß alle Nationen die Schriftsteller, welche sie als classische auszeichneten, aus diesem Kreise wählten. Und gewiß nicht mit Unrecht, wenn anders literarische Bildung nicht ein Wort ohne Sinn und Bedeutung sein soll; denn sie erweckt vorzüglich Humanität, d. i. ächte, schöne Menschlichkeit, Sittlichkeit der Gesinnung, Reinheit und Zartheit des Gefühls. (Daß man classische Literatur noch in einem andern Sinne nimmt, darüber s. Classisch). dd.

Literaturzeitungen und literarisch-kritische Zeitschriften. Beinahe schon seit einem Jahrh. war für die schnellere Verbreitung der Begebenheiten der politischen Welt durch die Erfindung periodischer Schriften gesorgt worden, als man erst daran dachte, auch die mannichfaltigen vorübergehenden literarischen Erscheinungen durch ähnliche Institute länger festzuhalten und zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Indessen waren, obgleich ähnlich in ihrer allgemeinen Tendenz, beide Institute in Hinsicht ihrer weitern Ausführung von einander unterschieden. Wenn die politischen Tagebücher jener Zeit nichts weiter waren und sein sollten, als schlichte Erzählungen und Berichtungen der einzelnen Begebenheiten, als solcher, ohne auf ihren innern Zusammenhang oder ihre muthmaßlichen Folgen Rücksicht zu nehmen: so mittelten im Gegentheil die literarischen, schon von ihrem ersten Ursprunge an, das Verhältniß der verschiedenen wissenschaftlichen Erscheinungen, wo nicht zu dem höchsten Ideal, doch meist zu dem eben bestehenden Grade und Charakter der literarischen Cultur aus, und bestimmten darnach ihren größern oder mindern Werth. So mußten sie, wie oft auch beschränkte Nationalvorurtheile oder noch niedrigere persönliche Rücksichten und Leidenschaften unter ihrem Schilde zügelloses Spiel treiben, einer der kräftigsten Hebel der literarischen Cultur der gesammten gebildeten Welt werden; sie wurden das Bindemittel zwischen den verschiedensten Nationen, welche sich bisher, in sich abgeschlossen, blos in ihrer Individualität ausgebildet hatten; sie erzeugten durch den gegenseitigen Umtausch der Ideen Vielseitigkeit und Mannichfaltigkeit der gelehrten Bildung; sie erweckten Wettstreit unter den Nationen, und regten durch die Publicität dieser Verhandlungen die auf der literarischen Bühne auftretenden Männer zu immer größerm Streben nach Vollkommenheit kräftig an; sie brachten Licht und Uebersicht, Ordnung und Bewußtsein in die bisher meist nur durch Zufälligkeiten bestimmten und fast bewußtlosen literarischen Bemühungen. Das neuigkeitsliebende Frankreich, mit Gazettes und Mercures schon überhäuft, war auch die Erfinderin der literarischen Tagebücher. Der Parlamentsrath, Dionysius de Sallo, gab in Gesellschaft mehrerer anderer Gelehrten, vom 5. Januar 1665 an, das Journal des savans heraus, welches so glücklich war, die ganze unermeßliche Schar seiner Nebenbuhler zu überleben, indem es erst im J. 1790 geschlossen wurde. (Auf Befehl Ludwigs XVIII. wurde 1816 das Journal des savans wieder begonnen, und im October d. J. erschien das erste Heft. Die ausgezeichnetsten Gelehrten Frankreichs nehmen Theil daran). Die Menge der Redacteren und Mitarbeiter, welche es während seiner langen Dauer hatte, macht es unmöglich, eine allgemeine Charakteristik desselben zu liefern. Indeß zeichnete es sich jederzeit durch

die Ausführlichkeit der aus den Büchern gelieferten Auszüge und durch gesundes und billiges Urtheil aus. In manchen Perioden war es etwas einseitig; so wurden z. B. unter Andrys Redaction meist nur medicinische Bücher recensirt. Von den seit dieser Zeit erschienenen literarischen Journalen kann hier nur folgende kurze nach den Ländern geordnete Uebersicht der merkwürdigsten von ihnen Raum finden. Frankreich: Mercure de France, zuerst unter dem Titel: Mercure galant, von 1672 — 1802 in unterbrochener Folge; dann von 1802 bis 1818 fortgesetzt. In seiner ersten ununterbrochenen Folge besteht es aus 1705 Nummern. Im Jahr 1717 nahm er, statt des Titels Mercure galant, den Titel Mercure de France an. Mémoires de Trévoux (1702 — 1761), von Jesuiten zu Paris mit Feuer, Leichtigkeit und Tiefe geschrieben, aber in den frühern Jahren höchst parteiisch und heftig gegen alle Andersdenkende, auch merkwürdig wegen ihres Antagonismus gegen alle übrige in- und ausländische Journale damaliger Zeit. Außer den Recensionen enthielten sie auch kleine Abhandlungen. L'année littéraire (1754 — 1776), durch Frerons Redaction berühmt und berüchtigt. Journal étranger (1754 ff.) und Journal encyclopédique (1756 ff.) enthalten nicht blos Recensionen, sondern auch Abhandlungen und Nachrichten aller Art. Décade philosophique, littéraire et politique (vorzüglich von Guinguené redigirt) erschien späterhin unter dem Titel: la Revue etc. seit 1795. A. Millin magazin encyclopédique (seit 1795) enthält auch treffliche Abhandlungen. Journal général de la littérature de France (1796) und Journal de la littérature étrangère (1801 ff.), beide nach einem Plan gearbeitet, sind nicht viel mehr als Buchhändlerverzeichnisse (von der Handlung Treuttel und Würz in Paris und Straßburg herausgegeben) mit Angabe des Inhalts der Bücher, und ohne kritischen Werth, so wie überhaupt in den neuern Zeiten die Journalistik Frankreichs aus begreiflichen Gründen ihrer frühern Periode nicht gleich kam. — Aus Italiens Zeitschriften sind bemerkenswerth: Giornale de' letterati (Rom 1668 ff.). Giornale de' lett. d'Italia (Veneb. 1710 — 1740 nebst Suppl.). Nuovo Giorn. (Modena 1775, ff. Neapel 1788 ff.). Novelle letterarie di Firenze 1740 ff. Novelle letterarie di Venezia 1730 ff. In neuerer Zeit erschienen in Italien mehrere treffliche kritische, literarische und wissenschaftliche neue Zeitschriften, von denen wir hier nennen: Novelle letterarie erscheinen in Florenz; Biblioteca Italiana (von Acorbi herausgegeben) erscheint in Mailand; Giornale della edteratura italiana kommt in Pavia heraus; Brugnatelli Giornale di Fisica etc. — Durch Tiefe und Gründlichkeit, Scharfsinn und Freimüthigkeit zeichnen sich folgende englische aus: History of the works of the learned (1699 — 1712). (Roche) Memoirs of litterature (1710 — 1714). (Desselben) New Memoirs etc. 1725 — 1727). Fortgesetzt davon war: The present state of the republik of Letters (1728 — 1736). The monthly review (1794 ff.). Critical Review (1791 ff.). Aikin annual Review (1804). In neuerer Zeit erwarb sich das Edinburgh Review den ersten Rang unter allen englischen Zeitschriften, und wir haben ihm deshalb einen eigenen Artikel gewidmet; ihm fast gleich steht das Quarterly Review. Beides sind Vierteljahrschriften, und man ist im Jahr 1820 beim Ed. Rev. bis zum LVII, und beim zweiten bis zum XLIII. St. vorgeschritten. Charakteristisch in ihnen sind die öftern Anwendungen auf Verhältnisse des Staats oder des Lebens. — In Spanien

wo vor 1820 noch nie ein freithätiger, wissenschaftlicher Geist sich erhoben hat, konnten diese Art Schriften kein großes Glück machen. Das Diario de los literatos de Espanna (1737 — 1743. 4 Thle.) enthält blos sehr ausführliche Inhaltsangaben spanischer Schriften, und das Memorial literario de Madrid 1784 — 1786. 9 Tomi 8vo. 1787 — 1788. 6 Tomi 8vo. 1794 — 1797. — 1801 enthält (nach einigen Stücken vom Jahre 1787 zu schließen) blos vermischte politische und andere Nachrichten, aber keine Recensionen. (Da die Nachricht über das Dasein dieser spanischen Zeitschrift nur aus einem Catalog entlehnt werden können, so ist nicht bestimmt anzugeben, ob sie so lückenhaft, wie oben bemerkt, erschienen, oder ob sie regelmäßig fortgesetzt worden). — In den nordischen Reichen war der Mangel an literarischem Antriebe diesen Instituten eben so wenig günstig, und die Kiobnhavnske Adresse-Comtoirs Efterretninger (1759 ff. unter verschiedenen Titeln fortgesetzt) und Gjörweus schwedische Journale mußten sich meist mit der inländischen Literatur begnügen. — Dagegen bezeugten Holland und Deutschland in bewundernswürdigem Grade, welchen günstigen Einfluß Freiheit der Meinungen und ausgebreiteter literarischer Verkehr, verbunden mit Fleiß und Gründlichkeit, auf diese gelehrten Tageblätter habe. Unter allen denen, welche in Holland erschienen sind, behaupten in Rücksicht der vollständigen und geordneten Auszüge, der scharfsinnigen Kritik, der eignen eingestreuten gelehrten Bemerkungen, und des anziehenden Styls die von Bayle (Nouvelles de la république des lettres 1684 ff. von 1687 an von Andern fortgesetzt), Basnage (Hist. des ouvrages des savans 1687 — 1709) und le Clerc (Biblioth. universelle, 1686 — 1693. 26 Thle.; Bibl. choisie, 1703 — 1713. 27 Thle.; Bibl. ancienne et moderne, 1714 — 1727. 28 Thle.) den Vorzug. Außer ihnen verdienen Erwähnung: Journal littéraire (1713 — 1737), Bibliothèque raisonnée (1728 — 1751), Bibl. nouvelle (1738 — 1744), de Boekzaal van Europe (1692 — 1700), Tweemandelyke uittreksels (1701 — 1704), Hetberepublyk der Geleerden (1710 — 1748), Allgemeene Konst-en Letter-Bode (1788 ff.), De Recensent ook der Recensenten; Vaderland'sche Bibliothek; Schouwburg voor in en buitenlandsche Letterkunde; Letteroefeningen, u. a. m. — Deutschland endlich erwarb sich in der Journalistik das höchste Verdienst. Neben den übrigen oben angedeuteten Verhältnissen, welche es mit Holland gemein hatte, war es wegen des unermeßlichen Fleißes, der vielseitigen Bildung und des unbefangenen, von allen Nationalvorurtheilen freien Charakters seiner Gelehrten ganz zu Unternehmungen dieser Art geeignet. Charakteristisch bei den gelehrten Journalen der Deutschen ist vorzüglich das Umfassen der ganzen Literatur, ohne Vorliebe für einzelne Zweige der Wissenschaften oder für die Literatur einzelner Länder. Nur in einem solchen Lande konnte die Idee einer allgemeinen Literaturzeitung gefaßt werden, welche ganz eigentlich den Deutschen eigenthümlich ist; denn wie allgemein auch die Titel der andern ausländischen Journale lauten mochten, so begünstigten sie doch gewöhnlich meist nur die Literatur des Landes, in welchem sie erschienen, oder besonderer Wissenschaften, und keins von ihnen umfaßte die gesammte Literatur mit einer solchen Unparteilichkeit und Rücksichtslosigkeit, als es die deutschen thaten. Will man nicht Friedrich Nitzsch lateinische Uebersetzung der Jahre 1665 — 1670 vom Journ. des savans als das erste Journal Deutschlands rechnen, so gebührt dieser Name den Actis

eruditorum (1682 — 1776), welche in den frühern Zeiten mehr referirend als urtheilend waren, und neben den Recensionen auch kurze Abhandlungen enthielten. Der entschiedenen Trefflichkeit der Mitarbeiter entsprach auch die ungemeine Ausbreitung, in welcher sie gelesen wurden. Wegen einer für ihre nächsten Umgebungen seltenen Freimüthigkeit und Freiheit von Vorurtheilen, ja selbst wegen Gebrauchs der deutschen Sprache bei gelehrten Gegenständen, und wegen ihrer diologischen Form verdienen Erwähnung Chrn. Thomasius Monatsgespräche (1688 — 1690), und W. E. Tenzels Monatliche Unterredungen (1689 — 1698, fortges. durch die curieuse Bibliothek, 3 Bde.). Von deutschen Journalen erhielten sich am längsten die (Leipziger) neuen Zeitungen von gelehrten Sachen (unter verschiedenen Titeln von 1714 — 1797), besonders merkwürdig und noch jetzt sehr brauchbar dadurch, daß sie bis zum Jahre 1740 alle in- und ausländische Journale im Auszuge enthalten. Zugleich mit der Universität Göttingen entstand 1739 daselbst auch eine gelehrte Zeitung, welche sich unter Albrecht von Hallers und C. G. Heynes Redaction immer höher hob. Die Namen eines Haller, Heyne, Kästner, Michaelis, Leß, Eichhorn, Planck, Blumenbach, Rehberg, Meiners, Hugo, Brandes, Spittler, Heeren und so vieler anderer Mitarbeiter bürgen hinlänglich für ihre Trefflichkeit. Von den Meinungen und Streitigkeiten des Tages sich entfernt haltend, sprach sie doch oft ein wahres und tiefes Wort zu seiner Zeit. Im Ganzen sind die Göttinger gelehrten Anzeigen mehr referirend als urtheilend, und zeichnen sich vorzüglich durch treffliche Auszüge ausländischer Schriften aus. Entschiedenen Einfluß auf die Bildung Deutschlands hatten die Briefe, die neueste Literatur betreffend (Berl. 1759 — 1765. 24 Thle. von Lessing, Mendelssohn, Abbt, Nicolai u. a.) und in noch höherm Grade die allgemeine deutsche Bibliothek (Berl. 1766 — 1796. 118 Bde. neue a. d. B. 1793 — 1806. 107 Bde.). Weit mehr kritisirend als referirend bestritt sie mit einer bis dahin noch nicht geschehenen, oft an Keckheit und Uebermuth grenzenden Freimüthigkeit verjährte Vorurtheile, brachte eine Menge neuer Ideen in Umlauf, war in Rügen streng und schonungslos, doch meist unparteiisch, und führte eine neue Periode der deutschen Culturgeschichte herbei, Zu und in dieser wirkte thätig mit die Allgemeine Literaturzeitung (zu Jena 1785 von F. J. Bertuch gestiftet, und von C. G. Schütz und G. Hufeland redigirt), an welcher die trefflichsten Männer Deutschlands arbeiteten. Wenn sie an hoher Freimüthigkeit und unbefangener Prüfung der allgemeinen deutschen Bibliothek gleich kam, so übertraf sie dieselbe noch durch größere Humanität und einen geläuterten Geschmack; vorzüglich behauptete sie den Vorrang vor der schon alternden bei den Erscheinungen, welche die kritische Philosophie verursachte. Auch übertraf sie dieselbe an Umfang, indem sie auch die ausländische Literatur umfaßte. Seit ihrer Versetzung nach Halle (durch Schützs Berufung dahin im J. 1804 bewirkt) scheint sie an ihren ehemaligen Hülfsquellen wenig verloren zu haben, obgleich die Neue Jenaische Literaturzeitung (1804, von H. K. A. Eichstädt redigirt) ihr Abbruch gethan. Die Leipziger Literaturzeitung (seit 1800 unter mehrern Titeln) zeichnet sich in den meisten Fächern durch ruhige, besonnene Prüfung und vollständige Auszüge aus. In den frühern Jahren enthielten ihre Intelligenzblätter kleine schätzbare Aufsätze. Die Erlanger Literaturzeitung (von Meusel, Mehmel und Langsdorf redigirt, 1799 —

1810 unter andern Titeln und in anderer Form schon von 1746 — 1798) erregte anfangs gute Hoffnungen, ging aber unter der spätern Direction auf Veranlassung der damaligen philosophischen Streitigkeiten wieder ein. Unter günstigen Vorbedeutungen begann 1813 unter Sartoris Direction eine Wiener Literaturzeitung, welche bis zu Ende 1816 fortgedauert hat. An ihre Stelle ist 1818 eine kritische Quartalschrift getreten, welche wie der in Leipzig in demselben Jahre begonnene Hermes, gleichfalls eine kritische Quartalschrift, sich nach dem Muster des Edinburgh Review auf die wichtigsten Erscheinungen in der Literatur beschränkt. Nur einen örtlichen Werth hatte in ihrer frühern Gestalt die Oberdeutsche Literaturzeitung (von Lorenz Hübner redigirt, Salzb. 1788 ff. Seit 1800 zu München). Weniger umfassend, aber streng und scharfsinnig prüfend, mehr urtheilend als referirend sind die Heidelberger Jahrbücher der Literatur (1808). Kurze Erwähnung können endlich hier nur noch die einer besondern Wissenschaft oder einem einzelnen Lande gewidmeten Zeitschriften finden. Zur ersten Gattung gehören außer den ältern: Hänlein, Ammon, Paulus und Gabler neues theol. Journal (16 Bde.), Annalen der neuen theol. Literatur (zu Rinteln, Marburg, Frankfurt, 1789 ff), Dabelow jurist. Literaturzeitung (1799 — 1801), Hartleben Bibl. der jurist. Literatur (1785 ff.), Schlegels medicin. Literatur (1781 ff.), Salzburger medicin. chirurg. Zeitung (1790 ff.), Pierers medicin. Annalen (1798 ff.), Gatterers histor. Bibl. und Journal (1767 ff.), Meusels Betrachtungen über die neuesten historischen Schriften (1769 ff.), Bibl. der schönen Wissenschaften und freien Künste (1757 ff. neue Bibl. 1766 ff.). Die Literatur einzelner Länder betreffen: Bibliothèque angloise (1711 ff.), britannique (1733 ff.), française (1723 ff.), germanique (1720 ff. und nouvelle 1746 ff.), italique (1728 ff.). Blos kleine Schriften sind beurtheilt in Harles kritischen Nachrichten von kleinen Schriften (1782 ff.), Paulus Bibl. kleiner Schriften (1789 ff.), Degens Bibl. für kleine Schriften (1795 ff.). Endlich gibt es auch Auszüge aus Zeitschriften, von welchen hier nur Nouvel esprit des journaux français et étrangers (Bruxelles 1803 ff.) angeführt werden kann. A—s.

Lithographie, s. Steindruck.

Lithauen (in der Sprache des Landes Litwa) war ehemals ein, unter dem Namen eines Großherzogthums für sich bestehendes, über 5000 Quadratmeilen enthaltendes Land, seit 1569 mit Polen vereinigt, dessen Schicksal es in den neuern Zeiten getheilt hat. Das Land hat ein gemäßigtes, gesundes Klima und einen ebenen, nur von unbedeutenden Anhöhen durchschnittenen Boden, der theils thonig und sandig theils sumpfig und waldig, aber überall, wo er angebaut wird, ergiebig ist. Es gibt viele Flüsse, Seen, Sümpfe und Moräste. Unter den Flüssen sind die Düna, der Dnieper, der Niemen, der Pripiz und Bug die wichtigsten. Lithauen unterhält bedeutende Viehzucht, und ist reich an Getreide, Flachs, Hanf, Holz, Honig und Wachs. Das Mineralreich ist arm, und liefert besonders Eisen und Torf. In den Wäldern ist viel Wildpret, und das Land treibt mit Korn, Wachs, Honig, Wolf- und Bärenfellen, Leder, Wolle, auch sehr guten, wiewohl kleinen Pferden, einen ansehnlichen Handel. Die Industrie steht noch auf einer niedrigen Stufe, und beschränkt sich vorzüglich auf einige Eisenwerke, Glashütten, Gerbereien und zahlreiche Branntweinbrennereien. Die Litzauer, welche ursprünglich zu den

Letten (s. d. Art) gehören, finden sich schon im elften Jahrhunderte, wo sie zu den zinsbaren Völkern der russischen Monarchie gezählt werden. Sie machten sich, als in Rußland unter Wladimirs Nachfolgern große innerliche Zwistigkeiten entstanden, von der russischen Obergewalt frei, und wurden nach und nach ihren Nachbarn furchtbar. Ringold führte im dreizehnten Jahrhunderte schon den Titel eines Großherzogs, und unter seinem Sohne Mendog und dessen Nachfolgern kam das ganze lithauische Rußland von Großrußland ab. Gedemin machte sich Kiew unterwürfig, und Uladislaus Jagello, der sich 1386 taufen ließ, verband durch seine Vermählung mit der polnischen Königin Hedwig Lithauen und die eroberten russischen Provinzen mit dem polnischen Staate. Seitdem war Lithauen immer mit Polen vereint; doch kam diese Vereinigung erst 1569 völlig zu Stande. Bei der bekannten Theilung 1773 gab Lithauen den ganzen Antheil, welchen Rußland erhielt, her. Bei der folgenden Theilung 1793 verlor es abermals auf 1731 Q. Meilen eine Volksmenge von 850,000 Menschen. Endlich fiel der letzte Ueberrest von Lithauen 1795 an das russische Reich. Dieses ganze russische Lithauen bildet jetzt die Gouvernements Mohilew, Witepsk, Minsk, Wilna und Grodno. In diesen Provinzen des russischen Reichs leben Lithauer, aber überall mit Russen und Polen vermischt, daher sich auch ihre Volksmenge nicht genau angeben läßt. Noch ist der Theil von preußisch Lithauen zu bemerken, welcher den Regierungsbezirk von Gumbinnen der Provinz Ostpreußen bildet, und nicht minder fruchtbar, auch sehr gut angebaut ist.

Litre, s. Französisches Decimalsystem.

Littorale, jedes Küstenland, dann besonders das österreichische Küstenland am adriatischen Meere, oder die drei Städte Fiume, Buccari und Porto-Re mit ihrem Gebiete, an der nördlichsten Küste Dalmatiens. Es gehörte ehemals zu dem Militärdistrikte von Croatien; Kaiser Joseph II. schlug es aber 1776 zu Ungarn und übergab es einer Civilregierung, um den Handel zu heben und den Abzug der ungarischen Producte zu befördern. Der ganze Distrikt hatte, nach der Zählung von 1787, auf 7 Quadratmeilen 19,928 Einwohner. Von 1809 bis 1814 machte es einen Theil der illyrischen Provinzen aus, kam aber 1814 wieder unter österreichische Herrschaft, und wurde zu dem Königreich Croatien und dem ungarischen Dalmatien gezogen.

Liturgie ist die, aus dem Griechischen stammende, Bezeichnung der Einrichtung des öffentlichen Gottesdienstes in christlichen Kirchen. In einem engern Sinne werden auch solche Bücher und Formulare Liturgien genannt, welche das bei dem öffentlichen Gottesdienste von den Geistlichen zu befolgende Ritual enthalten. Die Liturgie in der römisch-catholischen Kirche ist größtentheils das Werk Gregors I., welcher sie in seinem Meßcanon festsetzte, und den Gesang sehr begünstigte. Die Lutherische Reformation brachte eine neue Liturgie hervor, bei welcher man sich größtentheils der deutschen Sprache bediente. In den neuesten Zeiten hat man auch an der alten protestantischen Liturgie vieles geändert, und an vielen Orten neue Agenden eingeführt. Die Wissenschaft der zweckmäßigen Einrichtung der gottesdienstlichen Handlungen heißt Liturgik, eine Wissenschaft, welche eben so viel Geschmack, als Kenntniß des menschlichen Herzen voraussetzt; und alles dahin Gehörige liturgisch. S. Gottesdienst und gottesdienstliche Gebräuche.

Liverei (Livrée). Bei den großen Hoflagern (Cours plénières), die in Frankreich unter den Regenten des zweiten und dritten Königstammes gehalten wurden, ließ der König seiner Dienerschaft, so wie der der Königin und der Prinzen, besondere Kleider geben. Diese nannte man Livréei, weil sie auf Kosten des Königs geliefert wurden. Der Aufwand davon, so wie von der Tafel, den Equipagen und allen Ehrenbezeigungen und Geschenken für die Großen des Reichs und das Volk, stieg zu ungeheuern Summen. Eine klügere Oekonomie unterdrückte jene Versammlungen, aber die Liverei der Dienerschaften blieb davon übrig.

Liverpool, nach London die größte brittische Handelsstadt, liegt in Lancashire oder der Pfalzgrafschaft Lancaster in England, am Ausflusse des schiffbaren Mersey in das Irländische Meer, und hat eine amphitheatralische Lage, in einer Landschaft, welche mit einer großen Zahl niedlicher Landhäuser geschmückt ist. Im Jahre 1565 war diese Stadt ein äußerst unbedeutender Ort von 130 Häusern, jetzt hingegen ist sie eine der ansehnlichsten Städte Englands, welche 14 Kirchen, 18 Bethäuser, 14,000 Häuser und 95,000 Einwohner zählt. Diesen Wachsthum der Größe verdankt sie blos dem blühenden Handel, der besonders nach Afrika, Westindien, Irland und den Ostseelanden unterhalten wird. Die Stadt hält 980 eigene Schiffe, welche alle Meere befahren, und den Guineahandel fast ausschließlich betreiben. Der Hafen ist ein Meisterwerk der Kunst, mit 13 Docken, und jährlich laufen gegen 5000 Schiffe in denselben ein. Die Waarenspeicher sind ungeheuer groß und hoch, oft von neun Stockwerken. Auf den Schiffswerften arbeiten 3000 Zimmerleute. Zur Kriegszeit ist keine Stadt so thätig in Ausrüstung von Kaperschiffen, als Liverpool. Auch findet man hier bedeutende Tabaksfabriken, Zuckersiedereien, Eisengießereien, Bierbrauereien ꝛc. Die Stadt ist gut gebaut; einer der schönsten Stadttheile ist der in neuern Zeiten angelegte östliche, von welchem, da er den höchsten Punct der Stadt einnimmt, man ganz Liverpool übersehen kann. Diese Aussicht genießt man vorzüglich von der Terrasse, welche auf dem sogenannten Mount Pleasant angelegt ist, und einen der besuchtesten Spaziergänge Liverpools bildet. Zur Rechten erheben sich übereinander und mit Gärten untermischt Reihen niedlicher Landhäuser; zur Linken sieht man unter sich die Stadt ausgebreitet; in der Entfernung zieht sich, wie eine in Silberglanz strahlende Fläche, der Mersey hin, und auf dem Flusse, dicht an den Gebäuden, steigen unzählige Masten empor. In blauer Ferne dehnen sich die Küsten von Wales hin, und verlieren sich, in Nebel gehüllt, in eine beinahe unabsehbare Ferne. Das reiche Liverpool hat seinen Ueberfluß dazu angewandt, mehrere treffliche literarische Anstalten zu bilden, und dadurch vielen großen Städten ein nachahmungswerthes Beispiel gegeben. Unter diesen Anstalten muß vor allen das Atenäum erwähnt werden, das 1799 eröffnet wurde: ein schönes drei Stockwerk hohes Haus, wo man alle öffentliche englische Zeitschriften und eine Bibliothek findet. Eine ähnliche Anstalt ist das Lyceum, gleichfalls mit einer Bibliothek. Außer diesen beiden größern Anstalten gibt es noch mehrere weniger ausgedehnte. Eine Hauptzierde Liverpools ist der botanische Garten, welchem nach dem königlichen botanischen Garten zu Kew bei London der erste Platz angewiesen wird. Er wird durch die Beiträge von 900 Subscribenten unterhalten. Zu den ansehnlichsten öffentlichen Gebäuden gehören das Stadthaus und die hinter demselben liegende Börse.

Das erste hat eine prächtige mit corinthischen Säulen gezierte Façade, über welcher sich eine kühne leichte Kuppel erhebt. Die Börse bildet drei Seiten eines Vierecks, und ist ein drei Stockwerk hohes Gebäude, vor welchem ein dem Lord Nelson errichtetes Denkmahl steht. Von den Mildthätigkeitsanstalten verdient die Blindenanstalt vorzüglich erwähnt zu werden. Sie ist die zuerst in England errichtete Blindenanstalt, und behauptet auch jetzt noch den ersten Rang unter denselben, indem sie von den Einwohnern Liverpools mit einer außerordentlichen Theilnahme unterstützt wird. Die Blinden werden hier durch eine eigene Methode in der Musik und im Lesen unterrichtet, und verfertigen mehrere Arbeiten, als Schnuren, Stricke, Körbe, Kaminteppiche ꝛc. Liverpool zählt unter seine berühmtesten Bürger William Roscoe, den Verfasser der Lebensbeschreibungen Lorenzos von Medici und Leos des Zehnten, Meisterwerke, die überall bekannt und in mehrere Sprachen übertragen worden sind. Seine kostbaren Sammlungen von Büchern, Gemählden und Handzeichnungen hat er jetzt öffentlich veräußern lassen. Der Reichthum an ältern italienischen Werken zur Geschichte der Literatur und Kunst in Italien, welche diese Sammlung enthielt, war sehr groß.

Livia Drusilla, die berühmte Gemahlin des Kaisers Augustus, war eine Tochter des Livius Drusus Claudianus, der in der Schlacht bei Philippi, wo er an der Seite des Brutus und Cassius focht, sein Leben verlor. Sie war zuerst an den Tiberius Claudius Nero verheirathet, von dem sie zwei Söhne, den Drusus und Tiberius, hatte. Als sie mit ihrem Gemahle vor dem siegreichen Triumvir Octavian nach Sicilien floh, wäre sie beinahe in die Gefangenschaft ihres nachherigen Gemahls gerathen. Von da begab sie sich mit ihrem Sohne nach Achaja zum Antonius, und zog, als ihr Gemahl mit Augustus wieder ausgesöhnt war, endlich wieder nach Rom. Hier wußte sie durch die Reize ihres Körpers und ihres Geistes den Triumvir dergestalt zu fesseln, daß er leidenschaftlich in sie verliebt wurde, sich von seiner Gemahlin Scribonia scheiden ließ, um sie zu heirathen, und sie ihrem Gemahle im Jahre Roms 715 schwanger entriß. Livia wußte sich in die Rolle, welche sie jetzt zu spielen hatte, sehr gut zu schicken, und die Herrschaft über das Herz ihres neuen Gemahls zur Erreichung ihrer ehrgeizigen Absichten vollkommen zu benutzen. Zu diesen gehörte insbesondere die Erhebung eines ihrer Söhne zum Nachfolger ihres Gemahls. Um ihren Endzweck zu erreichen, suchte sie alle diejenigen Personen aus dem Wege zu schaffen, welche ihren Plänen zuwider sein und nähere Ansprüche auf den erledigten Thron haben konnten. Auf ihr Anstiften wurde Julia, die einzige Tochter des Augustus, verbannt. Auch schrieben ihr die alten Schriftsteller fast durchgängig den Tod des jungen Marcellus, des Lucius Cäsar und die Verbannung des Agrippa Posthumus zu. Da Augustus jetzt keinen nähern Anverwandten mehr hatte, so mußte er wohl ihren Bitten zu Gunsten des Tiberius nachgeben. Im Testamente des Kaisers wurde Livia zur ersten Erbin eingesetzt, in das Julische Geschlecht aufgenommen und mit dem Namen Augusta beehrt; auch ward sie zur Oberpriesterin in dem Tempel des vergötterten Augustus erwählt, und ihr zu Ehren viele Münzen geschlagen. Tiberius aber bewies sich sehr undankbar gegen seine Mutter, deren Liebe er Alles zu verdanken hatte, und wollte durchaus nicht gestatten, daß der Senat ihr noch mehrere Ehrenbezeigungen zuerkannte. Indessen setzte er öffentlich die Achtung gegen sie nicht aus den Augen. Nur, als er endlich Rom

verließ, um in der Einsamkeit sich ungestört seinen Lüsten überlassen zu können, gerieth er mit ihr in heftigen Streit; in ihrer letzten Krankheit besuchte er sie nicht, wollte sie auch nach ihrem Tode nicht weiter sehen, und verbot ausdrücklich, daß ihrem Andenken göttliche Ehre erwiesen werde.

Livius (Titus), geboren zu Padua im J. der Stadt 695, vor Chr. Geb. 59, kam aus seinem Geburtsorte nach Rom, wo er sich nicht nur vielen Vornehmen, sondern auch dem Augustus bekannt machte. Nach dessen Tode begab er sich in seine Vaterstadt zurück, wo er im J. der Stadt 770, nach Chr. Geburt 16, starb. Durch seine römische Geschichte, woran er über zwanzig Jahre gearbeitet hatte, erwarb er sich einen so ausgebreiteten Ruhm, daß ein Spanier aus Cadix, blos ihn zu sehen, nach Rom reisete, und sogleich wieder zurückkehrte, nachdem er seine Absicht erreicht hatte. Von seinen Lebensumständen hat man wenig gewisse Nachrichten. Zu den ungewissen gehört, daß er der Lehrer des nachmaligen Kaisers Claudius gewesen, daß er sich oft zu Neapel aufgehalten habe u. s. w. Augustus nannte ihn den Pompejaner, weil er den Pompejus in seiner Geschichte erhoben hatte; dennoch erfreute er sich des beständigen Schutzes des Kaisers bis an dessen Tod. Suidas meint, Livius habe während seines Lebens den ihm für seine Geschichte gebührenden Ruhm noch nicht genossen; sondern man habe ihm erst nach seinem Tode Gerechtigkeit widerfahren lassen. Im funfzehnten Jahrhunderte wollte man zu Padua seinen Leichnam aufgefunden haben; man setzte ihn daselbst bei und errichtete ihm ein prächtiges Denkmahl. Seine römische Geschichte fängt von der Ankunft des Aeneas in Italien an, und geht bis zum Jahre der Stadt 744 fort. Sie ist mit pragmatischer Kunst, in einem erhabenen und rednerischen Style geschrieben. Doch warf man ihm (s. Quintillian VIII., 1) Patavinität (Provinzialismen von Padua) vor. Seine Geschichte bestand eigentlich aus 140 oder 142 Büchern, von denen wir aber nur noch die zehn ersten Bücher, dann das 21. bis 45. (oder die erste, dritte und vierte Decade, und von der fünften die Hälfte) übrig haben. In den ersten zehn Büchern geht die Geschichte bis zum Jahre der Stadt 460; das 21. bis 45. Buch handelt den zweiten punischen Krieg (Jahr der Stadt 536) und die Geschichte bis zum Jahre 586 ab. Im J. 1772 entdeckte Bruns bei seinen Variantensammeln durch Zufall, in einem pfalzischen Codex im Vatican, ein Fragment vom 91. Buche; aber es ist nicht sehr beträchtlich. Es wurde in Rom durch den Druck bekannt gemacht, und zu Leipzig 1773 nachgedruckt. Uebrigens haben wir von dem ganzen Werke einen kurzen Auszug, der von Einigen dem Livius selbst, von Andern dem Florus beigelegt wird. Nach diesen Angaben hat Freinsheim aus den übrigen vorhandenen Quellen für die römische Geschichte seine Supplemente des Livius abgefaßt. Die geschätztesten Ausgaben des Livius sind von Gronov (Amst. 1679, 3 B. 8.), von Drakenborch (Leyden, 1738—46, 7 B. 4.) und unter den neuern von Ernesti, Schäfer und Ruperti.

Livorno, berühmte Handelsstadt und Freihafen in Toscana, am mittelländischen Meere, ist regelmäßig gebaut und mit einigen Festungswerken und zwei Castellen versehen. Die Straßen sind gerade, gut gepflastert, aber enge und durch die hohen Häuser dunkel. Die Häuser sind von Stein gebaut; man findet zwar keine stolzen Paläste wie in andern italienischen Städten, aber auch keine armseligen Hütten. Die schönste Straße ist die Strada Ferdinandea, welche

sich durch die Mitte der Stadt bis gegen den Hafen zieht. Sie durchschneidet die Piazza d'armi (Waffenplatz), von welcher man die beiden Hauptthore sehen kann. Die Stadt hat 3/4 Stunden im Umfange, 7 Pfarrkirchen, einen großherzoglichen Pallast, eine griechische, eine armenische Kirche, 8000 Häuser und 50,600 Einwohner, darunter gegen 12 000 Juden, welche eine schöne Synagoge haben, ein eigenes Quartier, Ghetto genannt, bewohnen, und viele Freiheiten genießen. Außerdem befinden sich hier viele Fremde, Griechen, Armenier und Türken, welche eine eigene Moschee haben. Es sind hier große Salz-, Tabaks- und besonders schön eingerichtete Oel-Magazine, und außerhalb der Stadt ist eine vortreffliche Quarantaineanstalt mit drei Lazarethen. Unter den hiesigen Fabriken sind die Corallenfabriken am wichtigsten. Die Corallen werden an der afrikanischen Küste gefischt, in Livorno verarbeitet, und dann vorzüglich nach Afrika gesendet. Diese vier Corallenfabriken liefern jährlich für 400 000 Fl. Waaren. Auch findet man Rosogliobrennereien, Gerbereien, Färbereien, Papier- und Tabaksfabriken. Der Handel ist sehr ausgebreitet; jährlich wird der Hafen von mehr als 4000 Schiffen besucht. Livorno ist gegenwärtig die erste Handelsstadt von Italien und treibt besonders einen äußerst starken Handel nach der Levante. Viele europäische Handelsnationen haben hier Consulate. Der Handel ist meistens in den Händen der Ausländer, besonders der Engländer. Die Armenier und Juden machen die Mäckler aller Nationen. Durch die Menge der daselbst abgeschlossenen Geschäfte entsteht auch ein wichtiger Commissions-, Speditions- und Wechselhandel für die Stadt. Schon seit 1633 war der dortige Handelsverkehr lebhaft, und die Stadt, die bis dahin klein und unbedeutend gewesen war, mußte erweitert werden. Der Hafen von Livorno wird durch zwei feste Thürme auf Felsenklippen im Meere und durch ein altes Castell geschützt. Für Kriegsschiffe hat er nicht hinlängliche Tiefe; diese müssen daher auf der Rhede anlegen, welche aber gegen die Winde nicht gesichert ist. Der Hafen ist der Verschlemmung ausgesetzt, und wird daher durch bewegliche Brücken von Zeit zu Zeit gereinigt. Um ihn her ist ein großer starker gemauerter Molo gezogen, der 600 Schritte lang, oben gepflastert ist, und zum Spazierengehen und Fahren gebraucht werden kann. Könnte man dem Hafen, der von Natur gebildet, und durch Kunst bequemer und sichrer gemacht worden ist, gleiche Tiefe geben (an einigen Orten beträgt seine größte Tiefe 72 Fuß), so würde er noch vorzüglicher sein. Er theilte sich in den innern und äußern Hafen. Der innere heißt Darsena, und dient den Barken zur Befrachtung; auch werden hier die schadhaften Schiffe ausgebessert. Dieser innere Hafen wird durch einen Damm in zwei Theile getheilt, der in der Mitte eine Einfahrt hat, aber durch eine Brücke geschlossen werden kann. Auf dem Platze vor der Darsena ist die kolossale marmorne Bildsäule des Großherzogs Ferdinand III. Von da führt eine stehende Brücke zu dem äußern Hafen, wo die meisten Schiffe liegen, und wo das größte Gewühl herrscht. Außerhalb des Hafens ist in der See, auf einem Felsen, ein Leuchtthurm erbaut, von da man eine ungemein weite Aussicht über die Stadt, das feste Land, ja bis Corsica und selbst Sardinien genießt. An gutem Trinkwasser fehlt es Livorno; man holt es von Pisa, wohin täglich kleine Schiffe gehen, die von Menschen oder Pferden gezogen werden. Zwischen der Stadt und den rings um dieselbe laufenden Vorstädten ist ein langer Spaziergang, Gli Sparti genannt; auch der Molo, die Pi-

azza d'armi, der Weg nach Monte Nero, einem Wallfahrtsorte, dienen zu öffentlichen Spaziergängen. 1279 war Livorno noch ein offener Flecken; mit der Zerstörung des Hafens von Pisa nahm Livorno zu, vorzüglich als es 1421 und wieder 1495 an Florenz kam. Alexander von Medicis befestigte die Stadt, und baute die Citadelle. Cosmus I. erklärte den Hafen für einen Freihafen. Von diesem Zeitpuncte an stieg das Wachsthum und der Wohlstand von Livorno (nur im Revolutionskriege und 1804 durch das gelbe Fieber wurde derselbe gestört), bis es zu seinem gegenwärtigen Flor gelangte.

Livre war ehemals in Frankreich eine gewöhnliche Rechnungsmünze, die etwas mehr als 6 Gr. galt, so daß 6 einen Laubthaler (Sechs-Livres Thaler) ausmachten. Dies war der Gehalt des Livre Tournois (der ehemals in Tours galt) und nach welchem man rechnete, dahingegen der pariser Livre ein Viertel mehr betrug. Er kommt nur noch in gerichtlichen Verhandlungen vor. Jetzt sind statt ihrer die Francs eingeführt. S. Franc.

Locke (John), einer der scharfsinnigsten Denker, welche England hervorgebracht hat, ward am 29. August 1632 zu Wrington bei Bristol geboren. Nachdem er die gewöhnlichen Studien vollendet hatte, fand er einen Ueberdruß an den Universitäten und schloß sich in seinem Cabinet ein. Unter den akademischen Gelehrten herrschte damals die spitzfindige scholastische Philosophie, welche er aufgab, da ihm das Studium der Classiker anziehender war. Die Werke des Descartes zündeten ihm ein neues Licht in der Philosophie an. Auch fing er an, die Medicin mit Eifer zu studiren. Die Schwäche seiner Gesundheit nöthigte ihn, diese Wissenschaft aufzugeben: doch theilte er in der Folge die von ihm aufgesetzten Bemerkungen dem Pierre Coste, seinem französischen Uebersetzer, mit, welcher sie 1725 durch Antonius Cochi, in dessen Werke über die Bäder von Pisa, zum Drucke befördern ließ. Nachdem Locke zwei Reisen, eine nach Deutschland, die andere nach Frankreich, gemacht hatte, übernahm er die Erziehung des nachmaligen Grafen Shaftesbury. Dieser, der in der Folge Großkanzler von England ward, beförderte Locke ebenfalls zu einem ansehnlichen Posten, den der Philosoph wieder verlor, als jener 1673 in Ungnade fiel. Aus Rücksichten auf seine Gesundheit begab sich Locke 1675 nach Montpellier, und von da nach Paris, wo man ihn mit großer Auszeichnung aufnahm. Hier vollendete er seinen Versuch über den menschlichen Verstand, ein Werk, welches von dem tiefsten Studium der geistigen Natur des Menschen zeugt, und mit dessen Ausarbeitung er neun Jahre zugebracht hatte. Um die menschliche Seele, ihre Begriffe und Affecten kennen zu lernen, suchte er weder bei den alten Philosophen, noch bei den neuen Rath. Er verfuhr mit Malebranche, ging in sich selbst zurück, und gab dann, nachdem er lange sein eigener Beschauer gewesen, der Welt den Spiegel, in welchem er sich selbst betrachtet hatte. Da er aber die menschliche Vernunft entwickeln wollte, wie der Anatom jeden einzelnen Theil des menschlichen Körpers zerschneidet so hat er auch, wie durch die empirische Richtung, die er der Philosophie gab, den Materialismus mehr gefördert, als er vielleicht selbst glaubte. Sein Satz: „Gott kann durch seine Allmacht die Materie denkend machen," ist für eine jeder Religion gefährliche Behauptung gehalten worden. Uebrigens zeichnet sich Lockes Werk auch durch die Methode aus, mit welcher es angeordnet ist. Es soll einer zufälligen Veranlassung seine Entstehung zu verdanken haben. Einige denkende Köpfe

stritten sich, wie man sagt, über einen Gegenstand, ohne sich über denselben vereinigen zu können. Locke, der zugegen war und dem Streit stillschweigend zuhörte, bemerkte, daß jener Streit auf einem Mißverständnisse der Worte beruhe. Er erhob diese Bemerkung zu einem allgemeinen Satze, stieg bis zu dem Ursprunge der Ideen, wie zur ersten Ursache, hinan, untersuchte die Gedanken in ihrer ersten Entstehung, und zeigte dann den Einfluß welchen ein falscher Gebrauch der Sprache auf unsere Schlüsse ausübt. Locke hatte England kaum ein Jahr verlassen, als man ihn dort beschuldigte, in Holland Pasquille gegen die englische Regierung in den Druck gegeben zu haben. Diese Verleumdung war die Ursache, daß er seine Stelle im Collegium zu Oxford verlor. Nach dem Tode Carls II. erboten sich seine Freunde, sich für ihn zu verwenden; er aber antwortete, man bedürfe keiner Verzeihung, wenn man keine Verbrechen begangen habe. Indessen wollte es nun einmal sein Schicksal, daß er für einen Verschwörer gehalten werden sollte: er ward nämlich in die Sache des Herzogs von Monmouth verwickelt, obgleich er nicht in der geringsten Verbindung mit demselben stand. Man ging noch weiter. Jakob II. verlangte von den Generalstaaten, daß sie ihn ausliefern sollten. Locke war daher gezwungen, sich zu verbergen, bis seine Unschuld anerkannt sein würde. Aber kaum war Jakob II. vom Prinzen von Oranien, seinem Schwiegersohne, vom Throne gestoßen, als Locke auf derselben Flotte, welche die Prinzessin, nachmalige Königin von England, dorthin brachte, in sein Vaterland zurückkehrte. Vermöge seines Rufs hätte er nun auf wichtige Staatsämter Anspruch machen können: er begnügte sich jedoch mit der Stelle eines Commissärs bei dem Commerz-Collegium der englischen Colonien, welche er mit dem größten Beifalle bekleidete. Da aber die Luft von London seiner Gesundheit nachtheilig zu sein schien, legte er 1700 jene Stelle nieder, und begab sich, sechs Stunden davon, zu einem seiner Freunde, wo er zwischen Gebet und Studiren glücklich und in Ruhe den Rest seiner Tage verlebte. Hier hatte er noch das Vergnügen, den Sohn seines Freundes nach dem von ihm entworfenen Systeme zu erziehen, und dasselbe durch die Erfahrung mit dem größten Erfolge gekrönt zu sehen. Er starb am 28. October 1704, und ward zu Oates, in der Grafschaft Esser, begraben. Die Königin Caroline, Gemahlin Georgs II., hat nachher, in einem von ihr erbauten und der Philosophie gewidmeten Pavillon, Lockes Büste neben der von Bacon, Newton und Clarke aufstellen lassen. Locke stand in seinem Vaterlande eben sowohl wegen seines patriotischen Eifers und seiner Einsichten, als wegen seiner Philosophie in Ansehn. Er war es, der dem Parlamente den Rath ertheilte, auf Kosten des Publikums das Geld umschmelzen zu lassen, ohne dasselbe zu erhöhen; diesen Rath befolgte das Parlament. Wir besitzen eine große Menge Werke in englischer Sprache von ihm, die zuletzt zu London, 1801, in zehn Octavbänden erschienen sind. Die merkwürdigsten einzelnen Werke davon sind: der genannte Versuch über den menschlichen Verstand (deutsch von Tennemann, Lpz. 1796 und 1797; 3 Thle. 8.), von welchem Wynne, nachher Bischof von St. Asaph, einen Auszug verfertigte, den Locke selbst billigte, und der noch jetzt von vielen Lesern dem Hauptwerke selbst, das nicht selten verworren und schwer zu verstehen ist, vorgezogen wird; Tractat über die bürgerliche Regierungsverfassung, in welchem der Verfasser die uneingeschränkte Gewalt verwirft; drei Briefe über Religionsduldung, wurden zuerst lateinisch

geschrieben, kamen aber nachher auch englisch heraus; (die neuern Anhänger der Toleranz, unter andern Voltaire, haben aus diesem Werke geschöpft); Gedanken über die Erziehung der Kinder (deutsch von Caroline Rudolphi, Braunschw. 1788. 8), aus welchen Rousseau für seinen Emil, so wie aus dem Tractate über die bürgerliche Regierungsverfassung für seinen gesellschaftlichen Vortrag viele Ansichten entlehnt hat. Das Werk selbst ist ins Französische, Deutsche, Holländische und Flamändische übersetzt worden; das vernünftige Christenthum, ein Werk, welches Sätze enthält, die, streng genommen, den Verfasser des Socinianismus verdächtig machen könnten. Er behauptet unter andern, in der geoffenbarten Religion sei nichts enthalten, was irgend mit den Begriffen der Vernunft im Widerstreite wäre; auch hätten Jesus Christus und seine Apostel keinen andern Glaubens-Artikel gelehrt, als an Jesus, den wahren Messias, zu glauben; Paraphrasen über einige Episteln des Paulus, enthalten Beweise des Studiums der heiligen Schrift, welchem er sich in den letzten Jahren seines Lebens gewidmet hatte; nachgelassene Werke, enthalten Abhandlungen über verschiedene philosophische Gegenstände. Da Locke eine ausgebreitete Kenntniß der Sitten aller Völker besaß, so wählten ihn die englischen Colonien in Amerika zu ihrem Gesetzgeber, und beeiferten sich, den Vorschriften, welche er für sie entwarf, gesetzliche Kraft zu geben. Er war großherzig, in aller Hinsicht ein edler Mensch und von der äußersten Gutmüthigkeit.

Lockman, oder Lokman, mit dem Zunamen der Weise, zuweilen auch Abu Anam (Vater des Anam) genannt, war ein berühmter Philosoph unter den Aethiopiern oder Nubiern, von welchem die Araber eine Menge Mährchen erzählen. Sie sagen von ihm, er sei ein schwarzer Sclav mit dicken Lippen und krummen Beinen gewesen, und zur Zeit Salamos an die Juden verkauft worden. Sein Charakter wird von ihnen ungefähr eben so geschildert, wie wir gewohnt sind, den Aesop zu denken. Man fragte diesen Weisen einst, von wem er die Weisheit gelernt habe? Er antwortete: „Von den Blinden, die nie einen Fuß vor den andern setzen, ohne erst den Weg vorher zu untersuchen.“ Einst war eine Caravane bestohlen. Vergebens beschwor man die Räuber, mit Thränen in den Augen, doch so viel Mundvorrath zurückzulassen, daß man die Reise fortsetzen könne; die Räuber waren unerbittlich. Lockman befand sich unter diesen, und einer der Kaufleute sagte zu ihm: „Wie? Auf solche Weise unterrichtest du diese Bösewichter?“ Lockman antwortete: „Ich unterrichte sie nicht; denn was würden sie mit meiner Weisheit anfangen.“ Jener fragte weiter: „Warum befindest du dich aber unter den Bösen?“ Lockman erwiderte: „Ich bemühe mich, zu untersuchen, wie sie es geworden sind.“ Einst hatte sein Herr ihm eine Melone von sehr schlechtem Geschmacke gegeben; er aß sie ganz auf. Jener darüber erstaunt, fragte ihn, wie er eine so schlechte Frucht habe essen können? Lockman antwortete: „Ich habe so oft süße Früchte von dir bekommen, daß ich mir auch wohl eine bittere von dir gefallen lassen kann.“ Diese Antwort rührte seinen Herrn so sehr, daß er ihm auf der Stelle die Freiheit schenkte. Wir besitzen ein Werk: Fabeln und Denksprüche, welche die Araber diesem Lockman zuschreiben; doch glaubt man, dasselbe sei in späterer Zeit, jedoch aus den Reden dieses Weisen abgefaßt worden. Die Geschichtschreiber schildern ihn als einen Mann, der durch seine Kenntnisse, wie durch seine Tu-

jenden gleich schätzenswerth, und der stillen Betrachtung ergeben war. Erpenius gab die Fabeln des Lockman arabisch mit einer lateinischen Uebersetzung heraus und fügte sie seiner arabischen Gramatik bei, welche zu Leyden, 1636 und 1656, in einem Quartbande erschien. Nachher wurden sie von Tannegup in französische Verse übersetzt. Im Vatican wird eine alte, von Persern verfertigte Abschrift dieser Fabeln aufbewahrt. Die Zeit seines Lebens wird verschieden angegeben. Einige setzen ihn in die Zeit Davids.

Locris, Locrier, Locri. Ersteres ist eine Landschaft Mittel-Griechenlands, deren Einwohner Locrier heißen, und zu den ältesten griechischen Völkerschaften gehören. Man unterscheidet 4 Stämme derselben — die epicnemidischen, opuntischen, ozolischen und epizephyrischen Locrier. Die letzten waren eine Colonie der ozolischen Locrier und wohnten in Unteritalien. Locri ist der Name ihrer Hauptstadt, eine der mächtigsten, glänzendsten und reichsten Städte des alten Groß-Griechenlandes, wovon jetzt nur wenige Reste noch vorhanden sind.

Lodi, eine ziemlich große und wohlgebaute Stadt, seit 1814 der Hauptort der Provinz Lodi, in dem lombardischen Gouvernement des neuen lombardisch-venetianischen Königreichs, an der Adda in einer sehr fruchtbaren Gegend, war während der Existenz des Königreichs Italien ein Departement des obern Po, und zählte 1774 beinahe 19,000 Einwohner, unter welchen allein 795 Geistliche waren. Jetzt hat die Stadt 12,300 Einwohner. Das dortige Bisthum steht unter dem Erzbischof von Mailand. Die Stadt hat ein festes Schloß. Die sogenannten Parmesankäse werden nicht in Parma, sondern einzig und allein in und um Lodi verfertigt und für die besten in ganz Italien gehalten; die Einwohner von Lodi treiben damit einen starken Handel; auch ist die dortige vortreffliche unächte Porzellan- und Fayance-Arbeit berühmt. Ueber die Adda führt eine mehr als 1000 Klaftern lange Brücke. Sie ist durch das Treffen berühmt, welches Bonaparte 1796 bei derselben mit 60,000 Mann gegen die österreichische Armee von 25,000 Mann unter Beaulieu gewann. Die Oesterreicher hatten die Adda passirt, Lodi geräumt und standen in einer furchtbaren, von 30 Kanonen vertheidigten Stellung, zu der nur eine enge Brücke führte, welche zu passiren unmöglich schien. Bonaparte erschrak nicht über diese Schwierigkeit. Er führte sein Heer in einer gedrängten Colonne, ließ seine ganze Artillerie vorbringen und rückte im Sturmschritt vor. Das Blutbad war anfangs schrecklich: das österreichische Geschütz streckte ganze Reihen nieder. Die Franzosen wankten, und der Sieg schien verloren, als Berthier, Massena, Cervoni, Dallmeyer, und Lannes sich an die Spitze der Colonne stellten, über die Brücke drangen und die österreichischen Batterien nahmen. Die Oesterreicher wollten diese Kühnheit mit gleicher Kühnheit erwidern; sie thaten Wunder der Tapferkeit; der Kampf war fürchterlich; beide Heere schlugen sich mit Erbitterung, und ungewiß schwebte der Sieg zwischen ihnen. Da erschien Augereau an der Spitze seiner Division und die Schlacht war entschieden. Die Oesterreicher, aus ihrer Stellung geworfen, verloren einen Theil ihres Geschützes und 3000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen; aber Beaulieu rettete die Ehre der österreichischen Waffen durch einen mit Ordnung und Kaltblütigkeit bewerkstelligten Rückzug. Der Verlust der Franzosen betrug 12,000 Mann. Kenner haben beide Feldherrn getadelt, Bonaparte, weil er eine Position mit so

großen Aufopferungen wegnahm, deren er mit einen Zeitverlust von 24 Stunden sich leichter und sicherer bemächtigen konnte, und Braulieu, weil er Lodi so übereilt räumte, daß er nicht Zeit hatte, die Brücke abzutragen, wodurch er der französischen Armee das weitere Vordringen würde unmöglich gemacht haben.

Löffler (Josias Friedrich Christian), einer der ausgezeichnetsten und aufgeklärtesten Theologen unserer Zeit, geboren zu Saalfeld den 18. Jan. 1752, besuchte anfangs die Schule seiner Vaterstadt und ward 1763, nach des Vaters Tode nach Halle auf die Schule des dortigen Waisenhauses geschickt, in das er später ganz aufgenommen wurde. Er zeichnete sich hier durch Lebhaftigkeit, Fleiß und Lernbegierde aus. Jene Schule verließ er nach 5 Jahren, blieb den Winter in Saalfeld bei seiner Mutter und bezog Ostern 1769 die Universität Halle. Dort kam er bei Gelegenheit der Vergleichung von Handschriften, die zur hallischen Ausgabe des Theodoretus gebraucht wurden, in Bekanntschaft mit Rösselt, der ihn zu sich ins Haus nahm und nebst Semler, der ihn zum Mitglied und nachher zum Senior des theologischen Seminars machte, ihm dazu verhalf, daß er bis Johannes 1774 auf der Universität bleiben konnte. Teller, den er Ostern desselben Jahres in Berlin persönlich kennen gelernt hatte, trug ihm eine Erzieherstelle in dem Hause eines reichen Kaufmanns daselbst an, welche Löffler annahm. Wiewohl ein Schulamt sein vorzüglichster Wunsch war, so trat er doch 1777 die Stelle eines Predigers an der Hofgerichtskirche in Berlin an und machte im folgenden Jahre als Feldprediger bei dem Regiment Gensd'armen den bayerischen Erbfolgekrieg mit. Im Jahr 1782 erhielt er endlich seiner Neigung gemäß ein akademisches Lehramt und zugleich eine Predigerstelle zu Frankfurt an der Oder. Er las hier hauptsächlich Kirchengeschichte und Exegese, nebenbei aber auch über Profanscribenten. So erwünscht ihm indeß auch dieser Wirkungskreis war, so sah er doch die Veränderungen voraus, die Friedrich II. Tod in Religionssachen, wenn auch nur vorübergehend, nach sich ziehen würde und folgte daher 1787 einem Rufe nach Gotha als Generalsuperintendent. Hier hat er bis an seinen Tod, welcher am 4. Februar 1816 erfolgte, da er eben in der Kirche von Gamstädt den Gottesdienst verrichtete, als gelehrter Theolog und rücksichtloser Forscher durch Schriften und amtliche Gutachten, als Hauptpastor und erster Prediger durch Kanzelvorträge und Magazine für Prediger, als Ephorus des blühenden Gymnasiums durch umsichtiges Zusammenwirken und eigne Lehrvorträge, als Hauptpastor durch kräftige Vermittelung für die Bildung des Bürgerstandes, als erster Consistorial durch zweckmäßige Kirchenvisitationen und Abfassung neuer Lehrbücher zur Bildung der untern Stände und zur Aufklärung seiner Zeitgenossen nützlich und rühmlich gewirkt. Seine in acht verschiedenen Abtheilungen erschienenen Predigtsammlungen tragen das Gepräge reiner, klarer Darstellungsgabe und Anordnung, und unter den Gelegenheitsreden sind Muster der feinsten Menschen- und Weltkenntniß. Fast alle entbehren aber der biblischen Erwärmung; sie wollen überzeugen, nicht überreden. Eine seiner letzten und wahrhaft verdienstlichen Arbeiten war sein trefflich gewähltes Lesebuch für Stadt- und Landschulen. Unverkennbar ist in allem, was er lehrte, schrieb und wirkte, sein ungeheucheltes Streben nach Weisheit, Licht und Recht, wenn man auch im Einzelnen mit seinen theologischen Ansichten und Meinungen nicht einverstanden sein möchte.

Logarithmus (Verhältnißzahl) ist ein mathematischer Kunstausdruk für eine Zahl, wodurch die Größe eines Zahlenverhältnisses in Beziehung auf ein Grundverhältniß ausgedrückt wird. Jede Zahl ist nur in Beziehung auf ihre Einheit denkbar, z. B. 3 nur in Beziehung auf 1, wovon sie das 3fache ist. Diese Beziehung heißt das Verhältniß: daher hat jede Zahl ein Verhältniß zu ihrer Einheit, und sie selbst spricht den Werth desselben aus. Der Werth eines Verhältnisses wird erkannt, wenn man zwei Zahlen mit einander vergleicht, und die Größe desselben kömmt durch eine dritte Zahl zu unserm Bewußtsein, z. B. 9 zu 3 durch die Zahl 3, 9 zu 18 durch 2 u. s. w. Denkt man sich nun eine Reihe von Verhältnissen nach einander, welche alle einerlei Werth haben, wie 1 zu 3, 3 zu 9, 9 zu 27, 27 zu 81 u. s. w. (wo sich 9 zu 3, 27 zu 9, 81 zu 27 eben so verhält, wie 3 zu 1), und man nimmt das Verhältniß 3 zu 1 als Einheit an, so ist 9 zu 1 in sofern das doppelt so große, 27 zu 1 das dreifache, 81 zu 1 das vierfache. Die Zahlen 1, 2, 3, 4, welche den Werth eines solchen Verhältnisses in Beziehung auf sein Grundverhältniß aussprechen, heißen Logarithmen. Ist also hier 1 der Logarithmus von 3, so ist 2 der Logarithmus von 9, 3 der Logarithmus von 27, 4 der Logarithmus von 81 u. s. f. Nähme man aber ein anderes Verhältniß, z. B. 4 zu 1, zum Grundverhältniß an, mithin 1 als Logarithmus von 4, so wäre 2 Logarithmus von 16, 3 Logarithmus von 64 ꝛc. Die Logarithmen der dazwischen liegenden Zahlen, welche alle Brüche sein müssen, lassen sich sämmtlich berechnen und nach der Reihe zusammenstellen. Eine nach einem gewissen Grundverhältniß gemachte Berechnung der Logarithmen aller Zahlen bis zu einer gewissen Grenze nennt man ein logarithmisches System. Das gewöhnliche ist das Briggsche, wo das Grundverhältniß 10 zu 1 ist, folglich 1 der Logarithmus von 10, 2 der Logarithmus von 100, 3 der Logarithmus von 1000 ꝛc. Alle Logarithmen der dazwischen liegenden Zahlen sind berechnet und in Tabellen gebracht, deren Gebrauch in der Rechenkunst, besonders bei großen Zahlen, von sehr vieler Bequemlichkeit ist. Die dazu gehörigen Kunstgriffe sind sehr einfach und leicht. Denn hat man Zahlen zu multipliciren, so addirt man ihre Logarithmen, hat man sie zu dividiren, so subtrahirt man diese; soll man dagegen Zahlen zu Potenzen erheben, so multiplicirt man diese Logarithmen mit den Exponenten, soll man Wurzeln ausziehen, so dividirt man die Logarithmen durch die Wurzelexponenten. Diese Rechnungsart soll im 17. Jahrhunderte Joh. Neper, ein schottischer Baron, nach Andern ein deutscher Prediger Stiefel schon 1530 erfunden haben. In frühern Zeiten hat man die Logarithmen nur auf mathematische Rechnungen angewendet, und bei Rechnungen im Geschäftsleben unbeachtet gelassen. Allein sie sind der Bequemlichkeit wegen allen denen, welche mit großen Rechnungen zu thun haben, besonders Kaufleuten, zu empfehlen. Die Logarithmen sind schon bei jedem Reguladetri-Exempel anwendbar z. B. wenn 460 Stück 1290 Thaler kosten, so werden den 8150 Stück $\left(\frac{8150 \times 1290}{460}\right)$ Thaler kosten. Um nicht die umständliche Multiplication und Division zu haben, addirt man den Logarithmus von 8150 zum Logarithmus von 1290 und zieht den Logarithmus von 460 von der Summe ab. Sucht man nun die Differenz in den logarithmischen Tabellen auf, deren man in neue-

rer Zeit mehrere geliefert hat, so ist die dazu gehörige Zahl die Zahl der gesuchten Thaler. F. A. Schröters Rechnung mit Decimalbrüchen und Logarithmen nebst den dazu gehörigen Tafeln, Helmstädt 1799, ist zu diesem Zwecke brauchbar.

Logau (Friedrich, Freiherr von), ein deutscher Dichter, besonders Epigrammatist, wurde 1604 in Schlesien geboren, und trat als Canzleirath in die Dienste des Herzogs von Liegnitz. Im J. 1648 nahm man ihn unter dem Namen des Verkleinernden in die fruchtbringende Gesellschaft auf. Die Liebe zur Dichtkunst äußerte sich bei ihm schon frühzeitig. In reifern Jahren scheinen ihm seine Geschäfte nicht erlaubt zu haben, sich in größern und längern Gedichten zu versuchen, und er schränkte sich deshalb besonders auf Epigramme ein. Er gab zuerst eine Sammlung von 200 Epigrammen unter dem Titel heraus: Erstes und anderes Hundert deutscher Reimsprüche Salomons von Golaw, Breslau, 1638. Die gute Aufnahme, welche diese erhalten hatten, bewog ihn, nach 16 Jahren, wahrscheinlich 1654, eine neue Sammlung zu veranstalten, welche 3000 Sinngedichte enthielt. Logau, als ein Zeitverwandter Opitzens, trat in die Fußtapfen dieses seines großen Vorgängers, und verräth öfters die Energie und den körnigten Ausdruck desselben. Viele seiner Epigramme zeugen von origineller und glücklicher Erfindung, und sind eben so schön gesagt, als gedacht. Dagegen sind viele andre mittelmäßig, ja ganz verfehlt. Immer aber treten Logaus Epigramme um desto merkwürdiger in der Geschichte unserer satirischen Poesie auf, je sparsamer diese Gattung von den Deutschen bearbeitet worden ist. Ramler und Lessing, die 1759 eine Auswahl seiner Epigramme veranstalteten, zogen aufs neue die Aufmerksamkeit auf ihn. Nach Lessings Tode gab Ramler 1791 diese Auswahl zum zweiten Male heraus. Logau starb zu Liegnitz 1655.

Loge, s. Freimaurer.

Logik. Unter diesen abgekürzten griechischen Namen (eigentl. λογικη, nämlich επιστημη) wird fast allgemein die Wissenschaft von den Gesetzen des Denkens und der richtigen Gedankenverbindung verstanden, obgleich ungewiß ist, ob dieser Name zunächst vom Denken, oder von der Sprache (denn beide Bedeutungen hat das Wort λογος) herzuleiten sei. Im Deutschen hat man dieser Wissenschaft auch den Namen Denklehre oder Verstandeslehre gegeben, weil hier die Rede von einer wissenschaftlichen Darstellung derjenigen Gesetze ist, welche der Verstand bei allem Denken befolgen muß (daher logische Gesetze), es habe übrigens einen noch so verschiedenen Gegenstand und Inhalt, und ohne deren Befolgung keine Wahrheit für uns möglich ist. Hierin liegt hauptsächlich der Werth der Logik, nicht nur der Canon (d. h. Richtschnur) für den practischen Verstandesgebrauch, sondern auch eine Vorbereitungswissenschaft für alle andre Wissenschaften, namentlich zur Philosophie zu sein, indem sie (gleichsam ein Organon der Wissenschaft, oder allgemeine Instrumental-Wissenschaft) die Anleitung enthält, wie jede Erkenntniß wissenschaftlichen Zusammenhang erhalten und zur Wissenschaft werden soll, und die Erfoderniße des wissenschaftlichen Zusammenhangs zur Bildung und Beurtheilung jedes wissenschaftlichen Denkganzen aufstellt; denn die Gesetze des Denkens sind zugleich die Gesetze der Wissenschaft und ihrer Anordnung. In wiefern aber die logischen Gesetze nur abstracte Form unserer

Erkenntniß bestimmen, keinesweges aber Anweisung geben können, wie man den Stoff der Erkenntniß erlange, und sich der wahren Einsicht in die Dinge bemächtige (womit es die eigentliche Philosophie zu thun hat), in sofern hat man die Logik von der eigentlichen Philosophie neuerdings gesondert, oder formelle Wissenschaft, Formalphilosophie genannt. Nennt man jedoch eine philosophische Wissenschaft diejenige, deren Erkenntniß kein Gegenstand der Erfahrung, sondern aus der Vernunft selbst geschöpft ist, so ist die Logik ursprünglich eine solche: denn die Gesetze der Gedankenverbindung haben diesen Ursprung, und der Inhalt der Logik ist daher von so apodiktischer Art, oder von so demonstrativer Gewißheit, als der Inhalt keiner andern philosophischen Wissenschaft, eben weil sie es mit dem Denken, oder dem Verhältnißbestimmen in der gegebenen Erkenntniß zu thun hat. Daher hat man auch, vorzüglich zum Nachtheile der Metaphysik oder transcendentalen Philosophie, ihre Abgeschlossenheit und Vollständigkeit oft allzusehr gepriesen, und sie in dieser Hinsicht der Mathematik an die Seite gestellt. Allein das bloße, wenn auch systematische Denken, ist noch kein Philosophiren, das noch so systematische Anordnen macht Behauptungen noch nicht zu Wahrheiten; und die Begreiflichkeit ist nicht der höchste Zweck der Philosophie; ja alle demonstrative Gewißheit setzt die Wahrheit ihrer Principien voraus und einen Gegenstand, an dem sie sich offenbaren. Man darf daher den Werth der Logik eben so wenig überschätzen, wie die ältern Philosophen vorzüglich thaten, als dieselbe unbillig herabsetzen, wie die neuern oft thun. Bei den Alten wurde mit der genannten Aufgabe der Logik oft auch die tiefere philosophische Untersuchung über die allgemeinen Kennzeichen der Wahrheit, oder die materiellen Bedingungen der Wahrheit unserer Erkenntniß verbunden, welche Untersuchung einige neuere bald in die Metaphysik gezogen, bald in Ermangelung eines andern Ausdrucks, in dem Sinne einiger ältern Philosophen, Dialektik genannt, und sehr natürlich (der Etymologie und dem gewöhnlichen Gebrauche beider Ausdrücke nach, sind Dialektik und Logik wenig verschieden) an die Logik angeschlossen haben, welche letztere auch wirklich ohne Verbindung mit dieser Untersuchung, und ohne genauere Bestimmung ihres Kreises und Werthes oft mehr schädlich als nützlich gewesen ist, und die Philosophie zur bloßen Formal-Philosophie gemacht hat; wie denn alle scharfe Absonderung des Formellen von dem Materiellen leicht gefährlich und beschränkend wird. Noch andere haben jener vorbereitenden Untersuchung den Namen Fundamental-Philosophie, Fundamental-Wissenschaft, philosophische Grundlehre u. s. w. gegeben. Man theilt die Logik oder Denklehre gewöhnlich in die reine und angewandte. Erstere soll das Denken an sich nach seinen Gesetzen, Operationen (Begreifen, Urtheilen und Schließen) und deren Producten (Begriff, Urtheil und Schluß im Einzelnen) und in Beziehung auf ein Denkganzes, wie in der wissenschaftlichen Vollendung des Systems und dessen Formen (Definitionen, Eintheilungen und Beweisen); die angewandte aber das Denken unter besonderen subjectiven und objectiven Rücksichten, die man bei der Anwendung der Denkgesetze zu nehmen hat, nämlich die Beziehung auf die Verbindung des Denkens mit andern Geistesäußerungen und die Einschränkungen und Hindernisse des Denkens, welche hieraus hervorgehen, so wie die entgegenwirkenden Mittel, endlich auch in Beziehung auf die Hauptsphären des Denkens betrachten. In den letztern

Beziehungen setzt die Logik die Erfahrungs-Seelenlehre voraus, mit welcher sie auch, als Vorbereitungswissenschaft zur Philosophie, in genauester Verbindung steht. Eine natürliche Logik ist aber ein Widerspruch, weil Niemand eine Wissenschaft schon von Natur besitzt, wenn er auch die Gesetze derselben anwendet, und die natürliche Fähigkeit zu denken auch ohne wissenschaftliche Ausbildung zu einiger Fertigkeit erhoben werden kann, auf welcher der s. g. gesunde Menschenverstand beruht. Einen Logiker nennen wir daher auch nur denjenigen, der die Wissenschaft der Logik bearbeitet und lehrt, vornehmlich wenn er dieses mit Glück und Auszeichnung thut, oder überhaupt den, welcher die logischen Gesetze mit Bewußtsein im Gebiete des Denkens anzuwenden versteht, und diese Anwendung der logischen Gesetze zur Kunst (Fertigkeit) erhoben hat; — dann auch Dialektiker. Diese wissenschaftliche Ausbildung der Logik finden wir zuerst bei den Griechen. Zeno von Elea wird oft Vater der Logik oder Dialektik genannt; doch war die Bearbeitung derselben damals mehr vom practischen Interesse, oder von der Rede- und Disputirkunst abhängig, und artete, als Kunst der Schlüsse und Beweise, bald in die Sophistik aus. Die Sophisten und die megarische Schule (gestiftet von Euclid aus Megara) bildeten diese Kunst sehr aus; letztere wurde daher die eristische oder dialektische genannt, und ist durch die Erfindung mehrerer Sophismen berühmt. Den ersten umfassenden und rein wissenschaftlichen Versuch, die Denkformen in abstracto darzustellen, machte Aristoteles, daher er auch mit mehrerem Rechte Vater der Logik zu nennen ist. Hierher gehören seine logischen Schriften, welchen die spätere Zeit den Namen Organon gegeben hat, und welche fast zwei Jahrtausende nach ihm in den Schulen der Philosophen das herrschende Ansehn behaupteten. Auch waren seine Untersuchungen zugleich auf die Criterien der Wahrheit gerichtet, worin Epicur, Zeno, der Stifter der stoischen Schule, u. a. ihm nachfolgten. Das Ansehen, welches die Logik oder Dialektik in der spätern Zeit, namentlich im Mittelalter gewann, so daß sie fast unbedingt als reales Organon aller Wissenschaften angesehen, und vom achten Jahrhunderte an als freie Kunst gelehrt wurde, stieg am höchsten in der scholastischen Philosophie, welche nur eine neuere Art der Sophistik war, und vorzüglich der Theologie diente. Gegen dieses Ansehn traten Petrus Ramus (Pierre de la Ramée), Baco und Andere mit gegründeten Einwendungen auf. Descartes und Malebranche vermischten die Logik wiederum mit der Metaphysik. Locke, Leibnitz und Wolf, Thomasius, Crusius, Ploucquet, Lambert (in seinem neuen Organon), Reimarus, Feder u. a. haben um die Ausbildung der neuern Logik großes Verdienst. Eben so Kant und seine Schüler, Maaß, Hoffbauer, Jakob, Krug, Fries, so wie ein Maimon, Bardili, Schulze, Reinhold u. A. Fichte verwies sie aus dem Gebiete der Philosophie, und behauptete ihre Abhängigkeit von der Metaphysik. Schelling erklärte, sie sei, als eine formale Wissenschaft, der Philosophie sogar entgegengesetzt. Doch haben Klein und Thanner, welche seiner Ansicht folgen, und auf ganz eigenthümliche Weise Hegel neuerdings die Logik darzustellen versucht, so daß man über den Hauptpunct, nämlich ihr Verhältniß zur Metaphysik, und die Anwendung ihrer Formen auf dem Gebiete der philosophischen Speculation noch immer verschiedener Meinung ist. T.

Logische Eintheilung ist die adäquate Auseinandersetzung aller der Begriffe, welche unter einem höhern enthalten sind, oder die Vorstellung eines allgemeinen Begriffs mit allen den möglichen Determinationen, die ihm zukommen können. Man unterscheidet eine Nominal- und Realeintheilung. Jene besteht darin, daß man sich die möglichen Bedeutungen eines vieldeutigen Wortes vorstellt; diese in einer solchen, wobei man sich die unter einem abstrakten Begriff enthaltenen untergeordneten Begriffe vorstellt. Der allgemeine Begriff, welcher eingetheilt wird, ist das Totum dividendum, die untergeordneten Begriffe sind die Theilungsglieder und das Merkmahl, oder der Punct wobei sich die Theilungsglieder von einander trennen, ist der Eintheilungsgrund. Die Logik verlangt, daß 1. der Begriff des eingetheilten Ganzen allen Theilungsgliedern zukommen müsse, nämlich bei Realdefinitionen; 2. daß die Eintheilung vollständig und 3. daß der Eintheilungsgrund wesentlich sei.

Logistik nannte man sonst die Rechenkunst, oder Berechnungskunst, man theilte sie in Zahlen- oder Zifferrechenkunst und in Buchstabenrechenkunst oder Algebra. Auch nennt man so in der Kriegswissenschaft die Berechnung tactischer Bewegungen nach Raum und Zeit, welche sie brauchen. Logistisch ist, was auf Rechnungswesen sich bezieht; es ist daher mit logisch nicht zu verwechseln.

Logogryph, Wort- oder Buchstabenräthsel, unterscheidet sich von der Charade nur dadurch, daß man nicht, wie in dieser, das zu Errathende hinter die Bedeutung der einzelnen Sylben verbirgt, sondern vielmehr durch die angedeutete Wegnahme, Hinzufügung oder Versetzung einzelner Buchstaben verschiedene Dinge in einem Worte errathen läßt.

Lohe, ist jeder vegetabilische Stoff, der in seiner Mischung zusammenziehenden Extractivstoff oder Gärbestoff enthält. Dazu dient in Deutschland gemahlne Eichenrinde.

Lohenstein (Daniel Caspar von), ward am 25. Jan. 1635 zu Nimptsch, einer Stadt im schlesischen Fürstenthume Brieg, geboren und machte den Anfang seiner Studien in seiner Geburtsstadt. Nachdem setzte er sie auf dem Gymnasium zu Breslau fort, bis er 1650 die Universität zu Leipzig und nachher die zu Tübingen bezog. Dann trat er eine Reise durch Deutschland, die Schweiz, die Niederlande und Holland an und kehrte zu Wasser über Hamburg nach Breslau zurück. Nachdem er sich mit einer reichen Dame verheirathet hatte, ward er 1666 zum Regierungsrathe, zum kaiserlichen Rathe und ersten Syndicus der Stadt Breslau ernannt. Schon in seinem 15. Jahre verfertigte er 3 Trauerspiele, die auch späterhin gedruckt worden sind. Man kann ihm keineswegs Genie absprechen, aber es ging durch falsche Richtungen unter, und es fehlte ihm Geschmack. Er besaß neben einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit eine große Kenntniß der neuern Sprachen. Neuerungssucht oder Begierde, seine Vorgänger zu verdunkeln, führte ihn irre. Dennoch fand er bald Nachahmer, die seine Uebertreibungen noch mehr übertrieben, und nach ihm Lohensteinianer genannt wurden. Die Lohensteinischen Gedichte sind voll von schmacklosen Bombast, falschen Pathos und unnatürlichen Bildern. In den Trauerspielen, die unter seinen poetischen Werken leicht das Erheblichste sein dürften, fallen diese Fehler, zu der höchsten Stufe gesteigert, doppelt auf. Auch in seiner Prosa herrscht, mit einigen Ausnahmen, Schwulst und Bombast, abwechselnd mit den niedrigsten Plattheiten. Seine Trauerspiele, welche der Zeitordnung nach unter

seinen Werken die erste Stelle einnehmen, heißen: Ibrahim Bassa; Agrippine; Epicharis; Cleopatra; Sophonisbe und Ibrahim Sultan. Sie sind gesammelt in Lohensteins Trauer- und Lustgedichten, Breslau 1680; 1689. Leipzig 1733. 8. Seine übrigen Gedichte sind unter dem Namen Blumen von ihm gesammelt worden; das letzte der Hyacinthen, an Balthasar Friedrich von Logau gerichtet, beweiset, daß es Lohenstein, bei geläutertem Streben nach Vollkommenheit, möglich gewesen sein dürfte, ein trefflicher Dichter zu werden. Unter seinen prosaischen Schriften zeichnet sich der Heldenroman Arminius und Thusnelda aus, über dessen Ausarbeitung er starb, der aber von seinem Bruder, und nach dessen Tode, vom Prediger Wagner zu Leipzig vollendet wurde. Obgleich dieser Roman die oben angezeigten Fehler ebenfalls hat, obgleich Lohenstein selbst durch den Tod verhindert wurde, die letzte Hand daran zu legen, so sind doch wahrhaft kräftige Stellen darin zu finden, in welchen der Verfasser große und erhabene Gedanken in gedrängter Kürze vorgetragen hat. Dieser Roman erschien zuerst in Leipzig 1689 in zwei Quartbänden, worauf eine zweite vermehrte Ausgabe (Leipzig 1731) folgte. Lohenstein starb zu Breslau am 18. April 1683 in einem Alter von 48 Jahren.

Loire, der größte Fluß in Frankreich, entspringt in einem Berge der Sevennen, Gerbier de Saur genannt, im Departement der Ardèche und ergießt sich unterhalb Nantes in Bretagne in das Meer. Die Länge seines Laufs beträgt gegen 90 Meilen. Ob er gleich viele seichte Stellen hat, so ist er doch für größere Kauffahrteischiffe bis Nantes, für kleinere bis Briaire und für geringe Fahrzeuge bis Roanne schiffbar. Er hat bei der neuen Eintheilung Frankreichs nach der Revolution drei Departementern den Namen gegeben: das Departement der Loire, der Ober-Loire und Unter-Loire. Im J. 1815 erhielt die Scheidungslinie, welche die Loire in Frankreich bildet, eine politische Wichtigkeit, indem die französische Armee nach der Schlacht von Waterloo oder Belle-Alliance, und zurückgedrängt bis unter die Mauern von Paris, vermöge der Capitulation, welche von dem provisorischen Gouvernement (an dessen Spitze sich Fouché befand), mit den obersten Heerführern, dem Fürsten Blücher und Lord Wellington abgeschlossen wurde, sich ohne weitere Feindseligkeiten unter Davousts Oberbefehl hinter die Loire zurückzog und hiedurch den Namen Loire-Armee erhielt.

Loke, s. Nordische Mythologie.

Lollharden, s. Beguinen und Brüderschaften.

Lolli (Antonio), ein berühmter Geiger, den Schubart den Shakspeare unter den Geigern nennt, ward 1728 nach Andern 1740 zu Bergamo oder Venedig geboren, und stand von 1762 bis 1773 als Concertmeister in Diensten des Herzogs von Würtemberg. Hierauf ging er nach Rußland, wo sein Spiel der Kaiserin Catharina II. dergestalt gefiel, daß sie ihm einen Bogen schenkte, auf welchen sie mit eigener Hand die Worte geschrieben hatte: „dieser Bogen, von Catharinens Hand verfertigt, ist für den unvergleichlichen Lolli bestimmt.“ Im Jahre 1775 machte er eine Reise nach England, Frankreich und Spanien, auf welcher er in Madrid für jedes Concert, außer vielen andern Geschenken, 2000 Realen vom Theater-Unternehmer erhalten haben soll. Dann ging er 1789 nach Italien zurück, wo er 1794 zu Neapel im 66. Jahre seines Alters starb. Lolli suchte die Vorzüge der Nardinischen und Ferrarischen Schule zu vereinigen. Die Fertigkeit, welche er auf

seinem Instrumente erlangt hatte, setzte in Erstaunen. Man pflegte ihn wohl den musikalischen Luftspringer zu nennen. Noch keiner seiner Vorgänger hatte eine solche Höhe auf dem Griffbrette erstiegen; aber dabei überließ er sich auch so wilden und regellosen Phantasien, bei denen er sich häufig an gar keinen Takt band, daß auch der geübteste Begleiter ihn nicht zu accompagniren vermochte, so wie er seiner Seits auch Niemanden begleiten konnte. Er hat außer Violin-Concerten und drei Werken Sonaten eine Violinschule in Quartetten für zwei Geigen, Bratsche und Violoncell, und mehrere Concerte und Quartetten im Manuscripte hinterlassen.

Lombard, s. Leihbank.

Lombardei, begriff im 6. Jahrhunderte, als die Longobarden einen großen Theil Italiens eroberten, das sogenannte Oberitalien, späterhin nannte man die österreichischen Provinzen in Italien (nämlich die Herzogthümer Mailand und Mantua), die österreichische Lombardei. Nachdem 1805 die Franzosen aus diesen Ländern und andern das Königreich Italien gebildet hatten, verschwand dieser Name ganz; jetzt, da durch den pariser Frieden 1814 dieses von Napoleon geschaffene Königreich wieder aufgehört hat und Oestreich zum Besitze eines großen Theils des vormals zum Königreich Italien geschlagenen Oberitaliens gelangt ist, ist 1815 dieser österreichische Antheil an Italien zu einem lombardisch-venetianischen Königreiche umgeschaffen worden. Es begreift das Gebiet der vormaligen Republik Venedig in Italien (mit Ausnahme Istriens und des Kantons Civida), welche zu dem neuern Königreiche Illyrien gekommen sind), die Herzogthümer Mailand (österreichischen Antheils) und Mantua, geringe Theile von Parma, Piacenza und dem päpstlichen Gebiete, und die sonst zu Helvetien gehörigen Landschaften Veltlin, Worms und Kleven; und wird von Helvetien, Deutschland, dem adriatischen Meere, den Flüssen Po und Ticino und dem Lago maggiore begrenzt. Der Ticino und der Lago maggiore bilden die Grenze gegen den sardinischen Staat, und der Thalweg des Po bis zur Mündung des Goro bildet gegen Modena, Parma und den Kirchenstaat die Grenze. Die Größe beträgt (nach Liechtenstern) 330 Quadratmeilen, und die Bevölkerung 4,200,000 Seelen. Es wird von dem Tagliamento, Piave, Brenta, Etsch, Po, Mincio, Adda und Ticino bewässert. Man findet viele Seen, als den Lago maggiore, den Comersee, den Iseo- und den Gardasee; auch gibt es eine Menge von Kanälen. Der Boden ist größtentheils eben, nur an den nördlichen Gegenden berühren Zweige der Alpen das Land, und westlich von Padua erstrecken sich die enganeischen Berge, meistens vulkanischen Ursprunges und von mittlerer Höhe (1700 bis 1800 Fuß hoch). Ueberhaupt ist diese Provinz in den meisten Gegenden trefflich angebaut, und gleicht einem Garten. Das Klima ist kälter in den nördlichen an die Alpen stoßenden Gegenden, in den übrigen mild, warm und gesund, doch nicht frei von Winterkälte und Frost, daher geschieht es oft, daß die Oliven, Pomeranzen, Citronen und andere zarte Gewächse erfrieren, der Weinstock Schaden leidet, und die Flüsse zufrieren. Selbst die Lagunen um Venedig werden so eisfest, daß man Stunden weit darüber hinläuft, und selbst darauf fährt. Dieses Land ist sehr fruchtbar, und hat Rindvieh (bekannt ist der Parmesankäse), mittelmäßige Pferde, Schafe mit einer groben Wolle, eine große Menge von Federvieh und viele Fische; auch unterhält man Seidenbau. Der Feldbau ist die vorzüglichste Nahrungsquelle der Einwohner, und wegen der Fruchtbarkeit des Bodens sehr ergiebig an Getreide, Mais, Hülsenfrüchte,

Gartengewächsen, Flachs ꝛc. Wo die Felder sumpfig sind, werden sie zum Reisbau gebraucht, der theils im Lande verbraucht, theils nach Deutschland ausgeführt wird. Ferner ist der Wein- und Oelbau sehr ausgebreitet. Außer den gewöhnlichen Obstarten hat man Kastanien, Mandeln, Feigen, Pomeranzen, Zitronen, Lorbeeren. Mit Pomeranzen, Citronen und Feigen wird ein bedeutender Handel getrieben; doch sind die Pomeranzen und Citronen hier nicht vor dem Erfrieren sicher, und müssen im Winter vor dem Froste gesichert werden. Die Produkte des Mineralreichs beschränken sich vorzüglich auf Eisen, Kupfer, Marmor, Salz und einige Mineralwasser. Die Einwohner sind bis auf wenige Griechen, Deutsche und Juden, lauter Italiener, und die herrschende Religion ist die catholische. Die Industrie ist zwar ziemlich stark, doch von ihrer ehemaligen Höhe sehr herabgesunken. Die vorzüglichsten Fabriken bestehn in Seide, Glas und Eisenwaaren. Der Seidenbau und die Seidenweberei ist durch das ganze Land ausgebreitet. Es werden alle möglichen Arten von Zeugen, Bändern, Tüchern, Strümpfe, auch eine große Menge von Zwirnseide gemacht und ausgeführt. Die Glasfabriken in Venedig und Murano sind sehr wichtig; sehr berühmt ist das Spiegelglas. Außer den Spiegeln werden auch viele Glasperlen und alle Glasarbeiten in größter Vollkommenheit verfertigt. Die Stahl- und Eisenfabriken haben besonders ihren Sitz in Brescia, wo man viele Gewehre, Säbelklingen, Messer ꝛc. verfertigt. Die Wollentuchfabriken haben sehr abgenommen. Die Gold- und Silberarbeiten zu Venedig und Mailand sind berühmt; auch verfertigt man Porcellan, Fayence, Tapeten, Papier, viele Waaren des Luxus und eßbare Dinge, als Masken, künstliche Blumen, Pomaden, Confitüren, Essenzen, Würste, candirte Früchte, Nudeln. Für die Musik liefert Cremona Geigen, Lauten, Flöten und andere musikalische Instrumente. Der Handel mit diesen Landesprodukten und Fabrikaten ist bedeutend, und die Ausfuhr übersteigt die Einfuhr. Dieses mit dem österreichischen Staate verbundene Königreich hat seine besondere Verfassung. Es wird durch einen Vicekönig regiert, der zu Mailand seinen Sitz hat, und zerfällt in zwei Gouvernements, welche das lombardische und venetianische heißen. In jedem derselben ist die Verwaltung, unter der Abhängigkeit von den höchsten Behörden zu Wien, einem Gouverneur und einem Gouvernalcollegium anvertraut. Das lombardische Gouvernement enthält auf 390 Quadratmeilen 2,200,000 Einwohner, ist in die neun Provinzen oder Delegationen, Mailand, Mantua, Brescia, Cremona, Bergamo, Como, Sondrio, Pavia und Lodi eingetheilt, und hat zur Hauptstadt Mailand, das venetianische Gouvernement enthält auf 440 Quadratmeilen 2 Millionen Einwohner, ist in acht Provinzen oder Delegationen, nämlich Venedig, Padua, Vicenza, Verona, Rovigo, Treviso, Belluno und Udine eingetheilt, und hat Venedig zur Hauptstadt. In jeder Provinz ist die Verwaltung einer königlichen Delegation übertragen. Den landesfürstlichen Verwaltungsbehörden sind permanente Collegien aus Mitgliedern der verschiedenen Classen der Nation an die Seite gesetzt.

Lombardische Schule, s. Italienische Kunst.

Lombardus (Petrus), einer der berühmtesten Scholastiker, aus einem Flecken bei Navarra gebürtig. Er war Abälards Schüler, Lehrer und zuletzt Bischof zu Paris, und suchte die theologischen Meinungen in ein System zu bringen, welches bis auf die Reformation ein fast classisches Ansehn unter den Theologen hatte, und bei allen theologischen philosophischen Untersuchungen und Vorlesungen zum Grunde gelegt wurde. Er stellt in demselben die Aussprüche der Kirchenväter über

Dogmen, besonders aber des Augustinus zusammen, und führt dann Zweifel und Einwendungen, so wie die Widerlegungen derselben an, ohne selbst zu entscheiden. Sein vielmal aufgelegtes Werk heißt: Sententiarum IV libri, daher sein Name magister sententiarum. Er starb 1164.

Lomonossow (Michailo Wassiljewitsch), ein berühmter russischer Dichter und Geschichtschreiber, geb. 1711. Es ist bekannt, daß er im J. 1741 auf seiner Reise von Marburg nach Rußland über Holland von preußischen Werbern überlistet, angeworben nach Wesel gebracht wurde, bald darauf entsprang und glücklich in sein Vaterland zurückkehrte. Er starb 1765. Lomonossow hat sich um die russische Sprache sehr verdient gemacht, seine Prosa zeichnet sich durch Correctheit und Wohlklang aus. Seine Poesien, namentlich seine lyrischen Gedichte, haben ihm den Namen Vater der neuern russischen Poesie erworben. Doch hat er auch epische, dramatische und epigrammatische Gedichte von Werth geliefert.

London. Dieser merkwürdige, in mancher Rücksicht einzige Ort in der Welt, die Hauptstadt des brittischen Reichs, mit einem Hafen, der wichtigste Handelsplatz der Erde, und die größte Stadt in Europa, enthält über eine Million Einwohner, eine Anzahl, die im Winter durch den englischen Adel noch ansehnlich vermehrt wird, und besteht aus drei Haupttheilen: I. aus der eigentlichen Stadt London (welchen die Engländer die City nennen, und der den östlichen Theil ausmacht); II. aus Westminster (oder richtiger zu reden, aus der westlichen Seite der Stadt, von der die eigentlich sogenannte Stadt Westminster nur einen kleinen Theil ausmacht); und III. aus Southwark. Die erstern beiden Theile liegen auf der Nordseite und der letztere auf der Südseite der Themse. Hierzu kommen noch eine Menge Ortschaften, die durch den Anbau zur Stadt gezogen worden sind, und noch nimmt sie täglich an Größe zu. Die City und Westminster gehören zur Grafschaft Middlesex; Southwark zur Grafschaft Surry. Die ganze Stadt ist sieben englische Meilen oder drei Stunden lang, über eine halbe deutsche Meile breit, hat 4 Meilen im Umfange, bedeckt über 1 1/2 Quadratmeilen, und faßt 300 Straßen, 34 Marktplätze, 71 Squares oder viereckige Plätze, welche in der Mitte einen Rasenplatz einschließen und 149,430 Häuser in sich, unter denen man allein über 300 gottesdienstliche Gebäude, 22 Hospitäler und 95 Armenhäuser zählt. Das eigentlich sogenannte London (City) bildet mit der westlichen Seite der Stadt, sowohl in Rücksicht auf die Beschaffenheit der Häuser, als auch der Bewohner derselben, einen auffallenden Contrast. Die Häuser in der City, welche größtentheils nach der schrecklichen Feuersbrunst im J. 1666 (wo 13,400 Häuser, 87 Kirchen, 26 Hospitäler u. s. f. abbrannten) aufgebauet wurden, sind unregelmäßig, unbequem und in engen, schlechten Straßen versteckt. Da nun der Hof, welcher seinen Sitz in Westminster hat, ohnedies einen großen Theil der großen und glänzenden Welt dort versammelt, so ist, besonders seit den letzten 30 Jahren, eine ordentliche Volkswanderung aus der City nach dem westlichen Theile der Stadt, der allgemein für den Sitz der großen und feinen Welt gehalten wird, vorgefallen, so daß zwischen beiden Theilen der Stadt in Rücksicht der Sitten eine merkliche Verschiedenheit, und deshalb auch eine gewisse gegenseitige Verachtung und Eifersucht Statt findet. Unter die großen öffentlichen Gebäude in der City gehört die Börse und die Bank, beides keine Gebäude, welche der Größe ihres

Gegenstandes angemessen sind. In der Nähe derselben befindet sich eine zahllose Menge Kaffeehäuser, auf denen große Geschäfte gemacht werden, (hierher gehört Lloyds berühmtes Kaffeehaus, eigentlich mehr ein Sammelplatz der größten Kaufleute, besonders der Assecurateurs und Mäkler, dessen sich selbst die Regierung bedient, um der Kaufmannschaft schnell öffentliche Neuigkeiten mitzutheilen), das Posthaus, die Assecuranzhäuser, der Palast des Lord Mayors (der ersten Magistratsperson in der City), the Mansion-house genannt, die Häuser der ostindischen und anderer Handlungsgesellschaften, die Wohnungen fast aller Banquiers u. s. f., kurz Alles, was den Gang der Geschäfte beschleunigen kann. Ferner sind in der City merkwürdig: die vortreffliche Wasserkunst unweit der londner Brücke, wodurch die Stadt aus der Themse mit Wasser versehen wird, welche 1582 von einem Deutschen, Namens Moritz, angelegt und von Hadley nachher verbessert wurde; die Paulskirche, ein Werk von einer erstaunenden Größe, das jedoch zu versteckt liegt, um die gehörige Wirkung zu thun, binnen 35 Jahren, mit einem Kostenaufwande von 736,752 Pf. Sterling von Christoph Wren erbaut, 500 Fuß lang, 250 Fuß breit und mit einer 340 Fuß hohen und 145 Fuß im Durchmesser haltenden Kuppel; der Tower, ein altes Fort, wo ein wichtiges Archiv und die Reichskleinodien verwahrt werden, das ferner der einzige Münzort im Königreiche ist, und zum Staatsgefängnisse dient; auch findet man im Tower ein großes Zeughaus, mit den Ueberbleibseln der berüchtigten unüberwindlichen Flotte der Spanier, welche England unter Elisabeths Regierung unterjochen sollte. Ein breiter Wassergraben umgibt den Tower, und auf einer Terrasse stehen 60 Kanonen, welche bei feierlichen Gelegenheiten abgefeuert werden; das Bedlam-Hospital, das größte Narrenhaus in England, welches seit 1813 ein geräumigeres Lokal erhalten hat; das Gefängniß Newgate; das neue 490 Fuß lange Zollhaus und das Versammlungshaus der Akademie der Wissenschaften. — In dem westlichen Theile der Stadt, der ganz von der City abgesondert ist, und fast mehr als die Hälfte von ganz London ausmacht, wo man fast nichts als zierliche Häuser, prächtige Plätze, schnurgrade, herrlich erleuchtete Straßen und das schönste Steinpflaster in Europa sieht, bemerken wir: den St. James Palast oder die königliche Residenz, ein altes unregelmäßiges Gebäude, auf dessen Platze ehedem ein dem h. Jakob (St. James) gewidmetes Hospital stand; die Westminster-Abtei oder Kirche, eins der größten noch vorhandenen Meisterstücke der gothischen Baukunst, wo sich das Begräbniß der Könige und vieler berühmter Männer aller Stände, mit einer unzähligen Menge der herrlichsten Denkmähler ausgeschmückt, befindet (unter welchen letztern wir hier die Denkmähler Heinrichs VII., Heinrichs VIII., Newtons, Shakspeares und Händels auszeichnen); Westminsterhall, wo der König gekrönt, und Gericht gehalten wird; das Parlamentshaus, ein altes schlechtes Gebäude; die große und prächtige Westminster-Brücke, 1223 Fuß lang und 44 Fuß breit, welche vor ungefähr 30 Jahren vollendet wurde und 150,000 Pf. St. kostete; die londner Brücke, in deren Nähe in der City die 202 Fuß hohe Säule oder das Monument, zum Andenken des großen Brandes 1666, steht, und die Blackfriarsbrücke, welche letztere nach Beendigung der Westminster Brücke im Mittelpunct der Stadt errichtet ward und diese an Zierlichkeit und Pracht noch übertrifft; (außer diesen führen noch drei Brücken über die Themse, nämlich Vauxhall, und die bewundrungswürdige, 800 Fuß lange Southwarkbrücke, deren mittlerer Bogen 240 Fuß weit ist, beide v-

gegossenem Eisen und die Waterloobrücke, erst kürzlich erbaut, und am 18. Juni 1817, als am Jahrestage der Schlacht bei Waterloo eröffnet); mehrere Kirchen in vortrefflichem Geschmack; mehrere schöne Plätze, in deren Mitte gewöhnlich ein schöner grüner Platz zum Spazierengehen eingerichtet ist, vorzüglich Großvenor Square, mit der Statue Georg I. zu Pferde; Buckinghamhouse, der Palast der Königin, welches auch der König bewohnt, ein weder sehr großes noch sehr schönes Gebäude, das in dem an den St. James-Palast anstoßenden St. James Park liegt, aus welchem man in den Hyde-Park gelangt, der sich bis an die Gärten von Kensington erstreckt; Carltonhouse, der Palast des Prinz-Regenten, mit einer ungemein reichen Sammlung von Waffen aller Nationen und aus verschiedenen Zeiten, die durch die neuen Siege der Engländer in Indien und Aegypten großen Zuwachs erhalten hat; der St. James-Park (s. d. Art. James 6); Sommersethouse, ein von der Nation erbauter prächtiger Palast, worin der königl. Akademie der Künste (zu deren Präsident nach Westnolds Tode Humzhry Davy gewählt wurde) Zimmer eingeräumt sind; das Covent garden-Theater; das Drurylane-Theater (das angesehenste in London, welches vor einigen Jahren von neuem gebaut worden ist); das Opernhaus zu Haymarket; das prächtige Pantheon, wo Concerte, Bälle und Maskeraden gehalten werden, welches aber vor einigen Jahren abbrannte und neu erbaut wird; das brittische Museum, eine Sammlung von schätzbaren Alterthümern und Seltenheiten, welches zuerst aus der Sloaniſchen Sammlung von Naturalien und Alterthümern entstanden, und vor nicht gar langer Zeit mit dem vortrefflichen Cabinet des berühmten Ritters Hamilton vermehrt worden ist, und auch in einem schönen Gebäude aufbewahrt wird; die vortreffliche Huntersche Münz- und Medaillensammlung (unstreitig die erste in der Welt) und der Naturalienschatz des Ritters Ashton Lever, welcher vorzüglich eine unendliche Sammlung von Vögeln enthält; das Findlings-Hospital; das London-Infirmary oder Hospital, eine der schönsten Anstalten in ganz England. Southwark, in der Grafschaft Surry, ist der südlichste Theil der Stadt, auf dem rechten Ufer der Themse, welcher ganz das Ansehen einer alten Fabrikstadt hat, wo die berußten Häuser regellos und dicht gedrängt durcheinander liegen. Doch findet man auch mehrere große und lebhafte Straßen und einige merkwürdige Gebäude, als Lambeth, die Wohnung des Erzbischofs von Canterbury, und das merkwürdige Schuld-Gefängniß oder Kings-Bench, innerhalb dessen die Gefangenen (welche nicht selten ihre Familien mit sich dahin nehmen) die größte Bequemlichkeit und Freiheit genießen, so daß sie sogar Bälle und Concerte darin geben. Die Fabriken Londons sind äußerst wichtig, und es werden darin Waaren von anerkannter Güte und Schönheit in Seide, Wolle, Baumwolle, Gold, Stahl, Silber, Messing, Zinn, Leder, Glas ꝛc. verfertigt. Vorzüglich wichtig sind auch die Zuckersiedereien und Porter- und Alebrauereien. Die Bierbrauerei der Herren Barcley und Comp. ist eine der beträchtlichsten. Außer 200 Menschen und einer großen Anzahl von Pferden, die besonders zu den auswärtigen Arbeiten gebraucht werden, wird darin alles durch eine Dampfmaschine in Bewegung gesetzt. Im Innern dieser ungeheuren Fabrik sieht man keinen Menschen, eine unsichtbare Hand verrichtet alles. Große Rechen steigen auf und nieder, und rühren unaufhörlich in Kesseln von 12 Fuß Tiefe und etwa 20 F. Durchmesser, voll Hopfen und über Feuer gestellt. Hebemaschinen schaffen täglich

2500 Scheffel Malz auf den obersten Theil des Gebäudes, von wo aus es durch verschiedene Kanäle nach den Orten vertheilt wird, wo es gebraucht werden soll. Die Tonnen werden fortgeschafft, ohne daß man sie berührt. Die Bottiche oder die Tonnen, worein die Flüssigkeit gegossen wird, nachdem sie die letzten Zubereitungen erhalten hat, sind von riesenhafter Größe; der größte faßt 3000 Faß, jedes zu 36 Gallonen, und solcher Gefäße sind 40 bis 50 da, wovon das kleinste 800 Faß hält. Der kleinste Bottich, wenn er voll Bier ist, enthält für 3000 Pf Sterling, und wenn man in diesem Verhältnisse die andern anschlägt, so enthält blos der Keller ein Kapital von 300,000 Pf. Sterling. Das Gebäude ist feuerfest, denn die Fußböden sind von Eisen und die Mauern von Backsteinen. Diese Brauerei liefert jährlich 250,000 Fässer Bier, womit man eine Flotte von 150 Schiffen, jedes von 200 Tonnen beladen könnte. London treibt einen äußerst wichtigen Handel, und hat 3/5 des ungeheuren brittischen Handels in seinen Händen. Man schätzt das Kapital, welches seine Kaufleute im Umlaufe haben, auf mehr als 2000 Millionen Gulden. Die Stadt besitzt an 5000 Schiffe, und jährlich laufen in den Hafen, in welchem oft 1000 Schiffe beisammen liegen, 13,000 Schiffe ein, und zu Lande fahren 40,000 Wagen und Karren mit Gütern ab und zu. Merkwürdig sind die nahe bei der Stadt, zum Behuf des westindischen Handels, von einer Gesellschaft mit 600,000 Pf. Sterling Kosten erbauten Docks. Dieser neue durch Kunst hervorgebrachte Hafen, in welchem alle Westindienfahrer ihre Waaren ein- und ausladen müssen, liegt Greenwich gegenüber, und besteht aus zwei ungeheuren Bassins, wovon das größere 200 bis 300 Schiffe fassen kann. Schöne breite Quais mit großen prächtigen Magazinen umgeben die mit Schiffen bedeckten Bassins. London ist der Sitz der Bank von England, der ostindischen Compagnie, und der Südsee, der Levante, der Hudsonsbai, der afrikanischen und der englischen Heringsfischerei-Gesellschaft. Man zählt 72 Privatbanken, 2 privilegirte Assecuranzgesellschaften auf Schiffe und 14 andere Assecuranzgesellschaften. Die Zahl der Kaufleute, der Mäkler, der Schiffseigenthümer ꝛc. ist außerordentlich groß. Fast 1/3 der Volksmenge Londons wird durch Handel und Schifffahrt beschäftigt. Zum Beschluß liefern wir eine kurze Schilderung des täglichen Treibens dieser Riesenstadt. Der Morgen ist vor zehn Uhr ganz ruhig; kein Wagen, kein Karren nichts geht vorüber. Die Milchweiber mit ihren reinlichen Milchеimern klopfen von Thür zu Thür, um die Mägde in Bewegung zu setzen, welche noch halb schlafend kommen, um die Milch zum Bedarf der Familie in Empfang zu nehmen. Den ersten beträchtlichen Lärm machen die Trommel und die Feldmusik der Leibwache, welche aus den Kasernen kommt, um im Hyde Park ihre Uebungen vorzunehmen. Gegen 3 oder 4 Uhr des Nachmittags giebt die große Welt erst Lebenszeichen. Besuche machen, oder vielmehr eine Karte an der Thüre seiner Freunde abgeben, in den Läden umherlaufen, modische Neuigkeiten sehen, in einer Straße auf- und abfahren, endlich um 5 Uhr nach Hause kommen, um sich anzukleiden, ist die Skizze eines Londoner Vormittags. Nun fangen die Gassen an von einem Ende bis zum andern erleuchtet zu werden. Von 6 bis 8 Uhr des Abends nimmt der Lärm zu, denn man geht zum Mittagessen. Die Kutschen, mit zwei Laternen versehen, erschüttern das Pflaster von allen Seiten her, folgen einander, durchkreuzen sich mit unglaublicher Geschwindigkeit. Plötzlich halten sie, ein Bedienter springt

springt herab, läuft an die Thür, hebt den schweren Klöpfel auf, thut einen starken Schlag, hebt ihn wieder auf, thut kleine schnelle Schläge aus Leibeskräften, mit einer gewissen Kunst, nach einer Weise und einer Feinheit der Berührung, wodurch Stand, Rang und Vermögen seiner Herrschaft angezeigt wird. Zwei Stunden ohngefähr läßt es nach. Es tritt die große Krisis des Lärmens, des Putzens und der Eilfertigkeit ein. Man unterscheidet nichts mehr, als eintöniges, allgemeines Rasseln. Diese große Krisis dauert ohne Unterbrechung bis Mitternacht oder ein Uhr, nimmt dann den übrigen Theil der Nacht hindurch ab, bis man endlich bei Annäherung des Tages immer ferner und ferner nur noch einen einzelnen Wagen hört. — Eine englische Meile von der Stadt, in dem Dorfe Chelsea, liegt das berühmte Ranelagh, in dessen ungeheurem und prächtigem Salon täglich vom April bis Juli glänzende Concerte gegeben werden, und zwei engl. Meilen von der Westminster Brücke der berühmte Garten zu Vaurhall, einem schönen Dorfe an den Ufern der Themse, wo vom Mai bis August ebenfalls täglich Concerte gegeben werden. Uebrigens ist zu bemerken, daß London seit den letzten 30 Jahren durch mehr den 50,000 neue, schöne, aber im Durchschnitt blos einfache Privathäuser, für eine einzelne Familie eingerichtet, vergrößert worden ist. Zu bedauern ist, daß selbst das schönste Gebäude wegen des Steinkohlendampfs seine äußere Schönheit nicht lange behält, sondern auswendig schwarz wird.

Londoner Bank (Bank von England) — nach ihrer ältesten, amtlichen Bezeichnung: the governor and the company of the bank of England, — die vornehmste unter den dermalen in Europa bestehenden Zettelbanken, und in ihrer gegenwärtigen Ausdehnung die reichste Geld-Corporation in der Welt. — Schon seit den Fortschritten des englischen Handels unter Cromwell, noch mehr aber seit der im Jahre 1660 erfolgten Restauration des Hauses Stuart, hatte sich das Bedürfniß angemeldet, dem Privatcredite der einzelnen Handelshäuser in dem Gesammtcredite Aller oder doch Mehrerer eine Stütze zu verschaffen. In dem erweiterten Waarenhandel fühlte der einzelne Kaufmann das Bedürfniß, den in seinen Magazinen niedergelegten und dort auf den Käufer wartenden Werth inzwischen vermittelst darauf ausgestellter Wechsel oder durch einstweilige Verpfändung so zu realisiren, daß sein Capital durch anderweite Geschäfte in beständiger fruchtbarer Bewegung bleiben konnte. Die umlaufende baare Münze stand zu der plötzlichen Ausdehnung des brittischen Handels in keinem Verhältniß, und die bekannte gegen das Ende des 17. Jahrhunderts eingetretene Verschlechterung und Verwirrung der brittischen Münzen erschwerte die Circulation dieser unzureichenden Geldmasse noch mehr. Unter diesen Umständen war der Discont der Privatwechsel so wie der Zinsfuß überhaupt zu einer unerschwinglichen Höhe gestiegen; die Regierung konnte ihre Anticipations- und Creditgeschäfte selten unter einem Zins von 20, 30 ja 40 proCent zu Stande bringen, wozu freilich auch die Verarmung der Krone während des Interregnums und die Verschwendungen König Carl II. beitrugen. Regierung und Handelsstand hatten also ein gleiches Interesse, Handelscompagnien, Creditassociationen, und corporativen Verbindungen des Geldinteresse Vorschub zu leisten. Nur die damalige Unbestimmtheit der politischen Verfassung, die anerkannte Habsucht der Krone und vielfältige Gewaltstreiche machten jede Theilnahme der Regierung an solchen Verbindungen bedenklich. Die Revolution des J. 1688 er-

folgte; Königin Maria und Wilhelm III. bestiegen capitulationsweise den Thron; Freiheit und Eigenthum wurden befestigt; die nahe Familienverbindung Englands mit dem damals in seiner höchsten Handelsblüthe stehenden Holland regte wohlthätigen Wetteifer an, und so kam im Jahre 1694 der längst genährte Plan einer Leih- und Zettelbank zu Stande. William Patterson, ein Schotte von großen merkantilischen Einsichten, und Michael Godfrey, nachheriger erster Vicegouverneur der Bank, gelten für die eigentlichen Stifter dieses Centralinstituts des brittischen Credits. Eine Gesellschaft von Kaufleuten bildete, vermittelst Actien-Einlagen zu 100 Pf. Sterling, in 10 Tagen vom 21. Juni bis 2. Juli 1694 einen Fonds von 1,200,000 Pf. St. — Dieses Capital wurde der Regierung zu 8 pC. Zinsen und weiterer jährlicher Prämie, unter dem Titel Verwaltungskosten, von 4000 Pf. St. auf 11 Jahre bis zum 1. August 1705 vorgeschossen; nach dieser Verfallzeit sollte einjährige Aufkündigung eintreten, und mit Rückerstattung des Capitals von Seiten der Regierung sollten sämmtliche beiderseits daran geknüpfte Bedingungen erlöschen. Die von der Regierung über das Darlehn erhaltenen Obligationen (stocks) und deren von dem Parlamente garantirte oder fundirte Zinsen, welchen die Einkünfte mehrerer Getränke- und anderer Taxen angewiesen waren, bildeten also die Grundlage des Bankgeschäftes. Die auf solchem Grunde ausgestellten Noten sollten pfandweise gegen Wechsel, Gold, Silber und anderer Waaren aufgegeben, und dadurch eben sowohl dem Privatcredite der Grundbesitzer, Fabrikanten und Kaufleute aufgeholfen, als der Mangel an Geld- und sicherer Münzwährung abgeholfen werden. Indeß hatte dieser weise Plan mit vielen Hindernissen zu kämpfen; man fand den von der Regierung erheischten Zins von 8 pCt. zu gering für den Credit der Bank; selbst die Autorität der heiligen Schrift (Luc. 19, 23) mußte zu Hülfe genommen werden, um die herrschenden Vorurtheile zu beschwichtigen. Für das der Regierung geleistete Darlehn wurde der Bankgesellschaft unter Autorität des Parlaments auf den verabredeten Zeitraum ein Freibrief (Charter) bewilligt, wonach derselben alle Rechte einer Corporation, auch die Erwerbung von liegenden Gründen und anderm Eigenthume, gestattet wurde. Ihr eigentlicher Wirkungskreis sollte auf den Handel mit Wechsel und edlen Metallen, und auf Pfandverleihungsgeschäfte beschränkt sein, daher ihr nur der Verkauf der Producte ihrer Grundstücke, und der verfallenen Pfänder erlaubt, dagegen jeder anderweite Waarenhandel unter der Strafe des dreifachen Werthes untersagt war. Eben so sollte sie mit dem Belauf der dreifachen Summe verfallen sein, wenn sie sich ohne Bewilligung des Parlamentes mit der Regierung über den Ankauf von Kron-Ländereien und Gerechtsamen, über Anticipationen von Einkünften oder irgend ein Darlehnsgeschäft verständigte. Dies war das erste Privilegium der Bank, welches hernach mehrmals vermittelst weiterer Darlehne an die Regierung, oder Herabsetzung der früher bewilligten Zinsen, prolongirt worden, und dermalen, unter den seit einem Jahrhundert eingetretenen Modificationen, bis zum Jahre 1833 rechtskräftig bestehet. Die Rechte der Grundstückerwerbung, so wie der Pfandverleihung gegen Waaren sind fast unbenutzt geblieben; die Bank ist, ungeachtet des ersten Entwurfes, niemals Lombard gewesen, sondern der Wechseldiscont und der Handel mit Gold und Silber wurden ihr Hauptgeschäft; und jedermann ersieht aus der ersten Anlage dieses Institutes, wie dasselbige sich im Laufe der Zeiten zu der dritten seiner großen Functionen, zu einer all-

gemeinen Geldagenzie der Regierung bei allen ihren Credit- und Anleihegeschäften, und zu einem Generalzahlamte derselben, heranbilden mußte. Die innere Verwaltung der Bank ist nach den Grundgesetzen folgende: jeder Interessent, der mit einem Actiencapitale von 500 Pf. St. oder drüber Antheil nahm, erhielt eine Stimme in der Generalversammlung, aus deren Mitte der dirigirende Ausschuß der Bank gewählt wurde; keiner aber, wie groß auch sein Antheil sei, sollte mehr als Eine Stimme führen können. Der erwählte Directionsausschuß sollte aus einem Gouverneur von mindestens 4000 Pf. St. Actieneinlage, aus einem Vicegouverneur von mindestens 3000 Pf. St. und aus 24 Directoren von 2000 Pf. St. bestehn; mindestens 13 anwesende Mitglieder dieser Direction, die beiden Gouverneure mit eingeschlossen, sollten allemal zur Fassung eines gültigen Beschlusses erforderlich sein. Die Dividende, so wie jede Veränderung in der Grundeinrichtung der Bank sollte nicht von der Direction, sondern nur von einer Generalversammlung beschlossen werden können. Die Bank setzte in den frühesten Zeiten zweierlei Papier in Umlauf: zinsentragende Obligationen unter dem Namen der Siegelscheine (sealed bills), welche einen beträchtlichen Zins abwarfen, und eigentliche Banknoten (cash notes), von denen nur diejenigen, welche 20 Pf. St. überstiegen, verzinst wurden. So vorsichtig man in Creation dieser Papiere zu Werke ging, so zeigte sich doch bald, daß ein zur Erhaltung dieses Instituts wesentlicher Umstand übersehen worden war. Keine Privat- oder öffentliche Bank kann ohne ein festes Münzsystem auf die Dauer bestehn; das ganze englische Münzwesen war, wie schon bemerkt, in der größten Verwirrung, und wenn auch der Scharfsinn eines Newton zu dessen Berichtigung aufgeboten wurde, so störte bis dahin nichts destoweniger die ganz zertragene und verfälschte Circulation des Geldes alle merkantilischen Verhältnisse. Die Bank hatte bei Ausfertigung ihrer auf Sicht auszuwechselden Noten die schlechte Silbermünze nach der gesetzlichen Bewerthung und Guineen zu dreißig Schilling angenommen. Nachdem das Parlament die Umprägung der Silbermünze beschlossen hatte — eine Maßregel, die zu ihrer Ausführung mehrere Jahre erforderte — wollte niemand die alte, schlechte Münze bei der Präsentation seiner Note von der Bank zurücknehmen; die Umprägung konnte mit der vermehrten Nachfrage nach baarem und gutem Gelde an der Bank nicht gleichen Schritt halten; ein allgemeines Mißtrauen in die neue Anstalt verbreitete sich, die Directoren mußten zweimal die Actionärs zu Hülfe rufen, und sie zu einem jedesmaligen Zuschuß von 20 pCt. zur ursprünglichen Einlage bestimmen; nichts destoweniger genügte der baare Vorrath nicht; die präsentirten Noten konnten nur theilweise, mit 10 pCt. jede 14 Tage abschläglich, zuletzt gar nur mit 3 pCt. in 3 Monaten realisirt werden; es blieb kein Ausweg als mit Siegelscheinen von der oben erwähnten verzinslichen Art die präsentirten Noten einzulösen. So geschah es, daß die Bank im Jahre 1697, drei Jahre nach ihrer Stiftung, und genau hundert Jahre vor der großen und merkwürdigen Crise, die sie in unsern Tagen erlebt und überstanden hat, ihrem Untergange nahe war; ihre Noten wurden im öffentlichen Verkehr nur gegen einen Discont von 15—20 pCt. angenommen. Es erfolgte eine Untersuchung von Seiten einer Committee des Hauses der Gemeinen; man überzeugte sich, daß der Mißcredit der Bank nicht in übertriebener Emission der Papiere, sondern in dem beklagenswürdigen Verfall des Nationalcredits seinen Grund habe, und daß, um auf beiden Seiten aufzuhelfen, die Grundmacht der Bank

verstärkt werden müsse. Das Parlament verordnete demnach eine Erweiterung des Bankcapitals vermittelst einer Subscription, nicht im baaren Gelde, sondern zu vier Fünftheilen in umlaufenden Schatzkammerscheinen und einem Fünftheile in circuliren, den Banknoten; und prolongirte zugleich das Privilegium der Bank auf weitere fünf Jahre bis zum 1. August 1710, mit der Erklärung, daß keine anderweite Bankverbindung dieser Art gestattet werden sollte. Diese Maßregel hatte die glücklichste Wirkung; statt gehoffter 3,600,000 Pf. St. wurden zwar nur 1,000,000 Pf. St. unterzeichnet, jedoch dadurch 200,000 in Banknoten und 800,000 in Schatzkammerscheinen der Circulation enthoben; hiermit ward das Uebel an seiner Quelle gehemmt; gute Staatsökonomie und die vollendete Umprägung der Münze hoben das öffentliche Vertrauen, und mit dem Eintritte des neuen Jahrhunderts war der Credit der Bank, ungeachtet der durch den spanischen Erbfolgekrieg und durch die Furcht einer Invasion des Prätendenten in Schottland veranlaßten geringeren Crisen, dauerhaft befestigt; die Regierung einer- und die Nation andrerseits fühlten mehr und mehr die Unentbehrlichkeit ihrer Vermittlung; selbst die Großen des Reichs, die Herzoge von Marlborough, Sommerset, Newcastle und andere unterstützten sie mit ihrem persönlichen Credit. Hinfort konnten nur Ereignisse, welche die Nation von außen bedrohten, augenblickliche Verlegenheiten an der Bank herbeiführen; die merkwürdigsten Crisen dieser Art waren die des Jahres 1745 und insbesondere die des Jahres 1797. Die erstere ward durch den Allarm veranlaßt, den die Expedition des Sohnes des Prätendenten nach Schottland und dessen Fortschritte zu London verbreitete. — Die Bank ward um die Realisation ihrer Noten bestürmt, und alle Künste der Zeitgewinnung, Zahlung in kleiner Silbermünze und ähnliche verzögernde Maßregeln vermochten nichts, als daß sie den Andrang des Publicums vermehrten. Dies bestimmte am 26. September desselben 1745sten Jahres — einem deshalb in der Geschichte des neuen Geldwesens unvergeßlichen Tage — eine Gesellschaft von londoner Bank und Kaufherren zu der Erklärung, daß sie die Banknoten überall an Zahlungsstatt annehmen, und auch selbst zu deren vereinzelter Realisation aus allen Kräften beitragen würden; eilfhundert Individuen unterzeichneten diese Erklärung, das Gedränge an den Tischen der Bank war verschwunden, und ihr Credit vollständig wieder hergestellt. Es zeigte sich bei dieser Gelegenheit zum erstenmale eine gewisse, von den vorhandenen baaren Mitteln unabhängige Centripetalkraft des Credites, und eine Consolidation des nationalen Geldinteresse, welche, falls die in der Natur des Welthandels und der edlen Metalle liegende Centrifugalkraft zu allen Zeiten mit weiser Vorsicht berücksichtigt wurde, ein Geldsystem herbeiführen konnte, dessen Erschütterung nur möglich war, in wiefern England selbst in seinen Grundvesten wankte. Von da an hat sich in den folgenden 50 Jahren das Interesse der Bank mehr und mehr in das Interesse der Regierung und jedes einzelnen Handelshauses von England verwoben, und es ist eine Wechselverbürgung jedes einzelnen Hauses durch die Bank, wie der Bank durch jedes einzelne Haus zu Stande gekommen, die es allein erklärlich macht, wie dieses große Institut und England mit ihm seine letzte und größte Crise im J. 1797 hat überstehen können. Das der Dividende unterworfene Actiencapital der Bank hatte sich in dem ersten Jahrhundert seiner Entstehung, von 1694 bis 1794, von den ursprünglichen 1,200,000 Pf. St. auf 11,642,400 Pf. St. erhoben. Das Hauptgeschäft der Bank, die Discontirung guter Wechsel ver-

mittelst ihrer Noten, hatte seine Garantie in sich; eben so die Geschäfte mit der Regierung, weil die Bank für geleistete Zahlungen und Vorschusse entweder directe Vortheile, die Verlängerung ihres Privilegiums, eine Tantieme von 450 Pf. St. für jede Million, die sie als Zahlamt der Regierung verwaltete u. s. f. bezog, oder durch die Autorität des Parlaments, durch sichere Unterpfänder und durch die Fundirung ihres Guthabens gedeckt war. Das Effectivvermögen der Bank (nach Colquhouns Angabe sich dermalen auf 25 Millionen Pf. St. belaufend) war so sicher gestellt, daß eine völlige Unbekanntschaft mit ihrer innern Einrichtung dazu gehörte, um ihre innere Solidität zu bezweifeln. Je vollkommener aber das inländische Geldsystem wurde, welches auf den Operationen der Bank von England beruhte, und je unabhängiger ihre Hauptzahlungsmittel, die Banknoten, von dem Zu- und Abströmen der Gold- und Silbermassen wurde, um so größer erschien die Gefahr, daß England und die Bank einmal unter dem Drange äußerer Weltbegebenheiten von allen baaren Geldmitteln entblößt, und dadurch sowohl in politischer, als merkantilischer Hinsicht von der übrigen Welt abgeschnitten werden könnte. Deswegen war das Hauptaugenmerk der Bank die Erhaltung der baaren Vorräthe im Lande und in ihren Koffern, und es kann ihr das Zeugniß einer unermüdeten Wachsamkeit in beiden Rücksichten nicht versagt werden. Es reichte nicht hin, daß sie mit den erforderlichen Vorräthen versehen war, wenn die Circulation des Landes vertrocknete, weil der Mangel auf dem Markte unmittelbar auf ihre Koffer reagirt, und selbige geleert haben würde. Dieser wichtige Umstand, eine Folge der zwischen der Bank und dem Handelsstande bestehenden Verbindung auf Tod und Leben darf nicht übersehen werden, wenn man die Crise des Jahres 1797 richtig beurtheilen will. Der im Jahre 1793 ausgebrochene Krieg gegen die französisch. Revolution hatte an Kriegskosten, Subsidien, Wiedererstattung des Werthes genommener neutraler Schiffe u. s. f. eine große Ausfuhr baaren Geldes in Münzen und in Barren veranlaßt. Der Preis der Goldbarren war schon im October 1795 um 3 bis 4 pCt. über den Münzpreis gestiegen, dadurch eine Prämie auf das Einschmelzen und Ausführen der Geldmünzen gebildet, und demnach die Auswanderung des größten Theiles derselben zu besorgen. Die baare Circulation von England bestand in Gold; Silbermünzen wurden nur zum Auswechseln der Guineen verwendet. Schon im December 1794 bestürmten die Bankdirectoren Herrn Pitt mit ihren desfalsigen Besorgnissen, beschlossen ihre baaren Zahlungen auf sichre Effecten der Regierung zu limitiren, und gaben jedesmal mit äußerstem Widerstreben nur der Erwägung nach, daß die Existenz Englands selbst und ihre eigne auf dem Spiele stand, wenn die alte Verbindung zwischen der Regierung und der Bank grade im Augenblicke des Krieges und der Gefahr abgeschnitten wurde. Die Summe über welche die Bank mit der Regierung in Verrechnung stand, hatte im Anfang des J. 1797 11/2 Million überstiegen; die Summe der umlaufenden Banknoten betrug damals 8 640,000 Pf. St.; Noten unter 5 Pf. St. wurden damals noch nicht ausgefertigt. Die Drohungen einer französischen Invasion, Unruhen in Irland und selbst auf den Flotten, verbreiteten ein panisches Schrecken im Innern des Landes; jedermann wollte sich in baaren Vorrath setzen. Bei allen Provinzialbanken (country banks, kleineren Privatunternehmungen in den Provinzen, die sich wie Planeten um das große Centralinstitut der Bank her gebildet hatten und deren Anzahl sich dermalen auf 800 beläuft) wurden die circulirenden

Noten präsentirt; diese forderten baare Remessen von ihren londoner Correspondenten; und diese letzteren drängten an die Bank von England; die Anzahl der Präsentationen bei der Bank stieg nach dem 20. Februar 1797 von einem Tage zum andern um das vierfache. Freitags den 24. wartete die Direction Herrn Pitt auf, stellte die fürchterliche Lage der Dinge vor, und zeigte, daß ohne unmittelbare Hülfe das gesammte Zahlungsgeschäft für die Regierung in Stockung gerathen müsse. Die Versammlung des geheimen Rathes wurde berufen, der der König in eigner Person präsidirte, und nach einer langen lebhaften Debatte ein Befehl an die Bank beschlossen, wonach dieselbe mit den baaren Zahlungen unmittelbar und auf so lange einzuhalten habe, bis das Parlament die zur Sicherstellung des allgemeinen Credites erforderlichen Beschlüsse gefaßt haben würde. Die Direction der Bank publicirte diesen Befehl am 27. Februar, und kaum war er bekannt geworden, als auch schon dreitausend der ersten Banquiers und Kaufleute unter dem Vorsitze des Lordmayors von London einmüthig erklärten, daß sie bei jeder Zahlung Banknoten für baares Geld annehmen, auch das äußerste thun würden, um selbst alle ihre Ausgaben in Banknoten zu bestreiten; eben diese Erklärung gaben die sämmtlichen Mitglieder des Geheimenrathes; und nach einer flüchtigen Bestürzung von zweimal vier und zwanzig Stunden war die größte Gefahr, welche England jemals erlebt, so überstanden, daß alle Geschäfte ihren ruhigen Gang, als wenn nichts vorgefallen wäre, fortsetzten. Ein allgemeines und untrügliches Gefühl im Handelsstande, so wie späterhin bei den wiederholten Erörterungen dieser großen Angelegenheiten im Parlamente, entschied 1. daß der brittische Handel ruinirt sei, wenn die discontirende Vermittelung der Bank aufhöre, oder auch nur beträchtlich beschränkt werde; 2. daß der Staatscredit gebrochen sei, wenn die Bank ihre Discontirung sichrer Regierungseffecten (denn darin bestand der Verkehr der Regierung und der Bank) einstelle oder auch nur limitire; 3. daß die baaren Zahlungen der Bank dem Publicum von England keineswegs zu gute kämen, indem sie, bei der Gemeinschaft des Schicksals zwischen England und seiner Bank, aus denselben Gründen, wie aus den Kassen der Bank, so ins Ausland wandern würden; 4. daß also England mehr damit gedient sei, daß seine Bank bestehe, als daß sie auf Kosten ihrer Existenz ihre augenblicklichen Zahlungsverpflichtungen erfülle, an welcher Fähigkeit überdies niemand zweifelte; 5. daß die durch die Bank verursachte solidarische Handelsverbindung von England schlechthin unersetzlich, der Goldmangel aber und die daraus herrührenden Zahlungsschwierigkeiten ein vorübergehendes Uebel sei; 6. daß die Bank und die edlen Metalle zur Führung der brittischen Geschäfte aber gleich wesentlich, jedoch jene das Principale, diese das Accessorium seien; 7. daß die Unterbrechungen der Zahlungen an der Bank von England das einzige Mittel seien, um dem Ausströmen des Goldes entgegenzuwirken, weil nur die Bank jene anziehende Kraft besitze, welche in dem gelegenen Zeitpuncte die erforderlichen Geldvorräthe herbeischaffen könne. In diesem Sinne entschied das Parlament in seiner Acte vom 3. Mai desselben Jahres für die Restriction der baaren Zahlungen, die seitdem bis jetzt ununterbrochen fortgedauert hat, ohne daß dadurch der öffentliche und der commercielle Credit die mindeste Erschütterung erfahren hatte. Inwiefern England selbst bestehet, ist mit Sicherheit anzunehmen, daß in Zukunft baare Zahlungen an der Bank von England nur

dann statt finden werden, wenn Goldpreis und Wechselcurs günstig stehe, in allen andern Fällen aber die Restriction der Zahlungen, eben so unnachtheilig für das Ganze, wieder eintreten werde. Während der 21 Jahre, in denen nunmehr die Suspension der baaren Realisation der Londoner Banknoten statt gefunden hat, haben die Papiere im gesammten innern Verkehr von England keinerlei directe Depreciation erlebt; in den ersten 12 Jahren dieses Jahrhunderts bildeten sie fast ausschließlich die Circulationen von Großbritannien; die Goldmünze war in Folge der unerhörten Theurung des Barrengoldes (bullion *) verschwunden; nichtsdestoweniger haben sich

---

*) Bullion, in seiner eigentlichen Bedeutung Golderz, gegenwärtig nach einem in England angenommenen Sprachgebrauch: alles ungeprägte Gold und Silber in Stangen oder Barren. Dieses Wort hat seit dem Anfange des laufenden Jahrhunderts eine, für mehr als England, erhebliche Bedeutung gewonnen, da es sich nemlich um die große Frage handelte: ob der gelegentliche Mangel der in der ganzen Welt hochgeachteten Waare des Bullion, und die daraus herrührende Erschwerung aller Verbindungen mit dem Auslande, hinreiche, auf die Herabwürdigung eines in allen übrigen Rücksichten zuverlässigen und gültigen Nationalgeldes, wie es die Noten der Londoner Bank für England geworden waren, zu schließen? In den Jahren 1808 bis 1810 nemlich war der Preis einer Unze dieses Barren Goldes, wofür die brittische Münze 3 Pf. 17 Sh. 10½ P. bezahlt, und aus welchem sie nach diesem Verhältnisse Guineen zu 21 Sh. ohne allen Schlagschatz prägt, auf dem Markte bis zu 4 Pf. und 8, 10, auch 12 Sh. gestiegen. Da nun das in einer Guinee befindliche, gesetzlich 21 Sh. der Landeswährung geltende Gold auf dem Bullionmarkte durch die Preissteigerung des rohen Goldes gegen 25 Sh. kostete, und das bloße Einschmelzen des gemünzten Goldes und dessen Verkauf als Bullion einen Vortheil von 15 — 18 pCt. eintrug, so darf das Verschwinden sämmtlicher umlaufenden Goldmünze nicht befremden. In demselben Verhältnisse als sich die Guineen verlohren, mußte sich das Bedürfniß und die Nachfrage nach den Londoner Banknoten vermehren, die auch den Mangel des circulirenden baaren Mediums so vollständig ersetzten, daß innerhalb der Grenzen von England keine wesentliche Störung des Verkehrs und des Eigenthumes wahrzunehmen war. Diese unerhörte Erscheinung ist nur aus der vollkommenen Verfassung der Londoner Bank (s. diesen Artikel), insbesondre aber aus dem Umstande zu erklären, daß keine einzige Banknote willkührlich, sondern nur auf jedesmaliges Verlangen der Regierung oder der Privaten, gegen vollständiges Unterpfand solider Privat- und öffentlicher Effecten, als ein wahres Discontgeld, creirt wurde, und daß demnach das emittirte Papier nicht blos, wie ein gewöhnliches Papiergeld, vom Mittelpuncte ausströmte, sondern eben so regelmäßig und nothwendig mit dem Verfall der Wechsel und Effecten an die Bank zurückkehrte. Es war augenscheinlich, daß ein solches blos auf effective Nachfrage creirtes Discontgeld niemals das Bedürfniß des inländischen Marktes übersteigen konnte, da es, wenn der wahre Bedarf, nemlich das Verlangen nach den Discontirungen, erlöschte, nicht, wie ein willkührliches Papiergeld, blieb, sondern die Canäle der Circulation unmittelbar wieder verließ. Da aber London nicht blos inländischer Markt ist, sondern auch Weltmarkt, so mußte zur ganz vollkommenen Organisa-

alle Lebensbedürfnisse und Waaren, mit einziger Ausnahme des Bullion und der Wechsel, auf dem gewöhnlichen Wege einer allmähligen Preissteigerung erhalten; und es ist keine Spur einer plötzlichen Steigerung, wie sie den eigentlichen Unfall eines umlaufenden Circulationsmittels anzuzeigen pflegt, erweislich zu machen. Man kann also behaupten, daß die Banknoten als Nationalwährung, ungeachtet ihrer durch das Verschwinden des baaren Geldes nothwendig gewordenen zwei- und dreifachen Vermehrung, nicht depreciirt worden seien; sondern daß sie nur im Verhältniß gegen das Ausland oder in ihrer Eigenschaft als Weltwährung, unter den unerhörten Umständen des Krieges, insbesondere aber durch die unter dem Nahmen der Continentalsperre bekannte Blokade von England, eine momentane Herabwürdigung erfahren haben. Da aber ein Krieg, und ein Weltkrieg zumal, wie ihn England führte, nichts anders ist, als ein Versuch des Auslandes, den Staat und die Nation herabzuwürdigen, und da dieser Versuch glänzend mißlungen ist, so ist auch die Depreciation der Banknoten auf dem Continentalmarkte nur als ein correlates, vorübergehendes Kriegsereigniß anzusehn. Ein Geldwesen, das in sich selbst bestand, konnte so wenig als eine Nation, die auf sich selbst baute, zu Grunde gerichtet werden. Dergestalt nun ist die Bank von England der Grund und Schlußstein seiner ganzen unvergleichlichen Haushaltung, so wie das Parlament der Schlußstein seines rechtlichen und nationalen Daseins; und so wie im gemeinen Leben die innere Sicherheit des Charakters und nicht die äußeren begünstigenden Umstände den Mann machen; so macht die innere erprüfte Bindung al-

---

tion jenes Discontgeldsystemes noch die Bedingung hinzugefügt werden, daß jede von der Bank creirte Note zu allen Zeiten an derselben präsentirt, und, als ein Wechsel auf Sicht, baar realisirt werden konnte. Hierdurch blieben die Banknoten nicht nur im Gleichgewicht mit der effectiven Nachfrage des Inlandes, sondern selbst des Auslandes, weil bei allen zum Discont präsentirten Wechseln und Effecten nunmehr nicht blos auf die inländische Sicherheit und Solidität, sondern auch auf die Zahlbarkeit in edeln Metallen gesehn wurde. Dieser größeren Vollkommenheit hatte die Bank von England bis zum Jahre 1797 genüget, als der französischer Seits gegen Großbritannien unternommene Exterminationskrieg diesen Staat in die Nothwendigkeit brachte, sich selbst in Belagerungsstand zu versetzen. Die von dem Parlamente verordnete Suspension der baaren Zahlungen der Bank war eine der Hauptmaßregeln dieses Belagerungsstandes: die Banknoten hörten auf als Weltwährung zu bestehn, beharrten aber ohne alle Herabwürdigung als eine allen innern Bedürfnissen genügende Land- oder Staats-Währung. Als nun, nach langen erfolglosen Demonstrationen von Seiten des Feindes, die eigentliche Belagerung (die Continentalsperre) eintrat, und Ausfälle aus der Festung, Landungen und Kriege in Holland und Spanien, Diversionen im Rücken des Feindes, und mancherlei Versuche, den Entsatz zu bewirken, nothwendig wurden, waren die in England vorhandenen baaren Geldvorräthe bald verbraucht und es trat ein Mangel an diesem Kriegsbedürfnisse ein, der um so empfindlicher war, weil England im Friedensstande mit allen übrigen Welttheilen verharrte. Die Theurung der Goldbarren und der ausländischen Wechsel nahm in der beschriebenen empfindlichen Progression zu. Da nun erhob sich inner und außer den Thüren des Parlaments die Be

les Privatcredites durch die Bank, und nicht die Masse der baaren Mittel, den Credit und den Reichthum von Großbritannien. In wiefern die Bank ihrer natürlichen, durch große Prüfungen befestigten Verfassung getreu bleibt, wofür Regierung und Volk die gleiche Bürgschaft leisten, wird es an der nothwendigen und eigentlich dienlichen Masse der edlen Metalle nicht fehlen: alles dieses in der Voraussetzung, daß die rechtliche Verfassung des Landes, die den ganzen Coloß von Ruhm und Segen letzten Ortes zu tragen hat, besteht, und nicht etwa von den leichtsinnigen Reform-Ideen des Jahrhunderts überlaufen wird. A. M.

Londoner Theater. Die Zahl derselben beläuft sich gegenwärtig auf elf, eine Anzahl, welche bei einer Bevölkerung von mehr als einer Million Menschen gegen Paris gering genannt werden kann. Auch würde sich ihre Zahl bald vermehren, wenn es nicht zur Gründung eines neuen Theaters einer besondern Parlaments-Acte bedürfte. Wir führen hier die wichtigsten und einige ihrer vorzüglichsten Schauspieler an. 1) Drurylane. Das vorige Gebäude brannte am 2. Febr. 1809 ab und das jetzige neugebaute wurde am 10. Febr. 1814 wieder eröffnet. Die Logen haben Platz für 1200, das Parterre für 800, die Gallerien für 480; die oberste Gallerie für 280 Personen; das Ganze kann also über 2800 Zuschauer fassen. Die Einrichtung ist prachtvoll und man hält dies Theater für eins der schönsten und geschmackvollsten angeordnetesten, nicht blos in England, sondern in ganz Europa. Wyatt war der Architekt. 2) Covent-

---

sorgniß, daß eine zu weit getriebene Emission der Banknoten jene Steigerung der Gold- und Wechselpreise bewirken möchte, daß also vielleicht die Suspension der baaren Zahlungen der Bank diese für den Commerz des Landes schwer drückende Calamität veranlaßte. Das Parlament setzte zur Untersuchung der Sache einen Ausschuß nieder, der unter dem Namen des Barren-Ausschusses (der bullion-committee) eine große und gerechte Celebrität erlangt hat. Außerdem waren die größten Talente des Landes, die Jahre 1810 und 1811 hindurch, fast ausschließlich mit diesem Probleme beschäftigt. Der Bericht der Committee, die lehrreichen Zeugenverhöre (minutes of evidence) derselben, und eine ganze Bibliothek ausgezeichneter und geistreicher Schriften über die Bullionangelegenheit sind ein Denkmahl des Ernstes und Tiefsinns, womit die große Nationalangelegenheit behandelt worden, und eine Schule für jeden Staatswirth des gebildeten Europa. Das Endresultat, welches jedoch erst nach eingetretenem Frieden übersehen werden konnte, war, daß keine Depreciation der Banknoten als Staatswährung, wohl aber eine momentane Herabwürdigung derselben als Weltwährung, als leichtverschmerzliche Kriegeslast statt gefunden. Ohne daß die baaren Zahlungen der Bank hergestellt worden sind, haben sich Bullion-Preise und Wechsel-Cours nach dem Frieden in ihr altes und natürliches Niveau zurück begeben; aber die Frucht aller jener vielbesprochnen Besorgnisse ist für England und Europa gleich erheblich; die unvergleichliche Einrichtung des Geldstaates von Großbritannien und sein ganzes inneres Getriebe ist ans Licht gekommen; England ist dessen, was es im natürlichen Laufe seiner Entwickelung erworben, bewußt, also mächtig und sicherer, und eine Wissenschaft des Geldumlaufes ist möglich geworden. (Durch diese Anmerkung wird der über denselben Gegenstand im zweiten Bande enthaltne Artikel Bullion überflüssig gemacht.) A. M.

garden. Auch hier wurde das ältere Gebäude im September 1808 durch Feuer zerstört, aber schon nach kaum einem Jahre wieder eröffnet, nämlich am 18. Sept. 1809. Der Architekt war Smirke. Der Haupt-Charakter der innern Einrichtung ist Eleganz wie beim Drurylane-Theater Pracht. Man versuchte bei der neuen Eröffnung die Preise zu erhöhen, allein das Publicum forderte sechs Wochen lang bei jeder Vorstellung die alten Preise zurück und es gab darüber jeden Abend so tumoltarische Auftritte, daß die Verwaltung endlich nachgeben mußte. Man bezeichnet diese Vorfälle in den Londoner dramatischen Annalen mit den Namen: o. p. (old prices) war. 3) Das Italienische Opernhaus. Dies große Institut der Londner großen Oper bahnte sich in einem hundertjährigen Kampf den Weg gegen die Vorurtheile des Volks und den Partheigeist der Nationalbühne, ist aber bei den ungeheuren Aufwand, den dasselbe durch die immersteigenden Ansprüche der fremden Künstler erheischt, immer noch nicht fest begründet, ohnerachtet es vom Adel und dem gebildeten Publicum wegen seiner Eigenthümlichkeit und der reizenden Anmuth höherer Ton- und Tanzkunst sehr begünstigt wird. Das jetzige Gebäude wurde vor etwa 30 Jahren neu gebaut, im Innern aber vor zehn Jahren nach eines italienischen Architekten (Marinaris) Angaben neu ausgebaut, und höchst prachtvoll und elegant angeordnet. — Nach diesen drei Haupt-Theatern, welche übrigens vom Mai bis September geschlossen und nur im Winter oder vielmehr vom 15. Sept. bis 15. Mai (the season genannt) dem Publicum geöffnet sind, ist auch der Zustand der dramatischen Kunst in England zu beurtheilen. — Drurylane und Coventgarden sind die Nebenbuhler sowohl in den Darstellungen der Tragödie, als des Dramas und des Lustspiels und suchen beide die ersten Schauspieler der Nation für sich zu gewinnen. Diese gehen daher oft von dem einem zu dem andern über. Die bedeutendsten Engl. Schauspieler der jetzigen Zeit sind die Familie Kemble (s. d. A.) Cooke, Kean, Young, Fisher, und die Damen Sibbons, O'Neil, Somerville, Davenport, Stefens und Egerton. Die Italienische Oper sucht jederzeit die ausgezeichnetsten Talente für sich zu gewinnen. So glänzten in neuerer Zeit die Damen Grassini, Catalani, Mariane Sessi, Strina Saechi hier in der schönsten Blüthe ihrer Talente. Gegenwärtig gehören Ambrogetti (der erste Don Juan auf den europäischen Bühnen), Crivelli, Braham, die Damen Fodor, Borroni, Ambrogetti, Bertinotti zu den ersten Zierden dieser Bühne. Das Ballet wetteifert mit dem von Paris und Neapel; das Orchester ist unübertrefflich. — 4) Haymarket-Theater ist Sommerdarstellungen gewidmet, und wird an demselben Tage eröffnet, wo die großen Theater ihre Vorstellungen beschließen, es hört dagegen mit den seinigen auf, wenn die ihrigen wieder beginnen. Die Gattung seiner Darstellungen ist wie bei Drurylane und Coventgorden, und auch Opern. Die bei den beiden großen Theatern engagirten Schauspieler gehen für die Sommer-Jahreszeit theilweise zum Haymarket Theater. Der berühmte Samuel Foote war der erste Eigenthümer von Haymarket; von ihm ging es George Colman über, dessen Sohn der jetzige Eigenthümer ist. 5) English Operahouse, auf dem Strand (eine der Hauptstraßen Londons). Das Pariser Theater in der Straße Feydeau und daher kurzweg Theatre Feydeau genannt, hat dem Unternehmer Hrn. Arnold bei der Errichtung vorgeschwebt. Es ist übrigens kaum

fertig; daher kann über den Erfolg dieser Unternehmung noch nichts gesagt werden. Die übrigen Theater sind: Royalty Theatre auf Wellcloſe ſquare; (zu Pantomimen) Sadlers Wells (ebenfalls für Pantomimen-Ballete, Seiltänzen u. dgl.), Amphitheater of Arts (für Reit- und Voltigeur-Künſte), New royal Circus oder Surrey Theater (ebenfalls für Reitkünſte, Pantomimen, u. dgl.), Olimpic Pavillon von Aſtley errichtet und jetzt in den Händen des beliebten Schauſpielers Elliſton (ſ. d. Art.), wie er es früher vom Surrey-Theater war. Es gibt Farcen und andre kleine Darſtellungen, worüber es aber kürzlich von den großen Theatern angefochten wurde. Der hierüber geführte Streit wurde mit vielem Witz geführt; — Sans pareil Theater auch im Strand (zu kleinen Singſpielen, National-Geſängen, Farcen beſtimmt), Minor Theater, in der Catharinenſtraße am Strand (ähnlichen Darſtellungen wie das Vorherige gewidmet).

Longimetrie, ſ. Geometrie.

Longinus (Dionyſius), ein Platoniſcher Philoſoph und berühmter Redner. Sein Vaterland weiß man nicht mit Gewißheit anzugeben; Einige glauben, er ſei aus Emeſa in Syrien gebürtig geweſen, nach Ruhnken hingegen war Athen ſein Geburtsort. Er verſtand die ſyriſche Sprache ſehr gut, weil er ſich lange zu Phönicien und zu Palmyra bei der Königin Zenobia aufgehalten hatte. Sein Hauptſtudium wandte er auf die griechiſche Literatur und hörte zu Rom, Athen und andern Orten die damaligen berühmteſten Gelehrten. Er hatte die ſtoiſche und peripatetiſche Philoſophie ſtudirt, ward aber hernach ein ſo eifriger Anhänger der Platoniſchen, daß er den Geburtstag ihres Stifters alle Jahre mit einem Gaſtmahle feierte. Ein ganz vorzügliches Studium hatte er jedoch auf Sprachkunſt, Kritik, Beredſamkeit und die Antiquitäten verwandt. Auf den Ruf der Königin Zenobia ging er nach Palmyra, um ſie in der griechiſchen Gelehrſamkeit zu unterrichten und ihre Kinder zu erziehen. Zugleich ward er von ihr in Staatsgeſchäften gebraucht und zum Staatsrath ernannt; eben dadurch aber auch in das unglückliche Schickſal dieſer Königin verwickelt. Denn als die vom Kaiſer Aurelian gefangene Zenobia nur dadurch ihr Leben retten konnte, daß ſie ihre Rathgeber entdeckte, wurde Longin, als der vornehmſte unter ihnen, ergriffen und im J. nach Chr. Geb. 273 enthauptet. Er erlitt den Tod mit aller Standhaftigkeit eines Philoſophen. Von ſeinen Schriften, worunter ſich auch einige philoſophiſche befinden, iſt nur noch, obgleich verſtümmelt, ſein Werk vom Erhabenen (περι ὑψους) vorhanden, worin er mit dem feinſten kritiſchen Gefühle die Natur des Erhabenen in Gedanken und Schreibart durch Regeln und Beiſpiele vortrefflich erläutert. Die beſte Ausgabe davon iſt: Gr. et. lat. c. n. Joh. Toupii, accedunt emendationes Dav. Ruhnkenii, Oxon. 1778, die neueſte von Benj. Weiske, Leipz. 1809. Eine gute deutſche Ueberſetzung haben wir von Schloſſer, Leipzig 1781.

Longobarden oder Langobarden. (Einige leiten den Namen ab von den langen Barden d. i. Spießen, durch welche ſich dieſes Volk von den andern nordiſchen Stämmen unterſchieden haben ſoll; Andere von der langen Börde, d. i, dem Strich an der weſtlichen und öſtlichen Seite der Elbe vom Lüneburgiſchen bis ins Magdeburgiſche, den ſie urſprünglich bewohnten), ein bekanntes deutſches Volk vom Stamme der Hermionen oder Sueven, das aber unter den Iſtävonen wohnte. Ihre älteſten Sitze waren auf der Oſtſeite der Elbe, in

den östlichen Theilen des Fürstenthums Lüneburg, und in der Altmark, oder dem sogenannten Barden-Gau, der höchst wahrscheinlich von ihnen den Namen führt. Hier fand sie Tiberius auf seinem Zuge gegen die Elbe und kämpfte mit ihnen. Strabo erzählt, Tiberius habe sie bis hinter die Elbe vertrieben, aber Vellejus Paterculus, der selbst den Zug mitmachte, weiß nichts davon. Nachher findet man die Longobarden im Bunde mit den Marcomannen unter Marbod. Als dieser aber zu despotisch herrschte, schlugen sich die Longobarden zum Bunde der Cherusker. Auch scheinen sie damals ihre Sitze an der Elbe verlassen und sich näher an die Cherusker gezogen zu haben. Nachdem letztere durch eine lange Reihe von Unfällen geschwächt worden waren, benutzten dies die Longobarden, um sich weiter auszubreiten und die Cherusker zu demüthigen, so daß diese auch von ihnen gezwungen wurden, ihren Fürsten Italicus, den die Cherusker vertrieben hatten, wieder einzusetzen. Diese Cherusker, die sonst ein so mächtiges Volk gewesen waren, sahen sich jetzt so gedemüthigt, daß die Longobarden alle Wohnplätze derselben an der Nordseite des Harzes besetzten und das mächtigste unter den dortigen Völkern wurden. Den Nachrichten des Ptolemäus zufolge, treffen wir sie nun zwischen der Weser und dem Rheine in den Ländern der ehemaligen Angrivarier, Tubanten, Marser und Cherusker, oder, nach unsern Charten, in dem größten Theile von Cleve, dem südlichen Striche des Bisthums Münster, in der Grafschaft Recklingshausen, dem nördlichen Theile der Grafschaft Mark, Ravensberg, Lippe, und dem nördlichen Theile des Fürstenthums Calenberg bis an den Steinhuder-See, in dem Herzogthume Wolfenbüttel, dem Hochstifte Hildesheim und im südlichen Theile des Fürstenthums Lüneburg, der von der Aller und Leine eingeschlossen wird. In diesen Wohnsitzen erhielten sie sich so lange als herrschendes Volk, bis der aus dem alten Cheruskerbunde neu entstandene Frankenbund die alten Rechte der Cherusker gegen sie wieder geltend machte und so nach aller Wahrscheinlichkeit die Longobarden wieder in ihre alten Sitze an die Elbe zurückdrängte. Zweihundert Jahre lang hörte man dann von ihnen nichts weiter, bis sie am Ende des fünften Jahrhunderts auf einmal wieder an der Nordseite der Donau auftraten, und, nachdem sie von dem griechischen Kaiser Justinian I. einen Theil von Pannonien erhalten hatten, unter ihrem Könige Alboin 565 dem Reiche der Gepiden in Siebenbürgen und der Moldau mit Hülfe der Avaren ein Ende machten. Dann eroberten sie in kurzer Zeit, weil sie wenig Widerstand fanden, unter eben diesem Könige, in Vereinigung mit vielen tausend ausgewanderten Sachsen 568 ganz Ober-Italien (welches nunmehr das Reich der Longobarden, späterhin die Lombardei genannt wurde), nebst einem großen Theile des mittlern Italiens, und behaupteten sich daselbst in einem sehr blühenden und fruchtbaren Zustande. Ihr König Luitprand, ein Regent von großen Eigenschaften, breitete (713—726) das longobardische Reich im mittlern Italien noch weiter aus. Als die Longobarden aber den Päpsten zu furchtbar wurden, riefen diese die fränkischen Könige zu Hülfe, und so geschah es, daß Carl der Große den longobardischen König Desiderius (774) in Pavia, nach einer langen Belagerung dieser Stadt, gefangen bekam, und dadurch seiner Regierung und dem longobardischen Reiche ein Ende machte.

Longwood, jetziger Wohnort oder Staatsgefängniß Napoleon Bonapartes, ehemaligen Kaisers von Frankreich, der seit dem 18. October 1815 unter genauer Verwahrung der brittischen Regierung

ch hier befindet. Ein enger, gewundener, mit Abgründen umgebe-
er Steig führt von James-Town, der einzigen kleinen Stadt der
nsel St. Helena (s. d. Art.), zu einer 1 1/2 Stunden entfernten ebe-
en Fläche auf der Höhe dieser felsigen Insel. Diese ohngefähr 1
Stunde im Umfang habende kleine Ebene, die einzige auf St. Helena,
ndigt sich an einer abschüssigen, in bedeutender Höhe über das Meer
erabhängenden Klippe, und enthält in ihrer Mitte Longwood,
as kleine hölzerne Wohnhaus des Exkaisers. An jedem Zugange ist
s mit Schildwachen, welche regelmäßig abgelöset werden, umgeben.
eine in einiger Entfernung befindliche Offizierwache läßt kein Indivi-
uum ohne einen eigenhändig vom brittischen Admiral unterschriebe-
en Paß zu. Dieser Bezirk ist der einzige Raum, der dem Staatsge-
ngenen gelassen ist, um sich einige Bewegung zu machen. Ueberdies
egt an der Grenze desselben ein Lager von 250 bis 300 Mann, und
uf jeder Anhöhe auf jedem Standpuncte, der einen Blick auf seine
Bewegungen zuläßt, stehen Schildwachen. Der erwähnte enge Weg
on James-Town ist der einzige Zugang, und auch auf demselben
nd allenthalben in bestimmten Reihefolgen, Piquets und Schildwa-
en aufgestellt. So ist für die Sicherheit zu Lande gesorgt. Auf der
See hat man viel größere Sorge getragen, das Entweichen Napoleons
nmöglich zu machen. Kein Schiff kann sich in irgend einer Richtung
er Insel nähern, ohne von einigen der zahlreichen Singnalposten er-
lickt zu werden, die rund um die Insel aufgestellt sind, und beständ-
ig mit einander in Verbindung stehen. Sobald man ein fremdes
Segel sieht, werden Signale an die Kreuzer gemacht, welche in zwei
Divisionen getheilt, einander beständig in der Beobachtung dieses
Puncts des Ozeans ablösen. Sie entfernen sich bis zu einem bestimm-
Puncte vom Ankerplatze, und segeln dann dem Winde oder andern
Umständen gemäß, bis sie die ganze Insel umschifft haben. Wenn
ch irgend ein Schiff nähert, so segeln sie sogleich auf dasselbe zu,
ntersuchen es auf das sorgfältigste, und bringen es nöthigenfalls
ur genauen Prüfung des Admirals auf. Doch erlaubt man ihm nicht,
or Anker zu gehen, wenn es nicht ein königliches Kriegsschiff oder
in Ostindienfahrer ist, und diesen nur unter sehr genauen Vorsichts-
aßregeln. Die Unterhaltung und Bewachung Napoleons kostet Eng-
and große Summen, welche man auf 2 bis 300 000 Pf. Sterling
erechnet; denn außer den Kosten des Unterhaltes Napoleons und sei-
er Umgebung und der Garnison und Flotille sind die Besoldung des
Gouverneurs von 4000 auf 12,000 Pf. St. und die des Admirals
ach demselben Verhältnisse erhöht.

Longus, der Verfasser eines griechischen Romans, Poimenica,
elcher die Liebe des Daphnis und der Chloe erzählt, lebte wahrschein-
ch zur Zeit Theodosius des Großen. Von seinen Lebensumständen
t nichts bekannt, noch wird er von irgend einem Alten erwähnt.
Sein Werk ist eine durch Einfachheit anziehende Dichtung und ent-
ält verschiedene schöne Beschreibungen. Die ältern Ausgaben, unter
nen die Villoisonsche die beste ist, enthalten das Werk nicht so voll-
ändig, wie wir es 1810 durch Courier (Rom, 8°) erhielten. Die-
r ergänzte aus einem florentinischen Codex eine bedeutende Lücke,
ging aber die Unvorsichtigkeit oder Schändlichkeit (und letzteres ist
as wahrscheinlichste), nach genommener Abschrift die Seite des Co-
ex, welche jene Ergänzung enthielt, durch einen ungeheuren Tinten-
ecks völlig unleserlich zu machen, welchen Klecks der mit Recht dar-

über entrüstete Bibliothekar del Furia im Kupferstich nebst einem B richt des ganzen Hergangs dem Publicum vor Augen gelegt hat.

Lootse (Lootsmann, Leytsmann, Pilote) heißt in d Seestädten ein der Gegend und Anfuhrt eines Hafens, einer Rhe oder Küste kundiger Steuermann, der die ankommenden oder abgehen den Schiffe sicher ein- und auszubringen versteht, so daß sie wed auf Sandbänke gerathen, noch an Klippen stoßen und Schaden nehme können. Das Geschäft dieser Leute, welches Lootsen heißt, ist so gefährlich und erfordert Erfahrung und Kenntnisse, weshalb sie sich zu vörderst einer Prüfung unterwerfen müssen. Zu jeder Zeit stehen sie mit ihrer Schaluppe bereit, um den Schiffen auf das gegebene Signal zu Hülfe eilen zu können.

Lope de Vega Carpio, s. Vega.

Lord (Herr), ist der Titel des höhern Adels in England, dessen Mitglieder das Oberhaus bilden. Lordmayor ist die vornehmste Magistratsperson von London. Er wird jährlich mit großer Feierlichkeit gewählt, bewohnt einen prächtigen Pallast (Mansion-house) und erstreckt seine Gewalt über die ganze Stadt London und einige Meilen über die Themse hinaus. Sein Amtsgehalt ist 50,000 Thlr.; seine Würde verursacht ihm aber einen Aufwand von 100,000 Thlr.

Loretto, eine kleine, dreiviertel deutsche Meilen vom Meere entfernte Stadt, in der Mark Ancona, im päpstlichen Gebiete, hat einen Bischof, der zugleich Bischof zu Recanati ist, gegen 5000 Einwohner, die ihre meiste Nahrung von den zahlreichen Fremden haben, die hierher wallfahrten, und besteht nur aus einer einzigen langen Gasse. Zu dem in der Domkirche daselbst befindlichen heiligen Hause (la Casa Santa), in welchem Maria von Nazareth gewohnt haben soll, und welches die Engel 1291 aus Galiläa nach Tersati in Dalmatien, von da aber 1295 nach Italien hinüber in die Gegend von Recanati und endlich 1295 an seinem gegenwärtigen Ort gebracht haben sollen, werden alljährlich große Wallfahrten gemacht. Dieses heilige Haus welches mitten in der Kirche steht, ist von außen mit Marmor überzogen, und aus Cedernholz und Backsteinen gebaut, 30 Fuß lang, 15 breit und 18 hoch, und von innen und außen mit vielen Kostbarkeiten gezierd. Es hat eine Thür und ein Gitter von Silber, hinter welchem Maria mit dem Jesuskinde abgebildet ist. Sonst befand sich hier ein ungeheurer Schatz, der sich durch die Freigebigkeit der Pilgrimme und hoher Standespersonen nach und nach gesammelt hatte. Die Einkünfte des Hauses wurden auf 30 000 Scudi, ohne die Geschenke der Pilgrimme, berechnet. Von diesen zählte man jährlich auf 100,000. Unter andern Seltenheiten zeigte man in diesem heiligen Hause das Fenster, durch welches der Engel Gabriel zu Maria hereintrat, als er ihr die Geburt des Heilandes verkündigte. Merkwürdiger ist aber das Bild Raphaels, die heil. Jungfrau darstellend, die einen Schleier über das Jesuskind legt. Die Einfälle der Franzosen 1798 gaben Veranlassung, sowohl die Schätze, als auch das heilige Haus in Sicherheit zu bringen. Jene sind zerstreut worden und größtentheils verschwunden; das Gnadenbild aber wurde am 9. Dec. 1802 mit großer Feierlichkeit wieder an seine vorige Stelle gebracht.

Lorme (Marion de), berühmt durch ihre Liebschaften mit mehrern der ausgezeichnetsten Männer ihrer Zeit, war 1612 oder 1615 zu Chalons in Champagne geboren. Sie zählte den Cardinal Richelieu, den großen Cyrus und andre ausgezeichnete Männer unter ihren Liebhabern und Verehrern. Da ihr Haus der Versammlungsort der Frondeurs (s. Fronde) war, beschloß Mazarin, sie verhaften zu lassen. Sie war

jedoch gewarnt worden und hatte sich verborgen. Bald darauf verbreiteten ihre Freunde das Gerücht von ihrem Tode und veranstalteten ihr feierliches Leichenbegängniß, während sie ihre Zuflucht nach England nahm. Hier verheirathete sie sich mit einem Lord, der bald darauf starb und ihr ein bedeutendes Vermögen hinterließ. Sie kehrte nach ihrem Vaterlande zurück, ward aber zwischen Dünkirchen und Paris von Räubern überfallen und ausgeplündert. Der Anführer der Räuber bot ihr seine Hand an, und sie nahm in ihrer hülflosen Lage sein Anerbieten an. Auch dieser starb und sie begab sich jetzt nach Paris, wo sie in der Vorstadt St. Germain von einem Einkommen von 4000 Livres lebte. Nach mehr als dreißig Jahren wandelte sie die Begierde an, Versailles wieder zu sehen. Sie begiebt sich dahin; die erste Person, die ihr daselbst begegnet, ist ihre älteste und beste Freundin, Ninon. Sie will sie umarmen, wird aber nicht erkannt. Tiefgekränkt kehrt sie nach Paris zurück und scheint dem Tode nahe. Ihre Dienstbothen benutzten diese Gelegenheit, sie ihrer ganzen Habe zu berauben. In diesem Zustande findet sie ein Nachbar, hört was geschehen und eilt zu Ninon, kömmt aber mit der Nachricht zurück, dieselbe sei den Tag darauf gestorben. Diese neue Gemüthserschütterung führte auch ihren Tod herbei. Sie starb in einem Alter von 85 Jahren. Interessante Nachrichten von dieser durch ihre Verbindungen und wunderbaren Schicksale merkwürdigen Frau findet man in den Memoiren des Chevalier Grammont.

Lorrain (Claude), s. Gelée (Claude).

Löschen, Losen, Lossen, Entlossen, in der Schifferspra-che, die Waaren aus dem Schiffe ausladen. Gewöhnlich bedingt sich der Schiffer eine gewisse Zeit aus, in welcher ihm die Ladung vom Bord genommen werden muß: das sind die Löschtage oder Liegetage; für jeden Tag, den er, wegen noch nicht vollendeter Löschung, über die bedungene Zeit im Hafen oder auf der Rheede liegen muß, erhält er eine gewisse Entschädigung: das sind die Ueberliegetage, Ueberliegegelder.

Loth bedeutet in einigen Redensarten überhaupt einen schweren Körper und das Gewicht desselben. So sagt man: falsches Loth und Maß (statt falsches Gewicht und Maß) haben. Ehemals gebrauchte man Loth auch für die Ladung der Kanonen, daher noch die Redensart, Kraut und Loth (statt Pulver und Blei). Dann heißt Loth: 1) der an einer Schnur befestigte schwere, gewöhnlich bleierne Körper, mit welchem die Seefahrer die Tiefe und Beschaffenheit des Meers, oder die Maurer und Zimmerleute den senkrechten Standpunct eines Körpers erforschen (Bleiloth). Das schwere Loth (Tiefloth) auf Schiffen wiegt 40 und mehrere Pfunde; 2) bedeutet Loth die Hälfte einer Unze, oder den 32. Theil eines gemeinen Pfundes; 3) heißt Loth, besonders bei den Metallarbeiten, ein leichtflüssiger metallischer Körper, mit welchem die Fugen eines strengflüssigen Körpers zusammengeschmolzen werden können; daher Löthen.

Löthen heißt zwei Stücke Metall vermittelst eines weichern und zu diesem Zwecke flüssig gemachten Metalles oder Metallgemisches, Loth genannt, mit einander verbinden. So löthet man Gold mit Silber; Silber mit einem Gemisch von Silber und Messing, auch mit Zinn; Eisen mit Kupfer oder Messing u. s. w. Das Instrument, welches man beim Löthen gebraucht, heißt das Löthrohr, und dient dazu, vermittelst der hindurch geblasenen Luft die Lichtflamme

zu verstärken und auf das Loth zu concentriren und es somit zum Schmelzen zu bringen.

Lothringen, Lotharingen, eigentlich von Lothars Reich (von Lothar dem jüngern, welcher jene Länder in der Theilung des fränkischen Reichs erhielt, also genannt), war ehemals ein Theil des Königreichs Austrasien und in zwei Theile, nämlich Nieder- und Ober-Lothringen getheilt. Zum erstern gehörte alles Land, das zwischen dem Rheine, der Maas und der Schelde bis ans Meer lag; der andere aber umfaßte die Länder, welche sich zwischen dem Rheine und der Mosel bis an die Maas erstreckten. Das jetzige Lothringen, dessen größte Breite von Mittag nach Mitternacht etwa 26 deutsche Meilen, und dessen Länge von Abend nach Morgen nicht viel mehr beträgt, grenzt gegen Morgen an das Elsaß, gegen Abend an Champagne, gegen Mitternacht an das Großherzogthum Luxemburg, die preußische Provinz Niederrhein und den Rheinkreis des Königreichs Baiern, und gegen Mittag an die Franche Comté. Es enthält 469 Q. Mi. und 1,220,000 Einw. (nach A. nur 378 Q. M. mit 900,000 Einw.) Die beträchtlichen Wälder und Berghöhen, worunter der Wasgau als der vornehmste betrachtet wird, sind zur Viehzucht geschickt und enthalten viel Wild; auch findet man Bergwerke, die Kupfer, Eisen, Zinn und etwas Silber liefern. Dabei gibt es Salzquellen und fischreiche Seen. Wegen des gebirgigen steinigen und größtentheils magern Bodens ist der Ackerbau nicht sehr ergiebig, und liefert nicht den Bedarf für die Einwohner; daher der größte Theil von Gerstenbrod und Kartoffeln lebt; man treibt auch ziemlich starken Weinbau. Die Hauptflüsse sind: die Maas, die Mosel, die Saar und die Saone, welche letztere nur die lothringische Grenze berührt. Die Einwohner haben sich von jeher als gute Soldaten gezeigt; sie sind der katholischen Kirche zugethan, aber bigott. Ihre Sprache ist die französische, bis auf das sogenannte deutsche Amt, wo deutsch geredet wird. Der Stamm des Volks ist unleugbar deutsch, und doch ist Lothringen seit Jahrhunderten schon ein beständiger Zankapfel zwischen den deutschen Kaisern und den Königen von Frankreich gewesen. Kaiser Heinrich I. gab seinem Schwager Giselbert jene Länder als ein Herzogthum, und Otto I. that dasselbe mit seinem Eidam Conrad dem Weisen aus Franken. So geschah es auch von Otto II. und Heinrich III. Lothringen blieb also anerkannt ein deutsches Lehn. Mit Carl dem Kühnen begann eine neue Epoche; denn das Land kam, da er ohne männliche Erben starb, an seine Tochter Isabelle, und Isabellens Eidam, Friedrich, welcher Lothringen behauptete, stiftete durch seine beiden Söhne, Anton und Claudius, die lothringische Haupt- und Nebenlinie, welche letztere sich in Frankreich ausbreitete. Von der Zeit an (1540) mischte sich Frankreich entscheidend in alle lothringische Händel. Carl von Lothringen wurde im 30jährigen Kriege, da er Oesterreichs Partei hielt, verjagt, erhielt 1659 unter harten Bedingungen seine Länder wieder, und machte 1662 mit Frankreich den Tractat: daß Lothringen nach seinem Tode an Frankreich fallen, auch das gesammte Haus Lothringen unter die Prinzen vom Geblüte gerechnet werden sollte. Dennoch ward er noch einmal verjagt und starb in österreichischen Kriegsdiensten. Erst seines Bruders Enkel, Leopold Joseph, wurde durch den Ryswicker Frieden (1697) wieder als regierender Herzog von Lothringen eingesetzt. Endlich erreichte Frankreich im J. 1735 doch seine Absicht, da Ludwigs XV. Schwiegervater, der verjagte polnische König Stanislaus, die Herzogthümer Lothringen und Bar (mit Ausnah-

ne der Grafschaft Falkenstein) zeitlebens erhielt, auch beide Länder nach einem Tode mit völliger Souveränität auf immer Frankreich zufielen und damit vereinigt wurden. Seit der Zeit blieb Lothringen eine französische Provinz, und bildet jetzt die französischen Departements Maas, Wasgau, Mosel und Meurthe. Durch den zweiten pariser Frieden 1815 ist ein kleiner Theil mit der Festung Saarlouis an Deutschland abgetreten worden, und jetzt mit der preußischen Provinz Niederrhein vereinigt. Des Landes Hauptstadt ist Nancy, nicht weit von der Meurthe in einer angenehmen Ebene gelegen. König Stanislaus hat die Stadt sehr verschönert, daselbst den Königsmarkt angelegt und eine Gesellschaft der Wissenschaften gestiftet. Seit dem Ryswiker Frieden, nach dessen Bedingungen die Außenwerke geschleift werden mußten, ist die Befestigung unbedeutend, und außer den Begräbnissen der alten Herzöge von Lothringen in der Collegiatkirche St. Georg, und dem Grabmahle Carls des Kühnen, der 1476 vor der Stadt seinen Tod fand, hat Nancy wenig Merkwürdigkeiten. Für die neueste Geschichte ist unter Lothringens Städten Lüneville, durch den daselbst zwischen Oesterreich und Frankreich am 9. Febr. 1801 abgeschlossenen Frieden am berühmtesten geworden. S. d. Art. Friedensschlüsse.

Lotus, Lotos, ist 1) ein Gewächs, das mit unserm Steinklee übereinkommt, ein Futterkraut; 2) ein Baum mit kleinen datzelartigen, süßen Früchten, aus denen man Meth und Wein bereitete, so wie man aus den Wurzeln eine Art Brot buck. Dies ist unstreitig derselbe Baum, von dem die Homerischen Lotophagen den Namen haben, eine Völkerschaft an der nordafrikanischen Küste, wo dieser Baum nach gegenwärtig wächst. Es giebt aber noch einige andere Arten, die denselben Namen führen, deren Holz zum Theil zu mancherlei Geräthschaften und Instrumenten gebraucht wurde, die aber keine so liebliche Frucht trugen und nicht mit jenen zuerstgenannten Bäumen verwechselt werden müssen; 3) führte diesen Namen auch eine ägyptische Pflanze, eine Art Wasserlilie, mit sehr schönen Blumen, die im ganzen Morgenlande bekannt und sehr beliebt war. Auch dies Gewächs benutzte man zur Speise.

Lotterie (von Lot, was in vielen alten und neuern Sprachen Loos bedeutet). Dieses öffentliche Glücksspiel zerfällt in zwei Hauptgattungen. 1) Zahlen-Lotterie oder Lotto (Lotto di Genua) wurde von den Genuesern dadurch erfunden, daß in den Zeiten ihrer Freiheit bei der Rathswahl die Namen der Candidaten in einen Topf (Seminario), nachher in ein Glücksrad geworfen und dabei auf diese Wahlen Wetten gemacht wurden, zu welchen Wetten mit der Zeit der Staat die Bank übernahm. Man sagt, daß ein Rathsherr, Benetto Gentile, im J. 1620 dieses Lotto zuerst eingeführt, und daß, weil dieses Gentile Name zufällig nie gezogen worden, der Volksglaube geherrscht habe: er sei sammt seinem Namen, zur Strafe für die unglückliche Erfindung, vom Teufel geholt worden. (Vox populi vox Dei!). — Späterhin nahm man statt der Namen der wählbaren Nobili, Zahlen, und so bildete sich das Lotto, wie es jetzt in mehrern Ländern existirt. Der Grund desselben besteht in den 90 Zahlen von 1 bis 90, wovon an dem Ziehungstage allemahl 5 Zahlen als Gewinner aus dem Glücksrade gezogen werden. Jeder der Einsetzenden oder Lotteriespielenden wählt sich aus den 90 Zahlen eine beliebige Anzahl von Nummern, meldet sich bei einem Collecteur des Lotto und giebt an, mit welcher Summe, z. B. Kreuzern, Groschen,

Gulden, Thalern ꝛc. er jede ausgewählte Zahl, und auf welche Art des Gewinns er sie besetzen will, darüber er ein gedrucktes Loos erhält. In dieser Lotterie sind eigentlich vier Arten der Gewinne: 1) ein sogenanntes Estrado (Auszug), welches nur eine Zahl unter den herausgezogenen fünfen erfordert, und wobei der Einsatz 14mal als Gewinn an den Mitspielenden bezahlt wird. Hierbei gewinnt das Lotto 16 pCt, weil 17 Nieten auf einen Treffer kommen; 3) die Wette, wenn man mit dem Lotto gleichsam wettet, daß von den ausgewählten Zahlen eine die erste, zweite, dritte, vierte oder fünfte Stelle in der Ordnung der Herausziehung haben werde. Tritt dieser Fall bei der Ziehung ein, so erhält der Wettende den Einsatz der Wette 67mal vom Lotto ausgezahlt. Hierbei gewinnt das Lotto ungefähr 25 pCt. 3) Ein Ambo (eine Ambe) ist, wenn man unter den herauskommenden fünf Zahlen zwei derselben getroffen hat, worauf der Mitspielende den Einsatz 240mal als Gewinn vom Lotto empfängt. Hiebei gewinnt dasselbe 37 pCt., weil 399 Nieten auf einen Treffer fallen. Endlich 4) ein Terno (Terne), (wobei das Lotto 54 pCt. gewinnt, indem 11,347 Nieten auf einen Treffer kommen) muß von den herausgezogenen fünf Zahlen drei treffen, und gewinnt alsdann den Einsatz 4300mal. Die Quaternen und Quinternen sind eine neuere Erfindung und selten in der Anwendung, weil bei denselben das Lotto 88 pCt. und mehr gewinnt, indem gegen einen Treffer 51,073 Nieten Statt finden. Ueberall, wo das Lotto zuerst hinkam, wurde es von der Menge mit einem bis zur Spielwuth wachsenden Interesse aufgenommen. Weise Regierungen sahen sehr bald die Verderblichkeit des Lotto ein, hoben es auf oder verpönten den Einsatz scharf. — Bei offenbaren Vortheile der Lotto-Bänke hat doch das launische Glück durch Ternen und Quaternen manche zum Umsturze oder doch nahe daran gebracht, und sie pflegen sich daher, wenn manche Zahlen zu stark besetzt werden, dadurch zu sichern, daß sie solche vor der Ziehung für gestrichen erklären und keinen Satz darauf weiter annehmen. Auch haben Speculanten durch forcirte Ritte und Brieftauben diejenigen Lotto bedroht, deren entfernte Neben-Büreaus noch Sätze anzunehmen pflegten, wenn im Hauptbüreau schon die Ziehung vorgenommen wurde. — 2) Die eigentliche Lotterie, auch Classen-Lotterie genannt, wenn sie in Classen abgetheilt ist. Ihre Entstehung ist älter als die des Lottos; Busch will ihren Ursprung in den römischen Longiariis, allein offenbar zu weit suchen. Näher liegt, daß sie aus Waarenverlosungen entstanden sind, deren sich die italienischen Kaufleute schon im Mittelalter bedienten und wovon man auch in Deutschland Spuren findet. Denn schon im Jahre 1521 soll der Rath zu Osnabrück eine Waaren-Lotterie errichtet haben; so auch in Frankreich, wo unter Franz I. dergleichen Waaren-Lotterien unter dem Bedinge, daß von jedem Einsatze un teston de dix sols six deniers dem Könige gegeben werden sollte, unter obrigkeitlicher Aufsicht Kaufleuten erlaubt wurden. Zu Florenz wurde 1630 eine Geldlotterie, der Einsatz à 1 Ducaten, errichtet; in Venedig kommt 1571 ein öffentlicher Beamter als Aufseher über die Lotterie vor. Aus Italien kamen die Lotterien herüber nach Frankreich unter dem Namen Blanque (vom italienischen bianca; weil die meisten Loose Nieten, leeres weißes Papier (carta bianca) waren). Im Jahr 1582 und 1588 errichtete Louis de Gonzaga eine solche Blanque in Paris, zur Ausstattung armer Mädchen von seinen Gütern, und 1656 versuchte Laurentius Tonti (von welchem die Tontinen den Namen, jedoch nicht ihren Ursprung ha-

ben) die Errichtung einer großen Blanque royale vergeblich, welche im Jahr 1660 zu Stande kam. Seit dieser Zeit gab es in Frankreich nur Lotteries royales, deren Ertrag gemeiniglich zu öffentlichen Gebäuden verwendet wurde. In England kommt die erste Lotterie 1567 bis 1568 vor, von welcher man bei der antiquarischen Gesellschaft in London den gedruckten ausgetheilten Plan zeigt. Im Jahr 1612 ward eine Lotterie, zum Besten der englischen Colonie, und 1680 dem Unternehmer einer Wasserleitung gestattet. In Amsterdam ward schon 1549 eine Lotterie zur Erbauung eines Kirchthurmes gezogen, und 1595 zu Delft. In Hamburg wurde 1615 eine Lotterie nach holländischer Weise und in Nürnberg 1699 die erste Classen-Lotterie errichtet und in Berlin die erste 1740 gezogen. Die mehrsten neuen deutschen Lotterien werden classenweise gezogen, um durch successive Zahlungen den Einsatz zu erleichtern; die hamburger ist bei Einer Ziehung stehen geblieben. Neuerer Zeit sind auch die Waaren-Lotterien aller Art, unter obrigkeitlicher Aufsicht, wieder häufiger geworden, und eine der drolligsten, wobei man über die Plaisanterie am Ende den Betrug verzieh, wurde vor mehreren Jahren vom Buchhändler Fülbner zu Camburg, einem kleinen Städtchen im Herzogthum Altenburg, unternommen. Er kündigte neben einer Bücherlotterie ein schönes Mädchen, unter dem Namen Aurora Fortuna, mit Mitgift, als höchsten Gewinn an, allein das Publikum wurde betrogen und die Schöne blieb unsichtbar; der Directeur führte die Braut selbst nach Hause. — Noch ist zu bemerken, daß in der Regel die Haupt-Lotterie-Direktion nur ganze und ungetheilte Loose ausgibt und bei der Zahlung der Gewinne annimmt und die Collecteure selbst zur leichtern Verbreitung der Loose und zur Beförderung des Absatzes solche in Halbe, Viertel, Achtel und sogar in Sechszehntel vertheilen. — In Holland geht die Industrie der Collecteurs so weit, daß sie ganze und getheilte Loose auf eine oder eine gewisse Zahl von Ziehungen vermiethen, d. h. nur verbindlich sind, den Gewinn, der auf die Nummer fallen kann, zu zahlen, wenn die Nummer in den stipulirten Ziehungen herauskommt. — Bleiben die Hauptgewinne lange in dem Glückstopfe, so daß sich die Wahrscheinlichkeit, solche erhalten zu können, steigend vermehrt, so herrscht eine große Agiotage im Kauf und im Verkauf der Loose, und es gibt Fälle, wo in den letztern Ziehungen der ursprüngliche Preis zehn und zwanzigmal gefordert und geboten wird. — Neuester Zeit sind, namentlich in der österreichischen Monarchie, im Königreiche Baiern und im Mecklenburgischen, die Güter-Lotterien aufgekommen, und Fabriken, Rittergüter, ja ganze Herrschaften unter öffentlicher Genehmigung und gewöhnlich unter Garantie bedeutender Handelshäuser, welche die Debitirung übernahmen, ausgespielet und dies als Mittel angewendet worden, den verschuldeten Besitzern großer Güter zum Arrangement zu helfen. Gewöhnlich hat man damit eine Geldlotterie verbunden, und unter gewissen Umständen dürfte diese Operation das zweckmäßigste Mittel sein, Concurse über große Güter zu arrangiren, welche im gewöhnlichen Wege der Veräußerung zum großen Schaden der Gläubiger weit unter dem Werthe versilbert werden. — Staatswirthschaftlich betrachtet (denn das Recht muß Lotto wie Lotterien für gültige Geschäfte an sich erkennen und erheischt sogar eine wahre Collision des Staatswohls, für den Fall, daß die Staatsgewalt die Freiheit der Unterthanen deshalb beschränken will) dürfte die Sache mannichfache Ansichten gewähren. Bedenklich ist es allemal für die Ehre der Regierung, wenn sie zu solchen Mitteln, die

Staatseinkünfte zu vermehren, schreitet, und selbst die gewöhnliche Bestimmung des Ueberschusses zu wohlthätigen Zwecken kann die Zweideutigkeit der Sache nicht retten. Diejenigen Lotterien, welche mit Einer Ziehung sich endigen, und überhaupt einen etwas bedeutenden Einsatz erheischen, haben den wesentlichen Vorzug, daß sie den niedrigern und ärmern Volksclassen den Zutritt erschweren, und unter allen Glücksspielen hat die Lotterie den Vortheil, daß der Spielende weder Viel verliert, noch sich dem raschen Wechsel der Gemüthsbewegung aussetzt. Ein Fehler jedoch, welchen alle Lotterien, namentlich die deutschen, haben, ist der, daß sie so viele kleine indifferente Gewinne gewähren: denn so wie im Spiele nichts mehr langweilt, als am Schlusse der Partie weder gewonnen noch verloren zu haben, so ist es auch verdrießlich, mit einem Risico von vielen Thalern nur einen geringen Ueberschuß oder die Einlage wieder zu gewinnen. Man mache wenigere und höhere Prämien und Gewinne und vermehre die Nieten: dies wird die Zahl der Spiellüsternen eher vermehren als vermindern, denn wer einmal in die Lotterie setzt, der (so ist der Menschen Art) hat doch seine geheime Hoffnung auf das große Loos gestellt.

Lotti (Lorenzo), ein berühmter Mahler des 16. Jahrh. geb. zu Bergamo, war nach Einigen ein Schüler Bellini's und Giorgione's, nach Andern Palma Seniore's. Man findet die trefflichen Arbeiten dieses Meisters besonders in seiner Vaterstadt, in Venedig, in Treviso, Ancona, Recanai u. s. w. Beschäftigt die Kirche zu Loretto mit seinem Pinsel zu verschönern, starb er daselbst 1560. Eins seiner vorzüglichsten Gemählde ist die Vermählung der heiligen Catharina.

Loudon, oder Laudon (Ernst Gideon von), kaiserl. österreichischer Feldmarschall, geb. 1716 und gest. den 14. Juli 1790, einer der tüchtigsten österreichischen Feldherren des vergangenen Jahrhunderts. Er wurde in Liefland geboren und nahm seine ersten Kriegsdienste bei den Russen unter dem Feldmarschall Münnich. Dann suchte er preußische Dienste, wurde Friedrich dem Zweiten vorgestellt, von diesem aber „weil ihm das Gesicht des Mannes mißfalle" abgewiesen. Loudon ging darauf nach Wien, wo er eine Anstellung fand, freilich nur unter des alten Trenk Panduren-Corps. Erst der siebenjährige Krieg bezeichnete unserm Helden seine höhere Laufbahn. Der Raum erlaubt uns hier nur die flüchtigsten Andeutungen seiner Thaten in diesem ewig denkwürdigen Kriege. Nach der Schlacht von Prag wurde Loudon mit in diese Festung eingeschlossen und leitete alle Ausfälle aus derselben, bis nach der Schlacht bei Collin die Belagerung aufgehoben wurde. Dann entsetzte er (1758) durch die Aufhebung der ungeheuern Transporte zur Belagerung von Olmütz diese wichtige Festung, die Vormauer Wiens, entwarf den Plan zum Ueberfall bei Hochkirch und entschied zu rechter Stunde (1759) den Riesenkampf bei Kunnersdorf. Er schlug 1760 den General Fouquet aufs Haupt, erlitt aber auch seiner Seits vom großen Könige selbst bei Liegnitz eine empfindliche Niederlage. 1761 erhielt er ein von Daun unabhängiges Commando in Schlesien an der Spitze einer Armee von 60,000 Mann. Er eroberte durch Ueberraschung Schweidnitz, eine That, die, weil sie ohne Befehl des Hofkriegsraths ausgeführt war, ihm fast Entsetzung zugezogen hätte, und er bedurfte Maria Theresiens und ihres Gemahls Franz eigener Vertretung! Im Jahr 1770 begleitete Loudon Joseph II. bei der berühmten Zusammenkunft desselben mit Friedrich II. zu Mährisch-Neustadt. Der Krieg von 1778 bot unserm Helden keine Gelegen-

heit zu Auszeichnungen dar; wohl aber der unglückliche Türkenkrieg vom Jahr 1788. Sobald er das Obercommando erhielt, wurde das temporisirende und unglückbringende Cordon-System aufgehoben und eine kraftvolle Offensive ergriffen. Die Belagerung und Einnahme von Belgrad, welche am 9. Oct. 1789 statt fand, wurde zu den glorreichsten Kriegsthaten des Jahrhunderts gerechnet. Loudon wurde nun zum Generalissimus ernannt, eine Würde, die seit Eugen von Savoyen Niemand bekleidet hatte. Er starb bald nachher in einem Alter von 74 Jahren.

Louisd'or, eine französische Goldmünze, welche von Ludwig XIII. der sie 1640 zuerst prägen ließ, ihren Namen erhielt. Der alte Louisd'or gilt gewöhnlich 5 Rthlr. 8 gr.; der neuere oder der sogenannte Schildlouisd'or (Carolin) 6 Rthlr. 4 Gr. Ludwig XIII. ließ 1641 unter dem Namen Louis blanc auch eine Silbermünze schlagen, welche, wenn sie wichtig ist, 1 Rthlr. 8 Gr., sonst aber nur 1 Rthlr. 6 Gr. gilt. Louisneuf heißt auch der Laubthaler.

Louise (Auguste Wilhelmine Amalia), Königin von Preußen, Tochter des Herzogs von Mecklenburg-Strelitz Carl und der Prinzessin Friederike Caroline Louise (Tochter des Prinzen Georg Wilhelm von Hessen Darmstadt), wurde, als das jüngste Kind aus dieser Ehe, am 10. März 1776 zu Hannover geboren, wo damals ihr Vater Gouverneur war. Schon im 6. Jahre verlor sie ihre Mutter, und blieb darauf, als ihr Vater das nahe bei Hannover gelegene Lustschloß Herrenhausen zu seiner Wohnung gewählt hatte, daselbst fortwährend der vortrefflichen Aufsicht des Fräuleins von Wolzogen anvertraut. Nachdem sie eine zweimalige Reise zu ihrer Großmutter, einer an Geist und Herz gleich vortrefflichen Fürstin, nach Darmstadt gemacht, und sich diese zum Vorbilde jeder schönen weiblichen Tugend erwählt hatte, verließ ihr Vater die englischen Dienste und wählte zu Darmstadt seinen beständigen Wohnsitz. Hier ward nun Louise ihrer Großmutter zur fernern Erziehung und Bildung übergeben. Mit musterhafter Sorgfalt vollzog die würdige Fürstin das gern übernommene, wichtige Geschäft, und Louisens vielversprechender Geist empfing hier jene Richtung, und ihr bildsames Herz neigte sich zu jener Tugend und milden Güte hin, durch welche sie später ein Gegenstand der allgemeinen Verehrung ward. Der Pflegemutter hochgebildeter Geist und vielumfassender Verstand wirkte erhebend auf die geist- und gemüthvolle Zöglingin; und die prunklose aber ächte Frömmigkeit der Erzieherin, und ihre stillwohlthuende Menschenliebe reizte zur Nacheiferung. Unter der Aufsicht der Landgräfin verwaltete eine sehr gebildete und gutmüthige Demoiselle Gelieux, aus der Schweiz, das Amt einer Hofmeisterin bei der Prinzessin; ihr pädagogisches Talent rechtfertigte die Wahl der Pflegemutter. Unter der Leitung dieser achtungswerthen Frauen, und in dem Genusse eines ruhigen, durch keine große Begebenheiten erschütterten Lebens blühte Louise im fröhlichen Gedeihen ihrer Bestimmung entgegen. Eine Reise in die blühenden Rheingegenden diente dazu, ihr inniges Wohlgefallen an Naturschönheiten neu zu beleben, ihre Kenntnisse zu erhöhen, so wie zwei andre Reisen nach Frankfurt am Main zu den Krönungen der deutschen Kaiser Leopold II. und Franz II, (am 11. Oct. 1790 und am 14. Juli 1792) ihren Sinn und Geschmack für schöne Künste zu erheben, sie mit der großen Welt vollkommen bekannt zu machen, und sie für ihren künftigen erhabenen Stand vorzubereiten. Bei den im Jahr 1792 eintretenden Unruhen des französischen Re-

volutionskrieges, der auch bis in die Nähe von Darmstadt wirkte, begab sich Louise zu ihrer Schwester, der regierenden Herzogin von Sachsen-Hildburghausen nach Hildburghausen, wo sie bis zum März 1793 blieb. Auf der Rückreise nahm sie den Weg über Frankfurt am Main, wo sich, seitdem am 2. Dec. 1792 die Preußen wiederum dort eingerückt waren, der König Friedrich Wilhelm II. mit dem Kronprinzen und seinem Bruder Ludwig befand. Die fürstlichen Schwestern wurden, ihrem Verlangen gemäß, dem Könige vorgestellt und von ihm zur Tafel geladen. Sobald Louise zu dem Könige eintrat, ward der Kronprinz (der jetzt regierende König) ohne zu ahnen, daß Louise einst seine Gemahlin werden würde, von ihrer Schönheit, von dem Adel, der auf ihrer Gestalt, so wie auf jeder ihrer Bewegungen unverkennbar schwebte, gefesselt. Aber größer und günstiger war noch der Eindruck, den bei näherer Bekanntschaft ihr Geist und Gemüth auf den Kronprinzen machte. Eine Annäherung, wie sie unter gleichgesinnten edlen Menschen aus allen Ständen gewöhnlich ist, erfolgte bald. Nicht die Politik, nicht die Convenienz schlossen hier ein Bündniß, sondern Einklang der Herzen und gegenseitige Hochachtung. Am 24. April 1793 fand in Darmstadt die Verlobung Friedrich Wilhelms mit Louisen Statt; an demselben Tage verlobte sich auch der Prinz Ludwig von Preußen mit Louisens Schwester, der jetzigen Herzogin von Cumberland. Die wirkliche Vermählungsfeier verzögerte der König. Erst nach der Schlacht bei Pirmasens (am 14. Sept. 1793) kehrte Friedrich Wilhelm II. mit dem Prinzen nach Berlin zurück, wo dann auch am 12. Dec. desselben Jahres die verlobten Prinzessinnen eintrafen. Sowohl zu Berlin, als zu Potsdam, wo der Kronprinz Louisen bewillkommte, fanden feierliche Einholungen Statt. Ein gutes Volk begrüßte freundlich und mit beglückender Hoffnung seine einstige Herrscherin. Am 24. Dec. beging man mit stillem, der Würde des königlichen Hauses zustehenden Glanze die Vermählungsfeier. Der König, der bei der Verlobung, zum Beweise freudiger Bewilligung, den Ringwechsel in Person vollzogen hatte, segnete mit väterlichem Entzücken den Verein. Die Neuvermählten lebten der harmlosen Freude, der Häuslichkeit und der stillen Tugend, die den Palast, wie die Hütte, schmücken. Nachdem Louise am 7. October 1794 von einer todten Prinzessin entbunden war, gebar sie am 15. Oct. 1795 den jetzigen Kronprinzen Friedrich Wilhelm. Nach dem Tode des Königs Friedrich Wilhelm II. (am 16. Nov. 1797) bestieg ihr Gemahl den Königsthron und führte seine Gemahlin den neuen, wichtigen Pflichten der Landesmutter entgegen, deren Erfüllung ihrem Herzen so theuer ward: und redlich vereinte Louise die Königin mit der Gattin und Mutter. Wir sehen sie forthin im neuen erhabenen Wirkungskreise kräftig für jedes Gute handeln, und täglich mehr die Liebe und Achtung der Nation verdienen und empfangen. Als Schutzgeist des Landes begleitete sie ihren Gemahl auf seinen Reisen durch die Provinzen, um seine Sorgen zu mindern und seine Freuden zu verschönern. Wie die Bürgerin, ist sie ihrem Manne treue, unzertrennliche Begleiterin. Die mit Innigkeit dargebrachten Huldigungen der Völker nimmt sie mit freundlicher, würdevoller Güte auf, die unverschuldeten Unglücklichen und Dürftigen finden in ihr eine Wohlthäterin, welche still und anspruchlos ihr Elend mildert. Ein schützender Engel am Throne söhnt sie die leidende Menschheit, die bedrohte Unschuld mit dem launenvollen Schicksale aus, und von Millionen wird ihr reiner Wille anerkannt. Vertrauensvoll naht das ungekannte Ver-

dienst, und Louise erwirbt ihm Anerkennung und Belohnung. Ihrem hellen Blicke bleibt nichts verborgen; allenthalben gelingt es ihr, das Gute zu fördern und das Schöne zu verherrlichen. Schöne Kunst und Wissenschaft, von Louisen seit ihrer ersten Erscheinung beachtet, finden eine Beschützerin in ihr. Mit gerechtem Stolze nennt der Preuße seine Königin. Der Adel ihrer schönen Seele zeigte sich bei jeder Veranlassung und die allgemeine Verehrung stieg von Tag zu Tag immer höher. So erbaten sich die Bewohner der cöllnischen Neustadt von Berlin im Jahre 1802 vom Könige die Erlaubniß, diese Louisenstadt nennen zu dürfen. Sie erhielten diese Erlaubniß, und seitdem trägt diese Vorstadt ihren Namen. Im Mai 1801 erhielt die Königin durch den russischen Gesandten am königlichen Hofe, Namens der verwitweten Kaiserin von Rußland, die reich mit Brillanten besetzten Insignien vom Großkreuz des St. Catharinenordens, als Beweis der zwischen der kaiserlichen und königlichen Familie bestehenden Freundschaft, die auch im Jahr 1805 den Kaiser Alexander nach Berlin führte. Zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit reisete sie im Jahr 1806 nach Pyrmont, wo sie von Ende Junius bis Anfang Augusts blieb. In diesem Jahre rief der Krieg den König ins Feld; Louise, die ihn auf allen Reisen begleitet hatte, folgte ihm auch dieses Mal nach Thüringen. Nach dem unglücklichen 14. Oct. begab sie sich nach Königsberg und von dort nach Memel. Alle Leiden, die ein unglückliches Verhängniß über sie häufte, trug sie mit einem Muthe, mit einer Ergebung, die wahre Frömmigkeit und ein reines Bewußtsein dem Dulder verleihen. Am 16. Jan. 1808 kehrte das königliche Ehepaar von Memel nach Königsberg zurück und von hier aus unternahm es am 27. Dec. desselben Jahres eine Reise nach Petersburg zum Besuche der kaiserlichen Familie, von welcher Louise mit Beweisen von Achtung und Freundschaft überhäuft wurde. Ein Jahr später, am 23. Dec., hatte darauf Berlin die Freude, das edle Herrscherpaar wiederzusehen und mit frohem Jubel zu begrüßen. Schön und im blühenden Glanze der Gesundheit erschien die geliebte Landesmutter unter der jauchzenden Menge. Aber der Schein täuschte. Die Hauptstadt hatte sie nur auf kurze Zeit wieder gewonnen, um sie auf immer zu verlieren. Am 25. Juni 1810 reisete sie von Charlottenburg nach Strelitz zu einem Besuche bei ihrem durchlauchtigsten Vater ab. Auf dem Lustschlosse desselben, Hohenzieritz, ward sie am 30. Juni von einer Brustkrankheit überfallen, die anfangs unbedeutend schien, bald einen lebensgefährlichen Charakter annahm, und an welcher sie bereits am 19. Juli, Morgens um 9 Uhr, in den Armen ihres königlichen Gemahls verschied. Nur wenige Augenblicke vor ihrer Auflösung fing sie an, dieselbe zu ahnen, und als der Uebergang in eine andre Welt sich ihr nahte, da flehte sie nur die ewige Liebe um einen kurzen Todeskampf. Als ihre Leiche am 27. Juli nach Berlin hier feierlich eingeholt wurde, und als die Beisetzung in der Sacristei in der Domkirche am 30. Juli erfolgte, da sprach der allgemeine, ungekünstelte Schmerz laut für den Werth der Frühverklärten. Am Morgen des 19. Decembers wurden die theuren Ueberreste aus der Domkirche abgeholt, nach Charlottenburg gebracht und dort in dem einfach geschmackvollen Mausoleum, welches der König im Schloßgarten neu hatte erbauen lassen, bestattet. Noch heute vereinigen die Bessern der Nation ihre Thränen mit denen des königlichen Hauses. Seltene Thränen, die den Beweinten unsterblich machen, auch wenn kein Marmor ihn verewigt! Louisens edles Thun als Köni-

gin, Gattin und Mutter wird fortleben, wenn längst ihr Mausoleum von der allgewaltigen Hand der Zeit zertrümmert ist. Spät noch wird ihr Name genannt werden von den Enkeln der Armen, deren dankbare Thränen sie vor Gott nannten, von den Guten, die durch alle Zeiten, Räume und Geschlechter einander verwandt sind, von den Edeln des weiblichen Geschlechts. Denn diesen war sie ein stillleuchtendes, aber um so sichreres Vorbild. Auch wird ihr Andenken durch die Louisenstiftung gesegnet. Wir empfehlen unsern Lesern die eben so sachreiche als gemüthvolle Schrift der Frau von Berg, welche im Jahre 1814 unter dem einfachen Titel: Louise die Königin, in Berlin erschien. Man wird die edle königliche Frau hier durch ihre Briefe aus der verhängnißvollen Zeit von 1806 und 1807 und durch die Erzählung ihrer auch im Unglück königlichen Haltung und ihres großsinnigen Betragens bei der Zusammenkunft mit Napoleon zu Tilsit erst ganz kennen und würdigen lernen. Vieles in diesem rauhen und rohen Herrscher und Emporkömmlinge wird die kältere Nachwelt ruhiger beurtheilen, als wir es konnten und noch können, aber seine Lästerungen der Königin Louise, in seinen verruchten Bulletins, und sein Uebermuth zu Tilsit, der königlichen Frau gegenüber; — dies wird immer strenger gerichtet werden, und seine moralische Nichtswürdigkeit stets beurkunden.

Louisenstiftung. Diese zum Andenken an die Königin Louise zu Berlin gegründete Anstalt hat den schönen Beruf, Erzieherinnen zu bilden und verbindet damit die Ausbildung junger weiblicher Zöglinge und ihnen zugegebener Wärterinnen. Der Aufruf zu ihrer Gründung erging schon am 23. August 1810. Der Plan wurde am 3. Dec. desselben Jahres öffentlich vorgelegt. Am 9. Juli 1811 wurde die Anstalt, welcher der König ein eignes Gebäude angewiesen und seine Tochter, die Prinzessin Charlotte, zur Beschützerin gegeben hatte, eröffnet. Zu ihrem Abgeordneten bei der Anstalt ernannte die Prinzessin den Probst Ribbeck. Bei der Eröffnung besaß die Anstalt durch die Beiträge der Nation ein Vermögen von 8500 Th., welches 1818 bis auf 24,868 angewachsen war. Zu den Zinsen des Capitals kommen die Beiträge der Nation, die Zuschüsse von Seiten des Königs und die Pensionsgelder der Zöglinge (200 Thaler für jede). Im letzten Jahre betrug die Einnahme 7730, die Ausgabe 6530 Thlr. Um zur Vollständigkeit zu gelangen, erfodert der Plan jährlich 10,000 Thaler. Gegenwärtig zählt die Anstalt 25 Zöglinge (von 6 bis 14 Jahren) zur Erziehung, 6 Erzieherinnen (von 18 bis 24 Jahren) und 6 Wärterinnen (von 12 bis 14 Jahren), und überdies zur Aufsicht und zum Unterricht eine Aufseherin nebst zwei Gehülfen und Lehrerinnen, sechs Lehrer und eine Musiklehrerin.

Louisianna, ein Theil der vereinigten nordamerikanischen Staaten. Seit 1685 hatten die Franzosen in diesem Lande, dem sie zu Ehren Ludwigs XIV. den Namen Louisiana gaben, zu verschiedenen Malen in der Nähe des Mississippi Colonien angelegt, die aber wegen der Unfruchtbarkeit des Bodens und aus andern Ursachen wieder zu Grunde gingen. Im Jahre 1712 ließ sich Crozat, ein reicher und unternehmender Kaufmann, ein ausschließendes Privilegium zum Handel nach Louisiana auf 15 Jahre ertheilen, trat dasselbe aber 1717 an den bekannten Law (s. d. Art.) ab, der sich nun an die Spitze einer Compagnie stellte, welche er für den Handel an dem Mississippi errichtet hatte. Da man absichtlich sehr vortheilhafte Nachrichten von den am Mississippi gemachten Entdeckungen und den daran

zu erwartenden Vortheilen verbreitete, so wurden die Actien der Gesellschaft mit der größten Begierde gekauft, und es entstand jener berüchtigte Actienhandel, dessen Sucht sich zu gleicher Zeit nach England und Holland verbreitete. Als man aber im Jahr 1719 überzeugt wurde, daß jene vorgegebenen Vortheile ganz grundlos wären, fielen die Actien plötzlich, und die, in deren Händen die Papiere zuletzt blieben, litten einen ungeheuren Verlust. Der Name Louisiana wurde nun ein Gegenstand des allgemeinen Abscheues. — Als nach dem 7jährigen Kriege Frankreich 1764 ganz unvermuthet Louisiana bis an den Missisippi an Spanien abtrat, schien der Colonie eine neue Sonne aufzugehen. Denn Spanien, welches im ersten pariser Frieden sein Florida, eine seiner Vormauern von Mexico, an England hatte abtreten müssen, erhob nun das unermeßlich lange und 300 Meilen breite Louisiana (in welchem man damals an 150,000 Einwohner rechnete) zu einer neuen Barriere für die Deckung seiner mexicanischen Minen. Allein es ward 1802 im Frieden zu Amiens genöthigt, Louisiana an Frankreich zurückgegeben. Da aber das Land vermöge seiner vortheilhaften Lage, seines Klimas und Bodens, unter einer kraftvollen Regierung eine gefährliche Nachbarschaft für die vereinigten Staaten hätte werden können, so lehnte sich der Congreß gegen seine Abtretung auf, und erhielt in Folge eines am 30. April 1803 mit Frankreich abgeschlossenen Tractats für eine Summe von 15 Millionen Dollars sowohl die Souveränität der Stadt Neuorleans und deren Gebiets, als überhaupt des ganzen Louisiana auf den Fuß des bisherigen Besitzstandes Spaniens. Diese Provinz hat gegen Süden den mexicanischen Meerbusen, gegen Osten den Missisippi und Florida, gegen Westen Neumexico und gegen Norden wenig bekannte, von Wilden bewohnte Gegenden von Canada zur Grenze. Der Himmelsstrich ist bei der großen Ausdehnung sehr verschieden; im südlichen Theile ist es im Verhältnisse der geographischen Breite wenig heiß, aber die Kälte gegen Norden unverhältnißmäßig strenger. Die Luft ist gesund, der Boden fruchtbar, doch etwas steinig, hat Ueberfluß an Kiefern, Cedern und grünen Fichten. Das Land hat Indigo, Tabak, Baumwolle, Flachs, Wildpret, Büffel, Elenthiere, Dammhirsche ꝛc. und hin und wieder Anzeigen von Silberminen und Erzgruben. Die vorzüglichsten Flüsse heißen: St. Pierre, der Moin, der Missouri, der Fluß der Akansas, der Uellowstone und der rothe Fluß (rivière rouge), mit welchem sich der schwarze Fluß und der Ochsenfluß vereinigen. Die Einwohner sind theils Europäer, theils Wilde; als: Chitimaichas, Cadodaquious, Nachitoches, Missouris, Akansas, Quachita ꝛc. Die Hauptstadt ist Neuorleans am Missisippi, und das ganze Land ward 1805 in drei Provinzen mit 12 Grafschaften getheilt: Neuorleans (bis 55 Gr. B.), Missisippi (bis 41 Gr.) und Louisiana, im engern Sinne, oder Missuri, (46,500 Q. M. 68,000 Einw.) (bis 45 Gr. und den Wasserfall Antonio). Sobald eine dieser Provinzen 60,000 Einw. zählte, trat sie in die Rechte der übrigen Provinzen der vereinigten Staaten Nordamericas und konnte alsdann zwei Deputirte in den Senat und einen in das Unterhaus schicken. Neuorleans oder Louisiana, ward 1810 als ein besonderer Staat aufgenommen. Es zählt auf 2700 Q. M. 109,000 Einw. Missisippi (4185 Q. M. mit 105 000 Einw.) ward 1816 aufgenommen, und Missuri ist zur Aufnahme in Vorschlag.

Loupe, s. Mikroskop.

Loutherburg (Philipp Jacob) ward 1730 zu Straßburg geboren, und ist einer der größten Landschaftsmahler. Er

hat unter Casanova studirt, und lebt jetzt fortwährend in England. Ganz unvermuthet fing dieser große Mahler an, die Rolle eines Wunderthäters zu spielen und Taube und Blinde zu heilen. Er hat zwei große Gemählde verfertigt: Den Sturm auf Valenciennes im Juli 1793 und Howes Seesieg im Juni 1794, welche in London gestochen worden sind. Auch hat er verschiedene Blätter radirt, unter welchen sich die Soldaten, und vier Landschaften, welche die vier Stunden des Tages benannt sind, besonders auszeichnen.

Louvet de Couvray (Jean-Baptiste) der Verfasser eines der schlüpfrigsten erotischen, aber auch geistreichsten Romane der Franzosen, des Faublas, und zugleich — Volksrepräsentant im Laufe der Revolution. Als Verfasser jenes Romans wird er länger im Gedächtnisse auch bei uns bleiben, als in der letzten Eigenschaft, ob er sich gleich in dieser Zeit als einen muthvollen, energischen und in seinem Sinne als einen patriotischen Mann gezeigt hat. Er gehörte zu der Faction der Girondisten, und wurde mit Allen, die zu derselben gezählt wurden, am 31. Mai 1793 geächtet. Louvet entfloh aus Paris und durchirrte mit andern Häuptern dieser Partei flüchtig und keine Minute seines Lebens sicher, unter tausend täglich wechselnden Gefahren, ganz Frankreich, ohne erkannt zu werden. Eine Geliebte, die wir nur unter dem Namen Lodoiska kennen, nahm ihn endlich in Paris bei sich auf und verbarg ihn lange in einem allen Nachforschungen trotzbietenden von ihr selbst angefertigten Verstecke. Die Klugheit gebot auch hier endliche Entfernung. Louvet flüchtete ins Juragebirge und blieb dort bis nach Robespierre's Sturze, worauf er in den Convent zurückkehrte. Er hat diesen Zeitraum seines Lebens in einer sehr anziehenden Schrift beschrieben, unter dem Titel: Quelques notices pour l'histoire. Archenholz und C. Fr. Cramer haben sie bei uns in Uebersetzungen bekannt gemacht.

Louviers, eine Stadt von 1019 Häusern und 6500 Einwohnern am Flusse Eure in der Normandie, (Depart. Eure) welche sie in neuern Zeiten einen ausgebreiteten Ruhm in der Tuchfabrication erworben hat. Ihre feinen Tücher sind die schönsten, stärksten und theuersten in ganz Frankreich, dabei sehr leicht und geschmeidig.

Louvois (François Michel Le Tellier, Marquis de), Sohn des Canzlers und Staatssecretärs Le Tellier, ward 1666, in einem Alter, wo Andere kaum in die untersten Stellen eintreten, Ludwigs XIV. Staatssecretär und Kriegsminister. Wenn der Staat des Krieges wegen, der Krieg aber des Kriegsministers wegen nothwendig ist: so kann Louvois als der größte Kriegsminister angesehen werden. Eine umfassende Kenntniß seines Geschäftskreises, tiefe Einsicht in das Wesen der Kriegsverwaltung, ungemein viel Verstand, noch mehr Willenskraft und die rastloseste Thätigkeit zeichnen diesen um die Triumphe der großen Feldherren Ludwigs sehr verdienten Geschäftsmann vor allen seinen Vorgängern aus: aber wenn für jeden Minister richtige Begriffe von Menschenwürde, Staatszweck und Bürgerwohl unbedingt nothwendig sind, so war Louvois kein großer Staatsmann, am allerwenigsten ein guter Bürger oder ein edler Mensch. Louvois Verdienst um Frankreich ist daher, aus dem wahren Standpuncte einer weisen Staatsregierung betrachtet, sehr untergeordnet, wenn es ihm überhaupt, da er seine seltenen Geisteskräfte selbstsüchtig mißbrauchte, zugestanden werden darf. Nur als Schöpfer, Ordner und erstes Triebrad der nach mathematischen und politischen Berechnungen zusammengesetzten Maschine des Krie-

dessens kann man ihn einen Meister in seinem Fache nennen, den sein Werk überlebt hat, und dessen Denk- und Handlungsweise wenigstens unter seiner Nation, mit ihm nicht ausgestorben ist. Die von Richelieu vernachlässigte französische Kriegsverwaltung dankte ihm die Einführung der Aufsicht über die Musterungen und eine zweckmäßige Heerschau; unermüdet wachsam und mit eiserner Festigkeit hielt er die Kriegszucht aufrecht, und gewöhnte selbst die Feldherren an Gehorsam. Das Genie- und Artilleriewesen erhielten zuerst von ihm eine treffliche Verfassung, die später bei vollkommener Entwickelung dieser Waffen so große Vorzüge gegeben hat; doch waren hier Vauban und Colbert seine Mitarbeiter. (Vgl. die Geschichte des franz. Heerwesens in Xav. Audouins, Historiographen des Kriegsdepots in Paris, trefflicher Histoire de l'administration de la guerre. Paris, 1811. 4 Vol. 8) — Als Bürger und Staatsmann betrachtet, war Louvois in dem glänzenden Zeitalter Ludwigs XIV. der Dämon des Krieges und der Zerstörung. Die Schätze, welche Colbert gesammelt hatte, verschlang die wilde Geschäftigkeit seines Nebenbuhlers Louvois. Sein Vater hatte ihn dem Könige als einen jungen Menschen vorgeschlagen, der zur Arbeit tauge, und aus dem sich leicht ein tüchtiger Mann bilden lasse, wenn Se. Majestät sich die Mühe gäben, ihn zu leiten. Ludwig fühlte sich geschmeichelt, der Lehrer seiner Minister zu sein; er unterwies Louvois, und dieser benahm sich ganz als Anfänger. Während aber der König glaubte, Alles allein zu thun, wurde Louvois der unumschränkte Gebieter über die Armee. Die Generale mußten ihm unmittelbar Bericht abstatten. Nur Türenne unterwarf sich dieser Abhängigkeit nicht, sondern schrieb an den König selbst, der aber dennoch Louvois diese Briefe mittheilte und sie nach dessen Meinung beantwortete. Louvois verwickelte den König bald in kühne weitgreifende Plane, deren Ausführung nur der eisernen Thätigkeit und der strengen Arbeits- und Dienstordnung des Ministers möglich war. Indes sah der despotische und eigenwillige Mann wohl ein, daß der König ihn nicht liebe; darum suchte er sich ihm, und wäre es auf Kosten des Staats, unentbehrlich zu machen. Sein Genie kannte kein besseres Mittel zu diesem Zwecke, als den Krieg. Daher überredete er den König, sich, trotz der feierlichsten Entsagung auf alle Ansprüche, der Franche-Comté und der spanischen Niederlande zu bemächtigen. Aus diesem Kriege (1667 und 1668) entspann sich eine Reihe Eroberungskriege, welche Frankreich entkräfteten und die schönsten Länder Europas verwüsteten. Dem unruhig ehrgeizigen, herrschsüchtigen und unbeweglichen Louvois waren alle Mittel gleichgültig, wenn sie nur zum Zwecke führten. Er selbst war nicht Feldherr, wollte es aber sein. Auf fremdes Verdienst neidisch, im Hasse unversöhnlich, in seinen Beschlüssen gewaltsam und unerschütterlich, dabei eifersüchtig auf seine Gewalt, opferte er Alles, sogar verdienstvolle Feldherren, seinem Ehrgeize auf. Nicht selten war er an den Unfällen des Krieges selbst Schuld, indem er Alles durch den von ihm ausgehenden raschen Umtrieb der materiellen Kräfte, durch Thätigkeit, Zwang und Schrecken zu erreichen glaubte. Sein Stolz machte den König andern Mächten verhaßt. Nach dem achener Frieden nährte er in Ludwigs Seele den Haß gegen die Niederländer. Ein wohlausgerüstetes Heer von 180,000 Mann machte den unpolitischen Rachekrieg von 1672 leicht; daher bewog Louvois den König, die großen Anerbietungen der um Frieden bittenden Holländer zu verwerfen. Man brachte die Republik durch harte und schimpfliche Foderungen

zur Verzweiflung; andere Mächte ergriffen für Holland die Waffen: so ward Frankreich in einen sechsjährigen Krieg verwickelt. Auch dann, als Condé Amsterdam mit dem Heere schnell zu überfallen vorschlug, war Louvois anderer Meinung, und verzog den Gang des Kriegs durch Besetzung der Festungen. So gewannen die Holländer Zeit, die Schleusen zu öffnen, und das französische Heer mußte sich zurückziehen. Nach dem Frieden von Nymwegen sorgte Louvois mit verdoppelter Kraft für die tactische Ausbildung der Armee. Dabei hielt er an allen deutschen Höfen Spione. Jetzt fingen die französischen Reunionen an; Oesterreich widersprach diesem Raubsystem; allein, während man mit dem deutschen Kaiser friedlich unterhandelte, rückte Louvois mit einem Heere vor die deutsche freie Reichsstadt Strasburg, und bewog durch Furcht und Gold die Bürger zur Uebergabe (30. Sept. 1680). Auf gleiche Weise mußte Boufflers sich Casale's, des Schlüssels von Italien, bemächtigen. Um diese Zeit gewann die Frau von Maintenon (s. d. Art.) Einfluß auf den König. Der argwöhnische Louvois bot alles auf, den seinigen zu behaupten; es gelang ihm aber nur, die öffentliche Bekanntmachung der Ehe des Königs mit jener außerordentlichen Frau zu hindern. Nachdem er sich nämlich vergeblich bemüht hatte, dem Könige von dieser Verbindung abzurathen, ließ er sich von ihm das Wort geben, daß die Ehe nie öffentlich erklärt würde. Bei der Trauung war er als Zeuge zugegen. Einige Zeit darauf hörte er, die Bekanntmachung sollte dennoch erfolgen, da vereinigte er sich mit dem Erzbischof von Paris, Harlay, um den König an sein Wort zu erinnern. Noch vor dem Eintritte des Prälaten, warf sich Louvois zu den Füßen des Königs und beschwor denselben, ihm eher das Leben zu nehmen, als die Krone so herabzuwürdigen. Ludwig wollte sich losmachen; aber Louvois ließ nicht eher ab, seine Kniee zu umfassen, als bis der König ihm sein Wort aufs neue gegeben hatte. Dieser Zug, der etwas Aehnliches mit einer ruhmwürdigen Handlung Süllys hat, beweist, daß Louvois eine ungewöhnliche Kraft des Geistes und eine Hoheit des Willens besaß, die von Religion, Liebe und Gerechtigkeit geleitet, ihn zu einem wahrhaft großen Manne gemacht haben würde. Frau von Maintenon versuchte umsonst, als Gemahlin des Königs dem Hofe vorgestellt zu werden; Ludwig bat sie, ihm nichts mehr darüber zu sagen. Seitdem arbeitete die beleidigte Frau an dem Sturze des Ministers. — Als der König das für den Staat so verderbliche Bekehrungswerk der Reformirten in Frankreich unternahm, rieth Louvois, der auch im Frieden seine Soldaten gebrauchen wollte, Gewalt an die Stelle der Ueberredung zu setzen. Außer den harten Edicten, welche erlassen wurden, schrieb er noch besonders an die Gouverneurs in den Provinzen: „es ist der Wille des Königs, daß man die äußerste Strenge alle diejenigen empfinden lasse, die S. M. Religion nicht annehmen wollen.“ Er sandte Dragoner zu Tausenden in die Provinzen, um die Gewissen zu unterjochen, und der König ließ dies zu, weil ihm Louvois einredete, es geschehe, um unruhige Bewegungen zu unterdrücken. Aber vergebens ließ er die Grenzen bewachen. Gegen 700,000 fleißige Bürger wanderten aus. Bald darauf gab die augsburger Ligue, welche bloß Vertheidigung gegen eroberungssüchtige Angriffe zum Zwecke hatte, dem Kriegsminister einen Vorwand, um in Deutschland einzufallen. Dieser stolze Mann, der seit Colberts Tode auch die Oberaufsicht über die königlichen Gebäude führte, bemerkte nämlich, daß sein Ansehn beim Könige abnahm. Ludwig baute da-

mals Trianon, und äußerte gegen ihn, ein Fenster sei nicht so groß, wie die übrigen. Der Minister widersprach hartnäckig, so daß der König endlich die Fenster durch Le Notre messen ließ. Es fand sich, daß Louvois Unrecht hatte, und der durch den Streit gereizte König ließ ihn darüber in Gegenwart der Arbeiter hart an. Dies erbitterte den Minister. „Der König, sagte er zu einem Vertrauten, fängt an, sich um alles bekümmern zu wollen; man muß ihm durch einen Krieg etwas zu thun geben; und bei Gott! er soll Krieg haben! Er oder ich muß ihn haben." In Folge dieses Entschlusses fielen Hunderttausende durch das Schwert. Denn statt den augsburger Bund durch Unterhandlungen zu trennen, riß er das Cabinet von Versailles zu dem politischen Fehler hin, durch einen Einfall in Deutschland (1689) ganz Europa gegen sich zu bewaffnen. Louvois ahnete nicht, daß er dadurch sich selbst stürzen würde. Der Seeminister Seignelay rieth, vorzüglich England anzugreifen, um Wilhelm III. zu entthronen. Allein Louvois setzte ungestüm seine Meinung durch, den Krieg hauptsächlich auf dem festen Lande, wo er alles leitete, zu führen. Ludwig XIV. wollte jedoch Seignelay's Plan nicht ganz verwerfen. Daher ergriff man halbe Maßregeln; und England erlangte seit dem Siege bei la Hogue das entschiedene Uebergewicht zur See. Die Anstrengungen aber, die man auf den Landkrieg wandte, welchen Ludwig mit 300 000 Mann führte, erschöpften die Kraft der Nation. Zugleich schändete Louvois Art den Krieg zu führen die Ehre des Königs und seiner Feldherren und machte den Namen der Franzosen in ganz Europa verhaßt. Unter dem Vorwande, die Grenzen Frankreichs durch eine Wüste sicher zu stellen, und zu verhindern, daß der Feind aus den Grenzstädten keine Waffenplätze mache, ließ Louvois in den Monaten Januar und Februar 1689 die Pfalz in eine Einöde verwandeln. Heidelberg, Mannheim, Worms, Speier und viele andere Städte nebst einer großen Zahl Dörfer wurden (16. Febr.) ausgeplündert und verbrannt. In Speier entweihten die französischen Soldaten die Gräber der salischen Kaiser. Sie raubten die silbernen Särge, streuten die Reste der Todten umher, und trieben mit den Schädeln der Kaiser ihren Spott. Frau von Maintenon machte den König auf diese Gräuel aufmerksam. Ludwig untersagte daher dem Minister, welcher auch Trier verbrennen wollte, diese Barbarei. Zwei Tage darauf schlug Louvois dieselbe Maßregel aufs neue vor, und sagte zum Könige, weil ihn ohne Zweifel ein zu zartes Gewissen hindere, in die Zerstörung von Trier einzuwilligen, so habe er, da Krieg und Mitleid sich nicht vertrügen, um dem Gewissen des Königs jede Unruhe zu ersparen, es auf sich allein genommen, und den Eilboten zur Vollziehung der Befehle bereits abgesandt. Diese Kühnheit reizte den Zorn des Königs so sehr, daß er die Feuerzange vom Kamin nahm, und auf den Minister losschlagen wollte. Frau von Maintenon warf sich zwischen beide, und Louvois verließ in größter Bestürzung das Zimmer. Der König rief ihn zurück und befahl ihm mit funkelnden Augen: „Senden sie sogleich einen Courier ab, der zu rechter Zeit eintreffe; wird auch nur ein Haus verbrannt, so haftet ihr Kopf dafür." Der erste Courier war aber noch nicht abgegangen. Bald darauf reizte der Minister den König aufs neue durch Widerspruch so, daß dieser nach dem Stocke griff. Dies untergrub die Gesundheit des ehrsüchtigen Mannes, und er starb den 16. Juli 1691. Der König bedauerte seinen Verlust nicht; er schien sogar froh, von diesem lästigen Minister befreit zu sein, und ließ dem Könige Jacob II.

Stuart auf dessen Beileidsbezeugung antworten: „um unsere Angelegenheiten wird es darum nicht weniger gut stehen.“ Nach Duclos treffendem Urtheil, muß man in Louvois, diesem Gründer des Despotismus der Staatssecretäre, zwei Seiten unterscheiden. Als Minister war er in der Leitung des Kriegswesens einzig; betrachtet man ihn aber als Bürger, so war er ein Ungeheuer. Er hat den Staat seiner Ehrfurcht, seinem Unmuthe und jeder kleinen Aufwallung seiner Eigenliebe aufgeopfert. Ueber Louvois häusliches Leben läßt sich wenig sagen. Er war ganz Minister. Seine Aemter waren einträglich. Er kaufte die Herrschaft Meudon und verwandte auf die Anlagen daselbst mehrere Millionen. Der König gab der Wittwe für Meudon 900,000 Livres und Choisy. K.

Louvre heißt der alte königliche Palast zu Paris, welcher an der Seine liegt, und ein prächtiges, aber noch unvollendetes Gebäude von 697 Toisen Länge ist. Nachdem der erste Anfang dazu bereits 1214 gemacht worden war, legte Franz I. den Grund zu dem Gebäude, welches jetzt das alte Louvre heißt. Nach ihm ließ Heinrich II. daran fortbauen, Ludwig XIII. das Mittelgebäude, und Ludwig XIV. die prächtige Façade gegen St. Germain l'Auxerrois zu aufrichten. Dieses Schloß war die gewöhnliche Residenz der Könige von Frankreich, bis Ludwig XIV. das Schloß zu Versailles zu seinem Aufenthalte erwählte. Die Ehre des Louvre hieß ehemals in Frankreich die Erlaubnis, in alle königliche Schlösser mit der Carosse einfahren zu dürfen. Anfänglich war dies nur ein Vorrecht der Prinzen. Als aber im Jahr 1607 der Herzog von Egermont unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit in das Louvre fuhr, gab Heinrich IV. nicht nur ihm, sondern 1609 auch dem Herzoge von Sülly die Erlaubniß, solches beständig thun zu dürfen. Endlich erhielten, während der Minderjährigkeit Ludwigs XIII., alle hohe Kronbeamten und Herzöge von Maria von Medici dasselbe Vorrecht. Während des Kaiserthums wurden im Louvre die Sitzungen des National Instituts gehalten und die Producte der National-Industrie öffentlich ausgestellt. Auch sollte daselbst künftig die größte Bibliothek, die Antikensammlung, das Kupferstich- und Münzcabinett aufbewahrt werden. Man hatte unter Napoleon angefangen, das Louvre durch eine Gallerie mit dem Palaste der Tuilerien zu verbinden.

Lovelace (Richard), ein correcter englischer Dichter, der im Anfange des 17. Jahrhunderts lebte, im Jahre 1658 starb, und dessen Gedichte in einem leichten und fließenden Style geschrieben sind. — Richardson hatte unter dem Namen Lovelace in seiner Clarissa einen Roué gleichsam in der höchsten Potenz aufgestellt; weßhalb man einen feinen Verführer der Unschuld wohl einen Lovelace zu nennen pflegt.

Löwe, ein zum Katzengeschlecht gehöriges, vornehmlich in Africa einheimisches Raubthier von gelbbrauner Farbe, mit dickem Kopfe, einer Mähne an Hals und Schultern, einem schlanken Körper und einem langen am Ende mit einem Haarbüschel versehenen Schweife. Die größten messen wohl 4 Ellen in der Länge und 5 Fuß in der Höhe; gewöhnlich aber beträgt Länge und Höhe nicht viel über die Hälfte. Wegen seiner Stärke, seines Muths, seiner brüllenden Stimme und überhaupt wegen seines Furcht einflößenden Ansehns wurde er von Alters her der König der Thiere genannt. Auf den Menschen macht er nicht leicht einen Angriff, er müßte den gereizt oder

hungrig sein. Von den vierfüßigen Thieren nehmen es nur der Elephant, das Rhinoceros und allenfalls der Büffel mit ihm auf.

Löwen (Johann Friedrich), geb. 1729 zu Clausthal auf dem Harze, studirte die Rechte zu Göttingen und ging, in der Absicht, sein Glück in England zu versuchen, 1751 nach Hamburg, wo er Aufforderung bekam, als Schriftsteller aufzutreten. Seine ersten Versuche waren einige Poesien von freilich sehr mittelmäßigem Werth. Mit Vorliebe wählte er die komische Poesie, namentlich die scherzhafte Satire. Im Jahr 1757 ward er Secretär in Schwerin, heirathete die Tochter des Schauspieldirektors Schönemann und fing jetzt an, für das Theater zu arbeiten. Als im Jahr 1767 der hamburger Bühne eine neue Gestalt gegeben und sie zu einer Akademie für junge Schauspieler erhoben werden sollte, trat Löwen an die Spitze der Unternehmung und widmete ihr seinen ganzen Eifer. Er kündigte Vorlesungen über die Kunst an und ließ seine Frau und Kinder selbst die Bühne betreten. Aber schon nach einem Jahre löste sich das Ganze wieder auf. Löwen mußte 1768 die Stelle eines Registrators in Rostock annehmen, und starb, mit Sorgen und Hypochondrie kämpfend, im Jahr 1771. Seine größtentheils vergessenen Schriften hier anzuführen, würde gegen unsern Zweck sein. Er selbst gab 1765 und 1766 eine Sammlung derselben in vier Bänden heraus, wovon der erste Lehrgedichte, Erzählungen u. s. w. der zweite Oden, Lieder und musikalische Poesien, der dritte komische Gedichte (worunter sechs Romanzen) und scherzhafte Briefe, der vierte theatralische Schriften (eine Geschichte des deutschen Theaters und fünf Schauspiele) enthält. Im Ganzen verdient Löwen in Rücksicht auf seine Zeit mit Auszeichnung genannt zu werden. Unter seinen Gedichten sind manche wohlgelungene, namentlich seine Romanzen.

Löwen (Loeven, Leuven, franz. Louvain), ehemalige Hauptstadt einer der vier Gebiete des Herzogthums Brabant, jetzt die Hauptstadt eines Bezirks der zum Königreich der Niederlande gehörigen Provinz Südbrabant, liegt an dem Flusse Dyle und an einem Kanale aus demselben in die Rupel, wodurch sie mit Mecheln und der Schelde in Verbindung steht. Sie hat zwar einen großen Umfang, aber Gärten und Aecker nehmen fast 2/3 davon ein. Man findet hier 7 Kirchen, 5 Klöster, ein prächtiges Invalidenhaus, 4000 Häuser und 25,400 Einwohner. Am berühmtesten war Löwen durch seine, vom Herzoge Johann IV. von Brabant 1426 gestiftete Universität, zu welcher vier wohl privilegirte Collegia, eine beträchtliche Bibliothek, ein botanischer Garten und ein anatomisches Theater gehörten. Im sechszehnten Jahrhunderte zählte sie 6000 Studenten. Nachdem sie durch den französischen Revolutionskrieg eingegangen war, ward sie später in ein Lyceum verwandelt, jetzt aber wieder hergestellt und am 6. Oct. 1817 feierlich wieder eröffnet. Zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, wo die Stadt 200,000 Einwohner hat, ernährten die hiesigen Wollen- und Tuchfabriken gegen 100,000 Arbeiter, von denen sich aber, nach dem hart bestraften Aufstande 1378 viele nach England begaben und daselbst den Grund zu den dortigen Tuchfabriken legten. Am wichtigsten sind jetzt die Bierbrauereien, die jährlich gegen 150,000 Fässer ausführen; ferner sind hier zwei Zuckersiedereien, eine Kattundruckerei, Baumwollenspinnereien und zehn bis zwölf Blondfärbereien; auch wird ein beträchtlicher Getreidehandel getrieben.

Löwendal (Ulrich Friedrich Woldemar, Graf von), Urenkel Friedrichs III., Königs von Dänemark, am 6. April 1700 zu Hamburg geboren, begann 1713 in Polen seine kriegerische Laufbahn als gemeiner Soldat und ward, nachdem er alle Grade durchgegangen, 1714 zum Capitän ernannt. Da Deutschland damals Frieden genoß, so trat er als Freiwilliger in die Dienste Dänemarks, welches Krieg mit Schweden führte. Nachdem er sich hier durch Muth und Thätigkeit zu seinem Vortheile ausgezeichnet hatte, ging er 1716 nach Ungarn und zeichnete sich daselbst sowohl in der Schlacht bei Peterwardein, als bei den Belagerungen von Temeswar und Belgrad aus. Nicht weniger glänzte seine Tapferkeit in Sardinien und Sicilien, wohin er nach und nach gesandt ward, denn er nahm an allen Schlachten dieses Krieges 1718 bis 1721 den thätigsten Antheil. Während des nun erfolgten Friedens verwandte er das eifrigste Studium auf das Artillerie- und Genie-Wesen, und ward darauf vom Könige August von Polen, in dessen Dienste er trat, zum Feldmarschall und Generalinspector der sächsischen Infanterie erwählt. Der Tod dieses Monarchen, welcher 1733 erfolgte, gab ihm Gelegenheit, sich durch seine muthige Vertheidigung Cracaus auszuzeichnen. Die Czarin von Rußland, welcher er nun empfohlen wurde, nahm ihn in ihre Dienste und war mit seinem Benehmen in der Krim und Ukraine, wohin sie ihn gesandt hatte, so zufrieden, daß sie ihn zum Commandeur ihrer Armeen ernannte. Der große Ruf, welchen er sich durch seine Tapferkeit erworben hatte, wurde Veranlassung, daß ihn Ludwig XV. in seine Dienste zog und ihn im Jahre 1743 zum Generallieutenant machte. Schon im folgenden Jahre rechtfertigte er die gute Meinung, welche der König von ihm gehabt hatte, denn er zeichnete sich 1744 bei den Belagerungen von Menin, Ypern, und Freiburg durch Klugheit und Tapferkeit vorzüglich aus; auch ward er hier gefährlich verwundet. Doch commandirte er im folgenden Jahre das Reservecorps in der Schlacht bei Fontenoi wieder, an deren glücklichem Ausgange er einen rühmlichen Antheil hatte. Auch hatte er das Glück, in demselben Feldzuge Gent, Oudenarde, Ostende und Nieuport zu erobern. Die Ereignisse des folgenden Jahres waren noch glorreicher für ihn: er belagerte l'Eclüse und Sas de Gand, und traf darauf, während seine Armee die übrigen Festungen von Holländisch-Flandern zur Uebergabe brachte, so vortreffliche Anstalten zur Vertheidigung von Antwerpen, daß der Feind dem Plane, einen Angriff auf die Stadt zu wagen, gänzlich entsagte. Aber die Belagerung von Bergenopzoom brachte seinen Ruhm auf den höchsten Gipfel. Diese Stadt, welche bis dahin für unnehmbar gehalten worden war, und die durch ihre Lage sowohl, als von einer zahlreichen Garnison und von einer noch zahlreichern Armee, die vor ihren Thoren ein Lager aufgeschlagen hatte, vertheidigt ward, eroberte er bei kaum eröffneten Laufgräben am 16. September 1747 mit Sturm. Am folgenden Tage empfing Löwendal den Marschallsstab. Er starb am 27. Mai 1755. Mit einem durchdringenden Geiste geboren, hatte Löwendal eifrig die Kriegswissenschaften studirt, und auf seinen vielen Reisen die interessantesten Erfahrungen gemacht. Er besaß im Geniewesen, in der Geographie und Tactik die gründlichsten Kenntnisse, und sprach lateinisch, deutsch, englisch, italienisch, russisch und französisch mit gleicher Geläufigkeit. Mit allen diesen Vorzügen verband er eine seltene Bescheidenheit und Herzensgüte. Gleich dem Marschall von Sachsen, seinem vertrautesten Freunde, wußte er übrigens das Studium der

sten Kriegswissenschaften mit dem Genusse der rauschendsten Vergnügungen zu vereinigen.

Lowth (Robert), Bischof von London und einer der ausgezeichnetsten Geistlichen der englischen Kirche, war 1719 zu Winchester geboren. Nachdem er das berühmte Seminar seiner Vaterstadt besucht und im Griechischen, Lateinischen, wie in den orientalischen Sprachen große Fortschritte gemacht hatte, ging er in seinem neunzehnten Jahre nach Oxford, wo er 1734 Fellow, 1737 Magister und 1741 Professor der Poesie wurde. Dieses Lehramt gab ihm Veranlassung, seine trefflichen Praelectiones de sacra poesi Hebraeorum auszuarbeiten, die er zuerst 1753 drucken ließ. Sein erstes geistliches Amt war die Pfarre von Ovington in Hampshire, die er 1744 erhielt. Im Jahr 1748 besuchte er Berlin; im folgenden Jahre gab ihm der Herzog von Devonshire den Auftrag, seine Söhne auf ihren Reisen durch Europa zu begleiten. Nach seiner Rückkehr stieg er von Stufe zu Stufe, ward 1754 Doctor der Theologie zu Oxford, dann 1766 Bischof zu St. David, dann zu Oxford und 1777 Bischof von London. Er starb 1787. Lowth war ein Mann von großer Gelehrsamkeit und feinem Geschmacke, der sich durch seine Verdienste um biblische Literatur einen bleibenden Namen in und außer seinem Vaterlande erworben hat. Von seinen Werken nennen wir außer den oben angeführten Praelectiones (beste Ausgabe von Rosenmüller, Leipzig 1815) seine Introduction to the english Grammar und seine Bearbeitung des Jesaias. Seine Predigten, von denen mehrere gedruckt sind, sind Muster eines lichten, geistvollen und gediegnen Vortrags.

Loyola, s. Jesuiten.

Lübeck ehemals ein lutherisches Bisthum, jetzt das Fürstenthum Eutin, längs dem Flusse Trave und um den Eutinersee, in der holsteinischen Landschaft Wagrien, dessen Bischof zu Eutin residirte und ein Reichsfürst war, aber weder auf der geistlichen, noch weltlichen Fürstenbank, sondern auf der Querbank saß, welche man für den Bischof von Osnabrück, wenn er evangelisch war, bestimmt hatte. Da das fürstliche Haus Holstein dem Bisthume in den unruhigen Zeiten manchen Dienst erwiesen hatte, so ward 1647 zwischen beiden ein Vergleich geschlossen, kraft dessen von dieser Zeit an sechs aufeinander folgende Bischöfe aus dem holsteinischen Hause erwählt werden sollten. Daraus entstanden Streitigkeiten mit Dänemark, welches jedoch 1667 im glückstädtischen Frieden jenem Vergleiche seine Zustimmung gab. Im J. 1701 erhob sich, nach Absterben des Bischofs, ein neuer Streit, indem zwölf Vota für den königlich dänischen Prinzen Carl, neun aber für den holsteinischen Administrator, Herzog Christian August, stimmten. Auf Vermittelung Englands und Hollands schloß man endlich einen Vergleich ab, vermöge welches der Administrator von Holstein im Besitz des Bisthums verbleiben, Prinz Carl von Dänemark aber eine Summe Geldes bekommen sollte. Nachdem durch die Postulation des Herzogs Friedrich August von Holstein-Gottorp dem Vergleiche von 1647 Genüge geleistet worden war, wählte das Domcapital 1756 den dänischen Prinzen Friedrich, einen Sohn König Friedrichs V. aus der zweiten Ehe, zum Coadjutor. Dieser begab sich 1772 der Coadjutorie zum Vortheile Peter Friedrichs, eines Sohnes des obgenannten Bischofs Friedrich August, welcher sie wiederum 1776 an seinen Vetter, den Herzog Peter Friedrich Ludwig, abtrat, der alsdann 1785 die bischöfliche Regierung begann und zugleich Administrator des Herzogthums Oldenburg war. Im J. 1802 wurde endlich nicht nur das ganze

Bisthum, sondern auch das fast eben so beträchtliche Domcapitel dem Herzoge von Oldenburg für gemachte Aufopferungen als Fürstenthum zur Entschädigung übertragen, wobei man jedoch der Reichsstadt Lübeck einen Theil von jenem Capitel als eigenthümlichen Besitz zuerkannte. Als 1810 der Herzog von Oldenburg von Bonaparte vertrieben wurde, ward Lübeck von diesem zu dem Departement der Elbmündungen geschlagen. Seit 1814 ist das Bisthum Lübeck wieder an das herzogl. oldenburgische Haus gefallen. (S. d. Art. Oldenburg.) Das Fürstenthum Lübeck hatte auf 10 Q. M. 22,000 Einwohner; davon gehörten dem Bischofe 36 Dörfer nebst der Stadt Eutin, dem Domcapitel hingegen 46 Dörfer, von welchen der Stadt Lübeck 5 und einige Höfe zufielen. Die sämmtlichen Einkünfte des ganzen Fürstenthums rechnet man auf 75,000 Gulden.

Lübeck, vormals der Hansestädte Haupt, und noch jetzt eine der den drei freien Hansestädten, welche sich erhalten haben, war nach Verwüstung der Stadt Bucu von Graf Adolph II. von Holstein-Schaumburg ums J. 1144 auf derselben Stätte erbaut worden. Nach der neuen Stadt zogen viele Kaufleute aus Bardewick, und Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen, eifersüchtig über Lübecks schnellen Flor, verordnete, daß dort nichts weiter als Lebensmittel verkauft werden sollten. Als zehn Jahre später die Stadt abbrannte, trat Graf Adolph dem Herzoge den Ort ab. Heinrich ließ solchen neu aufbauen, gab den nordischen Völkern den Handel dahin frei, schenkte der Stadt das Stadtrecht (nachmals von mehrern Kaisern bestätigt), und verlegte das oldenburgische Bisthum, welchem die im J. 1164 eingeweihte Domkirche ihr Dasein verdankt, nach Lübeck. Durch Kaiser Friedrichs I. Gnade legte Lübeck den ersten Grund zu seiner nachmaligen Reichsunmittelbarkeit; in der Folge trat es an die Spitze des Hansebundes, seine Flotten beherrschten das baltische Meer, innerhalb seiner Mauern fand der entflohene Gustav Wasa vor Christians II. Mordlust ein Asyl, und Lübecks Stimme entschied über die Angelegenheiten der nordischen Reiche. — Die Stadt liegt auf holsteinischem Boden, auf einem mäßig erhabnen, länglichten Hügel, dessen abhängige Seiten sich ostwärts gegen die Wackenitz und westwärts gegen die ins baltische Meer ausströmende Trave erstrecken. Ihre Befestigung ist alt und besteht aus starken Mauern, Thürmen und Zwingern. Die Wälle sind von tiefen Gräben eingefaßt, dienen aber mehr zum angenehmen Spaziergange, als zur dauernden Vertheidigung. Die Häuser, deren Zahl 3300 beträgt, sind massiv, doch geschmacklos nach alter Art erbaut. Die Zahl ihrer Bewohner schätzt man auf 26,000. Herrschend blieb bis zur neuesten Zeit, vom J. 1530 an, die evangelisch-lutherische Lehre; gepredigt wird in den vier Haupt-Pfarr- und mehreren Filialkirchen. Unter den Kirchen zeichnen sich aus: die Domkirche, ein weitläuftiges Gebäude mit vielen Alterthümern und Denkmählern, und die Marienkirche mit dem schönen Altar, kunstreichen astronomischen Uhrwerke und Todtentanze. Außer den lutherischen Kirchen findet man hier auch eine reformirte und eine katholische Kirche. Die Stadt hat treffliche Armenanstalten und in dem ehemaligen Catharinenkloster ein Gymnasium von sieben Classen. Mehrere seiner Lehrer nennt die Gelehrtengeschichte mit Ruhm. Lübeck, welches durch seine Lage Verbindung mit der Ost- und Nordsee hat, treibt einen wichtigen Spedition shandel zwischen Deutschland und den Ostseeländern, einen starken eignen Handel mit Wein, Leder, Flachs und Getreide, und hat

sehr wichtige Hansgeschäfte mit Hamburg, Rostock, Copenhagen und Petersburg. Es sind auch zwei Assecuranzgesellschaften und eine Börse hier, und die Einwohner besitzen an 70 bis 80 eigene Schiffe. Im J. 1814 kamen über 1000 Schiffe an. Vermittelst der Stickenitz, welche oberhalb der Stadt in die Trave fällt, und sich durch die Delwenau mit der Elbe in Verbindung setzt, können die Lübecker in die Elbe fahren, und Hamburg bezieht viele von den aus den Ostseeländern kommenden Waaren über Lübeck. Von Fabriken sind hier Zuckersiedereien, Tabacks-, Leder-, Stärke-, Gold- und Silbertressen-, Hut-, Kattun-, Wollenfabriken, Fischbeinreißereien, Leimsiedereien. Das Gebiet der Stadt begreift mit der Hälfte des Amts Bergedorf und der Vierlande, einem fruchtbaren Ländchen, (welches Lübeck nebst Bergedorf gemeinschaftlich mit Hamburg besitzt) 51/2 Q. M. und 18,000 Einwohner. Zu diesem Gebiete gehört das Städtchen Travemünde an dem Einflusse der Trave in die Ostsee, mit einem Hafen und Seebade. Als 1806 die ehemalige Reichsverfassung aufgehoben wurde, bestand Lübeck, jedoch ohne Verbindung mit dem übrigen Deutschland, als freie Hansestadt. Aus der neuesten Kriegsgeschichte ist die Schlacht und der Sturm von Lübeck am 6. Nov. 1806 bekannt genug. Blücher endigte hier seinen ruhmvollen Rückzug durch die Capitulation zu Ratkau; 9500 Preußen und 1500 zu spät eingeschiffte Schweden wurden von den Franzosen zu Gefangenen gemacht. Lübecks trauriges Schicksal bei jenen Mordscenen erleichterte Bernadotte. Das Jahr 1810 veränderte die Verfassung der Stadt völlig; die bis dahin freie Stadt wurde zum Departement der Elbmündungen geschlagen und erhielt nicht einmal den Vorzug, Hauptort eines Departements zu sein. In dem Freiheitskriege haben Lübecks freie Männer wacker und tapfer in der hanseatischen Legion mitgefochten. Es fiel zwar vor Eintritt des Waffenstillstandes im Sommer 1813 noch einmal den Franzosen in die Hände, wurde aber gleich nach Ablauf desselben für immer von ihnen befreit. Seitdem hat es seine republicanische Verfassung wieder hergestellt. Der Rath besteht aus 4 Bürgermeistern und 16 Rathsverwandten; die gesammte Bürgerschaft aus 12 Collegien, deren jedes bei den bürgerlichen Berathschlagungen eine Stimme hat. Das Militär besteht aus 14 Bürgercompagnien und einer Jägercompagnie. Die jährlichen Einkünfte berechnet man auf 400,000 fl. Auf dem deutschen Bundestag hat Lübeck mit den andern 3 freien Städten eine Stimme, und ist jetzt der Sitz des Appellationsgerichts für die freien Städte.

Lüc (de), s. Delüc.

Lucanus (Marcus Annäus), ein berühmter römischer Dichter, geboren zu Corduba in Spanien um das J. 39 nach Chr. Geb. Sein Vater Annäus Mela, ein römischer Ritter, war der jüngste Bruder des Philosophen Seneca. Lucan kam in der zartesten Kindheit nach Rom, wo er von den geschicktesten Lehrern in der Grammatik und Rhetorik unterrichtet ward. Die Philosophie studirte er unter dem Stoiker Cornutus. Man glaubt, daß er zu Athen seine Studien vollendete. Sein Oheim Seneca führte ihn ins öffentliche Leben ein. Er erhielt die Quästur noch vor dem gesetzlichen Alter und trat in das Collegium der Augurn. Zugleich vermählte er sich mit Polla Argentaria, der Tochter eines gepriesenen römischen Senators. Schon früh hatte Lucan Proben poetischen Talents gegeben und durch mehrere Gedichte sich einen Ruf erworben. Aber er zog dadurch die Eifersucht Neros auf sich, der ebenfalls für einen großen Dichter und Rufiker gelten wollte. Als jener einst von einer zahlreichen Ver-

sammlung ein Gedicht auf die Geschichte der Niobe recitirt und großen Beifall eingeerndtet hatte, wagte Lucan als sein Nebenbuhler mit einem Gedicht auf den Orpheus aufzutreten und die Zuhörer erkannten ihm den Vorrang zu. Seitdem sah Nero nur mit Haß auf Lucan, verbot ihm, öffentlich aufzutreten, und sprach von seinen Werken nur mit Spott und Verachtung. Dies bewog Lucan, als mehrere ausgezeichnete Personen, an deren Spitze Piso stand, sich gegen Nero verbanden, an der Verschwörung Theil zu nehmen. Das Unternehmen ward entdeckt und Lucan, der nach Tacitus unnatürlich genug war, seine eigne Mutter als Mitschuldige anzugeben, zum Tode verurtheilt. Er wählte die Todesart seines Oheims und ließ sich die Adern öffnen. Schon dem Tode nahe, sprach er noch einige Verse, in denen er einen unter seinen Wunden hinsinkenden Krieger beschrieben hatte. Er starb in einem Alter von 27 Jahren, im J. 65 nach Chr. Geb. Von Lucans verschiednen Gedichten sind nur seine Pharsalia auf uns gekommen, in denen er die Ereignisse des Bürgerkrieges zwischen Cäsar und Pompejus erzählt; das Gedicht ist nicht vollendet und durch Härte und Dunkelheit im Ausdruck, durch Schwulst und übertriebene Bilder mannichfach entstellt; aber diese Fehler werden durch Adel der Gesinnung und Freiheitsliebe, die durch das ganze Gedicht wehen, wenigstens zum Theil vergütet und einzelne Stellen sind wahrhaft poetisch und von unfehlbarer Wirkung. Die besten Ausgaben sind von Oudendorp, Leyden, 1728 4. von Burmann, Leyden, 1740, 4. und mit Bentleys und Grotius Anmerkungen, Strawberry hill, 1760, 4.

Lucas ist der Verfasser eines Evangeliums, das sich unter den übrigen Nachrichten von dem Leben Jesu durch Vollständigkeit, Genauigkeit und Spuren nicht gemeiner Kenntnisse auszeichnet, und der Apostelgeschichte, in welcher er wohlgeordnete Nachrichten von der Entstehung der christlichen Kirche, und insbesondere von den Reisen des Apostel Paulus gibt. Obgleich beide Bücher nur für einen Freund, Namens Theophilus, bestimmt waren, gelangten sie doch bald zu kanonischem Ansehn und worden in den Kirchen öffentlich vorgelesen. Ueber die Lebensumstände des Evangelisten Lucas ist weiter nichts Zuverlässiges bekannt, als daß er ein geborner Jude, ein Zeitgenosse der Apostel, der die Nachrichten vom Leben Jesu aus dem Munde von Augenzeugen gehört haben konnte, und ein mehrjähriger Begleiter des Apostel Paulus auf seinen Reisen war, daher er auch in der Apostelgeschichte berichtet, was er selbst gesehen und mit erlebt hatte. Die Vermuthung, er sei ein Arzt gewesen, ist wahrscheinlicher, als die Sage, die ihn zu einem Mahler macht und Anlaß gegeben hat, daß ein altes zu Rom aufbewahrtes Christusbild für sein Werk gehalten wird, weshalb die Zunft der Mahler ihn als ihren Schutzpatron ehrt, und eine berühmte Akademie dieser Künstler zu Rom sich nach ihm nennt. F.

Lucas von Leyden, einer der Begründer der neuern Kunst im Norden, steht an Dürers, Holbeins und Cranachs Seite als Künstler der altdeutschen Schule, und muß deshalb schon für uns Deutsche um so interessanter sein, ob er gleich im strengen Sinne Deutschland nicht angehört. Geboren zu Leyden im Jahre 1494 genoß er frühzeitig den Unterricht seines Vaters, Hugo Jacobs, und später des Cornelius Engelbrecht, eines vorzüglichen Mahlers und Schülers des Hubert Eyk. Bald zeigte sich ein großes Talent zur Kunst, denn schon im 9. Jahre lieferte er einige selbsterfundene Bilder, und in seinem

2. setzte er alle Kenner durch einen in Wasserfarbe gemahlten heil. Hubertus in Erstaunen. Im 15. trat er mit mehrern selbst componirten und gestochenen Blättern auf, worunter die Versuchung des heil. Antonius und die Bekehrung des heil. Paulus in Hinsicht der Compositionen, des charakteristischen Ausdrucks, der Drappirung, und der Behandlung des Grabstichels, musterhaft sind. Seit dieser Zeit lieferte er viele Gemählde in Oel, Wasserfarben, auf Glas, und eine Menge Kupferstiche, die mit dem größten Beifall aufgenommen wurden und seinen Ruhm allgemein verbreiteten. In vorzüglich freundschaftliche Verhältnisse trat er mit dem berühmten Johann von Mebuse. Aber auch mit dem großen Albrecht Dürer schloß er ein inniges Freundschaftsbündniß, als ihn dieser in Leyden besuchte. Beide mahlten damals ihre Bildnisse auf einer Tafel. Auf den Gipfel seiner Kunst gestiegen, bekam er einen steifen Körper und starb im J. 1533. in seinem 40. Jahre. Dieser Künstler ist fast in allen Theilen der Kunst vortrefflich zu nennen, ungeachtet er sich von jenem Geschmacke, der die Kindheit der Mahlerei charakterisirt, nicht völlig losreißen konnte. Seine Erfindungen sind geistreich, scharfsinnig und mannichfaltig, eine Gruppirung verständig und natürlich. Charakter leuchten aus allen seinen Figuren, besonders aus den Köpfen hervor, obgleich derselbe nicht allemal edel genannt werden kann. Die Stellungen und Bendungen der Figuren sind von großer Verschiedenheit, welches bei der großen Menge von Personen, die man oft auf seinen Bildern findet, um so mehr zu bewundern ist. Seine Zeichnung ist richtig, doch nicht ideal, sondern nach der Natur des Landes, worin er lebte, gehaltet. Die Gewänder sind zwar meist mit Wahrheit geordnet, doch immer ohne Wahl, überladen und durch viele kleinliche Falten verunstaltet. Die Färbung ist gefällig, natürlich, aber die Luftperspective vernachlässigt und eine gewisse der damaligen Kunstperiode eigene Härte darin unverkennbar. Ungeachtet großer Ausführung mahlte Lucas doch mit einem leichten Pinsel. Auch seine Kupferstiche und Holzschnitte zeugen von der sorgfältigsten Behandluug; sie sind sehr hoch geschätzt und selten. Vorzüglich interessant sind die Blätter, worin dieser Künstler, mit Albrecht Dürer wetteifernd, einen und denselben Gegenstand mit diesem behandelt hat. Beide Freunde theilten sich dann oft ihre Ideen und Compositionen gegenseitig mit. Die vollständigste und schönste Sammlung der Kupferstiche dieses Meisters ist auf der Bibliothek zu Wien. Seine Gemählde sind in mehrern Gallerien verstreut, die vorzüglichsten davon aber in Leyden, Wien, Dresden, München, und in der Tribune zu Florenz. B. L.

Lucca, Stadt und Herzogthum in Italien, war ursprünglich eine Colonie der Römer, welche mit dem Sturze des longobardischen Reichs 774 unter Carl dem Großen an Frankreich, und nachher durch Otto I. dem Großen) an Deutschland fiel. Ludwig der Baier ernannte 1327 den verrufenen Castruccio Castracani zum Herzoge, welche Würde jedoch bei dessen Tode erlosch. Darauf kaufte der Genueser Spinola die Herrschaft über die Stadt, trat sie aber hernach bei Heinrichs VII. Anwesenheit in Italien an diesen ab. Dieser verkaufte sie an das parmesanische Haus Rossi, auf welches der Veroneser Scaliger folgte, der aber ebenfalls nach kurzer Zeit die Herrschaft an Franz verkaufte. Unter Carl IV. erhielt sie 1370 ihre Freiheit, welche sie auch, unter der Staatsleitung eines Gonfaloniere und eines Staatsraths, bis in die neuesten Zeiten behauptete. Nachdem ihr 1797 die Franzosen unter Serrurier eine neue Verfassung

aufgedrungen hatten, ward Lucca 1805 in ein Fürstenthum verwandelt und, mit Piombino vereinigt, dem Schwager Bonapartes Baciocchi gegeben. Im J. 1814 wurde es von den Oesterreichern besetzt, und durch die General-Acte des wiener Congresses (Art. 101. 102) der Infantin Maria Louise, Tochter König Carls IV. von Spanien, und Witwe des ehemaligen Königs von Etrurien, unter dem Titel eines Herzogthums mit völliger Souveränität überlassen. Zu den Revenüen des Landes wurde noch eine Rente, von 500,000 Franken geschlagen, welche Oesterreich und Toscana unter gewissen Bedingungen zu zahlen sich anheischig machten. In dem Falle, daß die Descendenz der Infantin ausstürbe, oder ihr ein anderes Etablissement angewiesen würde, soll das Herzogthum Lucca an Toscana fallen. Die Infantin Maria Louise trat aber die Regierung erst 1818 an, nachdem ihr der Rückfall von Parma (s. d. Art.) zugesichert worden war. Dieser kleine Staat grenzt an das mittelländische Meer, Modena und Toscana, und enthält auf 18 Q. M. 137,000 Einw., die sich zur katholischen Kirche bekennen. Nur an den Grenzen streichen die Apenninen hin; der übrige Theil ist theils hügelig, theils eben, fruchtbar und durch den großen Fleiß äußerst angebauet. Der Serchio ist der Hauptfluß, aber nicht schiffbar, und wird blos zum Holzflößen gebraucht. Er bildet das sehr schöne Serchiothal. Die Producte sind: nicht hinreichendes Getreide, desto mehr Baumfrüchte, als Oliven, Obst, Kastanien, Mandeln, Pomeranzen, Citronen, Feigen und Maulbeerbäume. Auch zieht man guten Wein, die Oliven machen den größten Reichthum des Feldbaues aus, und das Oel von Lucca gehört zu dem besten, und ist das vorzüglichste in Italien. Desgleichen sind der Seidenbau und die Viehzucht wichtig. Es gibt auch viele Seidenfabriken. Lucca, die Hauptstadt und Residenz mit 18,000 Einwohner, liegt am Serchio, in einer schönen fruchtbaren Ebene, mit Bergen umgeben, die mit Oelbäumen und auf dem höchsten Gipfel mit Tannen und Steineichen bewachsen sind. Sie hat 3/4 Stunde im Umfange und ist mit Wällen umschlossen, die mit Bäumen besetzt sind und zu einem angenehmen Spazliergange dienen. Lucca ist ziemlich gut gebaut, wiewohl die Strassen zum Theil krumm und enge sind. Die Kirchen und die öffentlichen Gebäude sind ohne Pracht. Die Domkirche ist groß, aber von einer schlechten Bauart; auch der Residenzpalast ist alt und unansehnlich. Man findet hier eine Universität, den Sitz eines Erzbischofs, zwei große Tuchfabriken und beträchtliche Seidenweberei. Auch treiben die Einwohner Handel mit Oel und Seide, und einen sehr fleißigen Feldbau. Häufige Villen verschönern die angenehmen Umgebungen der Stadt.

Lucchesini (Marquis von), ehemaliger preußischer Staatsminister, aus einer Patricierfamilie von Lucca, ward durch den Abbé Fontana Friedrich II. (nach 1778) vorgestellt, der ihn mit einem Gehalte von 2000 Thalern und dem Kammerherrntitel als Bibliothekar und Vorleser in Dienst nahm. Lucchesini wurde der literarische Freund Friedrichs II. und von diesem seiner Kenntnisse wegen ausnehmend geschätzt. Erst unter dessen Nachfolger ward er diplomatisch angestellt und nach Warschau gesandt, wo er sich 1788 bei Eröffnung des Staatsraths befand. Er benahm sich hier mit vieler Gewandtheit, reizte die für Unabhängigkeit gestimmte Partei gegen Rußland auf, und brachte es im März 1790 zwischen Preußen und Polen zur Abschließung eines Allianztractats. Im darauf folgenden Juli wohnte er in der Eigenschaft eines bevollmächtigten Ministers dem Congreß in Reichenbach bei, um in Vereinigung mit dem englischen und holländi-

chen Minister zwischen den Türken und dem Kaiser den Frieden einzuleiten. Im Juli 1792 ging er abermals nach Warschau, wo er durch die obwaltenden Umstände zum Bruche des Allianztractats, den er selbst unterzeichnet hatte, genöthigt ward. Im Januar 1793 ernannte ihn der König zu seinem Botschafter in Wien; er begleitete jedoch den König während des größten Theils des damaligen Feldzugs. Erst im März 1797 ward er von Wien zurückberufen und im Sept. 1802 als außerordentlicher Gesandter nach Paris gesandt, von wo er sich später zu Napoleon nach Mailand begab. Seinen Anregungen besonders gab man, aber wohl mit Unrecht, den Ausbruch des preußisch-französischen Kriegs im Sept. 1806 Schuld. Er begleitete den König bis nach der Schlacht bei Jena, unterzeichnete nach derselben zu Charlottenburg mit Napoleon einen Waffenstillstand, den aber der König nicht ratificirte, und nahm, in Folge aller dieser Ereignisse, weil er die Gunst des Königs verloren zu haben glaubte, seine Entlassung, um nach Lucca zurückzukehren. Späterhin ward er bei Napoleons Schwester, der Fürstin von Lucca, als Kammerherr angestellt, und begleitete diese zur zweiten Vermählung ihres Bruders nach Paris. Der Graf von Ségur urtheilt in seinem Tableau historique et politique de l'Europe von ihm in Betreff seiner polnischen Mision folgendes: „Niemand war zu einer solchen Stelle geeigneter, als er. Seiner Thätigkeit entschlüpfte kein Augenblick unbenutzt. Feurig in Verfolgung seines Ziels, schnell entschlossen, die zweckdienlichsten Mittel zu ergreifen, vereinte der Marquis von Luccheſini die Eigenschaften eines gewandten Höflings mit der Geübtheit eines Staatsmannes. Gelehrt ohne Pedanterie, lieferte ihm sein glückliches Gedächtniß eben so viele nützliche Thatsachen zum Behufe seiner Arbeiten, als anziehende Anekdoten für die Belebung einer Gesellschaft. Seine Vertrautlichkeit mit Friedrich II. hatte ihm ein bedeutendes Ansehn verschafft; ein einschmeichelnder Charakter führte ihn in das Innere aller Charaktere ein; seine Freiheit zog bald den Schleier von allen Geheimnissen, und seine warme Thätigkeit, die ihm ein offenes freies Wesen gab, während sie seinen wahren Sinn glücklich verdeckte, beredete die Polen, daß er ihre Angelegenheit mit einem Eifer umfasse, als wäre es seine eigene." Sein neuestes Werk über den Rheinbund: Sulle Cause gli Effetti della Confederazione renana etc. Italia 1819, erschien in Rom und ist bei dem Verleger dieses Lexicons jetzt (1821) eine Uebersetzung davon unter der Presse.

Lucian, ein ausgezeichneter griechischer Schriftsteller, geboren zu Samosata, der Hauptstadt von Comagene, an den Ufern des Euphrat, unter der Regierung Trajans. Er war von geringer Herkunft und ward in seiner Jugend zu einem Oheim gethan, um die Bildhauerkunst zu erlernen. Da er in seinen ersten Versuchen nicht glücklich war, verließ er seinen Meister und begab sich nach Antiochien, wo er sich literarischen Studien widmete und das Geschäft eines Redners ergriff. Bald aber der gerichtlichen Streitigkeiten müde, beschränkte er sich auf die Ausübung der Beredsamkeit als Rhetor und besuchte in dieser Eigenschaft mehrere Länder, unter andern Griechenland, Italien, Spanien und Gallien. Unter Marc Aurel ward er Procurator der Provinz Aegypten. Man glaubt, daß er unter Commodus, 80 oder 90 Jahre alt, starb. Die Werke Lucians, von denen viele auf uns gekommen sind, bestehen in erzählenden, rhetorischen, kritischen und satirischen Stücken, größtentheils in dialogischer Form. Die bekanntesten und populärsten darunter sind die, in denen er mit Laune die Mythengeschichte und die Secten der Philosophen bespottet. Sie

haben ihm mit Recht den Ruhm des witzigsten Schriftstellers unter den Alten erworben. Er selbst scheint keinem System anzuhängen. Frei und unbefangen bekämpft er Betrug und Aberglauben überall, wo sie ihm begegnen. Die Epicuräer, die in dieser Hinsicht mit ihm übereinstimmten, werden darum auch mit mehr Schonung von ihm behandelt. Oft nimmt er auch den Ernst und die Schärfe der Socratiker an. Die christliche Religion, die er aber nur unvollkommen und durch das Medium des Mysticismus kannte, wird von ihm nicht geschont. In seinen Sarkasmen geht er oft über die Wahrheit und Mäßigung hinaus, auch wiederholte er manche Verleumdung gegen hervorragende Charaktere und verletzt nach unsern Begriffen zuweilen den Anstand, wiewohl er sich im Allgemeinen als Freund der Moralität zeigt. Die besten Ausgaben von Lucians Werken sind von Bourdelot, Paris 1615, Fol., von Grävius, Amst. 1687, 2 B. 8 und von Reitz, Amst. 1743, 4 B. 4.

Lucian Bonaparte, s. Bonaparte (Lucian).

Lucifer, Lichtbringer, (bei den Griechen Phosphorus), Sohn der Aurora, vor welcher er auf einem weißen Pferde herzuziehen pflegt: also der Morgenstern. Er ist aber auch der Abendstern. Wenn er den Abendstern (Hesperus) bedeutet, hat er ein dunkles Pferd. Daher waren ihm überhaupt die Reitpferde gewidmet und die Römer gaben ihm den Namen; Desultor. Man nennt auch den Fürsten der Finsternis Lucifer.

Lucilius (Cajus), römischer Ritter, Großoheim Pompejus des Großen von mütterlicher Seite, ward 147 vor Chr. zu Suessa geboren und machte im Kriege gegen Numantia unter Scipio Africanus, mit dem er sehr vertraut war, seinen ersten Feldzug. Man betrachtet ihn als den Erfinder der römischen Satire, weil er ihr zuerst diejenige Form, unter welcher hernach diese Dichtungsart von Horaz, Persius und Juvenal ausgebildet worden ist, gegeben hat. Seine Satiren übertrafen die rohen Hervorbringungen eines Ennius und Pacuvius; doch ward er wiederum von denen übertroffen, welche nach ihm kamen. Horaz vergleicht ihn mit einem Flusse, der unter mehrerem Unrathe kostbaren Sand mit sich führt. Von dreißig Satiren, welche von ihm angeführt werden, sind uns nur einige Fragmente übrig. Diese besitzen wir in verschiedenen Ausgaben, von denen die von Dousa, Leyden 1597, 4., Amsterdam 1661, in 4. und Padua 1735, 8. für die besten gehalten werden. Bei seines Lebzeiten hatten diese Satiren ein ungemeines Ansehn. Auch soll Lucilius den Hexameter zuerst unter den Römern eingeführt haben. Er starb zu Neapel um das J. 103 vor Chr. Geb.

Lucina, ein Beiname der Juno, nach Andern der Diana, wird entweder von lucus (Hain, weil ihr Tempel in einem Haine stand), oder von lux (Licht, weil durch sie die Kinder bei der Geburt ans Licht gebracht wurden), oder auch von luceo (ich leuchte, weil sie den Mond bedeuten sollte) hergeleitet. Am 1. März wurde ihr zu Ehren ein Fest gefeiert, bei welchem sich die Mütter in ihren Tempel versammelten, ihn mit Blumen schmückten und sich eine glückliche und tapfere Nachkommenschaft, Fruchtbarkeit und eine leichte Entbindung erflehten. S. d. Art. Ilithyia.

Luckner (Nicolas), franz. Marschall, war zu Campen in Baiern geboren und studirte 1737 zu Passau. Im siebenjährigen Kriege errichtete er ein Corps Husaren für Hannover, an dessen Spitze er überaus tapfer und glücklich focht. Als dieses Corps, dessen ganzes Zu

rauen er besaß, nach dem Frieden entlassen wurde, ging er aus Verdruß in französische Dienste, in welchen er sich nachher so emporschwang, daß ihn Ludwig XVI. zu der Würde eines Marschalls von Frankreich erhob. Seine Bildung hatte nichts Einnehmendes; er war klein von Person und der französischen Sprache nicht recht mächtig, wie er selbst einmal öffentlich in der Nationalversammlung erklärte. Dessen ungeachtet stand er in großer Achtung bei den Soldaten und erwarb sich auch das Zutrauen der Regierung. Weil aber ein hohes Alter zu kühnen Unternehmungen nicht mehr tüchtig schien, so wurde ihm im Anfange des Kriegs 1792 das Commando der General-Armee übertragen. Die Bergpartei aber zweifelte endlich an einem Patriotismus und rief ihn von der Armee zurück. Er schmachtete im Kerker und mußte zum Lohne für seine Dienste, die er Frankreich eine lange Reihe von Jahren geleistet hatte, am 4. Januar 1794 unschuldig die Guillotine besteigen.

Lucretia, s. Brutus.

Lucretius (Titus) Carus, ein römischer Ritter, wahrscheinlich im Jahre der Stadt 659 zu Rom, ungefähr 95 v. Chr. geboren, studirte zu Athen unter Zeno und Phädrus die Epicurische Philosophie. Man erzählt, er sei durch einen Liebestrank wahnsinnig geworden und habe dann, in lichten Zwischenräumen, verschiedene Schriften verfertigt, sich nachher aber, im 44. Jahre seines Alters, selbst getödtet. Alle diese Nachrichten sind nicht erwiesen. Wir besitzen von ihm ein Lehrgedicht in 6 Büchern: De rerum natura, in welchem er die Grundsätze der Epicurischen Philosophie vorträgt. Er zeigte sich hier als geistvollen Nachbildner griechischer Muster, z. B. des Empedokles. Der meist ganz unpoetische Stoff dieses Gedichts mußte das Mißlingen desselben herbeiführen. Indessen zeigen mehrere Theile desselben, z. B. die Beschreibung des menschlichen Elends, die Gewalt der Leidenschaften, die schreckliche Pest Griechenlands ꝛc., daß Lucrez wahrhaftes Dichtertalent besaß. Es wird, der veralteten Wörter und neuerfundenen Bedeutungen wegen, selbst von Quintilian für schwer zu verstehn gehalten; aus diesem Grunde hat es auch nur sehr geringe Aufmerksamkeit bei den Römern erregt. Die vorzüglichsten Ausgaben des Lucrez sind von Creech Oxon. 1695, Lond. 1716, von Havercamp Leyden, 1725 und von Wakefield. Nach letzterer ist die unvollendete Eichstädtische. Eine deutsche Uebersetzung mit erläuternden Anmerkungen haben wir von Meinecke, Leipzig, 1795.

Lucullus (L. Licinius), kann besonders durch seine Besiegung des Mithridates von allen seinen Vorfahren und Anverwandten, welche dieselben Vornamen führten, als der berühmteste unterschieden werden. Mit seinem Bruder, Marcus Licinius Lucullus, zugleich zum Aedilis Curulis erwählt, bewies er im marsischen Kriege viele Klugheit und Tapferkeit; in den Bürgerkriegen des Sylla und Marius hielt er es mit dem ersten. Im Jahre der Stadt 679 ward er nicht nur Consul, sondern auch Befehlshaber der Armee, welche nach Cilicien gegen Mithridates marschiren sollte. Da er schon vorher während seiner Quästur den Mithridates als Unterfeldherr bekriegt hatte, so war ihm dieses Land hinlänglich bekannt. Als er in Asien angekommen war, war es seine erste Sorge, die alte Kriegszucht, welche die römischen Soldaten unter den schwelgerischen Asiaten vergessen hatten, wieder herzustellen. Mithridates hatte sich indessen in einen furchtbaren Vertheidigungszustand gesetzt und sogar den Feldzug durch eine siegreiche Seeschlacht gegen den Mitconsul des Lucullus, Aurelius Cotta, eröff-

net. Lucullus war daher genöthiget, seinen Angriff zu Lande gegen diesen mächtigen Feind zu beschleunigen. Als er sich jedoch der ungeheuern Armee des Mithridates genähert und ihre Stärke erforscht hatte, hielt er es für rathsam, eine Hauptschlacht mit derselben zu vermeiden. Mithridates wollte nun die Stadt Cyzicum, welche der Schlüssel von Asien und von den Römern besetzt war, mit einer beträchtlichen Macht belagern; Lucullus erfuhr dies, und es glückte ihm, dem Nachtrabe desselben auf dem Marsche dahin eine Niederlage beizubringen. Damit noch nicht zufrieden, folgte er der Armee des Mithridates auf dem Fuße und schnitt derselben, durch Besetzung eines engen Passes, alle Zufuhr der Lebensmittel ab, wodurch jener genöthigt ward, die Belagerung von Cyzicum aufzuheben. Nun rückte Lucullus an die Küste des Hellesponts, rüstete eine Flotte aus und schlug mit derselben eine Flotte des Mithridates bei der Insel Lemnos. Dieser Sieg zur See setzte ihn in den Stand, alle übrigen Flotten des Mithridates aus dem Archipelagus zu verjagen, so daß die Römer Herren dieses Meeres wurden. Nicht weniger glücklich waren auch die Unterfeldherren des Lucullus zu Lande, wodurch in kurzem ganz Bithynien und Paphlagonien in die Hände der Römer fiel. Er stellte sich nun wieder an die Spitze seiner Landarmee, um selbst in Pontus einzufallen, und eroberte verschiedene Städte, wurde aber dennoch in einem Treffen von Mithridates geschlagen. Zwei andere Feldherren des Mithridates litten dagegen eine solche Niederlage, daß dieser zu dem Entschlusse gebracht wurde, sich zurückzuziehen. Dadurch wurde das Heer desselben so muthlos gemacht, daß es, statt eines ordentlichen Rückzugs, förmlich die Flucht ergriff, den König verließ, und diesen dadurch nöthigte, bei seinem Eidam Tigranes in Armenien Schutz zu suchen. Nun ward ganz Pontus von Lucullus erobert und zur römischen Provinz gemacht. Da Tigranes sich weigerte, den Mithridates an die Römer auszuliefern, mußte Lucullus auch gegen diesen zu Felde ziehen. Tigranes ward geschlagen, er übergab daher den Befehl seiner Armeen dem Mithridates, welcher damit in Pontus eindrang, einen großen Theil desselben eroberte und die Römer unter dem M. Fabius in die Flucht schlug. Allein von Lucullus erlitt er abermals eine starke Niederlage. Mithridates verlor den Muth nicht und trug sogar im folgenden Feldzuge über einen Unterfeldherrn des Lucullus wieder einen Sieg davon. Indessen ward Lucullus durch die Meutereien seiner Soldaten, die ihn, vielleicht nicht mit Unrecht, des Geizes und der Habsucht beschuldigten, an wirksamen Unternehmungen gegen den Mithridates gehindert. Die Nachricht von diesem Mißvergnügen der Soldaten gegen den Lucullus kam nach Rom, und da man hier die Klagen der Soldaten für gegründet erkannte, wurde dem Lucullus das Commando abgenommen und er selbst nach Rom zurückberufen. Indessen ward er von den Patriciern mit allen Zeichen der Hochachtung aufgenommen und hielt einen glänzenden Triumph. Von nun an lebte Lucullus als Privatmann in Rom und genoß die ungeheuern Reichthümer, die er aus Asien gebracht hatte, in verschwenderischer Ueppigkeit. Doch vergaß er über dem Genuß der Vergnügungen nicht die edlern und ernstern Beschäftigungen eines unterrichteten, gebildeten Geistes. Während seines Aufenthalts in Griechenland, als Quästor in Macedonien, und als Feldherr im Mithridatischen Kriege, war er mit allen damals lebenden Philosophen vertraut geworden. Sein vornehmster Lehrer war der Academiker Antiochus, der ihn auch auf einigen seiner Feldzüge begleitete.

Daher interessirte sich auch Lucullus am meisten für das Platonische System. Nach seiner Rückkehr nach Rom setzte er mit allem Eifer das Studium der Philosophie fort, zog selbst viele Gelehrte nach Rom und verstattete ihnen freien Zutritt in seinem Hause. Auch legte er eine zahlreiche Bibliothek an, deren Gebrauch dem ganzen Publicum frei stand und die auch Cicero fleißig benutzte. Zur Errichtung und Verwaltung derselben bediente er sich des Tyrannion, welchen er im Mithridatischen Kriege zum Gefangenen gemacht hatte, und welchen er nachher dem Murena überließ, der ihm die Freiheit schenkte. Durch sein Beispiel reizte er auch andere reiche und vornehme Römer, gelehrte Männer auf ihre Kosten nach Rom zu ziehen. Zuletzt soll Lucullus durch einen Liebestrank, der ihm sein Freigelassener Kallisthenes beigebracht hatte, so wahnwitzig geworden sein, daß man ihm seinen Bruder zum Curator setzen mußte. Bald darauf starb er. Lucullus war es auch, der im J. 680 nach Erb. R. den Kirschbaum aus Cerasunto in Pontus zuerst nach Rom brachte und daselbst anpflanzen ließ, von wo sich nachher dieser Baum über ganz Europa verbreitet hat.

Luddisten nennt man in England die Zerstörer der Maschinen, die ihr Unwesen zu verschiednen Zeiten in mehrern Fabrikstädten Englands getrieben haben und größtentheils nahrungslose ehemalige Fabrikarbeiter sind, welche das immer mehr überhandnehmende Maschinenwesen als den Grund ihrer Nahrungslosigkeit ansehen. Woher der Name Luddisten rühre, ist uns unbekannt.

Ludwig der Bayer, deutscher Kaiser, war ein Sohn Ludwigs des Strengen, Herzogs von Bayern und 1286 geboren. Als Heinrich VII. gestorben war, fand eine doppelte Kaiserwahl Statt. Fünf Churfürsten wählten Ludwig von Bayern, die übrigen Herzog Friedrich von Oesterreich. Da jede Partei bei ihrer Wahl beharrte und die Krönung vollzog, erfolgte ein Krieg, in welchem Ludwig die Oberhand behielt und im Treffen bei Mühldorf 1322 seinen Gegner sogar gefangen bekam. Nach vergeblich versuchten Vergleichen starb Friedrich in der Gefangenschaft. Schon 1315 vertrieb Ludwig seinen Bruder Rudolph von der Pfalz, der seiner Wahl entgegen gewesen war, sah sich aber doch nach dessen Tode 1324 genöthigt, mit seinen Söhnen einen Vergleich einzugehen, kraft dessen sie ihr väterliches Land wieder bekamen und die Churwürde zwischen Bayern und Pfalz künftig abwechseln sollte. Die erledigte Mark Brandenburg verlieh Ludwig 1322 seinem ältesten Sohne. Indeß zerfiel er bald mit dem Papste Johann XXII., gegen dessen Absichten er der Viscontischen Partei in Italien Hülfe zuschickte. Er durchzog siegreich Italien und stellte in Nicolaus V. einen Gegenpapst auf, wodurch er aber in langwierige Streitigkeiten verwickelt wurde. Clemens VI. that ihn 1346 in den Bann und brachte es sogar dahin, daß fünf Churfürsten den böhmischen Carl von Luxemburg zum römischen König wählten. Indeß fand Ludwig viele treue Anhänger und würde sich haben behaupten können, allein er starb schon 1347 am Schlagflusse, als er eben in der Gegend von München auf der Bärenjagd war. Er war ein Fürst von Muth und Entschlossenheit, der unter minder schwierigen Verhältnissen glücklich regiert haben würde.

Ludwig IX. (der Heilige). König von Frankreich, ältester Sohn Ludwigs VIII. und Blanca's von Castilien, geb. d. 23. April 1215 und zu Poissy getauft, weßwegen er sich auch zuweilen Ludwig von Poissy unterschrieb, kam zur Regierung d. 8. Nov. 1226, und

stand unter der Vormundschaft seiner Mutter, die zugleich Regentin von Frankreich war; der erste Fall, daß Vormundschaft und Regentschaft sich in einer Person vereinigt fanden. Die Königin hatte, mit Unterstützung des Papstes, die großen Reichsbarone, welche, stets in Kriege unter sich verwickelt, ihre Unabhängigkeit nur dazu benutzten, die Ruhe des Reichs zu gefährden, zu unterwerfen gewußt. Ludwig IX. setzte das Werk seiner Mutter mit Glück fort, rief die geschicktesten und rechtschaffensten Männer in seinen Rath, steuerte dem Mißbrauche der geistlichen Jurisdiction, stillte die Unruhen in Bretagne, wußte während der Zwistigkeiten Gregors IX. und Friedrichs II. eine kluge Neutralität zu behaupten und war überhaupt auf die Beglückung seiner Unterthanen bedacht. Die weise Verwaltung seiner Staaten setzte ihn in den Stand, gegen Heinrich III. von England, mit welchem sich die Großen der französischen Krone vereinigt hatten, ein mächtiges Heer zu werben; er hatte das Glück, die Engländer 1241 binnen 6 Tagen zweimal zu schlagen, und Heinrich III. zu einem nachtheiligen Frieden zu nöthigen. Als er im J. 1244 von einer heftigen Krankheit befallen wurde, that er das Gelübde, einen Kreuzzug nach Palästina zu machen, und weder seine Mutter noch seine Gemahlin vermochten ihn vier Jahre später von der Erfüllung des Gelübdes abzuhalten. Er schiffte sich mit seiner Gemahlin, seinen Brüdern und der französischen Ritterschaft ein, landete auf der Rhede von Damiette, und eroberte 1249 diese Stadt. Darauf schlug er zweimal den Sultan von Aegypten, in dessen Gewalt sich Palästina befand. Er selbst that Wunder der Tapferkeit, besonders in der Schlacht von Massure, 1250. Aber bald nöthigten Hungersnoth und ansteckende Krankheiten sein Heer zum Rückzuge, auf welchem es von den Saracenen fast gänzlich zu Grunde gerichtet ward; so daß der König und sein Gefolge nebst einem großen Theile der Armee in die Gefangenschaft der Feinde gerieth, und sich mit der Zurückgabe Damiettes, sein Heer aber mit einem großen Lösegelde und einem Waffenstillstande von 10 Jahren loskaufen mußte. Nichts destoweniger blieb er noch bis 1254 in Palästina, um daselbst die Sache der Kreuzfahrer zu unterstützen. Endlich begab er sich zurück nach Frankreich, wo die Königin Blanca, welche die Regierung musterhaft und zum Vortheile des Reichs geführt hatte, unterdessen gestorben war. Je nachtheiliger der Krieg seinem Vaterlande bis dahin gewesen war, desto mehr ließ es jetzt Ludwig seine Sorge sein, das Glück seines Reichs zu begründen. Von neuem wandte er sein Augenmerk auf die Pflege der Gesetze, welche bisher der Willkühr seiner Barone überlassen war. Von nun an konnten die Unterthanen gegen die Aussprüche ihrer Herren an 4 königliche Gerichte appelliren, und in die Parlamente, deren Sitzungen bis dahin nur von unwissenden Baronen, die oft nicht schreiben konnten, gehalten worden waren, wurden wirkliche Gelehrte aufgenommen. Endlich verminderte er die Auflagen, die das Mark der Unterthanen erschöpft hatten. Indeß gab er auch Gesetze, die von der Geistesfinsterniß seines Zeitalters zeugten; denn wer gegen irgend eine Satzung der Religion gesprochen hatte, dessen Lippen wurden mit einem glühenden Eisen durchbohrt. Im J. 1269 entwarf er eine pragmatische Sanction, welche den Haupt- oder Domkirchen ihre Rechte sicherte. Nichts destoweniger unterdrückte er bei vorkommenden Gelegenheiten die Anmaßungen der Geistlichkeit. Welch ein Ansehn Ludwig IX. unter seinen Zeitgenossen hatte, beweiset der Umstand, daß ihn im J. 1268 Heinrich III. und dessen Adel zum Schiedsrichter ihrer Zwistig-

eiten wählten. Nachdem er mehrere französische Provinzen, welche is dahin in der Macht der Engländer gewesen waren, mit seinem Reiche verbunden hatte, entschloß er sich 1270 zu einem abermaligen Kreuzzug. Er schiffte nach Africa über, belagerte Tunis und nahm ie Citadelle dieser Stadt ein. Aber es brach eine ansteckende Krankeit aus, und er selbst ward (23. August 1270) nebst einem großen Theile seines Heers ein Opfer derselben. Die Lehren, welche er seinem Sohne geschrieben hinterließ, beweisen den vortrefflichen Geist, er diesen König beseelte; ein Geist, der, wenn er nicht von dem Aberglauben und der Religionsschwärmerei seiner Zeit verhüllt gewesen wäre, seine Verwaltung zur segensreichsten gemacht haben würde. Nach seinem Tode ward er 1297 von Bonifaz VIII. heilig gesprochen, und in der Folge erhielt es Ludwig XIII. vom Papste, daß das Fest des heil. Ludwig in allen Kirchen gefeiert werden durfte.

Ludwig XIII., mit dem Zunamen der Gerechte, wurde am 27. Sept. 1601 von Heinrich IV. und Maria von Medici geboren. Er bestieg, als der erste Dauphin seit 84 Jahren, am 14. Mai 1610 den Thron, an demselben Tage, an welchem sein Vater ermordet worden war. Maria von Medici, als Vormünderin ihres Sohnes und Regentin des Reichs, verschwendete die Schätze der Krone, um sich eine Partei zu bilden; die Truppen wurden entlassen und Sülly genöthigt, sich vom Hofe zurückzuziehen. Die hieraus entstandene Schwäche des Reichs benutzten die Prinzen vom Geblüte und die Großen; sie empörten sich, den Marschall Bouillon an ihrer Spitze. Gezwungen, ihren Forderungen nachzugeben, verleitete man sie dadurch zu immer größern Eingriffen in die Rechte der Krone und des Volks. Frankreich ward eine Beute innerer Factionen und bürgerlicher Unruhen, welche der damalige Premierminister, der Florentiner Concini, bekannt unter dem Namen Marschall d'Ancre, ganz untauglich war, zu unterdrücken. Die Unruhen stiegen aufs höchste, als Heinrich II., Prinz von Condé, die königl. Partei verließ und in Vereinigung mit den Hugenotten die Waffen ergriff. Da sich der König zu schwach gegen diesen Angriff fühlte, da schloß er 1615 mit dem Prinzen Condé einen verstellten Frieden, ließ ihn jedoch einige Zeit darauf in die Bastille setzen. Dies war das Signal zum Aufstande aller Prinzen und Großen des Reichs gegen den König. Es entstand ein abermaliger Bürgerkrieg, in welchem die Anführer kein Glück hatten. Da nun auch der Marschall d'Ancre, welchen der junge König haßte, am 24. Oct. 1617 auf der Brücke des Louvre ermordet worden war, so schien die Ruhe wieder hergestellt zu sein. (S. d. Art. Luynes.) Als aber der König bald darauf seine Mutter, welche bis dahin ihn und alle Großen des Reichs in tyrannischer Knechtschaft gehalten hatte, nach Blois verweisen ließ, so entstanden neue Spaltungen; denn das Volk, welches Marien wegen ihrer Tyrannei gehaßt hatte, beklagte sie jetzt im Unglück. Der König mußte sich mit ihr versöhnen, und es ward 1619 ein förmlicher Friede zu Angoulême zwischen den streitenden Parteien abgeschlossen. Aber, kaum unterzeichnet, ward er auch schon wieder gebrochen. Marie ergriff, auf Anrathen des Bischofs von Lüçon, von neuem gegen ihren Sohn die Waffen. Man versöhnte sich, um bald darauf abermals mit einander zu zerfallen. Während dieser Unruhen erhoben auch die Hugenotten, an deren Spitze Rohan und Sobise standen, ihr Haupt; und ein großer Theil des Reichs empörte sich gegen den König, welcher jetzt der Leitung des Cardinals Richelieu (s. d. Art.) sich überließ. Nachdem

der Sieg sich bald auf diese, bald auf jene Seite geneigt hatte, und beide Parteien das Bedürfniß der Ruhe gleich stark fühlten, ward 1623 zwischen dem Könige und den Hugenotten ein abermaliger Friede geschlossen. Auch dieser dauerte nicht länger, als die vorigen; Rochelle, der Stützpunct der Hugenotten, empörte sich und ward von England unterstützt. Der König schlug die Engländer zur See, eroberte die Insel Ré und endlich am 28. Oct. 1628 auch Rochelle, welches sich, unter der beispiellosen muthigen Anführung der Mutter des Herzogs von Rohan, über ein Jahr vertheidigt und mit allen Schrecknissen einer belagerten Stadt gekämpft hatte. Diese Belagerung kostete der Krone 40 Millionen. Hierauf entstand ein Krieg mit dem Kaiser, der dem Herzog von Nevers die Belehnung mit Mantua versagte. Die vereinigte kaiserlich-spanische-savoyische Armee wurde von den Franzosen bei Veillane 1630 aufs Haupt geschlagen, und der Herzog von Mantua durch den Frieden von Chierasco 1630 in seinen Besitzungen bestätigt. Jetzt empörte sich von neuem der einzige Bruder des Königs, Gaston von Orleans, in Verbindung mit der Königin Mutter. Die Aufrührer wurden jedoch besiegt, der Herzog von Montmorency, im Bunde mit Gaston, in dem Treffen bei Castelnaudary am 1. Sept. 1632 geschlagen, gefangen genommen, und am 30. Oct. d. J. zu Toulouse hingerichtet; Gaston erhielt Verzeihung. In dem folgenden Kriege mit Spanien, der in Deutschland 13, gegen Spanien aber 25 Jahre dauerte, war Glück und Unglück auf beiden Seiten gleich, doch gelang es dem Könige, die Spanier, welche in der Provence gelandet, und die Kaiserlichen, welche bis Bourgogne vorgedrungen waren, 1636 vom französischem Gebiete zu vertreiben. Die Ereignisse des folgenden Jahrs waren noch günstiger für Frankreich; aber die gänzliche Erschöpfung der Finanzen legte den Fortschritten der französischen Waffen unüberwindliche Hindernisse in den Weg. In diesem Zustande eines glorreichen Unglücks starb Ludwig XIII. am 4. Mai 1643, und ließ das Reich durch seine und Richelieus Schuld in einer Verfassung, welche, das künftige Unheil Frankreichs vorbereitend, erst in unsern Tagen ihre verderblichen Folgen offenbart hat. Von ihm haben auch die Louisd'or ihren Namen. Seine 1639 aufgestellte Bildsäule zu Pferde von Bronze wurde im J. 1792 vom Volke zertrümmert.

Ludwig XIV., König von Frankreich und Navarra, der dritte aus dem Hause Bourbon, geb. den 5. Sept. 1638. Nach 22jähriger Unfruchtbarkeit seiner Mutter Anna von Oesterreich, betrachtete man ihn als ein Geschenk des Himmels, und nannte ihn Dieu-donné. Er kam mit einigen Zähnen auf die Welt, worüber Grotius als politischer Seher in seinen Briefen scherzt. Er starb 1715, den 1. Sept., war vermählt, 1) 1660 mit Maria Theresia, Tochter König Philipps IV. von Spanien (st. 1683, 30. Jul.); 2) heimlich seit 1683 mit Francisca d'Aubigné, Witwe Scarron (Frau von Maintenon, st. 1719, 15. April). Von seinen Mätressen sind merkwürdig: Francisca le Blanc de la Baume, Herzogin von Vallere, die 1678 ins Kloster ging und 1710 starb; Francisca Athanasia von Rochechouart, Gemahlin des Marquis von Montespan, Mutter des Herzogs von Maine und des Gr. von Toulouse, die 1692 ins Kloster ging und 1710 starb; — und Maria Angelica d'Escorailles, Herzogin von Fontange, st. 1681. Ludwig XIV. war fünf Jahr alt, als sein Vater, Ludwig XIII., starb. Seine Mutter ließ sich zur Regentin und Vormünderin erklären; Mazarin erhielt die Oberau-

sicht über die Erziehung des Königs. Diese ward sehr vernachlässigt. Doch, wenn auch Ludwig von seinem Lehrer, dem Erzbischof Perefixe, nichts lernte, nicht einmal orthographisch schreiben, so hatte er doch viel gesehen! Einen tiefen Eindruck machten auf ihn während seiner Minderjährigkeit die Unruhen der Fronde, welche so vielartige Charactere in Bewegung setzten. (S. d. A. Fronde und Retz.) Den 7. September 1651 erklärte Ludwig seine Volljährigkeit, aber Mazarin stand an der Spitze der Staatsverwaltung bis an seinen Tod, den 9. März 1661. Seitdem regierte Ludwig vierundfünfzig Jahre ohne ersten Minister, ganz im Sinne seines Wortes: L'état, c'est moi! — Von Mazarin hatte er Verachtung gegen die ehrwürdige Versammlung des Parlaments und die große Politik der Herrschsucht gelernt. Als Mazarins Wille einst nicht durchdringen konnte, trat der 17jährige König mit Stiefeln und Sporen, mit der Spitzruthe in der Hand, in den Parlamentssaal in Paris, und — befahl. — Um ihn richtig zu beurtheilen, muß man seine Persönlichkeit, sein Regentenleben und sein Zeitalter unterscheiden. Alles vereinigt, hat ihn mit einem Glanze von Majestät und Ruhm umgeben, den die Franzosen so gern Größe nennen. Doch legt ihm die Geschichte diesen Namen nicht bei. Ludwig besaß einige königliche Eigenschaften, vielleicht alle, die zur Repräsentation erforderlich sind. Er befriedigte dadurch ganz die Neigung, welche die Franzosen mehr, als jede andere Nation, für theatralische Würde haben; ja Ludwig gab dieser Neigung eine bleibende Richtung. Glücklicher Weise lebten unter seiner Regierung große Männer im Staate, im Felde, in der Kirche und im Gebiete der Wissenschaft und Kunst. Die bürgerlichen Kriege hatten, wie späterhin die Revolution, Männer von Talent und Kraft erzogen, die den Nationalruhm und den Glanz ihres Königs zu ihrem Strebepuncte machten. Ludwig selbst hatte Sinn für eine Art von Großheit. Dieser war, wie Johannes von Müller sagt: ‚die Quelle des Guten, das für Künste und Wissenschaften durch ihn geschah, der Unruhe von Europa, der Uebertretung aller Tractaten, der hohen Merkwürdigkeit seiner Regierung.“ „Der König war unwissend und ohne helle Grundsätze; ein großes Unglück! Der Muth guter und großer Dinge, wenn sie zugleich Aufsehn machten, würde ihm nicht gefehlt haben, und er hätte Minister und Feldherren in den ersten Jahren besser gewählt.“ „Il aima la gloire et la religion, sagt Montesquieu von Ludwig XIV., et on l'empêcha toute sa vie de connaître ni l'une ni l'autre.“ — Sein Aeußeres, von einer kräftigen Gesundheit unterstützt, war königlich. (Joh. Kettler aus Zürich goß 1699 zu Paris Ludwigs XIV. Statue zu Pferde.) Mit schönen Gesichtszügen, einem hohen Wuchse und edlem Anstande verband er eine eigene Würde im Sprechen und Betragen. Der edle und einnehmende Ton seiner Stimme gewann ihm die Herzen; aber die Hoheit seines ganzen Wesens flößte Ehrfurcht ein. Seine Güte ging nie in Vertraulichkeit über. Ein Blick von ihm hielt den Witzling im Zaum. Mit dem laconischen Worte: das ist ein Fall! hemmte er jede, auch von den angesehensten Staatsmännern eingelegte Bitte für immer! Die ihm von seiner Mutter angeerbte spanische Gravität milderte er durch französische Grazie. Von Natur so ernsthaft, daß selbst die ältesten Höflinge nicht mehr als einen einzigen Scherz aus seinem Munde gehört zu haben sich erinnerten, liebte er doch die Fröhlichkeit an Andern, klatschte Beifall bei Molières Lustspielen, und lächelte über die witzigen Einfälle der Frau von Montespan. An seinem Hofe,

der dadurch ein Muster für jeden andern in Europa wurde, bezog sich alles würdig und mit Anstand auf den König. Je näher man seiner Person kam, desto höher stieg die Ehrfurcht. Es war eine dem Cultus ähnliche Verehrung, die man dem Throne, der Persönlichkeit des Königs und dem Stolze der Nation zu gleicher Zeit darbrachte. Im Ganzen hat kaum jemals, nach dem Ausspruche Bolingbrokes, ein König seine Rolle besser gespielt. Doch wollte er stets nur repräsentiren, selbst in Kleinigkeiten; so ließ er z. B. in seinen spätern Jahren sich vor Niemandem ohne seine große Perücke sehen. Indeß besaß er allerdings auch Eigenschaften, ohne die man die Rolle eines Monarchen doch nur schlecht spielt. Les qualités de son esprit, sagt Grouvelle, étoient la justesse, la solidité, la constance et l'application. Il y joignoit l'habitude de la discrétion et ce sérieux qui dissimule l'insuffisance. Il étoit silencieux par goût, ce qui mêne á être observateur. Ludwig hatte nichts Heroisches, aber er besaß die Kunst, über die Menschen zu herrschen, die ihn umgaben. Er war nicht Feldherr; aber er wußte den Ruhm seiner Feldherrn sich zuzueignen. Entschlossenheit und ritterliche Kraft hoben ihn zuweilen über die Schranken der Hofsitte empor. Er tanzte früher in den Ballets. Als er aber einst im Theater, wo man den Britannicus gab, die Verse gehört hatte, welche dem Nero den Vorwurf machen: il excelle à se donner lui-même en spectacle aux Romains — tanzte er nie wieder öffentlich. Die Sitte seiner Zeit öffnete sein Herz der edlern Liebe. Er liebte mit Schwärmerei und Beständigkeit; er äußerte seine Gefühle mit Würde und Zartheit; er genoß die Freude mit Anstand. Bei seinem trefflichen Gedächtniß war sein Urtheil gesund und zusammenhängend; er wußte zur rechten Zeit das Schickliche mit Würde und Feinheit zu sagen; er verstand durch Worte zu strafen und zu loben. So gab er der Wittwe Scarron, nachdem sie, durch viele Gönner unterstützt, vergebens um das Jahrgeld ihres Mannes von 1500 Livres gebeten hatte, nach mehrern Jahren eine Pension von 2000 Livres mit den Worten: Madame, je vous ai fait attendre longtems, mais vous avez tant d'amis, que j'ai voulu avoir seul ce mérite auprès de vous. Folgender Zug beweiset, daß er selbst in die Großmuth Repräsentation legte. Als der Marques von Uxilles, 32 Tage nach Eröffnung der Laufgräben, Mainz hatte übergeben müssen, begab er sich an den Hof, und warf sich dem Könige, dessen Vorwürfe er fürchtete, zu Füßen, indem er sich auf die Gründe der Uebergabe bezog. „Stehen sie auf, Marquis," sagte der König, „Sie haben die Festung als ein Mann von Herz vertheidigt, und als ein Mann von Verstande capitulirt." Nicht weniger Geist, als Huld, zeigte die Art, mit welcher Ludwig dem alten Boileau, der sich nach Auteuil zurückgezogen hatte, und nur selten bei Hofe erschien, zu erkennen gab, daß, wenn ihm seine Gesundheit nach Versailles zu kommen erlaube, er stets eine halbe Stunde für ihn übrig haben werde. Selbst über das Lob der Kleinigkeiten war Ludwig erhaben. Als Herr von Grammont einst ein Madrigal des Königs sehr schlecht fand, freuete sich Ludwig, daß der Hofmann, weil er den Verfasser nicht kannte, so freimüthig gesprochen habe. Auch Boileau durfte Verse tadeln, die der König gut fand, und Ludwig nahm den Widerspruch nicht übel: „er versteht das, es ist sein Fach!" Niedrige Schmeicheleien wies er von sich zurück: so verwarf er die Preisfrage der französischen Academie: „welche von den Tugenden des Königs wohl den Vorzug verdiene?" Dagegen trug es durch die Achtung

elche er Boileau, Racine, Moliere, Bossuet, Massillon u. A. be-
ies, dazu bei, daß man in den ersten Classen der Gesellschaft Kunst
nd Literatur schätzen lernte, und talentvolle Männer in dieselben
ern aufnahm. Allein auch diese Form war nichts, als nur ein glän-
endes Mittel zu beherrschen. Corneille und Lafontaine, auch die ver-
ienstvollen Gelehrten des Portroyal blieben von ihm unbemerkt.
Der große Arnaud, Lehrer von der Sorbonne, mußte seit 1641 fast
anz verborgen leben und starb in der Verbannung. — Ludwig war
o Jahre alt und durch die Freuden des Hofes und der Jagd verwöhnt,
ls Mazarin starb. „An wen sollen wir jetzt uns wenden?" fragten
hn seine Staatssecretäre. „An mich!" antwortete er mit Würde;
nd der schönste Mann des Königreichs, in völliger Unwissenheit auf-
ewachsen, das Herz voll romantischer Galanterie, verlor keinen An-
aß, sich zu unterrichten. Er arbeitete in der ersten Hälfte seiner
Regierung täglich acht Stunden. Aber sein natürlicher Stolz ging
ft in Hochmuth über, und sein Sinn für Pracht wandte sich zu nutz-
oser Verschwendung, seine Festigkeit zum Despotismus hin. Als er
en Calvinismus nicht mehr in Frankreich dulden wollte, sagte er:
Mein Großvater liebte die Hugenotten und fürchtete sie nicht; mein
Vater liebte sie nicht, aber er fürchtete sie; ich liebe sie weder, noch
ürchte ich sie." Dieselbe Härte zeigte er gegen den Oberaufseher der
Finanzen, Fouquet, von welchem er ein Fest annahm, indem er ihn
u ewigen Gefängniß zu verdammen im Begriffe war (im J. 1661),
nd mit gleicher Härte rächte er seinen beleidigten Stolz an dem
Papste im J. 1662. Er war, wie man aus seinen Instructions pour
e Dauphin sieht, ein Despot aus religiöser Ueberzeugung. Als un-
mschränkter Herrscher hielt er sich für den Eigenthümer aller Güter
einer Unterthanen, doch verpflichtet zu weiser Benutzung. Indeß
erkannte er nur selten die außerordentlichen Menschen, welche sein
eitalter und Frankreich verherrlichten. Er zeigte Theilnahme für
den Fortschritt seiner Nation. Aber getäuscht von Selbstliebe, gab
r sich fremdem Einfluß hin, während er sich frei und unabhängig
laubte. Die größte Gewalt über ihn übte die Frau von Maintenon
us, mehr durch Verstand, Frömmigkeit und tugendhafte Grundsätze,
s durch den Sinnenreiz. Seine Leichtgläubigkeit ging so weit, daß
r 1685 dem Nuntius versicherte, ganze Städte, wie Uzes, Nismes,
Montpellier u. a., hätten sich bekehrt! Während die Reformirten
rer Güter und Freiheit beraubt wurden, stellte er glänzende Jagd-
ste an. Zwei verdienstvolle Seeoffiziere, die sich bescheidene Vor-
llungen über eine Seeschule zu machen erlaubt hatten, wurden ein
ahr lang verhaftet und cassirt. Ludwigs Ruhm ist das Werk seiner
inister und Feldherren. Türenne und Condé hatten den Sieg
r die französischen Fahnen gefesselt. Spanien wich vor Frankreichs
acht im pyrenäischen Frieden (1659) zurück. Die Niederländer zit-
rten. Darauf entwickelte sich des Marschalls von Luxemburg beson-
re Geschicklichkeit in Märschen und Lagern; dann der Geist Cati-
nats und der gesunde Blick des Marschalls von Villars. Zugleich
vollkommnete der kriegsgelehrte Feuquieres die Kriegskunst zur
issenschaft. Louvois brachte Ordnung in das Heer, das größte
d geübteste in Europa; die Befestigungskunst hob Vauban auf den
chsten Grad der Stärke. Die Unterhandlungskunst ward einheimisch
Frankreich durch Männer wie Estrades und d'Avaux: auch
dwig selbst verstand es, über Staatssachen mit den Gesandten
mittelbar zu unterhandeln. Der Glanz des Hofes, die Kühnheit

im Cabinet und im Felde, der Ruhm der Waffen wie der Künste, führten die französische Sprache an den Höfen von Europa ein, und seit dem nymweger Frieden 1678 drängte sie nach und nach die lateinische aus dem Besitze des Rechts, die öffentliche Staatensprache zu sein. Doch Ludwigs und Frankreichs Größe lag in Colbert. Dieser ordnende, schaffende, vorsehende Mann rüstete die großen stehenden Heere Ludwigs aus, und wälzte zuerst diese Last auf alle Regierungen Europas; zugleich hielt er hundert Linienschiffe, und beförderte Gewerbfleiß, Schifffahrt und Handel. Es entstand die erste französische Niederlassung in Ostindien, zu Pondichery. So entwickelte Colbert Frankreichs erstaunenswürdige Kräfte, seine Volksmenge, seinen natürlichen Ruhm, den eigentlichen Geist und den Geschmack der Nation. Aber nach seinem Tode (1683) pflückten Louvois und Ludwig die Frucht, indem sie den Baum umhieben. Der Stolz des Königs und die Eitelkeit der Nation boten dazu der Herrschsucht des despotischen Kriegsministers die Hand. Das Mißvergnügen fand bei allem Druck nirgends einen Mittelpunct des Widerstandes; so sehr gefiel sich die Nation in dem Glanze einer harten und verschwenderischen Regierung! Fünf Kriege, die Aufhebung des Edict von Nantes, (welche Benj. Constant treffend l'erreur de Louis XIV. et le crime de son conseil genannt hat) der Bau von Versailles, der Fluch der Völker, die Schlacht bei la Hogue, und Wilhelms III. von England tiefblickende Staatskunst stürzten Ludwigs Macht im spanischen Erbfolgekriege zu Boden; nur glückliche Umstände, die Meinung des Zeitalters, und das Kraftgefühl eines noch nicht verdorbenen Volks hielten den wankenden Thron des alternden Königs aufrecht. Der Tod raffte schnell diejenigen hinweg, die ihm am nächsten standen; zuerst seinen einzigen Sohn, hierauf seinen Enkel und dessen Gemahlin und dessen ältesten Sohn, die Hoffnungen Frankreichs! Aber geregelte Hofkunst, Uebersättigung, Andächtelei, und der Frau von Maintenon geistig-fromme Ueberlegenheit mit des Beichtvaters la Chaise und seines weit schlimmern Nachfolgers Tellier (seit 1709) betäubender Einrede, machten das stumpfe Herz des königlichen Greises gegen seines Reiches Zustand gleichgültig. Der stolze Ludwig, der alles selbst zu thun wähnte, der nach dem Tode seiner großen Minister junge Männer nahm, die er nach seiner Hand ziehen wollte, wurde zuletzt von seinem Beichtvater Tellier so irre geführt, daß er die nach dessen Plane von drei Jesuiten entworfene Constitution Unigenitus, als Bulle, von dem ebenfalls getäuschten Papste Clemens IX. im J. 1713 sich zuschicken ließ, und so der jesuitischen Partei des Triumph über die edlern Gegner verschaffte, aber zugleich Bewegungen hervorbrachte, die über 40 Jahre in der Kirche und im Staate fortdauerten. Doch zeigte er Seelengröße (oder war es unempfindliche Kälte?) und Standhaftigkeit im Tode, so wie bei den Unglücksfällen, die in den letzten Jahren seinen Thron und sein Haus erschütterten. Er wollte kämpfend für die Ehre des Throns fallen, wenn das letzte Heer, welches Villars gegen Eugen führte, geschlagen werden sollte. Heinsius, Eugen und Marlborough hatten nämlich, ehe Josephs I. Tod und Villars Sieg bei Denain dem zweiten Enkel Ludwigs die spanische Krone sicherten, Frankreichs und Ludwigs Stolz aufs tiefste gebeugt. Er entschloß sich zu jeder Bedingung; nur die entehrenden verwarf er mit Unwillen. Als endlich Philipp in Madrid regierte, fiel dennoch die Scheidewand der Pyrenäen nicht nieder, wie Ludwig, als er beim Abschiede zu seinem Enkel

kel sagte: Il n'y a plus de Pyrénées, gehofft hatte; und auf Frankreich lastete eine Schuld von 2500 Millionen Livres! Der Plan, Spanien an Frankreich zu fesseln, um der Verbindung Englands mit Holland, (welche Frankreichs Entwickelung durch Handlung, Schifffahrt und Colonien bedrohete) entgegenzuwirken, führte Frankreichs Erschöpfung herbei, und legte den Grund zu jener Revolution, die erst 100 Jahre nach Ludwigs XIV. Tode endigen sollte. Grouvelle sagte daher mit Recht von ihm: On peut lui accorder de bonnes qualités, mais non de la vertu. Les malheurs des régnes, qui suivirent le sien, furent en partie son ouvrage, et il n'influa guère sur la postérité que pour sa ruine! Eben so beurtheilt ihn die Frau von Staël in ihren Betrachtungen über die französische Revolution. — Was man das Zeitalter Ludwigs XIV., verglichen mit denen des Perikles, des Augustus und der Medici, nennt, war eine Frucht des Aufschwungs des Nationalgenies. Indeß hielt Ludwig, der selbst keinen großen, umfassenden Geist besaß, der sich mit Kleinigkeiten viel und mühsam beschäftigte, Geist und Genie für wichtige Mittel seiner Pläne. Nach Colberts Rath stiftete er die Gesellschaft der Wissenschaften und die der Inschriften; er vervollkommnete die französische Akademie; er ermunterte vortreffliche Schriftsteller, seinen Ruhm und die französische Sprache über den Haß der Völker zu erheben, und ihr Wirkungskreis reichte weiter, als seine Heere. Seine Nation ward die Gesetzgeberin von Europa in Sachen des Geschmackes und Witzes; der Ton der französischen Gesellschaft ward eine Modepuppe für die deutschen Höfe, und verdarb den Geist des Adels, indem er die Sitten abschliff, und dem Alterthümlichen mit der Rauheit das Ehrwürdige nahm. Doch darf man nicht vergessen, daß zu gleicher Zeit auch die aus Frankreich vertriebenen Hugonotten französische Sprache und Sitte verbreiteten. Die große Kunst zu gefallen beseelte alle Künste in Frankreich; sie öffnete selbst der Wissenschaft den Weg in die Zirkel der gebildeten Stände. Dieses Verdienst gebührt jenem Pascal, der seine Sprache eben so kräftig als fein schrieb; dem Abter von Meaux, dem erhabenen Bossuet, und dem Schwan von Cambray, dem in Demuth glänzenden Fenelon! Doch vergab Ludwigs betroffenes Selbstbewußtsein diesem ächt evangelischen Manne, dem Erzieher seines Enkels, des vortrefflichen Duc de Bourgogne, nie, sein Meisterwerk, den Telemach geschrieben zu haben. Diese Vorgänger, und der große Corneille, der kühn aus umringender Barbarei seinen hohen Schwung nahm, der einzige Moliere, der unnachahmliche Lafontaine, und der heitere Denker und geistreiche Spötter Boileau, des classischen Racine edler Freund: diese großen Genien entzündeten den Funken des Lichts und der Philosophie in Frankreich. Ihr electrischer Schlag weckte, wie Johannes von Müller sagt, unsern Norden aus dem einförmigen Studienwesen der Universitäten. Auch die bildende Kunst trat in jenen dämonischen Kreis. An le Bruns Kunstepoche unter Ludwig XIV. erinnern noch 34 Gemählde von diesem Meister im Museum des Louvre. Die flamländische Schule, namentlich Teniers, gefielen dem Könige nicht. Le Sueur, Poussin und Mignard wurden die Zierden der französischen Schule. Unter den Bildhauern zeichnete sich Girardon aus. Le Nôtre schuf die Gärten des prächtigen Versailles; Perrault baute die Colonnade des Louvre, Hardouin Mansard den Dom der Invaliden. Lulli ward der Schöpfer der französischen Tonkunst. Fast alles, was den Reisenden in Staunen setzt, die meisten großen Denkmähler entstanden unter Lud-

wigs Regierung. Er legte die bewundernswürdigen Hafen-, Schiffbau- und Festungsgebäude zu Brest, Rochefort, l'Orient, Havre, Dünkirchen, Cette und Toulon an. Der Canal von Languedoc verband auf sein Geheiß das mittelländische Meer mit dem Ocean. Dieß ist Ludwigs Zeitalter! — Man vergl. Voltaires Siècle de Louis XIV. et de Louis XV., das aber nach Spittler mehr ein geschmackvoller historischer Entwurf, als eigentliche Geschichte ist. Man höre dagegen den kaustischen, aber wahrheitsliebenden und sicher urtheilenden Hofmann, den Duc de St. Simon, in s. Oeuvres complètes pour servir à l'histoire des cours de Louis XIV., de la Régence et de Louis XV. Auch die Mémoires de Dangeau, sowohl die, welche Frau von Genlis, als die, welche Lemontey in s. Essai sur l'établissement monarchique de Louis XIV. (Paris 1818) bekannt gemacht hat, zeigen, wie klein Ludwig XIV. war, wenn ihn nicht der Glanz seiner Würde umgab. Noch müssen die von dem Diplomatiker Grenville und dem Grafen Grimoard herausgegebenen Oeuvres de Louis XIV. T. 1—6, à Paris, 1806, 8. genannt werden; und die in diese Sammlung aufgenommenen Considérations sur Louis XIV. von Grenville, die, obgleich zu günstig, dennoch eine treffliche Vorarbeit zur Geschichte dieses Monarchen sind. Die in jenen Werken befindlichen Instructions pour le Dauphin von den J. 1661 — 1668 hat Pelisson größtentheils, wie man glaubt, nach den mündlichen Mittheilungen des Königs niedergeschrieben. Es herrscht in denselben nicht allein der Geist des Königs, sondern selbst im Style ist sein Ton unverkennbar. Sie beweisen übrigens, so langweilig auch an sich der eintönige, dürre, mit spanischem Ernste fortschreitende Vortrag ist, das gerade, gesunde Urtheil des Königs. Nur wenige der hier aufgestellten Maximen sind höchst einseitig oder falsch. Doch Ludwig selbst befolgte die bessern nicht in seinen spätern Jahren. Er warnt z. B. den Dauphin vor dem Einflusse der Günstlinge, noch mehr vor Frauenliebe, die den Geist von Geschäften abziehe, nicht sich in diese mischen solle. Wie sehr vergaß dies Ludwig im Umgange mit der Frau von Maintenon! Auch enthalten jene Schriften, außer andern geschichtlichen Erinnerungen, mehrere Aufklärungen über die von Ludwig XIV. selbst an deutschen Höfen, z. B. in Berlin, angewandte Bestechungspolitik. Die mémoires und pièces militaires, welche den 3. und 4. Band der Werke ausmachen, betreffen die Feldzüge von 1672 bis 1678 und den von 1692. Sie sollen nach Grimoards Bericht für das Studium der Kriegsgeschichte nicht unerheblich sein. Ludwigs Briefe in den beiden letzten Bänden seiner Werke sind größtentheils unbedeutend; auch aus ihnen geht die große Geistestrockenheit und Ideenarmuth Ludwigs hervor. Doch machen die Briefe an Philipp V. eine Ausnahme. Bemerkenswerth ist die Höflichkeit und Würde, mit der dieser stolze König an seine Minister und Generale schreibt. Dieser feine Ton ward damals allgemein und gab der Sprache wie den Sitten jene gefällige Ausbildung, welche die Ausländer nach Paris zog. Ist nach diesem Allem Ludwig groß zu nennen? Er steht vor uns ausgezeichnet durch seltene Naturgaben; ganz ein Franzose, schimmernd vor Ruhm, anziehend durch edle und gefällige Formen, nicht ohne Huld, die das Herz gewinnt, nicht ohne Geist, der dem Verstande Achtung abnöthigt, und erhaben durch jene Willenskraft, von der seine Nation am willigsten sich beugt; aber er ging weder seinem Zeitalter voran, noch ragt er über dasselbe hervor. Dieses war vielmehr größer als Er K.

Ludwigs XIV. Regierung. Die glänzende Zeit dieser Regierung war die Periode vom pyrenäischen Frieden, den Mazarin im J. 1659 schloß, bis zum Tode des großen Colbert im J. 1683. Jener Friede dauerte aber nur bis zum J. 1665, wo Ludwigs XIV. Herrschsucht nach dem Tode Philipps IV. Königs von Spanien, seines Schwiegervaters, kraft eines sogenannten Revolutionsrechts (welches ein Privatgesetz in einem Theile der Niederlande war, keineswegs aber, als Staatsgesetz, auf die Erbfolge in diesen Staaten selbst angewandt werden konnte) Anspruch auf die spanischen Niederlande machte. Holland schloß daher mit England und Schweden 1668 zur Rettung der Niederlande eine Tripelallianz, durch welche, ungeachtet Ludwig in zwei Feldzügen Sieger war, der aachner Friede (v. 2. Mai 1668) zu Stande kam. Ludwig behielt zwar die eroberten niederländischen Plätze, hatte aber seine Absicht auf ganz Belgien aufgeben müssen; da er nun dies jener Tripelallianz zuschrieb, so beschloß er einen Rachekrieg gegen Holland, nachdem er vorher England und Schweden von ihrer Verbindung mit dieser Republick loszureißen und mit sich selbst zu verbinden gewußt hatte. Dieser ohne Rücksicht auf Frankreichs Handel, dem er sehr nachtheilig ward, unternommene Krieg, in welchem bald auch Spanien, der Kaiser und Brandenburg wider Frankreich auftraten, dauerte von 1672 bis zu dem 1678 und 1679 geschlossenen nymweger Frieden, in welchem Holland, gegen das der Krieg eigentlich gerichtet war, nicht das Mindeste verlor, Ludwig XIV. hingegen von Spanien die Grafschaft Burgund (Franche-Comté), welche der König von Spanien bisher als Zubehör des burgundischen Kreises unter der Hoheit des deutschen Reichs besessen hatte, und 16 niederländische Plätze erhielt. Auch verlor Ludwig in diesem Kriege seine beiden größten Feldherren, Türenne und Condé, der erstere blieb 1675 bei Sasbach; der zweite begab sich 1676 wegen seiner geschwächten Gesundheit zur Ruhe; doch hatte Ludwig immer noch einen Catinat, Crequi, Luxemburg, Schomberg und Vauban. Nach dem nymweger Frieden wäre es sehr heilsam für Ludwig gewesen, in seinen Vergrößerungsplanen still zu stehen; allein unmittelbar darauf begann er die sogenannten Reunionen. Es waren nämlich in den 3 letzten Friedenstractaten an Frankreich eine Menge Plätze mit allem Zubehör abgetreten, jedoch durch keine Grenzcommission ausgemacht worden, was dazu gehöre; Ludwig legte daher in Metz und Breisach im J. 1680 Reunionskammern an, die ihm in Form Rechtens Alles zusprechen mußten, was nur einigermaaßen zu diesen Dependenzen gerechnet werden konnte. So erwarb Frankreich große Distrikte an den niederländischen und deutschen Grenzen. Gern hätte sich Ludwig auch Straßburg zusprechen lassen; da aber selbst die Reunionskammern keinen förmlichen Anspruch darauf erheben konnten, so wurde dieser wichtige Ort in der Stille mit so vielen französischen Truppen umringt, daß er sich 1681 ohne Schwertschlag ergeben mußte. Zwar führten Spanien und das deutsche Reich dagegen Beschwerde; beide fanden aber gerathen, im J. 1684 einen 20jährigen Waffenstillstand mit Ludwig XIV. einzugehen, in welchem dieser einstweilen außer Straßburg, Luxemburg u. a. alle bis zum 1. Aug. 1681 reunirte Oerter behielt. Unterdessen war 1683 Colbert gestorben. Von dieser Zeit an sank Frankreich eben so schnell wieder, als es sich unter Colberts Verwaltung gehoben hatte. Der erste Schlag, der Frankreich traf, war die nach mehrjährigen gewaltsamen Bedrückungen der Reformirten erfolgte

Aufhebung des Edicts von Nantes (d. 22. Oct. 1688), wodurch das Reich gegen 700,000 der nützlichsten Unterthanen verlor. Zu diesem Beschlusse hatte sich der König durch die gemeinschaftlichen Bemühungen der beiden, im übrigen einander entgegengesetzten, Parteien am Hofe, des Staatssecretärs Louvois und der (mit dem sonst gutmüthigen Beichtvater des Königs, la Chaise, in Gemeinschaft handelnden) Maintenon, überreden lassen, während Colbert bis an seinen Tod den Ausbruch gewaltthätiger Maßregeln, welche die Auswanderung der Reformirten veranlassen konnten, hintertrieben hatte. Bald darauf wurde Frankreich in einen neuen Krieg verwickelt. Mehrere Irrungen gaben Ludwig XIV, und Louvois Veranlassung, trotz des 20jährigen Waffenstillstandes, von neuem auf den Kampfplatz zu treten. Diesen Krieg, den Ludwig 9 Jahre hindurch (von 1688 — 1697) gegen Deutschland, Holland, Spanien, Savoyen und England führte, endigte der ryswicker Friede (1697), in welchem Ludwig alle reunirte Orte wieder herausgab, und überdies Breisach, Freiburg, Kehl und Philippsburg, nebst allen kleineren, diesseits des Rheins von Frankreich angelegten Festungen, an Deutschland abtrat. Wiewohl Ludwig in dem ganzen Kriege mehr Sieger als Besiegter war, so wollte er doch durchaus Frieden haben. Sein im Innern geschwächtes Reich, besonders auch der Gedanke, daß er bei einem längern Kriege seine Absichten auf die spanische Erbfolge verfehlen könnte, nöthigten ihn zur Nachgiebigkeit. Der von Ludwig erwartete Tod Carls II., Königs von Spanien, erfolgte zu Ende des J. 1700. Ludwig hatte schon vorher mit England und Holland wegen der spanischen Erbfolge Theilungs-Tractate geschlossen; Carl II. hingegen, in einem geheimen Testamente, Ludwigs Enkel, Philipp von Anjou, zum Erben der ganzen Monarchie eingesetzt. Ludwig hielt sich nach Carls II. Tode an dieses Testament, wodurch er in den 11jährigen spanischen Erbfolgekrieg (1702 — 1713) verwickelt wurde, den er überdies durch die wider den ryswicker Frieden laufende Anerkennung des englischen Prätendenten (des Sohns des vertriebenen Königs Jacobs II.) beschleunigte. Ludwigs Finanzen waren in großer Unordnung; auch hatte er viele seiner großen Männer im Cabinet wie im Felde verloren, da hingegen seine zahlreichen Feinde, England, Holland, der Kaiser und das deutsche Reich, Preußen, Portugal und Spanien, ihm zwei der größten Feldherren, Eugen und Marlborough, entgegensetzen konnten. Frankreich litt unaussprechlich durch diesen Krieg, der sich endlich, nachdem Ludwig mehrmals Frieden angeboten hatte (welcher aber wegen der zu harten Bedingungen seiner Feinde nie zu Stande kam), durch die Vereinigung mehrerer glücklicher Zufälle für Frankreich, vorzüglich durch die 1710 erfolgte Veränderung im politischen Systeme von England, vermittelst der Friedensschlüsse zu Utrecht (1713), Rastadt und Baden (1714) endigte. Ludwig trat zwar einiges an England, Holland und Savoyen ab, sah aber doch seinen Enkel (wiewohl gegen Renunciation zur Verhinderung einer künftigen möglichen Vereinigung der spanischen und französischen Kronen) unter dem Namen Philipp V., als König von Spanien, anerkannt. Der innere Wohlstand des Reichs war durch diesen Krieg, in welchem allein die Ausgaben des J. 1712 sich auf 835 Millionen Livres beliefen, ganz zu Grunde gerichtet. Was Ludwigs Eroberungslust vorzüglich reizte und unterhielt, war das stets schlagfertige Heer. Er hielt eine größere stehende Armee, als irgend ein Fürst seiner Zeit. Ihre Zahl stieg von 140,000 bis auf

300,000 Mann. Ueber die Staatskunst Ludwigs XV. stehe hier Flassans Urtheil. „Das Cabinet Ludwigs XIV., sagt dieser Schriftsteller, zeigt, ungeachtet der Verschiedenheit der Talente seiner Minister, in seinen wichtigsten Verhandlungen mit den auswärtigen Mächten fast beständig denselben Charakter von Hoheit und Anmassung. Der Geist seiner Politik geht deutlich hervor aus der Art, wie sein Cabinet die Verträge zu Münster, den pyrenäischen und nymweger Frieden verstanden wissen wollte, so wie die Entsagungsacte der Königin Maria Theresia. Die Mittel, solche willkührliche Erläuterungen geltend zu machen, waren Waffenmacht, listige Unterhandlungen, geschickte Kundschafter und Bestechung. Der König wandte große Summen auf, um die Könige, z. B. Carl II., von England, ihre Minister und Maitressen in sein Interesse zu ziehen. Gegen seine Feinde gebrauchte er, selbst in Friedenszeiten, das Mittel heimlicher Völkeraufwiegelung; er unterhielt die Unruhen in Catalonien, Sicilien, England, Portugal und Ungarn. Mehr als ein anderer König vor ihm, erweiterte er die Grenzen des Königreichs, vorzüglich gegen Norden, wodurch er die Hauptstadt gegen etwanige Unfälle des Krieges sicher stellte. Er behauptete das Gleichgewicht auf dem Meere, und verschaffte seiner Flagge Achtung bei den Barbaresken und bei den mächtigsten Seestaaten. Auf dem festen Lande behielt er bis zum nymweger Frieden ein entschiedenes Uebergewicht, so daß er keine Coalition der Continental-Mächte fürchten durfte. (Hierzu trug vorzüglich seine Verbindung mit Schweden und mit einzelnen kleinen deutschen Fürsten bei.) Seitdem sank er etwas von dieser Höhe herab; blieb aber immer der erste Souverän in Europa, selbst nach seinen Niederlagen im spanischen Erbfolgekriege; denn nachdem er den gegen ihn geschlossenen Bund durch den Frieden mit England getrennt hatte, konnten ihm weder Oesterreich noch das deutsche Reich lange Widerstand leisten.“ Zu dieser auswärtigen, durch die Schwächen und Staatsfehler der Nachbaren begünstigten Politik, kam noch Polizei-Willkühr in der inneren Verwaltung. Das von d'Argenson in Ludwigs letzten Jahren gebildete System der Polizei, ward in seinen Wirkungen so furchtbar, als eine Inquisition. Wie verhaßt übrigens die Franzosen damals den Deutschen durch ihre Denk- und Handlungsweise in und außer dem Felde geworden waren, beweiset ein im J. 1672 gedruckter lateinischer Aufruf eines deutschen Grenzwächters an seine Landsleute, von dem hier nur der Titel und einige Stellen als Probe stehen mögen. „Germani vigilis ad secure soporatos Germanos Classicum, ut ad ferale gallicinium hostis galli evigilent.“ — „Galli, heißt es, simplicitatem nostram producunt et argento probe emunctos variis inquinant vanitatibus;“ — „si non vis falli, fugias consortia Galli!“ Der wackere deutsche nennt die Franzosen gentem superbe gentes meliores despicientem, libertati bonisque nostris inhiantem, dissidiis, minis, fraudibus exteras gentes turbantem juraque gentium violantem, und apostrophirt sie also: Lotharingiae regulum in media pace spoliastis, exturbastis. Jugo intolerabili populum onerastis. Subditos fideliter dominum defendentes tractavistis non hostium instar, sed instar latronum et rebellium! Dieser Aufruf beurkundet den Haß der Völker, welchen die gallische Staatslist seit Richelieu aufreizte. Türken und Franzosen galten unsern Vätern als die Erbfeinde der Christenheit. K.

Ludwig XV., der Urenkel Ludwigs XIV., und der Sohn des vortrefflichen, von Fenelon erzogenen Duc de Bourgogne; geb. d.

15. Febr. 1710, kam zur Regierung 1715, starb d. 10. Mai 1774. Er vermählte sich 1725 mit Maria, T. des Stanislaus Leszinsky (st. 1768). Die Geschichte Ludwigs XV. von Antoine Fantin Desodoards (Paris 3 Th. J. IV. 8.) und das Jahrhundert Ludwigs XV. von Arnoul Laffrey, herausgegeben von Maton (Paris, 2 Th. 1796. 8.) leisten das nicht, was man nach Voltaires Werk über die Regierung dieses Königs von französischen Schriftstellern erwarten konnte. Die Memoires von Düclos, St. Simon und ähnliche, die Geschichte Frankreichs im 18. Jahrh. von Lacretelle (Paris, 6 Th. 1811. 8, deutsch von Sander mit Berichtigungen), und die bekannte Schrift: La vie privée de Louis XV. (4 voll. 8.) enthalten wichtige Materialien zu der Geschichte dieses unwürdigen, willenlosen Königs, der durch Wollust, Andächtelei, Verschwendung und Despotismus aus Schwäche, die Uebel des Staats unheilbar machte. Das Zeitalter, das ihn erzog und verdarb, und auf welches er und sein Hof gleich verderblich zurückwirkten, erklärt nicht blos die Entstehung, sondern auch den Geist und die Bösartigkeit der Revolution. Doch fällt ein großer Theil dieser Schuld auf die Regentschaft, welche Philipp Herzog von Orleans und der Cardinal Dübois bis zum J. 1723 führten (s. d. Art. Orleans, Regent). Der Geschichtschreiber Ludwigs wird seine Persönlichkeit, seine Regierung und seine Zeitgenossen, nach ihren gemeinschaftlichen Beziehungen darstellen, und dabei die fortwirkenden Einflüsse des Zeitalters Ludwigs XIV. auf die allgemeine religiöse und politische Denkart der gebildeten Stände, vorzüglich aber die während seiner Regierung sich erhebende Gewalt der öffentlichen Meinungen in Frankreich scharf ins Auge fassen müssen. Das Eigenthümliche der Zeiten Ludwigs XV. besteht in jener geistigen Entwickelung der Nation, in dem Glanze und in der Kühnheit neuer wissenschaftlicher Ansichten, die in das Leben eindrangen. Aus ihnen ging hervor jene furchtbare Trennung des Verstandes von der Sittlichkeit, der Leidenschaften von der Gerechtigkeit, und der Aufklärung der Begriffe von den Formen des Staats und der Kirche. Die unmäßige Genußgier, welche von oben herab alle Stände durchdrang, verband sich mit einer gewinnsüchtigen Selbstsucht, welche durch die leichtsinnigen Finanzplane Laws und des Regenten geweckt, durch den Banquerot von 500,000 Bürgern, die von ihrem ganzen Vermögen nichts als Papier übrig behielten, mit Betrug und Verzweiflung gepaart, und durch die Philosophie des Tages in Schutz genommen oder entschuldigt wurde. Aus dieser Genußgier und Selbstsucht entwickelten sich die meisten Fehler und Laster von Ludwigs XV. Zeitgenossen. Es entstand eine Sittenvergiftung, welche sich bei der Eitelkeit und dem Leichtsinne der Nation immer weiter verbreitete, und immer tiefer an den Wurzeln des Gemeingeistes und jeder Bürgertugend nagte. — Ludwig XIV. nahm mit den Worten von seinem Urenkel und Nachfolger Abschied: „ich habe wider meine Neigung meinem Volke große Lasten aufgelegt; aber langwierige Kriege, die ich führen mußte, nöthigten mich dazu: liebe den Frieden und unternimm nie einen Krieg, wenn ihn nicht das Beste des Staats und die Wohlfahrt der Völker nothwendig machen.“ Noch tiefern Eindruck hätte auf das Gemüth des königlichen Kindes das Betragen des Volks machen können, welches den Leichenwagen des Königs mit Schimpfworten begleitete, und sich einer schamlosen Freude überließ. Was mußte aber der 6jährige Knabe von dem Lit de justice, (die stärkste Aeußerung des Despotismus) welches ihn der Regent zur Bestätigung seiner Regentschaft halten ließ,

ich für eine Vorstellung machen? Wie ganz anders dachte sein Va-
er, der edle Duc de Bourgogne, welcher die Absicht hatte, wenn
r den Thron bestiege, dem Volke seine verlornen Rechte wieder zu
geben! — Erst mit dem siebenten Jahre kam Ludwig unter männ-
liche Aufsicht. Sein Führer, der Marschall von Villeroi, war aber
kein Montausier, Beauvilliers oder Fenelon. Als einst Ludwig
von einer gefährlichen Krankheit genas, äußerte das Volk seine
Freude durch wiederholte Festlichkeiten. Der Hof und der Garten
der Tuilerien wurde nicht leer von Menschen. Da führte Villeroi
den König von einem Fenster zum andern. „Hier sehen Sie, mein
König; Ihr Volk; dieses Volk gehört Ihnen ganz an; alles, was
Sie sehen, ist Ihr Eigenthum; Sie sind Herr und Meister davon!"
Der Lehrer des jungen Königs, der kluge, bescheidene Fleury, Bi-
schof von Frejus, gewann das Vertrauen seines Zöglings auf eine
edlere Art. Ein Dritter, der jedoch auf den jungen König weniger
Einfluß erhielt, war sein Beichtvater, der Jesuit Linieres. Der
Cardinal Dubois hatte dessen Ernennung zu dieser wichtigen Stelle,
gegen Fleurys Wunsch und den Rath des wackern Cardinals Noailles,
durchgesetzt. Indeß behielt Fleury das ganze Vertrauen Ludwigs,
der nach dem Tode des Regenten, im J. 1724, auf seines Lehrers
Rath, den Duc de Bourbon zum obersten Staatsminister ernannte;
doch konnte dieser nichts ohne Wissen und Zustimmung des 73jährigen
Prälaten unternehmen. Bis jetzt hatte der König, welcher im J.
1723 die Regierung selbst antrat, dem bisherigen Regenten aber,
als ersten Staatsminister, die Leitung der Geschäfte anvertraute,
eine gänzliche Willenlosigkeit gezeigt. Man bestimmte ihm eine spa-
nische Prinzessin von 6 Jahren zur Gemahlin; man schickte sie ihren
Aeltern zurück; man verwies vom Hofe den Marschall von Villeroi;
man vermählte den König mit Maria Leszinska, ohne daß er bei
diesem allen mehr, als eine gleichgültige Nachgiebigkeit bewiesen
hätte. Als aber die Partei des Duc den Prälaten entfernen wollte,
und der beleidigte Fleury sich in sein Landhaus zurückgezogen hatte:
da verlangte der König seine Rückkehr mit solcher Festigkeit, daß der
Duc selbst an den Prälaten schreiben, und ihn im Namen des Kö-
nigs zurückzukommen bitten mußte. Bald darauf, im J. 1726, trat
Fleury an die Spitze der Verwaltung. Er lehnte den Titel eines
obersten Ministers ab, war es aber bis an seinen Tod (im J. 1743).
Seine Verstellungskunst ging auf den König über, in dessen Pri-
vatleben jetzt eine große Veränderung, wahrscheinlich selbst durch
Fleury begünstigt, eintrat. Die gute Hoffnung, welche seine Ju-
gend, sein Fleiß und einige gutmüthige Aeußerungen von ihm gege-
ben hatten, erstickte im sinnlichen Genuß und in der Ueppigkeit des
Hoflebens. — Der friedliche, auf Ordnung und Sparsamkeit hinar-
beitende Cardinal Fleury gab dem entkräfteten Reiche den Genuß einer
7jährigen Ruhe; dennoch war er nicht aufgeklärt genug, um den
Streit über die Bulle Unigenitus beizulegen. Bald sah er sich wider
seinen Willen in einen Krieg verwickelt. Als nämlich August II., Kö-
nig von Polen, im J. 1733 gestorben war, wünschte Ludwig XV.,
seinen Schwiegervater, den edlen Stanislaus Leszinsky, zu Augusts
Nachfolger erwählt zu sehen, und erklärte, daß die Freiheit der Wahl
durch keine fremde Macht gestört werden sollte; allein der Kaiser
Carl VI. schloß mit dem Churfürsten von Sachsen ein Bündniß, unter-
stützte dessen Wahl zum Könige von Polen, und Ludwigs Plan ward
vereitelt. Doch erhielt Frankreich nach zwei Feldzügen, für den aus

Danzig mit Lebensgefahr entflohenen Leszinsky, durch die wiener Präliminarien 1735, den Besitz des, nachher von Frankreich abgetretenen, Herzogthums Lothringen. Nach Carls VI. Tode (im J. 1740) zog des französischen Marschalls Belleisle, der von Frankreich anerkannten pragmatischen Sanction widersprechender, Entwurf, die österreichische Erbmacht zu zerstückeln, den alten Cardinal in einen Krieg hinein, dessen glücklichen Erfolg die Kargheit des 85jährigen Ministers vereitelte. Frankreichs Heere fochten für das Interesse eines Alliirten, des Churfürsten von Baiern, welcher die ganze österreichische Monarchie in Anspruch nahm. England war auf Maria Theresias Seite. Die Eroberung Böhmens mißglückte; kaum konnten Maillebois, Belleisle und Broglio die Trümmern der geschlagenen Heere aus Böhmen und Baiern über den Rhein zurückführen. Noch mehr verlor Frankreich zur See; denn Fleury hatte die französische Seemacht vernachlässigt. Nach seinem Tode (im J. 1743) gaben des Grafen Moritz von Sachsen (s. d. Art.) Siege den französischen Waffen einen neuen Glanz; und Frankreich erhielt im aachner Frieden (1748) die verlorenen Colonien wieder. Der Staat aber war durch einen ungerechten und unpolitischen Krieg mehr als je erschöpft. Ludwig hatte selbst an einigen Feldzügen Theil genommen; und als er zu Metz in eine schwere Krankheit fiel, den Beinamen des Vielgeliebten (le-bien-aimé) erhalten. Die Liebe der Franzosen war größer als sein Verdienst: denn Ludwig machte sich seit dieser Zeit der öffentlichen Achtung immer unwürdiger, indem er zur größten Trägheit und Sinnlichkeit herabsank, und die Führung der Staatsgeschäfte der Marquise von Pompadour (s. d. Art.) überließ. Diese war Regentin; der Monarch schien abwesend zu sein; ihn beschäftigten nur seine Orgien, oder kindische Unterhaltungen und Despotenfurcht. Er zeigte sich ohne Würde, als das Spiel kleiner Leidenschaften, und das Werkzeug fremden Einflusses. Die Nation, auf welche eine so kraftlose Regierung nicht einwirken konnte, folgte ganz ihrer unruhigen Beweglichkeit. Kämpfe der öffentlichen Meinung, kühne Hoffnungen, neue Systeme belustigten und beschäftigten alle Classen der Gesellschaft. Jeder sehnte sich nach einem neuen, bessern Zustande; der Gehorsam wurde immer schlaffer; der Wunsch nach Veränderung immer lauter; es fehlte nichts, als Aufruhr und Empörung. Die Sinnlichkeit des Königs gab ihn ganz in die Gewalt der herrschsüchtigen Pompadour. Während sie ihn ein schändliches Serailleben führen ließ, gab sie, launenhaften Einfällen folgend, die Ehre, das Vermögen und den Flor des Staats allen denen Preis, die durch schimmernde Eigenschaften zu ihr sich hinzudrängen wußten. Sie gewöhnte den König an die acquits du comptant, oder Anweisungen auf Zahlungen, welche den Schatz nach Willkühr erschöpften und das Rechnungswesen zerrütteten. Die Kosten des sogenannten Hirschparks (parc-aux-cerfs), das schändlichste Mittel für Ludwigs verächtliche Wollust, wurden mit solchen Acquits bestritten, und Lacretelle glaubt sie (seit 1733), ohne Uebertreibung, auf 100 Millionen schätzen zu können! Ludwig spielte gern hoch, und legte dazu eine Privatcasse an, deren Verlust er aber aus der Staatscasse ersetzte. Die an ihn verloren, wurden durch einträgliche Staatsämter entschädigt. Um jene Casse zu vermehren, trieb er ohne Bedenken Agiotage und Kornwucher. Das Steigen und Fallen der Staatspapiere und Kornpreise beschäftigte ihn ganz im entgegengesetzten Sinne, als es einem Könige geziemt hätte. Er legte zu diesem schimpflichen Handel ein Capital von 10 Millionen

aus seinem Privatschatze an, und ließ ohne Scheu in dem Staatsalmanach vom J. 1774, unter den Finanzbeamten auch einen Herrn Mielavand als trésorier des grains pour le compte de S. M aufführen. Aus Langeweile druckte er auch manchmal Bücher; in sofern machte ihm selbst das bekannte physiokratische System seines Leibarztes Quesnay Vergnügen. Er nannte ihn seinen Penseur, hörte gern, wenn er die Handlungen der Minister tadelte, kümmerte sich aber nicht um die Anwendung seiner Ideen. Gegen die Frauen betrug er sich öffentlich mit der Artigkeit eines französischen Ritters, mischte sich aber zugleich in ihre kleinen Händel, und spielte die Rolle eines Vertrauten; denn er war neugierig und wußte um alle Hofintriguen in Europa. In dieser Absicht unterhielt er geheime Agenten, von denen oft seine Minister nichts erfuhren. Das ernste, männliche Betragen des Dauphins, die Tugenden der Dauphine machten auf ihn keinen bleibenden Eindruck. Doch schien er bisweilen, vorzüglich nach dem Tode der Königin, Reue zu fühlen. Aber bald suchte und fand er Trost in den alten Vergnügungen. Seit 1769 beherrschte ihn die du Barri, welche dem königlichen Schatze in 5 Jahren 180 Millionen Livres gekostet haben soll. Als Ludwig älter wurde, nahmen seine Frömmelei und Stumpfheit zu, je tiefer er in niedrige Sinnlichkeit versank. Seine geheimen Ausschweifungen entehrten die Unschuld und vergifteten das Familienglück seinen Unterthanen. Die öffentliche Verachtung äußerte sich gegen einen solchen König durch Satiren, Kupferstiche, Spottlieder und Libelle, an welche sich das Volk schon unter der Regentschaft gewöhnt hatte. Verhaftbriefe konnten dem Könige das verlorne Ansehn nicht wiedergeben. Der Haß des Volks glaubte die ungereimtesten Beschuldigungen, und Ludwig entzog sich aus Furcht und Abneigung dem öffentlichen Anblicke. Bei dieser stumpfen Sorglosigkeit nahm die französische Frivolität immer mehr überhand; Jedermann war mit Kleinigkeiten und persönlichen Entwürfen beschäftigt; die großen Angelegenheiten des Staats hingegen, Finanzen und Kriegswesen wurden vernachlässigt. Gleichwohl sah sich Frankreich im J. 1754 wegen der Forts am Ohioflusse in America mit England in einen Seekrieg verwickelt; und als ob dieser Kampf nichts bedeute, trat es leichtsinnig (im Jahre 1756) auf die Seite Oesterreichs gegen Preußen. Der kluge Kaunitz hatte die eitle, durch Friedrichs II. Sarcasmen beleidigte, Pompadour gewonnen. Diese ließ einen Lothringer, den Duc de Choiseul, an des Abbé Bernis Stelle zum dirigirenden Minister ernennen; und es wurde im J. 1758 den 30. Dec. ein neuer Allianzvertrag zu Versailles mit Oesterreich geschlossen, der eben so seltsam, als in der Geschichte einzig ist (s. Choiseul). Die Franzosen erlitten zu Wasser und zu Lande große Verluste; selbst ihr militärischer Ruf war seit der Schlacht bei Roßbach (5. Nov. 1757) sehr gesunken; und nach sieben unglücklichen Jahren mußten sie sich glücklich schätzen, daß Choiseul 1762 mit England den Frieden zu Fontainebleau und den Definitivfrieden zu Paris 1763, abschloß, in welchem Frankreich Canada bis an den Missisippi, Cap Breton und die Inseln Grenada, Tabago, St. Vincent und Dominique verlor. Ludwig blieb bei allen Ereignissen gleichgültig. Als er den Marschall von Richelieu, nach der glänzenden Einnahme von Mahon (im J. 1756) wieder sah, wandte er sich blos mit der Frage an den von der ganzen Nation gefeierten Feldherrn: „Wie haben Ihnen die Feigen in Minorca geschmeckt?“ Der berühmte Bourbonische Familien-Tractat, durch welchen Choiseul im

und sein Werk sur les causes de la grandeur et de la décadence des Romains, das 1734 erschien, wurde so wie der Esprit des loix, den er 1748 herausgab, ein classisches Handbuch für das Studium der Politik. Um diese Zeit hatte das allgemein angeregte Interesse an wissenschaftlichen Gegenständen den Cardinal Fleury und den Grafen Maurepas veranlaßt, den König zu bewegen, daß er Newtons Meinung von der Gestalt der Erde durch eine im hohen Norden und unter dem Aequator unternommene Gradmessung, seit den J. 1735 und 1736, prüfen ließ, und Cassini's Charte von Frankreich unterstützte. Darauf traten seit 1749 Büffon, J. J. Rousseau Diderot, D'Alembert, Düclos, Condillac und Helvetius in die Reihe der großen Schriftsteller Frankreichs. Die größten Reibungen in der öffentlichen Meinung veranlaßte das Dictionnaire encyclopédique von Diderot und d'Alembert, gegen das sich die Geistlichkeit, die Jesuiten und die Minister erhoben. Von dem Werke des J. Helvetius de l'esprit sagt Malesherbes, daß es eben so viel Aufsehen als die Encyclopädie gemacht habe. Die Frauen nahmen mit großer Lebhaftigkeit an dem Kampfe der Philosophie Antheil. Es bildeten sich Bureaux d'esprit; und aus dem philosophischen Zirkeln beim Baron v. Holbach und bei Helvetius gingen mehrere materialistische und atheistische Schriften hervor, vorzüglich in den J. von 1758 bis 1770. Das berühmteste darunter ist das Système de la nature, für dessen Verfasser der Baron von Holbach gehalten wird. Die Religion wurde am frechsten angegriffen von La Methrie, D'Argens, dem Abbé de Prades, die sämmtlich aus Frankreich verbannt, bei Friedrich II. Schutz suchten, deren Meinungen aber in Frankreich Eingang fanden. Die Verbannungsurtheile der Sorbonne erregten nur mehr Widerstand; und die Frivolität des Zeitgeistes nahm die kühnsten und glänzendsten Irrthümer am liebsten in Schutz, wenn sie das Talent des Witzes vortrug. Keine Schrift war für die öffentliche Sittlichkeit so verderblich als Voltaire's Pucelle, ein geistvolles Gedicht, welches nur der unsaubere Geist der Zeiten der Regentschaft seinem Verfasser einhauchen konnte. Doch arbeiteten wackere Männer, wie Türgot, Malesherbes, nicht ohne Beifall der Bessern, diesem Verderben entgegen, und retteten die Ehre der gesunden Vernunft. Dahin gehören Düclos Considérations sur les moeurs, von denen Ludwig XV. selbst sagte: sie sind das Werk eines Ehrenmannes. Thomas, Marmontel und La Harpe erklärten sich laut gegen den Atheismus. Jene Angriffe auf die christliche Religion gelangen vorzüglich dem Witze Voltaires, als der Duc de Choiseul, um alle Stimmen gegen die Jesuiten für sich zu haben, der Philosophen und des Verfassers des Dictionnaire philosophique sich annahm. Den heftigsten Zorn der Antiphilosophen reizte Rousseau durch seinen Emil. Jesuiten und Jansenisten vereinigten sich gegen ihn; und er mußte ungeachtet der allgemeinen Bewunderung, die ihn erhob, Frankreich verlassen. Diese wenigen Züge können hinreichen, um sich einen Begriff von dem revolutionairen Geiste des Zeitalters Ludwig XV. zu machen. Die öffentliche Meinung in Frankreich war längst im Zustande wilden Aufruhrs, ehe die durch Ludwigs XV. Regierung vernichtete Achtung für den Monarchen, die durch sein Beispiel verdorbene Moral des Volks, und die durch seine Verschwendungen zerrüttete Staatskraft den Ausbruch der Revolution und mit ihr den Umsturz des entweihten Thrones herbeiführten. K.

Ludwig XVI., Ludwigs XV Enkel, zweiter Sohn des Dauphin, von dessen zweiter Gemahlin, Marie Josephe, T. Friedrich Auguste,

K. von Polen und Churfürsten von Sachsen, geb. den 22. Aug. 1754, vermählt 1770 mit Marie Antonia von Oesterreich. An seiner Erziehung hatte die Gräfin Marsan, Gouvernante der Kinder von Frankreich, vielen Antheil; und Ludwig hörte auch als König auf ihre Vorstellung, wovon der Abbé Georgel in seinen Memoiren ein merkwürdiges Beispiel erzählt. Mit dem besten Willen, aber in Regierungsgeschäften völlig unerfahren, bestieg dieser unglückliche Fürst 1774 in einem Alter von kaum 20 Jahren den Thron. Bescheiden lehnte er den Beinamen des Ersehnten, le désiré, ab, welchen die Nation ihm entgegenrief, die er von der bei der Thronbesteigung herkömmlichen Abgabe befreite. Sein Großvater hatte ihn nach dem Tode des Dauphin im J. 1765 absichtlich von allem, was sich auf seine Bestimmung bezog, entfernt gehalten; und die Gräfin Du Barri suchte sich für die Verachtung, welche der ernste, sittlichstrenge Prinz ihr bewies, der seine von ihr gehaßte Gemahlin innig liebte, dadurch zu rächen, daß sie ihn in den Augen des Königs lächerlich machte. Auch die Minister ließen insgeheim die Meinung verbreiten, daß der Prinz hart und weit entfernt von der nachsichtigen Güte seines Großvaters sei. Sein Aeußeres schien dieses zu bestätigen. Er war gewöhnlich in sich gekehrt, still und verlegen, und wagte nicht, die Gefühle seines Wohlwollens laut werden zu lassen. Seine Blödigkeit galt für Mißtrauen. Er fühlte sich fremd an einem Hofe, wo das Laster unter tausend glänzenden Formen ihn umgab. Da Schmeichelei an ihm nicht haftete, so wurde er den Hofleuten gleichgültig. Der Duc de Choiseul sagte daher mit Recht: auf dem schönsten Throne der Erde war Er der einzige König, der nicht nur keine Schmeichler hatte, sondern dem man auch nicht die geringste Gerechtigkeit widerfahren ließ. In seinem Gesichte, das nicht ohne Würde war, drückten sich die Grundzüge seines Charakters aus: Redlichkeit, Unentschlossenheit und Schwäche. Doch schadete ihm ein gewisses störriges Benehmen, das die Mittheilungen der Freundschaft von sich wies; den Franzosen aber mißfiel am meisten seine Haltung, die nichts von der Anmuth hatte, welche fast alle Prinzen von Geblüt besaßen. Nur im traulichen Gespräch sagte er oft ein sinnreiches, treffendes Wort, errothete aber, wenn man es wiederholte. Fassungskraft, Fleiß und ein außerordentliches Gedächtniß erleichterten ihm seine Studien; aber leider betrafen sie nicht unmittelbar die Pflichten und Kenntnisse eines Fürsten; er beschäftigte sich zu sorgfältig mit dem Besondern und Kleinlichen. So druckte er im J. 1766 als Dauphin in 25 Exempl.: Maximes morales et politiques, tirées de Télémaque, imprimées par Louis-Auguste Dauphin. Versailles, de l'imprimerie de Monseigneur le Dauphin. Er hatte die Maximen aus Fenelons Werk selbst gezogen. Auch konnte er sich über geographische oder chronologische Einzelnheiten gut unterhalten; aber das Pragmatische der Geschichte, wodurch sie Könige warnend belehrt, war ihm fremd geblieben, ungeachtet er als Dauphin gute historische Werke gelesen, selbst Humes Geschichte des Sturzes Carls I., Walpoles historische Zweifel über die Verbrechen, deren Richard III. beschuldigt worden, und Bruchstücke aus Gibbons Geschichte des römischen Reichs übersetzt hatte. Letztere Uebersetzung erschien unter dem Namen des Herrn le Clerc de Sept Chenes, Vorlesers Ludwigs XVI. Aufrichtig fromm und duldsam neigte er sich, obgleich im Mißtrauen gegen die Philosophen aufgewachsen, zu einer den Menschen und Völkern wohlwollenden Philosophie hin. Die Tugenden seines Vaters, die stille Häus-

lichkeit seiner Mutter, hatten ihm einen sittlich-religiösen Sinn tief eingeprägt. Doch sein Beispiel sollte zeigen, wie unzureichend auf dem Throne die Tugenden eines Privatmannes sind. Er wählte den Grafen Maurepas, einen Mann von Geist und Erfahrung, der aber frivol dachte und in Epigrammen glänzen wollte, zu seinem Staatsminister; an des verrufenen Abbé Terrai Stelle übertrug er das Finanzwesen dem aufgeklärten, genialen und rechtschaffenen Türgot, der streng nach philosophischen, zum Theil physiokratischen Grundsätzen die Gebrechen des Staats durch umfassende Reformen zu heilen sich vornahm, und in den privilegirten Ständen die Quelle alles Uebels sah. Aber sogleich vereinigten sich gegen ihn die Freunde der alten Mißbräuche, der hohe Adel, der Hof und die Geistlichkeit. Als nun auch die Parlamente auf Maurepas Rath, gegen Türgots Meinung, wieder hergestellt worden waren, so verwickelte der Meinungskampf der alten mit der neuen Zeit, mehr als je, die Schritte der Regierung. Der Graf von Vergennes leitete die auswärtigen Angelegenheiten; Graf Muy war Kriegs-, und Sartine Seeminister. Die neuen Theorien, welche Türgot im Staatsrathe vortrug, hatten zwar den Beifall der Philosophen; auch nahmen die geistreichen Männer und Frauen, welche Mad. Helvetius, Mad. Geoffrin, Mlle. Espinasse, die Prinzessin von Beauveau und die Herzogin d'Enville bei sich versammelten, lebhaften Antheil an Türgots liberalen, von den edelsten Fürsten Europas, von Joseph II. und Leopold, laut gebilligten Planen; allein die Unzufriedenen fanden an den alten Parlamenten eine Stütze ihres öffentlichen und geheimen Widerstandes. Zwar wurden beschwerliche Frohndienste, willkührliche Abgaben, die Leibeigenschaft in den Gebirgen des Jura und die Folter abgeschafft, und mehreres Gute vorbereitet; doch konnte Türgot des Königs Furchtsamkeit, den Kampf mit der Geistlichkeit, dem Adel und den Parlamenten entschlossen zu bestehen, nicht überwinden. Diese Corporationen vereinigten sich gegen den Minister, und die Nation, welche auf seiner Seite war, konnte, ohne Stellvertreter, ihm gegen den Bund der Privilegirten keinen Beistand leisten. Da die mindere Zahl in den Classen der letztern den Grundsätzen Türgots zugethan war, so reizten die Uebrigen den Pöbel auf, und bei Gelegenheit des Edicts, das den Getreidehandel frei gab, fielen Auftritte vor, wie zur Zeit der Revolution. Der furchtsame unerfahrne Ludwig glaubte sich vom Volke gehaßt, und war gegen die Meuterer nachgiebig; endlich gebrauchte er auf Türgots und Murs Vorstellungen Nachdruck, und die Unruhen, welche man in Paris la guerre des farines nannte, wurden gedämpft, nach der Amnestie vom 17. Mai 1775. Auf die Krönung des Königs (11. Juni 1775) folgte die Ernennung des edeln gewissenhaften Malesherbes zum Minister. Er war Türgots Freund. Beider gemeinschaftliches Wirken hätte vielleicht den Widerstand der alten Unordnung besiegt, gegen welche im J. 1776 sechs königl. Edicte erschienen; aber unglücklicherweise verfuhr der neue Kriegsminister, der Graf von St. Germain, in seinen Neuerungen gewaltsam, und griff nicht Vorurtheile, sondern den miltärischen Geist der Franzosen selbst an. Die aufgehobenen oder verminderten Corps, und der beleidigte Militäradel erklärten laut ihren Unwillen über das den höhern Ständen ohnehin verhaßte Neuerungssystem. Der Staat gehe dabei zu Grunde, war das allgemeine Geschrei, und das Parlament weigerte sich, fünf Edicte des Königs einzuregistriren. Ludwig entschloß sich zwar, sein Ansehn durch ein Lit de justice (12 März 1776) zu behaupten; aber die Königin, eine Fürstin, die ihrem Ge-

mahle eben so an Lebhaftigkeit des Verstandes als an Witz überlegen war, und dabei den Glanz und die Freude liebte, folgte, nebst Maurepas, der Türgots geheimer Feind war, der öffentlichen Stimme. Ihr vermochte der König nicht zu widerstehen. Er wankte; das Deficit, welches die Bezahlung der Schulden und die Krönungskosten im J. 1775 hervorbrachten, flößte ihm Mißtrauen gegen Türgots philosophische Ansichten ein. Malesherbes nahm seinen Abschied: Türgot mußte ihn nehmen. Die Privilegirten hatten gesiegt; aber der Haß des dritten Standes und die Sehnsucht aller Hellsehenden und Wohlmeinenden nach einer durchgreifenden Reform wurden nur um so größer. Doch wollten sie keinen Umsturz des Ganzen; ihre kühnsten Wünsche blieben innerhalb der Schranken einer monarchischen Form, bis der nordamericanische Freiheitskrieg den Zündstoff in diese brennende Masse warf. Der Tag, an welchem Ludwig XVI. das Bündniß mit den nordamericanischen Staaten schloß (6. Febr. 1778), bestimmte sein Schicksal: denn der hieraus entstandene Krieg von 1778 bis 1782, (welcher Frankreich nach Audouin 1400 Mill. Livres gekostet hat) machte die Nation und das Heer mit republicanischen Ideen vertraut, und führte ein unheilbares Deficit, dieses die allgemeine Ständeversammlung, diese aber den Fall des Monarchen und der Monarchie herbei. Ludwig selbst war gegen die Theilnahme an diesem Kriege; allein er ward im Staatsrathe überstimmt, indem die Minister glaubten, den Flor des französischen Handels dadurch auf Englands Ruin zu gründen. Nach Türgots Entfernung nahm die Verschwendung bei Hofe zu; während Ludwig sich jede große Ausgabe versagte, bewilligte er sie nur zu leicht der Königin und den Prinzen des Hauses. Luxus und Pracht machten die verschiedenen Hofhaltungen überaus kostbar. Man spielte hoch; man baute; man hielt Wettrennen; man befriedigte jeden Einfall, und Ludwigs Mißbilligung, der sich oft diesen Festen entzog, galt für das Zeichen gemeiner Gesinnung. Die Regelmäßigkeit seiner Lebensweise, wo Studien und häusliche Freuden mit ernstern Geschäften wechselten, machte auf die fröhlichen Verschwender keinen Eindruck. Ludwig wußte nicht dem Hofe und den Prinzen Ehrfurcht einzuflößen. Er bezahlte die Schulden des Grafen Artois. Auch die Königin überließ sich ihrem fröhlichen Sinne. Geschmack und Kunstsinn, von allen Launen der Mode begleitet, herrschten in den Festen von Versailles und Klein-Trianon. Maurepas durchschaute entweder nicht, wohin das alles führen mußte, oder er fügte sich mit egoistischem Leichtsinn in die Nothwendigkeit. Das Vergnügen war auch sein Element. Er blieb dirigirender Minister bis an seinen Tod (21. Nov. 1781); doch theilte er das Vertrauen Ludwigs mit der geistvollen Königin, und mit Jedem, der den Monarchen durch Vorspiegelungen von Gemeinwohl zu täuschen vermochte. Der Wechsel mit den Finanzministern, Clugny, Taboureau, Necker, Joly de Fleury und d'Ormesson vermehrte die Verwirrung. Anerkannt war das Dasein großer Mißbräuche; aber eben so unmöglich das Ausreißen ihrer tiefen Wurzel. Die Verabschiedung Neckers, dem sein eitler Compte rendu Haß und Verfolgung zugezogen hatte, ward vom Tiers-Etat, um dessen Gunst Necker buhlte, als ein öffentliches Unglück betrachtet. So herrschte in der öffentlichen Meinung längst vor der Revolution eine wahre Anarchie, die selbst bis in den Staatsrath drang. Nach dem Frieden von Versailles 1783, der einige Vortheile brachte, die jedoch den Aufwand nicht aufwogen, ward der höchst leichtsinnige, viel versprechende und

wenig leistende Calonne Finanzminister. Zwar behauptete Vergennes in den auswärtigen Verhältnissen (z. B. in dem Schleswigschen Streite) die Ehre der franz. Krone; allein der Handelstractat, den er im J. 1786 mit England abschloß, ward als der größte Fehler seiner Staatsverwaltung betrachtet, ob er gleich eine Folge des Tractats von Versailles war. Auch machte man ihm den Vorwurf, daß er die von Joseph II. angebotene vortheilhaftere engere Verbindung nicht angenommen und dadurch Oesterreichs Annäherung an Rußland veranlaßt habe. Der König selbst verrieth eine ähnliche Schwäche, daß er Minister, deren Plane er anfangs gut hieß, vor deren Ausführung entließ. Man erzählt, er habe zuweilen seine Nebenstunden mit Schlosserarbeiten ausgefüllt, und sei dabei zum Genuß von starken Getränken verleitet worden. Dies und die Arbeit beim Feuer hätten sein Blut erhitzt und seine Ueberlegung geschwächt, späterhin aber hätte seine natürliche Indolenz, bei zunehmender Körperstärke, eine selbstständige, freie Thätigkeit seines Geistes gehindert, und eine phlegmatische Gleichgültigkeit erzeugt. Allein man weiß auch, daß Ludwig sich gern wissenschaftlich beschäftigte, und gemeinnützige Unternehmungen mit Liebe betrieb. Er entwarf mit vieler Einsicht den Plan und die Instruction für la Perouse zu einer Reise um die Welt, im J. 1786. Mehrere Stellen in letzterer sprechen auf eine rührende Art den wohlwollenden Sinn dieses arglosen Fürsten aus. Er beklagte la Perouses unglückliches Schicksal oft mit den Worten: „Ich sehe zu wohl, daß ich nicht glücklich bin." Sein Wohlwollen machte ihn besonders für die ärmern Geistlichen besorgt; indeß befolgte auch er den Grundsatz Ludwigs XV., Bisthümer und reiche Pfründen keinem aus dem Bürgerstande zu geben. Eine eben so unbillige und weit nachtheiligere Scheidungslinie zog er bei der Armee, wo er die militärischen Grade ausschließend dem Adel bestimmte. Der dritte Stand mußte schweigen; desto bitterer und leidenschaftlicher erklärte sich die Menge über den Hof und die höhern Stände, als der berüchtigte Halsbandprozeß gegen den Cardinal Prinzen von Rohan den 15. August 785 seinen Anfang nahm. (Man lese hierüber Georgels Memoiren. Th. II.) Das schändliche Libell der gebrandmarkten Gräfin de la Mothe und ihres Mannes streute die gröbsten Verleumdungen gegen die unschuldige Königin aus, die von dem Volke nur zu leichtgläubig aufgenommen wurden. Der Thron wurde durch diesen Vorfall herabgewürdigt, und man glaubt, daß schon damals der unversöhnliche Feind der Königin, der Herzog von Orleans, die verächtliche la Mothe als ein Werkzeug seines Hasses benutzt habe. Bei dieser Gährung der öffentlichen Meinung überredete Calonne den König, die Notabeln zu berufen, um Hülfsquellen für den erschöpften Schatz anzuzeigen. Zum Unglück starb der Graf von Vergennes (3. Febr. 1787), und den 22. Febr. eröffnete der König die Versammlung mit einer Rede, die auf die Gemüther nicht vortheilhaft wirkte. Das Deficit (der General-Controlleur hatte es zu 112 Mill. angegeben; man schätzte es aber auf mehr als 140 Mill.) machte Calonnes Pläne verdächtig. Es bildete sich ein Opposition, und Calonne erhielt den Abschied. Das Parlament widersprach zwei neuen Auflagen (timbre et subvention territoriale), welche den großen Gutsbesitzern lästig fielen, und verlangte die Zusammenberufung der Reichsstände. Dieses große Wort zerriß wie ein Blitzstrahl den dunkeln Schleier der Zukunft. Die Nation hörte es mit Jauchzen; der Hof zitterte. Ludwig wagte ein Lit de justice; aber das Parla-

nent erklärte es für ungültig. Nach Lacretelle war ein Calonnebourg der Funke, welcher die Mine zündete, die den Thron umstürzte, indem die verdorbene, durch Ideen und Leidenschaften aufgeregte, durch Haß und Verachtung erbitterte, durch den Anblick vielfacher Noth zur Verzweiflung gebrachte, und durch Nordamerica für die Freiheit begeisterte Masse der Nation Ziel und Maß zu halten unfähig war. Der König verwies das Parlament nach Troyes. So war der Krieg zwischen dem Throne und der Nation erklärt. Ueberdies hatte damals die Regierung bei dem Kampfe der holländischen Patrioten mit dem Erbstatthalter im J. 1787 ohne Würde gehandelt; dadurch verlor sie vollends ihr Ansehn in Frankreich. Der König selbst zeigte gegen seine nächsten Umgebungen, die sich, wie z. B. der Duc de Coigny, in die Einschränkungen des Hofstaates nur mit dem größten Widerwillen fügten, eine an Schwachheit grenzende Gutmüthigkeit. Die Partei Orleans arbeitete insgeheim und öffentlich dem Minister Lomenie de Brienne entgegen. Endlich unterhandelte man mit dem Parlamente. Es kam zurück. Aber der Herzog von Orleans reizte dessen Widerstand von neuem auf. Die Schritte wurden seit dem 19. Nov. 1787 auf beiden Seiten immer gewaltsamer; in Bretagne brach im Juni 1788 die Empörung aus; der Adel und die Officiere des Regiments Bassigny wagten es daselbst zuerst, die Waffen gegen die Befehle des Königs zu führen. Selbst die Geistlichkeit foderte ungestüm die Berufung der Stände. (Ueber die verderblichen Intriguen der Royalisten überhaupt geben Besenvals und Mollevilles Memoiren Aufschluß). Der schwache, in allen seinen Plänen gehinderte Principalminister Brienne ging ab, und Necker trat im J. 1788 als Director der Finanzen in den Staatsrath ein. Auf seinen Rath versammelte Ludwig zum zweiten Male die Notabeln, um die Form der Stände und der Abstimmung festzusetzen. Hier bewilligte er dem dritten Stande die doppelte Repräsentation, so daß er nun an Zahl den beiden andern Ständen gleich war. Den 5. Mai 1789, fünf und zwanzig Jahre vor der Wiederherstellung des Thrones, den er umstürzte, ward der Reichstag eröffnet! Mitten unter dem Parteienkampfe der Privilegirten und der neuen Theorien, stand der König fromm und schüchtern, verlassen und allein. „Gott verhüte, sagte er zu dem Adel, welcher sich mit dem dritten Stande nicht vereinigen wollte, daß ein einziger Mensch um meiner Angelegenheiten willen umkomme!" Er suchte einzig nur das Gemeinwohl mit redlichem Willen; aber um ihn her schwankte alles; wie sollte Er Festigkeit zeigen! Die Demokraten haßten ihn als König; die Emigranten und die in Frankreich zurückgebliebenen Aristocraten hielten ihn für untauglich zur Regierung. Er selbst brachte dem Staate die größten Opfer, sogar solche, die seine persönliche Sicherheit in Gefahr setzten, z. B. die Entlassung seiner Leibwache. Dennoch konnte er der giftigsten Verläumdung nicht entgehen. Unter andern verbreitete man, daß er in einer heimlichen Acte gegen alles protestirt habe, was von ihm gegen die alten königlichen Vorrechte gezwungener Weise bewilligt worden sei. Indeß hörte man, mitten unter den gröbsten Beschuldigungen, doch auch — so ist der Sinn des Franzosen! — zu Zeiten ein glänzendes Schmeichelwort. Als Ludwig XVI. der Nationalversammlung den 4. Febr. 1790 beiwohnte, ließ die Nationalgarde von Versailles eine goldene Münze schlagen, worauf ein Pelican vorgestellt war, der seine Jungen mit seinem Blute nährt. Die Umschrift hieß: François, sous cet emblème adorez votre Roi! — Die Tage des 11, 12, und 14. Juli 1789; die Nacht des 4. Augusts; der greuelvolle 5. und 6. October;

die vereitelte Flucht des Königs den 21. Juni 1791, wo Ludwig unentschlossen, Gewalt zu gebrauchen, Bouillés Plan zu seiner Rettung selbst vernichtete und zugleich durch die zurückgelassene Erklärung an seine Unterthanen die öffentliche Meinung gegen sich aufbrachte (S. d. Bericht des H. v. Valory, Minerva, Nov. 1815.); die Annahme der Constitution, den 14. Sept. 1791, welche ihn für unverletzlich erklärte; der Angriff des Pöbels von Paris auf den königlichen Palast den 20. Juni 1792, wo Ludwig eben so standhaft als würdevoll die Forderungen der ochlocratischen, mit Orleans verbundenen Faction zurückwies und den 22. öffentlich erklärte, nie werde Gewalt seine Zustimmung erzwingen zu dem, was er dem allgemeinen Wohle für nachtheilig halte; die Catastrophe des 10. Augusts, der Ludwig unterlag, weil er die Gefahr zu besiegen nicht den Muth hatte; seine Verhaftung in der Nationalversammlung, in deren Mitte er sich geflüchtet hatte; endlich der schändliche Prozeß vor dem Convente, wo er mit Würde und Gegenwart des Geistes die Anklagepuncte beantwortete: dies waren die wichtigsten Ereignisse, welche das Schicksal des Königs bestimmten. Er selbst bewies unter diesen Mißhandlungen den Muth der Unschuld und eine Geistesstärke, welche man früher an ihm nicht gekannt hatte. Als Gefangener der Gemeinde von Paris im Tempel versagte man ihm, bis kurz vor seinem Tode, Feder, Dinte und Papier. (S. Clerys, des treuen Dieners seines Königs, Journal de ce qui s'est passé à la tour du temple pendant la captivité de Louis XVI. und Hue's, der Ludwig in den Tempel folgte, Schrift über denselben Gegenstand.) Seine gewöhnliche Beschäftigung war der Unterricht seines Sohnes und Lectüre. Er zog lateinische Schriftsteller den französischen vor. Fast täglich las er im Tacitus, Livius, Seneca, Horaz und Terenz; in seiner Muttersprache aber gewöhnlich nur Reisebeschreibungen. Am Abend vor seinem Tode fand er, daß er in den fünf Monaten und sieben Tagen seiner Gefangenschaft 157 Bände gelesen habe. — Ludwig ward den 15. Jan. 1793 von 690 Stimmen, unter 719 Stimmenden, der Verschwörung gegen die Freiheit der Nation und des Attentats auf die allgemeine Sicherheit für schuldig erklärt, hierauf am 17. Jan., nachdem man mitten im Prozeß am 16. Jan. das Gesetz, welches zwei Drittel der Stimmen zur Verurtheilung erforderte, aufgehoben, und die absolute Mehrheit als hinreichend erklärt hatte, indem man bei wiederholter Zählung 366 Stimmen für den Tod, folglich unter 727 Stimmenden eine künstliche Mehrheit von 5 Stimmen für das Todesurtheil herausbrachte, zum Tode verurtheilt, und, ohne auf die von seinen Vertheidigern Malesherbes, Tronchet und Deseze eingelegte Berufung auf die Nation zu achten, welche den 19. Jan. von 380 Stimmen unter 690 Stimmenden verworfen wurde, noch ihm die am 20 Jan., an welchem man ihm das Urtheil eröffnete, erbetene dreitägige Frist, um sich auf seinen Tod vorzubereiten, zu bewilligen, im 39. Lebensjahre, im Angesichte seines ehemaligen Palastes, den 21. Jan. 1793, guillotinirt. (S. Vofselts Proceß gegen den letzten König von Frankreich, Ludwig XVI. Nürnb. 1802.) Er starb mit dem Muth christlich frommer Ergebung. Sein letztes Wort, das seine Unschuld betheuerte und seinen Richtern vergab, wurde durch Trommelwirbel und durch das Geschrei erstickt: Es lebe die Republik!! S. Memoirs of the Abbé Edgeworth, des Priesters, der ihn zum Tode vorbereitete (containing his narrative of the last hours of Louis XVI. Lond. 1816. Vergl. Zeitgenossen I. 4.) Die Franzosen sind nur gerecht, wenn sie die Herzensgüte dieses Monarchen der Heinrichs IV. gleichstellen. Ludwig

zeigte schon in seiner Jugend eine in den höhern Ständen seltene Empfindsamkeit. Er brauchte den Unglücklichen nicht zu sehen; hörte er von ihm reden, so vergoß er Thränen, und eilte ihm zu helfen. Unerkannt milderte er das Elend in den Hütten und unter den Dachbewohnern. Als er nach dem Tode seines Vaters, des Herzogs von Bourgogne, zum ersten Male bei Hofe als Dauphin begrüßt wurde, konnte er sich der Thränen nicht entwehren. Noch größer war sein Schmerz beim Tode Ludwigs XV. „O Gott, rief er aus, soll ich denn das Unglück haben, regieren zu müssen!" Sein Lieblingsgrundsatz und die Regel seiner Handlungen war: „die Könige sind nur deßhalb auf der Erde, um durch ihre Regierung die Völker glücklich und durch ihr Beispiel tugendhaft zu machen." — Die Errichtung des Leihhauses und der Discontocasse, die Aufhebung der Frohnen, der Tortur und der Leibeigenschaft im Jura, sind nur einige seiner wohlthätigen Verfügungen. Er ließ die Staatsgefängnisse untersuchen, und befreite die unschuldigen Opfer der Willkühr. Man vergleiche die Zahl der Gefangenen in der Bastille am 14. Juli 1789, und die unter Napoleon Bonaparte im J. 1813! Ludwig erklärte, daß er nie einen Verhaftbrief, lettre de cachet, im Voraus unterzeichnen würde. Kurz, er beabsichtigte nichts als das Glück und die Liebe des Volks. Auf seiner Reise nach Cherbourg im J. 1786, wo er den berühmten Hafenbau seit 1784 zuerst unternommen und 37 Mill. Livres dazu bestimmt hatte, erhielt er die unzweideutigsten Beweise von der Liebe der Franzosen. Er schrieb damals an die Königin; „die Liebe meines Volks hat mich in meinem Innersten gerührt; denke Dir, ob ich nicht der glücklichste König auf Erden bin." Und in seinem Testamente vom 25. Dec. 1792, (s. den Abdruck desselben im Journ. de Francf. Nr. 25. 25. Janv. 1816.) sagt dieser Monarch: „Ich vergebe von ganzem Herzen denen, die sich als meine Feinde betrugen, ohne daß ich ihnen dazu Ursache gab; und ich bitte Gott, ihnen zu vergeben. Meinen Sohn aber ermahne ich, wenn er das Unglück haben sollte, König zu werden, stets daran zu denken, daß er allen Haß und alle Empfindlichkeit vergesse, namentlich in Beziehung auf mein Unglück und meine Leiden. Ich empfehle ihm, stets zu bedenken, daß man sich ganz dem Glücke seiner Mitbürger widmen soll; daß er das Glück seiner Völker nur dann macht, wenn er nach den Gesetzen regiert, daß aber der König dem Gesetze nur dann Achtung verschafft, und seinen guten Zweck erreicht, so weit er das dazu nöthige Ansehn besitzt." Mit derselben Gesinnung schrieb er an Monsieur (Ludwig XVIII.) folgenden von Hrn. Despreaux im J. 1815. bekannt gemachten Brief: „Ich gehorche der Vorsehung und der Nothwendigkeit, indem ich mein unschuldiges Haupt auf das Blutgerüste trage. Mein Tod legt meinem Sohn die Bürde der königlichen Würde auf. Sei sein Vater und regiere den Staat, um denselben ihm ruhig und blühend zu übergeben. Meine Absicht ist, daß du den Titel eines Reichsverwesers annimmst; mein Bruder Carl Ludwig wird den eines Lieut. Generals annehmen. Allein weniger durch die Gewalt der Waffen, als durch die Versicherung einer weisen Freiheit und guter Gesetze wirst du meinem Sohne sein durch die Aufrührer usurpirtes Erbtheil wiedergeben. Vergiß nie, daß es mit meinem Blute gefärbt ist, und daß dir dieses Blut Gnade und Verzeihung zuruft! Dein Bruder bittet dich darum, und dein König befiehlt es. Gegeben im Thurme des Tempels, am 20. Jan. 1793." — Ludwigs Grab befand sich auf dem Magdalenen-Kirchhofe zu Paris, zwischen den Gräbern derer,

die einst bei seinem Vermählungsfeste im J. 1774 im Gewühle auf dem Ludwigsplatze erdrückt worden waren, und zwischen dem Grabe der am 10. August 1792 in der Vertheidigung des Königs gefallenen Schweizer. Ein Privatmann hat diesen Platz in der Revolution gekauft und seines unglücklichen Königs Andenken still gefeiert, bis Ludwigs XVI. Tod in allen Kirchen Frankreichs seit 1815 wieder öffentlich durch die Vorlesung seines Testamentes gefeiert wurde. — Desoboards Werk über die Geschichte dieses Fürsten und de Moulières Esquisse du Portrait de Louis XVI. sind unbedeutend; J. J. Regnaults Siècle de Louis XVI. ist einseitig; es preist u. a. die erste Constitution von 1791 als ein chef d'oeuvre de l'univers, welche man bald darauf in Frankreich eine monströse Mißgeburt nannte. Des Grafen von Angiviller, welcher in Hamburg unter dem Namen Truemann lebte, Brief an Ludwig XVI., geschrieben am Tage nach der Taufe des Dauphin, ist ein schätzbarer Beitrag zur Charakteristik des unglücklichen Monarchen. Die kürzlich erschienene Vie privée et politique de Louis XVI., avec un précis historique sur Marie-Antoinette, Mme. Elisabeth etc. par M. A... enthält nur wenig unbekannte Materialien. Wichtiger sind des Abbé Georgel Mémoires pour servir à l'hist. des évenem. depuis 1760 jusqu'en 1806-1810., die der Neffe des Verf. nach dessen Tode herausgegeben hat. (Paris 1817. 2 Bde.)

Ludwig XVII. oder Louis Charles de France, geb. d. 27. März 1785, Herzog der Normandie, und seit 1789, wo sein ältester Bruder starb, Dauphin, wurde zugleich mit seinem Vater, Ludwig XVI., seiner Mutter, Schwester und Tante, d. 10. Aug. 1792 in das Gefängniß des Temple gebracht. Er war ein Knabe von zierlichem Wuchse, edlem, freundlichen Gesicht, den Kopf mit schönen Locken umwallt, welche bis auf die Schultern hinabfielen. Wenig Kinder gaben so große Proben von Verstand und Lernbegierde. Die Marquise Tourzel war seine Gouvernante; der Abbé d'Avaux sein Lehrer. Seine Mutter liebte er aufs zärtlichste; dabei war er muthig, entschlossen und voll Ehrgefühl. Nach Ludwigs Hinrichtung riefen die Royalisten den jungen Capet, wie ihn die Republicaner nannten, unter dem Namen Ludwig XVII. zum Könige von Frankreich und Navarra aus. Die Machthaber in Frankreich aber rissen das Kind, sechs Monate nach des Vaters Tode, von der Seite seiner Mutter, und übergaben ihn der Aufsicht des Schusters Simon, eines unwissenden, wilden Jacobiners. Von diesem Manne erlitt der Knabe eine so unsinnige Behandlung, daß er, durch Schändlichkeiten aller Art betäubt, die Freude am Leben mit der Kraft zugleich verlor, und funfzehn Monate lang ein hartnäckiges Stillschweigen beobachtete, bis er an den Folgen dieser Qual, an der Rachitis, den 8. Juni 1795 im Tempel starb. S. Vie du jeune Louis XVII., par A. Antoine. Paris 1816. Vier Pseudo-Ludwige XVII. sind bereits zu verschiedenen Zeiten aufgetreten. Das meiste Aufsehn machte ein Landstreicher, Mathurin Bruneau, dessen Proceß in Paris 1818 mit der größten Oeffentlichkeit geführt wurde. Der Betrüger kam auf einige Jahre ins Zuchthaus.

Ludwig XVIII. (Stanislaus Xaver), le-désiré, sonst Graf von Provence, dritter Sohn des Dauphin, (des Sohnes Ludwigs XV.) geb. d. 17. Nov. 1755, vermählt d. 14. Mai 1771 mit Marie Josephe Louise, T. des K. Victor Amadeus III. von Sardinien, welche im J. 1810 starb. Er hieß nach dem Regierungsantritte seines Bruders, Ludwigs XVI., im J. 1774, Monsieur, und nach dessen Tod

Regent von Frankreich. Nach dem Tode seines Neffen, d. 8. Juni 1795, von welcher Zeit an er seine Regierungsjahre zählt, nannte er sich Ludwig XVIII., König von Frankreich und Navarra. Europa aber, selbst England, erkannte ihn als König von Frankreich nicht eher an, als nach der Einnahme von Paris, d. 31. März 1814. Damals trat sein Bruder Monsieur, Graf von Artois, als Generallieutenant in Paris d. 13. April an die Spitze der provisorischen Regierung; hierauf übernahm Ludwig XVIII. selbst die Regierung durch seine Bekanntmachung aus St. Quen, den 2. Mai 1814. — Während der Regierung seines Bruders nahm er sehr wenig Antheil an dem Factionen-Umtriebe und an den Lustbarkeiten des Hofes. Ludwig XVI. beschäftigte sich am liebsten mit Landcharten; der Graf von Provence mit Büchern; beider Gemahlinnen folgten andern Lieblingsneigungen. Man bemerkt, daß Ludwig XVIII. in frühern Jahren viel Sinn für Poesie gezeigt hat, und Verfasser mehrerer artigen Gedichte ist. Auch hat er einige Bände von Gibbons Geschichte übersetzt, und sich mit dem Studium der Philosophie beschäftigt. Bei der ersten Versammlung der Notabeln im J. 1787 stand er an der Spitze des ersten der sieben Ausschüsse, und schien aus Ueberzeugung auf die Seite der Opposition gegen den Generalcontroleur der Finanzen, Calonne, zu treten; wenigstens wurde dieser von dem Ausschusse unter dem Vorsitze des Grafen von Provence am heftigsten angegriffen. Das Volk faßte daher eine Vorliebe für ihn, und begrüßte ihn mit Freudengeschrei, als er vom Könige den Auftrag erhielt, dem Oberrechnungshofe die Einregistrirung einiger Edicte anzubefehlen. Sein Bruder hingegen, der Graf Artois, welcher nicht zur Opposition gehörte, wurde mit Beleidigungen überhäuft. Bei der zweiten Versammlung der Notabeln (9. November 1788) sprach Necker den Wunsch aus, daß der dritte Stand eine doppelte Repräsentation haben möchte. Der Graf Artois und die Prinzen Condé widersetzten sich diesem Verlangen; der Graf von Provence hingegen war ihm geneigt; daher machte ihm der Prinz von Conti in der Sitzung vom 28. November nachdrückliche Vorstellungen. „Die Monarchie werde angegriffen; es sei nothwendig, um den Staat zu erhalten, die neuen Formen zu verbannen, die alten aber unverletzt zu erhalten.“ Der König war mit diesen Aeußerungen, welche die Schritte des Ministers, folglich auch die des Königs, tadelten, unzufrieden; er schrieb daher an Monsieur: ‚Die Prinzen können sich mit ihren Vorstellungen unmittelbar an mich wenden; in der Versammlung aber sollen sie sich nicht von den Gegenständen entfernen, für welche ich die Notabeln berufen habe. Ich verbiete den Ausschüssen, mit diesen fremdartigen Fragen sich zu beschäftigen, und verlange, daß sie in dem ordentlichen Gange der Geschäfte fortfahren.“ Indessen erklärte sich von allen sechs Ausschüssen der Notabeln nur ein einziger, der unter Monsieurs Vorsitz, für die doppelte Zahl der Deputirten des dritten Standes; die übrigen hatten sie mit einer kleinen Stimmenmehrheit verworfen. Der König bekräftigte die Meinung Monsieurs, behielt aber, was damit im Widerspruche stand, die getrennte Berathschlagung der drei Stände bei. In der Revolution konnte Monsieur so wenig, als der König selbst, den Verleumdungen der Volkspartei entgehen. Nach der Zerstörung der Bastille begleiteten beide Brüder den König, am 15. Julius, in den Saal der Nationalversammlung, wo Ludwig erklärte, daß er auf die Liebe und Treue seiner Unterthanen rechne, und daher den Truppen Befehl gegeben habe, sich von Paris und Versailles zu entfernen. Aber das Volk

sächlich mit politischen Studien beschäftigte, so daß Unglück und Erfahrung, vorzüglich aber die Kenntniß der brittischen Verfassung, seine frühern Ansichten berichtigt, und ihn für die bessern Ideen unserer Zeit empfänglicher gemacht haben können. Daß er in der Denkart seinem unglücklichen Bruder nicht unähnlich sei, beweisen mehrere Züge von Gutmüthigkeit. So erließ er bald nach dem Unglücke des französischen Heeres in Rußland an den Kaiser Alexander ein Schreiben, in welchem er die in Kriegsgefangenschaft befindlichen Franzosen, als seine Kinder, der Großmuth dieses Monarchen empfahl. Auch feierte er die Siegesfeste in England nicht mit, weil er die umgekommenen Franzosen nur bedauern konnte. Als die Verbündeten in Frankreich eingedrungen waren, begab sich der Graf von Artois den 2. Febr. 1814 nach Basel. Sein ältester Sohn, der Duc d'Angouleme, war zu Wellingtons Armee abgegangen, der jüngere, Duc de Berry, wollte zu gleicher Zeit von Jersey aus nach der Westküste Frankreichs übergehen, was ihm aber ein Priester widerrieth. Sie machten einen von Ludwig XVIII. an die Franzosen aus Hartwellhouse den 1. Febr. 1814 erlassenen Aufruf bekannt, welcher zuerst in Bordeaux, dann selbst in Paris, eine Partei bewog, sich für die Bourbons zu erklären, ohne welche Partei die Verbündeten schwerlich in Paris eingedrungen sein würden. Der König versprach darin volle Amnestie des Vergangenen, Beibehaltung der Verwaltungs- und richterlichen Behörden, Fortdauer des eingeführten Gesetzbuchs (mit Ausnahme der Gesetze, welche Religionslehren zuwider wären), Schutz den neuen Eigenthümern gegen gerichtliche Klagen der alten, der Armee alle ihre Rechte, Titel und Sold, dem Senate Gewähr seiner politischen Rechte, Vernichtung der Conscription, und für sich und seine Familie jedes Opfer, das zur Ruhe Frankreichs beitragen könnte. Aber ohne die Siege der Verbündeten und Napoleons Starrsinn bei den Unterhandlungen zu Chatillon würden diese Proclamation und ähnliche, z. B. vom Herzoge von Angouleme aus St. Jean de Luz vom 11. Febr., dennoch keinen entscheidenden Erfolg gehabt haben. Bald nach der Aufhebung jenes Friedenscongresses, den 19. März, traf der Graf von Artois in Nancy ein. Doch sah zuerst der Herzog von Angouleme in Bordeaux d. 12. März auf französischem Boden die Lilien der Bourbons aufpflanzen. Indeß erhielt die öffentliche Meinung in Frankreich (nach 25jähriger Verwirrung einer selbstständigen Richtung nicht mehr fähig) ihre feste Richtung auf die Wiederherstellung der Bourbons erst bei dem Einzuge der Alliirten in Paris durch die Erklärung des Kaisers Alexander vom 31. März, daß man nicht mit Napoleon oder einem Gliede seiner Familie unterhandeln wolle. Diese wichtige Erklärung, welche die Restauration entschied, hatten vorzüglich Talleyrand, der Herzog von Dalberg, Louis und de Pradt, in der Unterredung mit Alexander, dem Könige von Preußen, Schwarzenberg, Nesselrode, Pozzo di Borgo, und Lichtenstein am 31. März, durch die Versicherung bewirkt, daß dies der Wunsch der großen Mehrheit sei. (S. de Pradts Récit historique sur la restauration de la Royauté en France le 31. Mars 1814). Hierauf ernannte der Senat eine provisorische Regierung unter Talleyrands Vorsitz, welche das Decret der Absetzung Napoleons, die der Senat am 2. April beschlossen hatte, den 3. April, gesetzlich aussprach, und den Constitutionsentwurf vom 5. Apr. nach welchem die Bourbons auf den Thron zurückberufen wurden, im Moniteur bekannt machte.

Auch übertrug ein Senatsdecret vom 4. April die Oberstatthalterschaft an den Grafen von Artois bis zu dem Zeitpunkte, wo Ludwig Stanislaus Xaver, welcher auf Frankreichs Thron berufen sei, die Constitutionsurkunde Frankreichs angenommen habe. Jetzt verließ Ludwig XVIII. sein Asyl zu Hartwell, und kam den 20. April zu London an, von wo ihn der Prinz Regent nach Dover begleitete. Von Dover führte ihn den 23. April der Herzog von Clarence nach Calais. Mit Ludwig XVIII. stiegen hier zugleich ans Land: die Herzogin von Angouleme, Ludwig des Unglücklichen Tochter, der Prinz von Condé und dessen Sohn, der Herzog von Bourbon. Als er landete, drückte er die Herzogin von Angouleme an sein Herz, und sagte: ich erhalte die Krone meiner Ahnen wieder; wäre sie von Rosen, so würde ich sie auf dein Haupt setzen; da sie aber von Dornen ist, so steht es mir zu, mir damit die Stirn zu bedecken. Das Andenken seines ersten Schrittes auf Frankreichs Boden erhält eine in Calais aufgerichtete dorische Säule von Marmor, und die Aufbewahrung der Spur seines ersten Fußstapfens in Erz. Der König blieb hierauf in Compiegne einige Tage, wo er, so wie in St. Ouen, Deputationen der Behörden von Paris empfing. Auch bewillkommneten ihn in St. Ouen der Kaiser von Oesterreich, und in Compiegne der Kaiser von Rußland. Von St. Ouen erließ er am 2. Mai die merkwürdige Erklärung, durch die er das Wesentliche der Constitution des Senats vom 6. April in zwölf Puncten annahm, das Ganze aber, als zu flüchtig abgefaßt, einer Commission des Senats und des gesetzgebenden Körpers unterwarf. Dieser bedeutende Sieg der alten Monarchie über die Revolution wurde durch die äußern Umstände sehr begünstigt. Denn eben jene Urkunde, in welcher unwürdige Senatoren eben so voreilig als selbstsüchtig ihren Vortheil bedacht hatten, widersprach der öffentlichen Meinung nicht minder, als dem folgerechten Monarchismus. Den 3. Mai hielt Ludwig seinen feierlichen Einzug in Paris. Aller Hoffnungen wandten sich ihm entgegen. Hatte doch Johannes von Müller schon 1795 von ihm gesagt: ‚Er werde der einst besser belehrten Nation als König Frieden und Consistenz wiederbringen!“ — Als Vollzieher des Testaments seines unglücklichen Bruders, das Vergebung empfahl, gab er die feierliche Versicherung: „Alle Untersuchungen der Meinungen und Stimmen bis zur Zeit der Wiederherstellung sind verboten. Dasselbe Vergessen des Vergangenen wird den Gerichtshöfen wie den Bürgern zur Pflicht gemacht.“ Sein Ministerium bildete er aus Mitgliedern der bisher bestandenen provisorischen Regierung und aus eifrigen Royalisten, wie der Canzler d'Ambary war. Eine seiner ersten Verordnungen betraf die bei der Lage des Staats nothwendige Beibehaltung der drückenden vereinigten Abgaben, deren Abschaffung zwar versprochen war, deren Erhebung aber nur gemildert werden konnte. Darauf schloß er mit Oesterreich, Rußland, England, Preußen, Spanien, Portugal und Schweden den Frieden ab, Paris d. 30. Mai 1814, und ließ das Verfassungsgesetz entwerfen. Allein sein Ministerium verstand zu wenig den Geist der öffentlichen Meinung, noch wußte es die Unzufriedenen durch Weisheit und Festigkeit in Ordnung zu erhalten. Es neigte sich zu alten Vorurtheilen hin, und erfüllte keine von den gerechten Erwartungen der Nation in Ansehung der Preßfreiheit und der Herrschaft liberaler Ideen. Eben so sahen sich die alten Royalisten, wie die Anhänger Napoleons, in den Träumen ihres Stolzes und ihrer Habsucht getäuscht. Jene dürsteten nach Rache, und griffen nach

den verlornen Rechten. Diese aber, so wie die trotzigen Soldaten Bonapartes, welche zu hunderttausend aus der Kriegsgefangenschaft zurückkehrten, zürnten, daß Europa nicht mehr die Beute ihres Waffenstolzes sein sollte. Wenige Tage nach Bekanntmachung des Friedens ließ Ludwig in seiner Gegenwart durch seinen Kanzler d'Ambray die Constitution des Reichs, la charte constitutionelle, welche die drei Minister, d'Ambray, Montesquiou und Ferrand, entworfen, neun Senatoren und neun Deputirte aber geprüft hatten, dem gesetzgebenden Körper und den Senatoren, den 4. Juni, vorlegen. Sie wurde sogleich einmüthig als des Königs Wille anerkannt und einregistrirt. Ihr Grundsatz war monarchisch: Ich der König; aber die Formen waren beschränkend, und den Forderungen der Zeit angemessen. (S. d. A. Frankreich, seit 1814.) Die durch diese Urkunde gestiftete Kammer der Deputirten bat den König, den Beinamen des Ersehnten, Louis-le-désiré, anzunehmen. Ihre Thätigkeit wurde bald mit wichtigen Gesetzentwürfen beschäftigt, bei deren Prüfung eine besonnene Freiheit die Redner leitete. Die Wiederherstellung der Finanzen war ein Hauptgegenstand. Als bei dieser Gelegenheit die Civilliste bestimmt werden sollte, erklärte Ludwig den Deputirten: „Wenn Sie sich mit der Civilliste beschäftigen, so denken sie eher an den Staat, als an mich!" — Zugleich ernannte der König aus altem und neuem Adel, aus Senatoren und Marschällen, 151 Mitglieder der Kammer der Pairs; 53 der bisherigen Senatoren, unter diesen 23 Ausländer, wurden vom Könige nicht zu Pairs ernannt; andere wurden ausgeschlossen, wie Caulaincourt, Fesch, Fouché, Gregoire, Röderer, Sieyes. Sie behielten aber ihre Einkünfte; selbst ihren Witwen wurde ein Jahrgeld ausgesetzt. Es war natürlich, daß Männer, die für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt hatten, nicht Pairs von Frankreich sein konnten. Das volle Vertrauen des Königs besaß sein Hausminister, Herr von Blacas, und der Kanzler d'Ambray. Dieser und die fünf Staatssecretäre, die Minister der auswärtigen Angelegenheiten (Talleyrand), des Innern, des Kriegs, der Finanzen, der Marine und die Generaldirectoren der Polizei und der Posten machten, nebst den Staatsräthen und den Maîtres des Requêtes, den Staatsrath des Königs aus, in welchem ohne Unterschied ausgezeichnete Männer vom alten und neuen Adel, und ehemalige Staatsdiener angestellt wurden. Die neuen auswärtigen Verhältnisse ordnete Talleyrand mit gewohnter Feinheit, nicht ohne Würde und mit schonender Rücksicht auf die Eitelkeit und den Stolz der Nation. Vorzüglich trat er auf dem Congresse zu Wien als ein bedeutender Wortführer der Opposition gegen Preußen auf. Seine Diplomatik athmete jetzt nur Völkerrecht und Großmuth. Dagegen verfehlte der Minister des Innern, der Abbé Montesquiou, ganz den rechten Weg, um die öffentliche Meinung in Frankreich für die Bourbons zu gewinnen. Noch weniger war der Kriegsminister, General Graf Dupont, geeignet, den Rottengeist der Armee, die ihn haßte, zu beschwichtigen. Auch sein Nachfolger Soult trug (wie man behauptet, absichtlich) durch harte Maßregeln viel bei, den Unwillen des Heeres gegen den König aufzureizen. Die Verhaftung des vom Kriegsgerichte freigesprochenen Generals Erelmann fiel ihm allein zur Last. Ludwigs XVIII. persönliche Mäßigung, Güte und Gerechtigkeitsliebe wurde daher, bei allem Verstande, den er nicht selten bewies, oft falsch oder widersprechend geleitet. Man tadelte an ihn, daß er sich

mit Chouans-Chefs und Emigranten umgab, und diese vorzugsweise in die königliche Garde aufnahm. Das Heer erbitterte die Verminderung der Pensionen der Mitglieder der, übrigens mit wenig Abänderungen beibehaltenen, Ehrenlegion, und die Strenge, mit welcher so viele Offiziere auf halben Sold gesetzt wurden. Auch die Pairskammer, welche großen Theils aus Emigranten und Altadelichen bestand, die an ihren Vorurtheilen hingen, arbeitete den bessern Einsichten der Deputirtenkammer entgegen. Der Kanzler d'Ambray zeigte große Schwachheit zu Gunsten der privilegirten Classe, und war sorglos in seinen Amtsgeschäften. Der mit Frankreich unbekannte Hausminister Ludwigs, Graf Blacas, verdiente nicht das Zutrauen des Königs; er war allen Parteien verhaßt. Doch hatte eben dieser Blacas die Einführung der geheimen und Gegenpolizei verworfen; auch war er der Verfasser der nachher unerfüllt gebliebenen Ankündigung der Abschaffung der droits réunis. Die Censur der Minister beschränkte die Preßfreiheit. Dagegen verbreitete man Schmähschriften gegen Männer, die der Regierung mißfielen. Man strich so geachtete Namen, blos durch die Folge einer politischen Reaction, aus dem Verzeichnisse der Mitglieder des Nationalinstitutes. Besoldete oder enthusiastische Schriftsteller bewiesen, daß die Verkäufe der Nationalgüter nichtig wären; „die Verbrechen der Revolution seien nicht zu verzeihen." Auf dem Lande sprach man ungescheut von Herstellung der Zehnten und alten Privilegien. Die von Blacas veranlaßte Ordonnanz wegen der Sontagspolizei hatte in Paris so viel Mißvergnügen erregt, daß man sie aufheben mußte. Noch mehr mißfiel das Verbot der Maskenbälle während der Fastenzeit; und die Tollheit des Pfarrers von St. Roch, der sich dem Begräbnisse einer berühmten Schauspielerin in geweihter Erde widersetzte, erbitterte gegen die Priester überhaupt. Kurz, alles schien Lally-Tolendals Warnung zu bestätigen: „Es fehlte Frankreich nur Eine Thorheit noch, und auch die haben wir; nämlich die Königsfreunde den Königsthron erschüttern zu sehen!" Gegen die sogenannten reinen, späterhin Ultra genannten Royalisten, vereinigten sich jetzt drei Parteien: die republicanische, die militärische, und die royalistisch-constitutionelle. Um die außerordentlichen Begebenheiten im März 1815 zu begreifen, muß man (S. Comtes und Dunoyers Censeur ou Examen des actes et des ouvrages qui tendent à detruire ou à consolider la Constitution de l'Etat, und den Examen rapide du Gouvernement des Bourbons en France, depuis le mois d'Avril 1814, jusqu'au mois de Mars 1815.) sich an das erinnern, was die Mehrheit der Nation (so wie alle gebildete Völker jetzt von ihren Regenten), von Ludwig XVIII. erwartete. Die Nation wollte 1) ungekränkt ihre politische Freiheit bewahrt wissen, oder das Recht, durch Abgeordnete, welche das Volk selbst ernenne, vertreten zu werden; sie forderte 2) die persönliche Freiheit der Einzelnen, oder die Gewähr, daß Niemand verfolgt werden könne, als wegen wirklicher Vergehen, und auch dann nur nach den durch die Gesetze bestimmten Formen; 3) die Gleichheit der Bürger vor dem Gesetze und das Allen zustehende Recht, durch Verdienst und Talent zu jeder bürgerlichen und militärischen Würde zu gelangen; 3) die Abschaffung aller Feudal- und Dienstbarkeitsrechte, 5) das Recht, bei peinlichen Anklagen durch seine Mitbürger, d. h. durch Geschworne (die in Corsica bis 1818 noch nicht eingeführt waren) gerichtet zu werden; 6) die völlige Unabhängigkeit der Gerichte von jeder andern

Gewalt im Staate; 7) das Recht, durch das Organ von Repräsentanten selbst über Auflagen zu stimmen, und die festgesetzten Abgaben nach dem Maßstabe des Vermögens eines Jeden zu vertheilen; 8) daß Recht eines Jeden, seine Industrie nach Belieben, so bald sie den Rechten anderer Bürger nicht schade, auszuüben; 9) das Recht, seine Gedanken in öffentlichen Schriften seinen Mitbürgern mitzutheilen, und deshalb keiner andern Verantwortlichkeit, als der durch das Gesetz genau bestimmten, unterworfen zu sein; endlich 10) das Recht eines Jeden, seinen Gottesdienst ungestört auszuüben. — Dagegen bezogen sich die Klagen der drei genannten Parteien vorzüglich auf folgende Puncte: Die Bourbons hätten dem Geiste der öffentlichen Meinung zuwider jene Volksrechte zu untergraben gesucht, und dadurch die Anhänglichkeit der Franzosen verloren, und zwar nannte man: 1) die Abschaffung der Nationalfarben (s. die Notice sur le Duc d'Otrante, S. 44.); 2) die Uebergabe aller festen Plätze jenseit der Grenzen des alten Frankreichs an die Verbündeten durch Monsieur als Generallieutenant, den 23. April 1814; mit diesen Festungen habe er 13,000 Kanonen abgetreten und den Verlust Belgiens und des linken Rheinufers vorbereitet; 3) die königliche Declaration, wodurch die neue Constitutionskraft des königlichen Willens und der königlichen Gewalt der Nation auferlegt worden sei, während sie derselben zur Annahme hätte vorgelegt werden sollen. Aus der Form, die man bei dieser Gelegenheit beobachtet habe, folge, daß jeder Nachfolger des Königs diese Urkunde aus eigener Machtvollkommenheit wieder zurücknehmen oder abändern könne; 4) die Kränkung der Nationalehre, indem der König erklärt habe, daß er seine Krone dem Prinzen Regenten von England verdanke; 5) die Vertreibung vieler muthvollen Mitglieder des Senats aus der Pairskammer, und ihre Ersetzung durch andere, die seit zwanzig Jahren die Waffen gegen Frankreich getragen; 6) die versprochene und nicht gehaltene Abschaffung der vereinigten Gebühren und anderer mit Plackereien verbundenen Auflagen; 7) die der königlichen Urkunde zuwiderlaufende Beschränkung der Preßfreiheit; 8) die vielen, gegen die Besitzer von Nationalgütern Statt gehabten Provocationen, und die Aeußerungen des Staatsministers, Grafen Ferrand, in der Repräsentantenkammer über diesen Gegenstand; 9) die Verfolgung Aller, die an der Revolution Theil genommen, durch Schmähschriften, ob dies gleich die Constitution untersagt habe; 10) die ausschließliche Ernennung von Altadeligen zu Gesandtenstellen; 11) die willkürlich, durch Ordonnanzen und ohne Zuthun der gesetzgebenden Versammlung, angeordneten Auflagen; 12) den großen Einfluß der Priester u. s. w. — Vieles konnte hierauf mit Recht erwidert werden. Ludwig XVIII. hatte in der That den Franzosen persönliche Sicherheit gegeben, indem er die Unabhängigkeit der Tribunale und die Verantwortlichkeit der Minister feststellte; doch kam das letztere Gesetz nicht zu Stande, weil die Revolution im März eintrat. Die Preßfreiheit war nur theilweise (nach der Bogenzahl) und nur nach gewisse Zeit beschränkt. Dessen ungeachtet bleibt es immer wahr: der König hätte bei seiner Rückkehr die alten Ideen vergessen und auf eine populäre Weise regieren sollen. Heinrich IV. hatte ja, als er den Thron bestieg, selbst seine Religion verändert, und dadurch die Ergebenheit seines Volks sich gewonnen! Aber Ludwig und die Prinzen kannten die Revolution so wenig, als die Leute, die mit ihnen zurückgekommen waren. — Von der Gährung in Frankreich, wie von dem Zwiespalte

auf dem Congresse, war Napoleon auf Elba genau unterrichtet. Ohne von Verschwornen — deren Dasein bis jetzt unerwiesen geblieben ist — gerufen zu sein, landete er unerwartet in Frankreich d. 1. März 1815. Seine Erscheinung wirkte wie ein Zauberschlag auf das Heer und die Nation. Dem gutmüthigen Ludwig war die öffentliche Stimme gänzlich unbekannt. Seine eben so unwissenden Umgebungen täuschten ihn noch überdies durch Nachrichten, welche sie sich von der Ergebenheit der Armee und von der Desertion unter Napoleons Soldaten einreden ließen. Endlich öffnete Labédoyère's und Ney's Abfall dem Könige die Augen; allein zu spät! Er mußte aus Paris fliehen, in der Nacht zum 20. März, nachdem er am 19. beide Kammern aufgehoben hatte. Den 22. Abends kam er in Lille an, von wo er mehrere Decrete erließ, welche die Entrichtung von Abgaben und jede Werbung für Bonapartes Fahnen verboten, und das in Aufruhr begriffene Heer verabschiedeten. Doch schon nach 24 Stunden mußte er Lille verlassen, um nicht in die Hände des Usurpators zu fallen; er ging über Ostende nach Gent. Ihm voraneilend und folgend verließen Frankreich der Herzog und die Herzogin von Orleans, der alte Prinz Condé, der Graf von Artois und der Herzog von Berry. In der Vendée blieb zurück der Herzog von Bourbon, und im südlichen Frankreich der Herzog und die Herzogin von Angouleme. Diese versuchten, den Volksgeist für die Sache des Königs zu beleben. Es bildete sich auch wirklich eine königliche Armee in der Vendée, und der Herzog von Angouleme sammelte ein Heer National- und Linientruppen, allein, von einem Theile derselben verlassen, und von Napoleons Generalen eingeschlossen, mußte er eine Capitulation zu Pont d'Esprit, den 8. April, mit dem Generale Gilly abschließen, in deren Folge er sich den 15. April zu Cette nach Barcellona einschiffte. Die Herzogin von Angouleme, welche die öffentliche Meinung bis dahin blos für eine fromme Dulderin gehalten, zeigte in Bordeaux den Muth einer Heldin. Stadt und Volk waren ihr ergeben; allein die Truppen begünstigten das Vordringen des Generals Clauzel, und die Herzogin mußte sich den 2. April nach England einschiffen. Dem Könige waren, außer den Ministern und mehrern Offizieren, die Marschälle Berthier, Victor, Marmont und der Herzog von Feltre gefolgt. Zuletzt wuchs der Haufe seiner Treuen auf einige Tausend an. In Gent erließ er aus seiner Staatsrathsversammlung ein Amtsblatt, das Journal universel, welches mehrere Aufsätze von Chateaubriand enthielt. Ludwigs Manifest an sein Volk war aber voll eingebildeter Täuschungen. So höflich derselbe „zu seinem guten Volke" sprach, so stolz klang es späterhin, als Ludwig durch die Waffen der Alliirten, ohne Zuthun der Franzosen, nach Paris zurückgekehrt war. „Ich will," sagte er, „noch Einmal zwischen euch und die verbündeten Mächte treten." — Unterdessen hatte Talleyrand in Wien für das Wohl seines Königs thätig gearbeitet, und Ludwig ward in den Bund vom 25. gegen Napoleon mit aufgenommen. Als hierauf Blücher in Frankreich eindrang, betrat auch Ludwig XVIII. wieder den französischen Boden, und begab sich nach Cambray. Hier erklärte er in einer Proclamation eine allgemeine Amnestie, mit Ausnahme der Verräther, und versprach alle Fehler zu vermeiden, die von ihm 1814 aus Unbekanntschaft mit dem französischen neuern Geiste gemacht worden waren; er versprach, das Ministerium zu concentriren, und entließ Blacas.

Die von Napoleon berufenen Kammern hatten unterdessen eine Regierungscommission unter Fouché's Vorsitz, und Abgeordnete ernannt, welche mit den Alliirten auf den Grund einer zu behauptenden Unabhängigkeit der Wahl einer Regierungsform unterhandeln sollten. Allein die Verbündeten ließen sich hierauf nicht ein. Blücher und Wellington umzingelten Paris, und Fouché, der bereits das größte Hinderniß beseitigt und den Exkaiser Napoleon zur Abreise aus Frankreich bewogen hatte, endigte das Blutvergießen, indem er die Capitulation von Paris den 3. Juli zu Stande brachte. Dadurch öffnete er Ludwig XVIII. eine weniger gewaltsame Rückkehr auf den Thron von Frankreich. (S. d. A. Fouché.) Den 7. Juli rückten die verbündeten Preußen und Engländer in Paris ein; und d. 8. Nachmittags erfolgte, unter Wellingtons Schutz, der feierliche Einzug Ludwigs XVIII. Der König ernannte sogleich am 9. Juli sein neues Ministerium, an dessen Spitze Talleyrand trat, und zu welchem auch Fouché als Polizeiminister gehörte; ein Beweis, daß Ludwig dem Talente dieses Staatsmannes Gerechtigkeit widerfahren ließ. Die erklärtesten Anhänger Bonapartes verloren jetzt ihre Stellen. Darauf wurde den 13. Juli die vorige Kammer der Deputirten aufgelöset und an deren Stelle eine neue ernannt, die aus 395, statt der vorigen 262 bestehen sollte. Zu den entscheidenden Maßregeln, durch welche der König seinen Thron zu befestigen suchte, gehörte die auf das Verlangen der Bundesgenossen erlassene Ordonnanz vom 16. Juli, welche die Ordonnanz aus Lille vom 23. März vollzog, und die bisherige Armee, welche sich unter Davoust hinter die Loire gezogen und bereits für den König erklärt hatte, gänzlich auflöste, ein Geschäft, das Macdonald, der an Davoust's Stelle getreten war, mit großer Klugheit ausführte. Der König bestimmte hierauf durch die Ordonnanz vom 10. August: die active Macht Frankreichs solle künftig aus 86 Legionen, jede zu 1687 M. und 103 Offizieren an Infanterie, 12 Regimentern Artillerie und 47 Reg. Cavalerie, nebst 24 000 M. Haustruppen neu zu organisirender Soldaten bestehen. Jetzt wurden 4000 neue Offiziere, zum Theil aus Leuten gemacht, die sich stets der Conscription zu entziehen gewußt hatten; nach der Ordonnanz vom 20. Mai 1818 aber können von den auf halben Sold gesetzten Offizieren des Heeres von 1815 nur solche wieder angestellt werden, die 15 Jahre und drüber gedient haben; folglich wurden alle franz. Krieger seit 1803 für dienstunfähig erklärt; und doch hatte die Charte von 1814 allen Offizieren die Beibehaltung ihres Grads und ihrer Pensionen zugesichert. — Eine frühere kön. Verordnung vom 24. Juli 1815 bezeichnete die Rebellen, welche von der Amnestie ausgeschlossen wurden. Nach ihr sollten 19 Generale und Offiziere, Ney, Labédoyère, die Gebrüder l'Allemand, Erlon, Lefevre-Desnouettes, Ameilh, Drouot, Brayer, Gilly, Mouton-Duvernet, Grouchy, Clauzel, Laborde, Debelle, Bertrand, Cambrone, Lavalette und Savary verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt werden; 38 andere wurden nach der Entscheidung der Kammern, ohne alle Rechtsform, aus Frankreich verbannt, namentlich Soult, Carnot, Excelmans, Vassano, Vandamme, Lamarque, Lobau, Barrere, Arrighi, Regnault de St. Jean d'Angely, Real, Merlin von Douay, Hülin, der Dichter Arnauld, der Oberste Bory de St. Vincent, Mellinet u. A.; 29 wurden der Pairschaft entsetzt, wie Lefebre, Süchet, Augereau, Mortier, Cadore, Piacenza u. A. Doch reinigten sich einige durch den Beweis, daß sie den Sitz in der neuen Kammer von Bonaparte nicht eingenommen hätten. Von den Rebel-

len, für welche jedoch mehrere Umstände das Wort: Gnade, anriefen, wurden Labédoyère den 19. August, Ney den 7. December 1815, und Mouton-Duvernet erschossen, Lavalette entkam den 21. Decbr. 1815 aus dem Gefängnisse, durch den Muth seiner Frau und die Großmuth der Engländer Wilson, Hutchinson und Bruce; Drouot und Cambrone wurden freigesprochen; die meisten befanden sich außer Landes in Sicherheit, und einige, wie Debelle, wurden begnadigt, andere, wie Dejean der Sohn, Laurence, Gamon, Alquier, Duboisdubai und Poulain Grandpré, erhielten im J. 1818 die Erlaubniß zur Rückkehr. Unterdessen gewann die Partei der Royalisten, die sich Rectilignes nannten, immer mehr Einfluß. Die Prinzen waren mit der Ernennung Fouchés zum Minister unzufrieden. Zugleich machte sich dieser durch seine Berichte an den König über Frankreichs neuere Lage den verbündeten Mächten verhaßt. Ohnehin wurden Talleyrand und Fouché, ob sie gleich der Sache des Königs ergeben waren, von den eigentlichen Royalisten als Männer angesehen, deren politische Rolle sich mit den neuen Verhältnissen nicht mehr vertrüge. Man glaubte, daß die Bonapartisten sich noch immer auf diese Revolutionsmänner stützten. So erfolgte die Ministerialveränderung den 25. Sept. 1815. Fouché nahm seine Entlassung; an Talleyrands Stelle wurde, um Rußland zu gefallen, der Herzog von Richelieu Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Der kräftige und gewandte Decazes erhielt das Polizei-, Corvetto das Finanz-, und Clarke, Herzog von Feltre, das Kriegsministerium u. s. w. Nun erhoben sich die Ultraroyalisten. In ihren Augen war der Zustand vor 1789 der allein rechtmäßige. Die Wahlen der Deputirten wurden in diesem Sinne geleitet, und viele, statt der gesetzlichen 40 Jahre, 25 Jahre alt gewählt. Man sprach laut von einer Abänderung der Constitution; dagegen regten sich hier und da, von den Ultras zum Theil dazu aufgereizt, — einzelne Anhänger der gestürzten Regierung, zu deren schnellerer Bestrafung Prevotalgerichte eingeführt wurden, die man jedoch 1818 wieder aufhob. Der thätige Decazes entdeckte bald mehrere Verschwörungen, unter denen aber nur eine einzige unter Didier in der Gegend von Grenoble im Mai 1816 zum Ausbruche kam. (Vergl. d. A. Lyon 1817.) Die vielen Verhaftungen erregten Aufsehn, und mehrere Ausländer, wie die Engländer, welche Lavalettes Flucht begünstigt hatten, Lord Kinaird (in seinem Briefe an Lord Liverpool, der zuerst in der Isis bekannt gemacht worden), und der polnische Graf Sierakowski, beschwerten sich laut über die Willkühr der französischen Polizeigewalt. Es fiel besonders auf, daß der Herzog von Richelieu als Minister in dem Processe gegen Ney in der Kammer die Strenge des Gesetzes vor der Verurtheilung aufgerufen hatte. Unter den Prinzen äußerte allein der Herzog von Orleans mildere Gesinnungen. Denn als in der Pairskammer beim Vorlesen der von Chateaubriand verfaßten Dankadresse an den König die Stelle vorkam, in der man die Verräther der Gerechtigkeit des Königs übergab, schlug der Herzog die Abänderung vor, man sollte die genannten Personen der Gnade des Königs empfehlen. Die Censur erlaubte den Abdruck seiner Rede nicht, und der Herzog, für den sich, ohne daß er dies gewollt hätte, eine Partei in Frankreich zu bilden anfing, begab sich bald darauf (im Oct. 1815) nach England. Richelieu schloß jetzt mit den verbündeten Mächten den Vertrag vom 20. Nov. 1815 ab (s. d. A. Frankreich), welcher die Nation tief kränkte, und den Schatz des Reichs, der vom 1. Dec. 1815 an jährlich 140 Mill. auf die Kriegsbuße von 700 Mill.

und 130 Mill. zum Unterhalte des europäischen Occupationsheeres zahlen mußte, in drückende Verlegenheit setzte. Bald darauf erhob sich in den Kammern ein heftiger Kampf über das Amnestiegesetz. Die Ultraroyalisten setzten den 6. Jan. 1816 einige Abänderungen durch, welche die vom Könige vorgeschlagenen Bestimmungen weiter ausdehnten und schärften. Alle Verwandte Napoleons wurden bei Todesstrafe aus Frankreich verbannt, und verloren die ihnen geschenkten Güter, und mußten die erworbenen verkaufen. Ferner wurden alle die, welche für den Tod des Königs gestimmt (régicides) und im J. 1815 Aemter vom Usurpator angenommen hatten, auf immer aus dem Königreiche verwiesen. Von 366, die für den Tod gestimmt haben, sollen 163 noch lebende aus Frankreich verbannt worden sein. Nur dreien, Tallien, Milhaud und Richard, wurde auf unbestimmte Zeit erlaubt, zu bleiben. So streng man gegen vermeintliche oder wirkliche Antibourbonisten verfuhr (u. a. wurde ein Capitän als verdächtig eingekerkert, weil er ein Pferd Kosak genannt hatte!) so schlaff handelten die öffentlichen Behörden, um den Unruhen in Nismes und im Gardedepartement, wo politischer und religiöser Fanatismus die Protestanten in den J. 1815 und 1816 verfolgte und ermordete, Einhalt zu thun. Nur eine Stimme in der Kammer erhob sich für die Sache der Protestanten, die des edlen d'Argenson; allein der allgemein bekannte Mörder Trestaillon blieb unbestraft. Uebrigens geschah vieles, um die Blutschuld Frankreichs in Ansehung Ludwigs XVI. zu tilgen. Die Prinzessin von Condé erhielt den Tempel geschenkt, wo sie eine Sühn-Capelle und ein Kloster für sich und andere Damen einrichtete. Man stellte die königliche Begräbnißcapelle zu St. Denis wieder her. Ein merkwürdiges Actenstück aus jener Zeit, das aufgefundene Testament der Königin Marie Antoinette, wurde d. 22. Febr. 1816 jedem Mitgliede der Kammer der Deputirten in einem Fac Simile zugestellt. Die Vermählung des Herzogs von Berry mit der Prinzessin Maria Carolina von beiden Sicilien d. 17. Juni 1816 gab aber erst 1820 einen Erben, der das Haus Orleans von der Thronfolge entfernt. Nach und nach neigte sich der Sieg in den Kammern von den Constitutionellen zu den Royalisten, die man exagérés, auch weiße Jacobiner nannte. Daher schloß der König die Sitzung, nachdem das Gesetz, wonach keine Trennung der Ehe in Frankreich mehr Statt findet, genehmigt war, den 29. April 1816. Der bisherige Präsident der Kammer der Deputirten, Lainé, wurde zum Minister des Innern ernannt. Er, Corvetto, Richelieu und Decazes bildeten im Ministerium die constitutionelle Mehrheit: der Marineminister Dubouchage schien sich ihnen anzuschließen, so daß der Kanzler d'Ambray und der Kriegsminister Feltre allein das Vertrauen der Ultras behielten. (An des letztern Stelle trat im Sept. 1817 der Marschall St. Cyr; und an Dubouchages Stelle der Graf Molé, Pair von Frankreich, und später an Corvettos Stelle Roy). Bei den fortdauernden unruhigen Bewegungen in Frankreich gelang es endlich jener Mehrheit, der noch der russische Gesandte Pozzo di Borgo und Wellington durch ihren Rath ein höheres Gewicht gaben, den König zu der Ordonnanz vom 5. Sept. 1816 zu bewegen, durch welche er die Kammer der Deputirten auflöste, und für die Wahl der neuen die gesetzliche Zahl von 40jährigen Männern wieder geltend machte; zugleich erklärte er, daß die Verfassungs-Urkunde keiner Durchsicht unterworfen werden sollte. Dieser Sieg der constitutionellen Partei hat dem gefährlichen Treiben der Ultraroyalisten, denen Ludwig XVIII. selbst nicht Royalist genug zu sein schien, und ihrem vive le Roi, quand même!

eine Zeitlang Einhalt gethan. Doch machte der Sprecher jener Partei, Chateaubriand in seiner Schrift: De la monarchie selon la charte, *) der Regierung den Vorwurf, daß die individuelle Freiheit und die Preßfreiheit in Frankreich aufgehoben wären. Ja, er war so kühn zu behaupten, daß jene Verordnung den Gesinnungen des Königs widerspräche. Die Wahlen der neuen Kammer fielen so aus, daß die Constitutionellen in der Sitzung, die vom 4. Nov. 1817 bis zum 16. Mai 1818 dauerte, ihre Stimme erheben konnten. Doch vergebens sprachen sie mit eben so viel Talent als Freimüthigkeit für die Preßfreiheit unter einer Jury, und für die jährliche Bestimmung des Heerbedürfnisses. Das neue Censurgesetz der Minister wurde von diesen zwar aufgegeben; allein das bisherige vom 9. Nov. blieb in Kraft. Die wichtigsten Berathungen betrafen das neue Wahl- und das Finanzgesetz. Die Lage des Volks bedurfte, bei der allgemeinen Theurung und bei der Höhe der Abgaben, jeder möglichen Erleichterung, wozu der strenge Ordnungssinn des Königs viel beitrug. Indeß hatten die Bedürfnisse des Staats eine furchtbare Höhe erreicht. Von den J. 1814 bis 1816 war ein Rückstand von mehr als 83 Mill. geblieben, durch den das Budjet der Ausgaben von 1817 auf 1088 Mill. 294 Fr. also um 246 Mill. 699,000 Fr. höher als das für 1816 anwuchs, während für das J. 1817 nur eine Einnahme von 774 Mill. berechnet werden konnte, so daß ein Deficit von 314 Mill. zu decken war. Man half sich durch Anleihen; dasselbe geschah im J. 1818. Lanjuinais, Pair von Frankreich, deckte die Gebrechen des Budjets von 1818 auf; am meisten waren und sind die Franzosen mit den in Sold genommenen Schweizertruppen unzufrieden. Der Oberkammerherr Talleyrand erklärte sich laut gegen das System der Minister, besonders gegen Richelieus Vertrag mit den Verbündeten von 20. Nov. 1815. Die Verminderung des Occupationsheeres um ein Fünftheil und der gänzliche Abzug desselben in Folge des Aachner Congresses war daher eine glückliche Begebenheit. Unter den übrigen Regierungshandlungen Ludwigs XVIII. muß noch bemerkt werden, daß das Nationalinstitut seit 1816 in die ehemaligen vier Academien umgebildet worden ist, ohne daß man die besseren Einrichtungen des Nationalinstituts, z. B. die Decennalpreise, beibehalten hat; daß die Unterhandlungen mit Pethion und Christoph auf Hayti, um sie durch vortheilhafte Bedingungen zur Unterwerfung zu bewegen, gänzlich fruchtlos gewesen sind, und daß das Concordat mit dem Papste kraftlos geblieben ist. Dagegen wurde am h. Ludwigstage, den 25. Aug. 1818.

---

*) Ludwig XVIII. strich ihn wegen seiner in dieser Sache gezeigten Kühnheit aus der Zahl seiner Minister; doch blieb er Pair und ging 1821 als Gesandter nach Berlin. Schon in der Sitzung der Kammer von 1817 bemerkte man folgende Stimmführer. 1) unter den Ultras: von Villele und Corbière; für den Clerus: Marcellus und Cornet d'Incour; für den Adel: von Sallaberi, Bonald und Clauzel de Coussergues. 2) unter den Independenten: d'Argenson, Chauvelin, Bignon, Düvont de l'Eure, Lafitte, Perrier, Vondy u. A. m. Zu ihnen gehört auch der Düc de Broglie, Pair von Frankreich. 3) Unter den Doctrinaires: Camille Jordan, Beuanot und Royer-Collard. 4) Unter den Ministeriellen: Lainé, Pasquier, Courvoisier, Siméon, Ravez u. A. m.

die durch Privatunterzeichnung zu Stande gebrachte Bildsäule Heinrich IV. von Erz feierlich in Paris aufgerichtet. Das Urtheil der Geschichte falle einst über Ludwig XVIII. aus, wie es wolle, so wird es zwei Fehler an ihm rügen, durch die er in den ersten Jahren der Restauration die öffentliche Meinung Frankreichs gegen sich gekehrt hat. Er hat die Reaction der Emigranten-Partei bei mehrern Gelegenheiten aufkommen lassen, dadurch aber bei der Nation den Verdacht erregt, daß die Bourbons nicht aufrichtig vergeben, und das Testament Ludwigs XVI. nicht redlich vollzogen haben. Dann hat er unterlassen, durch eine besondere Urkunde die Käufer der Nationalgüter in Ansehung ihres Besitzstandes und Eigenthums völlig zu beruhigen. Zugleich haben die dem Inhalte der Charte widersprechenden Gesetze Ludwigs Ministerium verhaßt gemacht, und die Partei der Constitutionellen und Independenten vermehrt. Daher endlich der Sieg der Liberalen über die Ultras, zu denen sich im Ministerium selbst Richelieu und Lainé hingeneigt hatten, am 29. Decbr. 1818, an welchem Tage beide nebst Roy, Molé u. s. w. folgende Nachfolger erhielten: Dessolle wurde Minister des Auswärtigen und Präsident des Minister-Conseils; de Serre Minister der Justiz; Decazes (nach Aufhebung des allgemeinen Polizei-Ministeriums) des Innern; Portal der Marine; Louis der Finanzen. Seitdem hat Ludwigs Regierung offenbar die öffentliche Meinung für sich und dadurch an Festigkeit gewonnen. Indeß erhob nach der Ermordung des Duc de Berry (14. Febr. 1820) die Partei der Ultras ihr Haupt aufs Neue. An Decazes Stelle trat Richelieu (S. Zeitgenossen Heft XIX.); das Wahlgesetz wurde geändert, die Censur der Journale eingeführt, die persönliche Freiheit beschränkt u. s. w. Dies alles gab dem System des strengern Royalismus mehr Macht und Einfluß. Daher ist die Partei der Antibourbonisten, welche in einem nicht unmittelbar zur Bourbonischen Linie gehörigen Regenten Frankreichs Heil zu finden glaubt, noch immer groß, während die prinzliche Partei, welcher Ludwig eine große obwohl sehr natürliche Vorliebe beweißt, sich auf die Ultras stützt, die in Europa eine allgemeine Coalition gegen die liberalen Grundsätze zu bilden wünschen. Erst Ludwigs XVIII. Tod wird entscheiden, ob sein Geschlecht auf dem Throne von Frankreich sich behaupten kann. Uebrigens hat die im Jahre 1818 entdeckte sogenannte weiße Verschwörung bewiesen, daß es die Absicht der Ultraroyalisten ist, die Charte zu vernichten. Sie hatten nämlich den Gesandten der verbündeten Mächten eine, wie man sagt vom Baron von Vitrolles abgefaßte, Note secrète exposant les prétextes et le but de la dernière conspiration übergeben, um sie auf die Gefahren, welche dem Königthume der Bourbons drohen, aufmerksam zu machen, damit sie ihre Truppen nicht aus Frankreich zögen, sondern eine Veränderung im französischen Ministerium bewirkten. Diese Note, deren Uebergabe nach französischen Gesetzen ein Staatsverbrechen ist, erregte solchen Unwillen, daß Chateaubriand, der in den Times der Mitwirkung beschuldigt wurde, in seinen Remarques sur les affaires du moment alle Theilnahme an derselben von sich ablehnte, ob er gleich die Ansichten der Verfasser guthieß. Mit ihr stand der obenerwähnte Verschwörungsplan der Ultras in Verbindung, der aber nur gegen die Minister und die Charte, nicht gegen den König gerichtet, mehr in Entwürfen als in Maßregeln zur gewaltsamen Ausführung bestanden haben mag. Nach englischen Blättern sollen die Verschwornen zur Absicht gehabt haben, ein neues Ministerium zu bilden, in welchem

der Herzog von Fitzjames, Villele, Chateaubriand, und Donadieu Plätze erhalten sollten. Der Herzog von Fitzjames hat dieser Anführung öffentlich widersprochen, und die als Theilnehmer verhafteten Generale Canuel, Chapdelaine und die H. H. Joannis, Romilly, De Sorgis u. a. wurden schon den 19. Aug. 1818 aus der geheimen Haft (Secret) entlassen; der einzige Baron Vitrolles war bereits durch die königl. Ordonnanz vom 24. Juli aus dem Verzeichnisse der Staatsminister und der Mitglieder des königl. geheimen Raths gestrichen worden. Weit strenger hatte man die angeblich verschwornen Antibourbonisten in Lyon u. s. w. behandelt. (S. d. Art. Frankreich, Lyon, Decazes, Richelieu, Ultras.).

Ludwig Bonaparte, Exkönig von Holland, s. Bonaparte (Louis).

Luft heißt im weitern Sinne jedes Gas (s. d. Art.), im besondern das atmosphärische Gas, welches als Luft- und Dunstkreis unsern Erdball umgibt. Ueber die Eigenschaften desselben s. d. Art. Gas und Gasarten.

Luftarten, s. Gas, Gasarten.

Luftball, Luftballon, Luftmaschine, s. Aerostat.

Lufterscheinungen, s. Meteore.

Luftförmigkeit, derjenige Aggregatzustand, in welchem ein Körper als Luft oder Dampf erscheint.

Luftkreis, s. Atmosphäre und Dunstkreis.

Luftperspective, s. Perspective.

Luftpumpe, (antlia Pneumatica) ist, in der weitesten Bedeutung, eine Maschine, vermittelst welcher man die in einem Raume eingeschlossene Luft entweder verdünnen oder verdichten kann. Im letztern Falle heißt sie Druckpumpe, im erstern Saugpumpe. Gewöhnlich wird unter Luftpumpe die letztere Art verstanden. Dieses nützliche mechanische Kunstwerk, welches mehr als jedes andere zur Vollkommnung der physicalischen Wissenschaften beigetragen hat, wurde um 1650 von dem Bürgermeister Otto von Guerike in Magdeburg erfunden. Vorher bediente man sich zu jenen Versuchen der Torricellischen Röhren. Die wesentlichen Stücke einer Luftpumpe sind ein hohler, starker, messingener oder überhaupt metallener Cylinder, welcher der Stiefel heißt. In diesen Cylinder paßt der Stämpel, welcher durch eine daran angebrachte Zugstange mit einem Handgriffe bequem in dem Stiefel auf- und niedergezogen werden kann. Der Boden des Stiefels steht mit einer Röhre in Verbindung, welche in das Gefäß geleitet wird, aus welchem die Luft ausgepumpt werden soll. Wird nun der Stämpel vom Boden des Stiefels in die Höhe gezogen, so müßte eigentlich, weil er überall luftdicht in den Stiefel einpaßt, ein luftleerer Raum in letzterm entstehen. Allein durch die hineingehende Röhre strömt vermöge der ausdehnenden Kraft der Luft, die überall das gestörte Gleichgewicht herzustellen strebt, ein Luftstrom aus dem Gefäße herbei. Damit nun, bei dem Zurückstoßen des Stämpels, diese eingedrungene Luft nicht wieder in das Gefäß zurückgetrieben werde, sondern einen andern Ausweg nehmen müsse, sind in der am Boden befindlichen Röhre ein oder zwei Ventile angebracht, wovon sich das

eine im Boden des Stiefels, das andere im Stämpel befindet, beide aber sich aufwärts öffnen. Das Gefäß, dessen man sich bedient, um die Luft aus demselben zu pumpen, ist am schicklichsten eine gläserne Glocke. Diese steht auf einem horizontalliegenden, in der Mitte durchbohrten messingenen Teller, unter welchem die mit dem Stiefel verbundene, aufwärts gekrümmte Röhre nach der Glocke geht. Es braucht nicht erinnert zu werden, daß alles völlig luftdicht sein müsse. Die Beschreibung dieser wesentlichen Theile der Luftpumpe ist hinlänglich für unsern Zweck. Ihre Einrichtung hat nach und nach, insonderheit zu unsern Zeiten, sehr beträchtliche Verbesserungen erhalten; doch sind wir noch weit davon entfernt, derselben die erwünschte Vollkommenheit gegeben zu haben. Die mancherlei physicalischen Versuche, welche sich mit der Luftpumpe anstellen lassen, sind ungemein lehrreich und interessant. Stellt man ein Barometer unter die luftleere Glocke, so fällt das Quecksilber: ein offenbarer Beweis von dem Drucke der Luft; eine schlaffe, fest zugebundene Thierblase mit etwas atmosphärischer Luft schwillt unter der Glocke auf, sobald die Luft verdünnt wird, und fällt beim Hinzulassen derselben wieder in ihren vorigen Zustand zurück; der Heber hört auf zu laufen; die Saugpumpe gibt kein Wasser mehr; Taucher, welche im Wasser in der atmospärischer Luft sinken, schwimmen bei verdünter Luft; Wasser braucht nur mäßig erhizt zu werden, um sogleich zu sieden und in völlig durchsichtigen, elastischen Dämpfen aufzusteigen; Holz gibt eine Menge Luft von sich und sinkt dann im Wasser unter, ein Beweis, daß die mit ihm verbundene Luft es über dem Wasser erhielt; das beste Feuerzeug gibt unter der Glocke mit verdünner Luft keine Funken; Schießpulver entzündet sich nicht; ein brennendes Licht erlischt; alle warmblütige Thiere sterben sogleich, kaltblütige hingegen, z. B. Frösche, erholen sich wieder, wenn bald Luft zugelassen wird.

Luftröhre heißt derjenige, im thierischen Körper befindliche aus Häuten und Knorpeln zusammengesetzte Canal, der sich vom Schlunde bis in die Lungen erstreckt und überhaupt aus drei Stücken, dem Luftröhrenkopfe (Kehlkopfe), der eigentlichen Luftröhre (Kehle) und den Aesten der Luftröhre (Bronchien) besteht. Die Schnellkraft ihrer knorpligen Ringe erhält sie für den Ein- und Austritt der Luft beim Ein- und Ausathmen beständig offen. Sie läßt sich auch vermöge ihres Baues bei allen Bewegungen des Halses ohne beträchtliche Verengung ihrer Höhlung bequem beugen, strecken, drehen, heraufziehen und hinabschieben. Derjenige Theil der Luftröhre, welcher der Kehlkopf heißt, leistet insonderheit noch beim Singen oder Sprechen dem Menschen wesentliche Dienste.

Luftröhrenentzündung, s. Croup.

Luftspiegelung (Erhebung, Seegesicht), s. Fata Morgana.

Luftsäure, eine Benennung der kohlensauren oder fixen Luft. S. Gasarten.

Lüge ist eine vorsetzliche Unwahrheit, welche den Zweck hat, Andern über einen Gegenstand eine irrige Meinung beizubringen. Soll dadurch ein böser Zweck befördert werden, dann heißt sie eine boshafte Lüge; hat der Lügner gar keinen bestimmten Zweck dabei vor Augen, eine leichtsinnige Lüge; oder will man da-

durch einen guten Endzweck befördern, der aber durch andere Mittel, und zwar ohne Verletzung der Wahrhaftigkeit, hätte erreicht werden können, so ist dies eine unbedachtsame Lüge. Damit aber müssen die im Scherz gesprochenen Unwahrheiten nicht verwechselt werden, die unter Leuten, welche sich verstehen, blos zur Unterhaltung dienen sollen, und auf die ernsthaften Zwecke der gegenseitigen Pflichten keinen Einfluß haben. Eben so wenig wird man poetische Erdichtungen und Fabeln hieher rechnen, denen man sich mit dem Bewußtsein der Illusion hingibt. Gebraucht aber Jemand eine Lüge als das einzige Mittel, sich oder einen Andern gegen eine offenbare, gewaltsame Verletzung seiner menschlichen Rechte zu retten, so heißt dieß eine Nothlüge. Die drei ersten Arten von Lügen sind gänzlich unerlaubt. Die Nothlüge dagegen hält man gewöhnlich für erlaubt. Andere sagen dagegen, die Wahrhaftigkeit hängt von der Gesinnung ab, und diese kann nicht gezwungen werden, ihre Pflicht zu verletzen; denn der Zwang erreicht nicht die Gesinnung. Wenn daher die Vernunft das Gesetz aufstellt, du sollst nicht lügen, so ist dies Gebot uneingeschränkt und ohne Ausnahme; folglich können alsdann auch keine Nothlügen Statt finden: wie Kant behauptet, daß wir selbst dann nicht lügen sollen, wenn wir das Leben eines Menschen damit erkaufen könnten.

Lully (Giovanni Battista), ein berühmter italienischer Tonkünstler, der sich in Frankreich ausbildete, und Oberintendant der königl. Capelle und Direktor der Oper wurde, ward 1633 zu Florenz geboren, und in seinem zwölften Jahre vom Chevalier von Guise, der bei seiner Abreise nach Italien der Mademoiselle von Montpensier einen schönen, muntern italienischen Knaben mitzubringen versprochen hatte, nach Frankreich mitgenommen, wo er zuerst als Küchenjunge in die Dienste dieser Dame trat. Hier erregte er bald durch sein artiges Geigenspiel, welches er ganz ohne Meister erlernt hatte, solche Aufmerksamkeit, daß ihn Ludwig XIV. nicht allein in seine Dienste nahm, sondern auch die sogenannte Bande des petits violons errichtete, und ihm über dieselbe die Direktion ertheilte. Schon vorher hatte eine Bande des vingt-quatre violons existirt, welche damals als die geschickteste Capelle in ganz Europa betrachtet wurde. Bald aber trug die Bande des petits violons, durch die Sorgfalt, welche Lully auf deren Ausbildung verwandte, und durch die angenehme Composition, welche er für dieselbe verfertigte, über die Gesellschaft der Vierundzwanziger den Sieg davon, und Lulli wurde gleich sehr berühmt. Lully führte in die Composition mehrere glückliche Neuerungen ein. Vor ihm waren der Baß und die Mittelstimmen stets nur als die Oberstimme begleitend behandelt worden; Lully hingegen behandelte auch die Mittelstimmen obligat, und vertheilte zwischen ihnen und der Hauptstimme die Melodie. Er führte ferner in seine Instrumental-Musik zuerst die Fuge ein, und erweiterte die Grenzen der Harmonie auf eine damals in Frankreich unbekannte Weise, indem er durch die sogenannten falschen Accorde, so wie durch Dissonanzen, die überraschendsten Effecte auf seine noch eben nicht sehr musikkundigen Zuhörer hervorzubringen wußte. Besonders war es ihm vorbehalten, der großen Oper in Paris diejenige Einrichtung zu geben, deren sie sich, mehr oder weniger, noch in diesem Augenblicke zu erfreuen hat. Ihm trat der Abbé Perrin, der das Privilegium der großen Oper

vom Könige erhalten hatte, 1671 dasselbe ab, und Lully begann nun, als Direktor derselben, diejenigen Opern zu componiren, welche ein halbes Jahrhundert hindurch die französische Nation entzückt haben, und ungeachtet der Revolutionen, welche die französische Theatermusik von Piccini, Sacchini, Gluck, den neuern Italienern, und von den deutschen Componisten, erlitten hat, den Franzosen noch immer theuer sind. Lully's Opern, neunzehn an der Zahl, hatten ihren großen Beifall vorzüglich dem damaligen italienischen Geschmacke zu verdanken, in welchem er sie componirt hatte, so wenig wir vielleicht noch jetzt denselben in seinen Werken finden mögen. Er starb zu Paris 1687.

Luna bedeutet 1) den Mond als Gestirn, 2) eine Göttin der Römer (von den Griechen Selene genannt). Selene war eine Schwester des Helios, eine Tochter des Hyperion und der Thia. Auch Diana wird für die Göttin des Mondes gehalten; Selene aber scheint älteren Ursprungs zu sein; beide indeß werden oft miteinander verwechselt. Doch hatte insbesondere Selene Einfluß auf die Geburt des Menschen. Sie war eine Geliebte des Jupiter, welcher mit ihr die schöne Pandia und die Ersa (den Thau) erzeugte. Sie ward vom Pan, in der Gestalt eines schneeweißen Widders, in einen Hain gelockt und daselbst von ihm umarmt. Abgebildet wird sie mit einem in die Höhe stehenden halben Monde, an welchem zwei Spitzen befindlich sind, und mit einer Fackel. Sie fährt auf einem mit Rossen oder Hirschen bespannten Wagen, um ihre Bewegungen am Himmel anzuzeigen. In ihrem Gefolge werden die Sterne abgebildet. Auch nahm man eine männliche Mondgottheit (Deus Lunus) an. In der Chemie bezeichnet Luna das Silber; das Zeichen ist ☽.

Lüneburg, Fürstenthum in Niedersachsen, zum Königreich Hannover gehörig, welches nach Osten an die alte Mark, nach Süden an das Braunschweigische, Hildesheimische und Calenbergische, nach Westen an Hoya, Verden und Bremen, nach Norden an das Hamburgische, Lauenburgische und Mecklenburgische grenzt. Die Elbe, welche hier die Jeetze, Ilmenau (mit der Luhe) und Seere aufnimmt, bildet größtentheils die Grenze gegen die drei sogenannten Länder. Etwa 10—12 Meilen von der Elbe entfernt und mit derselben parallel fließt die Aller durch den südlichen Theil des Landes, und nimmt hier die Ocker, Fuhse, Leine und Böhme auf. Die Mitte des Landes besteht aus einer im Ganzen magern Ebene, welche sich in mannichfaltigen Hügelketten gegen die Elbe hinabsenkt. Sich selbst überlassen ist sie größtentheils mit Haide bedeckt, doch befinden sich auch bedeutende Torfmoore und ausgedehnte Waldungen, besonders von Fichten, auf derselben. In den Niederungen an den kleinen Flüssen ist der Boden besser, und hin und wieder gut angebaut, z. B. in der Gegend von Lüchow und Uelzen, woselbst sehr vieler und guter Flachs gewonnen wird. Die Haidegegend trägt Wachholder-, Bick- und Kronsbeeren in großer Menge und wird zur Bienenzucht fleißig benutzt, doch nimmt der künstliche Anbau des Bodens erstaunlich zu. Die Marsche an der Elbe und deren Nebenflüssen gehören zu den fruchtbarsten, reichsten und bevölkertsten Gegenden von Deutschland, und werden fast mehr noch zur Viehzucht und zum Gartenbau

s zum eigentlichen Ackerbaue benutzt. Aber die Dämme, welche gegen Ueberschwemmungen schützen, erfordern ungeheure Kosten. ei Lüneburg streicht ein Gypsflötz an mehrern Stellen zu Tage is. In demselben finden sich nesterweise die so merkwürdigen Bociten, und in seiner Nähe die berühmten Salzquellen. Außerdem eine schwache Salzquelle zur Sülze (3 M. v. Celle) und Theerelle zu Edemissen. Das Land enthält 199 Q. M., 26,000 Feuerellen und gegen 246,000 Einwohner. In der Gegend von Lüchow ein District, Dramän oder auch das Wendland genannt, dessen inwohner in Sprache und Sitten noch manche Spuren ihres wendiien Ursprungs beibehalten haben. Dies Fürstenthum gewinnt beutend von dem durchgehenden Handel, indem die Hauptstraße zwiien Hamburg und dem innern Deutschlande durch dasselbe läuft. er Stapelort desselben ist Lüneburg. Nicht unbedeutend, jedoch it jenem nicht zu vergleichen, ist der Waarenzug von Hamburg ver Haarburg und Celle, von Bremen über Celle, und von Lübeck ver Lüneburg. Die Landstraßen sind in einem elenden Zustande. urch den Handel und den Gewinn der rohen Producte erwirbt das and zu viel, als daß Fabriken und Manufakturen aufkommen könn. (Geschichte d. Königr. Hannover.) — Lüneburg, alte Hauptadt des Fürstenthums, an der bis hieher schiffbaren Ilmenau, Meilen vom Ausflusse derselben in die Elbe, mit etwa 2000 Häurn und 10,000 Einwohnern. An ihrem westlichen Ende liegt der genannte Kalkberg, ein Gypsfelsen, auf welchem im 10. Jahrhunrt ein Kloster und Befestigungen angelegt wurden. Das erstere ist die Stadt verlegt, späterhin säcularisirt und seit 1656 zur Einchtung einer s. g. Ritteracademie benutzt. Auch die neuern Festungsrke sind eingegangen und der Felsen wird nur noch zu einem sehr nträglichen Gypsbruche benutzt, deren sich noch zwei andere in der ähe der Stadt finden. Von den vielen Salzquellen werden die rei vorzüglichsten (die eine ist vollkommen gesättigt) aufgefangen, nd ihre Soole ohne vorgängige Gradirung versotten. Seit einigen ahren hat man auch sie zu Soolbädern zu benutzen angefangen, ren Ruf und Besuch noch immer in Zunahme ist. Mit Salz und alk, so wie mit den Producten der Umgegend, führt die Stadt nen nicht unbedeutenden Handel, doch ist die Spedition noch viel edeutender als dieser. — In der neuesten Kriegsgeschichte ist Lüneurg durch das Treffen am 2. April 1813 merkwürdig geworden. n demselben wurde die überlegene Kriegsmacht des französischen enerals Morand durch die Generale Dörnberg und Czernitscheff änzlich vernichtet, und der neue Krieg in Deutschland eben so lücklich als bedeutungsvoll eröffnet. Und 4 Meilen westlich von Lüeburg liegt die Görde, ein schöner Wald mit einem königlichen agdschlosse, in deren Nähe am 16. Sept. 1813 die Division Peeux durch das Wallmodensche Corps gleiches Schicksal erfuhr. C—o.

Lunel, kleine Stadt mit 4200 Einw. in Frankreich in Niederanguedoc, Departement Herault, vier Meilen von Montpellier, ist egen des daselbst gebauten süßen Muscatellerweines merkwürdig, nd hat Branntweinbrennereien.

Lunette, in der Befestigungskunst zwei kleinere Halbmonde, ie vor den Ravelins oder größern Halbmonden angelegt werden, m diese zu decken.

Lüneville, eine offene, schön gebauete Stadt in Lothringen, dem französischen Departement der Meurthe gehörig, an dem Zusammenflusse der Meurthe und Vezouze, in einer fruchtbaren Ebene, hat ein jetzt zu Kasernen eingerichtetes Schloß, 3 Kirchen, 1300 Häuser und 10,400 Einwohner. Als 1735 dem König Stanislaus Leszinski von Polen der Besitz von Lothringen und Bar überlassen worden war, nahm dieser seine Residenz zu Lüneville, und seit der Zeit hat diese Stadt viele Verschönerungen erhalten. Das dortige Pflaster ist schön, aber von einer Art Kalkstein, der bei trockenem Wetter einen den Augen sehr schädlichen Staub verursacht, weßwegen jeder Hausbesitzer im Sommer täglich das Pflaster begießen muß. Seit Stanislaus Tode hat diese Stadt sehr abgenommen. Außer einer Fayance-Fabrik gibt es hier eine Liqueur-Fabrik und Strumpfbereien. In der neuesten Zeit ist diese Stadt durch den am 9. Febr. 1801 zwischen Frankreich und Oesterreich abgeschlossenen Frieden berühmt geworden. (S. Friedensschlüsse.)

Lunge, das in der Brusthöhle der Thiere eingeschlossene zur Verrichtung des Athmens bestimmte Eingeweide. Jedes lebende Thier bedarf des Einflusses der atmosphärischen Luft zur Erhaltung seines Lebens. Daher sind bei allen Thieren besondere Organe zur Einnahme der Luft und ihrer Verbreitung im Innern eingerichtet und bestimmt, welche man Respirationsorgane oder Organe des Athemholens nennt. Diese Organe sind aber bei den verschiedenen Thierclassen nach ihrer gradweisen Ausbildung sehr verschieden. So sind bei den Insecten die Luftkanäle, Tracheen, bei den Fischen die Kiemen zu diesem Zwecke bestimmt. Bei den Amphibien zeigt sich schon die eigentliche Bildung einer abgesonderten Lunge, und bei den vollkommenern Thierclassen, den Vögeln und Säugthieren, so wie bei dem Menschen, tritt diese erst ganz deutlich hervor. Das Lungensystem ist sogar bei den Vögeln am ausgedehntesten. Die Brusthöhle ist im Verhältnisse gegen den Unterleib viel größer, die Luftzellen setzen sich sogar bis in den letztern um den Magen, um die Leber, das Herz und die größern Gefäße, selbst in die Zwischenräume der Muskeln, bis in die Röhren der hohlen Knochen fort. Beschränkter und in sich geschlossener ist das Lungensystem bei den Säugthieren. Bei dem Menschen ist die in der Brusthöhle eingeschlossene Lunge in zwei Hälften getheilt, so daß man jede Hälfte als eine besondere Lunge ansehen kann, von denen die rechte etwas kürzer und breiter ist als die linke. Zwischen beiden Lungen liegt nach unten das Herz, welches bei Ausdehnung der Lungen von ihnen umfaßt wird. Beide Lungenhälften sind getrennt durch eine Scheidewand, welche aus einer Hautfalte der Brusthaut gebildet wird. Jede Lungenhälfte ist daher ganz frei und abgesondert in ihrer eignen Höhle, welche sie, in der Ausdehnung durch das Einathmen völlig ausfüllt, und hängt nach oben durch ihren Luftröhrenast mit der Luftröhre zusammen, und hinten ist sie durch starke Blutgefäße, die aus dem Herzen kommen, mit demselben verbunden. Die Masse der Lungen ist zellig, schwammig, bei Kindern von blaßröthlicher, bei erwachsenen von dunkelgrauer Farbe. Sie besteht aus einer Menge kleiner Abtheilungen (Läppchen), deren zarte, häutige Wände sich so berühren, daß sie zusammen ein ganzes ausmachen. Jedes Läppchen ist wieder durch viele noch kleinere häutige Scheidewände in mehrere Zellen, Lungenbläschen genannt, getheilt. Diese sind eigentlich die Enden der feinsten Zweige der Luftröhrenäste, welche durch immer wieder

heilungen endlich zu den kleinsten, zartesten Röhrchen werden. Die
nendliche Menge und zahlreiche Vertheilung dieser Enden bildet die
hwammige Substanz der Lunge. Folglich geht die eingeathmete Luft
i ununterbrochener Strömung durch die Luftröhre in die beiden Lun-
en über, durch die größern Aeste in kleinere, von diesen in Zweige,
nd in unendlich viele kleine Zweigelchen bis in die letzten Röhrchen
nd Luftzellchen. Außer dieser Anhäufung von Luftzellchen besteht die
unge noch aus einem Gewebe der feinsten Blutgefäße von vier ver-
hiedenen Systemen, nämlich von den Verzweigungen der Luftröhren-
terien, welche alle Verzweigungen der Luftröhre begleiten, indem
e dieselben umschlingen, durchdringen, und für jeden abgehenden Ast
erselben ein Aestchen abgeben. Sie dienen zur Ernährung der Luft-
öhrenäste und zur Absonderung der Feuchtigkeit in dem Innern derse-
en. Aus ihnen sammeln sich die rücklaufenden Blutadern, welche
un zum Theil rückwärts in einen Stamm (die Bronchialvene) sich
vereinigen, zum Theil in die Lungenvenen übergehen. Ferner stellen die
Lungenarterien und Lungenvenen einen Haupttheil der Lungen-
ubstanz dar. Aus der rechten Hälfte des Herzens kommt nämlich der
roße Stamm der Lungenarterie, welcher sich sogleich in zwei Theile,
ir jede Lunge einen, theilt, welche sich in derselben in Aeste, Zweige
nd kleinere Zweigelchen abtheilt. Die feinsten Verzweigungen der
ungenarterie umgeben, als ein Netz von Haargefäßen, die Lungen-
ippchen und Luftzellchen, öffnen zum Theil sich in die Luftröhrenzell-
en, und geben zum andern Theil in Venen über, welche rückwärts
ch zu immer größern Aesten vereinigen, und endlich, aus jeder Lun-
enhälfte in zwei Stämme vereinigt, als die Lungenvenen zur linken
älfte des Herzens zurückgehen. Endlich gehören zum Ganzen der
ungen auch noch die ihnen zugehörigen Nerven, welche theils die
uftröhrenzweige tief in die Lungen begleiten, theils mit den Blut-
efäßen derselben verlaufen. So besteht also die ganze Substanz der
unge aus einer zahllosen Menge neben einander liegender Luftröhr-
en und Luftbläschen, aus den Haargefäßnetzen der Bronchialarterien,
er Bronchialvenen, der Lungenarterien und Lungenvenen und deren
erven, welche allesammt durch die gemeinschaftliche Lungenhaut zu
nem Ganzen zusammengehalten werden. Durch das Einspritzen ge-
rbter Massen in die Stämme der Gefäße kann man die Verästelungen
nd feinsten Verzweigungen eines jeden abgesonderten Systems sehr
utlich machen, von denen alsdann jedes gleichsam ein Bäumchen mit
inen stärkern und schwächern Aesten und Zweigen bis in die feinsten,
n Haaren ähnlichen, Gewebe von Aederchen darstellt. So kann man
B. mit Quecksilber die Luftröhrenäste, mit einer blauen Masse die
ungenarterien, mit rother die Lungenvenen anfüllen; jedes dieser
ysteme stellt so ein Bäumchen dar, und diese so in einander gefügt,
ß alle um und neben einander aufs innigste sich umfassen, beglei-
n, umstricken, stellen ungefähr das Ganze der Lungenmasse dar. H.

Lungenprobe, ein Versuch, den man (bei dem Verdacht des
indermords) mit den Lungen eines todten, neugebornen Kindes vor-
mmt, um auszumitteln, ob das Kind vor der Geburt gelebt habe,
er nicht. Dieser Versuch besteht darin, daß man die Lungen in ein
efäß, mit reinem Wasser angefüllt, thut, um zu beobachten, ob sie
Boden sinken, oder oben schwimmen. Der Grund der Lungenprobe
der unwiderlegbar wahre Satz, daß wirkliches Leben des zur Welt
ornen Kindes ohne Athemholen nicht Statt finde; daß aber das
hmen bestimmte Veränderungen in den Lungen hervorbringe, wo-

durch sie sich von denen, welche noch nicht geathmet haben, unterscheiden. Vor der Geburt sind nämlich die Lungen dunkelroth, in einen engen Raum der Brusthöhle zusammengezogen, fest, und specifisch schwerer als das Wasser, wie die Substanz anderer Eingeweide. Sie sinken daher im Wasser sowohl ganz, als Stückweise zu Boden, und wenn man sie zerschneidet, so dringen keine Luftbläschen hervor, weder in noch außer dem Wasser, auch zeigt sich wenig Blut dabei. Hat aber das Kind nach der Geburt gelebt, folglich geathmet, so ist auch Luft in die Lungen eingedrungen, dadurch die Brusthöhle erweitert, die Lungen selbst sind ausgedehnt worden, erscheinen von lockerer schwammiger Substanz, blaßrother Farbe, bedecken das Herz und füllen die Brusthöhle aus. Sie schwimmen nun, specifisch leichter als das Wasser, auf demselben, sowohl in Verbindung mit dem Herzen, als auch ohne dasselbe, sowohl ganz, als in einzelne Stücke zerschnitten. Beim Zerschneiden selbst hört man einen eigenen Ton, die Luft dringt aus den Lungen und steigt, wenn man die Lungen unter dem Wasser zusammendrückt, in Bläschen in die Höhe. Aus den zerschnittenen Lungen dringt rothes, mehrentheils schaumiges Blut. Man hat gegen die Gewißheit der Lungenprobe verschiedene Einwürfe gemacht, vorzüglich folgende: 1) es kann Luft in den Lungen gefunden werden, ohne daß das Kind geathmet hat. Dies könnte nur der Fall sein: a) durch Einblasen: allein in diesem Falle ist die Brust des Kindes nicht gewölbt, es ist nur sehr wenig Blut in den Lungen zu finden, und es ist nicht hellroth, nicht schwammig; b) durch Fäulniß: allein in diesem Falle müßten auch die übrigen Theile davon ergriffen sein; die Lungen sind nicht ausgedehnt, nicht blaßroth, die Luftbläschen zeigen sich an denselben nur auf der Oberfläche, und nicht bis in die innere Substanz, wenn nicht der äußerste Grad der Fäulniß alle Theile ergriffen und zerstört hat. 2) Das Kind kann geathmet, folglich gelebt haben, ohne daß Luft in den Lungen zu finden wäre. Dies ist unerweislich und streitet mit der Natur der Sache und mit dem Begriffe von Lebensäußerung. 3) Es kann ein Theil der Lungen schwimmen, ein anderer untersinken; dieser Fall könnte nur bei krankhaften, mit Knoten, Geschwüren oder Schleim angefüllten Lungen denkbar sein, und bei großer Schwäche des Kindes einen geschehenen Versuch, Athem zu holen, ohne Möglichkeit, das Leben weiter fortzusetzen, beweisen. 4) Es kann ein Kind gelebt haben, ohne zu athmen; aber der Zustand von Scheintod kann nicht Leben genannt werden, wirkliches Leben ohne Athmen findet nicht Statt. Mit gehöriger Rücksicht auf alle zugleich vorhandenen Umstände, Merkmahle und Beobachtung der durch obige Einwürfe nöthigen Vorsichtsmaßregeln, ferner mit gehöriger Untersuchung des äußern Ansehens des Kindes und der Beschaffenheit der übrigen Eingeweide, ist die Lungenprobe als zuverlässig zur Entscheidung über die Frage, ob das Kind nach seiner Geburt gelebt habe oder nicht, anzusehen. Man hat außer der erwähnten noch eine Lungenprobe vorgeschlagen, welche auf dem Verhältnisse des Gewichts des ganzen Körpers, sowohl zu einer Lunge, welche geathmet, als zu einer, welche nicht geathmet hat, beruht; so wie eine andere, von dem Umfange des Brustkastens vor und nach der Respiration; allein beide sind verwickelter, mühsamer und doch unsicherer als die erstere.

Lupercalien, s. Pan.

Lusiade, s. Camoens.

Lusitania, Lusitanien, s. Hispanien und Portugal.

Lustration, Reinigung, wurde insbesondere die feierliche Reinigung oder Weihung des römischen Volks vermittelst eines Sühnopfers (sacrificium lustrale) genannt, welche jedes Mal nach geendigtem Census (s. d. Art.) vorgenommen wurde. Der Name kann von luere (in der Bedeutung von solvere, weil bei dieser Gelegenheit alle öffentliche Pachtungen an die Censoren bezahlt werden mußten), oder auch von lustrare (aussöhnen, weil nach geschehenem Census das allgemeine Sühnopfer für das römische Volk dargebracht ward) abstammen. Das bei dieser Feierlichkeit Statt findende Opfer bestand in einem Stiere, einem Schweine und einem Schafe oder Widder (suovetaurilia). Der Widder war dem Jupiter, das Schwein der Ceres und der Stier dem Mars gewidmet. Die feierliche Handlung selbst nannte man lustrum condere. Die dabei von dem Censor gesprochene Formel hieß anfänglich: Ut dii immortales res Romanas ampliores meliorésque facerent. Nachdem sich das römische Gebiet aber sehr vergrößert hatte wurde das Gebet folgendergestalt verändert: Ut res Romanas perpetuo incolumes ferrent. — Da diese Lustration alle Mal am Ende eines jeden fünften Jahres angestellt wurde, so bedeutete lustrum auch eine Periode von fünf Jahren.

Lustspiel, s. Schauspiel.

Luther (Martin), der größte Mann des 16. Jahrhunderts, wurde den 10 Nov. 1483 von armen Aeltern in Eisleben geboren. Sein Vater, Hans Luther, war ein Bergmann, und kam späterhin zu Mansfeld (wohin er 1484 gezogen) wegen seiner Rechtschaffenheit in den Rath. Martin wurde von ihm mit Strenge zur Gottesfurcht erzogen und im 14. Jahre zuerst nach Magdeburg, 1498 aber, weil er hier keine Unterstützung fand, nach Eisenach auf die Schule geschickt, wo er anfangs sein Brot als Currentschüler mit Singen vor den Thüren verdienen mußte, bald aber zu einer bemittelten Verwandten seiner Mutter in Pflege kam. Hier machte er unter der Leitung des Rektors Trebonius schnelle Fortschritte im Latein und in den übrigen Schulwissenschaften, so daß er 1501 die Universität zu Erfurt beziehen, schon 1503 daselbst Magister werden und sich bald auch durch Vorlesungen über die Physik und Ethik des Aristoteles nützlich machen konnte. Um diese Zeit entdeckte er auf der Universitätsbibliothek zu Erfurt eine lateinische Bibel, und sah mit nicht geringer Freude, daß sie mehr als die gangbaren Pericopen enthielt. Nach dem Willen seines Vaters dem Rechtsstudium gewidmet, wurde er durch diese nähere Bekanntschaft mit der Bibel, von der damals auch die Cleriker gewöhnlich nur die evangelischen und epistolischen Texte kannten, der Theologie geneigt, und der schreckbare Tod eines jungen Freundes, Namens Alexis, der auf einer Reise von Mansfeld nach Erfurt entweder durch den Blitz oder durch Meuchelmord an seiner Seite umkam, bestimmte sein durch den Druck einer äußerst strengen Erziehung und niederbeugenden Dürftigkeit ohnehin eingeschüchtertes Gemüth, sich dem Mönchsstande zu widmen, um durch fromme Uebungen die Seligkeit zu verdienen, an der er oft gezweifelt hatte. Er ging daher gegen den väterlichen Willen 1505 ins Augustinerkloster zu Erfurt, und unterwarf sich mit schweigender Geduld allen Büßungen und Erniedrigungen, welche die Ordensobern den Novizen auflegten. Dabei glaubte er immer noch nicht genug zu thun; unschuldig und unverdorben, wie Wenige, quälte er sich selbst mit

dem schrecklichsten Vorwürfen und fiel in eine schwere Krankheit, in der ein alter Ordensbruder sein geängstigtes Gewissen beruhigte, und ihn auf die Vergebung der Sünden durch den Glauben an Jesum Christum verwies. Diese damals, über dem Dringen des Clerus auf sogenannte gute Werke und dem Handel der Kirche mit Ablaß und Indulgenzen, beinahe vergessene christliche Lehre brachte neues Licht und Leben in Luthers Seele, und die väterliche Milde, mit welcher Staupitz, sein Ordensprovinzial, seine hervorstechenden Talente und Kenntnisse auszeichnete, ihn von allen niedrigen Diensten für das Kloster befreiete, und zur Fortsetzung seiner theologischen Studien aufmunterte, weckte sein Selbstgefühl. Er erhielt 1507 die Priesterweihe und das Jahr darauf durch seinen Gönner Staupitz den Ruf als Professor der Philosophie auf der neuen Universität Wittenberg. Schnell entwickelte sich in diesem neuen Wirkungskreise sein großes Genie. Ohne zu ahnen, welche Erfolge er dadurch vorbereitete, warf er die Fesseln der mit dem hierarchischen System des römischen Stuhles innig verwebten scholastischen Philosophie von sich, machte die Rechte des gesunden Verstandes geltend und sammelte bald zahlreiche Schüler und Anhänger um seinen Lehrstuhl. Eine Reise, die er 1510 in Angelegenheiten seines Ordens, welcher ihm spätherhin die Revision der thüringischen Augustinerklöster übertrug, nach Rom an den Hof des Papstes Leo X. unternahm, enthüllte das Scandal der Irreligiosität und Sittenlosigkeit der römischen Clerus vor seinen Augen und befreite ihn von der gewohnten Scheu vor der päpstlichen Heilichkeit. Nach seiner Zurückkunft nahm er ein Predigeramt in Wittenberg an, und wurde 1512 Doctor der Theologie, eine Würde, deren Eid ihn nach seinem Glauben zur unerschrockensten Vertheidigung der heiligen Schrift verpflichtete. Seine gründliche Gelehrsamkeit, welche die alten Classiker wie die Kirchenväter umfaßte, und in den Geist der griechischen und hebräischen Sprache eindrang, so wie der Ruf seines geistvollen Vortrags machte ihn bald den größten Gelehrten seiner Zeit bekannt und als einen kräftigen Beförderer des Lichts der neu eindringenden, wissenschaftlichen Aufklärung werth. Um so mehr mußte der entscheidende Schritt, den er den 31. Oct. 1517 durch den Anschlag von 95 Sätzen gegen den Ablaßkram des Dominicaners Tetzel vor den Augen von ganz Deutschland that, Aufsehen erregen. Luthern trieb nichts dazu, als die Liebe zur Wahrheit und der Unwille über das öffentliche Aergerniß des Ablaßhandels, dessen verderbliche Wirkungen sich schon bei seiner Gemeinde zu Wittenberg äußerten. Ehrgeiz oder Ordensneid gegen die Dominicaner hatte, wie jetzt erwiesen ist, keinen Antheil an diesem Schritte. Jene Sätze wurden jedoch eben so schnell verketzert, als verbreitet. Der Dominicaner Hogstraaten zu Cöln, Dr. Eck zu Ingolstadt und Prierias, ein Official des römischen Hofes, griffen Luthern mit Streitschriften an, aber weder ihre Schmähungen, noch die Citation des Papstes nach Rom, welcher er nicht folgte, so wie die glimpflicheren Unterredungen, die der Cardinal Cajetan 1518 zu Augsburg und 1519 der Nuntius von Miltitz zu Altenburg nicht ohne lockende Anerbietungen von Seiten des Papstes mit ihm hielten, waren im Stande, ihn zum Widerruf zu bewegen. Er antwortete seinen Gegnern kühn und gewaltig, und fuhr, auch nach der 1519 mit Eck zu Leipzig gehaltenen Disputation, fort, die Unstatthaftigkeit der Indulgenzen und des päpstlichen Primats zu behaupten. Widerlegt hatte ihn Niemand, und mit gutem Grunde appellirte er von der Entscheidung

Cajetans an den Papst, und von diesem an ein allgemeines Concilium. Daher erschien 1520 die päpstliche Bannbulle gegen ihn und seine Anhänger, mehrere Universitäten beeiferten sich, ihn zu verdammen, und seine Schriften wurden zu Rom, Cöln und Löwen verbrannt. Luther verbrannte dagegen nach dem bescheidenen Briefe, in dem er, immer noch zum Frieden willig, dem Papste seine Ergebenheit bezeigt, und zur Reform der Kirche gerathen hatte, durch diese offenen Feindseligkeiten empört, zu Wittenberg den 10. Dec. 1520 die Bannbulle und die Decretalen des päpstlichen canonischen Rechts. Mit diesem Schritte sagte er sich förmlich vom Papste und der römischen Kirche los. Begeistert jauchzten die trefflichsten Männer des Adels deutscher Nation, die er zur Vertheidigung des neuen Lichts aufgerufen hatte, ein Hutten, Sickingen, Schaumburg, dem Helden der evangelischen Freiheit Beifall zu, und boten ihm, da der Churfürst Friedrich von Sachsen unschlüssig schien, ob er ihn schützen wolle, ihre Vesten und Schwerter an. Aber Luther wollte von Niemand geschützt sein, denn von Gott. Die besorgten Freunde, die ihm Nachgeben und Gelindigkeit anriethen, hört er nicht mehr; ein innerer, gewaltiger Geist, den er selbst nicht hemmen kann, treibt ihn zur That fort. Mit Bewunderung und Erstaunen vernimmt das Volk die Rede dieses Mönchs, der sich allein gegen Papst und Clerisei, gegen Kaiser und Fürsten stellt. Denn nichts geringeres that er, als er den 4. April 1521, in Begleitung weniger Freunde und des kaiserlichen Herolds, der ihn gefordert hatte, die Reise zum Reichstage nach Worms antrat. Sie glich einem Triumphzuge. Alles wollte den Mann sehen, der es mit den Vorurtheilen und Mißbräuchen eines Jahrtausends und mit allen Mächten der Gegenwart aufnahm. Bei 2000 Personen zu Pferd und zu Fuß kamen ihm eine Stunde vor Worms entgegen. Die Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Sache war so stark in ihm, daß er dem Boten, durch den Spalatin ihn warnen ließ, antwortete: und wenn so viel Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern — doch wollte ich hinein. Vor dem Kaiser, dem Erzherzoge Ferdinand, 6 Churfürsten, 24 Herzögen, 7 Markgrafen, 30 Bischöfen und Prälaten und vielen Fürsten, Grafen, Herren und Gesandten erschien Luther den 17. April in der Reichsversammlung, bekannte sich zu seinen Schriften und schloß am folgenden Tage seine zweistündige Vertheidigungsrede vor dieser Versammlung mit den Worten: „Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heil. Schrift oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden und überwiesen werde; so kann und will ich nicht widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen.“ Daß er wirklich nicht anders konnte und nur dem göttlichen Worte gehorchte, davon mußte Jeder sich überzeugen, der ihn hörte und verstand, und er verließ Worms in der That als Sieger, aber unter so unzweideutigen Vorbedeutungen des Unterganges, den seine Feinde ihm bereiteten, daß Friedrich der Weise ihn unterwegs wegfangen und heimlich nach der Wartburg schaffen ließ, um sein Leben zu sichern. Weder die kaiserliche Achtserklärung noch die Bannbullen des Papstes konnten ihn in der Muße stören, die er hier zur Verdeutschung des neuen Testaments anwendete. Doch dauerte sie nur 10 Monate. Auf die Nachricht von Karlstadts Bilderstürmereien (s. d. Art. Karlstadt) hielt ihn nichts mehr zurück und trotz der neuen Achtserklärung, welche der Kaiser zu Nürnberg wider ihn

erließ, und selbst auf die Gefahr der Ungnade des Churfürsten, eilte er, mitten durch das Land des schrecklich gegen ihn erzürnten Herzogs Georg von Sachsen, nach Wittenberg. Der Brief, in dem er sich wegen dieser Entweichung bei dem Churfürsten Friedrich rechtfertigt, ist eben so, als sein Betragen auf dem Reichstage zu Worms ein Beweis seines unerschrockenen Muthes und seiner Seelengröße *). So zuversichtlich und kühn durfte nur Luther zu seinem Fürsten sprechen, denn schon hatte er ein Ansehn in der Welt, welches das fürstliche überwog. Muster von Mäßigung, Lehrweisheit und Volksberedsamkeit sind die Predigten, mit denen er gleich nach seiner Rückkehr im März 1522 acht Tage nach einander fortfuhr und den Aufstand der wüthenden Neuerer in Wittenberg stillte. Sie zeigen, wie sehr diejenigen irren, die in Luthern nur den ungestümen, plumpen Eiferer sehen und die Behutsamkeit seines Verfahrens bei der Kirchenreform, seine feine Menschenkenntniß und seine Sanftmuth gegen Irrende, die es nur sonst mit der Wahrheit gut meinten, nicht bemerken wollen. Diese Mäßigung verließ ihn freilich, wo er bösen Willen und eine unlautere Gesinnung sich ihm entgegen stellen, oder die evangelische Wahrheit in Gefahr sah. Daher seine harte, beißende Antwort auf die kleinliche Schmähschrift des Königs Heinrich VIII. von England, und die Erbitterung in seinen Streitigkeiten mit Karlstadt und Erasmus. Den Letztern hielt er, nicht ohne allen Grund, für etwas irdisch gesinnt und lau gegen die gute Sache: in Karlstadts Angriffen auf seine Abendmahlslehre glaubte er aber offenbare Abtrünnigkeit und ehrgeizige Eifersucht zu erkennen. Unter diesen Kämpfen und Anfechtungen war sein Entschluß, auf eine völlige Reformation der Kirche, welche die Nation laut verlangte, hinzuarbeiten, zur Reife gediehen. Seines Berufs zum Reformator sich deutlich bewußt, schritt er nun mit Nachdruck zur Ausführung des Werkes. Zuerst fing er 1523 in Wittenberg an, die Liturgie abzuändern und von leeren Ceremonien zu reinigen, und gab, da er selbst 1524 die Mönchskutte ablegte, das Signal zur Aufhebung der Klöster und zur bessern Ver-

*) Luther schrieb dem Churfürsten damals: „Ich kehre nach Wittenberg zurück in gar viel einen höheren Schutz, als ein Churfürst von Sachsen mir geben kann. Ich hab's auch nicht in dem Sinn, Ew. Churf. Gnaden Schutz zu begehren. Ja wenn ich wüßte, daß Ew. Churf. Gn. mich könnte und wollte schützen, so wollte ich erst nicht kommen. Dieser Sache soll, noch kann kein Schwert rathen oder helfen, Gott muß hier allein regieren ohne alles menschliche Sorgen und Zuthun. Darum wer hier Gott traut, der ist sich selbst und andern Schutz. Da ich Ew. Churf. Gn. noch viel zu schwachgläubig spüre, so kann ich Ew. Churf. Gn. nicht für den Mann ansehn, der mich schutzen oder retten könnte. — Ew. Churf. Gn. wissen nur und zweifeln nicht daran, daß im Himmel ganz anders, als zu Nürnberg über diese Sache beschlossen ist. — In Leipzig wollte ich hineinreiten, wenns gleich neun Tage eitel Herzog George regnete und ein jeglicher wäre neunfach wüthender, denn dieser ist. Es ist ein andrer Mann, denn Herzog Georg, mit dem ich handle, der kennet mich fast wohl und ich kenn ihn nicht übel. — Wenn Ew. Churf. Gn. glaubte, so würde sie Gottes Herrlichkeit sehen, weil sie aber nicht glaubt, hat sie auch noch nichts gesehen."

endung der Kirchengüter. Er nahm eine Nonne, welche das Kloster erlassen hatte, Catharinen von Bora, 1525 zum Weibe; ein Schritt, den der 42jährige Mann erst nach schwerem Kampfe mit unzähligen Bedenklichkeiten, aber gewiß eben sowohl aus Grundsatz, als aus Neigung that. Denn ganz sollten die Lehrer des Evangeliums der Menschheit wiedergegeben, und die Rechte der Natur und Wahrheit wo möglich in allen Verhältnissen wieder hergestellt werden. Doch nur auf dem Wege der Ordnung wollte Luther die neue Form des kirchlichen Wesens eingeführt wissen. Während er den Reichsstädten und fremden Fürsten dabei mit Rath und That zur Hand ging, erklärte er sich auf das Nachdrücklichste gegen die Unordnungen der aufrührerischen Bauern und Wiedertäufer, und seine Feinde haben ihm mit dem Verdachte der Anstiftung dieser gefährlichen Meutereien und Ausbrüche des Fanatismus um so größeres Unrecht gethan, je mehr einem gesunden, nüchternen Verstande alle Schwärmerei und Uebertreibung lebenslang fremd und zuwider war. Mit der Ruhe eines festen und bedachtsamen Mannes, der wohl weiß, was er will, gab er daher von 1526 bis 1529 unter Autorität des Churfürsten, mit Hülfe Melanchthons und anderer Freunde der Kirche in Sachsen, eine neue, der Lehre des Evangeliums entsprechende Ordnung, und vom höchsten Gewichte war das Verdienst, das er sich durch die Abfassung des großen und kleinen Katechismus um den Schulunterricht erwarb. Nur mit Schmerz kann man dagegen der Intoleranz und Härte gedenken, die Luther um dieselbe Zeit und noch weiter hinaus sich gegen die schweizerischen Reformatoren, wegen ihrer abweichenden Ansicht in der Abendmahlslehre, zu Schulden kommen ließ (s. d. Art. Sacrament). Es ist unstreitig, daß er dadurch eine Hauptursache jener Scheidung wurde, welche die Reformirten und evangelisch Lutherischen von einander trennt; aber dabei läßt sich auch nicht leugnen, daß er ohne diese Unbiegsamkeit in Sachen des Glaubens schwerlich ein Werk vollbracht haben würde, zu dessen Vereitlung List und Gewalt unaufhörlich geschäftig war. Die seit dem öffentlichen Vortrage der Confession der Protestanten, auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 (s. Reformation), immer weiter fortschreitende Ausbreitung und Befestigung der Reformation benahm nun zwar den päpstlichen und kaiserlichen Edicten gegen Luthern alle Kraft; aber desto mehr mußte er gegen die Versuche der schlauen Papisten, ihm durch Unterhandlungen etwas von der gewonnenen Wahrheit abzudingen, auf seiner Hut sein, und es bedurfte gerade dieses, nicht selten an Trotz und Starrsinn grenzenden Festhaltens derselben, um den Sieg zu behaupten. Ganz consequent schrieb daher Luther in diesem Geiste 1537 die schmalkaldischen Artikel, gab den brandenburgischen und anhältischen Gesandten, die 1541 vom Reichstage zu Regensburg an ihn geschickt wurden, um ihn zur Nachgiebigkeit gegen die Catholischen zu stimmen, eine abschlägige Antwort, und verweigerte 1545 die Theilnahme seiner Partei am Concilium zu Trident. Die Schärfe und Heftigkeit des Tones, in dem er seinen Glauben verfocht, schmälert keineswegs das Verdienst seiner Beharrlichkeit; und beweisen auch die Persönlichkeiten, die er sich bisweilen gegen seine Gegner erlaubte, daß er sich nicht ungeahndet beleidigen ließ; so darf man doch nur an die herrschende Denk- und Sprechart seines Zeitalters, an die Natur seines Unternehmens, das ohne Kampf und Streit gar nicht von Statten gehen konnte, an die Einflüsterungen der Zuträger und Aufhetzer, von denen er, wie jeder große Mann, umgeben war, an die Kränklichkeit,

die ihn nicht selten verstimmte, und an seine lebhafte, Alles leicht ins Ungeheure treibende Phantasie denken, um die Rauhheit seiner Aeußerungen verzeihlich zu finden. Eben so erklären sich die Schreckbilder teuflischer Anfechtungen, die ihn oft mehr beunruhigten, als mit seinem gesunden Verstande verträglich schien; denn der Teufel war in jenem Zeitalter eine wirkliche Person, ein immer geschäftiges, böses Princip, und wer sich der Sache Gottes widmete, mußte den Angriffen des Teufels nothwendig überall begegnen. Genug, daß Luther die Kraft hatte, es mit dem Teufel aufzunehmen: „Ich bin dazu geboren," sagte er selbst, „daß ich mit Rotten und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen, darum meiner Bücher viele stürmisch und kriegerisch sind. Ich muß die Klötze und Steine ausrotten, Dornen und Hecken weghauen, Pfützen ausfüllen, Bahn machen und zurichten; aber Philippus (Melanchthon) fährt säuberlich und still daher, bauet und pflanzet, säet und begeußt mit Lust, nachdem ihm Gott seine Gaben reichlich gegeben hat. Soll ich aber einen Fehl haben, so ist es mir lieber, daß ich zu hart rede und die Wahrheit zu heftig herausstoße, denn daß ich irgend einmal heuchelte und die Wahrheit inne behielte." Mit Recht konnte er sich dies rühmliche Zeugniß geben; daß er ohne Falsch und überall ehrlich zu Werke gehe, mußten ihm auch seine Feinde zugestehen. Bei keinem Manne war der Grundcharakter des deutschen Gemüths, Geradheit, Treue und Redlichkeit, herrlicher entwickelt und offner dargelegt. Er scheute sich eben so wenig, seine Schwächen zu gestehen, als Fehler Anderer zu züchtigen, und neben diesen Schwächen, mit welchen milden, liebenswürdigen Eigenschaften war die überlegene Kraft und Größe seines Geistes vereinigt! Man erstaunt über die unermüdete Thätigkeit, mit der er nach allen Seiten hinwirkte; — das Werk der Bibelübersetzung, schwer und weit umfassend genug, um ein ganzes Leben zu beschäftigen, brachte er von 1521 bis 1534 völlig zu Stande, und schon darum würde sein Name der Nation unsterblich sein; dabei aber kam er durch die Menge seiner Abhandlungen über die wichtigsten Gegenstände des Glaubens den fruchtbarsten Schriftstellern aller Zeiten gleich, und übertraf an Geist und Gehalt die meisten; seit 1512 predigte er in jeder Woche mehrere Male, ja in gewissen Perioden täglich, verwaltete das geistliche Amt im Beichtstuhle und Altare, führte eine ausgebreitete lateinische und deutsche Correspondenz über Gegenstände aller Art mit Großen, Gelehrten und Freunden, und mitten in diesem Drange von Arbeiten, die ihm täglich noch einige Stunden zu Gebet und Selbstbetrachtung Zeit lassen mußten, war er für jeden Besuchenden zugänglich, half er mit Rath und That, wo es Noth war, bekümmerte sich um jeden Armen, der ihn ansprach, und gab sich mit der ganzen Seele den Freuden der Geselligkeit hin, wo man ihn immer jovialisch, voll von Einfällen (sie sind in seinen Tischreden aufbehalten), körnig und geistreich in seiner Unterhaltung, und mäßig in seinen Genüssen fand. Dabei blieb er auch der Kunst nicht fremd; seine trefflichen Kirchenlieder sind bekannt, wie seine entschiedene Vorliebe für die Musik, in welcher er, so oft es nur möglich war, durch Singen und Spielen auf der Flöte und Laute seine Erholung suchte. Nur eine seltene Geistes- und Körperkraft konnte dem Allen gewachsen sein; bei einer minder starken Natur wäre ein so thatenreiches, mühe- und wechselvolles Leben frühzeitig zum Ende geeilt. Zwar hatte Luther schon seit 1531 mit harten körperlichen Leiden (Steinschmerz und Schwindel) zu kämpfen, und war in mehrern Krankheiten dem Tode

he, doch erhielt ihn Gott bis ins 63ste Jahr. Kurz vor der letzten eise nach Eisleben, wohin ihn die Grafen von Mansfeld zur Schlich- ng einer Streitigkeit riefen, schilderte er seinen Zustand in einem riefe: „Ich alter, abgelebter, fauler, müder, kalter und nun auch näugiger Mann hoffte doch nun ein wenig Ruhe zu haben; so werde ch aber dermaßen überhäuft mit Schreiben, Reden, Thun und Han- ln, als ob ich nie etwas gehandelt, geschrieben, geredt oder gethan ätte. Ich bin der Welt satt und die Welt meiner, wir sind also icht zu scheiden, wie ein Gast, der die Herberg quittirt. Darum bätte ch um ein gnädiges Stündlein und begehre des Wesens nicht mehr." So hatte er im Januar 1546 geschrieben; den 18. Febr. starb er zu isleben und wurde in der Schloßkirche zu Wittenberg begraben. eine zärtlich geliebte Frau (st. zu Torgau 1552) hinterließ er mit Kindern (2 waren früher gestorben) in geringen Umständen, und mit Martin Gottlob Luther, der 1759 als Rechtsconsulent in Dres- n starb, erlosch seine männliche Nachkommenschaft. Sein Name aber nn nicht verlöschen, so lange das Evangelium auf Erden gilt und e Wahrheit noch Freunde hat. Wider seinen Willen wird seine Par- i nach ihm die Lutherische genannt, wider seinen Willen hat sie e Kriege geführt, die gleich nach seinem Tode ausbrachen, und Deutsch- nd schrecklich verwüsteten. Luther rieth, so lange er lebte, zum rieden und erhielt ihn; er achtete es für Frevel, mit menschlicher ewalt verfechten und durchsetzen zu wollen, was Gottes Sache ist, nd wirklich hat durch 30 Jahre des Werdens und Wachsens der Re- rmation sein unerschütterlicher Glaube mehr dafür gethan, als alle riege und alle Tractate nach ihm. Die Umsichtigkeit einiger prag- atischen Geschichtschreiber ist bemüht gewesen, eine Menge von äußern mständen aufzuzählen, welche die Reformation herbeigeführt haben ürden, auch wenn kein Luther erschienen wäre. Wir halten uns an as, was wirklich geschehen ist, und finden die Grundbewegkraft des rößten aller deutschen Werke in dem Charakter, den Cramer in sei- er Ode „Luther" also zeichnet:

Nie hat er geheuchelt;
Mit Glauben seine freie Brust gestählt,
Hat keinem Fürsten je um Schutz geschmeichelt,
Daß er ein Mensch war, nie verhehlt,
War Vater, Mann und Freund und Unterthan,
Der Armen Tröster, ging die hohe Bahn
Des himmlischen Gebots mit festem Schritte,
Blieb arm und seine Lust war Gott,
Sein Glück hier, trotz des Wahnes Spott,
Ein keusches Weib und eine Hütte.

Vergl. d. Art. Reformation. E.

Lüttich (franz. Liège, holländ. Luyk), war ehemals ein Bis- thum im westphälischen Kreise, wurde 1794 von den Franzosen besetzt, im Frieden zu Lüneville ihnen förmlich abgetreten, und zum Departe- ment der Ourthe gezogen. Durch den Beschluß des wiener Congresses und einen besondern Tractat vom 23. März 1815 wurde dieses Land als ein souveränes Fürstenthum dem Könige der Niederlande überlassen, und bildet jetzt (nachdem jedoch einige Theile des vormali- gen Hochstiftes Lüttich zu den Provinzen Hennegau, Limburg und Na- mur gekommen, und dafür von Limburg, Luxemburg und Namur einige andere dazu geschlagen worden sind) eine Provinz des Königreichs der Niederlande, welche an Limburg, die preußische Provinz Niederrhein,

Luxemburg, Frankreich, Namur und Südbrabant grenzt, 102 Quadratmeilen mit 354,000 Einwohnern enthält. Außer der Maas, an deren beiden Seiten sie liegt, wird sie vorzüglich von der Durthe durchflossen. Der Boden dieser Provinz ist im südlichen und östlichen Theile, wohin sich eine Fortsetzung der Ardennen zieht, waldig, felsig und hügelig, im westlichen Theile eine fruchtbare Ebene mit gutem Getreideland. Getreide wird nicht hinreichend für den Bedarf des Landes gezogen und muß durch den Kartoffelbau ersetzt werden. Die Rindvieh- und Schafzucht ist sehr ausgebreitet. Bekannt sind die limburger Käse, welche diese Provinz liefert. Das Steinreich gibt sehr viele Steinkohlen, Galmei, Alaun, Eisen, Kalk, Bau- Wetz- und Flintensteine und guten Marmor, und zu Spaa ist ein berühmtes Mineralwasser. In einem großen Theile ist die Industrie sehr wichtig, besonders die Tuch- und Eisenfabriken; die lütticher Gewehre und Verviers-tücher werden weit und breit ausgeführt. — Lüttich, die Hauptstadt, liegt in einem Thale an der Maas, welche hier die Durthe aufnimmt, zwischen zwei Bergen, und war sonst fest und mit einer Citadelle versehen. Die Stadt ist groß, aber nicht hübsch, und die Straßen sind meistens enge und finster, nur die Gestade längs des Flusses sind schön. Die Maas theilt die Stadt in die alte oder obere und in die neue oder untere; auch gehören zehn Vorstädte zu Lüttich. Ueber die Maas führen siebenzehn Brücken, unter welchen sich die Brücke des Arches durch ihre eisernen Geländer auszeichnet. Die Stadt enthält 245 Gassen, 40 Kirchen, 8000 Häuser und etwa 60,000 Einw., größtentheils Wallonen, die ein verdorbenes Französisch reden. Außer den Tuch- und Wollenzeugfabriken, sind vorzüglich die hiesigen Gewehrfabriken bemerkenswerth, welche Stücke von einer Krone bis zu 500 Louisd'or verfertigen. Auch gibt es hier eine große Stückgießerei und Bohrerei, Gerbereien, Leimsiedereien, Cichorienfabriken, eine Feilen- und Ambosfabrik, und man verfertigt viele Nägel. Zwölf Schwarzblechmühlen in der umliegenden Gegend bereiten jährlich 90 bis 100,000 Ctr. Blech. In der Nähe sind große Steinkohlenbrüche, die sich mehrere tausend Fuß unter der Erde fort erstrecken, und jährlich gegen 4 Millionen (nach Villefosse fast 9 Millionen) Ctr. Steinkohlen liefern. Auch der Handel Lüttichs mit diesen Fabrikaten und Producten, so wie der Speditionshandel ist ansehnlich; daher ist auch hier eine Börse und ein Handelsgericht. Eine Universität ward 1817. eröffnet, mit ihr sind mehrere gute Anstalten verbunden.

Lützen, eine kleine Stadt mit 1000 Einwohnern im preußischen Herzogthum Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, berühmt durch zwei große Schlachten, welche, die eine im dreißigjährigen Kriege, die andere im Befreiungskriege gegen Napoleon, in seiner Nähe geliefert wurden, und von welchen die folgenden Skizzen hier gnügen werden.

Gustav Adolph hatte im J. 1632 vor der Veste Ingolstadt die Kunde vernommen, daß Wallenstein in Sachsen eingebrochen sei und dort alles mit Feuer und Schwert verwüste. Dem Beistande seines bedrängten Bundesgenossen opferte der edle Held jeden Vortheil, und brach unverzüglich aus Baiern mit 27,000 Mann, worunter über 10,000 Reiter waren, auf zur Hülfe von Johann Georg, dessen Abfall er fürchten mußte, wenn nicht bald der wilde Wallenstein gebändigt würde. In Erfurt nahm Gustav Abschied von seiner Gemahlin, rührender als je vorher, denn ein schauerliches Vorgefühl sagte ihm, daß es der letzte sei. Der Marsch ging nun rasch fort bis Torgau; Sachsens Volk nahm den frommen König gleich einem

rettenden Gottheit mit hohem Jubel auf. Als er nun während des Marsches nach Pegau durch ein aufgefangenes Schreiben erfuhr, daß Pappenheim mit seinem Haufen nach Halle abgesandt sei, faßte er den Entschluß, weder die sächsischen Hülfsvölker abzuwarten, noch Leipzig anzugreifen, sondern geraden Weges auf Wallenstein loszuziehen. Sobald aber dieser des Königs Anzug erfuhr, gaben drei Kanonenschüsse seinen Regimentern das Zeichen, zusammenzurücken, und Eilboten gingen ab an Pappenheim, unverzüglich von Halle zurückzukommen. Am 5. Nov. ordnete Wallenstein sein Heer zur Schlacht zwischen Lützen und den Floßgraben, so daß der rechte Flügel sich an die Stadt lehnte, der linke bis an den Graben sich ausdehnte. Der linke Abzugsgraben der vorliegenden großen Straße war vertieft, die Erde nach der Feldseite aufgeworfen; dahinter standen 2 Linien Füsiere und 1 Linie Kroaten, die von ihren Pferden über die beiden obersten Linien wegschießen, dem Feinde also ein dreifaches Feuer entgegen sprühen sollten. Hinter der Straße war das Heer aufgestellt; vor der Fronte eine Batterie von 7 Karthaunen; auf beiden Flügeln hielt die Reiterei, im Mittelpunkt das Fußvolk in 4 große Vierecke gebildet; auch hatte der rechte Reiterflügel ein fünftes Viereck in seiner Mitte. Auf einer Anhöhe nahe vor Lützen waren 14 Feuerschlünde aufgefahren und hinter den Wellerwänden um die Gärten Musketiere gestellt; aber den linken Flügel am Floßgraben, wo Pappenheim einrücken sollte, deckte kein Geschütz. Auf diesem Flügel schloß Forgatsch, auf den rechten Isolani mit Kroaten die Schlachtlinie. So standen die Kaiserlichen gegen 40,000 Mann stark; Gallas und Kronenberg befehligten den rechten, Holk den linken Flügel, Schafgotsch und Schaumburg die Mitte, Rhinach und Desurt aber die Reserve. Das Geschütz befehligte der Marchese de Grana; Wallenstein selbst übernahm die Leitung des Ganzen. — Tausend Schritte gegenüber war das schwedische Heer in Schlachtordnung aufmarschirt mit zwei Treffen. Der linke Flügel reichte bis Lützen, der rechte über den Floßgraben hinaus, vor der Fronte zog sich die große leipziger Straße hin, im Rücken krümmte sich der Floßgraben ums Heer. Auf den Flügeln hielt die Reiterei in 2 Treffen; in der Mitte mit 8 Schlachthaufen das Fußvolk, gleichfalls in 2 Treffen getheilt. Zwischen den Reiter-Geschwadern hatte Gustav wieder Abtheilungen von Fußvolk zu 200 bis 400 Mann gestellt; doch gewarnt durch die leipziger Schlacht, denselben Feldstücke beigegeben, um sich kräftiger gegen die einbrechenden Reiter vertheidigen zu können. Das Geschütz der Schweden bestand aus 100 Feuerschlünden, davon waren 26 der schwersten in 3 Batterien vor dem linken Flügel aufgestellt, außerdem vor jedem Flügel noch 20 kleinere und 5 vor jedem Schlachthaufen des Fußvolks. Der König selbst führte den rechten, Herzog Bernhard den linken Flügel, die Mitte aber Kniphausen. Unter dem Könige und dem Herzoge Bernhard befehligte Fürst Ernst von Anhalt auf den Flanken. — Der 6. November brach an und ein dichter Nebel verfinsterte die ganze Gegend. Schon kämpften wie Nachtgeister einzelne Reiter-Geschwader in der Finsterniß, als das schwedische Heer, den frommen König in der Mitte, auf die Knie sank und mit feierlicher Andacht unter Pauken- und Trompetenschall Luthers hohes Lied: eine feste Burg ist unser Gott ꝛc. anstimmte. Dann ritt der König ernster, als sonst, durch die Reihen und ermahnte zur Tapferkeit. Erst um 10 Uhr verlor sich der Nebel, die Sonne beleuchtete die weite Ebene, und die Heere standen schlagfertig einander im Gesicht. Eine

halbe Stunde nachher gab Gustav das Zeichen zum Angriff. Da brechen die Schweden gegen den von den Kaiserlichen besetzten Graben der Landstraße ein; aber ein mörderisches Musketen- und Geschützfeuer streckte die Anstürmenden reihenweise zu Boden. Das schwedische Fußvolk wich, aber Gustav sprang vom Pferde, riß einem Soldaten die Pike aus der Hand, stellte sich an die Spitze der Weichenden und rief laut: Schweden, wo ist euer Muth? Vorwärts, vorwärts! Er schreitet voran, ein mörderischer Kampf beginnt aufs neue, und die Schweden dringen bis an des Grabens Rand. Man ficht nun Mann gegen Mann in wildem Handgemenge, da bricht Oberst Winkel mit dem blauen Regimente vor, setzt unter Siegesgeschrei über beide Graben und ihm folgt das schwedische Leibregiment im hastigem Laufe. Bald sind die Kanonen erobert, umgedrehet und auf die kaiserlichen Vierecke gerichtet. Das erste und zweite wird zersprengt, aber das dritte hält noch Stand. Da stürmt Holk mit seinen Kürassiren her, wirft die Schweden zurück und entreißt ihnen die gewonnenen Vortheile, denn die finnische Reiterei hatte nicht so schnell dem Fußvolke, das nun ungedeckt stand, über die Graben folgen können. Bald kam Wallenstein selbst mit dem wiedergeordneten Fußvolk zurück, eroberte die genommenen Kanonen und trieb die Schweden wild vor sich her bis an des Grabens Rand. Allein in eben diesem Augenblicke war es auch den schwedischen Schwadronen gelungen, über den Graben zu setzen; sie stürzten auf Wallensteins Reiter, warfen die vordersten auf die hintersten zurück, verbreiteten Schrecken und Verwirrung über den ganzen linken Flügel des kaiserl. Heeres, eroberten die Geschütze wieder und der Sieg scheint hier für die Schweden entschieden. — Doch weniger günstig standen die Sachen auf dem linken schwedischen Flügel, welcher von der großen kaiserlichen Batterie auf dem Windmühlenberge so heftig beschossen wurde, daß er zu wanken und in Unordnung zu weichen begann. Dies ersehend, übergibt Gustav die Führung seines rechten siegenden Flügels dem Feldmarschall Kniphausen und befiehlt ihm, rasch den weichenden Feind zu verfolgen; er selbst eilt an der Spitze des finnländischen Regiments den Bedrängten zu Hülfe. Der König verschwindet und schon hat Herzog Bernhard auf den rechten Flügel eine so geschickte Schwenkung gemacht, daß er mit einigen Regimentern seinem Gegner Gallas in die Flanke fallen kann, wodurch dort, da im wildem Grimme kein Theil weichen will, ein gräßliches Gemetzel entsteht. Wehe! da rennt wiehernd des Königs Roß ohne seinen edlen Reiter durch die Reihen der Schweden, der Sattel ist mit Blut bedeckt, in den Halftern stecken noch die abgeschossenen Pistolen. Bernhard ahnet das entsetzliche Unglück und sendet straks 100 Reiter aus, den König zu suchen, indessen verkündete er laut die Nachricht von dessen Gefangenschaft. Nun kämpfen die Schweden wie wüthende Löwen, sie stürzen Alles vor sich nieder, erobern die feindliche Batterie bei den Windmühlen, drehen das Geschütz gegen den Feind und treiben ihn hier vor sich her, während das zweite schwedische Treffen die ins Gepäck gefallenen Kroaten wüthend vor sich her jagt, und Kniphausen dann mit den frischen Regimentern, Weimar, Burlacher und Goldstein, gleichfalls über den Graben zur Verfolgung der Flüchtigen setzt. — Der Sieg ist entschieden, aber siehe! da erscheint Pappenheim mit 8 frischen Reiter-Regimentern von Halle her auf dem Kampfplatze, und eine neue Schlacht beginnt. Pappenheim sprengt ein auf die tapfern Gelbröcke, stürmt sie nieder und nimmt das zum zweiten Male er-

berte Geschütz; dann treibt er die Zersprengten über den Graben, nd ist daran sie zu umzingeln, als Kniphausens zweites Treffen ihm ntgegenkommt. Auch darauf will er los, aber eine Falkonetkugel rifft seine Hüfte, geendigt ist die Siegesbahn; ein Trompeter er= reift des Rosses Zügel und führt den widerstrebenden Feldherrn im aschen Laufe aus dem Getümmel. Nun wollen die entmutheten Rei= er nicht mehr vorwärts, sie gerathen in Unordnung und werden nur urch den dichten einfallenden Abendnebel von gänzlichen Untergange erettet. Piccolomini benutzt den glücklichen Zufall, ordnet sich noch inmal, und haut auf die Blauen ein; diese erfahren das Schicksal er Gelben, aber ihr Widerstand ist fürchterlich. Piccolomini selbst rhält 6 Schüsse, sein Oberstlieutenant, sein Major und alle seine littmeister werden verwundet, die Reiter müssen zurück; denn eben s der Abend schon dunkelt, wagt Herzog Bernhard noch einen An= riff, bringt über den Graben, erobert zum dritten Male die Batterie nd jagt die Kaiserlichen in wilder Flucht vor sich her. Wallenstein ucht, wüthet und befiehlt Rhinach, mit der Reserve vorzurücken, ber dieser, bereits von Pappenheims Schicksal unterrichtet, zaudert, nd nun wird die Verwirrung allgemein. Umsonst verschwendet der ewaltige Wallenstein Flüche, Drohungen und Versprechungen, er ann seine Schaaren nicht wieder zum Stehen bringen. Unter Angst= eschrei: der Pappenheim ist todt, die Schlacht ist verloren, die Schwe= en kommen über uns! rennen sie in wilder Hast davon. Nur Picco= ominis Muth, der jetzt das fünfte Pferd besteigt und mit einigen ümmerlich gesammelten Schwadronen gegen die Schweden noch ein= nal ansprengt, rettet Wallenstein und Gallas von der Gefangen= chaft. Sie verlassen im tiefen Dunkel der eingebrochenen Nacht den Wahlplatz, nnd um Mitternacht gelangt Wallenstein mit nur 80 Rei= ern nach Leipzig in Sicherheit. Bernhard behauptet während der Nacht das Schlachtfeld, sammelt die zerstreuten Regimenter und treibt m Morgen die Kroaten, welche kommen, um das Gepäck zu retten, urück; die Beute blieb bei den Siegern. Neun Stunden hatte die nerkwürdige Schlacht gedauert, sie kostete beiden Theilen an 9000 Todte. Die größten Schlachtopfer des blutigen Tages waren Gustav dolph und Pappenheim. Den erstern fanden Bernhards ausgesandte Kundschafter unweit dem bekannten großen Steine an der Landstraße nter einem Haufen von Todten ganz entkleidet und von den Hufen er Pferde fast bis zur Unkenntlichkeit zertreten. Dunkel und unge= biß sind die nähern Umstände seines Todes, doch wahrscheinlich ists, aß schwarze Verrätherei und Rache seinem edeln Leben ein Ende mach= en. — Pappenheim starb bald nachher an seinen in der Schlacht em= fangenen Wunden. Folge der Schlacht war, daß Wallenstein nach Böhmen entwich, der tapfere Bernhard aber noch vor des Jahres lusgang ganz Sachsen von den Feinden befreien konnte. — Also en= ete die Schlacht bei Lützen am 6. Nov. des Jahrs 1632.

Ihr Gegenbild ist die Schlacht vom 2. Mai des Jahrs 1813. Die russisch=preußische Armee hatte sich näher vereinigt, als Bona= arte in den letzten Tagen des Aprils ein Heer von 130 — 150,000 Mann gegen sie herbei führte; sie mußte sich zu einer Hauptschlacht ntschließen, wenn sie nicht Sachsen ohne Schwerdtstreich aufgeben ollte. Bonapartes Plan, Leipzig schnell zu erreichen, die Armeen,

Wittgensteins und Blüchers — die er noch getrennt wähnte — von der Elbe abzuschneiden und einzeln zu erdrücken, war leicht zu fassen. Es ward deshalb beschlossen, ihn noch vorher auf dem Marsche in einem Terrain anzugreifen, das die Anwendung der überlegenen Reiterei begünstige; die Armee von Wittgenstein, die am 1. Mai bei Zwenkau, die von Blücher, die an diesem Tage bei Röthа stand, gingen alle am Morgen des 2. vereinigt auf mehrern Punkten über die Elster und den Floßgraben, und standen so zusammen 69,150 Mann stark gegen 11 Uhr in der Ebene gegen Lützen hin in Schlachtordnung, während General Milorадowitsch mit 12,000 Mann in Zeitz blieb, General von Kleist mit 5000 Mann Leipzig deckte. Bonaparte marschirte, während deß in einer großen Colonne mit den Garden, dem 3. und 6. Corps (Ney und Marmont) auf der Lützner Straße gegen Leipzig, das 4. Corps (Bertrand) nur von Posserne, das 11. (Macdonald unter des Vicekönigs von Italien Oberbefehl) von Marktranstädt aus im Anzuge; das 5. Corps (Lauriston) war an der Spitze und griff um 9 Uhr den General Kleist bei Lindenau an, und hat an der Schlacht eben so wenig als das 12. (Oudinot) Theil genommen, welches noch hinter Weißenfels zurück war. — Bonaparte hatte daher, als am Abend alle übrigen Corps versammelt waren, ungefähr 115,000 Mann auf dem Schlachtfelde beisammen. Die Dörfer Groß- und Klein-Görschen waren noch nicht von der zum 3. Corps gehörenden Division Souham verlassen, als das verbündete Kriegsheer in zwei Treffen zwischen Werben und Domsen aufmarschirte, sie 11 1/2 Uhr sehr überraschend angriff; sie wurden im ersten Anlauf genommen, bald darauf auch Rahno und Kaja, während das Hauptcorps, die zum Angriff vorgeschickten Truppen unterstützend, links ziehend vorwärts rückte; indessen bereiteten nun auch die Feinde ernsthaften Widerstand und suchten nach erhaltener Verstärkung die verlornen Orte wieder zu gewinnen. — In dem von Gräben und Hecken durchschnittenen Terrain zwischen den genannten 4 Dörfern entspann sich das blutigste, langwierigste Gefecht, denn Bonaparte hatte, bald nach den ersten Kanonenschüssen die Absicht der Feinde errathend, seine Armee umwenden und sich zwischen den Dörfern und Lützen in Schlachtordnung stellen lassen, von wo er die bedrohten Punkte fortwährend durch neue Truppen unterstützte und so nach und nach das ganze Nersche Corps und einen Theil des Marmontschen ins Gefecht brachte. In mehrfachen Angriffen versuchten die Alliirten sich auf dem Kamme einer gegen Lützen hin sanft abfallenden Höhe, die sich von Starsiedel hinter Rahno hinzieht, festzusetzen. Es gelang ihnen auch bisweilen momentan, allein sie wurden immer wieder durch frische Truppen von diesem entscheidenden Terrain-Abschnitte verdrängt, während auf ihrer Seite schon beinahe die gesammte Infanterie im Gefecht war. Es hatte eine preußische Batterie, rasch auf Flintenschußweite herangefahren, die hier stehenden feindlichen Bataillone erschüttert, die Infanterie sie darauf geworfen, und es etabliren sich (5 Uhr) bereits geschlossene Haufen auf diesem Punkte, der Feind brachte aber gleich wieder so viel frische Truppen ins Gefecht, daß ihn die geschwächten und ermatteten Preußen, denen keine Unterstützung folgte, nach dem tapfersten Widerstande wieder räumen mußten. So war hier (der linke Flügel gen Starsiedel hin war nur durch eine lebhafte Kanonade beschäftigt) unter unentschiedenem aber höchst mörderischem Gefecht der Abend hereingebrochen, als die russische Division des Prinzen von

Würtemberg, zur Umgehung des linken Franzosen-Flügels bestimmt, als das eben bei Eisdorf angekommene II. Corps unter dem Vizekönig stieß (7 Uhr). Sie mußte sich vor der Uebermacht zurückziehen, und dieses Corps bestritt nun den preußischen rechten Flügel mit großer Wirkung. Ungefähr um diese Zeit machte auch Bonaparte mit 80 Geschützen und einer großen Truppenmasse (vergl. Odeleben) einen Hauptangriff im Centrum, der das Geschick des Tages in so weit entschied, daß die von den Verbündeten eroberten Dörfer von ihnen wieder verlassen werden mußten, so daß am späten Abend Groß-Görschen nur von einigen preußischen Jägern besetzt blieb, die Armee aber in die Stellung, die sie vor der Schlacht hatte, zurückging. Noch wurden in der Dunkelheit 9 Escadrons preußische Cavallerie vom linken Flügel vorgeschickt, um vielleicht durch die Gewalt eines unvorhergesehenen Anfalls etwas zu bewirken. Sie geriethen aber in einen Hohlweg, stießen dann auf feindliche Infanterie, die sie geschlossen empfing, und gingen nicht ohne Verlust wieder zurück. Dies sind die allgemeinen Umrisse einer Schlacht, deren detaillirte Schilderung ohne große Weitläuftigkeit nicht möglich ist. — Wenn die Verbündeten beim Beginn derselben die Idee hatten, den französischen rechten Flügel zu umgehen und von Weißenfels abzuschneiden, so ward dies doch, da sie in der Front zu starken Widerstand fanden, bald unausführbar, ihre Ueberlegenheit an Cavallerie nutzte ihnen bei diesem Kampfe wenig, dagegen ward die große Ueberlegenheit des Feindes an Infanterie desto drückender empfunden. Die Alliirten, die 5 Kanonen erobert und 800 Gefangene gemacht hatten, zählten 10,000 Todte und Verwundete, unter den letztern die Generale Blücher, Scharnhorst, Hünerbein (der Prinz von Hessen-Homburg war geblieben); die Franzosen zählten 15,000 Todte oder Blessirte, darunter die Generale Gourée, Gerard, Brennier, Chemineau, Gilot; jene zogen sich am folgenden Morgen gegen Borna und Frohburg zurück, es waren von ihnen nur einige Schwerverwundete, die hinter Groß-Görschen liegen blieben, dem Feinde in die Hände gefallen. Auf einem Hügel ohnweit Groß-Görschen — von welchem Dorfe die Verbündeten die Schlacht benennen — hat der König den gefallenen Kriegern ein Denkmahl aus Gußeisen, ähnlich den auf einigen andern Schlachtfeldern aufgestellten, errichten lassen, das am 2. Mai 1817 eingeweiht ward.

Lützow und die Lützowsche Freischar. — Wir erwähnen dieser Erscheinung in dem großen Befreiungskriege von 1813 und 1814, da die Idee dazu herrlich war, wenn gleich die Ausführung durch Schuld und Zufall verunglückte. — Der Tugendbund vereinigte während der Zeit der Bedrückung würdige und feste deutsche Männer, welche durch Bildung und Belehrung der Jugend für eine bessere Zukunft arbeiteten. Diese sandten, sobald die erste Kunde von der Vernichtung der französischen Heeresmacht in Rußland erscholl, Botschafter durchs Land, besonders nach den Universitäten, wo der schlummernde Funke in den jugendlichen Gemüthern sich schnell entzündete. Der Major von Lützow, ein tapferer, unternehmender, versuchter Krieger, von dem Könige von Preußen dazu bevollmächtigt, rief die Jünglinge zu einem Freicorps nach Schlesien. Zwar sagte er sich los von dem geheimen Rathe größerer Unternehmungen, aber er wollte als erster Führer dastehen, wo es galt, in die feindlichen Reihen mit dem Schwerte zu schlagen. Für innere Kriegszucht, Ordnung und Mechanik sorgten der Major von Petersdorf und Hauptmann von Helmen-

streit. Schnell sammelte sich die Schar; die Begüterten brachten Kleid und Waffen mit, die Unbegüterten wurden durch die reichlichen Beiträge vaterländischer Freunde unterstützt. Eingesegnet in der Kirche zu Rochau zog die Schar schon im Anfange Aprils in Sachsen ein, mit der Bestimmung, im Rücken des Feindes den kleinen Krieg zu führen, Volksaufstand in Thüringen, Hessen und Westphalen zu erregen, und so den Franzosen in Deutschland eben so verderblich zu werden, wie die Guerillas in Spanien. Im thüringer Walde, auf dem Harze, im Spessart hatte man treue Freunde, deren Wort ihre Diener schnell bewaffnet hatte; 4000 Gewehre lagen in Suhl bereit; man unterhielt Verbindungen bis nach Ostfriesland. Was die innere Verfassung betrifft, so bildete die Auswahl drei Jägerabtheilungen und ein Schwader; Oberjäger und Führer wurden gewählt; Keiner konnte eintreten, der nicht als Gemeiner dienen wollte. Die übrigen bildeten drei Fahnen (Bataillons) und vier Schwadern. Unter diese waren aus den Jägerabtheilungen mehrere als Oberjäger und Führer vertheilt. Einer rühmlichen Erwähnung sind werth die Bergknappen von Rothenburg an der Saale, die biedern Altmärker und Mecklenburger, die Sachsen und Baiern, die ihr Vaterland früher erkannten, als es ihre Könige und Landsleute thun konnten, und, wie die Holländer, aus den feindlichen Reihen herübertraten. An heißer Wuth aber übertrafen Alle die Spanier; nur die Tyroler, geführt von Riehl und Ennemoser, einst Hofers und Speckbachers Gefährten, kamen ihnen an glühender Rache gleich. Beim Rückzuge der Heere nach der Lützner Schlacht war ein Theil der Fußjäger des Corps, der in Leipzig gestanden, nach Schlesien zurückgegangen. Dadurch wurden Jahn, Reil und andere Führer von Lützow getrennt, welcher durch den Alles umfassenden Friesen, der später bei Vercul von franz. Bauern getödtet wurde, und den Alles begeisternden Körner (s. d. Art.) noch mehr fortgezogen, mit der Reiterei über die Elbe und Saale ging, während der zurückgebliebene Theil des Fußvolks unter der Führung des Majors von Petersdorf in unruhiger Thatenlosigkeit an der Elbe auf- und abschwärmte. Die Hoffnung, am 7. Juni 1813 vereint mit Woronzow und Czernitscheff Leipzig siegreich zu besetzen, wurde durch den Waffenstillstand vernichtet. Hiermit ging die Freischar ihrer frühern Idee nach unter. Dazu kam das Unglück, daß die Reiterei, während des Waffenstillstandes, durch den berüchtigten Ueberfall von den Franzosen und Würtembergern zu Kitzen bei Leipzig fast ganz aufgerieben wurde. Nach dem Waffenstillstande waren die Lützower jedoch wieder stärker als vorher, versehen mit Reiterei und schwerem Geschütze, beinahe 4000 Mann. Auch jetzt wurde das Corps aus unbekannten Ursachen nicht zweckmäßig verwendet. Es kam unter den Befehl des Generals Wallmoden, der durch die Umstände genöthigt war, mehr beobachtend als handelnd, mehr abwehrend als angreifend zu Werke zu gehen. Der Ruhm der Tapferkeit, öfter noch der kühnen Verwegenheit, wurde den schwarzen Jägern in vielen kleinen Gefechten zu Theil, die an der Elbe und Weser gegen bedeutende Uebermacht geliefert wurden, aber Großes konnte um so weniger ausgeführt werden, als das Corps beständig getrennt war. Erst im Decbr. sammelte es sich wieder in Boitzenburg. Der General v. Bülow rief es jetzt nach Holland. In Celle trafen die Lützower auf die schwedische Armee, und der Kronprinz von Schweden wählte sie zu seinem Vortrabe, eine Auszeichnung, die für den Ruhm, der in Frankreich zu gewinnen war, keinen Ersatz gab. Lützow, kaum genesen von seinen

hwéren Wunden, fühlte die drückende Lage der Seinen vor Hamburg
d Glückstadt; er beurlaubte sich nebst einem Theile der Reiterei, mit
m Versprechen, die übrigen bald zu sich zu rufen. Bei dem Rückzuge
es Blücherschen Heers führte er Aufträge an St. Priest, die ihm
Blücher gab mit Muth und Einsicht aus. Aber besorgt, eine Abthei-
ung preußisches Geschütz zu decken, verweilte er sich und fiel mit sei-
er kleinen Mannschaft den Bauern in die Hände. Er verlor viele
einer Leute und wurde selbst, schwer verwundet, nur durch die seltene
Ehrlichkeit eines französischen Landmanns vom gänzlichen Untergange
errettet. Am Ende des Januars brach der andere Theil des Corps,
nter der Führung des Hauptmanns von Helmenstreit vom baltischen
Meere nach dem Rhein auf. Neue Befehle des Kronprinzen schickten
ie leichte fliegende Schar vor die Festung Jülich, wo sie mit 1300
Mann, so weit war ihre Zahl geschmolzen, drei Wochenlang gegen die
äglichen Ausfälle eines sechsfach stärkern Feindes streiten mußten. In
Laon kamen sie zu spät an, um mit als Sieger in Paris einzuziehen.
— Nach dem Frieden ist dieses Corps zum Theil auseinander gegan-
gen, und zum Theil zu einem regulären Regimente organisirt worden.
Lützow selbst wurde in der Schlacht von Ligny (am 16. Juni
1815) gefangen.

Luxembourg (François-Henri von Montmorency, Herzog
von), Marschall von Frankreich, einer der berühmtesten fran-
zösischen Feldherrn unter Ludwig XIV. Er war der Sohn
des berüchtigten Grafen Boutteville, und ward am 8. Januar 1628
geboren. Dem großen Condé, dessen Schüler er war, und unter wel-
chem er 1643 der Schlacht von Rocroi bewohnte, blieb er in guten
und bösen Schicksalen stets treu. Schon bei der Eroberung der Fran-
che-Comté im J. 1668 zeigte sich das glänzende Genie Luxembourgs,
der hier als Generallieutenant commandirte. In Holland, wo er das
Obercommando führte, eroberte er in dem Kriege von 1672 die hol-
ländischen Festungen und schlug die Armee der Generalstaaten bei Bo-
degrave und Woerden. In diesem Feldzuge hatte er zugleich Gele-
genheit, den berühmten Rückzug zu machen; er ging nämlich mit ei-
ner Armee von 20,000 Mann durch eine feindliche von 70,000, ohne
daß ihm diese etwas anzuhaben vermochte. Er war nachher bei dem
zweiten Feldzuge in der Franche-Comté, befand sich bei der Schlacht
von Senef (den 11. August 1674), und erhielt 1675 den Marschalls-
stab. Nach Turennes Tode befehligte er einen Theil der franz.
Armee, war aber anfangs nicht sehr glücklich, denn er mußte vor sei-
nen Augen Philippsburg nehmen lassen, und sein Versuch, der Stadt
mit einer Armee von 50,000 Mann zu Hülfe zu kommen, war verge-
bens. Glücklicher war er jedoch gegen den Prinzen Wilhelm von
Oranien (1678), von dem er sich unvermuthet überfallen sah, den er
aber mit Erfolg zurückschlug. In dem darauf folgenden Kriege
Frankreichs gegen die verbündeten Mächte (England, Holland, Deutsch-
land und Spanien) gewann Luxembourg drei große Schlachten; die
erste bei Fleurus (den 1. Juli 1690) gegen den Fürsten von
Waldeck; die zweite bei Steinkirchen (den 4. August 1692), wo
ihn König Wilhelm von England plötzlich überfiel, aber dennoch zu-
rückgetrieben wurde; die dritte und blutigste unter allen bei Neer-
winden (den 29. Juni 1693), in welcher der König Wilhelm eine
große Niederlage erlitt. Von den in diesem mörderischer Treffen ge-
kommenen Fahnen ward die Kirche von Notre-Dame zu Paris fast
ganz angefüllt. Luxembourg endigte seine so glorreiche militärische

Laufbahn durch den langen und beschwerlichen Marsch, den er im Angesicht der Feinde von Vignamont bis zur Schelde nahe bei Tournay machte. Er starb am 4. Januar 1695.

Luxemburg, ehemals ein Herzogthum und eine Provinz der österreichischen Niederlande, wurde 1795 von den Franzosen besetzt, und machte seitdem einen Theil des Wälder-Departements (des Forêts) aus. Durch den Beschluß des wiener Congresses (1815) wurde der größte Theil dieser Provinz mit Einschluß des Herzogthums Bouillon (S. d. A.) zusammen 108 Q. M. mit 255,000 Einw., dem Könige der Niederlande, als Entschädigung für seine in Deutschland abgetretenen nassauischen Fürstenthümer, überlassen. Der König der Niederlande führt deswegen den Titel als Großherzog von Luxemburg, ist als solcher Mitglied des deutschen Bundes, und hat bei dem Bundestage eine Stimme. Ein kleiner Theil des Landes ist an Preußen überlassen worden, und gehört zum Preußischen Großherzogthume Nieder-Rhein. — Dieses Land macht den Mittelpunct des berühmten ardenner Waldes aus, ist größtentheils bergigt, hat gute Viehzucht und viele Eisengruben. — Luxemburg, die Hauptstadt des Landes an der Elze, mit 9000 Einwohnern, ist eine der wichtigsten Festungen. Sie besteht aus der obern und untern Stadt; jene liegt größtentheils auf Felsen, in welche die Festungswerke eingehauen sind. Nach der General-Acte des wiener Congresses (Art. 67) ist Luxemburg, in militärischer Beziehung, eine deutsche Bundesfestung; der Großherzog hat das Recht, den Gouverneur und Militär-Commandanten der Festung zu ernennen, 1816 dem König von Preußen abgetreten, und zugleich bewilligt, daß 3/4 der Besatzung aus preußischen Truppen, 1/4 aus niederländischen bestehen soll.

Luxus, Pracht oder Ueppigkeit, eine Folge des Reichthums, entspringt aus der Neigung und dem Bestreben zur Verschönerung des Lebens und zur Veredelung unseres Daseins. Er zeigt sich in der Erfindung und Anwendung immer neuer Genußmittel, die zum Glanze, Putze und zur Befriedigung künstlicher Bedürfnisse des Wohllebens und der Weichlichkeit dienen, z. B. in Ansehung der Wohnungen und ihrer Umgebungen, in Ansehung der Bekleidungen, Fuhrwerke, Pferde, Geschirre, Bedienungen, Mahlzeiten, Getränke und noch vieler anderer Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten. Abgesehen von dem Nachtheile, welchen er der Sittlichkeit, Gesundheit und Naturkräftigkeit des Menschen bringt, wird der Luxus dadurch nützlich und im Staate nothwendig, daß er den physischen Wohlstand erleichtert, ihn unter die größtmögliche Menschenmasse verbreitet, und so der, dem allgemeinen Nationalwohlstande nachtheiligen, Vermögensungleichheit stets entgegenarbeitet, welche kein Staat, in Absicht des Mobiliarvermögens, zu verhindern vermag. Da nun der höchste physische Zweck des Menschen Wohlleben, auf dauernden Wohlstand gegründet, ist, so hat die Regierung beim Luxus nur die sehr bedingte Pflicht der Einschränkung, wenn Jemand durch denselben aus dem Zustande des Wohlstandes herabzusinken in Gefahr ist, oder die öffentliche Sittlichkeit und Religiosität dadurch verletzt wird. Der Luxus ist kein ausschließliches Vorrecht des Reichen, sondern jeder Mensch kann ihn nach seinen Vermögensumständen anwenden, um durch mehrere Genußmittel sich das Leben zu verschönern. Die häufigen Klagen der Vornehmen und Reichen über die Fortschritte und Nachtheile des Luxus scheinen größtentheils aus Stolz und Neid gegen die niedere Volksclasse entsprungen zu sein, indem die höhern Stände sich an den, durch die

Fortschritte der Industrie unverkennbar erweiterten Wohlstand der niederen Classen noch nicht gewöhnen können. Mit Unmuth sehen sie die scharfe Abmarkung der Vorzeit verschwinden, wo Armuth und Mangel der Antheil des Volks, und vorzüglich des Landmannes war. Uebrigens ist noch zu bemerken, daß von den Archischen Luxus- oder Aufwandsgesetzen der Römer vom J. 572 an, bis zu den ins Unendliche vervielfältigten Aufwandsgesetzen der Franzosen, Schweizer, Schweden ꝛc., alle Aufwandsgesetze stets ein fruchtloses Bestreben der Regierungen geblieben sind, und statt den Geist der Nation umzuwandeln, diesen vielmehr verdorben, und zum Schleichhandel geneigt gemacht haben. X.

Luynes (Charles Albert, Herzog von), ein berüchtigter Günstling Ludwigs XIII., Königs von Frankreich, geboren 1578. Sein eigentlicher Familienname war Alberti; seine Vorfahren, florentinische Edelleute, hatten sich, vor mehr als hundert Jahren, aus Florenz vertrieben, in Frankreich niedergelassen. Er und seine beiden jüngern Brüder waren schon von Heinrich IV. dem Dauphin zur Gesellschaft zugegeben worden; Charles Luynes hatte sich aber besonders die Gewogenheit des jungen Königs, durch die kindischen Zeitvertreibe, mit welchen er ihn unterhielt, erworben, und dadurch den Grund zu seinem nachherigeren großen Einflusse gelegt. Der Marschall d'Ancre, der damals Alles am französischen Hofe vermochte, begünstigte ihn, und verschaffte ihm die Statthalterschaft von Amboise; und doch war es vorzüglich de Luynes, der den Marschall d'Ancre und dessen Gattin, welche die verwitwete Königin Maria von Medici unumschränkt beherrschte, stürzte (1617). De Luynes erhielt das ganze, viele Millionen betragende Vermögen des Marschalls, verschiedene von dessen bisherigen Stellen, und regierte nun eben so unumschränkt wie jener, nur noch schlimmer; denn er bereicherte sich in einem Jahre mehr, als der Marschall in siebzehn Jahren. Die ganze Regierung war in de Luynes Händen, und er vereitelte alle Unternehmungen der Mutter des Königs und der französischen Großen, die sich wider ihn verbunden hatten. Er wurde selbst (1621) zum Connetable von Frankreich ernannt, ob er gleich die zu dieser Stelle erfoderlichen Eigenschaften gar nicht besaß. Ludwig XIII. wurde jedoch zuletzt seines Günstlings überdrüssig, weil er ihn mit zu vieler Gewalt beherrschte, und großes Unheil im Staate angerichtet hatte. De Luynes starb daher zu rechter Zeit (15. Dec. 1621) im 43. Jahre. Sein Tod verursachte viel Freude und große Veränderungen am französischen Hofe.

Luzac (Johannes), geb. 7. Aug. 1746 zu Leyden, seit 1785 daselbst Professor der schönen Wissenschaften und der vaterländischen Geschichte, bekannt als Herausgeber der in ganz Europa verbreiteten leydner franz. Zeitung, die, so lange sie von ihm redigirt wurde, als die Gazette diplomatique von allen Staatsmännern und Freunden der Geschichte betrachtet ward; dann auch durch vortreffliche Schriften in den genannten Fächern, so wie durch die Unfälle, welche ihn während der Revolution, wegen seiner Abneigung gegen die demokratische Partei, trafen. Er endigte am 12ten Jan. 1807, beim Auffliegen des mit Pulver beladenen Schiffes, auf eine höchst unglückliche Weise sein verdienstvolles Leben.

Luzern, ein Canton der Schweiz, s. Schweiz. Die Hauptstadt Luzern, am Ausflusse der Rüß aus dem Vierwaldstädtersee, dessen hieher sich erstreckender Busen der luzerner See heißt, ist, wegen der vielen Gärten, in ihrem Umfange bedeutend groß. Der Fluß theilt

sie in zwei, durch vier Brücken verbundene Theile. Sie hat über 5000 Einwohner, Lyceum, Zeichenschule, Singacademie, und ist der Sitz des päpstl. Nuntius und mit Bern und Zürich abwechselnd, der Tagsatzung. Man sieht in Luzern Pfyffers topographisches Relief von 60 Q. M. der Schweiz, auf einem Raume von 20 F. Länge und 12 F. Breite vorgestellt. Die Seidenmanufactur und die Papiermühle ist von Wichtigkeit; außerdem treibt die Stadt einen starken Transitohandel. Auch werden viel Käse, Schweine, gemästete Schnecken (nach Italien), viel Getreide, gedörrte Zwetschen, Kirschwasser und Floretseide ausgeführt.

Lyäos, Lyäus, Löser, Befreier (von Sorgen und Grillen), Beiname des Bacchus, nicht zu verwechseln mit Lycäos, dem Beinamen des Zeus (von dem Berge Lycäon in Arcadien), des Pan und Apollo (letzterer heißt jedoch nach Andern vielmehr Lykeios oder Lykius).

Lycaonien, bei den Alten eine Landschaft Asiens, welche von Phrygien, Isaurien und Cilicien, Galatien und Cappadocien eingeschlossen wurde und gute Schafzucht hatte.

Lyceum, Lykeion, ein Gymnasium (Ringschule) zu Athen, welches von dem in der Nähe stehenden Tempel des Apollo Lykeus (Wolfstödter), seinen Namen hatte und in dessen bedeckten Gängen Aristoteles seine Philosophie vortrug. Ihm zu Ehre wurden bei den Neueren die höheren lateinischen Schulen in den Städten Lyceen genannt, weil in denselben ehemals die Aristotelische Philosophie in der scholastischen Form gelehrt wurde. Der Sprachgebrauch ist sich in Rücksicht des Ranges der Lyceen vor oder nach den Gymnasien nicht in allen Ländern gleich; überall aber sind sie Schulen für die eigentlich gelehrte Bildung, aus denen die Schüler unmittelbar zur Universität übergehen. E.

Lycien, eine Landschaft in Kleinasien.

Lycophron, aus Chalcis in Euböa gebürtig, ein griechischer Grammatiker, und Verfasser vieler Trauerspiele, lebte um 280 vor Chr. Geb. unter Ptolemäus Philadelphus, bei welchem er sich durch die von ihm erfundenen Anagrammen beliebt gemacht hatte. Er soll an einer Wunde gestorben sein, welche ihm einer seiner Gegner mit einem Pfeile beibrachte, als er über die Vorzüge der alten Dichter disputirte. Von seinen Schriften ist uns nur noch ein Trauerspiel, Cassandra (Alexandra) übrig, welches in Jamben abgefaßt ist, und überall das Gepräge einer durch mühseligen Fleiß erworbenen Gelehrsamkeit trägt, daher auch sehr schwer und mit dunkeln Anspielungen überladen ist. Es ist eigentlich ein unterbrochen fortlaufender Monolog, in welchem Cassandra den Untergang der Stadt Troja und die Schicksale aller darin verflochtenen Heiden und Heldinnen voraussagt, und der in mythologischer und antiquarischer Hinsicht einigen Werth hat. Ein späterer Grammatiker, Johannes Tzetzes, hat einen Commentar dazu geschrieben. Ausgaben von diesem Trauerspiel sind: Cum comment. Ioh. Tzetzae cura Io. Potteri, Oxon. 1697 und 1702, in einem Folio-Bde.; dann mit dem Commentar Canters von Reichard (Lpz. 1788) und zuletzt von Sebastiani (Rom 1803). Tzetzes bezeugt, daß Lycophron vier und sechzig oder sechs und sechzig Trauerspiele geschrieben, von denen Suidas zwanzig namhaft macht. Die noch übrigen Fragmente seiner verloren gegangenen Schriften hat Guil. Canterus, lib. VI novar. lectionum c. 17. gesammelt und erläutert.

Lycurgus, der berühmte Gesetzgeber der Spartaner, lebte um das J. 888 vor Chr. Geb., und war der jüngste Sohn des spartanischen Königs Eunomus. Sein älterer Bruder, Polydectes, so-

dem Vater in der Regierung, starb aber bald, und hinterließ das Königreich dem Lycurgus. Aber bald darauf ward bekannt, daß die hinterlassene Gemahlin des Polydectes schwanger sei. Als dies Lycurg erfuhr, erklärte er, daß, wenn sie einen Thronerben gebären sollte, er der erste sein würde, ihn als seinen König anzuerkennen. Um die Lacedämonier von der Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen zu überzeugen, legte er den königlichen Titel ab, und verwaltete das Reich nur als Vormund des künftigen Thronerben. Indessen ließ ihm die Königin sagen, daß, wenn er ihr verspräche, sie zu heirathen, sie ohne Anstand ihr Kind tödten würde. Indem er ihr nun mit der Erfüllung dieses Wunsches schmeichelte, bekam er den Knaben, welchen die Königin gebar, in seine Gewalt. Von der Freude des Volks über dieses Ereigniß bekam das Kind den Namen Charilaus (die Freude des Volks). Lycurgus hatte schon durch die Weisheit seiner Staatsverwaltung sich allgemeine Hochachtung erworben; diese Handlung der erhabensten Uneigennützigkeit aber erhob ihn auf den Gipfel des Ruhms, weckte jedoch auch den Neid vieler vornehmer Spartaner gegen ihn, mit denen sich die Königin, aus Rache über ihre vereitelte Hoffnung, verband. Sie streute unter dem Volke aus, es sei gefährlich, das Leben des künftigen Thronerben einem Manne anzuvertrauen, welchem an dem Tode desselben das meiste gelegen sein müsse. Um diesen entehrenden Verdachte zu entgehen, fand sich Lycurg bewogen, nicht nur die Vormundschaft des jungen Königs freiwillig niederzulegen, sondern sogar sein Vaterland zu verlassen. Ob nicht dieser Entschluß auch von der Begierde, fremde Nationen und ihre Sitten und Gebräuche kennen zu lernen, geleitet wurde, ist unbekannt; wenigstens nützte Lycurg seine Reisen zu diesem Endzwecke. Nachdem er zuerst Creta besucht hatte, wo die weisen Gesetze des Minos seine Aufmerksamkeit auf sich zogen, ging er nach Jonien. Hier machte die weichliche, luxuriöse Bildung und Lebensitte der Einwohner, und die Kraftlosigkeit ihrer Gesetze, welche mit der Einfachheit und Strenge der cretischen Gesetze einen schneidenden Contrast bildete, den entgegengesetzten Eindruck auf ihn. Dafür entschädigte ihn, wie man sagt, die Auffindung der Homerischen Gedichte. Von hier soll er noch mehrere Reisen, unter andern nach Aegypten, Indien und Spanien, gemacht haben. Da jedoch in den Lycurgischen Gesetzen auch nicht die geringste Spur von ägyptischer oder indischer Weisheit zu finden ist, so zweifelt man daran. Während der Zeit wurde Lacedämon von neuen Unruhen zerrüttet. Da nämlich die beiden Könige Archelaus und Charilaus weder bei dem Volke noch bei den Vornehmen in Achtung standen und auch keine Gesetze vorhanden waren, durch welche die allgemeine Ruhe hätte aufrecht erhalten werden können, so überstiegen die Bedrückungen der Großen und der Uebermuth des Volks alle Grenzen. In dieser bedenklichen Lage des Staats war Lycurg der einzige Mann, von dem man Hülfe und Rettung erwartete. Das Volk suchte in ihm Schutz gegen die Großen, und die Könige glaubten, daß er den Ungehorsam des Volks bändigen werde. Mehr als einmal erschienen Gesandte bei ihm, welche ihn baten, dem Staate zu Hülfe zu eilen. Lange widerstand er, aber endlich gab er dem dringenden Wunsche seiner Mitbürger nach. Bei seiner Ankunft in Sparta fand er bald, daß nicht blos von Abschaffung einzelner Gesetzwidrigkeiten und Mißbräuche die Rede sein dürfte, sondern daß vielmehr eine gänzliche Wiedergeburt der Staatsverfassung nöthig sei. Die Achtung, welche ihm seine Persönlichkeit, seine Ge-

sicht, und die augenblickliche Lage des Staates bei seinen Mitbürgern verschaffte, machte ihm Muth, sich durch keine Hindernisse abschrecken zu lassen. Der erste Schritt, den er nun that, bestand darin, daß er den Königen die Gerusia, einen Senat von acht und zwanzig durch ihr Alter ehrwürdigen Personen (Geronten), an die Seite setzte, ohne dessen Einwilligung jene nichts unternehmen sollten. Dadurch bewirkte er ein heilsames Gleichgewicht zwischen der Macht der Könige und dem Uebermuthe des Volks. Letzteres erhielt zugleich die Gewalt, über die Staatsangelegenheiten seine Stimme geben zu dürfen, ohne jedoch die Freiheit der eigenen Berathschlagungen zu haben, indem es sich darauf beschränken mußte, das, was die Könige oder der Senat vorschlagen würden, entweder zu genehmigen, oder zu verwerfen. Die Spartaner willigten meistens in alle Einrichtungen Lycurgs ohne Widerrede; blos die gleiche Vertheilung des Eigenthums erregte unter den Reichen einen Aufruhr, der am Ende so heftig wurde, daß Lycurg nur durch die schleunige Flucht in einen benachbarten Tempel sein Leben zu retten vermochte. Auf dem Wege dahin erhielt er einen heftigen Schlag über den Kopf, der ihm ein Auge gekostet haben soll. Er aber that weiter nichts, als daß er sich umwandte und seinen Verfolgern das von Blut überströmte Gesicht zeigte. Dieser Anblick erfüllte Alle mit Scham und Reue; sie baten ihn um Verzeihung und begleiteten ihn ehrfurchtsvoll nach Hause. Der Thäter, ein vornehmer Jüngling von heftigem und aufbrausendem Charakter, ward ihm ausgeliefert. Lycurg verzieh ihm, und entließ ihn mit Beschämung. Nachdem die Verfassung Spartas völlig gegründet war, sorgte Lycurg auch für deren künftige Aufrechthaltung. Er ließ nämlich alle Bürger einen feierlichen Eid schwören, daß sie vor seiner Zurückkunft nichts an den eingeführten Gesetzen ändern wollten, reisete dann nach Delphi und fragte den Gott, ob die neuen Gesetze für Sparta's Glück hinreichend wären? Die Antwort war: „Sparta wird der blühendste Staat bleiben, so lange es diese Gesetze beobachten wird." Diesen Spruch sandte er nach Lacedämon, und begab sich hierauf freiwillig ins Exil. Fern von seinem Vaterlande starb er, wie man sagt, eines freiwilligen Hungertod, nach Einigen zu Cirrha, nach Andern zu Elis oder Creta. Auf seinen Befehl ward sein Körper verbrannt, und die Asche in das Meer gestreuet, damit sie nie nach Sparta zurückgebracht, und das dortige Volk sich des geleisteten Eides für entbunden halten könnte. Ihm zu Ehren ward in Sparta ein Tempel errichtet, und von seinen Freunden eine Gesellschaft gestiftet, welche noch bis in die spätesten Zeiten Spartas fortdauerte, und den Zweck hatte, das Andenken seiner Tugenden zu feiern. Der Hauptzweck der Lycurgischen Gesetzgebung war, eine gemischte Regierungsform in Sparta einzuführen. Dieselbe setzte Lycurg aus Monarchie, Aristokratie und Demokratie zusammen, so daß die eine durch die andere eingeschränkt wurde. Die beiden Könige und der ihnen zur Seite stehende Rath der Geronten (s. d. Art.) standen an der Spitze der Regierung, jedoch erhielt auch das Volk einen mittelbaren Antheil an der Regierung. Er theilte alle Bürger Spartas in drei, nach Andern auch in sechs und mehrere Stämme, und diese wiederum in dreißig Zünfte ein. Mit dieser Einrichtung hing wahrscheinlich die Polizei- und Rechtsverwaltung, so wie die Anordnung zum Kriegsdienste zusammen. Da übrigens Sparta kein roher, wilder Staat mehr war, sondern die Einwohner desselben schon eine mäßige Stufe von Bildung erstiegen hatten,

muß man billigerweise die Macht des Willens und des Genie's in Lycurg bewundern, der es vermochte, die Spartaner nicht allein bürgerlich, sondern auch moralisch und sittlich umzuwandeln, und einem solchen Volke Entsagung und Aufopferung bis auf die Nothdurft des Lebens aufzuerlegen. Sein Vorschlag zur gleichmäßigen Vertheilung des Eigenthums fand daher zwar anfangs den heftigsten Widerstand, ward aber dessenungeachtet bald darauf von allen Bürgern als bestehendes Gesetz genehmigt. Als Lycurg Spartas Verfassung umänderte, fand er drei Classen von Einwohnern; die herrschenden Spartaner, die zinsbaren Lacedemonier und die leibeigenen Heloten. Letztere, die alten Einwohner der Stadt Helos, hatten sich schon unter dem zweiten Könige von Sparta, Agis, dem Drucke desselben widersetzt, und waren dafür von ihm zu Leibeigenen des Staats gemacht worden. Ueber ihr Leben und ihre Freiheit hatte kein einzelner Bürger, sondern nur der ganze Staat, zu gebieten. Zu ihren Vorzügen gehörte, daß sie heirathen durften, und daß sie den ihnen zugetheilten Acker für einen gewissen Zins, den der Herr nicht erhöhen konnte, benutzten. So hart es nun auch scheint, daß Lycurg die Heloten in ihrer Sclaverei lassen konnte; so wenig Anstößiges hatte dieses bei den Griechen, deren Freiheit überhaupt den Gegensatz der Sclaverei nicht nur gestattete, sondern sogar nothwendig machte. Auch hatte Lycurg wahrscheinlich selbst noch keine Idee von der Unrechtmäßigkeit eines solchen Unterschiedes zwischen Menschen. Er suchte die Bande, welche Natur, Blutsfreundschaft und Liebe zwischen Menschen knüpfen, so sehr als möglich dem Wohle des Staats unterzuordnen und so einzuschränken, daß sie demselben nicht hinderlich sein könnten. Er behandelte die Liebe wie ein bloßes Mittel, dem Staate kraftvolle Bürger, und damit Unabhängigkeit von außen her zu verleihen; er setzte für Hagestolze, oder solche Personen, die zu spät, oder eine Person von ungleichem Alter und Leibeskräften geheirathet hatten, gewisse Strafen fest, erschwerte den Neuvermählten das Beisammensein, damit sie ihre Begierden stets ungeschwächt erhalten sollten, und erlaubte abgelebten und unvermögenden Männern, ihre Weiber an kraftvolle Jünglinge zu leihen, so wie gesunden Männern, welche schwache und unvermögende Weiber hatten, sich andere Weiber zu nehmen. Nach seinen Gesetzen waren die Kinder nicht Eigenthum der Aeltern, sondern des Staats. Dieser entschied zuerst über das Leben und den Tod der Kinder, und ordnete dann, ohne alles Zuthun der Aeltern, die Erziehung an. Um Mäßigkeit unter dem Volke zu bewirken, verordnete er einen einfachen Bau der Häuser, und gemeinschaftliche Mahlzeiten, so wie er harte Strafen auf Schwelgerei und Trunkenheit setzte. Kein Fremder durfte sich länger, als es nöthig war, in Sparta aufhalten; kein Spartaner, Kriegszeiten ausgenommen, außer Landes gehen; keiner Gold und Silber besitzen; zum Gelde sollte nur Eisen genommen werden, und endlich sollten die Spartaner sich niemals den Wissenschaften widmen, nur die unentbehrlichsten Kenntnisse erlernen, keine Schauspiele aufführen, die Musik nicht weiter vervollkommnen, und weder Künstler, noch Redner sollten sich, ohne Erlaubniß der Obrigkeit, unter ihnen aufhalten. In der religiösen Verfassung Spartas änderte Lycurgus nichts; er benutzte sie im Gegentheile zu seinen politischen Zwecken, und vereinigte die höchste Priesterwürde mit der königlichen. Er befahl eine einfache Beerdigung der Todten, untersagte alles öffentliche Wehklagen und schränkte die Privattrauer auf 11 Tage ein, ließ aber die

Todten in der Stadt begraben, und ihnen Denkmähler bei den Tempeln errichten, theils um ihr Andenken zu ehren, theils auch, damit die Hoffnung, nach dem Tode dergleichen Ehrenbezeugungen zu erhalten, die Furcht, das Leben zu verlieren, mindern möchte. In Rücksicht der Gerechtigkeitspflege gab er nur wenige Gesetze; auch bedurfte es deren wenige, so lange es bei seinen übrigen Anordnungen blieb. Die entstandenen Streitigkeiten wurden entweder vom Könige, oder von der Volksversammlung, oder von der Gerusia, oder vielleicht am häufigsten durch unparteiische und billige Bürger entschieden. Endlich gehört zu den Einrichtungen Lycurgs, durch welche die Spartaner zu tapfern und furchtlosen Kriegern gebildet werden sollten, auch noch die kriegerische, jedes Gefühl für Schmerz und Todesfurcht unterdrückende Erziehung der spartanischen Jugend. Der Anfang eines Krieges war ihnen der Anfang eines Festes, und das Lager der Ort der Erholung. In diesem hörte jedoch alle Strenge der Lebensart auf, die sie zu Hause beobachten mußten; selbst die körperlichen Uebungen verminderten sich. Siegen oder Sterben war ihr höchster Ruhm; ewige Schmach hingegen traf den Feigen und Fliehenden. Zur Erweckung des Muthes der Spartaner dienten auch noch die Gesetze, daß Sparta nicht mit Mauern umgeben, daß keine Festungen bestürmt, mit demselben Feinde keine wiederholten Kriege geführt, die Geschlagenen nicht zu weit verfolgt, der Getödtete nicht während des Treffens geplündert, und daß der gefallene Held auf eine feierliche und ausgezeichnete Weise begraben, und seinem Andenken Bildsäulen, Feste und Tempel errichtet werden sollten. Uebrigens sollte Sparta, nach Lycurgus Meinung, kein eroberndes Volk werden, welches auch aus dem Verbote erhellt, Kriegsflotten zu unterhalten. Als einstens ein spartanischer König die Argier geschlagen hatte, und die Bundesgenossen ihm riethen, dieses Volk zu unterjochen, antwortete er: „das wäre eine Ungerechtigkeit. Wir führen nur Krieg, um unsere Grenzen zu sichern, nicht aber, ein Land zu erobern, auf das wir kein Recht haben.“ Die spartanische Regierungsform des Lycurgus ist von einigen alten Schriftstellern eben so oft getadelt, als gelobt worden. Zu den Tadlern gehört insonderheit Plato, der den Lycurgischen Gesetzen vorwirft, daß sie, mit gänzlicher Unterdrückung alles Menschlichen, die mechanische Tapferkeit zur ersten Tugend erhoben hätten, und daß gerade in dieser Tödtung aller Menschheit der Keim zu allen den unzähligen Uebeln begründet gewesen wäre, welche Lacedämon getroffen hätten, und von diesem auch andern Völkern zu bereitet worden wären. Pericles tadelt beim Thucydides, daß die Tugend der Spartaner nur trübsinnig und einzig auf Furcht gegründet gewesen, und daß die Erziehung derselben sie unmenschlich und grausam gemacht habe.

Lydia, in ältern Zeiten Mäonia, eine ansehnliche und fruchtbare Landschaft in Kleinasien, ward an den Küsten nach dem ionischen Meere zu von Joniern bewohnt. Gegen Süden ward das Land durch den Mäander (jetzt Meinder) von Carien getrennt, gegen Osten grenzte es an Phrygien und gegen Norden an Mysien. In den ältesten Zeiten war hier ein berühmtes Königreich, dessen Gebiet durch den Fluß Halys (jetzt Kizel Irmak) vom Persischen geschieden wurde. Cyrus überwand den letzten lydischen König Crösus. Das Land war außerordentlich fruchtbar und die Einwohner, besonders unter diesen Könige, das reichste, aber auch bald das weichlichste und üppigste unter allen asiatischen Völkern. Sie waren die Erfinder der weichli-

sten Kleider und der kostbarsten Tapeten, der wohlriechendsten Salben und der leckerhaftesten Gerichte, und eine der Haupttonarten in der griechischen Musik, welcher man den Charakter der Weichlichkeit beilegte, hieß nach ihnen die lydische. Sie legten herrliche Gärten an, wo sie die feinsten sinnlichen Vergnügungen genossen; sie entdeckten zuerst das Geheimniß, auch Mädchen in den Stand des Unvermögens zu versetzen, um sie zu Hüterinnen ihrer Weiber und Beischläferinnen zu gebrauchen. Zu Herodots Zeiten war die Sittenverderbniß unter den Lydiern bereits so groß, daß die Mädchen öffentlich mit ihren Reizen wucherten, und sich von dem Ertrage derselben einen Brautschatz sammelten. Von diesem Sittenverderbnisse wurden auch die Jonier angesteckt. Der so sehr gerühmte Reichthum der Lydier mag sich vielleicht nicht sowohl über das ganze Volk, als vielmehr nur über die Könige und Vornehmsten im Staate verbreitet haben. Denn außerdem, daß diese aus den goldreichen Flüssen Hermus (jetzt Sarabat) und Pactolus und aus den Bergwerken ihre Schatzkammer füllen konnten, erhielten sie alle ihre Bedürfnisse durch die Arbeit der Sclaven, welche sie nicht in baarem Gelde, sondern mit eigenen Landesprodukten bezahlten. Sie konnten also edle Metalle immer mehr anhäufen. Daß Crösus reicher war, als alle seine Vorfahren, ist nicht zu verwundern, da er sich die ganze Küste von Vorderasien unterwarf und alle Handelsstädte ausplünderte. Ob es gleich nicht erwiesen werden kann, daß die Lydier schon vor uralten Zeiten einen einträglichen Handel gehabt haben; so ist doch nicht zu leugnen, daß sie schon lange vor den Griechen eine gewisse Cultur erreicht, und daß die griechischen Colonien in Niederasien die schnelleren Fortschritte in den Künsten und Wissenschaften, welche sie vor den Griechen im Mutterlande machten, den Lydiern zu verdanken hatten. Unter andern verdankt man ihnen die Erfindung der Gold- und Silbermünzen, der Gasthöfe, gewisser musicalischen Instrumente, der Manufacturen, besonders der Kunst, Wolle zu färben, welche nachher in Milet so sehr vervollkommnet wurde, desgleichen die Kunst, das Erz zu schmelzen und zu verarbeiten, vielleicht auch den ersten Anfang der Mahlerei und des Bergbaues. Auch trieben sie wenigstens einen starken Landhandel, denn Sardes, die Hauptstadt des Landes, wird als ein Ort geschildert, wo Griechen, Phrygier und selbst die nomadischen Völker zusammenkamen, ihre Waaren gegen einander auszutauschen. Hier war besonders ein Hauptmarkt des Sclavenhandels, der die Harems der Perser mit Verschnittenen versah — Jetzt gehört Lydien zu der türkischen Statthalterschaft Natolien (Anadolly).

Lymphe, Lymphgefäße. Lymphe nennt man eine meistens farblose durchsichtige Flüssigkeit, welche in den lymphatischen Gefäßen (auch Wassergefäße oder einsaugende Gefäße genannt), die mit den lymphatischen Drüsen und Milchgefäßen ein eignes System ausmachen, enthalten ist. Sie finden sich in allen Theilen des Körpers, sind, wie die Blutgefäße, mit Klappen versehen, nehmen die von der Ernährung übrig gebliebenen Flüssigkeit des Blutes aus den Arterienextremitäten auf, und vereinigen sich in der Gegend des Ductus thoracicus zu größern Aesten, aus welchen die Lymphe dem Chylus zugeführt wird. Ohne Zweifel ist es die Lymphe vorzüglich, aus welcher sich die hydropischen Flüssigkeiten, die Feuchtigkeit der Blasen u. s. w. absondern, indem der größte Theil der festen Theile in den Gefäßen gerinnt.

Lynceus (Linkeus), s. Danaiden und Hypermnestra.

Lyon, Hauptstadt im Departement der Rhone, nach Paris die wichtigste Stadt in Frankreich, liegt in einer mit Bergen umgebenen Ebene, die mit schönen Gärten und Landhäusern umgeben ist, am Zusammenflusse der Rhone und Saone, welcher letztere Fluß durch einen Theil der Stadt fließt. Sie hat vier Vorstädte, 49 Kirchen, 7 Brücken, darunter die Guillotière mit zwanzig Bogen, enge winklige Straßen, gegen 8000 von Stein meistens gutgebaute Häuser, zum Theil von 4, 5 ja 7 Stockwerken, zehn schöne öffentliche Plätze, darunter der Bellecour, jetzt Königsplatz, welcher ein längliches Viereck von 450 Schritten Länge und 225 Schritten Breite bildet, und der Platz Terreaux, auf welchem zur Revolutionszeit viele Hinrichtungen geschahen, und 130,000 Einwohner, vor der Revolution 160,000. Unter den öffentlichen Gebäuden verdienen bemerkt zu werden: die Domkirche, reich an Gemählden, welche der Cardinal Fesch derselben geschenkt hat, das vormalige Jesuitercollegium, eins der schönsten Gebäude der Stadt, worin das Lyceum mit einer Bibliothek, die sich durch ihre schöne Bauart auszeichnenden Kirchen St Nizier und St. Just, das wohl eingerichtete Zeughaus, das größere Theater, und das allgemeine Krankenhaus Notre Dame de pitié, welches sich durch seine treffliche Einrichtung auszeichnet. Es fehlt hier nicht an gelehrten und Kunstanstalten, als eine Akademie mit drei Facultäten, ein Lyceum, eine medicinische Gesellschaft, eine Thierarzneischule, (die älteste von allen); eine Bibliothek von 120,000 Bänden, eine Gemählde-gallerie, ein Naturaliencabinet, ein botanischer Garten mit mehr als 2000 ausländischen Pflanzen und eine Sternwarte. Im Museum des palais du commerce et des arts werden Mosaiken aufbewahrt, die man 1820 bei Lyon ausgegraben hat. Noch sieht man andre römische Alterthümer. Lyon ist vorzüglich wegen seines bedeutenden Handels — nächst Paris ist daselbst auch der stärkste Buchhandel — und wegen seiner wichtigen Seidenfabriken berühmt, die aber nicht mehr so ansehnlich sind, als vor der Revolution. Ueber 50,000 Einwohner sind Manufacturisten; sie verfertigen seidene, goldene und silberne Tressen, Sammet, seidene Strümpfe, Bänder ꝛc. Man rechnete, daß ehemals wöchentlich 200 Ballen Seide, jeder zu 120 Pfund, in Lyon verbraucht wurden. Jährlich wurden für 5 Millionen Livres Gaze und Flor verfertigt. Die Stickerei allein beschäftigte 6000 Personen. In den J. 1726—1739 waren daselbst 30,000 Weberstühle vorhanden, kurz vor der Revolution noch 15,000; im J. 1788 beschäftigten noch 9335 Stühle 58,600 Menschen; im J. 1803 aber standen von 7000 dergleichen 5447 gänzlich still. Im J. 1819 zählte man in den Seidenfabriken 15,000 Stühle. Die große Fabrik von gewalkten Hüten, welche täglich 8—10,000 Hüte verfertigte, beschäftigte ehemals 8000 Menschen. Jetzt ist besonders die Fabrikation der seidenen Shawls ein wichtiger Zweig für Lyon geworden. Auch verfertigt man viele Bijouterie- und Quincaillerie-waaren, künstliche Blumen und mehrere chemische Producte. Die sonst so berühmte Stickerei ist jetzt ganz im Verfalle. Der Handel mit diesen Fabrikaten, desgleichen der Speditionshandel ist daher sehr lebhaft, und erstreckt sich besonders in das Innere Frankreichs, nach der Schweiz, Italien und Deutschland. Die Rhone ist beständig mit Schiffen bedeckt, die theils ins südliche Frankreich fahren, theils von da zurückkommen. Diese Stadt hat, mehr wie jede andere, durch die Revolution gelitten. Es waren damals viel Königlichgesinnte daselbst. Im Mai 1793 wurde die

jacobinische Municipalität in Lyon abgesetzt, und die Stadt weigerte sich, dem National-Convent zu gehorchen; dafür ward sie aber belagert und ausgehungert, und mußte sich am 10. Oct. an die Jacobiner auf Gnade und Ungnade ergeben. Die für schuldig Geachteten wurden nicht, wie gewöhnlich, durch die Guillotine hingerichtet, sondern in Haufen zu Hunderten zusammengetrieben und mit Cartätschen niedergeschossen. S. d. A. Precy.

Lyon (Unruhen zu) im J. 1817. Die französische Nation ist noch immer das Spielzeug der Ränkesucht und des Parteienhasses. Politische Verbrechen sind ein Gegenstand der Speculation geworden. Man reizt absichtlich unzufriedene, leichtgläubige, bewegliche Menschen zu verdächtigen Aeußerungen und Schritten, um sie als Verschwörer angeben und sich dadurch ein Verdienst erwerben zu können. So ist es von der angeblichen Verschwörung vom 22. Oct. 1816 erwiesen, daß ihr Angeber ein Agent der Militärpolizei war, welcher das von ihm denuncirte Complot selbst angestiftet hatte. Dasselbe scheint, nach amtlichen Zeugnissen, der Fall mit der sogenannten großen Verschwörung zu Lyon vom 8. Juni 1817 gewesen zu sein. Seit 1816 schon verbreitete man, daß die Unzufriedenen in Lyon und dem Rhone-Departement Unruhen befürchten ließen. Nach allen Seiten wurden von der Militärpolizei Kundschafter und geheime Agenten verschickt, welche bald entdeckten, was sie zu entdecken wünschten. Es gab nämlich hier und da einzelne Auftritte, die man für Zeichen eines allgemeinen Complots, die Bourbons zu stürzen, erklärte. Gleichwohl unterließ der General Canuel, welcher in Lyon 5000 Mann befehligte, jede Maßregel, um aufrühreriſchen Bewegungen, wie man sie erwartete, zuvorzukommen. Endlich erhielten am 7. Juni die Behörden zu Lyon die Anzeige, daß am folgenden Tage, dem 8., die große Verschwörung ausbrechen solle. Auch wurde in der That an diesem Tage in 32 Gemeinden die Sturmglocke gezogen, und die dreifarbige Fahne aufgesteckt. Aber schon am 9. waren die angeblichen Rebellen von wenig Gendarmen und Truppen, ohne daß diese einen Schuß thun durften, zerstreut. Es hieß, die meisten Rottenführer seien entflohen. Die eingefangenen und zum Theil durch trügliche Versicherungen eingelockten Meuterer aber wurden von dem Prevotalgerichtshofe, ohne daß man die Anführer, noch ihre Plane kannte, gerichtet und verurtheilt; Andere hingegen als Agenten, die auf Befehl der Militärpolizei an den Unruhen Theil genommen, oder sie vielmehr provocirt hatten, und als Angeber (Révélateurs) losgesprochen. Mobile Colonnen durchzogen das Land, griffen alle Verdächtige auf, und die Bluturtheile wurden von Seiten der königl. Offiziere mit empörender Wildheit vollzogen. Das Gräßlichste geschah bei der Hinrichtung des Capitän Oudin zu St. Denys. Von allen Seiten hörte man Klagen über Gewaltmißbrauch. Da schickte endlich der König am 3. Sept. den Marschall Marmont, Herzog von Ragusa, mit außerordentlicher Vollmacht nach Lyon, um die Vorgänge zu untersuchen. Mit Mühe entwickelte der Marschall das Gewirre von Anzeigen und Untersuchungen. Endlich gelangte er zu der Ueberzeugung, daß allerdings einzelne Bauern tumultuirt, und daß einige: Es lebe der Kaiser! andere: es lebe Napoleon II.! und noch andere: Es lebe der Prinz von Oranien! gerufen hatten; daß aber die Verschwörung selbst erdichtet, daß jeder unbedeutende Vorfall von Angebern und Spionen vergrößert worden, und daß das Ganze eine Cabale sei. Er überzeugte sich, daß die Behörden, namentlich der Maire von Lyon, der verstorbene Graf Fargues, der General Canuel, selbst der Präfekt, Graf Chabrol, durch ihre

Agenten und ihren blinden Royalismus getäuscht, statt den Unruhen mit leichter Mühe vorzubeugen, sie absichtlich zum Ausbruche hatten kommen lassen, um sich ein Verdienst um den Thron zu erwerben, und ihren Haß an allen anders Gesinnten zu kühlen. — So stellen die Sache dar der Oberste Fabvier, ein Zeuge der geführten Untersuchung, als Chef des Generalstabes des Herzogs von Ragusa in Lyon in seiner Schrift: Lyon en 1817, und der gewesene Polizei-Lieutenant von Lyon, Sainneville, in seinem Compte rendu des événemens qui se sont passés à Lyon, Paris 1818. Beide Schriften haben in Frankreich die Ultras noch verhaßter gemacht, als sie schon waren. Auch die Regierung schien zu glauben, daß die Behörden in Lyon sich geirrt und in ihrem Eifer unrecht gehandelt hätten; nur hielt sie für rathsam, um die Ehre der Obrigkeiten zu schonen, müsse man das ganze Verfahren verhüllen. Indeß hatte der Herzog von Ragusa sieben Maires der insurgirten Landgemeinden abgesetzt, und mehrere Offiziere aus Lyon verwiesen. Auch wurden auf seinen Bericht der Präfekt Graf Chabrol und der General Canuel von Lyon abgerufen; statt aber bestraft zu werden, zu andern Posten ernannt, und Canuel zum Baron erhoben. Um so lauter foderte die öffentliche Meinung die richterliche Untersuchung ihres Betragens; und da jedermann das Zeugniß des Herzogs von Ragusa erwartete, so entschloß sich derselbe, seinen Brief an den Minister Richelieu vom 1. Juli 1818, in welchem er sagt, daß alle von Fabvier angeführten Thatsachen, in den Berichten, die er, der Marschall, an den Minister eingesandt habe, enthalten seien, öffentlich bekannt zu machen. (Er steht im 23. H. der Minerve Franç.) Zwar haben Canuel und Chabrol auf jene beiden Schriften geantwortet; auch hat Canuel die Herren Fabvier und Sainneville als Verleumder verklagt; das Polizei-Tribunal hatte hierauf Fabvier in 100 Fr., Sainneville und Canuel, jeden in 50 Fr. Geldbuße verurtheilt, und die drei Flugschriften derselben unterdrückt; allein Canuel appellirte und der Pariser königl. Gerichtshof, bei welchem ein fanatischer Royalist, Bellart, als General-Procurator angestellt ist, befreite nicht nur den General Canuel von jener Strafe, sondern verurtheilte noch überdies seine Gegner in 3000 Fr. Entschädigung, welche aber durch Privatsubscription in Lyon bald zusammen kamen. Nach allen Umständen ist die ganze Verschwörung nichts weiter gewesen als — ein Manoeuvre einiger unteren Beamten und besoldeten Kundschafter, von denen die Oberbehörden sich täuschen ließen, weil sie alles gern glaubten was jene anzuzeigen für gut fanden. Die vermeintlichen Verschwörer waren nur Betrogene, und leider machte man sie zu Schlachtopfern des Betrugs. Der Marschall bezeugte ausdrücklich: Man konnte diese schreckliche Katastrophe vermeiden, und doch mußte französisches Blut fließen! Arme Bauern, die von ihren Angebern erst dazu verführt waren, hatten zu den Waffen gegriffen, die Sturmglocke gezogen, ohne zu wissen, warum, ohne Plan, ohne Ordnung. Viele waren hinzugelaufen aus Neugierde, oder in der Meinung, es sei Feuer. So wie der Tumult ausgebrochen war, verschwanden die Aufhetzer. Unter einem Haufen von 250 Menschen waren kaum 60 bewaffnet, und nur einer davon leistete wirklichen Widerstand. Gleichwohl wurden von 122 Gefangenen, 28 zum Tode, 6 zu Zwangsarbeit, 34 zur Deportation, 42 zu Gefängnißstrafe, und die übrigen zu Geldbußen verurtheilt! Nach dem Strafcodex aber können nur die Anstifter und Anführer einer Aufrührer-Rotte gestraft

erden. Selbst Graf Chabrol gesteht in seiner Gegenschrift (Sur les vénemens de Lyon, au mois de Juin 1817.), daß man die Anstifter nd Anführer nicht kenne; ja daß man nicht einmal erfahren habe, b es deren gebe, oder nicht! Man glaubt daher allgemein, daß ie Ultras durch ihren Eifer, überall Feinde der Bourbons in den Freun- en der constitutionellen Freiheit zu erblicken, und wo es angeht, sie u verfolgen, die eigentlichen Urheber der Verschwörung von Lyon ge- orden sind. Benjamin Constant sagt bei diesem Anlaß sehr ahr: La nation entière est douée d'un instinct admirable de bon or- re et de liberté constitutionelle. Qu'on soit juste envers elle, elle sera dèle. Qu'on ne lui rende point de pièges, et sa loyauté sera le prix e la loyauté. K.

Lyonnet (Pierre), ein berühmter Naturforscher, ward am 2. Jul. 1707 zu Mastricht geboren, und stammte aus einer fran- ösischen Priesterfamilie, welche durch religiöse Verfolgungen aus othringen vertrieben worden war. Er zeichnete sich nicht allein durch ine ungemeine Sprachkenntniß aus, sondern hatte auch in den bilden- en Künsten große Fortschritte gemacht. Man hat noch jetzt ein Mei- terstück von ihm, ein Basrelief in Burbaum, welches Apollo und die eun Musen vorstellt. Für die Kirche bestimmt, änderte er seinen Stu- irplan und widmete sich der Rechtsgelehrsamkeit. Nachdem er einige eit als Advocat practicirt hatte, ward er zu einem der Staatssecre- äre Hollands und zum geschwornen Uebersetzer für die französische und ateinische Sprache erwählt. Von jetzt an erwachte sein leidenschaftli- hang für die Naturgeschichte, besonders für Insektenkunde. Zuerst eschrieb er die Insekten, welche sich in der Nahe vom Haag befinden; ann legte er eine Muschelsammlung an, welche die reichste in Europa ard. Unter seinen naturhistorischen Werken zeichnet sich insbesondere us: Traité anatomique de la chenille qui ronge la saule Anatomische Abhandlung über die Weidenraupe), 1764, welches Werk nicht allein urch seine Originalität, sondern auch durch die Pracht des Druckes in Erstaunen setzte; Histoire des polypes deau douce (Geschichte der Po- ypen der süßen Gewässer), welche er in Vereinigung mit Trembley erausgab, der seinem Mitarbeiter in der Vorrede die größten Lob- prüche ertheilt. Noch zeichnet sich dieses Werk dadurch aus, daß Ly- nnet, der bis dahin die Kupferstecherkunst noch gar nicht ausgeübt atte, die acht letzten Platten zu demselben gestochen hat, die den ünf ersten von Wandelaar nichts nachgeben. Lyonnet starb im Haag m 10. Jannuar 1789 im 81. Jahre seines Alters.

Lyra, das älteste besaitete Instrument bei den Aegyptern und Griechen. Die Lyra der erstern, welche für die älteste gehalten wird, oll vom ägyptischen Hermes auf folgende Weise entdeckt worden sein. Als der Nil nach einer Ueberschwemmung einst wieder in sein Ufer urückgetreten war, blieben auf dem Lande eine Menge Thiere liegen, unter andern eine Schildkröte, deren Fleisch zum Theil verfault, zum Theil von der Sonne vertrocknet war, so daß nichts, als die durch diese Vertrocknung ausgespannten und dadurch klingend gewordenen Sehnen und Spannadern unter der Schale übrig geblieben waren. Hermes, der am Ufer spazieren ging, stieß zufällig mit dem Fuße an die Schale dieser Schildkröte, und wurde durch den Klang so ange- nehm überrascht, daß er auf den Gedanken gerieth, ein ähnliches In- strument zu verfertigen. Sie hatte anfangs nur drei Saiten; ihre Gestalt war aber verschieden, denn auch die dreieckige Lyra will man für eine Erfindung der Aegypter halten. Die Griechen schrieben die

Erfindung der Lyra ihrem Hermes zu. (S. d. Art. Merkur) Nach Einigen verbesserte der griechische Hermes die Erfindung der ägyptischen Lyra, und setzte dieser eine vierte Saite hinzu. Nach Andern soll Apollo selbst der dreisaitigen ägyptischen Lyra die vierte hinzugefügt, und dann das Instrument Cither genannt haben. Diodorus Siculus erzählt, Apollo habe nach dem Wettstreite mit dem Marsyas, aus Reue über die an letzterm bewiesene Grausamkeit, die Saiten von seiner Cither abgerissen, und somit die von ihm erfundene Harmonie wieder vertilgt. Hierauf hätten die Musen den Ton Mesolinus den Ton Lichanon, Orpheus und Thamyris die Töne Hypate und Parhypate wieder erfunden, und aus diesen vier neuen Tönen und der dreisaitigen ägyptischen Lyra sei darauf das Heptachord, oder die siebensaitige Lyra der Griechen entstanden. Sonst wird auch ihre Erfindung dem Linus, Orpheus, Amphion, Terpander und allen denjenigen zugeschrieben, welche Veränderungen damit vornahmen. Die ersten Lyren des ägyptischen und griechischen Hermes waren mit Thiersehnen überzogen. Uebrigens finden sich über die Anzahl und Vermehrung der Saiten auf der Lyra die größten Verschiedenheiten und offenbarsten Widersprüche in den Sagen. Nur so viel läßt sich mit Bestimmtheit angeben, daß die Zahl der Saiten am Ende bis auf elf vermehrt wurde. Sehr oft wird die Lyra bei den Alten auch Cither genannt. Ob sie beide einerlei, oder verschieden von einander gewesen sind, hat bis jetzt noch nicht ausgemacht werden können. Nach einigen soll die Cither ein aus mehrern einzelnen Stücken zusammengesetztes Instrument gewesen sein. Die beiden Seiten derselben waren in der Form von Ochsenhörnern gegen einander gekrümmt, so daß ihr oberes Ende auswärts, das untere einwärts gebogen war. Bei der Lyra standen die beiden Hauptsaiten weniger auseinander und der Boden war gekrümmt, wie eine Schildkrötenschale. Sie konnte nicht, wie wie die Cither aufrecht gestellt, sondern mußte beim Spielen zwischen den Knien gehalten werden. Von der Lyra des Merkur wird erzählt, daß sie Cornbas, der Sohn des Jasus und der Cybele, nach Phrygien gebracht habe, als er mit seinem Oheim Dardanus dahin ging. Nach Einigen wurde sie zu Lyrmessus aufbewahrt, wo sie Achilles bei Eroberung dieser Stadt erbeutete. Andern Nachrichten zufolge, soll sie auch nach dem grausamen Tode des Orpheus, der sie vom Apollo, so wie dieser vom Merkur erhalten hatte, auf Bitten der Musen vom Jupiter unter die Gestirne versetzt worden sein. S. Sternbilder.

Lyrik, lyrische Poesie, ist diejenige Gattung der Poesie (oder Dichtungsart), durch welche der Dichter sein inneres Leben im Zustande des bewegten Gefühls unmittelbar darstellt. Dadurch, daß in derselben das Gefühl das Herrschende ist, ist sie von der dramatischen Poesie, in welcher die Anschauung zu einem, von dem Innern des Dichters verschiedenen Leben selbstständig ausgebildet ist, und von der epischen verschieden, welche in ihren vollendetsten Werken einen umfassenden Kreis der Handlungen in einer anschaulichen Begebenheit als von dem Dichter angeschaut darstellt, und beides, Gefühl und Anschauung, im vollem Gleichgewichte enthält. Vergleichen mit Epos und Drama ist das lyrische Gedicht das beschränkteste, denn das Gefühl ist beschränkt auf den Moment der Gegenwart, aber um desto tiefer, voller und mächtiger spricht es das Gemüth an. Was der lyrische Dichter gibt, gibt er als sein eigenes Innere, weshalb man auch die lyrische Poesie die subjective, im Gegensatze der übrigen Dichtungsarten, genannt hat. Auch heißt daher in

weitern Sinne jene Darstellung lyrisch, welche nicht sowohl die Gegenstände des Gefühls, wie sie an sich erscheinen, als vielmehr den subjectiven Zustand, oder wenigstens die Gegenstände, durch den Eindruck schildert, welchen sie auf das Gemüth hervorbringen. Indem aber die lyrische Dichtkunst das Gefühl am unmittelbarsten durch die Sprache ausdrückt, nähert sie sich der Tonkunst, welche das Gefühl durch Töne und deren Verbindung am reinsten darstellt; daher auch die griechische Lyrik von λυρα ihren Namen hat, und Gedichte bezeichnet, die zur Lyra gesungen werden konnten. Obgleich nun in der lyrischen Dichtkunst sich Alles im Gefühle auflöset und zum Gefühle wird, so ist doch selbst ein lebhaftes Gefühl zum lyrischen Dichter nicht hinreichend, und nicht jeder Ausdruck des lebhaften Gefühls in Versen ein lyrisches Gedicht zu nennen, wie so Viele meinen, welche sich deshalb für die lyrische Poesie am meisten geeignet glauben. Ueberhaupt hat man den auf das Wesen der lyrischen Poesie gegründeten Satz: die lyrische Poesie soll das innere Leben und Gefühl des Dichters (d. i. das harmonische, poetische Gefühl) darstellen, von jeher in die falsche Behauptung umgekehrt, der lyrische Dichter (wofür sich Jeder hält, der mit einiger Leichtigkeit im Gebrauche der poetischen Sprache ein lebhaftes Gefühl verbindet, oder irgend einmal ein lebhaftes Gefühl in sich wahrnimmt) sollte sein subjectives Leben oder sein Gefühl darstellen. Es fragt sich also, in wiefern ist das Gefühl poetisch zu nennen? Ein solches muß, zufolge der Natur des Kunstwerks, in sich selbst harmonisch, und nicht nur würdig sein, in der Sprache aufbewahrt zu werden, sondern sich auch durch eigenthümlichen und schönen Lauf der Rede, und in einer reichen Mannichfaltigkeit von Gedanken und Bildern selbstständig aussprechen. Durch ersteres wird gefordert, daß ein bestimmtes Gefühl das herrschende sei, gleichsam der Grundton, aus welchem sich die Empfindungsreihe entwickelt, und daß es nichts Widerstreitendes in sich enthalte, was mit der zum Grunde liegenden Stimmung unvereinbar wäre, daß es mithin des Gegenstandes, welcher es veranlaßte, würdig, demselben sowohl der Art, als dem Grade nach entsprechend (nicht matt oder überspannt) sei, eine Reihe von Anschauungen hervorrufe, welche dazu dienen, die innere Stimmung zu schildern, und daß es den durch die Sprache dargestellten Gedanken ganz durchdringe. Dieses Gefühl aber in allen anschaulichen Beziehungen des Gedankens auszudrücken, dasselbe in der Bewegung der Worte (Rhythmus), und ihrem entsprechenden Klange gleichsam äußerlich zu machen und entsprechend darzustellen, so daß es nicht blos als das Gefühl des Einzelnen, sondern als das Gefühl des vollenderen Menschen erscheine, ist nur dem Genius möglich, und man kann in dieser Beziehung das lyrische Gedicht die in der Sprache festgehaltene Stimmung des genialen Dichters, als solchen nennen; daher auch nichts so sehr, als eine Reihe oder Sammlung lyrischer Gedichte, das innere Leben eines Dichters schildert. Aus der Natur des Gefühls ergibt sich der beschränktere Umfang des lyrischen Gedichts, so wie der Wechsel und die größte Mannichfaltigkeit des Styls und Rhythmus, welche sich in den tausendfältigen lyrischen Versarten, in der kühnern Gedankenverbindung und in der Eigenthümlichkeit lyrischer Bilder an den Tag legt. So mannichfaltig sich nun das Gefühl poetisch äußern kann, so mannichfaltig ist das lyrische Gedicht; zunächst aber offenbart sich das Gefühl, und am reinsten in der Gegenwart; mittelbarer, wenn es als Vergangenes durch die Reflexion modificirt erscheint. Hiernach

könnte man die Lyrik in die reinlyrische Poesie, wozu der Hymn (bei uns größtentheils eine religiöse Ode), die Ode und das Lied gehören, an welche sich mehrere poetische Formen der Italiäner und Spanier anschließen, und in die elegische eintheilen, an welche sich das Epigramm im Sinne der Griechen, und mehrere sogenannte didactische Gedichte anschließen. Siehe hierüber den besondern Artikel. T.

Lysander, der berühmte lacedämonische Feldherr, welcher den peloponnesischen Krieg durch die Eroberung Athens beendigte. In der Freiheit, Thätigkeit, dem Ehrgeize und durchdringenden Scharfsinne des Themistocles vereinigte er die Biegsamkeit und das einschmeichelnde Wesen des Alcibiades; nur hatte er vor diesem den Vorzug, daß er die Gunst der Großen und Mächtigen eben so leicht zu gewinnen und länger zu erhalten wußte, als jener die Herzen der Weiber und des Pöbels. Sein Grundsatz war: ohne Bedenken das Wohl des Vaterlandes seinem eigenen Ehrgeize aufzuopfern. Wer sein Freund war, den suchte er durch Aufbieten aller seiner Kräfte zu heben, so wie er auf der andern Seite auch nichts sparte, um seinen Feind zu stürzen. Gerechtigkeit und Wahrheit waren ihm leere Worte, die nur Werth durch ihre Nützlichkeit erhielten, und welche er ohne Scheu vernachlässigte, sobald sie anfingen, ihm schädlich zu werden. Er pflegte zu sagen, daß man sich da, wo man in der Löwenhaut den vorgesetzten Zweck nicht zu erreichen vermöge, des Fuchspelzes bedienen müsse. Seine Politik kannte nur zwei Mittel: Gewalt und Betrug. Am Hofe des jüngern Cyrus, wo er sich eine Zeitlang aufhielt, ertrug er den empörenden Stolz der asiatischen Satrapen ohne Murren; gleich darauf ließ er die Griechen die nämliche Verachtung erfahren. Sein Haß war unversöhnlich und seine Rache fürchterlich. Dieser Mann, dessen herrschende Leidenschaft der Ehrgeiz war, zertrümmerte das mächtige Athen und faßte den Plan, sein Vaterland auf den höchsten Gipfel zu heben, um dann über dasselbe herrschen zu können. Um diesen Zweck zu erreichen, benutzte er alle ihm zu Gebote stehende Mittel, und es gelang ihm, eine Flotte zusammen zu bringen, mit welcher er die Flotte der Athenienser schlug, die dabei funfzig Schiffe einbüßten. Lysander hatte sich durch diesen Sieg in großes Ansehen gesetzt, war aber auch äußerst thätig, dasselbe durch verschiedene Ränke noch mehr zu vergrößern. Als daher sein Nachfolger im Commando, Callicratidas, die unglückliche Schlacht bei Arginusä gegen den Athenienser Conon, und dabei zugleich sein Leben verloren hatte, wurde dem Lysander, wider die in Sparta eingeführte Gewohnheit, zum zweiten Male der Oberbefehl über die Flotte aufgetragen. Er suchte die der spartanischen weit überlegene athenienſische Flotte auf, die auf der Rhede von Aegos Potamos vor Anker lag, und überfiel sie in einem Augenblicke, wo die Athenienser ganz sorglos waren. Von der ganzen athenienſischen Flotte retteten sich nur neun Schiffe: eines, welches die Nachricht von der Niederlage nach Athen brachte, und acht andere, mit welchen der athenienſische Admiral Conon zum Evagoras nach Cypern entfloh. Die übrige Flotte fiel fast ohne Schwertstreich in die Hände der Spartaner, und Lysander lief triumphirend mit ihr in den Hafen von Lampsacus ein. Alle Gefangene, deren Zahl sich auf 3000 Mann belief, ließ er nebst ihren Feldherren ermorden, weil sie die Mannschaft zweier corinthischen Schiffe von einem Felsen gestürzt und den Beschluß gefaßt hatten, allen gefangenen Peloponnesern die rechte Hand abzuhauen. Als nun nach dieser entschiedenen Niederlage

alle Bundesgenossen der Athenienser zu den Spartanern übergegangen waren und er in allen Städten und Inseln, die sich ihm ergeben hatten, die Demokratie abgeschafft und an deren Stelle die Oligarchie eingesetzt hatte, erschien er mit einer Flotte von 180 Schiffen vor Athen und sperrte es von der Seeseite, während Agis und Pausanias mit einem mächtigen Heere dasselbe von der Landseite einschlossen. Als die Hungersnoth in der Stadt aufs höchste gestiegen war, ergaben sich die Athenienser, und verloren ihre Unabhängigkeit; doch mußten sie sich selbst noch glücklich schätzen, daß nicht, wie die spartanischen Bundesgenossen verlangten, ihre Stadt zerstört wurde. Aber es begann nun durch die Einsetzung der dreißig Männer eine mit der schrecklichsten Tyrannei verbundene Oligarchie. Lysander kehrte nach Lacedämon zurück, wo er, ob man gleich seinen Charakter und sein Verfahren an sich zu würdigen wußte, dennoch durch den Glanz seiner Siege, durch seine außerordentliche Freigebigkeit und durch seine scheinbare Uneigennützigkeit sich einen solchen Anhang verschaffte, daß er, wo nicht dem Namen, doch der Sache nach, das eigentliche Oberhaupt von ganz Griechenland wurde. Da er nun auch ungeheure Summen Geldes und einen unermeßlichen Schatz von Kostbarkeiten, ganz gegen Lycurgs Gesetze nach Sparta brachte; so wurden dadurch von nun an die eigenthümlichen spartanischen Tugenden zu Grabe getragen und allen Arten von Lastern die Thore geöffnet. Endlich beschloß Lysander, den schon längst gefaßten Plan, die Verfassung seines Vaterlandes umzustürzen, ins Werk zu setzen. Er wollte nämlich die Thronfolge nicht allein auf alle Heracliden, sondern sogar auf alle eingeborne Spartaner auszudehnen, und dann sich selbst auf den Thron zu setzen suchen. Da dieser Zweck durch offene Gewalt nicht erreicht werden konnte; so nahm er seine Zuflucht zum Betruge: Apollo selbst sollte erklären, Sparta könne nur dann vor künftigen Unglücksfällen gesichert sein, wenn es die Tugendhaftesten unter seinen Mitbürgern zu Königen wählte. Aber in dem Augenblicke, wo im Tempel zu Delphi der Betrug gespielt werden sollte, trat einer von den Priestern, aus Furcht vor den Folgen, zurück, und der ganze Plan Lysanders scheiterte, ob er gleich erst nach seinem Tode durch einen von ihm selbst geschriebenen Entwurf entdeckt wurde. Lysander ward nachher als Anführer im böotischen Kriege in einem Gefechte von den Feinden erschlagen. Sein Andenken wurde in Sparta in Ehren gehalten: denn, blind gegen seine großen und abscheulichen Verbrechen, hielt man ihn blos deshalb für einen tugendhaften Spartaner, weil er sich selbst nie bereichert, sondern immer in strenger Armuth gelebt hatte. Plutarch hat sein Leben beschrieben.

Lysias, ein berühmter athenienſischer Redner, lebte zwischen der achtzigsten und hundertsten Olympiade (um 458 v. Chr.) Sein Vater war der Redner Cephalus, von dem Plato im Anfange seiner Republik eine so vortreffliche Beschreibung macht. Kurz nach seines Vaters Tode kam Lysias in seinem funfzehnten Jahre nach Thurium in Großgriechenland, wo er sich von den beiden Syracusanern, Nikias und Tisias, in der Beredsamkeit und Philosophie unterrichten ließ. Er ließ sich darauf gänzlich in Großgriechenland nieder und ward daselbst mit zur Verwaltung der Republik gezogen, bis man ihn, nach der in Sicilien erlittenen Niederlage der Athenienser nebst mehrern derselben aus Großgriechenland verwies. Als er hierauf nach Athen zurückgekehrt, aber auch von dort durch die dreißig Tyrannen bald verwiesen war, ging er nach Megara. Bei Wiederherstellung

der Freiheit bewies er sich in Athen sehr thätig, indem er einen grossen Theil seines Vermögens für das allgemeine Beste opferte, dafür aber nicht einmal das Bürgerrecht zu Athen erhalten konnte. Anfangs gab er in der Redekunst Unterricht, da er aber hierin von dem Theodorus übertroffen wurde, so fing er an, Reden für Andere zu schreiben, deren er nach und nach mehr als 200, nach Andern sogar 400 verfertigte, von denen aber nur 223 für ächt gehalten wurden. Er übertraf in denselben alle Redner seiner Zeit und konnte nur von wenigen seiner Nachfolger übertroffen werden. Insbesondere ist seine scheinbare Leichtigkeit fast unnachahmlich. Dionysius rühmt die Reinheit, Klarheit, Gedrängtheit und Schicklichkeit seines Ausdrucks, seine durch die höchste Kunst natürlich und kunstlos scheinende Wortstellung, seine Kenntniß und lebendige Darstellung der Menschen in ihren natürlichen Eigenheiten, vor allen aber seine unbeschreibliche und unnachahmliche Anmuth. Nach eben demselben war er in den gerichtlichen Reden am glücklichsten; auch preisen die alten Kritiker die Magerkeit (dies ist ihr Ausdruck) seines scharfen, gewählten, lieblichen und kurzen Ausdrucks, als ein vollendetes Beispiel des nüchternen attischen Styls in der Beredsamkeit. Denn der gesunde Geschmack der Athener verbannte mit Recht alle unnütze Pracht und unzweckmäßige Schwulst. Uebrigens ist Lysias in den panegyrischen Reden nach dem Urtheile desselben Dionysius ungleich schwächer und sein Bestreben, erhaben und prächtig zu sein, will ihm hier nicht ganz gelingen. Da wir von diesen Reden nur noch eine, den sogenannten Epitaphios, übrig haben, dessen Aechtheit bezweifelt wird, so können wir davon nicht sicher urtheilen. Von seinen Reden, deren vollständiges Verzeichniß man in Fabric. Bibl. Gr. II. S. 762 findet, sind nur vier und dreißig auf uns gekommen, welche von Taylor, London 1736. 4. und Cambridge 1740. 8., von Auger, Paris 1783. 2 Bde. 8. und von Reiske (in der Sammlung der Redner) herausgegeben worden sind. Zwei derselben findet man übersetzt in Wielands attischem Museum, 1. Bd. 2. St.

Lysimachus, der Sohn des Agathokles, eines berühmten Feldherrn und Freundes des Alexanders, erhielt nach des letztern Tode, bei der Vertheilung der eroberten Länder, die Statthalterschaft von Thracien. Da sich aber die Einwohner seinem Einmarsche mit Hartnäckigkeit widersetzten, so mußte Lysimachus diese Statthalterschaft erst erobern. Er erbaute nachher die Stadt Lysimachia auf dem thracischen Chersones, nahm, nach dem Beispiele der übrigen Feldherren Alexanders, den königlichen Titel an, und verband sich mit einigen derselben gegen Antigonus, der die von Alexander in Asien eroberten Länder sich unterworfen hatte. Nach der Schlacht bei Ipsus in Phrygien, welche dem Antigonus das Leben und seine Länder kostete, besetzte Lysimachus ganz Kleinasien, das eigentliche Cappadocien und alle Provinzen, die innerhalb des Taurus und Antitaurus lagen. Lysimachus begann nun, die an Thracien grenzenden Völker zu bekriegen und durch ihre Länder seine Provinz zu erweitern. Mit einigen glückte es, als er jedoch die jenseit der Donau wohnenden Geten unterjochen wollte, fiel nicht nur erst sein Sohn, sondern endlich auch er selbst, durch die Verrätherei eines Ueberläufers, in ihre Gefangenschaft. Er mußte sich mit seinem ganzen Heere ergeben, und erwartete seinen Tod, welchen die Barbaren mit lärmenden Geschrei von ihrem Könige verlangten. Dieser handelte jedoch edler, als der eroberungssüchtige Lysimachus hoffen durfte. Er ließ nämlich den Gefan-

jenen kostbar auf griechische Weise und aus dessen eigenem prächti-
gen Hausgeräthe speisen, während er nur geringe Kost aus irdenen
und hölzernen Gefäßen verzehrte. Und als er nach geendigter Tafel
den gefangenen König gefragt hatte, welche Mahlzeit ihm vorzügli-
cher dünke, die der Geten oder die seinige, ermahnte er ihn zum
Frieden gegen ein Volk, bei dem so wenig zu gewinnen sei, gab
ihm seine Rechte, nannte ihn seinen Freund und entließ ihn ohne
Lösegeld. Ein so großmüthiges Benehmen mußte auch auf einen ty-
rannischen Eroberer, wie Lysimachus war, Eindruck machen: er gab
dem Könige der Geten die jenseit der Ister eroberten Länder zurück,
schloß einen Friedem mit ihm und gab ihm seine Tochter zur Ehe.
Von der Zeit an ward die Macht des Lysimachus immer ausgedehnter,
und er würde vielleicht seine Länder bis an seinen Tod in Ruhe beses-
sen haben, wenn nicht seine eigenen Familienverhältnisse dem Reiche
und endlich auch ihm selbst den Untergang zugezogen hätten. Er
hatte sich nämlich, aus staatsklugen Rücksichten, von seiner ersten Ge-
mahlin geschieden und Arsinoe, eine Tochter des Ptolemäus geheira-
thet, welche ihn zu mancherlei Thorheiten, und endlich sogar zur Er-
mordung seines Sohns Agathokles aus der ersten Ehe verleitete, um
ihren eigenen Kindern den Thron zu verschaffen. Agathokles hatte,
seines vortrefflichen Charakters wegen, viel und bedeutende Freunde
gehabt; diese schwuren dem grausamen, schwachen Lysimachus Rache.
Sie flohen zum Seleucus und reizten diesen zum Kriege gegen ihn
auf. Seleucus eroberte, fast ohne Schwertstreich, ganz Kleinasien.
Bei Corupedion in Phrygien kam es zwischen ihm und Lysimachus zu
einem Haupttreffen, in welchem dieser zwar einen tapfern Widerstand
leistete, aber am Ende völlig geschlagen wurde, und sogar gar sein
Leben (282 v Chr. in seinem 74. Jahre) einbüßte.

Lysippus, ein berühmter Bildhauer von Sycion, lebte um
das J. 330 v. Chr. und war ein Zeitgenosse Alexanders des Großen.
Dieser schätzte seine Künstlertalente so sehr, daß er sich nur von ihm
in Erz gießen, so wie nur von dem Apelles mahlen lassen wollte. Ly-
sippus war anfangs ein Kupferschmidt, und widmete sich erst nachher
der Bildhauerkunst. Der Mahler Eupompus, den er befragte, welche
Meister er zu seinen Vorbildern wählen sollte, wies ihn auf die Na-
tur. Seine Porträtstatuen waren mit weit mehr Eleganz gear-
beitet, als die seiner Vorgänger: die Körper schlanker, die Köpfe klei-
ner, die Haare flüchtiger, natürlicher und feiner; auch vermied er al-
les Eckige und Scharfe, und suchte den Theilen mehr Rundung und
Weichlichkeit zu geben. Er pflegte von sich zu sagen, er bilde die
Menschen, wie sie ihm zu sein schienen; seine Vorgänger aber,
wie sie wirklich wären. Auch die kleinsten Theile arbeitete er mit
der größten Sorgfalt aus. Ob er auch Werke aus Marmor verfer-
tigt hat, ist nicht bekannt; aber der ehernen Werke waren viele von
ihm vorhanden, und die Anzahl der letztern wird von Plinius auf
310 angegeben. Die merkwürdigsten sind: ein sich im Bade Reiben-
der (Apoxyomenus); mehrere Alexanderstatuen, in denen er diesen
Fürsten von seiner Kindheit an in verschiedenen Situationen darge-
stellt hatte; eine Gruppe von Satyrn, welche sich zu Athen befand;
Alexander und seine Freunde, eine Anzahl von Bildsäulen, welche
mit den Originalen die größte Aehnlichkeit gehabt haben sollen; ein
Jupiter zu Tarent, von colossalischer Größe, vierzig Cubitus hoch.
Das Gleichgewicht dieser Statue war so vollkommen getroffen, daß

man sie mit einer Hand bewegen konnte, und der größte Stu
nicht im Stande war, sie umzustoßen.

Lyttelton (George Lord), Sohn des Ritters Thomas, ge
17. Jan. 1708 zu Hagley, in der Grafschaft Worcester, gab sch
von früher Jugend an ungewöhnliche Talente zu erkennen. Sc
erwarb er sich durch seine poetischen Briefe, durch sein
Fortschritte in der Liebe und durch einige Poesien ei
literarischen Ruf. Nachdem er von seinen Reisen nach Frankre
und Italien zurückgekehrt war, trat er in das Unterhaus und zeig
sich von nun an als einen der eifrigsten Anhänger der Oppositio
Er widersetzte sich dem Antrage, eine stehende Armee zu halte
unterstützte den Vorschlag, Walpole aus dem Ministerium zu entfer
nen, und ward 1733 Secretär des Prinzen von Wales, der damals
entfernt vom Hofe lebte. Nachdem er aber 1744 zum Lord der
Schatzkammer ernannt worden war, änderte er sein politisches Sy
stem und unterstützte von nun an die Plane des Hofes und des Mi
nisteriums. Seine politischen Beschäftigungen entfernten ihn jedo
nicht ganz von ernstern und wichtigern Arbeiten. Von Jugend a
der Sittenverderbniß junger Wüstlinge hingegeben, hatte er lan
Zeit an den Grundwahrheiten der christlichen Religion gezweife
Dieser Zweifel trieb ihn zur selbstthätigen Betrachtung der heilig
Wahrheiten des Christenthums. Im Jahre 1747 gab er, als Frucht
seines eifrigen unermüdeten Studiums, seine Bemerkungen
über die Bekehrung und das Apostelthum des heili
gen Paulus heraus, ein Werk, dem der Unglaube selbst nichts ande
ter vorwerfen kann, als daß es zu weitläufig ist. Er ward nachhe
zum Schatzmeister und zum geheimen Cabinetsrath ernannt, ver
tauschte aber diese beiden Aemter gegen die Stelle eines Kanzlers
Ungefähr um diese Zeit gab er seine geistreichen Todtengespräc
che heraus, welche mehr augenblicklicher Erguß in Stunden der Er
holung, als Frucht des Nachdenkens waren, und zu ihrer Zeit mit
großer Begierde gelesen wurden. Als gegen das Ende der Regierung
Georgs II. das unglückliche Beginnen des Krieges die Auflösung
des Ministeriums nöthig machte, ward er zwar auch seiner Stelle
entsetzt, aber 1757 durch die Würde eines Lords für seinen Verlust
entschädigt. Sein letztes literarisches Werk war die Geschichte
Heinrichs II., auf deren Ausarbeitung er zwanzig Jahre verwen
det hatte. Von 1755 bis 1767 erschienen drei Ausgaben der ersten
ersten Theile des Werks, das Ende desselben ward endlich 1771 ge
druckt. Lyttelton starb 1773 den 23. Aug. in seinem fünf und sie
zigsten Jahre.

Verzeichniß

der

in diesem fünften Bande enthaltenen Artikel.

J

Jason Seite 1
Ibarra (Joachim) —
Iberien 2
Ibycus —
Icarus, s. Dädalus —
Ich 3
Icon, (Ikon) —
Ida —
Idalium 4
Ideal, Idealisch —
Ideal-Geld —
Ideal-Münze 6
Ideal-Real-Münze —
Idealisiren 8
Idealismus 9
Idee 10
Identität —
Identitätssystem, s. Schellingsche Philosophie 11
Ideologie —
Idioelectrisch, s. Electricität —
Idioma, s. Idiotikon —
Idiosynkrasie —
Idiotikon —
Idiotismus 12
Idololatrie —
Idomeneus —
Idria —
Iduna, Idunna, s. Nordische Mythologie 13

Idylle Seite 13
Iferten, s. Yverdün —
Iffland, (August Wilh.) 14
Ignaz von Loyola, s. Jesuiten —
Ikonographie, s. Icon 17
Ikonoklasten, s. Bilderstürmer —
Ikonologie, s. Bilderlehre —
Iliade, Ilias, s. Homer —
Ilithyia —
Ilium —
Illuminatenorden 18
Illusion —
Illyrier, Illyrien 20
Iman 21
Imaus 24
Imbert (Barthel.) —
Immatriculation —
Immediatstände 25
Immensurabel, s. Incommensurabel —
Immunität —
Impanation, s. Transsubstantiation —
Imperativ, s. Categorien und Kant —
Impfen —
Imperator —
Impost —
Imprägnation 26
Improvisatoren —

Imputation, s. Zurechnung Seite 29
Inachus —
Inca, s. Peru —
Inceſt, s. Blutſchande —
Inchbald (Eliſ.) —
Inclination —
Incommenſurabel 30
Incubus, s. Alp
Incunabeln —
Independenten, s. Anglicaniſche Kirche —
Inder —
Indicativ —
Indien —
Indifferentismus 36
Indigenat 38
Indigo —
Indirecte Abgaben 39
Indiſche Literatur —
Indiſche Mythologie und Religion 45
Indiſche Sprachen 59
Individuell 63
Indolenz 65
Indoſſiren 66
Induction —
Indulgenz 67
Indult —
Induſtrie —
Ines de Caſtro 68
Infamie 69
Infant —
Infantado (Herz. von) 70
Infel, s. Inful —
Inferien —
Infiniteſimalrechnung —
Influenza 71
Inful 72
Infuſions-Thierchen —
Ingenhouß (Joh.) —
Ingenieurkunſt 73
Inhalt 74
Injurie —
Innocenz —
Innung, s. Gilde 75
Ino —
Inoculation —
Inquiſition 76
Inſecten 84
Inſel 86
Inſeln der Seligen —
Inſolvenz, s. Falliment 87
Inſpiration —
Insbruck 89
Inſtanz Seite 89
Inſtinct 90
Inſtitut —
Inſtitut (National-) 93
Inſtitutionen, s. Corpus juris und Römiſches Recht 95
Inſtrument —
Inſtrumentale Arithmetik —
Inſtrumentalmuſik 96
Inſurrektion, Inſurgenten 98
Intaglien —
Integralrechnung, s. Infiniteſimalrechnung —
Intellectuell —
Intelligenz 99
Intelligenzblätter 100
Intelligibel, s. Intellectuel —
Intenſion —
Interdict —
Intereſſe 101
Interim 102
Interjectionen —
Intermezzo 103
Internuntius —
Interpolation —
Interpretation, s. Erklärung, Exegeſe, Hermeneutik —
Interpunktion —
Interregnum, s. Deutſchland 106
Intervall —
Intoleranz —
Intonation —
Intrate 108
Introduction —
Invaliden —
Inventarium —
Inversa methodus tangentium 109
Inveſtitur —
Involute —
Jo —
Jocaſte 110
Jole, s. Hercules —
Jon
Jonicus, s. Rhythmus 111
Jonien —
Joniſche Inſeln 113
Iphigenia 115
Irak Adſchemi, s. Perſien 114
Irak Arabi —
Ireland (Will. Henr.) —
Irene —
Iris 115
Irkutsk —

Irland Seite 115
Irmensäule 118
Irokesen —
Ironie 119
Irrational —
Irregulär —
Irresein —
Irritabilität 123
Irrlicht —
Irrthum 124
Isaak 125
Isabelle von Castilien 126
Isabey 127
Iselin (Isaak) —
Isenburg 128
Iserlohn 129
Isidorus —
Isis —
Istetafel 131
Islam —
Island —
Isle de France 132
Ismaeliten 133
Ismail 134
Isocrates —
Isoliren 136
Ispahan —
Israel und Israeliten, s. Jacob und Hebräer —
Istakar, s. Persepolis —
Istambol, s. Constantinopel —
Isthmische Spiele —
Isthmus —
Istria 137
Italien —
Italienische oder künstliche Blumen 157
Italienische oder doppelte Buchhalterei, s. Buchhalterei —
Italienische Kunst —
Italienischer Gesang 166
Italienische Musik —
Italienische Poesie 170
Italienische Sprache 178
Italienisches Theater 179
Italienische Literatur und Gelehrsamkeit 182
Ithaca 198
Itys —
Irion —

J, (Jod) 199
Jackson (Fr. James) —
Jacob —
Jacob I. Seite 202
Jacob II. 203
Jacob III. 204
Jacobi (Joh. Georg) 206
Jacobi (Frd. Heinr.) 207
Jacobiner 208
Jacobinerorden, s. Dominicaner 216
Jacobiten —
Jacobson (Israel) 217
Jagd, Jägerei 218
Jahn (Fr. Ludw.) 224
Jagellonen, s. Polen 226
Jahr —
Jamaica 228
Jamblichus —
James (St.) —
Janitscharen 229
Jansen, Jansenisten 230
Januarius (der heil.) 234
Janus —
Japan, Japaner 235
Jargon 240
Jaspis —
Jassy —
Java 241
Jeanne d'Arc 242
Jeddo, s. Japan 246
Jefferson (Thomas) —
Jehova 248
Jemappe, s. Gemappe —
Jena —
Jena (Schlacht bei) 249
Jenner (Eduard) 252
Jenny-Maschinen 254
Jeremias —
Jericho 255
Jersey s. Guernsey —
Jerusalem (Abt) —
Jerusalem (Stadt) 256
Jesaias 258
Jesuaten 259
Jesuiten —
Jesus Christus 272
Jesus Sirach, s. Sirach 275
Joachim I. und Joachim II. s. Brandenburg —
Joachim Mürat, s. Mürat —
Joachimsthaler —
Jochbrücke —
Jöcher (Christ. Gottl.) —
Johann von Leiden, s. Wiedertäufer —
Johann von Schwaben, s. Johannes Parricida —

Johann der Beständige s. Sachsen - Seite 275
Johann Friedrich der Großmüthige, s. Sachsen —
Johann Georg der I. II. III. IV. s. Sachsen —
Johann ohne Land —
Johann Adolph 276
Johann (Bapt. Jos.) 278
Johann Sobieski 280
Johann VI. 281
Johanna, die Päpstin, s. Päpste 283
Johanna von Orleans, s. Jeanne d'Arc —
Johannes der Täufer —
Johannes der Evangelist —
Johannes Parricida 284
Johannes Secundus 285
Johannisberg 286
Johanniter-Ritter —
John Bull, s. Bull 289
Johnson (Benj.) —
Johnson (Samuel) 290
Jomelli (Nicolo) 292
Jomini (Bar. Henr.) 293
Jones (Sir William) 294
Jones (Inigo) 296
Jongleurs —
Jordan —
Jordan (Camille) —
Jornandes 297
Joseph —
Joseph I. 299
Joseph II. —
Josephus Flavius 302
Jourdan (Jean Bapt.) 303
Journal, s. Buchhaltere 304
Journale 305
Jouy (Flecken) —
Jouy (Vic. St. de) —
Joyeuse Entrée 306
Juba 307
Jubeljahr —
Jubiläum —
Juchten —
Juda —
Judas Makkabäus, s. Juden —
Judäa, s. Palästina —
Jude, (der ewige) —
Juden 308
Judenschule, s. Synagoge 314
Jüdeln —
Juften, s. Juchten —
Jugurtha Seite 314
Julia 317
Julianus (Flav. Claud.) 318
Julianischer Calender, s. Calender 321
Julianus Romanus —
Julius Cäsar, s. Cäsar 322
Jung (Joh. Heinr.) —
Jünger (Joh. Friedr.) 323
Jungfrau von Orleans, s. Jeanne d'Arc 324
Junius (Briefe des) —
Juno 326
Junta 328
Jupiter 330
Jura 335
Jurisprudenz —
Jury —
Jussieu (Ant. und Bern. de) 339
Justinianus I. 340
Justinus 341
Justitia 342
Justitium —
Justizhoheit —
Jüterbogk, s. Dennewitz 343
Jütland, s. Dännemark —
Juvenalis (Dec. Jun.) —
Juventa —
Jynx —

K

Kaaba, s. Mecca 344
Kabel —
Kabeljau —
Kabris (Joseph) —
Käfer 345
Kaftan —
Kain (Le), s. Lekain —
Kaiser —
Kaiserslautern 346
Kakerlaken —
Kaland 347
Kaleidoscop —
Kalif, Kalifat 348
Kalk 350
Kalkmahlerei, s. Freskomahlerei 351
Kalkreuth (Gr. von) —
Kalligraphie 358
Kalliope —
Kallisto 359
Kallugie —
Kalmar —

Kalmäuser Seite 359
Kalmücken —
Kälte 360
Kalypso 361
Kammer, Kammeralwissenschaft u. s. w., s. Cammer, Cameralwissenschaft u. s. w. —
Kämpfer (Engelb.) 362
Kamtschatka —
Kanonen, s. Canonen 363
Kant (Immanuel) —
Kanzlei 369
Kapital 371
Kapitalrente 372
Kapitalstoff, s. Lebendiges Kapital 373
Kapitalsteuer —
Kapudan-Pascha 374
Karamsin —
Karat —
Karfunkel, s. Carbunkel —
Karlstadt —
Karnieß, s. Säule 376
Kärnthen —
Karschin (Anne Louise) —
Kartenspiel 377
Kartoffeln, s. Erdäpfel —
Kassiopeja 378
Kastenvogt —
Kästner (Abrh. Gotth.) —
Katafalk, s. Castrum doloris 379
Katharer —
Katalecticus 381
Katapult, s. Geschütz —
Kataract —
Katastrophe —
Katt, s. Friedr. II. —
Katzbach, (Schlacht an der) —
Kauf und Verkauf 382
Kauffahrteischiff 384
Kaufmann —
Kaufmann (Angelica) —
Kaufmann (Joh. Gottf. u. Fr.) 385
Kaufmännisches System, s. Merkantilsystem 386
Kaufungen, s. Kunz von Kaufungen —
Kaunitz (Fürst von) —
Kauscher 389
Kausticität, s. Aetzkraft —
Kaustik, s. Aetzkunst —
Kaustisch —
Kaviar —
Kayster Seite 389
Kegel —
Kehl 390
Keil —
Keilschriften —
Keim 391
Keiser (Reinhard) —
Keith (Jacob von) —
Keith (Lord) 392
Kelâno 393
Keller (Joh. Balth.) —
Kellermann (Frz. Chrst.) —
Kemble (John Phil.) 395
Kempelen (Wolfg. von) —
Kempis, s. Thomas a Kempis —
Kennicott (Benj.) —
Kent (Herz. v.) 397
Keppler (Johann) —
Kerguelen Tremarec (von) 399
Kesselsdorf —
Kette, s. Messungen —
Kettenbruch —
Kettenrechnung —
Ketzer 400
Keuchhusten 401
Kew 402
Kiel (Stadt) —
Kiel —
Kienlong 403
Kiesel 404
Kilogramm, s. Gramme —
Kind, Kindheit, s. Alter —
Kind (Joh. Frdr.) —
Kinderkrankheiten 405
Kindermord, s. Mord —
Kings-Bench, s. Bench —
Kingsbergen (Ritter van) —
Kingston (Herzogin von) 406
Kiosk 407
Kiow —
Kirche —
Kirchenagende 409
Kirchenbann —
Kirchenbuße 410
Kirchengesang —
Kirchengeschichte —
Kirchengesetze 411
Kirchenjahr —
Kirchenmusik —
Kirchenraub 414
Kirchenrecht, s. canonisches Recht —
Kirchensatzungen —
Kirchenspaltung, s. Schisma —

Kirchenstaat Seite 415
Kirchenstrafen 416
Kirchenväter 417
Kirchenversammlung, s. Concilium 418
Kirchenzucht —
Kirchsprengel, s. Diöces —
Kirchweihe —
Kircher (Athanasius) —
Kirchgeßner (Mariane) 419
Kirgisen 420
Kirnberger (Joh. Phil.) —
Kislar-Aga 421
Klafter —
Klagen und Einreden 422
Klang 423
Klangfiguren —
Klaproth (Mart. Heinr.) 424
Klaproth (Heinr. Julius v.) —
Kleanthes 425
Kleist (Ew. Chr. von) 426
Kleist (Heinr. von) 427
Kleist von Nollendorf 428
Klerus 430
Klinger (Ferd. Max. v.) 431
Klippfisch, s. Kabeljau 433
Klokenbring (F. A.) 434
Klopstock (Fr. Gottl.) —
Kloska 437
Klöster —
Klostergelübde 441
Klotz (Chr. Adolph) —
Kluft, s. Gang 442
Klugheit —
Knall 443
Knappe, s. Schildknappe 444
Knechtschaft —
Knees 446
Kneller (Gottfr.) —
Knigge (Freiherr v.) 447
Knight 448
Knipperdolling, s. Wiedertäufer —
Knittelverse 449
Knobelsdorf (Freih. von) —
Knochen —
Knorpelthiere, s. Amphibien 450
Knoten —
Knotenlinie 451
Knox (Johann) —
Kobalt, Kobold 454
Kobold 455
Kochkunst —
Kochsalz, s. Salz 456
Kohle —
Kolon, s. Interpunktionszeichen Seite 457
Kollyridianerinnen, s. Maria —
Kolontay (H.) —
Kolophon 458
Komisch —
Kommerzielle Production 459
Komödie, s. Schauspiel 460
Komorn 461
König —
Königsberg 462
Königsmark (Gräfin v.) 463
Königsstuhl 464
Königstein —
Königswasser, s. Scheidewasser —
Konopka (Joh.) —
Konstanz, s. Costnitz —
Kopf —
Kopfsteuer 466
Koppeljagd —
Koppelwirthschaft, s. Ackerbau —
Korallen —
Kork 467
Kornbrantewein —
Körner (Theodor) 468
Kornhandel 471
Korn-Magazine 473
Kornmangel 475
Kornvereine 476
Kornbill 477
Körper 483
Korybanten —
Kos oder Koos 484
Kosacken —
Kosegarten (Lud. Theob.) 487
Kosciuszko (Thadd.) —
Kothe 491
Köthen —
Kotzebue (A. F. F. von) 492
Kotzebue (Otto von) 495
Kotzeluch (Leop.) —
Kraftmehl, s. Mehl 496
Krahn —
Krain —
Krake (Seekrabbe) —
Krampf 497
Krankenhäuser —
Krankheit 498
Krasinski (Winz. Graf) 500
Krater, s. Vulkane —
Kräuterabdrücke —
Kräuterkunde 50[illegible]
Krebs —

Kreide Seite 501
Kreis 502
Kreml —
Kretinen 503
Kretschmann (Carl Fr.) —
Kreutzer (Rudolf) 504
Kreuz —
Kreuzbulle, s. Cruzada 505
Kreuzen —
Kreuzes (Orden des eisernen) s. Preußen —
Kreuzfahrer, s. Kreuzzüge —
Kreuzherren —
Kreuzzüge —
Krieg 508
Kriegsbaukunst, s. Ingenieurkunst —
Kriegsgefangene —
Kriegsgesetze 510
Kriegsgott, s. Mars, Bellona 511
Kriegskunst —
Kriegsrecht, Kriegslasten, Kriegsschäden 514
Kriegsschiffe —
Kritik 515
Kritik der reinen Vernunft, s. Kant 517
Kritische Philosophie, s. Kant u. Philosophie —
Krone 518
Kronion, s. Jupiter 519
Kronus, s. Saturnus —
Kronwerk, s. Außenwerk —
Kropf —
Krummacher (Dr. Fr. Ad.) —
Krüdener (Juliane von) 520
Krümmung 523
Krünitz (Joh. Georg) —
Krusemark (Bar. von) 524
Krusenstern (A. J. Ritter von) 525
Ktesiphon 527
Kuff, Kuffschiff 528
Kugel —
Kugeldreieck —
Kügelgen (Gerh. von) —
Kuh (Ephr. Moses) 531
Kuhblattern 532
Kuhlmann (Quirinus) —
Kulichan (Tahmasp) —
Kuma 533
Kunkellehn —
Kunst, Künste —
Kunstausstellung, s. Ausstellung 543
Kunstbildung Seite 543
Kunstfertigkeit, s. Virtuosität 544
Künstler, s. Kunst —
Kunstreisen —
Kunststraßen 547
Kunsttriebe 548
Kunstwerk, s. Kunst —
Kunstwort —
Kunz von Kaufungen 549
Kunzen (Fr. Lud. Emil) 551
Kupfer 552
Kupferdruck —
Kupferstecherkunst 553
Kuppel 555
Kurakin (Fürst Alex.) 556
Küraß —
Kurbel —
Kurilische Inseln —
Kurzsichtig 557
Kutsche 558
Kutusow (Fürst) 559
Kur, Kure 561
Kyau (Fr. Wilh. Freih. v.) —

L

Laar (Peter von) 562
Lavé (Louise) —
Labédoyère 563
Labesnardière (Chev. de) 564
Labrador —
Labyrinth 565
Laçaille, s. Caille —
Lacedämon, s. Sparta —
Lacépède (Graf) —
Lachen 566
Lächerlich —
Lachesis, s. Parcen 567
Lachter —
Lackington —
Lackiren —
Laclos (de) 568
Lacretelle 569
Lacrimä Christi —
Lactantius (L. C. Fir.) —
Ladronen —
Lady —
Laërtes 570
Lafare —
La Fayette, s. Fayette —
Laffette, s. Canonen —
Lafon —

Lafond Seite 570
Lafontaine (X. H. J.) —
Lafontaine (Jean) s. Fontaine 571
Lagerbuch —
Lagerkunst, s. Castrametation —
Lagunen —
Laien 572
Lainé (J. H. J.) —
Laireſſe (Gérard de) 573
Laharpe, s. Harpe —
Lais —
Lakonien, Lakonica, Lakonismus, s. Sparta 574
Lalage —
Lalande (J. J. Le Fr. de) —
Lajos 576
Lally Tolendal —
Lama —
Lamballe (Prinzeſ. von) 578
Lambert (Joh. Heinr.) —
Lamoignon-Malesherbes 579
Lamettrie, s. Mettrie 580
Lamothe Valois (Gr. de la) —
Lampen 581
Lancaſter's und Bell's Syſtem 582
Landamman, s. Schweiz 584
Landau —
Landbau, s. Ackerbau 585
Landbaukunſt —
Landeshoheit —
Landfriede —
Landgut 594
Landcharten —
Landcultur 596
Landecker Bäder 598
Landesvermeſſung 599
Landrecht —
Landrecht (Preußiſches) 600
Landrente 602
Landſchaft 603
Landſchaftsmahlerei, s. Mahlerei —
Landſchulen —
Landſeen, s. Seen 605
Landshut —
Landſtände 606
Landſtandſchaft 612
Landſtraßen —
Landſturm, s. Landwehr —
Landtage —
Landwehr —
Landwirthſchaft 613
Länge (Geographiſche) 617
Lange (Joſeph) Seite 61
Langsdorf (Georg von) —
Lanjuinais (Graf) 62
Lannes —
Lanzette 62
Laokoon 62
Laon (Schlacht bei) 62
Laperouſe, s. Perouſe 62
Lapidarſchrift —
Lapide, s. Hippolitus a Lapide —
Lapis Lazuli —
Laplace —
Lappland 627
Larcher (Pierre Hen.) 628
Laren 629
Largo —
Larive —
La Roche, s. Roche —
La Roche Jacquelin —
Larva 630
Las Caſas (Gr. von) —
Laſcy (Feldmarſchall) 632
Laſt —
Laſter —
Laſurſtein, s. Lapis Lazuli 633
Lateiner —
Lateiniſche Sprache, s. Römiſche Sprache 634
Lateran —
Laterna magica, s. Zauberlaterne 635
Laterne, s. Kuppel —
Latium —
Latona —
Lattaignant (Abbé de) 636
Latüde (H. M. von) —
Lauchſtädt 637
Lauderdale (Lord) —
Laudon s. Loudon —
Lauenburg —
Laufgräben 638
Laugenſalze, s. Alkali —
Laune 639
Laura 641
Lauriſton —
Lauſanne 642
Lauſitz —
Laute 643
Lauterbrunnen 644
Läuterung —
Lava, s. Vulcan —
Lavalette (Gr. von) —
Lavater (Joh. Kaſp.) 650
Lavinen 655

Laviren Seite 659
Lavoisier (Ant. Laur.) —
Law (John) 660
Lazarus 661
Lazaristen —
Lazur, s. Lapis Lazuli 662
Lazzaroni —
Lazzi 663
Leander, s. Hero —
Leben —
lebendiges Kapital 664
Lebensalter, s. Alter —
Lebensdauer, s. Lebensversicherung —
Lebensfähigkeit —
Lebensluft, s. Gasarten —
Lebensmittel —
Lebensversicherung 665
Leber 666
Leberreime —
Leck 667
Lectüre —
Leda 668
Leder, s. Gerberei 669
Lee (Lei) —
Leeds —
Leere —
Legal 670
Legat —
Legaten —
Legationsrath 671
Legato, s. Wepuncten —
Legende —
Legion 672
Legion (englisch-deutsche) 673
Legiren 674
Legislation, s. Gesetz und Gesetzgebung 675
Legitimation, s. Advocat und Vollmacht —
Legitima, s. Pflichttheil —
Legitimität —
Lehnrecht 678
Lehnsstamm —
Lehnswesen —
Lehrbegriff 685
Lehrgedicht —
Lehrmethode, s. Methode 687
Lehrsatz —
Lehrstyl —
Leib 688
Leibeigenschaft —
Leibgedinge 689
Leibnitz (Freih. von) 690
Leibrenten Seite 693
Leichenöffnung, s. Section 694
Leichenhäuser, s. Beerdigung —
Leibzoll 694
Leicht —
Leichte Reiter, s. Cavallerie 695
Leichten, Leichter, s. Lichten
Leiden, s. Leyden —
Leidner Flasche, s. Flasche —
Leidenschaft —
Leihbank 696
Leihcontract, s. Darlehn 697
Lein, (Flachs) —
Leipzig 698
Leipzig (Schlachten bei) 700
Leisewitz (Joh. Ant.) 711
Leiter (electrischer), s. Electricität —
Lekain (Henri Louis) —
Lemberg 712
Lemierre (A. M.) —
Lemma —
Lemnius (Simon) —
Lemnos 713
Lemures —
Lenclos (Anne) 714
Lenhard (Dr. Jos.) 715
Lento 716
Leo, Kaiser, s. Byzantiner —
Leo I. —
Leo X. 717
Leo (Leonardo) 719
Leoben (Leuben) 720
Leonardo da Vinci, s. Vinci —
Leonidas —
Leoninische Verse 721
Leoninischer Vertrag —
Leonische Gold- u. Silberarbeiten —
Leonisten, s. Waldenser —
Leontium (Leontia) —
Leopard 722
Leopold I. —
Leopold II. 724
Leopold I. (Fürst v. Dessau) 725
Leopold (Prinz G. C. F. von Coburg) 726
Lernäische Schlange —
Lesbos 727
Lesemethoden 728
Lesueur (Jean. Fran.) 729
Lesueur (Eustache) 730
Lessing (Gotth. Eph.) 731
Leß (Gottfr.) 735
Lethe 736

Letten Seite 737
Lettern, s. Schriften 738
Lettres de Cachet, s. Cachet —
Leucas, Leucadischer Fels —
Leuchtkugeln —
Leuchtfackeln —
Leuchtthurm, s. Pharus —
Leuchten des Meers, s. Meer —
Leucippus —
Leucosyrer, s. Cappadocien 739
Leucothea, s. Ino 740
Leucothoe —
Leuthen —
Leuwenhöck (Anton v.) —
Levante —
Leyer 741
Leviten —
Leviathan, s. Hobbes —
Lexicon —
Leyden 742
Leydner Flaschen, s. Flaschen —
Leydner (Kleistisches) Vacuum —
Leyen —
Leyer 743
Leyser (Augustin v.) —
L'Hombre —
Libanon —
Libation 744
Libau —
Libell —
Libertas —
Liber —
Liberales —
Liberalität 745
Licent —
Licentiat —
Licenzen, s. Freibriefe 746
Licht —
Lichten 747
Lichtenau (Gräfin von) —
Lichtenberg (Georg Chr.) 748
Lichtstrahl, s. Licht 751
Lichtwehr (Magn. Gottfr.) —
Lictoren 752
Liebe —
Liebensteiner Bad 753
Liebesfamilie 755
Liebesmahle —
Liebwerda —
Lied 756
Liederspiel —
Liefland, s. Letten —
Lieutenant —
Ligne (C. J. Fürst v.) —
Ligny (Schlacht bei) Seite 759
Ligue 760
Lille —
Lima 761
Lindau —
Lindwurm 762
Lingam, s. Ind. Mythologie —
Linguet (Sim. Nic. Henr.) —
Linguistik 763
Linie —
Linienschiffe —
Linné (Carl v.) —
Linsengläser 767
Linth, Lintharbeiten —
Linz 768
Liparische Inseln —
Lippe 769
Lippert (P. D.) 770
Lips (J. H.) —
Lipsius (Justus) 771
Liscov (Chr. Lud.) —
Lissabon 772
Litanei 774
Lit de Justice —
Literärgeschichte —
Literatur —
Literaturzeitungen 776
Lithographie, s. Steindruck 780
Lithauen —
Litre, s. Französisches Decimalsystem 781
Littorale —
Liturgie —
Liverei 782
Liverpool —
Livia Drusilla 783
Livius (Titus) 784
Livorno —
Livre 786
Locke (John) —
Lockmann 788
Locris 789
Lodi —
Löffler (Jos. Fr. Chr.) 790
Logarithmus 791
Logau (Frhr. von) 792
Loge, s. Freimaurer —
Logik —
Logische Eintheilung 795
Logistik —
Logogryph —
Lohe —
Lohenstein (Dan. Casp. v.) —
Loire 796

Loke, s. Nordische Mythologie Seite 796
Lollharden, s. Beguinen und Brüderschaften —
Lolli (Antonio) —
Lombard, s. Leihbank 797
Lombardei —
Lombardische Schule, s. Italienische Kunst 798
Lombardus (Petrus) —
Lomonossow (M. W.) 799
London —
Londoner Bank 803
Londoner Theater 811
Longimetrie, s. Geometrie 813
Longinus (Dionysius) —
Longobarden —
Longwood 814
Longus 815
Lootse 816
Lope de Vega Carpio, s. Vega —
Lord —
Loretto —
Lorme (Marion de) —
Lorrain Claude, s. Gelée 817
Löschen, Losen —
Loth —
Löthen —
Lothringen 818
Lotus, Lotos 819
Lotterie —
Lotti (Lorenzo) 822
Loudon oder Laudon (E. G. von) —
Louisd'or 823
Louise (Kön. v. Preuß.) —
Louisenstiftung 826
Louisiana —
Loupe, s. Mikroskop 827
Loutherburg (Ph. Jac.) —
Louvet de Couvray (J. B.) 828
Louviers —
Louvois (Marq. de) —
Louvre 832
Lovelace (Richard) —
Löwe —
Löwen (Joh. Fr.) 833
Löwen (Stadt) —
Löwendal (Graf von) 834
Lowth (Robert) 835
Loyola, s. Jesuiten —
Lubeck (Bisthum) —
Lübeck (Stadt) 836
Luc (de), s. Delüc 837
Lucanus (Marc. Ann.) Seite 837
Lucas 838
Lucas von Leyden —
Lucca 839
Luccheſini (Marq. von) 840
Lucian 841
Lucian Bonaparte, s. Bonaparte (Lucian) 842
Lucifer —
Lucilius (Cajus) —
Lucina —
Luckner (Nicolas) —
Lucretia, s. Brutus 843
Lucretius (Titus) —
Lucullus (L. Licinius) —
Ludditen 845
Ludwig der Bayer —
Ludwig IX. (der heil.) —
Ludwig XIII. 847
Ludwig XIV. 848
Ludwigs XIV. Regierung 855
Ludwig XV. 857
Ludwigs XV. Zeitalter 862
Ludwig XVI. 864
Ludwig XVII. 872
Ludwig XVIII. —
Ludwig Bonaparte, s. Bonaparte (Ludw.) 887
Luft —
Luftarten, s. Gas, Gasarten —
Luftball, Luftballon, Luftmaschine, s. Aerostat —
Lufterscheinungen, s. Meteore —
Luftförmigkeit —
Luftkreis, s. Atmosphäre und Dunstkreis —
Luftperspective, s. Perspective —
Luftpumpe —
Luftröhre 888
Luftröhrenentzündung, s. Croup —
Luftspiegelung, s. Fata Morgana —
Luftsäure —
Lüge —
Lully (Gio. Batt.) 889
Luna 890
Lüneburg —
Lünel 891
Lünette —
Lüneville 892
Lunge —
Lungenprobe 893
Lupercalien, s. Pan 894

Lusiade, s. Camoens Seite 894
Lusitania, Lusitanien, s. Hispanien und Portugal 895
Lustration —
Lustspiel, s. Schauspiel —
Luther (Martin) —
Lüttich 901
Lützen 902
Lützow und die Lützowsche Freischar 907
Luxembourg (François-Henri) 909
Luxemburg (Großherzogthum) 910
Luxus —
Luynes (Charles Albert) 911
Luzac (Johannes) —
Luzern —
Lyäos, Lyäus 912
Lycaonien —
Lyceum Sei
Lycien
Lycophron
Lycurgus
Lydia
Lymphe
Lynceus (Linkeus), s. Danaden und Hypermnestra
Lyon
Lyon (Unruhen zu) im J. 181
Lyonnet (Pierre)
Lyra
Lyrik
Lysander
Lysias
Lysimachus
Lysippus
Lyttelton (George Lord)

Der Herausgeber des Conversationslexicons empfiehlt nachstehende, ebenfalls in seinem Verlage erschienenen Werke, die in allen deutschen Buchhandlungen zu haben sind:

I.

Allgemeines bibliographisches Lexicon. Von F. X. Ebert. 1ste bis 4te Lieferung. A—Hes. gr. 4. 1820. (Pränumerationspreis jeder Lieferung von 12 Bogen 1 Thlr. 16 Gr. (3 Fl.) auf Druckpapier, und 2 Thlr. 6 Gr. (4 Fl. 3 Kr.) auf Schreibpapier.)

Wir heben aus einer Recension der ersten Lieferung dieses Werks in den Allgemeinen Medizinischen Annalen 1820, 1stes Heft, S. 75 ff. Folgendes hier aus:

Herr Ebert, in seiner Anstellung an der reichhaltigen Königl. Bibliothek in Dresden, ausgerüstet mit allen Subsidien, die eine Unternehmung dieser Art in Anspruch nimmt, hat eine Reihe von Jahren mit unermüdetem Fleiße darauf gewendet, dies Werk so weit vorzubereiten, daß er nun versprechen kann, aller drei Monate eine Lieferung, wie die vorliegende, (den 15. November 1819 ausgegebene,) erscheinen zu lassen, und so in acht bis zehn Lieferungen das ganze Werk zu beendigen.

Der Hauptzweck desselben ist, Nachricht und genaue Beschreibung von solchen ältern und neuern Büchern zu ertheilen, welche allgemein geschätzt und gesucht werden. Insbesondere sind zur Aufnahme darin folgende geeignet: 1) von eigentlichen Facultätswissenschaften, die Quellen, die wichtigsten Werke aus den historischen Theilen dieser Wissenschaften, solche Werke aus den dogmatischen Theilen derselben, welche ihnen eine neue Gestalt gaben, und solche, die wegen Kostbarkeit, Seltenheit und sonst Bemerkung verdienen; 2) die besten Dichterwerke und solche prosaische Werke, die sich durch die Schreibart auszeichnen; 3) alle Ausgaben griechischer und römischer Classiker, die für den Sammler und Kritiker Werth haben; 4) alle Werke aus der Philologie, Geschichte, Philosophie, Mathematik und den übrigen humanistischen Wissenschaften, welche von allgemeinem bleibenden Interesse sind, und daher wirklich gesucht werden; 5) alle Incunabeln bis 1470 einschließlich, von da nur mit Auswahl; 6) anerkannt seltene Werke, welche wenigstens historisches Interesse haben; 7) Prachtausgaben; 8) Kupferwerke; 9) Werke, die wegen Schwierigkeit des Druckes oder Seltenheit der Typen als kostbare gelten; 10) Bücher, die sich durch solche Eigenthümlichkeiten auszeichnen, welche auf den Preis Einfluß haben; 11) Werke, von denen mehrere zusammen eine Sammlung über einen gewissen Gegenstand ausmachen; 12) Suiten von Werken Eines Verfassers, wenn diese unter sich in einem gewissen Zusammenhange stehen; 13) bändereiche Schriften; 14) Werke, die aus mehrern einzelnen, unter einander von sich unabhängigen Stükken zusammengesetzt sind, bei denen es darauf ankommt, zu wissen, wie viel zu ihnen gehöre.

Die innere Einrichtung ist folgende. Auf die diplomatisch treue und möglichst vollständige Angabe des Titels folgen erläuternde Noten, womit kürzlich folgendes angegeben wird: 1) die Zahl der Bände, so wie der Bogen oder Blätter in nicht paginirten Werken, bei In-

cunabeln die Seitenzahl; 2) die Zahl und Folge der Kupfer Karten, der Nachstiche, der Farbe, wo es nöthig ist; 3) und besten Ausgaben, und Bemerkungen über die unterschied gaben überhaupt; 4) die Eigenheiten nnd Verschiedenheiten Exemplare; 5) die übrigen besondern innern und äußern oder historischen Umstände, wegen welcher ein Buch vorzüg wird.

Es würde hier zu weit führen, alles noch besonders ben machen, wodurch dieses Werk sich auszeichnet, weswegen es a es, wie zu erwarten, in seinem Fortgange dieser ersten welche sich auch durch scharfen, möglichst compendiösen Druc Correktheit und Güte des Papiers vortheilhaftigst auszeichn bleibt, zu einem, alle ähnliche Versuche weit hinter sich lasse faden für die Bücherkunde überhaupt dienen wird, so daß nur einigermaßen umfassenden Bibliothek fehlen darf. Da die noch im deutschen Buchhandel sind, besonders von der leg des verwichenen Jahrhunderts an, mit nur einigen Ausnahme aus den angegebenen Bedingungen der Ausnahme von selbst gehen, nicht aufgenommen sind: so wird das Werk durch das Handbuch der deutschen Literatur von Ersch, 2 Bände, 18 Preis 10 Thlr. (18 fl.) auf Druckp. und 13 Thlr. (23 fl. 24 Schreibp., auf eine höchst genügende Weise ergänzt.

II.

Die Nibelungen von Franz Rudolph Hermann. (1. Nibelungen Hort. II. Siegfried. III. Chriemhildens R Gr. 8. 1819. Preis 1 Thlr. 18 Gr. (3 fl. 9 Xr.)

Der oft und von vielen Kunstfreunden geäußerte Wunsch möge sich ein Dichter finden, der unsere alte ächtnationale Sa Nibelungen zum Drama gestalte, um so die alte Heldendichtung der ins Leben zu führen, ist nun durch obiges Werk erfüllt. Ganze ist nach der Idee einer Trilogie bearbeitet, worüber in Vorrede vom Verfasser das Weitere gesagt ist. Der romantische S ist mit bildsamer Phantasie und mit Verstand behandelt, die Ch tere sind durchgehend treu und wahr gezeichnet, und die tiefstra Handlung ist mit steigendem Interesse bis zur Katastrophe durch führt. Alle dramatischen und lyrischen Schönheiten näher zu bezei nen, genügt hier der Raum nicht. Die Romanzen darin sind er nell, die Liebe Giselhers und Dietlindens zart und naiv, und Gesinnung Rüdigers im Gegensatz der hohen heldenthümlichen G stalten der Nibelungen edel und bieder. Auch die Katastrophe minder herb, als im Liede; sie ist dramatisch und wahrhaft tragi dargestellt. Das Ganze ist mit einer tiefen Begeisterung und einem rühmlichen Fleiße (durchgehend im Reim und in der Assonanz) geschrieben, und nirgend ist ein Sinken von der tragischen Höhe merkbar. In Einem Gusse ist das Ganze vollendet, was den Be des Verfassers zum Dichter wohl am deutlichsten bekundet. Jeder Kenner und Freunde deutscher Literatur wird dies Werk willkomm sein, wenn er unbefangen es seiner Aufmerksamkeit würdiget.

III.

Hans Sachs von Friedrich Furchau. In zwei Abtheilungen. Erste Abtheilung: die Wanderschaft. Zweite Abtheilung: der Ehestand. Gr. 8. 1819. Preis 3 Thlr. 16 Gr. (6 fl. 36 Xr.)

Ein Bild von dem Leben, Wirken und Walten dieses berühmten Meistersängers, auf den Deutschland allerdings stolz sein darf, und dessen Gedichte durch verschiedene verdienstvolle Bemühungen uns wieder näher gebracht worden, kann nicht anders als willkommen sein. Die erste Abtheilung des genannten Werks beschäftigt sich mit den Jugendwanderungen, die zweite aber mit der eigentlichen Bildungsgeschichte und dem häuslichen Leben des Hans Sachs, und letztere gewinnt dadurch ein erhöhtes Interesse, daß sie sowohl über die Art und Weise, wie sich die Reformation in Nürnberg Eingang verschaffte, als auch insbesondere über das merkwürdige Institut der deutschen Meistersängerzunft viel Einzelnes berichtet und überhaupt ein anziehendes Gemählde von dem damaligen Leben in jener hochansehnlichen und altehrwürdigen Reichsstadt aufstellt. Das Buch wird dadurch zugleich eine Art von deutschem Volksroman, und gewiß wird es Jeden, den das Leben der Vorzeit und namentlich des Hans Sachs interessirt, sowohl durch seinen Inhalt als auch durch die angemessene Art der Darstellung befriedigen.

IV.

Karl Witte, oder Erziehungs- und Bildungsgeschichte desselben; ein Buch für Aeltern und Erziehende. Herausgegeben von dessen Vater, dem Prediger Dr. K. Witte. 8. 1819. Zwei Bände in Umschlag geheftet 3 Thlr. (5 fl. 24 Xr.)

Die gebildete Welt beobachtete den frühen Gelehrten Karl Witte mit gespannter Aufmerksamkeit. Thoren hielten ihn für ein Wunder; einige Gegner läugneten anfangs die Thatsachen, verdrehten sie dann, weissagten allerlei Uebel, und nahmen zuletzt zu Hemmungen und Verläumdungen ihre Zuflucht. Indeß, der junge Mann steht an Körper und Geist ungewöhnlich ausgebildet da. Sein gutes Herz geben selbst jene Widersacher zu. Die ganze Bildungsweise war aber kein Wunder, sondern von der Wiege an vorher bedacht, und so viel als möglich bestimmt; ging also ganz natürlich zu. Es fragt sich folglich: Wie verfuhr dabei der Vater? Griff die Mutter mit ein? und wie weit? Welche Umstände der — schweren — Zeit und des — einsamen — Ortes machten die Aufgabe schwierig? Welche wirkten günstig? Wer beförderte die Unternehmung? Wer suchte sie zu hindern? Was bewirkten diese? was jene? — Wie bildete sich das Kind, der Knabe, der Jüngling in den verschiedenen Hinsichten aus? — Wurde das Reinmenschliche in ihm nicht, wie so oft geschieht, durch Sprachen und Wissenschaften erdrückt? Wie steht es mit seiner Gesundheit und Heiterkeit?

Ueber alles dies hat sein Vater und Erzieher, der Prediger D. Karl Witte, sich in dem Werke ausführlich und klar ausgesprochen. Es ist jedem Gebildeten leicht verständlich und anziehend geschrieben. Die rücksichtlose Wahrheitsliebe beweis't, daß der Verfasser weniger die

Mitwelt, als die Nachwelt, im Auge hatte. Das Werk ist vom Verleger gut ausgestattet, brochirt und mit einem zierlichen Umschlage versehen, und eignet sich deshalb sehr zweckmäßig zu einem angenehmen Geschenk.

V.

Zeitgenossen. Biographien und Charakteristiken XVII — XXII. (oder fünften Bandes erste bis vierte und sechsten Bandes erste und zweite Abtheilung.) Preis jeder Abtheilung auf Druckpap. 1 Thlr. (1 Fl. 48 Xr.) auf Schreibpap. 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Xr.) auf Velinpap. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Xr.)

Der Inhalt dieser Hefte ist folgender:

XVII. Michael Speransky. — Johann Twedell. — Joseph Weigl. — Christian Wilhelm Lamaignon de Malesherbes. — Georg Heinrich Nöhden (Doctor der Philosophie und der Rechte, gegenwärtig am brittischen Museum). — Gaspard Monge (frei nach Dupin).

XVIII. Frau von Staël, geb. Necker. Nach der Frau von Necker de Saussure von W. A. Lindau.

XIX. Die französischen Staatsminister unserer Tage. Einleitung. — Elie Herzog Decazes. — Armand Duplessis Herzog von Richelieu. — Marquis Dessolles. — Hercule de Serre. — Graf Siméon. — Baron Pasquier. — Baron Louis. — Antoine Roy. — Graf Gouvion St. Cyr. — Marquis de Latour-Maubourg. — Baron Portal. — Marquis von Hastings. Von H—r. — Friedrich Karl von Strombeck. Von C—r. — Johann Joseph Görres. Von M. — Ueberblick der Geschichte und Charakteristik des französischen Staatsministeriums. Nachtrag und Schlußwort zu den obigen Biographien der Minister.

XX. Napoleon Buonaparte. Nach Jullian. Nebst einem Vorwort der Redaction.

XXI. Wilhelm Georg Friedrich, Prinz von Oranien-Nassau. Von J. v. Arnoldi. — Carl Justus von Gruner. Von C—r. — Fürst Wrede. Von B—f. — Richard Lovell Edgeworth. Von H—r. — Friedrich Wilhelm, Graf von Burghowden.

XXII. Carl August Fürst von Hardenberg. — Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. — William George Browne von H—r. — Richard Brinsley Sheridan. Von S—r.

Das Institut der Zeitgenossen ist übrigens bekannt genug, so daß es keiner weitern Empfehlung bedarf. — Fünf Bände, und des sechsten Bandes erste und zweite Abtheilung sind bis jetzt erschienen, und kostet jeder Band (aus 4 Abth. bestehend) auf Druckp. 4 Thlr. (7 Fl. 12 Xr.) auf Schrbp. 6 Thlr. (10 Fl. 48 Xr.) und auf Velinp. 8 Thlr. (14 Fl. 24 Xr.)

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06376 1368

A 507301 DUPL

Digitized by Google